Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechsunddreißigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: Ernst Curtius, Franz von Defregger, Jules Grévy.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender

Inhalt des 56. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1886.

Band 36. — Heft 106.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1886.

Breslau
S. Schottlaender.

Januar 1886.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Ernst Curtius.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

E Curtius

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVI. Band. — Januar 1886. — Heft 106.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst Curtius.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die Mütter.

Erzählung

von

Ernst Wichert.

— Königsberg. —

In der Hochsaison des letzten Sommers erregte in dem berühmten deutschen Badeorte .....

Ich bitte aus leichtbegreiflichen Gründen mir den Namen des berühmten deutschen Badeortes, in welchem sich in der Hochsaison des letzten Sommers die nachfolgenden Ereignisse abspielten, freundlichst zu erlassen. Nicht einmal einen Buchstaben, wie wohl sonst üblich, möchte ich zur Orientirung hersetzen. Denn es versteht sich von selbst, daß ich nur durch die gröblichste Indiscretion allzu dünner Wände und schlecht schließender Thüren, wie sie leider in großen Badehotels stets die Scheidung der einzelnen Logis zu bewirken pflegen, hinter intime Dinge gekommen sein kann, die man naturgemäß unter vier Augen verhandelt, und es wäre mir unlieb, wenn man auch nur zu rathen versuchte, ob man nicht selbst einen Theil der Begebenheiten — freilich ohne ihre tieferen Beziehungen zu kennen — mit erlebt hätte.

Uebrigens ist es durchaus nicht meine Absicht, die Neugierde auf etwas ganz außerordentliches zu spannen. Es kann sein, daß ich mich täusche, und die Vorkommnisse, von denen ich zu berichten habe, so alltäglich und selbstverständlich erscheinen, daß ich Feder und Tinte sparen konnte.

Wie dem auch sei, ich sage der Wahrheit gemäß, daß an diesem nicht genannten Orte, der durch seinen großweltlichen Charakter den ersten Anspruch darauf hat, das Wundersamste kaum flüchtig zur Beachtung kommen zu lassen, einige Zeit lang eine Mutter mit drei Töchtern ein gewisses Aufsehen erregte. Ich will nicht behaupten, daß sie dasselbe irgendwie herausforderte.

Da aber eine Mutter mit drei bildhübschen Töchtern im Alter von einundzwanzig bis siebzehn Jahren unter allen Umständen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen geeignet ist, und an einem Badeort der größte Theil der Gesellschaft sich grundsätzlich in der Lage befindet, gar nichts anderes zu thun zu haben, als auf der Terrasse des Hotels, im Speisesaal und auf der Promenade Beobachtungen anzustellen, die sich auf den lieben Nächsten beziehen, so hätte es vielleicht nicht einmal besonderer Umstände bedurft, diesen Gästen eine mehr als gewöhnliche Theilnahme zu sichern. Es steht fest, daß man von ihnen allgemein sprach, ehe man noch ihren Namen kannte.

Reiche Leute jedenfalls! Der Hotelier hielt für sie in der ersten Etage einen reizenden Salon mit Balcon, zwei Schlafzimmer und einen Garderobenraum bereit, in den das Bett für die Jungfer zu stellen war. Sie langten mit einer Masse von Koffern, Körben, Schachteln und sonstigen Gepäckstücken an, die der Hotel-Omnibus nicht in einer Ladung zu bewältigen im Stande gewesen war. Täglich machten sie dreimal höchst geschmackvoll Toilette, und mindestens vierzehn Tage lang war es auch den aufmerksamsten Augen nicht möglich, dieselbe Robe, denselben Hut, denselben Sonnenschirm wieder zu erspähen. Mag man ein wenig übertrieben haben; aber daß ein ganzes Modemagazin zur Stelle war und die Auswahl stets mit peinlichster Rücksicht auf die Tageszeit, den Zweck, das Wetter und besonders auf das Ensemble der vier zusammengehörigen Erscheinungen erfolgte, konnte Niemand entgehen.

In das Fremdenbuch waren sie eingeschrieben als Commerzienräthin Mathilde Soundso aus ... (einem bedeutenden Fabrikort) mit ihren Töchtern Cilly, Ella und Charlotte. Der letzte Name war wieder ausgestrichen und durch Lolo ersetzt. Der Strich war so kräftig geführt, daß die Spitze der Feder in's Papier gerissen hatte.

Cilly war eine schmächtige Blondine mit einem sehr zierlichen, immer etwas bleichen Gesichtchen. Sie vermied offenbar Roth aufzulegen. Ihr Teint erschien noch zarter unter dem kleinen weißen Schleier, der nur bis zur Nasenspitze reichte und den sie sehr liebte. Ihre dunkelblauen Augen hatten darunter etwas zärtlich Schmachtendes, die kleinen Löckchen auf der Stirn und die langen Wimpern, die sich stets ganz langsam hoben und senkten, einen Schimmer in's Aschfarbige. Sie trug meist auf Spaziergängen ein Skizzenbuch in der Hand, aber man hatte sie nicht darin zeichnen sehen, und sie hielt auch den Inhalt vor allen fremden Blicken geheim. Sie müsse eine ganz einsame Stunde abwarten, versicherte sie. Es war nicht ihre Schuld, daß die Gesellschaft es zu einer solchen nie kommen ließ.

Kräftiger gewachsen, voller, frischer von Farbe zeigte sich Ella. Sie hatte wunderschöne Zähne und lachte gern. Die Mama konnte in ihrer Jugend so ausgesehen haben; sie hatte auch deren braunes Haar und rundes Kinn mit dem Grübchen geerbt. Sie musicirte und sang, ließ sich auch nie lange um einen Vortrag bitten und nahm Lobsprüche ohne die geringste

Verlegenheit, aber auch nur mit der flüchtigsten Aufmerksamkeit entgegen. Mein Himmel! wenn man von früh auf die besten Lehrer gehabt und täglich fünf Stunden geübt hat, als ob man eine Virtuosin werden sollte.... Und ein paar leichte Liedchen —! Wem's nicht gefällt, der braucht ja nicht zuzuhören. Sie hatte eine gute Manier, mit Jedem munter zu verkehren, ohne doch eine zu dreiste Annäherung zu gestatten. Sie bildete stets den Mittelpunkt einer lustigen Gesellschaft.

Mit Lolo, der siebenzehnjährigen, hatte die Frau Mama ihre liebe Noth. Fortwährend mußte sie durch Blicke, Winke und leise Worte gezügelt werden. Sie war in ihrer äußeren Erscheinung, wenn nicht die hübscheste, doch die pikanteste von den drei Schwestern, kaum mittelgroß, aber die Schultern und das zierliche Näschen hoch tragend, schlank wie Cilly und voll wie Ella, halb Kind und halb Dame. Sie ließ das wellige kastanienbraune Haar, ohne alle Kunst in einen dicken, an der Spitze offenen Zopf geflochten, über den Rücken fallen und bewegte sich so lebhaft, daß er hundertmal von einer Schulter zur anderen hüpfte. Ihr steter Begleiter war Fips, ein kleiner Seidenspitz. Er wurde an einem blauen Seidenbande geführt, bei jeder Begegnung mit einem anderen Köter auf den Arm gehoben, geküßt, mit Zucker gefüttert, gelegentlich auch in der drolligsten Weise ausgescholten. Es sah recht niedlich aus, wenn sie mit den spitzen, rosigen Fingerchen das weißflockige Haar kämmte oder aus den langen Zotteln rund um den Kopf Zöpfe flocht, und es fanden sich auch immer vergnügte Zuschauer. Sie konnte aber auch, wie sie selbst versicherte, sehr ernst sein. Zu diesem Zwecke pflegte sie ein Pince-nez auf die Nase zu drücken und in der Stirn unter den krausen Härchen eine kleine Falte zu ziehen. Sie unterhielt sich dann nach Belieben über die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur, über Philosophie, Kunst und sogar Politik. Sie verfügte über eine Anzahl fertiger Urtheile, und brachte sie mit imponirender Sicherheit an den Mann. Durchaus nicht vorlaut und auch ohne jede Wichtigthuerei, aber offenbar selbst völlig überzeugt, und deshalb unangreifbar. Man hatte deshalb auch immer nur wenige Minuten ihr Ohr für denselben Gegenstand. Sie behauptete, daß sie einen dreibändigen Roman in zwei Stunden auslesen könne und daß sie über jede Zeitung nur einmal hinblicken dürfe, um zu wissen, was darin stehe. Ganz ernst; und sie nahm's auch übel, wenn man lachte.

Es versteht sich von selbst, daß die Schwestern französisch und englisch parlirten. Ella, die Sängerin, sang auch geläufig und mit guter Aussprache italienische Arien.

Eine Mutter mit drei reizenden Töchtern in täglich dreimal wechselnden Toiletten an einem Badeort hat sonst die Vermuthung gegen sich, gewisse Absichten zu verfolgen. Natürlich wurde auch die Commerzienräthin darauf angesehen. Aber die Spottsucht selbst konnte kein Häkchen entdecken, an das sich etwas hängen ließe. Sie schien an den Mädchen selbst die

unschuldigste Freude zu haben, und wenn ihr der Mutterstolz aus den Augen leuchtete, der Welt ein so ansprechendes Dreiblatt im reichsten Schmuck präsentiren zu dürfen, so hielt sie es doch sicher für ganz selbstverständlich, daß auch die Welt ihre Freude daran hätte und daß sich zur rechten Zeit ganz ohne ihr mütterliches Zuthun zu den Töchtern auch die Schwiegersöhne finden würden. Man brauchte sich wahrlich nicht zu bemühen. Eher war Grund, in der Ferne zu halten, was sich vorschnell über die Linie hinaus zu nähern versuchte, die dem Publikum gesteckt war.

Bei dieser Unbefangenheit des Benehmens konnte es nicht fehlen, daß sich der Kreis der Verehrer bald mehr und mehr um die Damen verdichtete. Sobald es einigen älteren Herren gelungen war, eine Bekanntschaft anzuknüpfen, eiferten auch die jüngeren durch sie vorgestellt zu werden. Grafen und Barone so gut wie Söhne von anerkannten Millionären baten um die Gunst, die Damen auf der Promenade begleiten, im Curgarten an ihrem Tisch Platz nehmen oder sie Abends in den Saal führen zu dürfen. Sie wurde auch geringeren Sterblichen mit derselben gleichmäßigen Freundlichkeit zu Theil, wenn sie sich zur „guten Gesellschaft“ zu halten Bedürfniß und Beruf fühlten.

Es war da eine Clique von jungen Leuten bemerkbar gewesen, die sich mit einer gewissen Ostentation auf sich selbst zurückgezogen und besonders den Umgang mit Familien, zu denen Töchter gehörten, vermieden hatten. Sie wollten „nicht genirt sein“, spielten Morgens, Mittags und Abends ihren Skat, kegelten draußen in Bellevue, tranken bei Tisch mit Kennerschaft „wenig aber gut“, schlürften ihren Kaffee auf der Terrasse an der Promenade, auf zwei Stühlen liegend und den blauen Rauch der „echten“ Cigarre den Vorübergehenden in's Gesicht paffend, plänkelten mit den hübschen Kellnerinnen im Rosenthal oder in der Klause und gähnten einander mit viel Behagen an, wenn der Stoff zur Unterhaltung über galante Abenteuer, merkwürdige Spielpartieen, Wetten bei Pferderennen, allerhand Teufelskerle von Kameraden und dergleichen ausging. Einer der jüngsten dieser in ihrer Art exclusiven Gesellschaft, ein schlanker Mensch in den ersten Zwanzigern mit munteren Augen und schwarzem Bärtchen, von oben bis unten in einen gelblichgrauen Modestoff gekleidet, den Hals in einen steifen Rundkragen, die Manchetten mit Hufeisen statt der Knöpfe weit über die schmalen Hände hinausgehängt, wurde Herr Lieutenant, auch Lieutenant ohne Herr und von den Vertrauteren Max gerufen. Er erfreute sich großer Beliebtheit, wurde viel gehänselt und revanchirte sich in einer gutmüthig-witzigen Weise, die immer die Lacher auf seine Seite brachte.

Dieser geschlossene Kreis nun widerstand am längsten der Versuchung, sich durch die drei Schwestern aus seiner Daseinsgewohnheit bringen zu lassen. Man zuckte die Achseln, man spöttelte, man überbot sich in scherzhaften Vergleichen, um auch von den Schwächeren die Gefahr abzulenken, aber man brachte es doch nicht zu der Gleichgültigkeit, mit der man bis

dahin über den gesammten Damenflor hinweggesehen hatte. Ein kahlköpfiger Assessor vom auswärtigen Amt interessirte sich merklich — natürlich nur von Weitem — für die Bleiche, ein junger Bankier, der für ein musikalisches Genie galt, weil er jede Operettenmelodie nachzupfeifen verstand, fühlte sich wie elektrisirt, wenn das muntere Lachen der Braunen an sein Ohr schlug, und der Lieutenant konnte die Augen nicht von der „allerliebsten Person, der Lolo" lassen. Er hatte ihren Vornamen schon ausgekundschaftet.

Man kam endlich überein, daß es doch unartig wäre, einer Vorstellung geflissentlich aus dem Wege zu gehen. Und dann wollte sich keiner vom Club ausschließen. Die Herren wurden mit ungewöhnlicher Zurückhaltung und Förmlichkeit empfangen. Die Damen behandelten sie so fremd, als ob sie eben erst in ihren Gesichtskreis gekommen wären, und das anscheinend ganz ohne Verstellung. Der Lieutenant, der Fräulein Lolo mit Begeisterung versicherte, bisher nur im Friseurladen einen so prächtigen Zopf gesehen zu haben, wurde recht schnippisch mit der Antwort abgetrumpft, er sei auch da gekauft und nur angebunden. Sie sah ihn dabei mitleidig durch den Kneifer an und zog die Falte in der Stirn tiefer, als gewöhnlich. Es schien, daß sie ihn ein für alle Mal abzufertigen beabsichtigte.

Donnerwetter — hatte das Mädel Augen! So etwas hatte ihn „im ganzen Leben" noch nicht angeblitzt. Er spielte seitdem sehr nachlässig Skat, schob einen Rehbock nach dem andern, gönnte dem Menu keinen Blick, beobachtete minutenlang schweigend das Perlen des Champagners und ließ sich von der feschen Pepi dreimal fragen, ob sie ihm das Seidel wieder füllen dürfe. „Max, Max!" drohte der Kahlkopf, „mit Dir ist etwas vorgegangen."

„Merkt Ihr denn nicht, daß ich verliebt bin?" fragte der Lieutenant. Er wollte damit jeden vordringlichen Scherz im Voraus abtrumpfen, und das gelang ihm auch, aber er wußte am besten, daß da gar nicht zu spaßen war. Er war wirklich verliebt und gleich, wie man zu sagen pflegt, bis über die Ohren. Vielleicht trotz seiner jungen Jahre zum hundertundersten Mal, aber „dies Mal ordentlich".

Es dauerte denn auch gar nicht lange, bis er gänzlich „ausriß" und nach dem Hotel übersiedelte, in dem die Damen logirten. Er hatte nun vollauf die gewünschte Gelegenheit, ihnen zu begegnen, zumal seine ganze Beschäftigung darin bestand, auf diese Gelegenheit zu passen. Er saß bei der Table d'hôte Lolo gegenüber und strengte seinen Kopf an, immer neue Anknüpfungspunkte zu ermitteln, wenn sie die glücklich entdeckten schnell wieder fallen ließ. Er verschaffte sich aus der Leihbibliothek die Bücher, von denen sie gesprochen hatte, und las bis spät in die Nacht hinein, um sich am anderen Tage zu überzeugen, daß sie nicht mehr darauf zurückgeführt sein wollte. Er erinnerte sich bereitwilligst aller der Museumsbilder, auf die sie zu sprechen kam, und gab Urtheile darüber ab, die so

verschwommen waren, daß sie nur mitleidig die Achseln zuckte. Das hinderte ihn durchaus nicht, immer wieder anzusetzen. Er bemerkte bei ihr eine gewisse Vorliebe für's Militär. Sie zu nähren war nun sein eifrigstes Bemühen. Es entging ihm auch nicht, daß ihre Augen an seiner Person Gefallen fanden; manchmal erhaschte er einen Blick, auch wenn er sie nicht gerade anredete. Darauf ließ sich weiter bauen.

Raschere und mehr entschiedene Fortschritte machte er, als er auf den glücklichen Gedanken kam, Fips alle die Zärtlichkeit zuzuwenden, die sich zur Zeit nicht gegen seine Herrin entladen konnte. Er entpuppte sich als ein großer Hundeliebhaber; besonders verehrte er die Seidenspitze wegen ihrer Schönheit und Klugheit. Fips war überdies das Muster der Wohlerzogenheit und des feinen Tactgefühls. Diese guten, freundlichen, aufmerksamen Augen! Dieses dankbare Gemüth! Dieses geschmeidige Anschmiegen! Und dieses muthige Selbstgefühl bei der Annäherung viel größerer Köter! Er wußte Fips an sich heranzulocken, nahm ihn auf den Schooß, streichelte ihn, drückte seine Schnauze an die Backe —: „ein süßes Thier!“ Bei Spaziergängen theilte er die Sorge für Fips mit Lolo. Oft liefen sie ihm beide nach, ihn vor irgend einer Fährlichkeit zu bewahren. Er reinigte mit seinem Taschentuch die Pfötchen, wenn er sich auf dem Wege beschmutzt hatte; er trug im Gasthause das Täßchen mit der Milch herbei, die ihn erquicken sollte. Er liebkoste ihn, wenn sie ihn auf dem Arm trug, und kämmte mit ihr um die Wette die seidenen Zotteln, wobei sich dann wohl auch ihre Hände berührten. Lolo fand den jungen Mann, der sich mit ihrem Liebling so viel Mühe gab, mehr und mehr angenehm. Er muß ein guter Mensch sein, dachte sie. Sie drückte nun immer seltener das Pince-nez auf die Nase, wenn sie mit ihm sprach, und zuckte nur noch ausnahmsweise die runden Achseln — was ihr übrigens sehr gut ließ — wenn er eine gar zu tolle literarische oder künstlerische Ungeheuerlichkeit producirte.

Unser Lieutenant durfte sich ohne Ueberhebung gestehen, daß er Eindruck gemacht habe und seine Chancen bei Lolo im Steigen seien. Er dachte jetzt schon allen Ernstes an ein engeres Verhältniß. Es handelte sich zugleich unzweifelhaft um eine gute Partie. Anders ließ sich ja auch an's Heirathen gar nicht denken! Er war noch sehr jung, aber Lolo war mindestens fünf Jahre jünger — sie paßten trefflich zu einander. Als er so weit mit sich im Reinen war, zauste er sein Bärtchen nur noch, um den geschicktesten Feldzugsplan herauszuzupfen. Es mußte zunächst irgend etwas geschehen, was ihn mit einiger Sicherheit erkennen ließ, daß er bei Lolo gesiegt hätte. Einen Korb wollte er sich nicht holen, und so viel Menschenkenntniß besaß er denn doch, um sich vorauszusagen, daß er bei der Mama unter allen Umständen einen schweren Stand haben werde. Sie beobachtete ihn bereits mit sehr mißtrauischen Blicken und beharrte ihm

gegenüber in förmlichem Wesen, so viel Anstrengung er sich's auch kosten ließ, sie durch allerhand Galanterie zu gewinnen.

Eines Tages schrieb er an einen Kameraden in der Garnison, und bald darauf langte für ihn eine Postkiste und Helmschachtel an. Zur Verwunderung der ganzen Hotelgesellschaft erschien er an der Tafel in der allerdings sehr kleidsamen Uniform seines Cavallerie-Regiments, nachdem er vorher bereits der Frau Commerzienrath in ihrem Salon so verwandelt seine Visite abgestattet hatte. „Wozu aber diese Umstände, bester Herr Lieutenant?" — „Es sind durchaus keine Umstände, gnädigste Frau," versicherte er, ein klein wenig mehr als gewöhnlich näselnd, „lange schon war es mein Wunsch, mich den verehrten Damen gleichsam auch officiell vorzustellen. Es konnte das ohne parademäßigen Anzug nicht geschehen. Ein Offizier in Civil ist nicht Fisch, nicht Vogel. Ah! Sie glauben nicht, wie wohl ich mich wieder einmal in der Uniform fühle."

Sie kleidete ihn in der That trefflich. Seine hohe schlanke Figur kam so erst voll zur Geltung. Die lebhaften Farben erhöhten noch die Frische und den munteren Ausdruck seines Gesichtes. Unverkennbar gewann er in Lolos Meinung, die sehr gut wußte, daß er sich nur für sie ausgeputzt hatte. Als sie zufällig neben einander an einem der großen Spiegel vorbeigingen, blickte sie verstohlen hinein, um sich an der Seite des hübschen Offiziers zu sehen. Vielleicht fragte sie sich, welche Figur sie an seinem Arme machen würde. Die Antwort mochte zufriedenstellend ausfallen, sie erröthete und spielte mit dem Fächer.

Am Nachmittage miethete er vom Stallmeister dessen bestes Pferd zu einem Spazierritt und wußte es so einzurichten, daß er den Damen mehrmals begegnete. Der Seidenspitz wurde sehr unruhig und mußte von Lolo an die Leine genommen werden. Sie war aber gar nicht ärgerlich darüber. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich in einem langen Reitkleide, den Hut mit blauem Schleier auf dem Köpfchen, eine Gerte mit silbernem Knopf in der Hand, zu Pferde neben ihm dachte. Sie ritt so gern! Selbst den Rücken eines Esels verschmähte sie nicht, wenn's zur Burgruine hinaufging. Wie sie heute seinen Gruß erwiderte, wußte er ganz genau, daß er ihr sehr gefallen hatte.

Das gegenseitige Verständniß der Beiden wurde nun offenbar von Tage zu Tage inniger. Lolo war in Max gerade so verliebt, wie Max in Lolo. Schon hörte man mitunter eine der Schwestern rufen: „Aber Lolo!" Die Mama schob sich zwischen sie, wo sie nur konnte, ohne doch hindern zu können, daß die mühsam Getrennten sich in der nächsten Minute wieder vereinigten. Eines Abends vor dem Schlafengehen kam es zwischen Mutter und Tochter im Salon zu einer ernstlichen Aussprache. „Was soll das?" meinte die Commerzienräthin. „Dieser junge Herr ist mit seiner Zudringlichkeit denn doch zu ungenirt. Alle Welt beobachtet ihn schon, und es wird an Glossen nicht fehlen. Du aber, Charlotte. . . . Ich verstehe Dich gar nicht.

Ein junges Mädchen läßt sich doch in dieser Weise nicht den Hof machen, wenn nicht reelle Absichten —"

„Aber er hat sicher ganz reelle Absichten, Mama."

„Dummes Zeug! Ein Lieutenant —! Wie kann da von reellen Absichten überhaupt die Rede sein?"

„Kann ein Lieutenant nicht heirathen?"

„Ob er kann! Wenn er den Consens erhält. . . . Aber das kommt hier gar nicht in Frage. Er paßt nicht für Dich."

„Warum paßt er nicht! Er ist ein hübscher und liebenswürdiger Mensch."

„Ich begreife nicht, wie man ihn hübsch finden kann," bemerkte Ella naserümpfend. „Nun ja — er hat eine ganz stattliche Figur, aber etwas recht puppenhaft Freundliches im Gesicht."

„Das lasse ich noch gelten," sagte Cilly, ihre langen Wimpern senkend, „aber liebenswürdig kann ich ihn doch beim besten Willen nicht nennen. Es fehlt ihm die männliche Würde. Er macht seine Künste wie Fips, um Dir zu gefallen."

„O — Ihr seid neidisch," schalt Lolo, feuerroth bis unter das Stirnhaar.

„O — ah —!"

„Ach – !"

„Wie dem auch sei," fiel die Mama ein, „es kommt darauf recht wenig an. Du weißt, Lolo, daß der Vater sich sehr ernstlich gegen das Militär ausgesprochen hat. Nicht im Allgemeinen. Er ist ein zu guter Patriot, um die Armee nicht nach Gebühr hochzuhalten. Aber in seiner Familie will er nicht genirt sein, und ein Offizier würde ihn geniren. Wie gesagt, er hat sich bereits sehr bestimmt ausgesprochen."

„Wenn ich ihm aber doch gut bin —!"

„Das ist eine Einbildung, liebes Kind, die bald wieder schwindet, wenn Du Dir darüber klar geworden bist, daß aus der Sache nichts werden kann. Ich hoffe, er ist in seiner Dreistigkeit noch nicht so weit gegangen, sich Dir förmlich zu erklären."

„Allerdings förmlich, Mama. . . . "

„Gut also. Es wird Deine Aufgabe sein, ihn so zu behandeln, daß es zu einer Erklärung nicht kommt."

„Aber wie soll ich —?"

„Eine junge Dame hat es in der Hand. Es versteht sich von selbst, daß man ihn nicht verletzen darf. Es genügt völlig, wenn ihm begreiflich wird, daß ein Nähertreten nicht erwünscht ist. In seinem eigenen Interesse . . . Es kann ihm doch nicht lieb sein, sich abweisen zu lassen."

Lolo weinte.

„Du bist ein rechtes Kind."

Die Thränen flossen reichlicher. „Es ist doch nur, weil ich die Jüngste bin und weil bei uns alles nach der Ordnung gehen muß. Aber was kann ich dafür, wenn er mich liebt. . . ."

„Ich gönne ihn Dir von Herzen," lispelte Cilly, „ganz aufrichtig."

„Es eilt mir nicht so," versicherte Ella lachend. „Und einen Lieutenant.... Da hätte ich die Wahl. Ich könnte mich in keinen Mann verlieben, der nicht wenigstens fünfzehn Jahre älter wäre, als ich."

„Und doch auch schon etwas hätte," setzte Cilly hinzu.

Die Commerzienräthin nickte zustimmend.

„Wenn man so unpoetisch ist wie Ihr —!" schluchzte Lolo.

„Es läutet zu Tisch," bemerkte die Mama. „Du bist sehr roth, Lolo — ich denke wir gehen voran."

„Geht nur — ich habe gar keinen Appetit."

Aber nach einer Viertelstunde fand sie sich doch bei der Tafel ein, wo ihr Gegenüber schon sehr aufgeregt wartete. Sie hatte vielleicht absichtlich nichts dazu gethan, ihre verweinten Augen zu verstecken. Er merkte gleich, daß etwas vorgegangen war, und ihre forcirte Lustigkeit bestärkte ihn in diesem Verdacht. Dann behauptete sie, Fips sei unpäßlich und könne sich bei dem heutigen Spaziergang nicht betheiligen; sie selbst müsse ihm natürlich Gesellschaft leisten. Sie ging auch wirklich nach ihrem Zimmer hinauf. Nun hatte auch der Lieutenant eine Ausrede. Er spazierte, seine Cigarre rauchend, die Terrasse auf und ab, immer an dem Balcon vorüber, auf welchen sich die Thüren des bewußten Salons öffneten.

Nicht gar lange vergeblich. Lolo kam heraus, lehnte sich auf die Leiste des eisernen Geländers und musterte den Himmel, der an Bläue nichts zu wünschen übrig ließ.

„Fräulein —" hüstelte er hinauf.

„Ach — Sie sind es, Herr Lieutenant! Aber warum sind Sie nicht mitgegangen?"

„Wie sollte ich, wenn Sie ..."

„St! Die Kellner brauchen es doch nicht zu wissen!"

„Ich wollte nur sagen ..."

„Das Wetter ist heute wirklich sehr schön."

„Ja, sehr schön."

„Die Luft so warm und so still."

„Ja sehr warm und sehr still. Mir war's vor ein paar Stunden aber doch, als ob ich's donnern hörte," bemerkte er pfiffig.

„Sie haben ein scharfes Ohr."

„Hat's gedonnert?"

„Es kann wohl sein. Aengstigen Sie sich vor dem Gewitter, Herr Lieutenant?"

„O — durchaus nicht."

„Es thut meist nur so. Ein Bischen Spectakel...."

„Vielleicht begnügt sich's auch mit dem Wetterleuchten — ha, ha, ha!"

„Aber unterbrechen Sie doch nur meinetwegen Ihre Promenade nicht."

„Wenn Sie erlauben, setze ich mir lieber einen Stuhl —"

„Um Himmelswillen, dann gehe ich sogleich hinein."

Er warf mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Cigarre fort, besichtigte sehr aufmerksam die Brandstelle, blies den Rauch mit gespitztem Munde bei Seite und drehte sich dabei langsam um sich selbst.

„Wie geht's unserm armen Kranken?" fragte er hinauf.

„Er schläft," antwortete sie, „danke für gütige Nachfrage."

„Doch nichts Bedenkliches?"

„Ich hoffe, nein. Es wäre auf die Dauer sehr langweilig, bei ihm die barmherzige Schwester zu spielen. Fips hat so zarte Nerven. Das Gewitter!!"

„Ich dachte es wohl."

„Warten Sie einmal...." Sie entfernte sich und kam nach einer Minute mit dem Patienten im Arm zurück. Sie hatte ihm ein Morgenhäubchen aufgesetzt und einen Staubmantel umgelegt. Er sträubte sich gegen diese Hüllen und fing an zu kläffen, da sie dieselben fester zusammenzog. Sie lachte und ließ ihn laufen. Nun sah's aber doppelt drollig aus, wenn er sich in den langen Mantel verwickelte oder am Gitter aufsprang und das Häubchen, das ihm bis über die Nase gefallen war, abzuschütteln versuchte. Der Lieutenant klatschte Bravo. Das Amüsement dauerte gut eine Viertelstunde. Es fanden sich noch andere Zuschauer ein, selbst der Oberkellner in Frack und weißer Binde, das Haar untadelig gescheitelt, stand lächelnd in einiger Entfernung. Das schien Lolo zu verdrießen. Sie machte dem Spiel ein Ende, lockte das Hündchen in's Zimmer und schloß hinter sich und ihm die Thüren.

Max seufzte. Wie sollte er den Tag ohne Lolo verbringen? Und was hatte sie eigentlich für einen Grund gehabt...? Es hatte gewittert — ohne Frage. Und die Luft schien jetzt erst recht schwül zu werden. Was sollte er thun? Sich vorsichtiger zurückhalten? Noch muthiger drauf losgehen? Bei Lolo dürfte er schon etwas wagen. Aber die Mama.... Eine Partie Skat wäre ihm ein rechtes Labsal gewesen. Er schämte sich nur, die alten Kameraden aufzusuchen, die ihn immer so malitiös grüßten.

Am anderen Tage schloß sich Lolo wieder den Ihrigen an, aber sie ließ den ganzen Weg über das Pince-nez nicht von der Nase und handelte wie ein Professor den jüngsten Gartenlauben-Roman ab.

Am dritten — man erkletterte die Burgruine — hielt sie's in dieser Reserve nicht länger aus, sondern entrirte, da Max sich seiner guten Lunge rühmte, alles mütterlichen Widerspruchs ungeachtet eine Wette, daß sie in acht Minuten nicht nur oben auf dem Berge sein, sondern auch auf der Zinne des alten Thurmes stehen und Schillers Taucher declamiren wolle. Nun mußte er ihr natürlich nacheilen, um oben die Uhr vergleichen zu können. Sie entschwanden auf dem bewaldeten Zickzackwege bald den Blicken der Uebrigen. Die Commerzienräthin konnte bei ihrer Corpulenz den Schritt nur wenig beschleunigen, Cilly und Ella blieben gesittet an ihrer Seite. So

konnte der Taucher längst bis zum letzten Verse aufgesagt sein, wenn sie unter dem Thurm anlangten.

Es hat sich nicht ermitteln lassen, ob auch nur der erste Vers wirklich gesprochen ist. Als die Bäume einen Ausblick gestatteten, standen sie Beide auf der Plattform sehr nahe bei einander und allem Anschein nach Hand in Hand. Nur noch eine knappe Secunde lang. Dann eilte Lolo hinab und manövrirte so geschickt mit ihrem Sonnenschirm, daß es nicht möglich war, ihr in's Gesicht zu sehen. Erst mehrere Minuten später erschien unter dem Gewölbe der Eingangsthür der Lieutenant, etwas verlegen grüßend. Er schlürfte sehr schnell seinen Kaffee und vermied es nach Lolo hinzublicken, die sich ebenso still in eine Zeitung vertiefte. Von der Wette wurde gar nicht mehr gesprochen. Auf dem ganzen Rückweg hielt sich der Lieutenant zur Mama, während Lolo immer einige Schritte zurückblieb und Waldblumen pflückte. Fips lief von dem einen zum andern und wunderte sich, daß man ihn gar nicht beachtete. Eine solche Vernachlässigung seiner werthen Person mußte ihm unerhört scheinen.

Es war etwas vorgefallen. Sicher! Ein Zweifel darüber konnte gar nicht aufkommen. Die Commerzienräthin war nur noch im Unklaren, ob sie sich so oder so verständigt hätten. Sie hoffte, Charlotte werde ihm zu verstehen gegeben haben, daß sein Werben zu dreist sei. Deshalb bei Beiden die gekniffene Stimmung. Es war aber doch auch möglich, daß sie sich nach der Aussprache des Ernstes der Situation bewußt geworden waren, und fühlten, jetzt nicht unbefangen mit einander verkehren zu können. Diese Annahme gewann, je mehr sie alle Umstände erwog — und das geschah während sie mit ihren Töchtern und dem Lieutenant über die gleichgültigsten und entlegensten Dinge parlirte — leider mehr und mehr Bestand.

Im Hotel nach dem Abendessen, an dem Lolo wegen Kopfschmerzen nicht Theil nahm, wurde das Töchterchen denn auch sogleich scharf in's Gebet genommen. Lolo gestand, daß sie sehr unbedacht gehandelt habe, als sie die Wette proponirte. Denn wie sie auch gelaufen sei, Max habe sie natürlich eingeholt und ihr gleich gesagt, daß er ihr gut sei und es nicht länger zurückhalten könne und daß er der unglücklichste Mensch von der Welt werden müßte, wenn sie nicht seine Frau würde. Sie sei so außer Athem gewesen, daß sie anfangs gar nicht habe antworten können, und da habe er noch dringlicher gefragt, ob sie ihm gut sei; sie solle nur sagen: ja oder nein. Und da habe sie denn doch nicht lügen können und habe ja gesagt. Ihre ernstliche Absicht sei aber gewesen, ihm auseinanderzusetzen, daß daraus doch nichts werden könne, sobald sie nur erst wieder zu Athem gekommen sein würde. Er habe das aber nicht abgewartet, sondern sie gleich stürmisch umarmt und geküßt. Darüber sei sie freilich böse geworden, er habe aber ihre Hand nicht mehr losgelassen und ihr immer gut zugeredet — und da sei es auch schon zu spät gewesen, ihn abzuweisen, weil die Mama und die Schwestern unten am Thurm erschienen wären.

Das klang Alles höchst glaubwürdig; die Commerzienräthin schüttelte aber doch sehr bedenklich den Kopf. Das Abweisen werde jetzt viel schwieriger sein. Das sei auch ihre Meinung, versicherte Lolo. Sie könne sich gar nicht vorstellen, wie es gemacht werden solle. Sie küßte der Mama die Hände und bat sie unter Thränen, sich ihrer beim Papa anzunehmen. Nur zur ersten Beruhigung erhielt sie ein halbes Versprechen, sich's noch überlegen zu wollen.

Am nächsten Vormittage schickte der Lieutenant seine Visitenkarte hinein. Er hatte zu dem bevorstehenden feierlichen Act wieder seine Parade-uniform angelegt und hielt den Helm in der Hand. Er sah ein wenig bleich aus und zwang sich zu einem Lächeln, als er die gnädige Frau um eine Unterredung unter vier Augen bat. Die Räthin, die schon in Erwartung dieses Besuchs frühzeitig große Toilette gemacht hatte, mußte ihm Stand halten. Er gestand, daß er seine Leidenschaft zu Fräulein Charlotte gestern nicht zu meistern vermocht und ihr ein Geständniß ihrer Gegenneigung abgetrotzt habe. Es fehle ihm nicht der Muth zu dem Wagniß, um ihre Hand anzuhalten. „Sie sind die Güte selbst, gnädigste Frau," schloß er, „stehen Sie uns bei ein Ziel zu erringen, das unser Lebensglück bedingt. Wir wissen, wie sehr wir Ihres Beistandes bedürfen. Versagen Sie uns denselben nicht, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein."

Er sah dabei die Räthin mit einem so zärtlich schmachtenden Blick an, daß sie wohl ihr Herz bewegt fühlen mußte. Sie sagte sich aber auch sogleich, daß sie keine Schwäche aufkommen lassen dürfe. Vorsichtig die Balconthür schließend und zum Sitzen nöthigend, antwortete sie daher mit fester Stimme:

„Es thut mir sehr leid, verehrter Herr Lieutenant, daß Sie Lolo beunruhigt haben. Sie ist noch ein rechtes Kind und hat in der Ueberraschung wohl kaum die passenden Worte gefunden. Ich will durchaus nicht in Abrede stellen, daß Ihre Bemühungen um sie einen gewissen Erfolg gehabt haben; aber eine Badebekanntschaft ist doch zu flüchtig, um die nöthige Garantie für ein dauerndes Gefallen bieten zu können —"

„O, was das anbetrifft, gnädigste Frau," fiel er lebhaft ein, „so scheint mir jede Sorge überflüssig. Fräulein Lolo sehen und lieben, war bei mir Eins. Nicht einen Augenblick habe ich geschwankt mir zu gestehen, daß es kein zweites weibliches Wesen auf der Welt geben könne, zu dem sich mein Herz je mit gleicher Stärke —"

„Gewiß, gewiß," dämpfte die Räthin sein immer heller aufloderndes Feuer. „Es wäre ja ganz unnatürlich, wenn Sie jetzt nicht so empfänden. Aber bei Ihren zweiundzwanzig Jahren —"

„Dreiundzwanzig, gnädigste Frau."

„Und wenn Sie drei für eins zuzulegen hätten — bei Ihrer großen Jugend ist eine Uebereilung, eine Täuschung sehr leicht denkbar."

„Das muß ich entschieden bestreiten, gnädigste Frau. Bei der Solidität meines Charakters, bei der Festigkeit meiner Grundsätze—"

„Ich zweifle daran nicht. Aber man hat Beispiele —"

„Auf Ehrenwort, gnädigste Frau! Ich bin ein Mensch, dem Sie allen Beispielen zum Trotz unbedingtes Vertrauen schenken können. Wenn ich sage, ich liebe Fräulein Lolo, so sage ich damit auch, daß ich sie ewig lieben werde. Versteht sich ja auch bei einer so schönen und liebenswürdigen Dame ganz von selbst."

„Gut, gut! Ob aber meine Tochter ihres Gefühls ebenso sicher ist..."

„Das kann doch Niemand besser beurtheilen als Fräulein Lolo."

„Wer weiß? Eine Mutter blickt da sehr scharf."

„Aber Jeder hat doch sein eigenes Herz."

„Es ist oft ein recht schwaches und wandelbares Ding."

„Ah —! Ein Herz, das liebt —!"

„Wir wollen darüber nicht streiten. Jedenfalls . . . die Liebe allein thut's doch nicht. Ich bin ganz dafür, daß Ehen aus Neigung geschlossen werden, aber — ganz kann die Vernunft doch nicht aus dem Spiel bleiben. Und mein Mann schätzt die Vernunft sehr hoch. Ich kenne seine Ansichten genau bei diesem Punkt. Er wird nie seine Zustimmung zu einer Verbindung geben, die nicht in sich selbst einen völlig sichern Halt hat."

Max zog die Augenbrauen auf und zupfte an seinem Bärtchen. „Sie wollen damit andeuten, gnädigste Frau . . ."

„Daß bei meinem Manne gewisse praktische Erwägungen im Vordergrunde stehen, die Sie wahrscheinlich werden gelten lassen müssen. Sie sind Offizier. Ihre Gage —"

„Aber die kann doch nicht in Betracht kommen! Wenn Zwei einander lieben . . . Ueberhaupt das Geld, gnädigste Frau — ich verachte es. Reichthum macht nicht glücklich. Wenn man nur immer so viel hat, als man braucht . . . Nein, gnädigste Frau, Sie würden mich schwer kränken, wenn Sie glauben könnten, daß eine Speculation meinerseits . . . Ach! Das regt mich auf. Ich liebe Fräulein Lolo viel zu sehr, um an irgend etwas Anderes denken zu können als an ihr Herz."

„So wären Sie also wirklich im Stande eine Frau zu ernähren?"

„Ich?" fragte er sehr verwundert.

„Nun ja — Sie."

„Von meiner Gage als Lieutenant?"

„Oder —"

„Aber, gnädigste Frau — es versteht sich doch ganz von selbst . . ."

„Erörtern wir also diese Frage nicht weiter. Es genügt, wenn ich Sie versichere, daß sich bei meinem Manne da nichts von selbst versteht. Er hat nun einmal als Kaufmann die eigensinnige Meinung, daß sein Schwiegersohn ihn nichts kosten dürfe."

„Aber das sind ja ganz veraltete Anschauungen —"

Die Räthin erhob sich lächelnd.

„Mag sein. Wir können sie doch nicht ändern. Ich kann Ihnen also nur rathen, sich die Sache aus dem Sinn zu schlagen. Es ist in der That nicht die mindeste Aussicht —"

„O, gnädigste Frau," rief er ganz außer sich, „Sie können unmöglich so grausam sein, das Glück zweier Menschen zerstören zu wollen. Ich appellire an Ihr gutes — an Ihr großes Herz! Sie werden Ihren Herrn Gemahl zu bestimmen wissen, seine Einwilligung zu geben. Nie werde ich aufhören Lolo zu lieben — sagen Sie ihm das. Nie werde ich mich nach der stolzesten Eroberung zu einem schmählichen Rückzug verstehen."

„Sagen Sie ihm das selbst. Ich fürchte, es wird wenig Eindruck auf ihn machen. Jedenfalls muß ich Sie dringend ersuchen, seine Erklärung abzuwarten und sich bis dahin jeder Einwirkung auf Lolos schwaches Herz zu enthalten. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mich durch eine räumliche Trennung der Nothwendigkeit überheben wollten, Ihr Verhältniß zu meiner Tochter beaufsichtigen zu müssen."

„Was verlangen Sie von mir, gnädigste Frau? Nie — nie —"

„Uebrigens versichere ich Sie meiner größten Hochachtung und bedaure zugleich von Herzen, daß die Umstände mich zu einem so unliebsamen Bescheide zwingen."

Er küßte drei, vier Mal ihre Hand und sah sie inzwischen jedesmal mit einem wehmüthig-bittenden Blick an. „Sie können unser guter Engel werden," sagte er. „Wenn ich Ihnen nicht mißfalle . . . . rauben Sie mir wenigstens nicht jede Hoffnung."

Die Räthin nickte ihm freundlich zu, verwies ihn aber nochmals an ihren Mann. Der Lieutenant fühlte, daß er ohne Unbescheidenheit nicht weiter in sie dringen dürfe, und verabschiedete sich mit einem letzten Handkuß.

Sehr fatal! Was nun beginnen? An den Papa schreiben? Unsinn! Eine höflich abweisende Antwort folgt umgehend. Selbst zu ihm reisen? Der Erfolg ist ebenso unsicher. Also hinhalten, diplomatisiren.

Lolo kam seinen Bemühungen, eine Minute des Alleinseins zur Verständigung zu erhaschen, freundlichst entgegen. Sie habe durch die Seitenthür Alles mit angehört, sagte sie.

„Und ist der Papa wirklich so schwer zu gewinnen?" fragte er.

„Ich glaube, die Mama hat ganz Recht," zischelte sie. „Papa denkt sich's ganz anders."

„Und wenn Sie ihn recht herzlich bitten würden —"

„Das könnte nichts nützen, er würde doch den Kopf schütteln."

„Aber die Mama hat gewiß stärkeren Einfluß auf seine Entschließungen, als sie's wahr haben will?"

Lolo nickte. „Wenn sie ernstlich wollte . . . Sie setzt viel bei ihm durch. Nicht wahr — sie ist noch immer eine hübsche Frau?"

„Eine sehr hübsche Frau. Ich finde das ganz begreiflich. Sie meinen also, daß ich vorerst noch weiter bei der Mama —?"

„Das ist die einzige Möglichkeit, an den Papa heranzukommen."

„Und wollen Sie mir helfen, theuerste Lolo?"

„So viel ich kann. Wenn es sein muß, bin ich furchtbar eigensinnig."

„Das ist prächtig."

„Und gerade, wenn etwas durchaus nicht sein soll —"

„Ich lebe wieder auf."

Sie gingen einige Schritte stumm neben einander her.

„Haben Sie denn auch eine Mutter?" fragte Lolo schüchtern.

„Ja wohl. Eine großartige Frau, die mich zärtlich liebt. Sie wird Ihnen sehr imponiren."

„Und einen Vater?"

„Auch den. Er ist Geheimer Rath im Ministerium der landwirthschaftlichen Angelegenheiten."

„Wie ist er?"

„Nu — wie die Väter so sind, wenn sie Söhne beim Militär haben. Ein Bischen ängstlich — ein — Bischen peinlich in Geldangelegenheiten, aber sonst . . ."

„Und Sie meinen, daß von dieser Seite kein Widerspruch zu befürchten ist?"

„Ach —! Die Alten müssen ja glücklich sein . . . Halt! Da bringen Sie mich auf einen famosen Gedanken."

„Nun?"

„Wenn meine Mutter —"

„S—t! Man belauscht uns."

Cilly war von der Mama abgeschickt, sich unter irgend einem Vorwande dem Paar beizugesellen. Das Gespräch mußte abgebrochen werden.

Am nächsten Morgen wußte der Lieutenant Fips abzufangen und ihm einen mit Bleifeder beschriebenen Streifen Papier um das Halsband zu wickeln. Er durfte sich auf die Klugheit des Thiers verlassen, daß es ihn in die rechten Hände kommen lassen würde.

Dann reiste er ab, zu großer Erleichterung der Commerzienräthin, die sich freilich wunderte, daß er keinen formellen Abschied nahm. Sie hatte sich den Sieg zu leicht gedacht. Nach drei Tagen schon kam er wieder, diesmal in der Begleitung einer ältlichen, hageren, ganz in schwarze Seide gekleideten Dame, die er als seine Mutter vorstellte. Sie nahm an der Tafel neben ihm, der Commerzienräthin und ihren Töchtern gegenüber, Platz und unterhielt sich mit ihnen sehr liebenswürdig, aber etwas reservirt. Sie erzählte, daß der Arzt ihr dringend einen, wenn auch nur kurzen Badeaufenthalt angerathen, und ihr Sohn sie bestimmt habe, ihn hierher zu begleiten, wo sie die angenehmste Gesellschaft finden werde. Sie bat, sich den Damen auf dem Spaziergang nach Tisch anschließen zu dürfen. Lolo wurde natürlich möglichst unauffällig scharf beobachtet, was sie veranlaßte, sich fast nur mit Fips zu beschäftigen. Der Commerzienräthin ahnte nichts Gutes.

Es geschah denn auch bald, was sie erwartete. Die Geheime Räthin machte Andeutungen, daß ein ganz bestimmter Zweck sie herbeigeführt habe, und bat um eine Gelegenheit, sich vertraulich aussprechen zu dürfen. Frau Mathilde konnte nicht ausweichen. So wurde denn das Frühstück im Salon aufgetragen, die Töchter entfernten sich auf einen Wink und die beiden Damen blieben allein.

Die Commerzienräthin, so freundlich lächelnd sie die Wirthin spielte, hatte ihre Brust mit doppeltem Stahl gepanzert: kein Zugeständniß sollte ihr abgerungen werden. Gegen alle Vorstellungen wollte sie taub sein.

„Volle Offenheit, meine verehrte gnädige Frau," begann die Geheime Räthin mit leiser, ein wenig gespitzter Stimme, „volle Offenheit ist gewiß das beste, wenn nicht einzige Mittel zu einer raschen Verständigung."

Die Commerzienräthin verbeugte sich auf ihrem Sessel kaum merklich und ließ die seidene Quaste spielend durch ihre Hand gleiten. Sie wollte die Gegnerin völlig an sich kommen lassen.

„Mein Sohn hat uns durch die Nachricht in eine leicht erklärliche Aufregung versetzt," fuhr dieselbe nach einem discreten Räuspern fort, „daß er hier im Bade, wo er sich übrigens sehr gegen unsern Wunsch nur zum Amüsement während seines Urlaubs aufhielt, die Bekanntschaft einer jungen, schönen und ungemein reizenden jungen Dame gemacht, im Fluge ihr Herz gewonnen und einen Antrag gewagt habe, der von ihr freundlich acceptirt sei."

„Sie sprechen von meiner Tochter —"

„Von Fräulein Charlotte. — Ich muß bekennen, daß ich bei einer Wahl in großem Zweifel sein würde, wem von Ihren drei Fräulein Töchtern ich den Preis der Schönheit zuerkennen sollte: Aber ich kann es verstehen, daß ein selbst noch sehr junger Mann sich die jüngste ausgewählt hat, um sich rasch leidenschaftlich in sie zu verlieben."

„Meine Lolo ist noch ein rechtes Kind," bemerkte Frau Mathilde geschmeichelt und doch wieder bemüht abzulenken.

„Das darf für ein junges Mädchen, das in solchem Wohlstande auferzogen ist, eigentlich als ein großes Lob gelten," antwortete die Geheime Räthin, halb die Augen schließend. „In der That — sie scheint sich mit ganz besonderer Neigung ihrem Spitz zu widmen, der freilich ein sehr niedliches Thierchen ist. Ein sehr kindlich unschuldiges Vergnügen! Ich habe ihrem Spiel nur immer zusehen müssen."

„Fips ist jetzt obenauf. Zu Hause hat sie noch einen grünen Papagei, auf den er allen Grund hat sehr eifersüchtig zu sein."

„Mein Sohn kann sich also gratuliren, beiden den Rang abgelaufen zu haben. Ich setze voraus, daß er sich nicht Illusionen macht und mir die Wahrheit sagt. Aber weshalb und weshalb nicht? Er ist — ich darf's ohne mütterliche Eitelkeit sagen — ein so hübscher frischer Mensch. Dabei ganz aufrichtig. Er hat uns auch nicht verschwiegen, daß er auf ernstlichen Widerstand gestoßen ist."

Nun kommt's! dachte Frau Mathilde und stützte sich mit beiden Ellbogen auf die Seitenlehnen.

„Allerdings, mein Mann würde sehr entschieden —" murmelte sie.

„Und ebenso Sie selbst sind gegen diese Partie. Ich finde das so durchaus natürlich, so verständig — ich würde es im Gegentheil unbegreiflich und — verzeihen Sie den Ausdruck — geradezu leichtsinnig gefunden haben, wenn Sie nicht den energischsten Widerstand geleistet hätten."

„Gnädige Frau . . ." Die Commerzienräthin musterte ihren Besuch mit einem etwas verwunderten Blick. Sie hatte auf eine so unbeschränkte Anerkennung nicht gerechnet.

„Max hat mich gebeten, ihm Beistand zu leisten," nahm die Geheime Räthin lächelnd wieder das Wort. „Sie können sich ja denken, daß so ein Brausekopf Himmel und Erde in Bewegung setzen möchte, die Erfüllung seines Herzenswunsches durchzusetzen. Ich habe es, ganz in Uebereinstimmung mit meinem Manne, für gut gehalten, ihn nicht abzuweisen. Es darf sich aber wohl von selbst verstehen, daß ich nicht mit der Absicht hergekommen bin, als zärtliche Mutter für ihn blindlings in's Feuer zu gehen. Es kam vor allen Dingen darauf an, erst einmal mit ruhigen, ungeblendeten Augen zu beobachten, sich den Betheiligten gegenüber ein Urtheil zu bilden. Das habe ich ihm zugesagt. Er war freilich der zuversichtlichen Meinung, ich dürfe Fräulein Lolo nur sehen, um sofort seine Partei zu ergreifen."

„Darin hat der Herr Lieutenant sich nun doch getäuscht?" holte Frau Mathilde schon recht vorsichtig aus, indem sie sich in dem für ihre Breite etwas zu engen Sessel in eine andere Stellung brachte und einen Fuß über den andern legte. Sie hatte allerliebste kleine Füße und trug das feinste Wiener Schuhwerk.

„O . . .! verstehen Sie mich nicht falsch, beste gnädige Frau," fiel die Geheime Räthin ein, sich vorbeugend und ihre Hand drückend. „Ich erlaubte mir schon zu bemerken, daß ich Fräulein Lolo ganz allerliebst, ganz reizend finde; und wenn mein Max zehn Jahre älter wäre —"

„Ja wohl, der Herr Lieutenant ist noch recht jung." Was sollte das?

„Mein Himmel, sehr jung. In acht Monaten wird er erst vierundzwanzig. Ich bitte Sie — was ist das für einen Mann — und nun gar für einen Ehemann! Wenn er studirt hätte, er würde nur eben die Farbenmütze abgelegt haben. In der Uniform fühlt er sich freilich, das ist ja zu verstehen. Aber dreiundzwanzig Jahre bleiben doch was sie sind."

Ein leises Kopfschütteln. „So sind Sie also selbst gar nicht mit seiner Verlobung zufrieden?"

Die Geheime Räthin drückte wieder, wie begütigend, ihre Hand. „Meine verehrte gnädige Frau — was gönnt man seinen Kindern nicht von Herzen, wenn man sie lieb hat? Wie ungern bereitet man ihnen einen schweren Kummer? Wie nachgiebig ist man selbst gegen ihre unvernünftigsten

Wünsche? Aber ganz aufrichtig gesagt und unter uns: eher für ein Unglück müßte ich es halten, als für ein Glück, wenn er sich so früh fesselte. Ich verkenne ja dabei gar nicht, wie wir's schon immer für eine besondere Gunst des Schicksals zu nehmen haben, daß seine frühe Neigung sich einem reichen Mädchen zuwandte —"

Die Commerzienräthin wurde unruhig.

„O — da überschätzen Sie doch —"

„Nein, nein — gewiß nicht. Es ist von großer Bedeutung für einen Offizier, daß er reich heirathet — ich möchte sagen von der allergrößten Bedeutung. Unser Sohn ist ja nicht ganz unbemittelt, aber das standesmäßige Leben kostet so viel, und besonders bei der Cavallerie, für die er schwärmte . . . Eine reiche Partie wäre ja unter allen Umständen die unbedingte Voraussetzung einer Heirath. Aber gleichwohl . . . Ein blutjunger Lieutenant — kaum drei Jahre trägt er die Epaulettes. Es kann bei dem jetzigen schlechten Avancement noch sechs oder sieben dauern, bis er den Stern erhält, weitere fünf bis zum Hauptmann letzter Klasse — der Major ist gar nicht abzusehen, wenn es so regulär weiter geht. Und ein verheiratheter Offizier ist gebunden. Mein Mann hat einigen Einfluß, sehen Sie, hofft durch seine Connexionen für ihn günstige Versetzungen und besondere Begünstigungen zu erlangen. Was thut man nicht für seinen Sohn? Max ist mit Leib und Seele Soldat, recht befähigt, gefällt sehr, hat bei allen Offiziersdamen einen Stein im Brett . . . Ist er verheirathet, so kümmert man sich nicht mehr um ihn. Das wird er dann selbst schmerzlich empfinden."

„Unter solchen Umständen aber —"

„Nicht wahr? Sie verstehen, meine sehr verehrte Frau, daß unsere Freude über dieses ganz unerwartete Ereigniß eben nicht groß sein konnte, daß wir wenigstens nur mit gemischten Gefühlen . . . Ihr Herr Gemahl ist Fabrikant," unterbrach sie sich gleichsam selbst.

„Jawohl."

„Strumpfwaaren-Fabrikant, wenn ich recht unterrichtet bin."

„Allerdings —"

„O — es thut nichts. Ein in kaufmännischen Kreisen jedenfalls hochgeachteter Mann, ein Großindustrieller —"

Die kleine Frau warf sich in die Brust. „Ein Mann, der sich durch Fleiß und Tüchtigkeit selbst eine Situation in der Welt geschaffen hat, dessen Wechsel in Amerika und Australien Cours haben —"

„Ein höchst respectabler Mann," fuhr die Geheime Räthin fort, ohne eine Miene zu verziehen, „und ja auch durch den Titel Commerzienrath, vielleicht gar durch einen Orden ausgezeichnet. Ich will nur sagen, daß die Verbindung mit seiner Familie uns nur zur Ehre gereichen könnte."

„Ich hoffe —"

„O gewiß! Aber ich halte es doch für meine Pflicht, darauf auf-

merksam zu machen, daß unsere liebe Lolo sich nicht über die Stellung täuschen dürfte, die sie als die Frau eines Lieutenants einzunehmen hätte. Mein Himmel, in Offizierskreisen . . . ich bin selbst darin aufgewachsen, mein Vater war General . . . Man hat da für solche Verhältnisse eine eigene Schätzung, der Adel spielt noch immer eine große Rolle — auch besonders bei der Cavallerie . . . Verstehen Sie mich nicht falsch, ich nehme einfach die Dinge, wie sie liegen. Und ganz abgesehen davon: Sie wissen wohl, daß unter den Offiziersdamen der militärische Rang des Mannes entscheidet. Die Frau Lieutenant, und wenn sie über die herrlichsten Toiletten verfügt und als ein Stern von Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzt, wird sich bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern haben, was sie den Damen der hohen Vorgesetzten schuldig ist, zu denen schon der Escadronchef gehört.

Die Commerzienräthin kniff die Lippe und schob sich tiefer in den Sessel hinein, als ob sie sich überzeugen wollte, noch fest zu sitzen. „Es scheint mir, meine Gnädigste," sagte sie nach einer kleinen Weile, „daß Sie sich ohne jeden zwingenden Grund so viel Mühe geben, mich abzuschrecken. Es würde mir leid thun, wenn Ihr Herr Sohn Sie ungenau berichtet haben sollte. Was ich ihm sagte, war durchaus ernst gemeint. Ich habe nur den Wunsch, daß es Ihnen besser als mir gelingen möchte, ihn zum Verzicht auf ganz unerfüllbare Hoffnungen zu bewegen."

„Ich übernehme diese Aufgabe sehr ungern," versicherte die Geheime Räthin. „Mein Max scheint an dem reizenden Mädchen wirklich mit einem Stück seines Herzens zu hängen. Er ist mein ganzer Stolz, ich habe sein volles Vertrauen. Es würde mir sehr weh thun, ihn betrüben zu müssen. Wenn er aber erwartet, daß ich in Sie dringe —"

„Oh! Es erleichtert mich sehr zu erfahren, gnädige Frau, daß Sie dieser Partie ebenso abgeneigt sind, als ich. Zwei so junge Menschen —"

„Nicht wahr? Noch halbe Kinder."

„Lolo wenigstens —"

„Auch Max hat durchaus noch nicht die Reife, die eine eheliche Verbindung voraussetzt."

„Und jedenfalls nicht eine Lebensstellung, die ihn zur Eingehung einer solchen berechtigt. Nach unseren Anschauungen —"

„Wir theilen sie in diesem Falle durchaus. Die Abhängigkeit von einem reichen Schwiegervater, der nicht die Ehre zu schätzen weiß, einen Offizier zum Schwiegersohn zu haben, würde Max unerträglich werden."

„Und unsere Tochter ist zu sehr an ein Haus gewöhnt, das auf eigenstem soliden Fundamente steht, um sich den nöthigen Respect vor einem Eheherrn bewahren zu können, der gewissermaßen ihre Unterstützung braucht."

„Es wäre mithin für beide Theile die größte Thorheit —"

„Ein geradezu unverantwortlicher Leichtsinn."

Die Geheime Räthin erhob sich. „Ich bin entzückt, so viel Uebereinstimmung der Meinungen anzutreffen."

Frau Mathilde schob den Sessel zurück. „So viel Verständniß für die wahren Bedürfnisse einer glücklichen Ehe."

„Wir sind also völlig darüber einig, im wohlverstandenen Interesse unserer geliebten Kinder Alles daran zu setzen, den sehr unbedachten und übereilten Schritt rückgängig zu machen."

„Völlig einig." Sie schüttelten einander die Hände.

„Ich bedaure unendlich," sagte die Geheime Räthin wehmüthig, „daß die Umstände es uns nicht gestatten, zu einander in die innigste Beziehung zu treten; wir würden uns dauernd so gut verständigt haben!"

„Ich danke Ihnen aufrichtig für ein so warmes Anerkenntniß," versicherte Frau Mathilde gerührt, „das mich sehr glücklich macht. Auch meine freundschaftlichste Gesinnung . . ."

Sie umarmten einander.

„Und nicht wahr, wir vereinigen unsere Bemühungen, es den Kindern auf die mildeste und zarteste Weise begreiflich zu machen, daß leider die Umstände gebieterisch das Aufgeben des sonst so schönen Planes einer Verbindung für's Leben fordern."

„Lolo kennt bereits meine Meinung."

„Und ich darf also Max sagen, daß Sie unwandelbar bei derselben verharren."

„Ich bitte darum, gnädige Frau."

Nochmalige Umarmung und einige herzliche Küsse.

Als die Geheime Räthin den Salon verließ, drückte sie das Spitzentuch auf die feuchten Augen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann folgten die Conferenzen zwischen Mutter und Tochter und zwischen Mutter und Sohn.

Die Commerzienräthin schaffte sogleich ihrem Aerger ohne Rückhalt Luft. Sie hatte erwartet, daß die Geheime Räthin für ihren Sohn alle Ueberredungskunst aufwenden würde, ihren Beistand zu gewinnen. Es war ihr ganz sicheres Vornehmen, sich keine Concession abringen zu lassen, aber es durfte ihr doch schmeicheln, ihrer Tochter wegen mit Bitten bestürmt zu werden. Und nun dieses unvermuthete Entgegenkommen in ganz anderer Weise — dieser wundersame Ton! — „Ich habe wie auf Nadeln gesessen," rief sie, „bin mit Nesseln gepeitscht worden. Diese hochmüthige Person! Es kam ja kaum noch in Frage, wie wir uns zu der Sache stellten. Wir hätten ja dankbar sein müssen, daß der Herr Lieutenant keinen Anstand nahm, sich um die Tochter des Strumpfwaarenfabrikanten zu bewerben, der ja als Commerzienrath immerhin noch acceptabel wäre. Als ob sie sich nur zu entschuldigen hätte, daß sie ganz meiner Meinung sei — natürlich nur in der Hauptsache. Es ist ihr gewiß sehr peinlich gewesen, mir andeuten

zu müssen, daß ihr Herr Sohn eigentlich viel zu schade für unsere Tochter sei, daß man sehr froh sein würde, wenn er sich mit heiler Haut aus der Schlinge herausziehen könnte, die er sich sehr unbedacht über den Kopf geworfen. Sie gab ja den Korb. Diese Blindschleiche! Und das Verdrießlichste ist, daß sie in Allem Recht hat, daß man ihr völlig zustimmen muß. Ich hoffe, daß Du eine Lection bekommen hast, Charlotte, die Dich klug macht!"

Lolo hatte feuerrothe Backen, vergoß reichliche Thränen und schluchzte, eine solche Falschheit habe sie gar nicht für möglich gehalten. Von allen diesen mütterlichen Bedenken könne sie auch nicht ein einziges als stichhaltig anerkennen. Es sei ihr übrigens ganz genug, daß Max sie haben wolle — es werde sich ja nun zeigen, ob er charakterfest sei. Für sie selbst wäre es jetzt Ehrensache, ihm sein Wort nicht zurückzugeben. „Und wenn ich mir nicht das Mindeste aus ihm machte," schloß sie, „ich will beweisen, daß ich als die Frau eines Offiziers ganz an meinem Platz bin. Und wenn der Papa nicht nachgiebt, so soll er schon sehen, was mit mir geschieht."

Es ging darauf ein Brief an den Herrn Commerzienrath ab. Er war mit doppeltem Porto belastet, ein Beweis, daß zwei Bogen nicht ausgereicht hatten, den Fall gründlich zu beleuchten.

Die Geheime Räthin nahm ihren Sohn bei Seite und sagte ihm mit kummervoller Miene, dabei sein Gesicht streichelnd, daß Lolos Mutter sich in ihren Entschlüssen unabänderlich gezeigt habe. „Uebrigens kann ich der trefflichen und sehr verständigen Frau nur Recht geben," fuhr sie fort; „sie hat mich durchaus überzeugt." Und nun wiederholte sie ihm alle die Gründe, die sie selbst vorgebracht hatte, und schloß mit der dringenden Bitte, von jedem weiteren Versuch, Lolo noch einmal zu sehen und zu sprechen, Abstand zu nehmen und eiligst abzureisen. „Glaube mir nur," tröstete sie, „das ist nichts für Dich. Du bist in Lolo verliebt, das will ich Dir gar nicht verdenken. So etwas vergißt ein frischer junger Mensch rasch. Nach einigen Jahren wirst Du eine ganz andere Partie machen können, traue meinem Wort."

Max war zu verliebt, um sofort Vernunft annehmen zu können. „Ich merke wohl," sagte er, „daß Du mit diesem Ausfall der Sache sehr zufrieden bist. Verzeih mir, wenn ich sie gleichwohl nicht verloren gebe. Ich bin mündig."

Fips schnupperte um ihn herum. Lolo hatte ihn aus dem Zimmer gelassen. Er verstand ihre Absicht: offenbar wollte sie ihm Gelegenheit geben, ihr eine Botschaft zukommen zu lassen. Er schrieb auf einen Papierstreifen: „Die Mütter sind gegen uns verschworen, aber ich wehre mich wie ein Verzweifelter. Ohne Dich ist mir das Leben ohne Werth. Meine Mutter soll erfahren, wozu ich entschlossen bin. Bis in den Tod Dein getreuester — Max." Der Spitz wurde damit zurückgeschickt.

Er langte eine Stunde darauf mit einem anderen Zettel im Halsbande

an. „Du kennst Deine Mutter schlecht. Sie hat Dich schmählich im Stich gelassen, Partei gegen uns ergriffen. Es muß etwas Fürchterliches geschehen. Vorläufig werde ich, so entsetzlich langweilig es auch ist, sterbenskrank. „Ich bin's schon jedenfalls. Bis in den Tod Deine getreueste — Lolo."

„Engel!" rief er. Das Briefchen küßte er und steckte es in die linke Westentasche, wo es seinem Herzen am nächsten war.

Lolo besaß Energie. Den ganzen Tag über ließen sich die Damen nicht sehen; am folgenden Morgen wurde der Arzt geholt, aus der Apotheke langte eine Flasche mit Medicin an, später eine Schachtel mit Pulver. Unter den Hotelgästen verbreitete sich die Nachricht, die jüngste Tochter der Frau Commerzienrath sei plötzlich schwer erkrankt, müsse das Bett hüten. Man erkundigte sich beim Arzt nach ihrem Befinden. „Etwas Gefährliches?" Er zuckte die Achseln. Anscheinend ein Nervenleiden — größte Vorsicht sei geboten.

Max wurde melancholisch. Er versäumte die Mahlzeiten, unternahm einsame Spaziergänge, grüßte Niemand, träumte in's Weite. Seine Mutter wurde besorgt, unruhig. „Lolo ist krank," sagte sie zu ihm, „aber nimm Dir's nicht so zu Herzen. Gewiß nur eine rasch vorübergehende Unpäßlichkeit. Ein so kräftiges junges Mädchen!"

Er schüttelte schwermüthig den Kopf. „Nein, das ist mehr. Bei ihrem tiefen Gemüth . . . Sie liebt mich und überwindet die Trennung nicht."

„Aber so fange doch keine Grillen!"

„Mutter!" — Er strafte sie mit einem strengen Blick.

„Ja — wer kann dafür? Die Commerzienräthin weißt Du doch . . ."

„Du kannst mir nicht offen in die Augen sehen, Mutter. Wenn Du mich je lieb gehabt hättest . . ."

„Aber wie kannst Du zweifeln?"

„Du würdest das rechte Wort gefunden haben, ihr Herz zu bewegen. Nun hast Du ihr sicher zum Munde gesprochen und sie in ihrer hartnäckigen Weigerung nur noch bestärkt. Wie wär's sonst möglich gewesen . . . Ach! ich fühle mich so unglücklich — ganz zerschlagen vom Geschick. Wenn Lolo . . . Ich überlebe es nicht."

Eines Tages, als sie unvermuthet in sein Zimmer trat, bemerkte sie vor ihm auf dem Tisch einen Revolver. Sie wollte eiligst Hand darauf legen, aber er zog ihn fort und steckte ihn in die Brusttasche. „Um Himmelswillen," rief sie kreidebleich, „womit beschäftigen sich Deine Gedanken."

„Immer mit Lolo, Mutter!" antwortete er seufzend und offenbar verwirrt.

„Aber diese Waffe?" —

„Ich führe einen Revolver stets mit mir."

„Das ist höchst unvorsichtig."

„O—o—o!"

„Und warum lag er jetzt auf dem Tisch?"

„Ich wollte ihn laden.“

„Das wird nicht geschehen! Versprich mir, Max —“

„Weshalb beunruhigst Du Dich? Ich habe vorläufig keine andere Absicht, als meine Schießübungen wieder aufzunehmen.“

„Vorläufig! Aber wenn man eine solche Mordwaffe bei sich trägt ... Ich bitte Dich, Max — flehentlich bitte ich Dich, unternimm nichts voreilig.“

„Du bist sonderbar. Worauf soll ich warten?“

Er lächelte so eigen. Das Herz stand ihr still vor Beängstigung. „Wenn ich hätte wissen können —“ bebten ihre Lippen. „O, mein Gott! es kann noch nicht zu spät sein.“

Er sah sie mit trüben Augen an. „Woran denkst Du, Mutter?“

„Laß mir einige Tage Zeit. Ich will nochmals versuchen —“

Er sprang auf. „Bei der Commerzienräthin?“

Sie nickte. „Aber Du versprichst mir —?“

„Mit Freuden alles. Der Revolver bleibt ungeladen, wenn Du es so willst.“

„Du böser, böser Mensch,“ schmollte sie.

Es war ihr doch so unruhig zu Muth, daß sie meinte keine Minute Zeit versäumen zu dürfen. Sie machte sich sogleich auf den Weg zur Commerzienräthin.

Im oberen Corridor traf sie dieselbe, anscheinend ebenso aufgeregt, wie sie selbst es war. „Ich wollte eben zu Ihnen,“ tönte es ihr entgegen.

„Und ich zu Ihnen,“ rief die Geheime Räthin. Im Eifer vergaß sie ganz, welcher Vortheil sich ihr durch dies unerwartete Entgegenkommen bieten konnte, wenn sie ihre Absicht nicht verrieth.

„Ach — ich bin so in Sorgen.“

„Und ich erst!“

„Meine Lolo ist ernstlich krank, verfällt sichtlich —“

„Und Max droht gar ... Ach! es ist zu schrecklich.“

Sie sanken einander in die Arme.

„Verehrteste Frau —“

„Theuerste Freundin —“

Ein Kuß, ein zweiter und ein dritter.

„Aber, was soll man thun bei solcher Unvernunft?“

Das Hausmädchen erschien in der Thür eines kürzlich verlassenen Gastzimmers.

„Wir sind belauscht,“ zischelte die Commerzienräthin. „Erlauben Sie, daß ich bei Ihnen eintrete —?“

„O, ich bitte sehr darum,“ antwortete die Geheime Räthin ebenso leise ihr den Arm bietend.

Sie gingen die Treppe hinab und schlossen sich eine Stunde lang ein.

Die Folge dieser Unterredung war, daß von beiden Damen umfängliche Briefe geschrieben wurden. Es langten Antworten an — man tele-

graphirte -- empfing Depeschen — schrieb wieder — nochmals dringlicher — erhielt Drahtantwort. Die Geheime Räthin hatte schon einen Brief in Händen, der ihr ganze Vollmacht gab. Aber Frau Mathilde correspondirte noch immer mit ihrem wahrscheinlich sehr störrischen Herrn Gemahl. Endlich langte ein junger Mann aus seinem Comptoir, der Sohn eines Geschäftsfreundes, mit einem Schlußschreiben an.

Der Herr Commerzienrath schrieb mit seiner großen, deutlichen Kaufmannshand: „Liebes Kind! Du willst es — mag es denn geschehen. Ich gebe nach mit schwerem Herzen und noch schwererem Kopf. Vertraue übrigens ebenso Deiner mütterlichen Sorge als — Klugheit. Klugheit, liebe Mathilde! Es darf nicht zur förmlichen Verlobung kommen, bevor ganz specielle Festsetzungen — verbindlich für beide Theile, darüber getroffen sind, was der Hausstand des jungen Paares kosten darf. Was die beim Militär vorgeschriebene Caution anbetrifft, so wäre mir's zwar lieb, wenn der Geheime Rath das Document für seinen Sohn niederlegte, bin aber einverstanden, daß dieser Bagatelle wegen kein langes Gerede zu machen ist. Im übrigen ist Dir bekannt, daß mein ganzes Vermögen in den Fabriken arbeitet, daß unser eigener Hausstand jährlich große Summen verschlingt, daß wir noch zwei Töchter haben und daß unsere Söhne uns immer theurer werden. Versorge Lolo also anständig, schiebe aber gleich jetzt einen Riegel vor, wenn sich ungemessene Ansprüche melden. Man kann heut, wo der andere Theil eifrig zum Ziel drängt, noch unter passablen Bedingungen abschließen; hat man sich erst in der Hauptsache gebunden, so muß man sich später mit Anstand das Fell über die Ohren ziehen lassen. Dir selbst würden nothwendige Einschränkungen dieserhalb sehr unbequem sein. — Es geschieht mit gutem Vorbedacht, liebes Kind, daß ich Dir diesen Brief nicht durch die Post, sondern durch den Sohn meines besten und (er hat mich in der Tasche) vermögendsten Geschäftsfreundes, meinen Procuristen, zugehen lasse. Dietrich ist, wie Du weißt, ein ebenso gescheidter, als zuverlässiger und solider Mensch, dem man volles Vertrauen schenken kann. Er wird einmal anderthalb Millionen erben und steht sich mit seiner Tantième schon jetzt bei mir besser als ein Geheimer Rath. Er interessirt sich, wie ich durch seinen Vater erfahren habe, sehr für Lolo, und es war denn auch, unter uns gesagt, seit lange mein Lieblingswunsch, hier eine Verbindung auf solidester Grundlage herzustellen, nur daß natürlich erst unsere älteren Töchter angemessen versorgt sein müßten. Nun ist dieser treffliche Plan durchkreuzt. Ich will nicht auf meinen Widerspruch zurückkommen. Ist Lolo nun einmal durchaus so unverständig, so mag sie ihren Willen haben. Aber ich gebe doch zu bedenken, daß man von Eurem Lieutenant eigentlich noch sehr wenig weiß. Wird auch auf dem regulären Wege der Erkundigung nicht viel über seinen Charakter, Passionen, Schulden rc. auszukundschaften sein. Ein eleganter junger Mann, wie Dietrich, aber wird wenig Mühe haben, sich mit ihm in intimeren Verkehr zu setzen und ihn bis auf den Grund

des Herzens zu prüfen. Er ist sehr geschickt und — bei der Sache interessirt. Ziehe deshalb, wenn ich Dir rathen kann, die Verhandlungen noch einige Tage hin. Vielleicht ergiebt sich etwas. Klug, liebe Mathilde, klug! Indem ich Dir aus der Ferne die kleine Hand küsse mit treuester Verehrung Dein Dich liebender — — — — — — — — —"

Frau Mathilde las diesen inhaltschweren Brief wohl sechs Mal durch Er gab ihr viel zu denken — mehr als ihr lieb war. Wenn sie sich die Wahrheit gestehen wollte, hatte sie Lolos Partie beim Papa viel weniger aus wirklicher Besorgniß für die Kranke, als deshalb verfochten. weil die Vornehmthuerei der Geheimen Räthin sie schwer verdrossen hatte. Es war ihr eine Genugthuung, daß die Dame von der Leiter herabsteigen mußte, auf die sie geklettert war, um ihr zu imponiren. Sie hätte jetzt gern den Goldglanz leuchten lassen, der eine blendende Wirkung üben konnte. Nun sollte sie kaufmännisch rechnen, handeln, die Sache hinziehen, vielleicht wieder in Gefahr bringen . . . aber sie war eine gute Ehefrau. Und klug? darauf meinte sie sich etwas einbilden zu können.

Lolo lag noch immer zu Bett — nun schon länger als acht Tage. Sie war recht leichtsinnig krank geworden. Daß die Entscheidung so viel Zeit beanspruchen könnte, hatte sie sich gar nicht als möglich gedacht. Um leidender auszusehen, hatte sie die Fenster verhängen lassen. Man sollte draußen doch auch wissen, daß hier Jemand krank sei, und sie ein wenig bemitleiden. Nun konnte sie sich nicht einmal mit Romanlectüre unterhalten, wenn sie unbeachtet war. — Bei ihrem Kopfleiden hatte sie selbst nicht die Gesellschaft der Schwestern ertragen können; sie hatten sich daran gewöhnt, sich in ihrer Nähe ganz still zu verhalten oder sie am liebsten gar nicht zu beunruhigen. Wenn nicht wenigstens Fips seine Schuldigkeit gethan hätte. . .

Nein! es war auch so zum Verzweifeln langweilig. Wie endlos so ein Tag wurde! Wie die Stunden von einem Schlagen der Uhr zum andern sich dehnten! Hätte sie wenigstens immerfort schlafen können! Aber jedes Zuviel bei Tage rächte sich grausam durch ein Zuwenig bei Nacht. Solche halb durchwachte Nächte waren unerträglich. Sie hatte es über ihr sonst so mitleidiges Herz gebracht, die Anderen zu wecken und in Angst zu setzen. Der Arzt mußte Schlafpulver verschreiben, aber sie wirkten bald nicht mehr. Dabei sich täglich von ihm inquiriren lassen zu müssen, sein Kopfschütteln zu sehen, seine Medicinen durchzuprobiren, zu hungern und nicht einmal Appetit auf das unschuldige Krankensüppchen und die Semmel vom gestrigen Tage verrathen zu dürfen! Draußen das herrliche Wetter. Die Natur in ihrem schönsten Schmuck, Abends Mondschein, im Curgarten Concert. . . . Und sie in dem engen Raum von der Hitze und den Fliegen gequält, sehnsüchtig nach einer Abwechselung verlangend — wirklich zum Verzweifeln!

Und das Alles für ihn! Es war ein fast übermenschliches Opfer, der

Liebe dargebracht. Sich todtschießen konnte gar nicht einmal so schrecklich sein. Und er hatte ja nur zu drohen! Es sollte ihr aber auch gedankt werden. Sie werde schon dafür sorgen, daß er sich noch in seinen spätesten Tagen daran erinnerte. Jeden Finger sollte er ihr tausendmal küssen; keine böse Laune dürfte ihn verdrießen; in allem Kleinsten müßte er gehorsam sein. Ob es wohl noch eine zweite junge Dame gäbe, die das für den geliebten Mann litte? Unmöglich. Wenn sie sich nur hätte klarlegen können, warum sie sich eigentlich um ihn so erstaunlich viel Mühe gab. Was war's denn Großes? Es hatten ihr schon ganz andere Leute den Hof gemacht. Auch hübschere — auch Offiziere. Sie brauchte ja nur die Hand auszustrecken, um an jedem Finger einen Verehrer zu haben. Und nun für einen Seconde-Lieutenant.... Unbegreiflich. Die Liebe — ja, ja, die Liebe!

„Mit wem sprachst Du vorhin im Salon, Mama?“ fragte sie.

„Mit Herrn Dietrich.“

„Der ist hier?“

„Der Papa hat ihn geschickt.“

„Weshalb?“

„Ach — — er reist nach einigen Tagen in Geschäften weiter.“

„Und bis dahin?“

„Will er sich hier amüsiren.“

Lolo seufzte. „Amüsiren! — Weiß er, daß ich krank bin?“

„Gewiß.“

„Thut es ihm nicht sehr leid?“

Die Commerzienräthin lächelte. „Ich hoffe, das versteht sich von selbst.“

„Aber gesagt hat er nichts? Gar nicht einmal angedeutet, daß er meinetwegen... Er will sich eben amüsiren.“

„Ja liebes Kind — Du kannst doch nicht erwarten, daß er um Dich in Sack und Asche trauern soll. Du hast ihm arg mitgespielt.“

„Ich?“

„Nun — er ist denn doch Dein ältester und treuester Verehrer.“

„Ja wohl! so im Allgemeinen....“

„Ich fand seine Bescheidenheit immer sehr zu loben. Und bei Deiner großen Jugend.... Ich denke, es ist Dir nicht entgangen, daß er sich Hoffnungen machte.“

„Ich konnte ihn immer nicht leiden, Mama.“

„Der Papa aber —“

„Gerade deshalb. Es sah so abgekartet aus. — Hat denn der Papa endlich geschrieben?“

„Ja. Dietrich brachte den Brief.“

„Ah! Und er giebt nach?“

„Hm —! mit gewissem Vorbehalt. Die Geldfrage muß erst noch gelöst werden.“

„Das ist ja furchtbar prosaisch.“

„Von der Luft könnt Ihr doch nicht leben. Ja, wenn Dein Lieutenant ein künftiger Millionär wäre, wie Dietrich...."

„Er kann General und Excellenz werden."

„Kann! Aber das dauert eine Weile. Nun — wie Du willst."

„Du bringst das Geschäft noch heute in Ordnung, nicht wahr, Mama?"

„Wir dürfen nichts übereilen. Einige Tage noch —"

„Ach!"

„Der Papa will's ausdrücklich so."

Lolo kehrte sich ärgerlich gegen die Wand.

Der Arzt kam.

„Ich fühle mich eigentlich heute schon recht wohl," sagte sie, „und möchte aufstehen."

„Morgen wollen wir sehen, liebes Fräulein."

„Und essen möchte ich —"

„Sie haben sich noch sehr zu schonen. So erfreulich mir dieser rasche Umschlag ist — ich vertraue ihm nicht recht. Man muß jedenfalls abwarten."

Noch eine Stunde hielt Lolo es im Bett aus. Im Salon plauderten die Schwestern leise mit Herrn Dietrich. Sie konnte nicht einmal das zehnte Wort verstehen. „Nun ist's aber genug!" rief sie, warf die Decke zurück und setzte sich aufrecht. Der Papa hatte ja nachgegeben. Was sollte sie sich noch weiter kasteien? Sie warf die Kleider über, trat an's Fenster, hob den Vorhang zur Seite. „Ach dieser köstliche blaue Himmel — dieser Duft der Ferne...." Sie ordnete ihr Haar, flocht ein feuerrothes Band in den dicken Zopf ein, zog ein reizendes Negligé an, trat in den Salon ein.

„Lolo! — Lolo! — Fräulein!" tönte es ihr überrascht entgegen.

„Denkt nur nicht, daß ich schon gesund bin," rief sie den Schwestern zu. „Nicht wahr, ich sehe recht schlecht und angegriffen aus?" erkundigte sie sich bei dem Procuristen.

Er küßte ihr die Hand und beruhigte sie durch eine galante Redensart, zu der er doch einen fast schmerzlichen Ton wählte. Seine großen, mandelförmigen Augen senkten sich wie geblendet und am Mundwinkel bildete sich eine bittere Falte. „Ich werde mich daran gewöhnen müssen," sagte er, „Ihre Schönheit ganz uneigennützig zu bewundern."

Er hakte den Daumen der linken Hand in die schwere Uhrkette ein, als ob er den Arm stützen wollte. An dem kleinen Finger, der sich zierlich ein wenig fortstreckte, funkelte ein Diamant von klarstem Wasser. Auch die drei Chemisettknöpfe bekundeten seine Liebhaberei für edle Steine.

Der junge Mann ging als ein Freund des Hauses ab und zu. Stundenlang saß er im Salon und unterhielt sich mit den Damen. Lolo, die sich der Gesellschaft nicht wieder zeigen wollte, „bis Alles geordnet" sei, war damit sehr zufrieden. Mitunter traf er sie auch allein und durfte bleiben, bis die Mama und die Schwestern sich wieder einfinden würden. Er spielte

mit ihr eine Partie Domino oder Karten; er spielte nach Kräften schlecht, um sie gewinnen zu lassen. „Wissen Sie, daß Sie mir einen großen Dienst erweisen könnten," sagte sie einmal bei solcher Gelegenheit, mitten im Spiel sich entschlossen unterbrechend.

„Ich bin natürlich mit Freuden zu jedem bereit," versicherte er.

„Der arme Lieutenant —"

Er rückte den Stuhl ein wenig. „Ah!"

„Da sind Sie also schon an der Grenze Ihrer Bereitwilligkeit."

„Ich bitte, sprechen Sie, bestes Fräulein. Es überraschte mich nur, daß Sie mir . . ."

„Warum sollen wir so thun, als ob es sich um ein Geheimniß handelt? Ich denke, Sie wissen Alles."

„Wenigstens —"

„Nun gut. Sie sind nicht einverstanden — das setze ich voraus. Aber Sie waren mir immer ein aufrichtiger und sehr ergebener Freund."

Er drückte die Hand auf's Herz. „Fräulein Charlotte . . ."

„Ich darf Ihnen vertrauen," fuhr sie fort. „Sehen Sie, wie das Verhältniß zwischen mir und Max sich angesponnen und fortgesetzt hat . . . ganz regelmäßig hat's dabei nicht zugehen können. Wir haben heimlich correspondirt —"

„So?"

„Ja. Das heißt: von Anfang — um uns nothdürftig zu verständigen. Nachher aber, als ich schon krank war —"

„Sind Sie denn wirklich krank gewesen?"

„Aber — das ist ja ganz gleichgültig. Da also . . . Gut! Ich will Ihnen nichts verschweigen. Fips war unser postillon d'amour. Er trug die Briefchen am Halsband hin und her. Ich habe ihn dann noch zwei Mal abgeschickt, aber er hat mir nichts zurückgebracht. Ich muß glauben, daß die Kinder ihn abgefangen und geplündert haben, wenn nicht gar ein böswilliger Mensch. Wie dem auch sei, er hat gar keine Nachricht von mir und wird in Verzweiflung sein!"

Dietrich lächelte mit gesenkten Augen. „Der Lieutenant?"

„Kommt Ihnen das so komisch vor? Ich denke, er hat allen Grund dazu."

„Freilich wohl. — Und ich soll ihn trösten?"

„Ach — ihm nur sagen, daß ich wieder so ziemlich hergestellt bin, und daß der Papa nachgeben wird und schon an die Mama geschrieben hat. Der arme Mensch. Er hat sich gewiß indessen ganz vergrämt und verhärmt. Und nun ist's doch am Ende nicht mehr nöthig . . . Warum sehen Sie mich denn so verwunderlich an?"

„Aber der Herr Lieutenant ist ja ganz wohlauf und munter."

„Unmöglich."

„So oft ich ihn sehe, ist er in der Gesellschaft von mehreren Herren,

die einen Junggesellenclub bilden, wie man mir gesagt hat, spielt, ißt und trinkt mit ihnen."

„Sie können gar nicht den richtigen meinen."

„Aber Sie dürfen sich wirklich beruhigen. Gestern traf ich die Herren — ich mag wohl zu ungewöhnlicher Zeit hinausgegangen sein — im Rosenthal, wo die hübschen Kellnerinnen in Nationaltracht serviren. Sie hatten die Röcke abgezogen —"

„Wie unschicklich!"

„Aber es war wirklich sehr heiß — und tanzten mit ihnen."

„Sie tanzten?"

„Zu einem Leierkasten, der zufällig zur Stelle war."

„Und Max?"

„Aber es war ja ein ganz harmloses Vergnügen. Die Mädchen betrugen sich sehr anständig, und die Herren amüsirten sich köstlich."

„Und Max?"

„Der Herr Lieutenant natürlich auch."

„Sie irren in der Person."

„Aber ich bin ja in dem Kreise vorgestellt und sollte selbst mittanzen."

Lolo drückte das Pince-nez tiefer auf das feine Näschen und kreuzte die Arme, so gut es ging, über der Brust. „Und der Leierkasten war ganz zufällig da?" inquirirte sie scharf.

„Gewiß," versicherte er ganz treuherzig. „An den vorigen Tagen hatte man sich mit dem alten, sehr verstimmten Clavier begnügt. Die Wirthin soll drittehalb Tänze noch ganz fingerfertig spielen."

Lolo stand auf und ging trappend im Salon auf und ab. „Es wäre unerhört —" monologisirte sie halblaut. „Während ich sterbenskrank bin und mich todt langweile . . . Ah!" Sie blieb stehen und klopfte mit der Fußspitze auf.

Der Gast schien ängstlich zu werden. „Mein Himmel, wenn ich irgend etwas gesagt haben sollte . . ."

„Sie müssen sich bei alledem getäuscht haben."

„Wenn Sie befehlen, gnädiges Fräulein —"

„Wie sieht Ihr — Ihr — Ihr Lieutenant aus?"

„Groß —"

„Ja."

„Schlank —"

„Ja."

„Sehr hübscher Mensch —"

„Ja."

„Dunkles Haar."

„Schwarz?"

„Oder braun —"

„Das ist ein Unterschied. Bart?"

„Schnurrbärtchen, spitz aufgedreht.“

„Sehr spitz?“

„Nun . . .“

„Augen?“

„Ja, mein Fräulein, in die Augen hab' ich ihm so tief nicht gesehen.“

„Aha! Da werden Sie schon unsicher. Die Augen sind doch die Hauptsache. Ach! Wenn Sie mir eine große Gefälligkeit erweisen wollten! Erkundigen Sie sich doch einmal recht genau, wo er gewöhnlich die Abende zugebracht hat.“

„Das kann ich Ihnen schon jetzt sagen, bestes Fräulein. Im Operettentheater. Er hat mit dem Kahlkopf zusammen eine kleine Loge dicht über der Bühne —“

„Nun weiß ich bestimmt, daß er's nicht ist,“ rief Lolo. „Max hat mir gesagt, daß er die Operette nicht leiden kann und das Ballet widerwärtig findet.“

„Aber um seinen Kummer zu betäuben . . . Ich denke, er hat gedroht, sich todtschießen zu wollen.“

„Das thut er auch eher, als . . . Gehen wir auf den Balcon.“

„Sie wollten —?“

„Es ist hier so schwül.“

„Wenn man uns da zusammen sieht —“

„Das thut gar nichts.“ Sie eilte hinaus und lehnte sich auf das Geländer. „Vielleicht kommt er vorüber.“

Dietrich folgte, blieb aber einen Schritt hinter ihr stehen.

„Treten Sie nur ganz dicht hier an mich heran,“ sagte sie, sich mit dem Glase waffnend, „und passen Sie gut auf.“

„Man wird es auffallend finden, gnädiges Fräulein, daß Sie in Abwesenheit der Ihrigen hier mit einem Herrn —“

„Aber darauf kann's ja gar nicht ankommen — gar nicht.“ Zehn Minuten vergingen in tiefem Schweigen. Plötzlich gab sie ihm einen Stoß mit dem Ellenbogen. „Der dort — er sieht nicht her. Ist er's?“

„Mein Fräulein, wie Sie die Sache aufzufassen scheinen . . . Ich denuncire nicht gern.“

„Ist er's?“

„Ich weiß nicht.“

Lolo biß die Lippe. „Gut, wie Sie wollen. Er ist's also nicht. — Wissen Sie, daß ich große Lust habe, heute Abend in's Theater zu gehen. Suchen Sie die Mama zu bestimmen und besorgen Sie die Billets.“

Er verbeugte sich. „Ganz zu Ihrem Befehl.“

Für den nächsten Vormittag hatten die beiden Mütter endlich die wichtige Conferenz verabredet. Sie fand im Zimmer der Geheimen Räthin statt. „Gottlob,“ sagt dieselbe, „daß wir so weit im Reinen sind.“

Frau Mathilde seufzte. „Man muß sich eben fügen.“

Die Geheime Räthin zuckte die Achseln. „Man muß sich fügen. Ohne einen bedeutenden Zuschuß allerdings . . ."

„Ich schlage vor," bemerkte die kleine Dame, „daß wir erst feststellen, was das junge Paar nothwendig braucht, um standesgemäß existiren zu können."

„Nun — zehntausend Mark jährlich —"

„Ah! Das wäre viel zu viel. Ich bitte Sie, zehntausend? — Mit sechstausend, sollte ich meinen —"

„Wo denken Sie hin, beste Frau? Ein Offizier — und bei den Toilettenbedürfnissen Ihrer Tochter . . ."

„Wenn man auch noch eintausend zulegte —"

„Nein, nein! Zehntausend Mark brauchen sie unter allen Umständen."

„Sagen wir achttausend."

„Neuntausend wäre das Mindeste. Sie werden sehen, wie knapp das reicht."

„Also neuntausend. Wie viel bleibt Ihrem Herrn Sohn von seinem Gehalt nach allen Abzügen, wenn ich fragen darf!"

„Ach — gewiß lächerlich wenig. Keine dreihundert Thaler. — Ein Lieutenant! — Max trinkt gern Champagner und raucht gute Cigarren. — Betrachten wir seine Gage als ein Taschengeld —"

„Aber dann müssen neuntausend Mark aufgebracht werden," bemerkte die Commerzienräthin mit sehr bedenklicher Miene. „Darf ich wissen, meine Gnädigste, wie viel Ihr Herr Gemahl davon auf sich nimmt?"

„O — mein Mann . . . Wir haben, um ganz aufrichtig zu sein, bisher jährlich sechshundert Thaler zugelegt, überschreiten aber damit eigentlich schon die Grenze!"

„Achtzehnhundert Mark. Aber da würden ja noch siebentausend fehlen."

„Nun, ich denke, einem reichen Mann wäre es eine Kleinigkeit, uns auch noch ein wenig zu erleichtern. Fünfzehnhundert —"

„Sie scherzen. Wir haben unser ganzes Vermögen in den Fabriken stecken — die Einnahmen sind unsicher, bei schlechten Conjuncturen oft weit hinter den Erwartungen — unser Hausstand verschlingt große Summen . . . Mein Mann wird sicher schon erschrecken, wenn ich ihm von fünftausend schreibe."

„Aber Sie müssen sich doch überzeugen, verehrteste Freundin —"

„Ich könnte mehr beim besten Willen nicht concediren."

„Ja — dann geht die Partie auseinander."

„Ich darf die Zukunft unseres einzigen Sohnes nicht gefährden lassen."

„Und ich habe auch an meine anderen Kinder zu denken."

Längere Pause, in der die Taschentücher sehr thätig.

„Wenn wir aus Liebe zu Max zweitausend Mark ausrunden wollten," begann die Geheime Räthin wieder mit weinerlicher Stimme.

„Machen Sie wenigstens dreitausend Mark voll," proponirte Frau Mathilde. „Wir haben dann noch immer die doppelte Last zu tragen."

„Unmöglich! Wir können uns nicht ruiniren. Wenn Sie denn unerbittlich sind . . ."

„Theilen wir den Rest. Fünfhundert —"

„Es ist uns wirklich unmöglich. Sie ahnen nicht, mit welchen Sorgen wir zu kämpfen haben. Wenn man repräsentiren soll . . . O, ich bitte Sie, beweisen Sie die Noblesse Ihrer Gesinnung, indem Sie ohne Weiteres zustimmen."

Die Commerzienräthin tupfte mit dem Tuch die Schweißtropfen von der rothglühenden Stirn. „Aber was soll denn werden, wenn erst Familie . . ." sagte sie, schon ziemlich matt.

„O — das sind curae posteriorae," antwortete ihre überlegene Partnerin lächelnd. „Siebentausend Mark — schlagen Sie ein. „Es ist nach den Verhältnissen noch immer eine sehr bescheidene Leistung."

Frau Mathilde legte zögernd ihre kleine, runde Hand in die knochige Rechte der Geheimen Räthin.

„Und nun lassen Sie uns sogleich zu den Kindern gehen," sagte dieselbe, „ihnen ihr Glück zu verkünden." Sie ergriff den schüchtern dargebotenen Arm. „Franz!" rief sie auf der Treppe dem mit einem Theebrett vorbeihuschenden Zimmerkellner zu. „Bitten Sie meinen Sohn in den Salon der gnädigen Frau hinauf."

„Der Herr Lieutenant sind eben aufgestanden und bereits hinaufgegangen," berichtete Franz.

„Eben aufgestanden?" wiederholte die Geheime Räthin zweifelnd. „Es ist zwölf Uhr."

„Ja, aber der Herr Lieutenant sind auch erst um vier Uhr in's Bett gekommen," replicirte der Kellner, den Kopf aus der weißen Binde reckend. „Die Damen von der Oper blieben so lange!"

Frau Mathilde fühlte sich rasch fortgezogen. Sie öffnete die Thür zum Salon und ließ dem Gast den Vortritt. Die Räthin breitete eintretend die Arme aus, und rief: „Wir sind einig, Kinder — empfangt aus unserer Hand Euer Glück. Möge Eure Lebensbahn fortan glatt und eben —"

Sie hielt plötzlich ein und betrachtete mit einem erstaunten Blick erst ihren Sohn, der jämmerlich bleich in gebückter Haltung nicht weit von der Thür stand, dann Lolo, die feuerroth und mit verweinten Augen sich gegen den Sophatisch lehnte. Die Schwestern kamen ganz verschüchtert aus dem Schlafzimmer herein. Auf dem Balcon versteckt hinter der herabgelassenen Fenster-Jalousie regte sich Herr Dietrich, der Freund der Familie, möglichst wenig.

„Es ist aus zwischen uns," ließ Lolo sich energisch vernehmen, „gänzlich aus."

„Lolo!"

„Fräulein! Max! Willst Du mir erklären, lieber Sohn . . ."

„Es scheint wirklich das Beste zu sein, Mama," ließ der Lieutenant sich mit gespielter Gleichgültigkeit vernehmen, „wenn wir einen Irrthum redressiren, der sich doch über kurz oder lang rächen würde. Fräulein Charlotte hat mir soeben einen Auftritt gemacht . . ."

„Ich habe ihm ganz ruhig die Wahrheit gesagt," versicherte Lolo eifrig, sich an die Brust ihrer Mutter lehnend.

„Aber was in aller Welt kann denn . . ." fragte die Geheime Räthin, nur mühsam ihren Aerger versteckend.

„Ich sah Fräulein Charlotte gestern im Theater," erklärte Max, „eilte nach der Vorstellung auf sie zu, um ihr meine Freude darüber auszusprechen, wurde aber launisch abgewiesen."

„Er konnte in's Theater gehen," fiel Lolo ein, „in eine Operette, während ich —"

„Aber Sie waren ja auch im Theater, Fräulein," bemerkte die Räthin kopfschüttelnd.

„Nur um mich zu überzeugen, daß er wirklich wie jeden Abend da zu finden sein würde," antwortete sie tief empört.

„Aber warum sollte ich nicht?"

„Gewiß! Auch draußen im Rosenthal mit den schönen Kellnerinnen tanzen!"

„Ach! ein Spaß."

„Mein Herr, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich solche Späße nicht verstehe. Sie mögen freilich denen sehr harmlos erscheinen, die kein Arg darin sehen, die Nacht durch mit liebenswürdigen und sehr gefälligen Damen von der Oper —"

„Mein Fräulein, ich habe Ihnen schon gesagt, daß nur der gerechte Aerger über die kränkende Abweisung —"

„Als ob das eine Entschuldigung wäre, Mama! Wenn der Papa sich einmal so etwas einfallen lassen sollte —!"

„Und überhaupt ist es mir nicht gegeben," sagte der Lieutenant, sich hoch aufrichtend, „meine persönliche Freiheit in solcher Weise beschränken zu lassen. Von der Frau, welche mich zu lieben versichert, fordere ich unbedingtes Vertrauen. Eine junge Dame, die es über sich gewinnt, ihrem Bräutigam einen Spion nachzuschicken —"

„Sie irren," erklärte der Procurist vortretend, „ich stehe im Dienste des Herrn Commerzienraths."

Lolo warf ihm einen freundlichen Blick zu.

Dann einige Minuten, die eine Ewigkeit schienen, allgemeines tiefes Schweigen.

„Welches Glück!" rief die Geheime Räthin, die sich endlich von ihrem Staunen erholt und gefaßt hatte. „Welches Glück, daß diese böse Affaire so befriedigend endet! Gnädige Frau" — sie wandte sich mit Würde an die Commerzienräthin — „gratuliren wir einander, daß ein günstiges

Geschick noch in letzter Stunde unverhofft unsere sehnlichsten Wünsche in Erfüllung gehen läßt. Kinder — wahre Kinder! O, wie Recht hatten wir — "

Sie trat Fips, der zwischen den Damen herumtänzelte, auf den Fuß. Er versteckte sich heulend hinter Lolo.

„Deinen Arm, mein Sohn! Empfehlen wir uns den geehrten Damen. Es ist mir wirklich eine große Freude gewesen . . . Dieses kleine Mißverständniß wird hoffentlich unsere freundschaftlichen Beziehungen nicht stören."

„O, wir können ja froh sein —"

„Ganz meine Meinung."

Max küßte der Commerzienräthin die Hand und schielte zu Lolo hinüber, die sich in diesem Augenblick abwendete. „Es thut mir bei alledem ungeheuer leid, gnädige Frau . . . Ich bin wirklich kein schlimmer Kerl."

„Max!" rief die Geheime Räthin.

„Ich komme, Mama."

Noch denselben Abend reisten Mutter und Sohn ab.

Zu derselben Zeit wurden im Salon der Commerzienräthin zwei Riesenbouquets abgegeben.

In dem einen steckte die Karte des Lieutenants.

Der Spender des anderen wollte sich errathen lassen.

Am nächsten Vormittage erschienen die vier Damen in Begleitung des Herrn mit den drei Diamanten im Chemisett zur allgemeinen Verwunderung in noch nie gesehener Toilette auf der Promenade.

Fips hinkte ein wenig.

August Böckh.*)

Von

Ernst Curtius.

— Berlin. —

Von den Männern, deren Marmorbüsten die Wände unserer Aula schmücken, ist Keiner mehr berechtigt, daß sein Geburtstag nach hundert Jahren als ein Festtag der Universität gefeiert werde, als August Böckh.

Einer ihrer ersten Lehrer, bei ihrer Organisation wesentlich betheiligt, hat er einen der wichtigsten Zweige des akademischen Unterrichts 56 Jahre als ein Meister seiner Wissenschaft mit mustergültiger Pflichttreue und unvergleichlichem Erfolg vertreten, der Leiter beider Pflanzschulen, in denen unsere Jünglinge zu Pflegern und Lehrern der Philologie ausgebildet werden. Von 1811—1843 hat er dem Verzeichnisse unserer Vorlesungen durch sein Vorwort wissenschaftlichen Werth gegeben; von 1812 bis 1862 hat er als Professor der Beredtsamkeit unsern Festversammlungen die Weihe verliehen. Ein auserwählter Vertrauensmann seiner Amtsgenossen, hat er sechs Mal das Decanat seiner Facultät, fünf Mal das Rectorat verwaltet — in der That, ist unsere Universität ein Bau aus lebendigen Steinen, so ist August Böckh ein Grund- und Eckstein derselben, ein Stück ihrer Geschichte, die ohne ihn nicht zu denken ist.

So gebührt ihm schon nach äußerlichem Maßstabe in hervorragender Weise die Huldigung, zu der wir hier versammelt sind. Wie viel mehr

*) Gedächtnißrede zur Säcularfeier von Böckhs Geburtstag, gehalten in der Aula der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin am 24. November 1885.

erkennen wir dies, wenn wir uns seinen Lebensgang und den Inhalt seiner Wirksamkeit vergegenwärtigen!

Böckhs Familie, der alten Reichsstadt Nördlingen entsprossen, war reich an geistig angeregten Persönlichkeiten, von denen einzelne gegen Ende des vorigen Jahrhunderts weitere Wirkungskreise aufsuchten.

Der Vater unseres Böckh trat in badischen Staatsdienst und starb als Secretär des Hofraths in Karlsruhe, als August vier Jahre alt war. Der Knabe fand auf dem dortigen Lyceum eine sehr glückliche Ausbildung seiner vielseitigen Anlagen (1791—1802). Außer den klassischen Sprachen trieb er auch das Arabische, machte botanische Excursionen und zeichnete sich unter einem besonders anregenden Lehrer in der Mathematik aus.

Den Sinn für praktische Geschäftsführung, der ihm eigen war und der sich in seinem älteren Bruder, dem badischen Finanzminister, glänzend bewährt hat, können wir als eine Mitgift aus dem Elternhause ansehen, das er 1803 verließ, um in Halle Theologie zu studiren.

Hier hatte Fr. August Wolf den unklaren Begriff der humaniora, die als Nebenfach der theologischen Studien angesehen wurden, zur Alterthumswissenschaft ausgestaltet, und Böckh ging mit rascher Entschlossenheit in das neue Lager über.

Merkwürdig aber ist, daß er sich dem großen Philologen, unter dessen Fahne er trat, nicht so nahe anschloß wie einem jüngeren Manne, welcher ihm, da er sich in die Weisheit Platos zu vertiefen suchte, zur rechten Stunde als der ersehnte Hierophant entgegentrat. Das war Schleiermacher.

Durch die zündende Berührung mit Plato und mit Schleiermacher, in dem er dieselbe dialektische Kunst, dieselbe durch weise Besonnenheit geregelte Phantasie wieder fand, hat Böckh zum guten Theil seine dauernde Geistesrichtung erhalten, und was er jener Zeit tiefster Anregung verdankt, bezeugt die erste, von ihm veröffentlichte deutsche Abhandlung, eine Anzeige der Uebersetzung des Philosophen, wo er seinem jugendlich warmen Herzen in den Worten Luft macht: „Sagen wir es rund heraus! Noch Niemand hat Plato so verstanden und Andere so verstehen gelehrt, wie Schleiermacher!"

Damals war er, nachdem er in Halle durch kritische Arbeiten über Plato seine philologische Reife bezeugt hatte, und den Winter nach der Schlacht bei Jena in Berlin als Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen zugebracht, in die Heimat zurückgekehrt, um sich October 1807 an der Heidelberger Universität zu habilitiren.

Hier empfing ihn ein Kreis hervorragender Männer, Fr. Creuzer, Daub, Neander, Marheineke, de Wette, Thibaut. Neben den Fachgelehrten ein Kreis von Romantikern, Clemens Brentano, Achim von Arnim, Görres, deren Tafelrunde er unter dem Namen Polyhistor beitrat. Bei dem angeborenen Zug zur Poesie, der ihn bis in späte Jahre getrieben hat, den tieferen und zarteren Bewegungen seines Gemüthes rhythmischen Ausdruck zu geben, hat er nie ein engherziger Alterthumsforscher sein können, und hat auch Nicht-Philologen, wie seinem Freunde Fr. von Raumer, gegenüber,

energisch dagegen protestirt, hellenisch und modern, klassisch und romantisch als unvereinbare Gegensätze aufzufassen. Darum seine harmlose Freude an einem Kreise, wo in voller Freiheit der Geist sprühte, während er gleichzeitig in emsiger Forschung den Gesetzen nachspürte, welche die Dichtung der Alten regelten. Zunächst den Gesetzen des Dramas.

So erschien schon 1808 sein Buch über die Meister der Tragödie, worin er die bei erneuter Aufführung eingetretenen Aenderungen in den Texten des Aeschylos, Sophokles und Euripides, die Tradition der Kunst in den Dichterfamilien, die Reihenfolge der Bühnenstücke, die Beziehungen auf Zeitereignisse, die Zusammensetzung des Chors beleuchtete. Es war eine mannigfaltige Reihe von Betrachtungen, voll neuer Gesichtspunkte und Ergebnisse, ein Muster der höheren Kritik, die das Echte und Unechte, das Frühere und Spätere zu scheiden sucht.

Die Methode war von Plato übertragen, an dem Böckh zum Philologen geworden ist, und wer seine Tragiker rühmte, dem sagte er mit edler Bescheidenheit: „Das habe ich von Schleiermacher gelernt."

Inzwischen hatte sich der junge Professor als akademischer Lehrer und Seminardirector bewährt und stand schon in der Vorderreihe der Gelehrten Deutschlands, als in der preußischen Königsstadt die Universität gegründet wurde und Wilhelm von Humboldt auf hoher Warte die Umschau hielt unter den Männern der Wissenschaft, deren Persönlichkeit für das Gedeihen der neuen Stiftung eine Bürgschaft sein konnte.

Ihm lag die würdige Vertretung der klassischen Philologie ganz besonders am Herzen, und am 11. September 1810 wurde durch die Hand des edlen Nicolovius der Ruf nach Heidelberg ausgefertigt.

Böckh antwortete am 17., er werde kommen aus Liebe zu dem frischen und kräftigen Geiste der neuen Gründung!

Wohl hing sein Herz mit warmer Heimatsliebe am badischen Lande. Noch in späteren Jahren nannte er die Heidelberger Zeit, wo ihm so reiche Anregung und so rasche Anerkennung zu Theil geworden, seine goldbekränzte Jugendzeit — und doch konnte er nicht schwanken.

Dem Stammlande der Hohenzollern entsprossen, folgte er mit raschem Entschlusse dem Rufe dieses Fürstenhauses, weil er an die vaterländische Mission ihres Staates glaubte, obwohl er ihn nur in seiner tiefsten Demüthigung kennen gelernt hatte.

Und wie fand er die Verhältnisse, nachdem er Ostern 1811 sein Amt angetreten hatte? Im folgenden Jahre lag die Hauptstadt voll französischer Truppen, deren Führer sich als die Herren geberdeten und bei den vaterländischen Feierlichkeiten in dieser Aula von Amtswegen anwesend zu sein verlangten.

Aber auch in den dunkelsten Tagen hat Böckh sich nie in die heitere Behaglichkeit des Neckarthals zurückgesehnt. Er war stolz darauf, daß die junge Universität ihre Feuerprobe so herrlich bestand. Er wünschte ihr Glück zur Verödung der Hörsäle, als' einer fausta infrequentia; gleich

Niebuhr begeisterte er die Jugend mit neu belebten Flammenworten des Demosthenes und erkannte in der Vereinigung des kriegerischen Muths mit gelehrter Bildung, in der „Germania litteris pariter et armis parata“ das Ideal verwirklicht, das ihn nach Preußen gelockt hatte.

Ich konnte mir nicht versagen, der außerordentlichen Thatsachen zu gedenken, unter denen Böckh mit dem Staate, dem er nun sein Leben gewidmet, mit seiner Hauptstadt und ihrer Hochschule so rasch verwachsen ist. Ich kann aber nicht daran denken, den äußern Verlauf seines Lebens von Stufe zu Stufe zu begleiten.

An dieser Stelle kann es nur meine Aufgabe sein, den innern Gehalt desselben im Umriß darzulegen, um uns in's Gedächtniß zu rufen, wie er unter seinen Zeitgenossen und mit ihnen gewirkt hat. Denn darum kehren wir ja so gern in jene Zeit zurück, da Böckh der Unsrige wurde, weil uns in ihrer geistigen Bewegung ein großer Zusammenhang unverkennbar entgegentritt.

Bis dahin war das Wirken unserer Gelehrten ein in sich abgeschlossenes, nach innen gewandtes. Jetzt traten Leben und Wissenschaft in näheren Zusammenhang, und die neue Zeit, die dem Vaterlande tagte, wurde dadurch vorbereitet, daß die Vergangenheit eine ganz andere Stellung zur Gegenwart einnahm. Mit der Liebe zur deutschen Vorzeit, die in der Romantik ihren Ausdruck fand, erwachte die Lust zum Sammeln von Urkunden und Denkmälern. Man wurde sich des Grundes bewußt, in welchem Kunst und Sitte wurzeln, man lernte das Recht begreifen, wie es sich aus dem Volksgeist entwickelt; es war mit einem Wort der geschichtliche Sinn, der neu erwachte, der die Morgendämmerung der eignen Volksgeschichte durchdrang. Alle Epochen der Menschengeschichte wurden lebendiger, tiefer, umfassender erforscht. und so hat sich bei voller Freiheit individueller Entwickelung doch im Zusammenhang mit dem, was Savigny und Jacob Grimm, was Schleiermacher und Niebuhr uns gewesen sind, auch Böckhs Lebenswerk vollzogen.

Natürlich wurden nicht überall in gleicher Weise neue Wissenschaften gegründet wie die deutsche Philologie und die Rechtsgeschichte. Für das klassische Alterthum hatte Heyne die historischen Probleme gestellt und Winckelmann einen Theil geschichtlich durchgearbeitet, während Fr. August Wolf, einem genialen Baumeister gleich, den Grundriß einer Alterthumswissenschaft entworfen hatte. Aber es war ein Programm der Zukunft, ein Rahmen, dem der Inhalt fehlte. Was jene Männer im Geiste schauten, ist über ihr Verstehen durch Böckh ausgeführt; was aber dem geschichtlichen Sinne, der sich wie ein befruchtender Strom über die Felder der Wissenschaft ergoß, besonders eigen war, nämlich das Erfassen des Volksthums als des mütterlichen Bodens aller geschichtlichen Bildungen, und zweitens das Zusammenfassen der einzelnen Thatsachen einer Volksgeschichte zu einem Gesammtbilde — das ist erst durch Böckh für das klassische Alterthum zu klarem

Bewußtsein gebracht und in bewunderungswürdigem Umfange ausgeführt worden.

Wie sehr ihm von Anfang an das hellenische Alterthum in seiner Totalität vor Augen stand, zeigte sich darin, daß er schon in Heidelberg ein Werk entwarf, das unter dem Namen Hellen das Leben der Griechen in allen Erscheinungsformen darstellen sollte.

Zu diesem Ziele führten zwei Wege, einmal die Durchdringung des hellenischen Geistes in den höchsten Leistungen seines denkenden und dichtenden Vermögens, andererseits die Anschauung des praktischen Lebens, wie es die Alten in Gesetz und Sitte ausgebildet haben.

In ersterer Beziehung war Plato, der Jugendliebe Böckhs, nichts verwandter als der Dichtergeist Pindars. Beide hatten zur väterlichen Religion eine entsprechende Stellung; in Beiden erkannte er, was ihm eine charakteristische Eigenthümlichkeit des hellenischen Geistes war, die Verbindung des erhabensten Schwunges einer kühnen Phantasie mit klarer Besonnenheit und folgerichtiger Gedankenführung. Bei keinem Lyriker war die ideale Geistessphäre mit dem ganzen Volksleben gleich eng verwachsen — und so wurde Pindar die erste große Aufgabe von Böckhs wissenschaftlicher Arbeit.

Die Lyrik der Griechen war eine verschleierte Welt, deren Verständniß schon das Alterthum verloren hatte. Nach Vorgang späterer Grammatiker hatte man die lyrischen Strophen ganz äußerlich betrachtet und sich mit einer armseligen Silbenzählung begnügt, bis Gottfried Hermann die wissenschaftliche Forschung begann. Philosophische Sätze, namentlich das Causalitätsprincip, wurden angewendet, um das metrische Wechselverhältniß der Silben zu erklären. Böckhs historischer Sinn, aller Abstraction und Uebertragung moderner Schulbegriffe abhold, zog die verschollenen Lehren der alten Musiker wieder hervor und zeigte, wie in Tanz und Musik durch Verbindung verschiedenartiger Zeittheile, als Einheit im Wechsel der Rhythmus entstehe. Diese Theorie, wie das Verständniß eines Naturgesetzes in der Stille gereift, wurde auf die Dichterwerke angewendet. Pindar war wegen der Wiederholung seiner Strophen besonders geeignet, um an ihm die Theorie zu erproben.

Der Text des Dichters lag in wüster Unordnung, willkürlich gegliedert; Böckhs Scharfsinn gelang es, die untrüglichen Kennzeichen des Versschlusses bei Pindar nachzuweisen. Die Wortbrüche am Ende der Verse, die mit Recht Anstoß erregt hatten, fielen weg, und bei consequenter Durchführung der einfachsten Grundsätze gelang es, in dem scheinbaren Gewirr von Längen und Kürzen eine klare und zweckmäßige Ordnung herzustellen.

Das war eine der schönsten philologischen Entdeckungen, ohne Vermehrung des Quellenmaterials durch methodisches Denken gefunden; es war die Grundlegung einer wissenschaftlichen Metrik, und während bis dahin nur kleinere Strophen, wie die sapphische und alkäische, in ihrer künstlerischen Einheit verstanden wurden, konnten jetzt die größten Strophen Pindars als

ein bis in die einzelnen Silbengruppen wohl organisirtes Ganze erkannt und empfunden werden.

Mit der Anwendung der Theorie des Rhythmus auf Pindar war natürlich die kritische Untersuchung des Textes wie das Sammeln und Sichten der Handschriften verbunden. Daran schloß sich die umfassende Bearbeitung des ganzen Nachlasses. 1811 wurde die schon in Heidelberg vorbereitete Ausgabe begonnen; durch den Krieg unterbrochen, wurde sie 1821 vollendet, nachdem Dissen die Hälfte des Commentars übernommen hatte.

So ist Pindar erst in seiner äußeren Form, dann in seinem ganzen künstlerischen Charakter durch Böckh für uns neu geboren. Wo man Schwulst oder ein wüstes Spiel der Phantasie zu sehen glaubte, ist Besonnenheit und wohldurchdachter Zusammenhang nachgewiesen, und der erfindungsreiche Tiefsinn des Dichters, der das wiederkehrende Siegesthema mit immer neuen Gedanken historischen und ethischen Inhalts auszustatten wußte, ist von Neuem an das Licht getreten. Der Schatten eines der größten Meister aller Zeit hat wieder Gestalt und Sprache gewonnen.

Diese Wiedergeburt Pindars war eine Epoche für das Verständniß lyrischer Kunst. Was hier an wissenschaftlichen Fragen zur Erörterung kam, zeigt die von Böckh eingehend besprochene Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Dissen. Denn so sehr auch Böckh die Vereinbarkeit des lyrischen Schwungs mit verständiger Gedankenfolge betonte, bestritt er doch die Ansicht, daß ein gedachter Begriff als solcher, sei es in einem Bildwerk oder in einer Ode, zum Ausdruck komme; er müsse versenkt sein in eine künstlerische Idee, die dem Urheber des Kunstwerkes vorschwebe.

Wenn Böckh einen Theil seines Werkes einem Freunde abgab, so lag der Grund darin, daß er schon seit 1813 ein anderes Arbeitsfeld betreten hatte. Von den sonnigen Höhen pindarischer Siegesfreude und platonischer Speculation war er zu den realen Verhältnissen des antiken Lebens herabgestiegen, deren wissenschaftliche Behandlung man dem Fache der „Alterthümer" zuzuweisen gewohnt war. Es war ein Aggregat zusammengetragener Notizen. Böckh hat es zu einer Wissenschaft gemacht, indem er die Idee des Staats in die Mitte stellte, des aus dem Volk hervorgewachsenen. Denn mit voller Energie trat er auch hier aller Willkür moderner Anschauungen entgegen, welche den Staat auf einem Vertrage beruhen ließen, als wenn die Elemente desselben vom Winde zusammengeweht wären.

Eine Darstellung des gesammten Staatslebens der Hellenen, mit wissenschaftlichem Geiste und umfassenden Ansichten gearbeitet, war sein Ideal. Er beschränkte sich auf die Stadt, in der sich das Hellenische am vollkommensten ausgeprägt, und auf das am meisten vernachlässigte Gebiet des antiken Lebens, das wirthschaftliche. Und so erschien 1817 ein Werk, an dessen Möglichkeit man nicht gedacht hatte, als es fertig vorlag: Die Staatshaushaltung der Athener.

Man sah auf einmal die denkwürdigste Stadt des Alterthums in neuem

Lichte vor sich. Man sah sie in der vollen Regsamkeit von Handel und Gewerbe, in der vollen Wirklichkeit des täglichen Lebens. Die Höhe des Arbeitslohnes, des Zinsfußes, der Hauswerthe, der Waarenpreise lernte man wahrnehmen; man überblickte die ganze Finanzverwaltung der Stadt mit ihren Jahreseinkünften und Ausgaben.

Wo der Mensch mit dem Gelde zu thun hat, treten alle Schwächen seiner Natur zu Tage, und nirgends deutlicher als in den Freistaaten des Alterthums. Mit großherziger Unbefangenheit zeigt Böckh, wie bei der Kleinheit aller Verhältnisse und kunstloser Einfachheit einzelne Einrichtungen doch auf das Feinste durchgebildet waren. Nirgends ist ein edlerer Aufwand öffentlicher Gelder gemacht, nirgends Leichtsinn und Unredlichkeit größer gewesen. Das ganze Unwesen ochlokratischer Geldwirthschaft ist hier klar geworden, aber auch die Weisheit der Solonischen Vermögensklassen, das Institut der öffentlichen Leistungen oder Liturgien, die Verfassung des attischen Seebundes.

Welch eine reiche Welt menschlicher Einrichtungen ist hier zum ersten Male enthüllt worden, und den Werken von Niebuhr und Savigny, die hier gleichzeitig reiften, reiht sich als Epoche machendes Geschichtswerk die Staatshaushaltung der Athener ebenbürtig an.

In näherem oder fernerem Zusammenhang standen die Abhandlungen über die laurischen Bergwerke, über die attische Oberrechenkammer der Logisten und Euthynen, über die Dionysosfeste in Athen, die Zeitverhältnisse der Rede des Demosthenes gegen Midias, — lauter Schriften von eingreifender Bedeutung, die der Staatshaushaltung unmittelbar vorangingen oder folgten.

Ganz äußerlichen Anlaß hatte seine Schrift über die Hierodulen. Es wurde nämlich im Jahre 1818 nach Hirts Entwurf im weißen Saale ein Maskenball aufgeführt, bei welchem die Damen des Hofes als Tempeldienerinnen auftraten. Diese Rolle wurde als eine nicht anständige bezeichnet. Böckh vertheidigte in einer Abhandlung über antikes Tempelpersonal seinen Amtsgenossen gegen hämische Angriffe.

Inzwischen hatten die Forschungen über attisches Finanzwesen das Bedürfniß neuer Hülfsquellen angeregt, und da seit Beginn des Jahrhunderts die Zahl der Reisenden sich mehrte, welche Stein- und Erzschriften auf griechischem Boden fanden, so war eine Sammlung derselben zur Ergänzung des literarischen Nachlasses der Alten die zeitgemäßeste Aufgabe. Wer sollte sie in die Hand nehmen?

Bis dahin waren alle Aufgaben dieser Art bei uns von Einzelnen gestellt und nach Kräften durchgeführt. Es war also eine Epoche im Leben der deutschen Wissenschaft, daß die preußische Akademie nach Böckhs Eintritt ein Werk zum Nutzen der Wissenschaft und zu Ehren des Vaterlandes unternahm, das von einem Einzelnen nicht zu Stande gebracht werden konnte.

Der Stein von Rosette hatte allgemeines Aufsehen erregt; Niebuhr glühte vor Feuereifer und entwarf den Plan eines Urkundenbuchs für die

Geschichte des ganzen Alterthums. Böckh vertrat eine weise Beschränkung. Sein Entwurf zur Herstellung eines griechischen Inschriftthesaurus, wofür, auf vier Jahre vertheilt, 6000 Thaler als Staatszuschuß beantragt wurden, ging am 25. April 1815 an das Ministerium; am 12. Mai wurde er genehmigt.

Niebuhr, Buttmann, Schleiermacher, Immanuel Bekker bildeten mit Böckh, welchem die Redaction übertragen wurde, die leitende Commission. Bekker wurde sofort nach London und Paris geschickt, um die dortigen Urkunden abzuschreiben. In Athen wurde mit Consul Gropius angeknüpft. Die Europäer, die in Griechenland heimisch geworden, Major Leake in Joannina, William Gell, Clarke, Bröndsted, Payne-Knight wurden zur Theilnahme herangezogen. Zum ersten Male trat die Berliner Akademie in einen Weltverkehr, und Böckhs Studirzimmer wurde das erste Archiv hellenischer Urschriften aller Zeiten und Länder.

Nachdem er schon 1821 die erste Papyrusurkunde mit griechischer Cursivschrift herausgegeben hatte, begann er 1824 die Ausgabe des Inschriftenwerks, mit dem eine neue Aera der klassischen Alterthumskunde begonnen hat.

Durch die Inschriften sind wir in eine ganz neue Art von Verkehr mit den Alten getreten. Nicht nur, daß sie über die wichtigsten Seiten des öffentlichen Lebens, über welche kein Autor Veranlassung hatte, ausführlich zu berichten, als gleichzeitige Urkunden helles Licht verbreiten; wir stehen durch sie der alten Welt unmittelbarer, lebendiger, persönlicher gegenüber.

In antiken Autographen können wir ein Jahrtausend hindurch die Geschichte der Schrift verfolgen, in deren Form und Stil sich der Charakter der Zeiten und Landschaften spiegelt. Es sind Zeugnisse von Volksgebräuchen, von denen eine andere Ueberlieferung nicht vorhanden ist, Zeugnisse von Mundarten, die in der Literatur nicht vertreten sind. Eine Wissenschaft von den griechischen Dialekten wurde jetzt erst möglich, so daß der Begründer derselben seine bahnbrechenden Arbeiten als eine Frucht von Böckhs Inschriftenwerk bezeichnen konnte.

Böckh selbst war am wenigsten geneigt, die Epigraphik als eine besondere Disciplin zu betrachten, aber sie hat ihre eigene Technik, und er hat ohne namhafte Vorgänger in der kritischen und exegetischen Behandlung der Urkunden und ihrer Verwerthung für alle Zweige des antiken Lebens den Weg gezeigt.

Er konnte selbst nicht ahnen, welchen Erfolg das von ihm Begonnene haben würde; denn es war ja, als wenn die großen Entdeckungen auf den Gründer und Meister der Epigraphik gewartet hätten. Ueberschauen wir jetzt, was sich an die erste Lieferung seines Werks angeschlossen hat, so müssen wir freudig anerkennen, daß jener im Vertrauen auf Böckh gefaßte Beschluß der Akademie für die historisch-philologische Wissenschaft eines der segensreichsten Ereignisse gewesen ist, und daß das nationale Werk, durch

das Rescript vom 12. Mai 1815, also unmittelbar vor der Schlacht bei Waterloo in's Leben gerufen, ein unvergängliches Ehrendenkmal der Krone Preußen sein wird.

Die Freude am Gelingen blieb nicht ungestört. Von Gottfried Hermann wurden gegen die Behandlung der Inschriften mancherlei zum Theil nicht unbegründete Einwendungen erhoben. Es waren Aeußerungen eines Widerspruchs, dem ein tiefer gehender Gegensatz zu Grunde lag. Man glaubte in Böckhs großartiger Auffassung der Philologie einen gefährlichen Abweg von der hergebrachten Methode zu erkennen; man witterte sogar eine Art Verschwörung gegen die Autorität des großen Hellenisten in Leipzig.

Es war in der That ein Gegensatz vorhanden, der ausgetragen werden mußte, wenn auch kein solcher, der zu persönlicher Befehdung nöthigte. Es waren zwei Richtungen, von denen keine die andere ausschloß. Böckh war keine grammatische Untersuchung zu scharf und eingehend, aber das Hauptgewicht sollte nicht auf das Einzelne und Kleine gelegt werden, oder — besser gesagt — es gab für ihn nichts Einzelnes, das ohne das Allgemeine begriffen werden konnte. Was den Alten gegenwärtig war, wenn sie ihre Kunstwerke anschauten oder anhörten, müssen wir uns durch die Wissenschaft aneignen. Je weiter der Ueberblick, um so besser werde das Verständniß des Einzelnen gelingen. Unthunlich aber sei es, das zur Erklärung der Alten an sachlichen Kenntnissen Erforderliche für die betreffende Textstelle herbeischaffen zu wollen.

Ein abgesagter Feind aller Notizengelehrsamkeit und Vielwisserei, legte er den Schwerpunkt der Philologie in das Erkennen, das immer ein Ganzes als Gegenstand voraussetzt; das Erkennen des Erkannten, die Erneuerung des antiken Bewußtseins, ist ihm die Aufgabe des Philologen. Er unterscheidet den formalen Theil, die Theorie des Verstehens oder philologische Kunst, und den materiellen, welcher die allgemeine Anschauung der Antike und alle einzelnen Seiten des antiken Lebens umfaßt. Das war es, was er in seinem ‚Hellen' darzustellen beabsichtigt hatte und was er dann in seinen Vorlesungen über Encyklopädie der Philologie vortrug, sein wissenschaftliches System, das Programm seiner Lebensarbeit, mit dessen fortschreitender Ausführung in seinem Sinn wir heute unausgesetzt beschäftigt sind.

In der Trockenheit und Mühseligkeit epigraphischer Studien erquickte ihn die eindringende Beschäftigung mit Sophokles' Antigone, deren Zeitverhältnisse er 1824 in lichtvoller Weise darlegte.

Bald darauf war es seine Abhandlung über Philochoros, welche uns über die Behandlung attischer Landesgeschichte im Alterthum neue Belehrung gab. Historische Untersuchungen von weiterem Gesichtskreise knüpften sich an neue Inschriftfunde, welche jetzt aus Athen durch Ludwig Roß in tadellosen Abschriften eingesandt wurden, so daß Böckh endlich mit

dem klassischen Boden in directem und ununterbrochenem Zusammenhange stand.

Eine Rechnungsurkunde über das apollinische Heiligthum zu Delos veranlaßte ihn, die Geschichte der heiligen Insel von den Urzeiten an, da sie der Mittelpunkt des ionischen Volkslebens auf beiden Meerseiten war, bis zur religiösen und politischen Verschmelzung mit Athen in großem Zusammenhang darzustellen.

Ein Jahr später — 1835 — schickte Herr von Prokesch die Inschriften ein, die er mit glücklichem Blick auf einem Kalkfelsen von Santorin entdeckt hatte, über den alle Wanderer, ohne sie zu sehen, hinweggeschritten waren. 1836 erschien die Abhandlung über die Inschriften von Thera, in welcher an diese flüchtig eingeritzten Pilgernamen eine Untersuchung über die Wohnsitze der Minyer angeknüpft wurde, welche in die Zeit der Phönizier hinaufging und für seine Anschauung der griechischen Vorzeit von besonderer Wichtigkeit ist.

Damals wurde er auch auf einem anderen Wege in die älteste Culturgeschichte der Mittelmeervölker hineingeführt. Er war nämlich mit einer neuen Ausgabe der Staatshaushaltung beschäftigt, als er bei emsigem Abwägen der alten Geldstücke in unserem Münzcabinet die Entdeckung machte, daß dort, wo von Stadt zu Stadt die bunteste Verschiedenheit zu herrschen schien, ein ungeahnter Zusammenhang sich nachweisen lasse.

Rastlos forschend ging er den Maß- und Gewichtsbestimmungen im Alterthume nach, bis er endlich bei den Erfindungen der Priesterschaft in Babylon anlangte, welche durch die Phönizier über die Küsten des Mittelmeeres ausgebreitet worden sind.

Nach vielem Hin- und Herreden über Abend- und Morgenland war endlich eine exacte Methode gefunden, den Völkerverkehr nachzuweisen in Handel, Industrie und Gottesdienst. Die assyrische Mylitta wurde als kosmisches Naturwesen in Aphrodite Urania erkannt und vom Euphrat bis zum Tiber enthüllte sich eine untrennbar verbundene Culturwelt.

Durch die vergleichende Maß- und Gewichtslehre, welche Böckh in seinen metrologischen Untersuchungen 1838 begründet hat, ist unser Wissen vom Alterthum in ein neues Entwickelungsstadium eingetreten. Neben dem großen Resultat für alte Culturgeschichte sind darin über die verschiedenen Münzfuße, die Wandlungen des Geldverkehrs, die Bürgerschatzungen die lehrreichsten Forschungen eingeflochten, und wie früher Solons Timokratie, so ist hier des Servius Tullius Census zuerst klar gemacht.

Als er zur Staatshaushaltung zurückkehrte, begegnete ihm ein neuer Aufenthalt. Bei den Bauten im Piräus kamen Steine zu Tage, auf denen die Behörden des Arsenals das bei ihrem Amtsantritte vorgefundene Material hatten aufzeichnen lassen. Das war für Böckh das köstlichste Geschenk, die willkommenste Bereicherung seiner Anschauung athenischer Staatswirthschaft.

Nach dem weiten Umblick über antike Weltgeschichte versenkte er sich

nun in die Verzeichnisse eines städtischen Zeughauses. Anderthalb Jahr lebte er auf den Werften von Athen. Die Namen der Schiffe, die Theile und Geräthe derselben, die Oertlichkeiten und Behörden, der ganze Mikrokosmos der städtischen Marine wurde ihm vertraut, und wie Alles, was er geistig umfaßte, lebendig in sich zusammenhing, so erfreute er sich nun mit erhöhtem Genusse an dem herrlichen Chorliede, wo neben dem Oelbaume der Athena „das in die Wogen greifende, wohlgeschwungene Ruder, das von den Nereïden begleitete" gepriesen wird. Das dürre Inventar eines städtischen Magazins wurde ihm so zu einem lebendigen Commentar des Sophokles.

Zu diesem Dichter sollte er noch in ein besonderes, praktisches Verhältniß treten, als der kunstliebende König unter Ludwig Tiecks Leitung die Lebenskraft der attischen Tragödie zu erproben beschloß und Felix Mendelssohn beauftragte, Antigone mit Musik auszustatten. Natürlich wurde der beste Kenner antiker Rhythmik und Dramaturgie vielfach zur Mitwirkung herangezogen. Er verständigte sich mit dem befreundeten Componisten und bearbeitete für ihn einzelne Chorlieder. Am 28. October 1841 feierte Antigone ihre Wiederbelebung. Im folgenden Jahre gab Böckh eine metrische Uebersetzung der Antigone heraus, ein allen Gebildeten verständliches Zeugniß seiner Auffassung antiker Poesie, herber als die geläufigeren Uebertragungen, aber ganz erfüllt von der Hoheit Sophokleischer Dichtung.

Inzwischen reifte der zweite Band der griechischen Inschriften zur Vollendung, ein Riesenband, der das Netz der Urkundensammlung über den Westen von Hellas, die Colonialländer im Norden, den Archipelagus und die asiatischen Küsten ausspannte, ein Band, von welchem einzelne Theile, wie die Einleitung zu den pontischen Ländern und die parische Marmorchronik, gelehrte Werke von selbständiger Bedeutung waren.

Außerdem fuhr Böckh fort, einzelne Steininschriften von hervorragender Wichtigkeit, die aus dem Schutt hervorgezogen wurden, in besonderen Abhandlungen ungesäumt zu verwerthen. So die neuen Finanzurkunden von Athen, die Stiftungsurkunde von Brea, welche auf die Colonisation der Perikleischen Zeit neues Licht warf, das erste Denkmal des Hermias, des dem Kreise des Aristoteles angehörigen Dynasten von Atarneus und Assos, die Inschriften von Gerasa, welche die dunklen Zeiten des Uebergangs aus dem Heidenthum in den christlichen Gottesdienst erhellten. Das waren Gelegenheitsarbeiten, welche zeigen, mit wie jugendlichem Eifer Böckh, auch nachdem er das sechzigste Jahr überschritten, jede neue Kunde alter Zeit aufnahm, ohne seine großen Arbeiten aufzugeben.

So wurde auch die seit 15 Jahren begehrte neue Auflage der Staatshaushaltung, zu welcher das attische Seewesen als besonderer Band hinzugetreten war, 1851 glücklich vollendet.

Seine schöpferische Thätigkeit blieb solchen Problemen zugewendet, welche durch rechnende Methode zu lösen waren. Denn die Macht der Zahl im Geistesleben der Alten, das unermüdliche Streben derselben, nach

dem Wandel der Gestirne Menschenleben und Natur in Einklang zu bringen, — das hatte ihn schon als Jüngling mit magischer Kraft angezogen, und so ging er jetzt den am weitesten zurückgreifenden Zahlenreihen der alten Völkergeschichte, den ägyptischen, prüfend nach und fand in den Dynastien des Manethos, die seit Entzifferung der Hieroglyphen neue Bedeutung erlangt hatten, als maßgebende Himmelserscheinung den Frühaufgang des hellsten Fixsterns, der die jährliche Nilfluth ankündigte; er zeigte, wie nach Sirius- oder Sothisperioden die conventionelle Geschichte des Nillandes geregelt sei, und dies Ergebniß ist unerschüttert geblieben.

Die Ansichten der griechischen Philosophen vom Weltgebäude, mit denen seine selbständigen Studien begonnen hatten, von Neuem durchzuprüfen, veranlaßte ihn eine Schrift, welche bei Plato den Keim des Copernicanischen Systems nachzuweisen suchte. Darum richtete er an den eng befreundeten Verfasser des Kosmos seine Schrift über das kosmische System Platos, um bei ihm von Neuem die Erde als unbewegtes Centrum ihres Planetenhimmels mit siegreichen Gründen zu erweisen

Von den Welttheorien der Philosophen führten neue Inschriftfunde zur praktischen Astronomie attischer Jahresrechnung.

Schatzurkunden des Parthenon enthielten tageweise berechnete Zinszahlungen. Der durch Rhangabé ermittelte Zinsfuß bestätigte sich durch Böckhs arithmetische Combinationen, und so wurde es zuerst möglich, das in Athen geltende Mondjahr sicher zu erkennen und die Gemeinjahre von den Schaltjahren zu unterscheiden. Die ganze Organisation des Schaltcyklus, seine im Laufe der Geschichte wechselnde Form, die Fehler desselben und ihre Verbesserungen in Theorie und Praxis konnten dargelegt werden, und so erwuchs aus verwitterten und zerstreuten Marmorfragmenten sein Buch von den Mondcyklen, eine durchgreifende Fortbildung der von Ideler begründeten Wissenschaft vom Kalender der Alten, und die eingeflochtenen Untersuchungen, namentlich über die nach der Siegesfeier bestimmten Kalendertage attischer Siege waren für die alte Geschichte von eingreifender Bedeutung.

Diesen Forschungen, denen die gleichzeitigen Arbeiten anderer Gelehrten über das altrömische und das ägyptische Jahr ein erhöhtes Interesse gaben, blieb er treu und suchte in einem noch größeren, völkergeschichtlichem Zusammenhang nachzuweisen, wie die Alten nach Himmelsbeobachtungen erst empirisch, dann mit wissenschaftlicher Kunst die Jahreszeiten bestimmt, die bürgerlichen Geschäfte geregelt und zur Ausgleichung von Mond- und Sonnenjahr immer neue Schaltkreise erfunden haben.

Zu diesem Zwecke begann er, 76 Jahre alt, von Neuem die Auf- und Niedergänge der Sternbilder für Reihen von Jahrhunderten und die verschiedensten Erdräume zu berechnen, erst in einsamer Arbeit, dann in Gemeinschaft mit dem jetzigen Director unserer Sternwarte, der ihn mit den Hülfsmitteln astronomischer Technik unterstützte, und so erschien 1863 sein

Werk „über den vierjährigen Sonnenkreis der Alten, vorzüglich den Eudoxischen“, sein abschließendes Werk über einen inhaltreichen Entwickelungsgang menschlichen Denkens und Erfindens, das Werk, mit dem auch das Sonnenjahr von Böckhs wissenschaftlicher Arbeit seinen lichtspendenden Gang vollendet hat.

Bedenken wir, wie viel in dieser chronologischen Uebersicht unberührt bleiben mußte, denken wir an die Reden, die er als Vertreter der Universität und der Akademie jährlich gehalten hat, alle gedankenreich und in würdigster Form die Stätten der Wissenschaft mit dem öffentlichen Leben verbindend, an die zahlreichen Proömien unserer Vorlesungen, unter denen keines ist, das nicht in der Literatur seine Stelle hat, — so stehen wir in der That staunend einem solchen Mann und einem solchen, der Wissenschaft geweihten Menschenleben gegenüber.

Böckh hat nicht wie Jacob Grimm, ein wüstes Feld urbar gemacht und eine neue Wissenschaft geschaffen. Mit voller Ehrerbietung schloß er sich den Männern an, welche die Philologie im großen Stile historischer Wissenschaft gegründet haben, vor Allen an Joseph Scaliger. Er hat uns aber die alte Welt in solchem Umfange neu aufgeschlossen, die Gesetze hellenischen Denkens und Dichtens sowie die Ordnungen des öffentlichen Lebens in so großem Zusammenhang an das Licht gebracht, daß wir wohl von einer aus frischen Quellen strömenden, einer zweiten Wiedergeburt des klassischen Alterthums, die mit Böckh begonnen hat, reden dürfen.

Diese war aber nicht, wie die erste Renaissance, ein Riß in die natürliche Entwickelung, eine Spaltung der Volksgenossen, sondern sie war mit der Wiedergeburt des eigenen Volks eng verwachsen; keine schwärmerische Ueberschätzung der Vergangenheit, denn er fühlte tief und lebendig, welche Heilsquellen unsere Zeit vor der Heidenwelt voraus habe, keine ästhetische Genußsucht, sondern eine männliche Erhebung von Geist und Gemüth, eine lebensvolle Vergegenwärtigung des für alle Zeit Denkwürdigen und Gültigen, was das Alterthum hervorgebracht hat, getragen von einer philosophischen Weltanschauung und erwärmt von einer echt menschlichen Liebe, wie sie Niebuhr und Böckh für Athen hatten.

Als Forscher ist Böckh auf den dunkelsten Gebieten seinen Weg so sicher gegangen, wie kein Anderer vor ihm und neben ihm. In Bezug auf Zahl und Maß arbeitete er mit solcher Umsicht, daß auch Mathematiker die Zuverlässigkeit seiner Rechnungen bewunderten, und trotz der überraschenden Fülle neuer Funde auf dem Gebiete der attischen Alterthümer wird seine Staatshaushaltung der Athener nach 68 Jahren zum dritten Male aufgelegt, ohne daß wesentliche Aenderungen erforderlich sind.

So waren auch alle Abhandlungen jede in sich fertig und reif, so daß für eine Nachlese an Material und neuen Gesichtspunkten wenig Gelegenheit übrig blieb.

Die Sauberkeit seiner Geistesarbeit bezeugte sich äußerlich darin, daß

in seinen Manuskripten nichts durchstrichen war. Nach langer Erwägung erfolgte die schriftliche Fassung rasch und sicher.

Bei der unabsehlichen Mannigfaltigkeit des Stoffs, den er nach und nach in seine Hand genommen, gehn doch in anmuthiger Weise durch Böckhs gelehrte Arbeiten gewisse Lieblingsideen hindurch, die sein Gemüth von Jugend an beschäftigten und auch den Gelegenheitsschriften einen inneren Zusammenhang geben: die ordnende Zahl im Wechsel der irdischen Dinge, der maßgebende Rhythmus, die in der Dichterstrophe wie in Zeit- und Weltordnung das Einzelne zum Ganzen bindende Harmonie. Auch der Liebe zu Plato, die seinem Geiste die erste Weihe gegeben hat, ist er bis an's Ende treu geblieben.

Er kannte nicht den Ehrgeiz, Schulhaupt sein zu wollen, aber Alle, die neben und nach ihm im Alterthum forschten, sind seine Schüler; auch auf Gebieten, die er nur gelegentlich berührte, wie das der bildenden Kunst, galt sein Urtheil als maßgebend, so daß in dem Streit über die Wandmalerei der Alten der große französische Philologe Letronne einen seiner berühmten Briefe an ihn richtete, seine Autorität auch hier anerkennend.

Nur, wo es die Sache forderte, trat er polemisch auf, ohne persönliche Bitterkeit, und dem großen Gelehrten, welcher ihm am schärfsten entgegengetreten ist, Gottfried Hermann, den er seinen durch ununterbrochene Befehdung vertrauten Freund nannte, hat er auf der Philologenversammlung in Jena mit aufrichtiger Wärme die Hand gereicht.

Freundliche Milde war ein Grundzug seines Wesens. Wir finden ihn schmerzlich ergriffen, fast untröstlich, als er seinen Freund Dissen durch eine Recension wider Willen verletzt hatte. Seinen treuen Mitarbeiter Ludwig Roß durch einen Zweifel an der unbedingten Richtigkeit seiner Abschriften zu kränken, war ihm so peinlich, daß er die Fehler, welche sein Scharfsinn entdeckte, lieber dem unbekannten Steinmetzen zuschob. Seinem astronomischen Mitforscher dankte er, daß durch seine Unterstützung ihm neue Flügel gewachsen wären, und die volle Liebenswürdigkeit seiner Natur hat er an Otfried Müller bewährt, den er an der Schwelle der Wissenschaft freudig begrüßte, in dessen Gaben er eine Ergänzung der eigenen Kraft sah und den er mit väterlicher Liebe bis an das frühe Grab begleitet hat.

Was seiner Persönlichkeit das eigenthümliche Gepräge gab, das war die schlichte Anspruchslosigkeit seines Wesens. Es war ihm unmöglich, seinem geschriebenen oder gesprochenen Wort eine auf Wirkung berechnete Form zu geben oder in seinem Auftreten ein Selbstgefühl zur Schau zu tragen. Wer den einfach bürgerlichen Mann gehen sah, ahnte in ihm nicht den berühmten Gelehrten, der einen Alexander von Humboldt unter seinen Zuhörern sah, den von unserm Herrscherhause hoch Geehrten, den König der Wissenschaft, den in der gebildeten Welt widerspruchslos anerkannten Meister auf einem Forschungsgebiete von so hervorragender Wichtigkeit.

Denn, was Böckh uns gelehrt hat, war nicht bestimmt, auf Fachge-

nossen beschränkt, Eigenthum der Gelehrtenwelt zu bleiben. Die griechische Menschheit konnte uns nicht so viel tiefer und weiter erschlossen werden, ohne daß wir die Menschheit überhaupt, also auch uns selbst, besser verstehen lernten.

Wir sind Alle reicher geworden durch Böckh, und wenn wir bedenken, wie er sich in der schwersten Zeit frei und freudig zu Preußen bekannt hat, wie er an hervorragender Stelle thätig gewesen ist, der hauptstädtischen Hochschule einen ehrenvollen Namen zu schaffen, als einer der Heroen, die an ihrer Wiege standen; wenn wir bedenken, wie seine Wissenschaft von hier aus den Gymnasial-Unterricht mit frischen Lebensströmen befruchtet hat und so in das deutsche Volk übergegangen ist, dann ist das heutige Fest ein Tag erhebender Freude und wir sind Alle voll Dank gegen Gott, der das Lebenswerk dieses Mannes so reich gesegnet hat.

Was Böckh der Wissenschaft gewesen ist, beruht auf seinem willensstarken Charakter, seiner von einer eisernen Gesundheit getragenen Arbeitsamkeit, einer Kraft innerer Sammlung, die keine Unruhe des Tags zu stören vermochte, und einer unvergleichlichen Begabung des Geistes. Denn eine solche Verbindung des feinsten Kunstsinns und philosophisch-mathematischer Denkkraft mit dem umfassenden Blick des Historikers, eines eindringenden Spürsinns mit kühner Combination kann man nur als eine wissenschaftliche Genialität bezeichnen, wie sie selten einem Sterblichen zu Theil wird.

Seine beste Mitgift war der angeborene Takt für Wahrheit, die er ahnend erkannte, aber nie als solche vortrug, bis er sie durch eine festgeschlossene Kette wohlgeprüfter Beweise gesichert hatte.

So ist er uns noch heute das unübertroffene Vorbild besonnener Forschung, und täglich im Geiste gegenwärtig bei unseren Arbeiten, so daß wir uns an ihm stärken und vor ihm erröthen müßten, wenn wir von der Bahn gewissenhaften Strebens nach Wahrheit abweichen wollten.

Man bewundert die Macht hochgebietender Staatsmänner und Feldherren, welche die Volksgeschichte in neue Bahnen lenken: aber nicht minder bewunderungswürdig erscheint uns die Macht, welche von einem Geiste ausgeht, der ohne äußerliche Mittel in einsamer Forschung eine von Geschlecht zu Geschlecht sich lebendig fortpflanzende Wirkung erzielt, um den sich in allen gebildeten Nationen die Männer sammeln, welche die geistige Geschichte der Menschheit zu erkennen suchen, um von ihm immer neue Anregung und Begeisterung zu empfangen.

Wir erkennen es dankbar, daß ein so reich gesegnetes Leben von Anfang bis zu Ende in die Jahrbücher unserer Hochschule eingetragen ist und schließen die Gedächtnißfeier unseres großen Forschers mit dem erhöhten Bewußtsein von der Würde unseres Berufs und mit dem Gelöbniß, in treuer Erinnerung an ihn und seiner würdig unseres Amts zu warten.

Ernst Curtius.

Von

Gustav Hirschfeld.

— Königsberg. —

Als der Herausgeber dieser Zeitschrift mit dem Wunsche an mich herantrat, zu dem Bilde von Ernst Curtius eine biographische Skizze zu schreiben, habe ich mich nicht ohne Zögern entschlossen, diesem Wunsche zu folgen. Denn Dasjenige, was über diesen Mann zu sagen ist und gesagt werden muß, wenn er nach seinem innersten Wesen verstanden werden soll, konnte leicht an Gewicht verlieren, wenn es von Jemandem herrührte, welchem Ernst Curtius so nahe steht wie mir, und zugleich mußte eine leicht begreifliche Scheu gerade mich abhalten, es auszusprechen. Verehre ich doch in ihm nicht blos den Lehrer, der meinem Leben und meinen Bestrebungen erst den rechten Inhalt und bestimmte Richtung gegeben hat; ist er mir doch auch der treueste Freund und Berather gewesen, derjenige unter den Aelteren, auf welchen mein Blick zuerst sich richtete, als ich meines ersten und natürlichen Rückhaltes beraubt war. Auf der anderen Seite schien es mir aber nicht Recht, eine in mehrfacher Beziehung ausgezeichnete Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um mich auch öffentlich zu ihm zu bekennen. Diese letzte Erwägung gab den Ausschlag; die erste mußte meine Darstellungsweise bestimmen: der Boden einfacher Berichterstattung, wie sie überhaupt dem Lebenden gegenüber geziemt, durfte so wenig wie möglich verlassen werden. Diese konnte freilich auf verschiedene Art stattfinden; ich will versuchen, sie in dem Sinne zu geben, welchen Curtius selber einmal als den wirklich erschließenden bezeichnet hat: „Jede nähere Bekanntschaft beginnt erst dann, wenn das innere Leben des Menschen uns entgegentritt, wenn wir seinen Bildungsgang, sein sittliches

Streben, seine wissenschaftlichen Ziele kennen lernen. Haben wir diesen Genuß des inneren Verkehrs gekostet, so erhalten nun auch alle äußeren Thatsachen, welche bis dahin nur die Neugierde befriedigen konnten, eine tiefere Bedeutung für uns." Aber diese weit gezogenen Grenzen bedürfen hier noch einer Beschränkung, einer solchen freilich, die nach allen Seiten frei hinauszublicken gestattet. Ein Mann von so großem geistigen Reichthum wie Ernst Curtius ist nicht durch einen Essay zu erledigen. Der Essay muß es dem bildenden Künstler nachzuthun suchen, der die bedeutsamsten und vielsagendsten Züge herausgreift, wo er den vollen Inhalt seines Vorwurfes mit seinen Mitteln nicht erschöpfen kann. Was ich außerdem beim Lesen dieses Aufsatzes beherzigt sehen möchte, kann ich erst am Schlusse desselben aussprechen.

Wer Menschen oder Thatsachen gerecht werden will, der muß den Boden kennen, aus dem sie emporgewachsen, den Grund, von welchem sie sich abheben. Wie ein hervorstechender Zug einer Landschaft aus größerer Ferne gesehen zwar von seinen Einzelheiten einbüßt, dafür aber in seinem Zusammenhange mit dem Ganzen klarer erscheint, so wird uns der einzelne bedeutende Mensch erst in's rechte Licht gerückt, wenn wir die Entwickelung betrachten, in welche er hineingehört.

Wer vordem, d. h. bis vor wenigen Jahrzehnten, seine klassische Bildung durch umfassendere Anschauung von Resten des Alterthums bereichern und vertiefen wollte, der ging nach Italien und nach Rom. Hier schien Alles versammelt, was es an Großem und Wirkungsvollem gab, und nicht blos aus dem Alterthum: wie auf einer Ehrentafel Italiens sah man hier an die Schöpfungen der antiken Welt diejenigen der Renaissance gereiht; und etwas im allgemeinen Sinne Bildenderes, als ein richtig angewendeter Aufenthalt in Italien, läßt sich auch jetzt nicht leicht denken. Hier ward man gleichsam umgewandelt; wer von Norden kam, machte einen förmlichen inneren Läuterungsproceß durch, aus dem er zugleich bescheidener und edler hervorging. Alle Nationen sind diesem Zauber unterlegen, aber keine hat denselben wohl tiefer empfunden, ja erlitten, als die Deutschen, denen Italien zumal seit dem vorigen Jahrhundert als das gelobte Land galt, seit Winkelmann dort endlich aus seiner nordischen Enge zu seiner ganzen Größe herauswuchs, und seit Goethe uns das Land menschlich näher geführt hatte. „In dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzogin Amalie," schreibt Goethe selber im Octoberbericht von 1787, „war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das wahre Jerusalem aller Gebildeten betrachtet wurde und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Mignon ausdrücken konnte, sich immer in Herz und Sinn erhielt." Daß Italien in künstlerischer Beziehung kein Schluß war, haben auch die feinsten Kenner damals wohl empfunden; schon auf seinem Boden verriethen das die griechischen Tempel Paestums, wo „wie durch einen Riß in den Vorhang der Blick sich aufthat in eine entferntere Welt", welche in Sicilien noch reicher vor

Augen lag. Dennoch konnte es für eine arge Ketzerei gelten, wenn R. Mengs, der Freund Winckelmanns, vom Apollo des Belvedere, dem Idol der damaligen Kunstbetrachtung sagen konnte, eine Statue, die zu gleich großem Stil mehr Wahrheit des Fleisches gesellte, wäre das Größte, was der Mensch sich denken könnte. Die Kundigen zweifelten nicht, daß derartiges in Griechenland sich finden müßte. Aber in welche Ferne war dies Land gerückt! Nur ein Feuergeist wie Winckelmann, der selber im seinem Leben scheinbar Unmögliches endlich erreicht hatte, konnte damals in's Auge fassen, Elis zu erreichen und durch genaue Untersuchung des Bodens von Olympia „der Kunst ein neues großes Licht aufgehen" zu lassen. Die allgemeine Anschauung der Zeit spricht vielmehr Goethe aus, dessen Worte mir immer ganz besonders charakteristisch vorgekommen sind, von Neapel (28. März 1787): „Der Fürst von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abschied, denn er sprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr (von Sicilien) mich einrichten sollte, mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen. Wenn man sich einmal in die Welt macht und mit der Welt einläßt, so mag man sich ja hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird."

Aber als Goethe das schrieb, war der Bann dennoch schon gebrochen, und zwar in erster Linie durch das Interesse und die Energie der Engländer: schon hatte die Thätigkeit jener großartigsten privaten Vereinigung, der Society of Dilettanti begonnen, die Griechenland und Kleinasien durchforschen ließ; und schon hatten Stuart und Revett die Monumente Athens in nicht geahnter Fülle und mit wissenschaftlicher Treue der Welt bekannt gegeben. Im Anfange unseres Jahrhunderts haben dann Männer wie Dodwell, Sir William Gell, vor Allen William Martin Leake den klassischen Orient durchreist und beschrieben, aber dennoch erscheint derselbe immer noch wie ein fremder Welttheil; ein Einleben war durch die Verhältnisse ausgeschlossen. Erst der große Kampf gegen die Türken und der endliche Sieg der Hellenen hat die Pforten geöffnet, durch welche in immer reicherem Zuge die Nationen zum Herde ihrer Bildung gezogen sind. Nun auch fanden Deutsche sich ein, aber sogleich als Mitarbeiter der Hellenen, ich nenne nur Ludw. Roß und den leider viel zu früh gestorbenen Ulrichs. Im Gefolge der Weltereignisse des Jahres 1837 kam auch Ernst Curtius nach Athen, wenig über 23 Jahre alt. Geboren in Lübeck am 2. September 1814, hatte er das dortige Gymnasium, das sog. Katharineum besucht, eine Anstalt, ausgezeichnet durch die freie Entwickelung, welche sie ihren Zöglingen gewährte. Curtius' Richtung auf das klassische Alterthum verrieth sich früh; schon in einem Briefe des Fünfzehnjährigen lautet es: „Was sagst Du zu meinem Plan, mich ganz der alten Literatur und ihrem Verständnisse zu widmen? .... Welch' ein reicher Quell reinsten, herrlichsten, göttlichsten Lebensgenusses ist die klassische Literatur, wie erfreulich und belohnend ist ein scharfes Eindringen in das hehre Alterthum und das Auffassen des

wahrhaft Schönen an seinen edelsten Denkmälern." Die hohe Begeisterung gerade für das Griechische tritt dann in der schriftlichen deutschen Prüfungsarbeit hervor, deren Thema, man möchte sagen, prophetisch lautete: „Warum hatten Künste und Wissenschaften in Griechenland ein so glückliches Gedeihen?"*) Nach dem Schulzeugniß Willens, „die theologischen und philologischen Wissenschaften zu studiren", hat doch Ernst Curtius, so viel ich weiß, sich alsbald ausschließlich der letzteren gewidmet. Von Ostern 1833 hat er nach einander die Universitäten Bonn, Göttingen, Berlin bezogen. An jeder Hochschule war es vorzüglich ein Meister, dem er sich anschloß, Fr. G. Welcker in Bonn, Otfried Müller in Göttingen, August Böckh in Berlin. Für eine allseitige Ausbildung in der Alterthumswissenschaft ließ sich nicht leicht eine günstigere Reihe denken. Vom Herbst 1835 an war Curtius in Berlin, wo er mit Nic. Delius, H. Kruse, F. von Schack und besonders mit seinem Landsmann Emanuel Geibel verkehrte, mit dem er schon in den letzten Schuljahren vertrauter geworden war. Der Ausblick auf Griechenland eröffnete sich ihm ganz unerwartet und kam doch einem tiefen Bedürfnisse bei ihm entgegen. Er hat es später einmal ausgesprochen: „Wer die Alten nur aus Büchern kennt, dem erscheint die Welt derselben leicht wie auf einem anderen Himmelskörper, fremdartig und unbegreiflich." Chr. A. Brandis ward veranlaßt, seine Stellung als Lehrer der Geschichte der Philosophie an der Universität Bonn auf einige Zeit zu verlassen, um dem jungen Könige Otto von Griechenland wissenschaftliche Vorträge zu halten. Dieser forderte Curtius auf, mit nach Athen zu gehen, um den Unterricht seiner Söhne zu übernehmen. In einem großen Reisewagen, in dessen vorderer Abtheilung Curtius die Knaben unterwies, und der so hoch beladen war, daß er wohl auch einmal in den Thorwegen stecken blieb, fuhr die Gesellschaft bis Ancona und von da auf einem Segelschiffe nach Athen, wohin damals nur alle vier Wochen ein Packetschiff von Triest gelangte; erst vom Jahre 1838 kamen alle 14 Tage, später alle acht Tage Dampfer des Triestiner Lloyd in den Piraeus.

Brandis verließ im Jahre 1839 nach dritthalbjährigem Aufenthalt Athen; Curtius blieb zurück, „um die Lücken seiner Landeskunde auszufüllen", die zu bereichern er schon auf mehrfachen Reisen u. A. mit Carl Ritter und Graf Wolf Baudissin Gelegenheit gehabt hatte; mit ihm blieb Geibel, der im Mai 1838 als Hauslehrer zum russischen Gesandten Katakazi gekommen war. Beide zogen im Sommer 1839 hinaus auf die Inseln, dann lebten sie gemeinsam in Athen mit einer kleinen Zahl gleichgestimmter Genossen in ernster Arbeit wie in einem Lebensgenuß, dem die dichterische Begabung Mehrerer unter ihnen ihren Charakter gab. Aber nicht immer

*) Ich entnehme diese Notizen einer als Manuskript gedruckten Abhandlung „Aus Ernst Curtius' Kindheit und Schulzeit", welche der jetzige Director des Katharineums Prof. Dr. Jul. Schubring, ein Schüler und Freund von Ernst Curtius, diesem zu seinem siebzigsten Geburtstage gewidmet hat.

erklang hier das Lied froher Lust; nur der wenig Begabte ist seiner selbst von vorn herein und stets gewiß, weil keine ringenden Gewalten mit ungleicher Kraft ihn bald hierhin, bald dorthin ziehen. Curtius und Geibel, beide wurden vor der erst geöffneten Eingangspforte des Lebens von Zweifeln und Sorgen gequält, beide haben bald ernst, bald scherzend einander aufgerichtet und getröstet, beide im Liede und durch Lieder, wie Geibel dem Freunde zuruft:

> Doch kannst du dich der Klage nicht entwöhnen,
> So reife sie zum Lied, der dir verliehen,
> Der leise Hauch der griechischen Kamoenen.

In den „Erinnerungen an Emanuel Geibel" hat Curtius das Athener Leben mit der ganzen Wärme und Frische jener Jugendzeit geschildert.

Aus dieser Gemeinsamkeit ist dann auch die erste gedruckte Arbeit von Ernst Curtius hervorgegangen, die eine dichterische war. Für die Vorträge, welche Brandis der Königin Amalie über griechische Poesie zu halten hatte, lieferten Curtius und Geibel das Material in Probestücken, welche sie aus den griechischen Poeten übersetzten, nachbildeten, wohl auch hie und da ergänzten.

Als das kleine Heft „Klassische Studien von Ernst Curtius und Emanuel Geibel" im Frühjahr 1840 erschien, war der athenische Kreis gesprengt: Geibel war mit einem andern Freunde auf dem Wege nach der Heimat. Curtius hatte in den ersten Tagen des April seinen Göttinger Lehrer Otfried Müller in Athen empfangen, der mit Adolf Schöll aus Sicilien herübergekommen war. Die Hoffnung auf Otfried Müller, der „den Trieb nach vollem Verständniß hellenischen Lebens" in Curtius erweckt hatte, war es vor Allem gewesen, die ihn in Athen festgehalten. „Für ihn," so schreibt er, „hatte ich Alles vorbereitet, auf die Reisen mit ihm hatte ich meine Studien eingerichtet, und mein mit ihm vereinbarter Plan war es, eine Darstellung des alten Griechenlands zu geben, die eine Einleitung zu seiner Geschichte des hellenischen Volks sein sollte." Es kam anders: nach einer glücklich vollendeten Tour im Peloponnesos brachen die Reisenden nach Nordgriechenland auf. Müller, der im besten Mannesalter stand, kannte kein Ausruhen, keine Rücksicht auf sich selber trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit. Er kam Ende Juli nach Athen zurück, aber als ein Sterbender. Am zweiten August ward seine irdische Hülle in den Felshügel des Kolonos gesenkt, wo seine marmorne Grabsäule zumal uns Deutschen ein bedeutungsvolles Wahrzeichen geworden ist, sowohl dafür, in welchem Sinne es uns nach Griechenland zieht und was wir bereit sind, dafür hinzugeben.

Otfried Müllers Tod ist damals mit vollem Rechte weit über die Gelehrtenwelt hinaus als ein unersetzlicher Verlust, als ein Unglück empfunden worden, das nicht gut zu machen war; in jede Seite der Alterthumswissenschaft hatte er selbständig und schöpferisch eingegriffen; von seiner Thätigkeit durfte man, trotz alles schon Geleisteten, das Größeste noch erwarten.

Curtius war durch den Schlag persönlich schwer getroffen, aber er suchte da Trost, wo er am ehesten zu finden war und dem innigen Verhältniß zum Lehrer am meisten entsprach: wenigstens das mit ihm Geplante wollte er zur Ausführung bringen und so an seinem Theile das Lebenswerk des Gestorbenen fortsetzen. Schon im Herbst ist er noch einmal im Peloponnes, um einige ihm noch unbekannte Theile kennen zu lernen. Auf der Heimreise verbringt er den Winter in Rom, das nun für ihn wurde, was Athen für die Andern, die sich in Italien festsetzten, eine vorübergehende Station; er holt dann in Deutschland alles das nach, was den äußeren Abschluß eines Universitätsstudiums ausmacht, promovirt, macht sein Oberlehrerexamen und unterrichtet als Hülfslehrer am französischen, später am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin.

Im Jahre 1843 habilitirte sich Curtius an der Berliner Universität mit einer Arbeit, welche auf gemeinsame Thätigkeit mit Otfried Müller in Delphi zurückging, und ward schon ein Jahr später zum außerordentlichen Professor ernannt.

Inzwischen ward seinem Leben eine neue, wiederum ganz unerwartete Wendung gegeben. Im Jahre 1843 hielt Curtius in der Singakademie vor einem größeren Publikum einen Vortrag über die Akropolis von Athen. Auch die damalige Prinzessin von Preußen, welche jetzt Kaiserin von Deutschland ist, war unter den Anwesenden; und nicht lange darauf ward Ernst Curtius mit der hohen Aufgabe betraut, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu erziehen.

Ein Theilnehmer hat mir die allgemeine Wirkung dieses Vortrages als etwas ganz Außerordentliches beschrieben. Was hat nun gleich diesen ersten Worten von Ernst Curtius eine so große Kraft gegeben? Die starken Töne einer reinen Begeisterung, die ganz in ihrem Gegenstande aufgeht, hatte man auch sonst wohl vernommen, des Wortes waren auch Andere mächtig, und die Größe des Alterthumes hatte schon häufig den Inhalt öffentlicher Vorträge gebildet. Dennoch war in Ernst Curtius ein damals durchaus neues Element, und das war das hellenische. Griechenland war den Meisten durch seine Vergangenheit schon lange, durch die Kämpfe der Gegenwart auch neuerdings nahe gerückt worden. Aber wie wenige erst hatten es betreten; Vielen erschien es als Ziel einer schon von vorn herein resignirten Sehnsucht. Hier trat zum ersten Male ein Redner auf, der das Land wirklich betreten, der Allen verständlich davon zu sprechen verstand und mit der ganzen Kraft seiner dichterischen Phantasie auch die Hörer zwang, mit ihm auf demselben Boden zu wandeln. Und mehr als das, er selber erschien ein anderer als die übrigen Menschenkinder; sein ganzes Wesen getragen von jenem hohen und zugleich innerlichen Idealismus, bei welchem die Schönheit der Form als die natürliche Aeußerungsweise sich ergab, und bei aller Gluth der Begeisterung in Schranken gehalten durch das edle Maß, das wir klassisch nennen, weil wir es als das Kennzeichen der vollkommenen Schöpfungen griechischen Geistes betrachten. Mit einem

Worte, Curtius hatte den inneren Umwandelungsproceß, der sich an so Vielen in Italien vollzog, als Erster in Griechenland durchgemacht. Gewiß ist eine ursprüngliche Congenialität des Wesens dabei die nothwendige Voraussetzung; doch auch dann ergiebt sich solcher Wandel nur als Lohn der vollsten rückhaltlosen Hingabe. Dies aber ist die Folge einer derartigen Hingabe, daß sie auch Andere zugleich befreit und zum Nachthun begeistert.

Es war nicht zu verwundern, wenn die hohe Frau, deren Sinn von jeher allem Edlen und Erhabenen zugewendet ist, durch die neuen und doch so bekannten Töne, welche hier angeschlagen wurden, tief berührt wurde.

Je unbefangener Curtius als der Sohn einer freien Stadt in die neuen Verhältnisse trat, desto mehr mußte sein empfängliches und pietätvolles Gemüth ergriffen werden von dem Ernste, mit welchem dort der hohe Beruf aufgefaßt wurde, an die erste Stelle gesetzt zu sein. Man braucht unserm Herrscherhause wirklich nicht persönlich nahe zu stehen, um vor Stolz und Rührung sein Herz höher schlagen zu fühlen, wenn man seiner Geschichte nachsinnt und die ganze Summe von unermüdlicher Arbeit, geduldigem Ausharren und nie versagender Treue zieht. Aber man begreift, wie sehr ein näheres Verhältniß zu solchem Herrscherhause beglücken kann. So ergeht es Ernst Curtius. Nachdem er das in ihn gesetzte Vertrauen auch in trüber Zeit treu bewährt und bei der bescheidenen Selbstlosigkeit seines Wesens selbst einen nur innerlich empfundenen Mißklang unmöglich gemacht hat, ist er in warmen, ja herzlichen Beziehungen zu dem kaiserlichen Hause geblieben, Beziehungen, von deren Tragweite und Folgen wir noch zu reden haben werden. Wir kehren zur wissenschaftlichen Thätigkeit von Ernst Curtius zurück. Konnte es nach mehreren Aufsätzen, welche ein eben so feines wie liebevolles Verständniß für alte Kunst bezeugten, den Anschein haben, als sei er so ausschließlich der idealen Seite des genialen Lebens zugewendet wie man es von den Hellenen selber vorauszusetzen liebte, — konnte die Gleichartigkeit, welche Curtius' Natur mit seinem Forschungsobjecte verband, als darin beschlossen gelten, so mußten ein paar Abhandlungen, welche der praktischen Seite der hellenischen Cultur zugewendet waren — Wasser- und Wegebau und Marktanlagen — um so mehr überraschen. In der That hat Ernst Curtius es von jeher als eine Art Ehrenpflicht empfunden, dem noch allzu verbreiteten Wahne von der Unzulänglichkeit der Hellenen auf praktischem Gebiet entgegenzutreten, und er konnte seine Congenialität nicht besser bewähren, als dadurch, daß er selber das lebhafte Bedürfniß hatte, sich über die praktische Seite zu unterrichten.

Noch Eines mußte überraschen und zugleich von dem Verfasser einen hohen Begriff geben: ganz unscheinbare örtliche wie schriftliche Tradition, an der man bis dahin achtlos vorübergegangen, erhielt unter seinen Händen Leben und Bedeutung und zeigte sich in ganz neuem Lichte, er schien den Zauberstab zu besitzen, um auch Stummes zum Reden zu bringen, längst

versiegte Quellen auf's Neue sprudeln zu machen. Gewiß ist ihm seine poetische Begabung dabei zu Hülfe gekommen, seine Phantasie mußte, je greifbarer sie das Alterthum schaute, um so mehr die Lücken unserer Anschauung, aber zugleich die Mittel wahrnehmen, dieselben zu füllen. Curtius' Aufgaben sind immer größere geworden, aber wenn wir jetzt zurückblicken, müssen wir sagen, schon nach den ersten Jahren der Arbeit stand er leibhaftig da, wie ihn fast schon seine Knabenäußerungen erkennen lassen. Und es konnte nicht anders sein bei Jemandem, der in Allem, was er that und schrieb und redete, sich immer ganz und mit voller Seele gab. Er konnte wachsen, aber nie ein Anderer werden, ja nicht einmal die verschiedenen Seiten seines Wesens haben eine erhebliche Veränderung in ihrem gegenseitigen Verhältnisse erfahren. Das ist das große und unmittelbar Wirkende bei Ernst Curtius, daß Alles zu einem Innerlichen wird. Man kann bei vielen Andern den Menschen vom Gelehrten trennen; beide existiren oft neben einander, und wie man keine oder nur geringe Berührung der beiden Seiten wahrnimmt, so wird auch nicht das Bedürfniß geweckt, den Einen in oder hinter dem Andern zu suchen. Bei Curtius ist es nicht möglich zu trennen, die Harmonie seines Wesens prägt sich jeder Lebensäußerung auf; auch der Laie kann sich bei ihm des Eindruckes einer vollen und untheilbaren Persönlichkeit nicht entziehen, und nicht selten haben ferner stehende Kreise das so ausgedrückt, es scheine, als ob die hellenischen Götter aus Dankbarkeit ihm auch hellenisches Wesen gegeben. Curtius selber ist dieses Aufgehen so selbstverständlich, daß er ganz allgemein ausgesprochen hat: „Anderer Völker Geschichte, Literatur und Kunst kann man sein Lebenlang studiren und man bleibt innerlich doch, was man gewesen ist; in das hellenische Kunstleben kann sich Niemand mit wahrer Hingebung versenken, ohne eine umbildende Kraft an sich zu erfahren.“

Vom Herbst 1844 an hat Ernst Curtius fünfundeinhalbes Jahr hindurch die Stellung beim Kronprinzen inne gehabt, den er dann auch noch auf die Universität Bonn begleitete. Es ist schon rein äußerlich bewundernswerth, daß während dieser viel beanspruchten Zeit das erste große Werk von Ernst Curtius reifen konnte, das dann im Jahre 1851 und 1852 an's Licht trat. Das ist der Peloponnesos, eine historische geographische Beschreibung der Halbinsel, deren erster Band dem Vater von Ernst Curtius „dem Syndicus der freien Hansestadt Lübeck zur Feier seiner fünfzigjährigen Amtsführung“ gewidmet ist, der zweite den „Lehrern und Freunden Carl Ritter und Chr. A. Brandis. „Ich habe versucht,“ so sprach er selber sich aus, „mit gewissenhafter Benutzung aller erreichbaren Hülfsmittel die Chorographie des Peloponnesos in organischem Zusammenhange darzustellen und das Wissenswürdigste über seine Landschaften, seine Städte und Alterthümer möglichst vollständig zusammenzustellen. Noch ist kein klassisches Land in dieser Weise beschrieben worden, und wer selbst erfahren hat, wie schwierig es ist, auch nur ein beschränktes Land anschaulich und genügend darzustellen, der wird die Arbeit zu würdigen wissen, welche es kostete, die Beschreibung

eines so bedeutenden, so vielgestaltigen und an geschichtlichen Erinnerungen reichen Landes in einem Buche zu umfassen." Der Eindruck dieser Leistung war sehr groß; daß hier etwas ganz Neues geleistet war, diese Empfindung hatten Diejenigen am meisten, welche mit dem Gegenstande am vertrautesten waren. Mit kühnem Entschluß war hier die bisher geübte, bloße Berichterstattung des Reisenden verlassen, unter vollkommener Beherrschung und wahrhaft künstlerischer Verarbeitung des so verschieden gearteten Materials wurden möglichst abgerundete Bilder geboten und in einer des Inhaltes würdigen Form, man durchwandert die Halbinsel wie an der Hand eines verläßlichen alten Periegeten. Die Betonung des tiefen Zusammenhanges zwischen dem Boden und der Geschichte, die sich auf demselben abspielt, war ganz im Sinne Carl Ritters, als dessen hervorragender Schüler Ernst Curtius auch heute noch den Geographen gilt. In das Extrem dieser Anschauung und damit in öden Materialismus zu verfallen, davor war Curtius geschützt durch die feine Organisation und das Maß seiner Natur. Die alte Geographie und unsere Ansprüche an dieselbe sind durch dies Werk auf eine höhere Stufe gehoben worden, ohne daß ihm leider bisher eine zahlreiche Nachfolge erwachsen wäre. Die besten Kenner drangen am eifrigsten in Ernst Curtius, nun doch auch Nordgriechenland in gleicher Darstellung folgen zu lassen; es ist nicht geschehen, aber einer Stadt wenigstens und deren Landestheile ist es doch später noch zu Gute gekommen, daß Ernst Curtius sich ihr mit voller Begeisterung hingab, das ist Athen und Attika; schon seine Dissertation bezog sich auf die athenischen Häfen. Ernst Curtius hat den großen Vortheil gehabt, wenn wir es nicht vielmehr umgekehrt für ein Verdienst seiner Beständigkeit halten wollen — daß die Hauptpunkte, auf welche seine Lebensarbeit sich erstrecken sollte, sich ihm gleich von vornherein wie ein paar höhere Gipfel klar aus seinem gesammten Interessenkreise heraushoben. Wie Athen, so bildet Olympia einen Gegenstand seiner frühesten Betrachtung. Im Anfang des Jahres 1852 hielt er, wiederum in der Singakademie, einen Vortrag über Olympia, welcher als der eigentliche Ausgang des großen deutschen Unternehmens angesehen werden kann. Eine begeisterte Darstellung des Platzes, der Kämpfe und der Bedeutung des olympischen Festes schloß Curtius mit den Worten: „Von Neuem wälzt der Alpheios seinen Schlamm über den heiligen Boden, und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schoß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an's Licht des Tages zu fördern?

Was dort in dunkler Tiefe liegt, ist Leben von unserem Leben. Wenn andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt Olympia doch auch für uns ein heiliger Boden und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt hinübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude."

Die Bewegung war allgemein, und der Kronprinz gab damals das Versprechen, für das Unternehmen mit voller Kraft einzutreten, wenn es an der Zeit sei. —

Es ist hier nicht der Ort, die vielseitige Thätigkeit von Curtius in Berlin vom Jahre 1851—1856 darzustellen. Seine Beherrschung des Wortes, die Wärme seiner Empfindung machten ihn zu einem stets willkommenen Redner, öffentlich wie besonders im Schoße der Archäologischen Gesellschaft, welche damals unter Eduard Gerhards Vorsitz allmonatlich zusammenkam. Ich erinnere mich der halb scherzhaften Schilderung eines Theilnehmers aus jener Zeit, wie einmal die ganze Gesellschaft frierend sich um den Ofen des Saales gruppirte; da begann Ernst Curtius zu sprechen und allmälig löste sich Einer nach dem Anderen vom Ofen und kehrte zum Sitze zurück, „so erwärmend wirkten seine Worte!“

Nach dem Abschluß des Peloponnesos war Curtius in voller Vorbereitung auf ein neues Werk: er sollte die Geschichte der Griechen den Gebildeten seines Volkes erzählen. Das war eine Aufgabe nach seinem Herzen: hat er doch als „die schönste Aufgabe der klassischen Philologie“ bezeichnet, „das Unvergängliche von dem, was im Alterthume gedacht und geschehen ist, lebendig zu erhalten und für die Mitwelt fruchtbar zu machen“. Da er nun das wunderbare Gefüge der hellenischen Geschichte wieder vor sich aufzubauen suchte, richtete er seinen Blick zuerst auf den Schauplatz derselben; „Land und Volk“ lautet bei ihm das erste Capitel, welches zumal den Geographen als eine Musterleistung im Ritter'schen Sinne mit vollem Rechte zu gelten pflegt. Dabei erschien es nun Ernst Curtius unglaublich, daß die zwei Seiten des Aegäischen Meeres, die östliche kleinasiatische und die westliche griechische, welche in ihrer Bildung so gleichartig und von der Natur selber durch mehrere kaum unterbrochene Inselbrücken in Verbindung gesetzt sind, jemals sollten getrennt gewesen sein, so lange Griechen hier hausten. Ihm war es ausgemacht, daß die Jonier von Alters her an der Küste Kleinasiens gesessen hätten, und daß sie von hier in Griechenland eingedrungen, nicht umgekehrt. Das war ihm ein so wichtiger Ausgangspunkt, daß er denselben wissenschaftlich zu sichern suchte, noch ehe seine griechische Geschichte angefangen hatte zu erscheinen. Erst nachdem Ernst Curtius Berlin mit Göttingen vertauscht hatte, wohin er im Frühjahr 1856 als ordentlicher Professor der Philologie berufen war, ist — im Jahre 1857 — der erste Band der griechischen Geschichte an's Licht getreten, dem 1861 der zweite, 1867 der dritte Bnnd gefolgt ist, welcher bis zur Schlacht von Chaeronea reicht. Die Geschichte ist dem hohen Schüler gewidmet, welchem sie der Verfasser zuerst einmal im Zusammenhange mündlich erzählt haben mag, dem Kronprinzen von Preußen.

Der Beifall, den ein neu hervortretendes Geschichtswerk erhält, wird, auch wenn es entlegene und abgeschlossene Perioden angeht, selten ein ganz allgemeiner sein: das liegt ebenso in der Natur des Gegenstandes wie in

den verschiedenen Grundanschauungen der Menschen. Darin waren allerdings wohl die Meisten einig, daß eine so eindringende, wahre und anschauliche Schilderung des Landes, ein so schönes und lebensvolles Bild der Blüthe Athens wie in der Geschichte von Ernst Curtius niemals vorher gegeben worden sei, und auf den letzteren Abschnitt hat noch neuerdings Leopold von Ranke ausdrücklich hingewiesen. Aber neu und daher Vielen bedenklich erschien die Betonung eines griechischen Stammes als Trägers der Cultur. Dieser Stamm sind eben die Jonier, während Otfried Müller die Dorier in den Vordergrund gerückt hatte; aber die früher in Kleinasien ansässigen Jonier sind für Ernst Curtius nur die Vermittler einer Cultur, die vom ferneren Osten kam und dann durch ihre Hand frei und selbstthätig umgebildet wurde. Auch daran nahmen nicht Wenige Anstoß, welche einen Vorzug der Cultur der Griechen da suchten, wo diese selber ihn nicht gesucht haben, in der Unabhängigkeit, als ob der Autodidact an sich schon ein Ideal wäre. Besonders aber warf man vielfach ein, es seien zumal in der mythischen Zeit zu viele Lücken ausgefüllt, zu viele Hypothesen als Thatsachen hingestellt worden, ohne daß eine Begründung auch nur versucht sei. Der damit gestellten Forderung kam Ernst Curtius in einer neuen Auflage durch zahlreiche Anmerkungen entgegen. Ueber die Jonier ist auch meiner Ansicht nach das letzte Wort noch nicht gesprochen; was ich vermisse, ist der Nachweis binnenländischer Niederlassungen derselben im westlichen Kleinasien, der Nachweis jenes ältesten meeresfremden Städtetypus der Hellenen, dessen wesentliche Tendenz diejenige der Festigkeit ist. Auch gebe ich zu, daß so manche für die ältere Zeit ausgesprochene Vermuthung nicht hinlänglich begründet werden kann; für eine authentische Darstellung derselben mag die Zeit überhaupt noch nicht gekommen sein. Indessen scheint mir Alles das den inneren Werth des Werkes nicht zu berühren. Es sei ferne von mir, mich auf den Standpunkt des Erfolges zu stellen und in der notorischen Verbreitung der griechischen Geschichte in fünf, bald sechs Auflagen, in den mehrfachen Uebersetzungen schon ein vollgültiges Zeugniß für den Werth derselben zu sehen. Aber unter den Mitlebenden hätte Niemand eine griechische Geschichte so schreiben können und daher so schreiben dürfen, — außer Ernst Curtius; dies aber führt auf den Weg zu richtiger Schätzung. Auch die nach langer Herrschaft der Detailarbeit eben jetzt neu erscheinenden Gesammtwerke über griechische Geschichte zeigen uns nur deutlicher, was wir an Curtius' Geschichte besitzen. Sie werden dieselbe auch für die Nachwelt in das rechte Licht rücken.

„Es ist", so bemerkt Curtius einmal nach Wilhelm von Humboldt, „ohne poetischen und philosophischen Sinn um einen Geschichtsschreiber schlecht bestellt." Gewiß, ein Anderes ist der Chronist, ein Anderes der Historiker; dieser wird, je glücklicher er auf seiner Bahn fortschreitet, einem schaffenden Künstler immer ähnlicher. Ernst Curtius ist als ein Künstler zu beurtheilen, dem es Bedürfniß ist, ein Ganzes zu geben, weil er es schaut, und der

deshalb dies oft intuitiv erfaßt, ohne schon alle Theile in seiner Hand zu halten. So gleicht das von ihm geschaffene Gemälde einem in sich geschlossenen Kunstwerk; es gleicht demselben auch in seiner dauernden Wirkung, darin, daß es Andern die Begeisterung mitzutheilen vermag, von der es selber eingegeben und getragen ist. Unser Vertrauen zur divinatorischen Begabung eines Historikers beruht, abgesehen von den wissenschaftlichen Voraussetzungen zunächst auf der Wahrnehmung, daß er in seinem Gefühl, ja in seinen Instincten eins geworden mit dem Volke seiner Wahl; unser Vertrauen wird aber noch gefestigt, wenn wir bemerken, daß spätere Erfahrungen ihm Recht geben. Dies trifft auf Ernst Curtius zu. Ich halte es zunächst für einen wahrhaft ethischen Gewinn mehrerer Schliemann'scher Ausgrabungen, daß ihre Resultate die Zweifelsucht eingeschränkt haben, welche alle älteste Geschichte und Ueberlieferung auf dem Boden Griechenlands in Frage stellte. Die Funde von Mykenai und die wissenschaftlich gleich werthvollen Entdeckungen zu Tiryns, die wir eben kennen lernen, zeigen uns, daß da, wo wir einen festen Hintergrund in der griechischen Entwickelung zu erblicken glaubten, nur ein Vorhang war: aufgerollt läßt er uns in Zeiten hinausblicken, deren Fernen wir noch nicht absehen; unscheinbar sind bis jetzt noch die Fäden, welche gleichsam, unter dem ehemaligen Vorhang hinweg, vom Altbekannten zum Neuen rückwärtslaufen, von welchem jedes Stück nicht Anfänge einer neuen, sondern den Verlauf und das Ende einer langen bejahrten Cultur bezeugt, einer Cultur, die zum Theil sicher nach dem fernen Osten hinweist. „Wo ist," so fragte Ernst Curtius vor fast drei Jahrzehnten angesichts der Bautrümmer Mykenais, „wo ist da von Anfängen die Rede! Wer kann solchen Denkmälern des Burg- und Grabbaus gegenüber in Abrede stellen, daß das, was uns, was ebenso den alten Forschern wie Thukydides als ältester Anknüpfungspunkt griechische Ueberlieferung, als erster Anfang einer urkundlichen Geschichte dient, in Wahrheit Vollendung und Abschluß einer Cultur sei, welche außerhalb des engen Bodens von Hellas entstanden und gereift sein muß!" Nach Phrygien, so meinte Curtius, weise das Löwenthor von Mykenai, die Phryger bezeichnet er „gewissermaßen als das Gelenke, durch welches die occidentalischen Arier mit den eigentlichen Asiaten zusammenhängen". Wie zutreffend hat sich das erwiesen, seit wir Phrygien durch den englischen Reisenden W. M. Ramsay immer näher kennen lernen! Wer sich bei wichtigen Anlässen so bewährt hat, der darf beanspruchen, daß man ihm bei Grundfragen wenn nicht Glauben, so doch Gehör auch da schenke, wo der Boden noch keine Beweise gespendet hat oder wo solche überhaupt nicht erwartet werden können.

Was ich oben sagte, daß nämlich bei Ernst Curtius Alles innerlich sei, erklärt auch das Festhalten an seinen einmal gewonnenen Anschauungen; nicht aus Eigensinn, sondern weil jede wie ein Stück seiner selbst geworden ist, dessen Entäußerung schwer, ja unmöglich ist. Aber er neigt deswegen keineswegs zur Polemik, vollends nicht zu der vielfach üblichen, gereizten

und heftigen, die wie jede Uebertreibung, jedes Uebermaß seinem innersten Wesen widerstrebt. Solche activ und passiv zartfühlende Naturen wie die seinige haben es nicht immer leicht in der Welt, in der gemeinhin Demjenigen Recht gegeben wird, der das letzte Wort hat, und in welcher man schon für einen Treffer gilt, weil man zuschlägt.

Dem harmonischen Wesen von Ernst Curtius liegt die Kleinlichkeit und die Hast, welche uns Modernen sonst anhaften, gleich fern. Keinen, der da weiß, daß trotz allen Meinungskampfes das Wahre bestehen bleibt wie der Fels im Meere, den die Wogen nur für eine Zeit bedecken können, reizt Widerspruch zu augenblicklicher oder heftiger Gegenrede. Bei Ernst Curtius wird er zum fruchtbaren Keim neuer Schöpfung. So ist ein Theil der Festreden zu beurtheilen, welche er als Professor der Beredtsamkeit gehalten hat, und die in zwei Sammlungen vorliegen. Wer dieselben aufmerksam durchliest, wird unschwer bemerken, daß sie eine wesentliche Ergänzung zu seiner wissenschaftlichen Forschung bilden, in nicht wenigen derselben ist es ihm darauf angekommen, gerade seine Auffassung der alten Geschichte und Geschichtsschreibung gemeinverständlich zu begründen. Er verkennt gar nicht den problematischen Charakter der Ueberlieferung, Wahrheit und Dichtung liegen nahe bei einander. Die innere Wahrheit fesselte die Hellenen; statt der nüchternen Realität eines langsamen Werdeprocesses häuften sie lieber alles Verdienst auf eine bestimmte Persönlichkeit. Darum, sagte er, war die Geschichte der Hellenen poetischer als bei anderen Völkern, aber die Poesie geschichtlicher. Die Schwächen der Hellenen kennt er wohl, aber er hält es für Unrecht sie zu betonen, wie wir auch dann, wenn ein Einzelner mit herrlichen Gaben geschmückt segensreich in unserer Mitte gewirkt hat, nicht bei seinen Mängeln und Schwächen verweilen, sondern bei seinem Großen und Ausgezeichneten. „Denn was ein Einzelner, was ein Volksstamm in der Blüthe seiner Kraft, im höchsten Aufschwunge seiner Natur, in seinen besten Tagen und Stunden ist, das ist er wirklich und ganz und das sollen wir zur Erinnerung unserem Gemüthe einprägen.“ „Alterthum und Gegenwart“ hat Curtius die Sammlungen seiner Reden genannt, in mehr als einem Sinne zutreffend. „Es ist dem geschichtlichen Sinne ein Bedürfniß,“ so spricht er sich gelegentlich aus, „heutige Gewohnheiten in die Vergangenheit hinauf zu verfolgen und mit alten Ueberlieferungen zu verknüpfen.“ In diesem Sinne geht er von scheinbar Kleinem, von Alltäglichem aus;*) immer auf's Neue überrascht er da durch die unerwarteten nnd packenden Schlüsse aus längst bekannten Stellen und Beobachtungen, durch das helle Licht, das aus der Zusammenstellung wenig beachteter Tradition plötzlich hervorbricht, durch den glücklichen, zugleich tiefen und klaren Ausdruck. Noch ein Anderes: vergleichen wir die Jahre, in welchen die Reden gehalten worden sind

*) Es sei mir gestattet, einige Titel anzuführen: Arbeit und Muße, Die Gastfreundschaft, Der Gruß, Wort und Schrift, Der Wettkampf.

mit dem Inhalt derselben, so liegt der Bezug zum Tage auf der Hand. Auch unausgesprochen ergeben sich zahlreiche Analogien und ohne Weiteres ist daraus zu erkennen, wie Ernst Curtius Theil nimmt an dem Leben seiner Zeit. Er will auch gar nicht vornehm und kühl bei Seite stehn; sein Herz schlägt warm für sein Vaterland, er will wirken an seinem Theile; Lernen und Lehren sind ihm zwei gleichberechtigte Seiten des Universitätsberufes. Freilich spricht Ernst Curtius seine eigene Sprache, eine Sprache, für welche die Welt auf eine Weile zu klug geworden zu sein scheint: sein sittliches Pathos und der hohe Maßstab, welchen er an die Dinge legt, sind nicht modern. Aber darum und trotz aller hellenischen Durchbildung ist Ernst Curtius auch kein antiker Mensch, denn mit der Begeisterung für das griechische Alterthum paart sich bei ihm eine tiefe Religiosität, die Mitgift eines Vaterhauses, welchem sein Leben so reichen Segen verdankt. Während er auf dem Boden der Offenbarung steht, will er zugleich eine „entschlossene Aneignung alles Dessen, was im Hellenischen das echt Menschliche, das Gute und deshalb ewig Gültige ist". Wie er selbst eine merkwürdige und vorbildliche Vereinigung zweier Weltanschauungen darstellt, so will er, daß auch Andere die Versöhnung der alten und neuen Welt im Leben vollziehen. Dem Schüler der Hellenen kann eine verketzernde Intoleranz nicht in den Sinn kommen. „Gott segnet jedes aufrichtige Suchen nach ihm; er hat auch die Weisen des Morgenlandes, die nach dem Sterne des Heils ausschauenden, in ihrer Weise an die Stätte geführt, wo mit der vollen Offenbarung des göttlichen Wesens auch die volle Lösung der menschlichen Aufgabe gegeben ist." —

Wer einmal den süßen Reiz des Weltwanderns gekostet, den zieht es immer wieder hinaus; ohnehin erfordern die Studien des Alterthumsforschers eine reiche und wiederholte Anschauung, und die weltverengenden modernen Verbindungsmittel erleichtern dieselbe. Wir finden Curtius in Rom, Paris, London; nach mehr als zwei Jahrzehnten ist er im Jahre 1862 wieder in Athen mit den Freunden Strack, Karl Boetticher und dem Major von Strantz. Damals ward das Dionysostheater an der Akropolis mit seinen Marmorsitzen und seiner Orchestra wieder aufgedeckt und für die Topographie der alten Stadt Resultate gewonnen, die ich unten noch kurz im Zusammenhange mit späteren zu berühren gedenke.

Zwölf und ein halbes Jahr hindurch hat Curtius in Göttingen gewirkt; es war eine glückliche Zeit. Auf dem gegenseitigen Glauben an die Lauterkeit des Strebens beruhte die Eintracht, auf welche er mehr als einmal in seinen Reden hindeutet, und welche die Thätigkeit auch des Einzelnen erst zu einer recht fruchtbaren macht. In einem Berufe, in dem Curtius sich so recht an seiner Stelle fühlt und als dessen Kennzeichen er das selbstverleugnende Streben nach den höchsten Zielen hinstellt, hat er gewirkt, von vertrauenden und verehrenden Schülern umgeben, die er an sich zu ziehen liebte, und die in seinem Hause eine edle Geselligkeit fanden nach Art jener jugendlichen Athenischen. Auch

die dichterische Begabung von Ernst Curtius hat nicht selten in diesem Kreise sich bethätigt.

Im Herbste 1868 folgte Curtius einem Rufe, der ihn nach Berlin zurückführte, um die Stellung Ed. Gerhards einzunehmen, der an der Universität wie am Museum als Archäolog gewirkt hatte. Ernst Curtius' Leistungen ließen ihn auch dafür geeignet erscheinen. Ich erinnere mich wohl an seine erste Vorlesung: es war in einem großen Auditorium, ich saß auf der letzten Bank, vor mir saßen mehrere Studenten, die ihm von Göttingen gefolgt waren, gespannt auf die Wirkung, welche er hier ausüben würde. Es war eine ungewöhnliche Bewegung; mit dem Namen von Ernst Curtius waren wir bereits in der Schule aufgewachsen, schon ihn zu sehen war Vielen von lebhaftem Interesse. Endlich wurde die Thüre fast heftig geöffnet und ein mittelgroßer Mann, den Kopf leicht erhoben, eilte elastischen Schrittes auf den Katheder zu. Es war ganz still geworden; dann begann er zu sprechen, mit heller klarer Stimme, eindringlich und doch selbstvergessen, es war, als wenn ihm die Gedanken von außen, von oben her zuströmten, und, wie wenn ein elektrischer Funke auf uns überspränge, so standen wir unter dem Zauber, den seine ersten jugendlichen Reden hier in Berlin ausgeübt hatten. Den Eindruck des Ungewöhnlichen empfanden wir mit voller Kraft, wenn ich mir im Gegensatz zum Alltäglichen diesen Ausdruck gestatten darf, er kam uns vor wie ein festtäglicher Mensch. Andere mochten systematischer vorgehen, die Fülle des Stoffes mochte reicher sein, rein materiell mochte man selbst mehr lernen. Aber es wollte uns scheinen, als ob kein Anderer sich so völlig gab wie er, er schien uns sein Inneres zu erschließen und Theil nehmen zu lassen an dem, was er geschaut. Hinter ihm tauchte uns Griechenland empor, das alte wie das neue, und lockte uns unwiderstehlich zu sich.

Der Gegensatz seiner Art zu anderen Richtungen, deren hohen Werth er seinerseits nie verkannt hat, hat dann freilich auch gerade in Berlin schärfer zum Ausdruck kommen können, um so mehr, eine je umfassendere Thätigkeit Ernst Curtius auch außerhalb der Universität entwickelte, im Museum, in der Akademie, deren ständiger Secretär er im Laufe der Zeit wurde, in der Archäologischen Gesellschaft und bei der Archäologischen Zeitung. Neben archäologischen und topographischen Arbeiten trat auch die Numismatik in den Vordergrund, die schon in seinen Hauptwerken eine bedeutsame Rolle gespielt hatte.

Als Professor der Beredtsamkeit hat Ernst Curtius auch in Berlin die Festreden in der Universität zu halten, vor Allem am Geburtstage des Herrschers. Bei Andern ist das Thema mit der Bedeutung des Tages meist nur lose verbunden, es wird gleichsam eine Nothbrücke geschlagen. Bei Ernst Curtius erscheint der Anlaß des Festes nicht blos als der Ausgang, sondern zugleich als der nothwendige Schlußaccord des Ganzen; hat er doch auch den Vorzug, der tiefen und herzlichen Verehrung, die wir

Alle dem greisen Monarchen entgegenbringen, noch etwas Persönliches und darum inniger Klingendes hinzusetzen zu dürfen. Es kann als Fügung erscheinen, daß Ernst Curtius gerade noch zu den großen Ereignissen unseres Vaterlandes nach Berlin zurückkam; denn nun war die Zeit gekommen, da seine Beziehungen zum Herrscherhause praktische Folgen haben konnten, um so weiterreichende, als Ernst Curtius bei Allem, was er erstrebte, immer nur das Interesse seiner Wissenschaft im Auge hatte.

Schon im Herbst des Jahres 1871 ward ein trefflicher Generalstabs-Offizier Ernst Curtius beigegeben, als er sich zu einer Recognoscirungstour nach Kleinasien begab, das er bis dahin noch nicht betreten hatte. Seinen Geburtstag, zugleich den Jahrestag von Sedan, begingen wir damals gemeinsam auf der troischen Ebene. Als die Sonne hinter dem hohen dunkeln Kegel des Athos hinabstieg und mit ihren letzten Strahlen das vor uns ziehende Meer beglänzte, jubelte er laut auf, daß er den „Festsaal der Menschheit" wiedersähe, und eine förmliche Sehnsucht nach dem Alterthum erfaßte ihn. Die Nacht verbrachten wir weniger festlich, auf dem Fußboden eines elenden griechischen Chans; Curtius wurde es nie zu viel der Mühe und Unbequemlichkeit. Was er einst an Otfried Müller staunend hervorgehoben, die Frische und Unermüdlichkeit, bewunderten wir nun an ihm, der — auch darin ein echter Schüler der Hellenen — von Jugend an seinen Körper durch Uebungen gestählt hatte und geschmeidig erhält. Er, der Aelteste von uns, that es doch Allen zuvor an Ausdauer und auch an geduldigem Gleichmuth. Mit inniger Freude denke ich an jenes erste Zusammenleben mit Curtius; sein hoher Idealismus erwies sich schon durch sein bloßes Dasein als eine Macht, der Keiner sich entziehen konnte; seine allem Persönlichen abholde Richtung, die auch bei Andern immer nur reine sachliche Motive voraussetzt, trat mir hier zuerst, aber sogleich als etwas Wesentliches entgegen, und unter allen Umständen als etwas Vorbildliches, trotz der Irrthümer oder Enttäuschungen, zu welchen sie in Beziehung auf Welt und Menschen führen kann.

Mit unserm neu gewonnenen Freunde Karl Humann ritt Curtius damals nach Pergamon, um die zwei offen eingemauerten Reliefs auf der Burg zu sehen, die sich später als Theile des großen Altares erwiesen, und die schon vorher durch Humann in's Berliner Museum kamen. Pläne von Sardes, Alt-Smyrna und Ephesos mit dem eben gefundenen Artemistempel wurden aufgenommen; an der Verarbeitung gewährte Ernst Curtius Jedem der Mitreisenden einen Antheil.

Größeres sollte kommen, die Zeit war reif; ich kann mich nun kürzer fassen: denn die Säezeit des Menschen ist für ihn und solche, die ihn kennen lernen wollen, wichtiger als die Zeit der Ernte. Daß ein wissenschaftlicher Ausdruck gefunden werde für das nähere Verhältniß, in welches wir zu Griechenland gekommen sind, daß die deutsche Arbeit auf griechischem Boden

einen festen Mittelpunkt, eine Tradition erhalte, wie seit lange in Rom, war ein Lieblingsgedanke von Curtius, der selber so viel gethan hatte, uns Griechenland näher zu bringen. So wurde auf Curtius' Anregung hin zugleich mit der Umwandlung des preußischen archälogischen Instituts zu Rom in eine Reichsanstalt im Herbst 1874 eine Zweiganstalt dieses Instituts in Athen gegründet, welche ein Jahr später ihre erfolgreiche Thätigkeit begann.

In Aller Erinnerung ist das Zweite, die Ausgrabung von Olympia: Was seit anderthalb Jahrhunderten sich als Wunsch geregt, was Niemand begeisterter, ja rührender ausgesprochen als Ernst Curtius, das sollte, so war es der Wille unseres erhabenen Herrschers und seines Sohnes, der des alten Versprechens wohl eingedenk war, die erste große Friedensunternehmung des geeinten Deutschen Reiches werden. Am 25. April des Jahres 1874 durfte Ernst Curtius selber als Specialbevollmächtigter in Athen den darauf bezüglichen Vertrag unterzeichnen. Der Schreiber dieser Zeilen war dazu ausersehen, mit Ad. Boetticher als Architekten das Unternehmen an Ort und Stelle einzurichten und zu leiten und hat am 4. October Morgens den ersten Spatenstich unter frommen Wünschen und mit bewegtem Herzen gethan. Was dann zu Olympia folgte, ist bekannt genug. Es war im schönsten Sinne für Kaiser und Reich symbolisch, daß der erste bedeutendere Fund auf jenem Boden eine Siegesgöttin war, die aus der Höhe zur Erde herabschwebte. Aber auch für Ernst Curtius war es ein Sieg, ein Sieg des Gedankens, den er zuerst Anderen eingepflanzt und trotz aller Hemmnisse fest im Auge behalten hatte. Zwei Mal, im Jahre 1876 und 1880, hat er auf der Ebene von Olympia geweilt und den alten Festplatz in zusammenhängenden Grundzügen wieder emporsteigen sehen.

Darin unterscheidet sich aber das echte Streben vom falschen, daß es ruhelos bleibt, auch wenn es ein Ziel erreicht hat; auch einen andern Jugendtraum wollte und konnte Ernst Curtius jetzt verwirklichen. In allen seinen Reden, in seiner ganzen Geschichtsdarstellung erscheint als die Höhe griechischer Entwickelung immer Athen und Attika. Von Griechenland existirt innerhalb der alten Landesgrenzen eine Karte in sechszehn Blättern im Maßstabe 1 : 200 000, ein außerordentlich dankenswerthes Resultat der französischen Occupation vom Jahre 1829. Von Athen waren allerlei kleine Pläne im Umlauf, welche die Lage im Allgemeinen richtig gaben. Curtius verlangte mehr: das für die Menschheit beinahe denkwürdigste Local verdiente um seiner selbst willen, bis in seine Einzelheiten genau bekannt zu werden; auch konnten dann erst weitere Kreise mit Erfolg an den Ernst Curtius besonders theuren Studien Theil nehmen. Jeder Aufenthalt von Curtius in Athen bedeutete einen Fortschritt auf diesem Gebiete, aber jeder derselben schien auch seine Ansprüche zu steigern. Eine Folge der griechischen Reise vom Jahre 1862 waren die auf athenische Topographie bezüglichen attischen Studien und etwas später die sieben Karten von Athen, welche er zum Theil seinem Begleiter, dem damaligen Major von Strantz verdankt,

die von der Stadt selber ein besseres Bild gaben und schon mehrfach über das Gebiet derselben hinausgriffen. In seinen topographischen Texten hat Ernst Curtius von jeher, bereits im Peloponnesos, eine historische Richtung verfolgt; so ist ihm auch das alte Athen nicht eine plötzlich fertige Stadt, sondern eine allmählich gewordene; und erst wenn dieser Werdeproceß aufgehellt, begreifen wir ihre Gestaltung im Einzelnen wie im Ganzen, wie diese selber den Stempel jenes Processes an sich trägt. Ueber Einzelnes läßt sich dabei streiten, aber über die Methode gewiß nicht.

Ernst Curtius hat schließlich seinen ganzen Einfluß zu Gunsten Athens und Attikas aufgeboten; so gewann er vom Jahre 1874 an Herrn Kaupert, Vermessungsrath im Großen Generalstabe, einen unvergleichlichen Mitarbeiter, mit dem vereint er 1878 den „Atlas von Athen" herausgab. Der schöne Plan der Stadt ist in einem Maßstabe (1: 12 500), der es möglich macht, „alle wichtigen Localitäten in charakteristischer Weise darzustellen und jeden Fundort von Alterthümern sicher zu bestimmen". Aber schon in den Jahren 1875—77 hatte Kaupert in Attika selber die Einleitung zu noch größeren Arbeiten getroffen, die Ernst Curtius angeregt hatte; ganz Attika, in 27 Sectionen zerlegt, sollte von Offizieren des Großen Generalstabes aufgenommen werden. Eine derartige Arbeit in lediglich wissenschaftlichem Interesse und mit solchen Kräften hat noch keine andere Nation unternommen. Schon liegen dreizehn wichtige Blätter vor, die Pläne im Maßstabe 1: 12 500, die Karten 1: 25 000.

Wenn wir nun aller Orten uns heimisch machen können in Attika*), wenn wir auf dem berühmtesten antiken Festplatze, demjenigen Olympias, umherwandeln können in den Spuren des Alterthums, wenn durch die Betheiligung Deutschlands an der localen Durchforschung der alten griechischen Welt bei uns in Vielen die schlummernde Begeisterung für Kunst und Alterthum und damit für klassische Bildung neu geweckt worden ist, so hat an allem Diesen Ernst Curtius unmittelbar und mittelbar den größten Antheil.

Es ist wahr, ein günstiges Geschick hat über ihm von Anfang an

*) Man gestatte mir, hier die Aeußerung eines bekannten Geographen etwas tiefer zu hängen, der neulich ein auf das Togoland bezügliches Buch den Lehrern der Geographie zum Studium empfahl mit folgender Schlußbemerkung: „Und läge uns etwa jetzt wie in ferner Zeit nicht Togo, Kamerun, Kaiser-Wilhelms-Land, der Bismarck-Archipel national näher als Ninive und Babylon, ja Hellas und Rom?" Wenn dieser pathetische Satz besagen soll, daß diese vier letzteren nicht Colonien des Deutschen Reiches waren oder sind, so ist das ja eine unbestreitbare Wahrheit; wenn er nur besagen soll, daß es schicklich sei, die Geographie unserer Colonialländer zu lernen und zu kennen, so läßt sich auch dagegen gewiß nichts einwenden. Aber der Gegensatz zum Alterthum, der außerdem durch nichts gefordert ist, klingt dann wie ein Scherz, den freilich gerade ein deutscher Universitätslehrer sich nicht hätte erlauben dürfen. Man kann ein warmer, ja begeisterter Freund unserer Colonialbestrebungen sein, wie der Schreiber dieser Zeilen es ist, und dennoch die Beschäftigung mit Hellas und Rom, „ja" mit Babylon und Ninive einstweilen doch noch als wichtiger für die Bildung unserer Jugend ansehen, als diejenige mit unsern Colonialländern.

schützend gestanden, ihm erwünschte Bahnen eröffnet, ihn hingestellt, wo er am meisten wirken und leisten konnte; aber dieses Geschickes hat er sich würdig erwiesen; wie er auch jetzt, nachdem er so Vieles erreicht, unermüdlich weiter strebt und arbeitet, so hat er seinem Geschick die Hand gereicht und es von Anfang an ebenso thätig geführt, wie es ihn leitete. Er hat die fünfzig Jahre der Entwickelung, in welcher Hellas und der ganze klassische Orient aus weiter Ferne uns Deutschen allmählich nah und immer näher gerückt sind, nicht nur erlebt, er selber stellt ein gutes Stück dieser Entwickelung dar. Als daher Ernst Curtius am 2. September 1884 seinen siebenzigsten Geburtstag feiern sollte, da erschien es wie von selber geboten, diesem Tage eine besondere Bedeutung zu geben. Ehemalige Hörer widmeten ihm eine Reihe wissenschaftlicher Aufsätze; die große Zahl seiner Freunde und Verehrer überreichte ihm seine Marmorbüste von Schaper. Damit hatte dieser Kopf den ihm zukommenden künstlerischen Ausdruck gefunden.

Ich glaube nicht passender schließen zu können, als mit einigen der Worte, mit welchen Ernst Curtius die Büste übergeben wurde; denn kurz und treffend fassen diese seine ganze Bedeutung für weite Kreise zusammen. Unsere Anrede lautete so:

„Der Tag, an welchem Sie Ihr siebzigstes Lebensjahr vollendeten, gab Ihren Freunden und Schülern Veranlassung, Ihnen ein Zeichen der Anhänglichkeit, der Verehrung und des Dankes für all das entgegenzubringen, was Sie geleistet haben und was Sie uns gewesen sind.

Daß Ihre Büste, von Meisterhand gestaltet, Ihnen geschenkt werden müßte, ergab sich als ein Gedanke, für dessen Wahl es kaum einer Besprechung bedurfte und der allgemeinen Widerhall fand. Es zeigte sich, wie weithin Ihr Wort erklungen war, das zunächst nur für die Anschauung des griechischen Lebens erwärmen wollte und für das Leben unserer eigenen Tage begeisternde Wirkung gehabt hat. Von allen, an die wir uns wandten, wurde als ein Vorzug empfunden, der Reihe der Hinzutretenden sich anschließen zu dürfen; unser erhabenes Herrscherhaus an der Spitze haben Männer aller Berufsklassen uns unterstützt, von Nah und Fern liefen die zustimmenden Erklärungen ein, über Deutschlands Grenzen hinaus, zumal aus England und Amerika, wo die auf thätliche Erforschung der klassischen Stätten gerichtete Arbeit, welche die Signatur unseres Zeitalters bildet, mit Ihrem Namen bezeichnet wird." —

Wir haben die Gewohnheit, unsern Mitmenschen nur an ihren Ehren- und Festtagen in Worten auszudrücken, was wir über sie denken und empfinden, und das ist durchaus in Ordnung. Darum mag denn auch die vorstehende Schilderung noch als ein später Festgruß an Ernst Curtius betrachtet werden.

Der Posten vor dem Commandeur.

Skizze

von

A. von Winterfeld.

— Berlin. —

Da steht ein Mann auf Posten in der Winternacht, den Mantelkragen frostig hochgeschlagen und das Gewehr bei Fuß. Der Schnee treibt durch die Straßen; aber es wird nicht recht weiß, weil der Wind hinter ihm her ist und ihn überall wieder aufjagt, wo er gern liegenbleiben möchte. Nur in den Thorwegen und an den Häusern sammelt er sich und macht einen Versuch, an den Mauern emporzuklimmen; doch er kommt nicht weit und läßt's bald wieder sein. Das sieht aus, als wenn die Welle am Felsen emporschlägt und dann plötzlich stehenbleibt und gefriert. Die Luft ist scharf, und die Leute gehen schnell vorüber. Hat Jeder wohl seinen Zweck und sein Ziel, denn sonst lockte ihn wohl nichts hinaus in die frostige Nacht.

Den Posten schüttelt's; er tritt sich die Füße warm, dann nimmt er das Gewehr wieder auf die Schulter und geht hin und her. — Da kommen ihm die Gedanken, und er wehrt ihnen nicht: Weshalb er hier wohl stehen und frieren muß bei der schleichenden Zeit? — Die Ablösung ist noch nicht lange fort, und in zwei Stunden kommt sie erst wieder . . . man hört jede Viertelstunde schlagen und jede Viertelstunde dehnt sich zur Ewigkeit. Ja, wenn es einen Zweck hätte, daß man ihn hier aufgestellt. — Bei Tage läßt man sich das schon eher gefallen, da kann man ihm doch die Honneurs machen, wenn er ausgeht, oder wieder nach Hause kommt . . . und wenn andere Offiziere vorübergehen, zieht man ebenfalls das Gewehr an und präsentirt auch 'mal . . . aber des Nachts, wo Alles in den Posen liegt! — Vor dem Pulver-Magazin; darüber würde er sich ja auch nicht beklagen . . .

oder vor der Montirungskammer. Da muß aufgepaßt werden, daß nicht üble Hand angelegt oder gestohlen wird . . . aber hier! . . . den dicken Commandeur stiehlt Niemand weg . . . würde auch d'ran zu tragen haben: ein Mann allein bekäm's nicht fertig . . . oder sollte er Angst der Töchter wegen haben? . . . ebenfalls nicht gut denkbar! . . . Wenn sie Jemand haben wollte, könnte er offen bei hellem, lichten Tage kommen . . . brauchte sich gar nicht solche Umstände zu machen bei nächtlicher Zeit . . . 'ne höfliche Anfrage, und die Sache ist fertig . . . Alles einverstanden und guten Muths . . .

Der Mann zieht sich die Klappen besser über's Ohr, und den Mantelkragen höher hinauf. Aus dem Grübeln kommt auch nicht viel heraus . . . je mehr der Mensch grübelt, desto öfter stößt er auf Dinge, die er nicht versteht, und mit denen er deshalb unzufrieden ist . . . für den Soldaten ist das Grübeln aber erst recht nichts . . . was ihm befohlen wird, das thut er, ohne zu fragen und ohne zu difteln . . Der Vorgesetzte befiehlt, und der Untergebene gehorcht . . . Da der Vorgesetzte immer klüger ist, als der Untergebene, so versteht sich das auch eigentlich ganz von selbst . . . und dabei ist der gemeine Soldat am glücklichsten, denn er hat Niemand unter sich, folglich braucht er nicht zu grübeln und hat deshalb auch keine Verantwortung. —

Dabei beruhigte er sich, aber es war nur zum Schein . . . die Freude dauerte nicht lange; denn als ihn der trockene Wind jetzt so recht von der Seite nahm und ihm den kalten Schnee in die Ohren blies, packte ihn die Unzufriedenheit wieder mit voller Macht.

„Aber, schlechter Laune werden kann man deshalb doch!“ brummte er mißvergnügt vor sich hin. . . „Der alte Kuhfuß wird so kalt, daß man sich die Finger daran erfriert . . . ich muß ihn mal ein bischen in die Ecke stellen . . .“

Dann zwängte er sich in den dunklen Raum des Schilderhauses und setzte das Gewehr aus der Hand . . Da hatte er wenigstens Schutz und Ueberwind und konnte sich die Welt mit mehr Bequemlichkeit anschaun.

Aber das Stückchen Welt war nur klein, das er vom seinem Standpunkt aus sah. Ein niedriges Haus gegenüber; unten die Rouleaux schon heruntergelassen, aber das große Fenster im Vordergiebel unverblendet. Kein Schutz von außen und kein Schutz von innen; nicht 'mal eine halbe Gardine vorgezogen . . . Die guten Leute hatten wohl nichts zu verbergen, was Andere nicht sehen sollten.

Das Fenster ist noch ganz schwarz; dann zittert ein Lichtchen in's Zimmer und geht wieder fort. Nun wird's lebendig. Erst war's der Mann, dann kommt die Frau von der anderen Seite . . . Das tritt auf und verschwindet wieder, das huscht hin und her und thut so sacht und heimlich, wenn es etwas bringt und auf den großen Tisch stellt. . . endlich ist's fertig, und Jedes nimmt sein Stümpfchen in die Hand und fährt damit

herum, nach rechs, nach links, und eh' man sich's versieht, erscheint der liebe Weihnachtsbaum mit seinen freundlich leuchtenden Sternen, und der Mensch hat hier im Kleinen den schönen, großen Gotteshimmel nachgemacht, den Himmel für die Kinder, das bescheidene Paradies, in dem sie sich glücklich fühlen, bis vor dem mächtigen Sternenglanz da oben die kleine Lichterwelt am Weihnachtsbaum verblaßt.

Der heilige Abend! . . Hatte er es doch ganz vergessen, daß morgen Christfest war . . . wer denkt auch an das fröhliche Kinderfest, wenn er in die blakige Wachtstube zieht, oder Schildwach stehen muß vor dem Herrn Commandeur? Aber jetzt erquickte es ihn, wie er die stille Weihnachtsfreude nahen sah; er hörte den leisen Ton der Klingel, sah die Kleinen hereinspringen, einen Knaben und ein Mägdelein, wie sie in die Hände schlugen und den Baum anstarrten und dann erst daran dachten, den lieben Eltern ihren Dank zu sagen.

Dem Mann auf Posten wird's warm dabei um's Herz ... Das Bild führt ihn zurück in seine Kinderzeit, wie er auch mit den Geschwistern am Weihnachtsbaum stand, und die lieben Eltern etwas zurück, damit sie die Freude der Kleinen besser übersehen konnten. Das war so schön! ist aber nun schon manch' Jährchen her. Die Kinder wurden groß, die Eltern alt ... Die Kinder kamen aus dem Haus, die Eltern blieben heim; jetzt wird schon lange kein Baum mehr ausgeputzt. Was sie jetzt wohl machen in dem kleinen Stübchen? Der Blick des Mannes erweitert sich, und an Stelle des Weinachtsbildes drüben tritt ein anderes.

Vater und Mutter haben sich an den Ofen gedrängt, denn draußen ist's kalt, und die Fensterscheiben glitzern im blumigen Eis.

Aber sie sind nicht allein; denn am Tische sitzt ein Mädchen und spinnt, den blonden Kopf auf die Spule gesenkt, und die Finger drehen den zierlichen Faden.

Da schlägt sie die Augen auf, und das Herz steht dem jungen Mann still vor süßem Weh.

Christel, meine Christel! Gott segne Dich, daß Du die alten Leute nicht vergessen, sondern vom Nachbardorf herübergekommen bist durch Eis und Schnee."

Da schlägt es neun vom nahen Kirchenthurm, und der harte Schritt der Ablösung hallt über das Pflaster.

Das schöne Bild erbleicht; schnell nimmt der Posten sein Gewehr und tritt heraus.

Wie langsam schwand die Zeit vorhin, und wie schnell lief sie jetzt?

„Bataillon . . . halt! . . . Ablösung . . . vor! . . . Bataillon . . . marsch! . . ."

Aber nun nahm er liebe Gesichter mit in die Wachtstube, und als er sich auf die harte Pritsche legte, zog er sie mit hinüber in den nächtigen Traum.

Ueber insectenfressende Pflanzen.

Von

W. Detmer.

— Jena. —

Die insectenfressenden Pflanzen haben in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Botaniker in einem so hohen Grade auf sich gezogen, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, auch weitere Kreise mit den merkwürdigen morphologischen und physiologischen Eigenschaften dieser Organismen bekannt zu machen.

Da nun bei den folgenden Erörterungen die Blätter eine wichtige Rolle spielen, so sei es gestattet, einige allgemeine Bemerkungen über diese Organe der Pflanzen vorauszuschicken.

Wenn wir die Blätter einer Buche, einer Eiche, einer Linde, eines anderen Baumes, eines Strauches oder eines krautartigen Gewächses betrachten, welche außerordentliche Formenmannigfaltigkeit tritt uns dabei entgegen! Das eine Blatt ist gestielt, ein anderes sitzend; dies Blatt erscheint eiförmig, jenes lanzettlich oder linealisch; der Rand eines Blattes ist gesägt, andere Blätter sind ganzrandig; manche Blätter erscheinen mit Haaren bedeckt, viele besitzen eine kahle Oberfläche 2c. Aber trotz dieser Vielgestaltigkeit der Blätter ist es doch nicht schwierig, einheitliche Gesichtspunkte zur Orientirung in dem Formenreichthum zu gewinnen. Das typische Laubblatt der höheren Pflanzen besteht aus drei Theilen: der Blattscheide, dem Blattstiel und der Blattspreite. Die Blattscheide ist bei einigen Pflanzen, z. B. den Gräsern und Doldengewächsen, stark entwickelt und stellt ein den Stengel mehr oder weniger umfassendes kahnartiges Gebilde dar. Der Blattstiel erreicht zuweilen eine bedeutende Länge; er

besitzt gewöhnlich eine cylindrische Form, jedoch kommen auch abgeplattete Blattstiele (z. B. bei den Pappelarten) vor.

Den wichtigsten Theil des Blattes stellt die Blattspreite dar. Sie ist bei einigen Gewächsen von außerordentlicher Größe, in der Regel flächenartig ausgebreitet und in bewunderungswürdiger Weise denjenigen Functionen angepaßt, welche sie für das Leben der Gewächse zu leisten hat. Untersuchen wir eine Blattspreite etwas genauer, so zeigt sich, wenn wir von dem feineren anatomischen Bau derselben absehen, daß sie der Hauptsache nach aus grünem Gewebe, dem Mesophyll, besteht. Dieses Mesophyll wird von den Blattnerven durchzogen und zwar ist der Verlauf derselben keineswegs bedeutungslos für die Function des Blattes. Häufig durchzieht ein starker Mittelnerv die Blattspreite von ihrer Basis bis zur Spitze. Von diesem Hauptnerven zweigen sich in mehr oder weniger spitzen Winkeln Seitennerven ab, aus denen ihrerseits wieder Seitennerven höherer Ordnung, die vielfach in einander münden, hervorgehen. Die ganze Blattspreite wird dadurch in kleine Felder eingetheilt, und das grüne Gewebe derselben unter Vermittelung der Blattnerven im ausgespannten Zustande erhalten, ähnlich wie der Ueberzug eines Schirmes durch die Speichen desselben. Besondere Beachtung verdient auch noch der Verlauf der Nerven in unmittelbarster Nähe des Blattrandes und zwar ist es Sachs gewesen, der zuerst auf die hier kurz zu berührenden Verhältnisse hingewiesen hat. In zahlreichen Fällen verlaufen die von der Mittelrippe abgehenden primären Seitennerven in einem gegen den Blattrand convexen Bogen, um in der Nähe des Blattrandes selbst an den nächstvorderen Nerv anzusetzen. Häufig bilden die Blattnerven noch viel complicirtere Bogensysteme am Blattrande, so daß derselbe gewissermaßen gesäumt erscheint, wodurch die Blätter im hohen Grade vor dem Zerreißen durch den Wind geschützt sind.

Die Laubblätter haben eine sehr wichtige Aufgabe im Haushalte der Natur zu erfüllen, und zwar sind sie dazu durch den Besitz des unter Beihülfe der Nerven im ausgespannten Zustande erhaltenen grünen Gewebes befähigt. Schon im vorigen Jahrhundert machte Bonnet die Beobachtung, daß grüne Pflanzentheile unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen Gasblasen ausscheiden; indessen vermochte er nicht die wahren Ursachen dieser Erscheinung festzustellen. Erst der Holländer Ingen-Houß ermittelte, daß es die Lichtstrahlen und nicht die Wärmestrahlen, welche uns von der Sonne zugesandt werden, sind, durch welche die erwähnte Gasblasenabscheidung aus grünen Pflanzentheilen zu Stande kommt. Die Blätter nehmen nämlich Kohlensäure aus dem sie umgebenden Medium (Luft oder Wasser) auf. Diese Kohlensäure wird unter dem Einfluß des Lichtes in den grünen Zellen zersetzt und der erzeugte Sauerstoff entweicht. Der Kohlenstoff der Kohlensäure dagegen vereinigt sich mit den Elementen des in der lebenden Pflanze stets reichlich vorhandenen Wassers (Wasserstoff und Sauerstoff), und es entstehen auf diesem Wege organische, d. h. kohlenstoffhaltige verbrennliche

Substanzen in der Pflanze. Ingen-Houß hat das Wesen des hier in aller Kürze angedeuteten Processes der Bildung organischer Substanz in der Pflanze vollkommen richtig erkannt und er hat sich dadurch ein ganz hervorragendes Verdienst um die gesammte Naturwissenschaft erworben. Die wichtigen von dem genannten Forscher festgestellten Thatsachen sind aber keineswegs so schnell wie man erwarten sollte zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Freilich haben Sennebier und de Saussure die Untersuchungen über die Bildung organischer Substanzen in den Pflanzen mit Erfolg weiter geführt, aber andere Naturforscher geriethen auf bedenkliche Abwege, so daß die Arbeiten der genannten Pflanzenphysiologen alsbald nicht mehr in dem Maße gewürdigt wurden, wie sie es verdienten. Erst dem Scharfblick eines Liebig gelang es, die Wahrheit wieder an das Licht zu ziehen, und später hat vor allen Dingen Sachs der Lehre von der Bildung organischer Substanz aus Kohlensäure und Wasser in der grünen Pflanzenzelle eine tiefere Begründung verliehen. Heute steht unzweifelhaft fest, daß die meisten höheren Pflanzen sich vollkommen normal entwickeln können, wenn ihnen Kohlensäure und Wasser sowie einige Mineralstoffe zur Disposition gestellt werden; sie können auf Kosten rein anorganischen Materials ihre gesammte Entwickelung durchlaufen. Aber nicht allein für den pflanzlichen Organismus selbst, sondern auch für das thierische Leben haben die erwähnten Vorgänge in den grünen Pflanzenzellen die größte Wichtigkeit. Die Thiere besitzen keinen grünen Farbstoff, der sie in den Stand setzen könnte, organische Substanz aus anorganischem Material zu erzeugen. Daher sind sie bei ihrer Ernährung auf die von der Pflanze producirten organischen Säfte angewiesen, und man sieht also, daß die meisten Gewächse als Vermittler zwischen dem Reiche des Anorganischen und des animalischen Lebens angesehen werden müssen.

Im Gegensatz zu den grünen oder chlorophyllführenden Pflanzen stehen andere Gewächse, welche, wie z. B. die Pilze, gar kein Blattgrün enthalten. Diese Organismen können daher auch keine organischen Stoffe aus anorganischem Material produciren; sie sind bei ihrer Ernährung auf die Aufnahme organischer Substanzen von außen angewiesen.

Endlich giebt es verschiedene Pflanzen, welche freilich mehr oder minder reich an Chlorophyllfarbstoff sind, aber dennoch einen gewissen Theil der für ihre Entwickelung erforderlichen organischen Stoffe direct von außen aufnehmen. Hier ist z. B. eine sehr chlorophyllarme Orchidee: Neottia nidus avis, zu nennen, welche die Hauptmasse der organischen Substanz aus dem Humus der Wälder bezieht. Ebenso vermag die allerdings ziemlich blattgrünreiche Mistel (Viscum album) einen nicht unwesentlichen Theil des für ihre Entwickelung nothwendigen organischen Materials mit Hülfe eigenthümlicher Saugorgane aus den Bäumen zu entnehmen, auf denen sie wächst.

Auch die insectenfressenden Pflanzen gehören zu derjenigen Kategorie von Gewächsen, die eine Mittelstellung einnehmen zwischen solchen Organismen, welche

die erforderlichen organischen Körper ausschließlich aus rein anorganischem Material selbst erzeugen, und jenen, welche die Gesammtmasse des organischen Materials von außen aufnehmen müssen.

Es sei von vornherein bemerkt, daß die Bezeichnung „insectenfressende Pflanzen“ nicht vollkommen correct ist, denn von einem wirklichen „Fressen“ kann bei diesen Gewächsen natürlich nicht die Rede sein. Ebenso vermögen dieselben nicht allein Insecten, sondern überhaupt eiweißreiches Material, z. B. jede Art Fleisch, für ihre Ernährung zu verwerthen. Man sollte daher besser von „fleischverdauenden Pflanzen“ reden, indessen da sich die Bezeichnung „insectenfressende Pflanzen“ einmal eingebürgert hat, so mag dieselbe auch hier beibehalten werden.

Auf die merkwürdigen Eigenthümlichkeiten der in Rede stehenden Gewächse ist man bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufmerksam geworden. Ellis und Roth constatirten schon, daß die Dionaea und Drosera im Stande sind, Insecten zu fangen und zu verdauen. Der letztere Beobachter glaubte auch annehmen zu dürfen, daß die insectenfressenden Pflanzen die gefangenen Thiere für die Zwecke ihrer Ernährung verwerthen könnten. Später sind die Untersuchungsresultate der genannten Forscher wenig beachtet worden; die Zeit war eben experimentell physiologischen Untersuchungen nicht günstig. Erst durch die bedeutungsvollen Arbeiten Ch. Darwins wurde die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die insectenfressenden Pflanzen gelenkt, und in neuester Zeit ist sehr schnell eine umfangreiche Literatur über dieselben entstanden.

Treten wir dem speciellen Thema dieses Aufsatzes näher, so ist zunächst hervorzuheben, daß es ganz allgemein die höchst eigenthümlich metamorphosirten Blattorgane sind, welche die insectenfressenden Pflanzen befähigen thierische Körper aufzunehmen und zu verwerthen. Bei allen hier in Betracht kommenden Organismen sind die Blätter mit mehr oder weniger ausgezeichneten Einrichtungen versehen, durch welche es den Pflanzen möglich wird, Insecten oder andere Thiere erstens anzulocken, zweitens zu fangen, und drittens zu verdauen. Es soll nun an einigen typischen Beispielen nachgewiesen werden, in welcher Weise die Blätter der erwähnten Gewächse ihre eigenthümliche Lebensaufgabe zu erfüllen vermögen.

Drosera.

Die Repräsentanten der Gattung Drosera besitzen einen sehr weiten Verbreitungsbezirk; sie sind fast über die ganze Erde vertheilt. In Deutschland kommen drei Droseraarten vor, nämlich D. rotundifolia, D. longifolia und D. intermedia, von denen die erstere an dieser Stelle specieller behandelt werden soll. Die Pflanze wächst auf moorigem Boden und besitzt einen in der Erde kriechenden Wurzelstock, welcher zarte Würzelchen erzeugt und eine Rosette kleiner Blätter producirt. Im Hochsommer treibt der

Wurzelstock außerdem noch Blüthenschäfte, welche kleine weiße Blüthen tragen. Im Herbst sterben die sämmtlichen oberirdischen Organe der Drosera ab; es bildet sich dann eine Winterknospe, die während der kalten Jahreszeit im Ruhezustand verharrt und erst im Frühjahr wieder ihr Wachsthum beginnt. Jedes der kleinen Blätter unserer Pflanze besteht aus einem Blattstiel und der rundlichen, etwa 5 mm. breiten Blattspreite. Diese letztere trägt eigenthümliche Anhangsgebilde, welche man als Tentakeln bezeichnet. Dieselben sind in großer Zahl vorhanden, so daß eine Blattspreite oft mehr als zweihundert trägt. Nur die Oberseite der Blätter ist mit Tentakeln besetzt. Die in der Mitte der Spreite vorhandenen Tentakeln sind kurz und stehen aufrecht; nach dem Rande zu werden die Tentakeln immer länger, und die randständigen relativ langen Gebilde sind horizontal gerichtet. Jedes Tentakel besteht aus einem Stiel und einem Drüsenköpfchen. Der Tentakelstiel wird von einem Spiralgefäß durchzogen und mit Bezug auf die Drüsenköpfchen ist besonders hervorzuheben, daß gewisse Zellen derselben einen im Zellsaft gelösten purpurnen Farbstoff enthalten, wodurch die schon äußerlich sichtbare rothe Farbe der Tentakeln bedingt wird. Betrachtet man die Blätter der Drosera genauer, so beobachtet man, daß die Drüsenköpfchen eine Flüssigkeit absondern, die in kleinen Tröpfchen hervortritt. Diese Eigenthümlichkeit hat unserer Pflanze den schönen Volksnamen „Sonnenthau" eingetragen. Die erwähnte Flüssigkeit ist sehr klebrig und fadenziehend, wovon man sich leicht bei der Berührung der Drüsen mit dem Finger überzeugen kann. Man darf wohl annehmen, daß die von der Drosera abgesonderten Flüssigkeitströpfchen zunächst als Mittel zur Anlockung der Insecten dienen. Die Thiere vermuthen wahrscheinlich Nektar in den Tröpfchen und lassen sich daher auf der Droserapflanze nieder.

Derartige Anlockungsmittel sind übrigens im Pflanzenreich weit verbreitet. Wenn die geschlechtliche Fortpflanzung der höheren Gewächse stattfinden soll, so müssen die Pollenkörner auf die Narben übertragen werden, sie keimen hier und die gebildeten Pollenschläuche können schließlich die weiblichen Geschlechtszellen befruchten. Die Uebertragung der Pollenkörner auf die Narben wird aber in überaus zahlreichen Fällen durch Insecten vermittelt, und damit diese die Blüthen überhaupt besuchen, sind den Blumenblättern unter anderem häufig die prächtigsten Farbentöne eigen. Dieselben fungiren hier als Mittel zur Anlockung der Thiere.

Hat sich ein Insect, z. B. eine kleine Fliege, in der Mitte des Droserablattes niedergelassen, so wird sie von dem erwähnten klebrigen Drüsensecret festgehalten, und die lebhafte Anstrengung, welche das Thier macht, um seine Freiheit wieder zu erlangen, ist häufig nicht von Erfolg. Es kommt aber noch ein sehr merkwürdiger Umstand hinzu, wodurch es dem Droserablatte möglich wird, sich seinen Fang zu sichern. Wenn nämlich ein Drüsenkopf in innige Berührung mit fremden Körpern, z. B. mit Insecten, gelangt ist, so werden durch den von diesen letzteren ausgeübten Reiz, welcher von einem

Tentakel auf die anderen fortgepflanzt wird, Bewegungsphänomene der Anhangsgebilde hervorgerufen. Sämmtliche Tentakeln legen sich im Laufe kurzer Zeit (1—4 Stunden) über der Blattspreite zusammen; sie hüllen die gefangenen Thiere völlig ein und dadurch wird denselben das Entweichen zur Unmöglichkeit. Nach kurzer Zeit sind die Insecten auch nicht mehr am Leben.

Uebrigens sei bemerkt, daß die insectenfressenden Pflanzen durchaus nicht allein im Stande sind, Bewegungserscheinungen hervorzubringen. Es ist hier wieder zu betonen, daß die in Rede stehenden Gewächse keineswegs in physiologischer Beziehung isolirt dastehen. Die Blätter der bekannten Mimosa pudica lassen z. B. bei der leisesten Berührung sehr auffallende Reizbewegungen erkennen, und ebenso läßt sich durch Experimente leicht nachweisen, daß sich die Ranken nur deshalb um Stützen herumwinden, weil sie in Folge der Berührung mit diesen letzeren zu Bewegungen veranlaßt werden. Bei dem Winden der Ranken kommen auch wie bei den Bewegungen der Droseratentakeln Reizfortpflanzungen in Betracht.

Es ist noch zu erwähnen, daß die Tentakeln der Droserablätter auch dann Bewegungen ausführen, wenn ihre Drüsenköpfchen mit anorganischen Substanzen, z. B. kleinen Glasstückchen, in Berührung gelangen. Aber solche Körper rufen kein so schnelles Zusammenlegen der Tentakeln wie die Insecten oder Fleischstückchen hervor. Und auch das weitere Verhalten der Droserablätter den anorganischen Substanzen einerseits und den Insecten andererseits gegenüber ist ein verschiedenes. Freilich ruft jeder fremde Gegenstand, der mit den Drüsen in Wechselwirkung geräth, eine gesteigerte Flüssigkeitsabsonderung aus denselben hervor, aber während durch den Einfluß von Glasstückchen nur die Secretion einer Säure enthaltenden Flüssigkeit bedingt wird, enthält das Secret der Drüsen, wenn dieselben mit Insecten oder Fleisch in Contact gelangt sind, neben der Säure noch ein Ferment, nämlich Pepsin. Man sieht also, daß die Drüsen der Droserablätter auf Reize in mancher Hinsicht ganz ähnlich reagiren, wie die Drüsen des Magens der höheren Thiere. Auch diese sondern unter Umständen nur eine Säure enthaltende Flüssigkeit ab, während sie in Berührung mit Eiweißstoffen ein Secret liefern, welches neben der Säure zugleich Pepsin enthält. Die Wirkungsweise des Magensecretes und diejenige des Secretes der Droseradrüsen ist denn auch eine durchaus gleiche. Ebenso wie die Eiweißstoffe im Magen unter dem Einfluß der Verdauungsflüssigkeit aufgelöst und in Peptone verwandelt werden, unterliegen die Eiweißstoffe der von den Droserablättern gefangenen Insecten derselben Umwandelung. Dadurch entstehen Substanzen, welche leicht in das Innere der Zellen einzudringen vermögen und somit, wie man von vornherein annehmen darf, für die Ernährung der Droserapflanzen verwerthet werden können. Man beobachtet nun in der That, daß die von den Droserablättern gefangenen Insecten förmlich ausgesogen werden; es bleiben der Hauptsache nach nur die Chitinpanzer der Thiere unverdaut zurück.

Auch mit Bezug auf die erwähnte Eigenschaft unserer insectenfressenden Pflanze, auflösend wirkende Fermente auszuscheiden, steht dieselbe im Pflanzenreich nicht isolirt da. So z. B. ist in den Milchsäften mancher Gewächse Pepsin vorhanden, und bei der Keimung der Samen werden ganz allgemein Fermente erzeugt. Die Samen bestehen aus der Samenschale, dem Embryo und den Reservestoffbehältern, Gewebemassen, deren Zellen mit Stoffen angefüllt sind, welche von der jungen Keimpflanze aufgesogen werden können. Die letztere bedarf dieser Körper nothwendig; sie kann sich zunächst noch nicht selbständig ernähren und ist daher auf die Aufnahme der in den Reservestoffbehältern vorhandenen Substanzen angewiesen. Der Embryo scheidet nun während seiner Entwickelung Fermente aus, welche auflösend und zersetzend auf die Reservestoffe einwirken, so daß diese in die junge Keimpflanze überzugehen vermögen.

Dionaea.

Die Pflanze, welche wir nunmehr etwas genauer in's Auge fassen wollen, gehört ebenso wie die Droseraarten zu der Familie der Droseraceen. Es ist die Dionaea muscipula (Venusfliegenfalle). Sie wächst in Nord- und Südcarolina, woselbst sie auf moorigem Boden vorkommt, und sie wird vielfach bei uns in Gewächshäusern cultivirt. Die etwa 6 Centimeter langen Blätter der Dionaea sind in einer grundständigen Rosette angeordnet; sie bestehen aus einem Stiel und einer höchst merkwürdig beschaffenen Blattspreite. Der erstere ist geflügelt, und die Spreite besitzt eine starke Mittelrippe, sowie zwei Blattflügel. Jeder derselben trägt eine Anzahl von Randborsten, die aber unbeweglich mit den Flügeln der Spreite verbunden sind. Die Oberseite der Blattflügel ist mit verschieden gestalteten Haarbildungen bedeckt. Es sind zunächst auf jedem Blattflügel in der Nähe der Mittelrippe der Spreite drei lange Haargebilde vorhanden, und diese zeichnen sich durch die Eigenschaft aus, reizbar zu sein. Werden sie nämlich berührt, so pflanzt sich der eingetretene Reiz in ihren Zellen fort, geht auf die Zellen der Blattflügel über und bedingt, daß diese sich zusammenlegen. Dabei greifen die Randborsten wie die Finger der gefalteten Hände zwischen einander, und wenn die Berührung der Haare z. B. durch Insecten erfolgt, so können diese, da die Schließbewegung des Dionaeablattes sehr schnell vor sich geht, gefangen werden. Auf der Oberseite des in Rede stehenden Organs stehen aber, abgesehen von den reizbaren Haaren, noch Drüsen. Dieselben sind in reichlicher Anzahl vorhanden, besitzen einen kurzen Stiel und ein Köpfchen, welches aus 20—30 Zellen mit rothgefärbtem Inhalt besteht. Diese Drüsen dienen zur Abscheidung einer verdauend wirkenden Flüssigkeit, so wie zur Aufnahme gelöster Stoffe. Von der Fliegenfalle gefangene Insecten unterliegen daher durch den Einfluß des Drüsensecrets einer mehr oder minder weitgehenden Auflösung. Die Dionaeablätter bleiben, wenn sie Thiere oder ihnen künstlich verabreichtes Fleisch umschließen, relativ lange Zeit geschlossen; später können die Blattflügel sich dann wieder aus-

breiten. Wenn die Dionaeablätter nicht durch eiweißreiches Material, sondern durch den Einfluß anderer Substanzen zum Schließen gebracht worden sind, so breiten sie sich schon nach kurzer Frist auf's Neue aus.

Nepenthes.

Die Arten der Gattung Nepenthes stammen aus dem tropischen Asien. Die Pflanzen sind dünnstengelig und klettern vermittelst ihrer Ranken. Der Insectenfang wird den Nepenthesarten, wie anderen carnivoren Gewächsen, durch die Blätter ermöglicht, welche hier außerordentlich weit von dem Typus der gewöhnlichen Laubblätter abweichen. Das Blatt besteht aus dem breiten Blattstiel, einem rankenartigen Theil und einem sehr merkwürdigen kannenförmig gestalteten Gebilde, welches einen Deckel trägt. Die Kannen sind bei den verschiedenen Arten von wechselnder Größe, und es lebt z. B. auf Borneo eine Nepenthesspecies, die Kannen von mehr als ein Fuß Länge besitzt. Der Deckel schließt die Mündung der Kanne nicht völlig ab und zeigt auf seiner dem Innern zugewendeten Seite eine lebhafte Färbung. Außerdem sind hier ebenso wie an der Mündung der Kanne Nektardrüsen vorhanden. Durch diese Einrichtungen werden die Insecten (zumal Ameisen, welche durch zwei außen an der Kanne befindliche flügelartige Fortsätze zu dem Rande derselben hingeleitet werden) angelockt. Die Thiere gelangen leicht in den oberen Theil der Kanne, sie gleiten in Folge der glatten Oberfläche der Innenseite derselben aus und fallen in den unteren Theil des Fangapparates. Hier ist eine sehr große Anzahl von Secretionsdrüsen vorhanden, welche eine so bedeutende Menge von Flüssigkeit absondern, daß man dieselbe häufig durch Ausgießen der Kanne gewinnen kann. Das Secret zeigt dann, wenn stickstoffhaltige Stoffe, z. B. Fleisch, mit den Drüsen in Contact gelangt sind, eine ziemlich stark saure Reaction und ist in Folge seines Säure- sowie Pepsingehaltes im Stande, energisch chemisch verändernd auf Eiweißstoffe einzuwirken, so daß gefangene Insecten leicht verdaut werden können.

Saracenia.

Die bekanntesten Saraceniaarten sind Bewohner sumpfiger Gegenden Nord-Amerikas. Die Blätter sind in einer grundständigen Rosette vorhanden und bestehen aus einem aufsteigenden hohlen schlauchartigen Theil und einem Deckel. Die Stellung des Deckels ist bei den meisten Saracenia-Arten eine derartige, daß kein Regenwasser in das Innere des Schlauches gelangen kann, und die Insecten werden von den in Rede stehenden Gewächsen, wie dies auch bei den Nepenthesarten der Fall ist, durch die lebhafte Färbung sowie den Nektar der dem Schlauchinnern zugewendeten Deckelfläche angelockt. Außerdem ist diese letztere aber noch mit borstenartigen, nach abwärts gerichteten Haaren bekleidet, so daß die Insecten gezwungen werden, sich der Mündung des Schlauches zuzubewegen. Die Thiere gelangen schließlich in den unteren Schlauchtheil, woselbst sie unter Vermittelung des reichlich abgesonderten Secrets verdaut werden können. Man kann in der That leicht,

Saraceniaschläuche beobachten, in welchen sich große Mengen in Zersetzung begriffener Insecten befinden.

Utricularia.

In Deutschland kommen verschiedene Utriculariaarten vor, und die U. vulgaris, welche wir hier besonders in's Auge fassen, ist eine ziemlich verbreitete Pflanze. Sie lebt untergetaucht in stehenden Gewässern, besitzt einen dünnen Stengel, der sehr fein gefiederte Blätter trägt. Einzelne Blattfiedern sind zu Blasen umgebildet, welche als Fangapparate dienen. Die Utriculariablasen haben einen Durchmesser von etwa 5 mm.; sie sind kurz gestielt und mit eigenthümlichen borstenartigen Fortsätzen versehen. An dem einen Ende besitzt jede Blase eine Oeffnung, die durch eine Klappe verschlossen wird. Untersucht man die Utriculariablasen, so findet man häufig eine große Zahl kleiner Wasserthiere (Insectenlarven, Krustenthiere und selbst kleine, kürzlich aus dem Ei gekrochene Fische) im Innern derselben. Die Thiere können natürlich nur durch die Oeffnung in den Fangapparat gelangen und sie müssen dabei die erwähnte Klappe zurückbiegen. Es ist nun besonders zu beachten, daß diese Klappe, wenn die Thiere in das Innere der Blasen eingedrungen sind, sich sofort wieder in Folge ihrer Elasticität schließt, und daß sie von den gefangenen Thieren nicht wieder geöffnet werden kann, da ein vorspringender Wulst der Blasenwandung das Oeffnen der Klappe nach Außen nicht gestattet.

Bei unseren Erörterungen über die Drosera-, Dionaea-, Nepenthes- und Saracenia-Arten haben wir gesehen, daß die Fangapparate mit Drüsen ausgestattet sind, welche ein Verdauungssecret absondern. Derartiges ist bei den Utriculariablasen nicht der Fall. Freilich sind auf der Innenwandung derselben zahlreiche haarartige Gebilde vorhanden, aber diese sondern keine auflösend wirkenden Substanzen ab. Die in den Utriculariablasen gefangenen Thiere fallen aber nach ihrem alsbald erfolgten Tode der Zersetzung (Fäulniß) anheim, und die dabei entstehenden Substanzen, z. B. das Ammoniak, können nun von den vorhandenen Haaren aufgesogen werden, so daß also auch hier eine Ausnutzung der thierischen Stoffe möglich wird. —

Außer den hier specieller erwähnten Organismen giebt es noch eine ganze Reihe anderer insectenfressender Pflanzen; indessen die vorstehenden Darstellungen dürften wohl zur Charakteristik der in der That sehr bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten carnivorer Gewächse genügen.

Es ist hier übrigens noch einmal mit besonderem Nachdruck zu betonen, daß die insectenfressenden Pflanzen keineswegs in physiologischer Beziehung isolirt dastehen. Dieselben nehmen nicht etwa im Pflanzenreich eine durchaus exceptionelle Stellung ein, sondern die allgemeinen Gesetze, welche die Ernährungsphysiologie heute aufstellen kann, gelten auch für die in Rede stehenden Organismen. Es giebt eine ganze Reihe von Pflanzen, die einen Theil der für ihre Entwickelung erforderlichen organischen Stoffe in den chlorophyllführenden Zellen selbst aus anorganischem Material erzeugen,

eine gewisse Quantität organischer Substanz aber von Außen aufnehmen. Die insectenfressenden Pflanzen theilen diese Eigenthümlichkeit z. B. mit der Mistel, einigen Orchideen sowie anderen Gewächsen. Ebenso ist zu betonen, worauf bereits an einer anderen Stelle dieses Aufsatzes aufmerksam gemacht wurde, daß nicht blos den carnivoren Pflanzen die Fähigkeit zukommt, Thiere anzulocken, auf von Außen kommende Reize mit Bewegungen zu reagiren und Fermente abzusondern, die im Stande sind, Eiweißstoffe in leicht lösliche und aufnehmbare Verbindungen (Peptone) umzuwandeln. Ich brauche diese Behauptung hier nicht specieller zu begründen, da dies schon bei Gelegenheit unserer Erörterungen über die Droseraarten geschehen ist. Nach alledem lassen sich also sehr wohl Beziehungen zwischen dem physiologischen Verhalten der insectenfressenden Pflanzen einer- und demjenigen sonstiger Gewächse andererseits feststellen. Aber freilich wird durch eine solche Erkenntniß das Gefühl der Bewunderung nicht abgeschwächt, welches sich unser beim Studium der merkwürdigen morphologischen, anatomischen und physiologischen Eigenschaften der carnivoren Pflanzen bemächtigt.

Wir haben hier endlich noch die Frage zu berühren, ob es für die insectenfressenden Gewächse nützlich oder gar absolut nothwendig ist, daß dieselben, abgesehen von anderen Substanzen, thierische Stoffe als Nahrungsmittel aufnehmen. Man hat verschiedene carnivore Pflanzen während längerer Zeit unter geeigneten Glocken cultivirt, so daß sie nicht im Stande waren, Insecten zu fangen. Aber trotzdem entwickelten sich die Untersuchungsobjecte anscheinend normal, so daß von einer absoluten Nothwendigkeit der Insectennahrung für dieselben nicht wohl die Rede sein kann. Dagegen wird man schon von vornherein geneigt sein, die Nützlichkeit der Fleischnahrung für unsere Organismen zuzugeben. Stellen wir uns, wie es hier durchaus berechtigt ist, auf den Boden der Zuchtwahlhypothese, so erscheinen die außerordentlich complicirt gebauten Blattgebilde der carnivoren Pflanzen als Organe, die nicht bedeutungslos für das Leben derselben sind, die vielmehr deshalb einen in mancher Beziehung so hohen Grad der Vollkommenheit erlangt haben, weil die Aufnahme und Verwerthung thierischer Stoffe den insectenfressenden Pflanzen Vortheil gewährt. Und in der That liegen Untersuchungen vor, durch deren Resultate eine solche Anschauung ihre experimentelle Begründung erfahren hat.

Als Versuchspflanze hat man namentlich Drosera rotundifolia benutzt. Ein Theil der Untersuchungsobjecte ist bei völligem Ausschlusse von Fleischnahrung cultivirt worden, während man anderen Pflanzen, die sich übrigens sonst unter genau den nämlichen Bedingungen wie jene ersteren entwickelten, von Zeit zu Zeit Insecten verabreichte. Es zeigte sich, daß die gefütterten Pflanzen eine bedeutend kräftigere Ausbildung als die nicht gefütterten erfuhren, und daß namentlich die Fruchtbildung der ersteren eine viel ausgiebigere als diejenige der letzteren war. Für andere carnivore Gewächse wird die Aufnahme von Eiweißstoffen durch die Blätter ohne Zweifel ebenfalls von Nutzen sein.

Erinnerungen eines alten Gebirgsflügels.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —

Auch ich habe eine glückliche Jugend gehabt, und man hat mir nicht an der Wiege gesungen, wie ich enden würde. Ich bin aus einem sehr guten Hause, aus einer der berühmtesten Fabriken Wiens und habe, als ich kaum zur Welt war, schon einen großen Ehrenpreis davon getragen auf einer jener Weltausstellungen, welche die heutige Zeit so unerläßlich findet für die Hebung der Industrie und bei welchen gewöhnlich das Deficit im umgekehrten Verhältnisse steht zu den Vortheilen, die man von ihnen gewinnt.

Ich kam in den Besitz eines der berühmtesten Claviervirtuosen unserer Tage und nun begann meine glänzendste Zeit. Ein Wonneschauer durchrieselte mich, wenn der große Meister seine berühmten Pianissimos aus mir herauskitzelte; aber auch wenn er mit kühner Titanenfaust mir in die Seele griff und seine donnernden Octaven- und Decimenläufe meine Saiten erbeben machten, ward ich von Hochgefühl durchdrungen, und wenn der frenetische Beifall einer dichtgeschaarten Menge diesen „phänomenalen" Leistungen zujubelte, ward meine Brust von Stolz geschwellt. Und wenn ich dann hörte, daß bei den Concerten jedesmal auf dem Programm versichert wurde, der dabei gebrauchte Flügel sei aus der Fabrik des Herrn Soundso, so kannte mein übermüthiges Selbstgefühl keine Schranken.

Aber dies Glück sollte nicht lange dauern. Wohl war es erhebend für mich, wenn mein Meister am Ende des Concerts von einer stürmischen Damenschaar umdrängt wurde, die nicht selten seine bei Seite gelegten Handschuhe mit Fanatismus ergriffen, in kleine Fetzen zerrissen, um die Stückchen wie heilige Reliquien in ihren schönen Busen zu bergen, oder wenn unarti-

culirte Laute des Entzückens die Luft durchrauschten. Aber die unerhörten Zumuthungen, die seine Titanentechnik an meine Eingeweide stellte, die stürmischen Rhapsodien, in welchen die Aspirationen der Zukunftsmusik sich austobten, diese ganze brünstige Fortissimo-Wagnerei, welche nun einmal mit dem Nervenbankerott unserer Zeit unlöslich verknüpft ist, mußte in kurzer Frist meine Constitution erschüttern. Trotz des gediegenen Stahl- und Eisenpanzers, den meine Erzeuger mir mit auf den Lebensweg gegeben hatten, zeigten sich bald die Spuren eines frühen Alters und wie eine vor der Zeit ausgesungene Sängerin wurde ich vom Schauplatz meiner öffentlichen Wirksamkeit entfernt. Besonders schmerzlich war mir dabei der Umstand, daß mir auch nicht ein Wort des Bedauerns in meine Einsamkeit folgte, daß vielmehr, als hätte es sich um ein lebloses Wesen gehandelt, der früh invalide gewordene Flügel seinem Schicksal überlassen wurde. Was half es mir, daß in Goldbuchstaben die Namen meiner Eltern auf meiner Schauseite prangten, daß alle Medaillen dabei abgebildet waren, welche sie mit mir und meinen Brüdern, sowie unseren zahlreichen Schwestern, den Pianinos, aus den Ausstellungen davon getragen hatten? Unerbittlich lautete der Spruch, der mich in's Elend verstieß.

Ich kam in das Magazin eines jener Instrumentenhändler dritten Ranges, bei welchen die armen Landschulmeister ihre musikalischen Bedürfnisse befriedigen. Wäre es mir nur so gut geworden, in die Hände eines solchen Biedermannes zu fallen, dann hätten seine altjüngferlichen Finger die sanften Weisen eines Chorals oder die veralteten Kindereien eines Haydn oder Mozart meinem hektisch gewordenen Resonanzboden entlockt; aber dieser Trost sollte meinem Alter versagt bleiben. Ich erlebte das schrecklichste aller Schicksale, denn ich wurde von dem Besitzer einer im Hochgebirg gelegenen Fremdenpension für das gemeinsame Musikzimmer erstanden.

Habt Ihr Euch wohl einmal in das Schicksal eines armen Miethsklepper versetzt, der Jahre lang verdammt ist, dem sogenannten gebildeten Publikum auf seinen Sommerfahrten zu dienen und namentlich bei dessen Sonntagsausflügen eine entscheidende Rolle zu spielen? Habt Ihr Euch klar gemacht, daß im Gemüthe selbst des christlichsten solcher Miethsgäule ein wilder Haß gegen das Menschengeschlecht im Allgemeinen und gegen die Einrichtung des Sonntags im Besondern sich ansammeln muß, der bisweilen in acuten Expectorationen a posteriori zur Explosion gelangt? Nun, solch ein Dasein ist Kinderspiel gegen das, was ich erduldete. Denkt Euch meine Existenz in einem wundervollen Alpenthal, 3—4000 Fuß überm Meer gelegen. Rings nichts als smaragdgrüne Matten und tiefdunkle Arvenwälder, überragt von den zackigen Gebirgskolossen, deren höchste Häupter, im ewigen Schnee blitzend, sich majestätisch von dem tiefblauen Himmel absetzen. Nicht wahr, ein Entzücken, in solcher Hochgebirgsnatur zu leben, den kraftvollen Odem der Alpenwelt zu schlürfen, in den einfachen Zuständen eines schlichten Naturlebens sich vom Marasmus der Städte zu verjüngen? Und in der That, all-

sommerlich zieht Männlein und Weiblein und nicht minder die Schaar der lieben ungezogenen Kindlein hinaus in's Hochgebirge, wo die Natur sorgfältig auf Flaschen gezogen und verstöpselt, in kleine Portionen tranchirt und von schwarzfrackigen Kellnern servirt wird. Dort wird nun „Natur gekneipt", d. h. in Rudeln zusammen gehockt und der ganze gesellschaftliche Trödel wieder erneuert, den man den Winter hindurch mit Erschöpfung der Kräfte absolvirt hat und von dem man sich angeblich „in Gottes freier Natur" erholen will. Da ist es denn rührend zu sehen, wie ein paar Hundert von Zeitgenossen, glatzköpfige Bureaukraten der höhern Observanz, wohlgenährte Damen der höhern Finanz und was sonst irgendwie auf Bildung und Portemonnaie Anspruch hat, sich zur table d'hôte in engen heißen Sälen zusammenpferchen lassen und Jeden mit dem fanatischen Geschrei „Zug, Zug!" empfangen, der einen schüchternen Versuch von Ventilation anstellt. Wenn sie dann zur Genüge dasjenige Geschäft betrieben haben, von welchem Vischer seinen Schulmeister Faust im III. Theile so glücklich sagen läßt:

> „Ihr habt mir wieder, liebe Engelknaben,
> Die Luft ganz fürchterlich verdickt,"

so nennen sie das: frische Alpenluft genießen.

Doch was geht das schließlich mich an? Mögen sie doch, wenn sie sich dabei wohl befinden! Wenn nicht auch ich so bitter von diesen Gletscherphilistern und Gießbachmonomanen zu leiden hätte! Kaum ist aber das Souper vorbei, so ergießt sich ein Schwarm und darunter namentlich die sogenannte schönere Hälfte, die sich gern für die schwächere ausgiebt, die ich aber als erfahrener Menschenkenner für die stärkere halte, in den Musiksaal, und nun geht es unbarmherzig über mich Aermsten her.

Ihr müßt aber wissen, daß ich nicht etwa tagsüber ungeschoren gewesen bin. Im Gegentheil, nicht selten stürzt sich schon Morgens um sechs mit nüchternem Magen ein Claviertiger — und diese sind erfahrungsgemäß immer weiblich — über mich her und wimmert auf mir z. B. die Ouverture zum Tannhäuser, deren unendliche chromatische Gänge selbst mir altem Flügel nicht selten Leibschmerzen verursachen. Auch sonst bin ich im Laufe des Tages den mannigfaltigsten Angriffen preisgegeben, und es giebt zwischen den klassischen Polen Bach und Millöcker keine Schattirung musikalischer Ausdrucksweise, der ich nicht meine letzten Kräfte herleihen müßte.

Aber das Haupttreffen vollzieht sich doch immer erst nach dem Souper. Denn nun werden alle sogenannten Talente aufgeboten, die Gesellschaft zu unterhalten, und Ihr müßtet nur sehen wie amüsant es ist, dabei das Gebahren der verschiedenen Nationen zu beobachten. Am meisten in unfreiwilliger musikalischer Komik leisten die Engländer. Eines Abends, wo der Contingent hauptsächlich dieser liebenswürdigen und künstlerisch hochbegabten Nation angehörte, beherrschten sie auch die musikalische Unterhaltung, indem sie sich mit jener edlen Wohlerzogenheit, welche den auf dem Continent reisenden Engländern so anmuthig zu Gesicht steht, in den Vordergrund drängten.

Habt Ihr wohl in dem köstlichen Buch der Frau Johanna Kinkel, „Hans Ibeles in London" die ergötzliche Geschichte gelesen, wie eine englische Dame aus Calcutta eigens nach London kommt, um sich die Ouverture zur Euryanthe einpauken zu lassen, und mit dieser Errungenschaft ausgestattet, für alle künftigen Soireen gerüstet zurückkehrt? (Natürlich liest ein alter Flügel solche Bücher nicht selbst, aber ich hörte die Geschichte einmal von meinem frühern Meister erzählen.) An diese Engländerin erinnerte mich die Dame, welche nun in vollem Gesellschaftsanzuge sich von einem der Herren zu mir heranführen ließ, um mit der ganzen stolzen Langenweile Albions zwanzig Verse eines Liedes herunter zu singen, welches von seligen Leimsieders Erben zu stammen schien. Und diese Leistung wiederholte sich genau in denselben Formen und mit demselben bocksteifen Ceremoniell in den nächsten Abenden, bis endlich einer der übrigen Gäste das heroische Mittel ergriff, der edlen Gesellschaft zuvorzukommen, sich hinzusetzen und mit dem energischen Vortrag der genialen Brahms'schen Variationen über das Händel'sche Thema das fade Gewinsel zum Schweigen zu bringen. Welche Wonne durchzitterte meinen alten Brustkasten, als er wieder einmal echt künstlerisch sich berührt fühlte.

Doch es würde zu weit führen, wenn ich alle ähnlichen Erfahrungen Euch erzählen wollte. Ich müßte Euch den Dilettantismus in allen seinen Schattirungen schildern, wie er sich selbst an den Größten vergreift, aber doch am liebsten bei den Niedlichkeiten der modernen Operetten sich ausruht. Von allen musikalischen Richtungen bekommt man die manchmal bis zur Carricatur gehenden Abklatsche zu hören, und es ist oft nicht anders als wenn man Tizians Assunta oder Rafaels Sixtina in Silberstift-Zeichnung wiedergeben würde. Die Klassiker, die romantische Schule, namentlich aber die Adepten der Zukunftsmusik, welche schon Heine so witzig als „Jungkaterverein für Poesiemusik" bezeichnet hat, sie alle durch einander wühlen und wüthen in meinen Saiten. Neuerdings aber mache ich doch die Beobachtung, daß sich aus der feierlichen Oede der endlosen Melodie die Neigung der Menschen wieder in die harmlosen endlichen Melodien zu flüchten liebt, und daß die wohlfeile Kost des Rattenfängers, des Trompeters und ähnlicher Herrlichkeiten die Menge auf's Innigste erfreut.

Nur von einer der jüngsten Erfahrungen laßt mich noch melden. Es war ein Zusammenfluß einer heiteren, jugendlichen Gesellschaft, in welcher die naive Lustigkeit des echten Wiener Elements sich mit der etwas forcirten Erregtheit des „gebildeten" Berlinerthums in seltsamer Weise mischte. Eine junge Berlinerin machte die Gesellschaft in Mendelssohn'schen Liedern schwelgen, denen sie einen Vortrag angedeihen ließ, welchen ich semmelblond nennen möchte. Ihr gegenüber trug eine fesche Wienerin, die nach den Aeußerungen ihrer Umgebung vom Schlage der üppigen Goldblondinen Palma Vecchio's sein mußte, durch natürlichen Brio den Preis davon. Bertha, so wurde die Gefeierte genannt, erinnerte offenbar an das berühmte Wort jenes

schwäbischen Aesthetikers, welches ich oft hatte citiren hören: „Das Scheenschte, Greeßschte und Erhabenschte in der plaschtische Kunscht ischt der Bruschtkaschten der medicäischen Venus". Aber noch ein anderes Citat weckte in mir diese Begegnung, und ich will es Euch nicht vorenthalten, damit Ihr seht, daß auch ein alter Flügel an der literarischen Bildung, welche jetzt alle Welt beleckt, seinen bescheidenen Antheil nimmt.

Es ist eine Stelle aus dem Trauerspiel Heinrich IV. von dem großen mecklenburgischen Dramatiker Wilhelm Rogge. Heinrich liebt als Prinz die Gräfin Bertha von Nellenburg und giebt ihr diese Empfindung in folgender Apostrophe zu verstehen:

„O Bertha,
Euch, über die im Rausche der Verschwendung,
Was sie an Wundergaben hat, Natur
Hat dreimal selig hingehaucht, so daß,
Wenn Kunst jemals im Zweifel wär', was Schönheit sei,
Kennzeichen sie und Merkmal fänd' an Euch,
Klar hinzustellen den Begriff, Euch hätte sie
In dieses Busens Götterwölbung
Ein Herz gelegt, das pochend jung im lauten Lenze stumm,
Kaum in der Welt, weltmüde, schon der Welt entsagen wollte."

Auf diese stürmische Attake begnügt sich Bertha mit einer abwehrenden Handbewegung zu antworten. Heinrich aber in seinem heißen Liebesdrang fährt also fort:

„O Bertha, laßt meines Busens sturmkrankes Schiff
Vor Anker gehn in Eurer Schönheit Hafen!"

Worauf Bertha gekränkt erwidert:

„Prinz Heinrich, Ihr dürft nicht also zu mir reden."

Ueber diese Abweisung versinkt Heinrich in tiefe Betrübniß, welcher er, den kummerschweren Kopf auf die Hand gestützt, folgenden Ausdruck giebt:

„O welch ein Träumer haust in dieser Koje!
Stirb, alt' blöd' Aug', wein' vollends blind Dich!
Weh' Dir, daß Du zum Commodore
Gesetzt wardst über dieses Hauptes Prachtgeschwader."

Als nun Heinrichs Vertrauter kommt, um ihn nach der Ursache seiner tiefen Betrübniß zu fragen, antwortet er, um ihn irre zu führen, Folgendes:

„Ha, das kommt von meiner Mutter!
Ihr, der das Schicksal trank so schamlos zu
Von seinem herbsten Saft, daß, wär' ihr Blut
Wie Honig vom Hymettos süß gewesen,
Trotz allem Mimersquell im tiefsten Erdengrund
Genug der Säure blieb für Kind und Kindeskind."

Doch lassen wir Heinrich, seine saure Mutter und seine spröde Bertha und kehren wir zu unserer Bertha zurück. Sie war, das muß man gestehen, mit einer prächtigen Stimme begabt, die nur etwas zu sehr an das

Schmettern der Kriegstrompete erinnerte, und mit der sie fortwährend versicherte, daß sie „nicht grolle“, während sie dann wieder eben so unermüdlich „den Herrlichsten von Allen“ anrief, dem sie sich als „niedere Magd“ mit dem Aufgebot aller Stimmmittel zu empfehlen suchte. Dazwischen aber machte es ihr nichts aus, einige lustige Schnadahüpfl flattern zu lassen, die den Beifall der Gesellschaft in noch höherem Grade erwarben. Im Uebrigen nahm das Repertoire dieses kleinen, aber gewählten Kreises seine Zuflucht zum Bettelstudenten, zum lustigen Krieg, zur Fledermaus, Boccaccio, Fatinitza und ähnlichen klassischen Schöpfungen. Denn das Neueste und Allerneueste war, wie überhaupt in unserer Zeit, die Parole.

Was soll ich weiter erzählen? Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was solch ein armer alter Allerweltsflügel auszustehen hat, und was für Leiden eine einzige Saison über ihn verhängt. Ein Schrecken ergreift mich jedes Mal, wenn im Anfang des Sommers der Stimmer aus der nächsten Stadt verschrieben wird, um die Dissonanzen meines Wesens in Harmonie aufzulösen, wenn er brummend in meinen Eingeweiden wühlt, um wieder in Ordnung zu bringen, was die internationale Sturmfluth der Claviertiger aus aller Herren Länder im vergangenen Jahre an mir verbrochen hat. Wenn der gute Mann dann fertig ist und in ungeschickten Accorden seinem Ohre Rechenschaft über sein Werk ablegt, so durchbebt mich ein Gefühl der Freude über die wieder hergestellte Harmonie meines Inneren. Aber wenn dann „das grausame Spiel“ von Neuem beginnt und ich Tag für Tag zu einer tieferen Stufe der Disharmonie herabsinke, bis zuletzt kein Ton mehr sich selber ähnlich ist, dann kommt die ganze Verbitterung des Pessimismus über mich, und ich frage mich, eben so unnütz und ebenso thöricht wie mancher menschliche Pechvogel: Womit habe ich dies verdient?

Und doch, kein Erdenloos ist so düster, daß nicht auch einmal ein Lichtstrahl es erhelle. Und so erging es mir neulich, daß ich eine Episode erlebte, die mich fast mit meinem Schicksal versöhnen könnte. Eines Tages — es war noch ganz im Anfang der Saison, und ich noch in ziemlich ungetrübter Stimmung — fand sich eine kleine Gesellschaft im Musikzimmer zusammen, aus welcher sich bald ein Paar löste, das die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen schien. Ich vernahm aus dem Geflüster, daß es ein berühmter Professor war, nicht blos einer der ersten Rechtsgelehrten unserer Zeit, sondern auch ein Meister auf dem Piano, begleitet von einer jungen Dame, deren ausdrucksvolle Schönheit selbst bei den übrigen weiblichen Gliedern der Gesellschaft ungetheilte Bewunderung fand. „Welche Anmuth und Feinheit,“ so hörte ich flüstern. „Welch' wunderbare dunklen Märchenaugen, welch' prachtvolles Haar, welch' reizendes Köpfchen! Eine wahre Mignon! Sakontala! Suleika!“ Diese und ähnliche Ausrufungen weckten mein ganzes Interesse. Aber noch mehr steigerte sich dasselbe, als der Professor die junge Dame dicht bei mir Platz nehmen hieß und ihr nun ein Concert gab, in welchem er die Schätze eines fast unbeschränkten

Gedächtnisses mit den Improvisationen des Augenblickes in bunter Reihe wechseln ließ. Es war kein Virtuose, dessen Hände durch meine Tasten stürmten, sondern etwas Besseres: ein Poet und Musiker zugleich. Selbst ein so feinsinniger Kritiker wie Hanslick hätte seine Freude an diesem Spiel gehabt. Aber es war auch wohl zu bemerken, daß ein besonderer Hauch von Begeisterung das Spiel durchglühte und daß die junge Dame der Phantasie des Spielenden ganz neue Impulse gab. Groß war der Professor besonders in der Paraphrasirung der schönsten Lieder von Schubert, Schumann und Brahms, und in unerschöpflicher Fülle strömten diese zarten und leidenschaftlichen, ergreifenden und seelenvollen Weisen aus meinen Saiten hervor. Vor allen Dingen, was eine echt musikalische Natur ausmacht: er verstand auf mir zu singen. Seine Hände wußten so kraftvoll und zugleich so weich die Tasten zu rühren, daß ich mir selbst wie verwandelt vorkam und einen Nachhall aus meinen besten Tagen zu vernehmen glaubte. Als dann Manon — mit diesem melodischen Namen hörte ich die junge Dame nennen — mit einer Stimme, die so seelenvoll wie ein Adagio von Beethoven klang, noch um etwas von Schubert bat, sagte der Professor mit herzlichem Tone:

„Ich werde Ihnen etwas spielen, worin Sie selbst wie im musikalischen Spiegelbild erscheinen." Und nun begann er das Impromptu Op. 90 von Schubert, dessen rührende Weise mit ihren wehmüthig dahinschwebenden Tönen ich allerdings nie mit solchem ergreifenden Ausdruck habe spielen hören.

Doch genug, ich will mit diesem poetischen Eindruck schließen. Es kann ja nicht alle Tage, am wenigsten für einen alten Gebirgsflügel, Feiertag sein; aber dies war ein Feiertag, den ich nicht so bald vergessen werde.

Er und ich.

Ein Gespräch

von

Adolf Wilbrandt*).

— Wien. —

Es war im Mai oder Juni des Jahres 1880, in D. bei Wien, in der Villa W.; wir politisirten. Die Nacht war warm, die Thürflügel nach dem Garten zu standen weit geöffnet; zwischen den dunklen Fichten, auf denen zuweilen blasses Mondlicht lag und in denen ein schwüler Wind rauschte, leuchtete von Zeit zu Zeit die „hohe Warte" auf, denn ein Gewitter blitzte aus der Ferne. Wir saßen um die Tafelrunde meiner lieben Gastfreunde, bei denen ich diesen Frühling verlebte. Das Gespräch war ebenso warm und schwül geworden wie die Nacht da draußen; politische Gegensätze hatten sich an einander erhitzt. Frau Josephine, die Hausfrau, kämpfte mit mir gegen einen Dritten; „von jener Jugend, welche nie verfliegt," glühten ihr die schönen Wangen unter dem Silberhaar. Endlich stand sie auf und ging gegen den Garten zu. Ich fuhr fort, zu streiten. Durch welche Aeußerung mich mein Gegner von neuem aufgereizt hatte, weiß ich nicht mehr; was läge auch daran, wenn ich es noch wüßte. In fast sich überstürzender Rede schüttete ich mich leidenschaftlich aus, bis ich den einzigen Erfolg errungen hatte, den so ein Streit zu erreichen pflegt: der Andere blieb bei seiner Meinung, aber er verstummte. Wir erhoben uns so nach und nach und traten auf die Terrasse. Ueber den Mond zogen zerrissene,

*) Das hier folgende Gespräch war ursprünglich, vor Jahren, dazu bestimmt, mit andern autobiographischen Mittheilungen verschiedener Verfasser in einer Art von „Schriftsteller-Decamerone" zu erscheinen. Auf diese äußere Veranlassung hin ist es entstanden; da aber jenes Unternehmen nicht zur Ausführung gelangt ist, giebt vielleicht die Form dieser persönlichen Bekenntnisse ihnen ein literarisches Recht, sich als selbständige Monade vorzustellen. D. V.

flüchtige Wolken hin; das Wetterleuchten wuchs. Mein „besiegter" Gegner stellte sich gegen eine der Säulen der Terrasse und sah mir mit stiller Verwunderung in's Gesicht.

„Merkwürdig! Ich hätte das nicht gedacht!" sagte er endlich.

„Was hätten Sie nicht gedacht?" fragte ich.

„Daß Sie sich in einer politischen Debatte so ereifern, so wild werden könnten. Sie kommen mir ganz anders vor . . . Sie haben noch jetzt so etwas in den Augen, das ich bei Ihnen nie erwartet hätte; etwas Fanatisches, möcht' ich beinahe sagen. Oder vielleicht ist es nur die in der Luft angesammelte Elektricität!"

„Vielleicht ist es nur die Elektricität," antwortete ich.

„Nein, doch nicht . . : Sie lächeln. Es ist doch nicht das allein. Es ist eine Art von Fanatismus dabei . . . Sind Sie öfter so?"

„Nicht mehr oft; aber doch zuweilen!"

„Wie gesagt, bekehrt haben Sie mich nicht; — aber verwundert bin ich. Ich dachte, Sie wären ziemlich indifferent in der Politik. Sie kamen mir immer so ausgeglichen vor; so „beruhigt-ästhetisch"; so ganz dazu angethan, in einer gewissen „inneren Harmonie" sich abzuschließen. Da kommt dann auf einmal dieses Ungewitter. Wie wenig kennt man die Menschen."

„Wundert Sie das?" gab ich ihm zur Antwort. „Mich wundert mehr, daß sich die Menschen so gern diese schwerste Sache, die Menschenkenntniß, so leicht denken. Sie stellen sich eben noch immer ihre Nebenmenschen so gern als eine Einheit vor, die sich benennen läßt; sie vergessen gern, daß in jedem Gehirn Viele beisammen sind, die sich nach und nach — und mehr oder weniger — mit einander zurechtfinden. Je nach dem „Mehr" oder „Weniger" nennen sie dann ihren Nebenmenschen harmonisch oder disharmonisch . . . Dies führt aber von der Hauptsache ab: von dem edlen Wein, den wir eben tranken Ja, liebe Franzi, ich bitte noch um ein Glas, — und ich danke Ihnen. Also es lebe der Frieden nach dem Streit. Ich verzeihe Ihnen, Doctor, daß Sie nicht meiner Meinung sind. Rückkehr zur ‚Harmonie'!"

Fräulein Franzi hatte die Gläser gefüllt; wir lachten, wir vergaßen die Politik und die Psychologie, und genossen die Wärme der Nacht und das ferne Feuerwerk des Himmels. Indem wir zufrieden dasaßen, ward es Mitternacht; viel zu früh, wie immer. Wir mußten an den Aufbruch denken. Ein Gewitter begann langsam heranzuziehen, der Mond kämpfte aber noch mit dem Gewölk und warf sein halb verschleiertes Licht auf den Hof der Villa, als die Herren hinaustraten, um nach Wien zurückzufahren. Ich allein blieb draußen. Ich ließ die Wagen davonrollen; dann ging ich vom Hof in den dunkelnden Park, meiner „Mühle" zu. Ein Haus weiter unten im Park der Villa W., in dem tiefer gelegenen Theil, führt den Namen „Mühle",

der ihm durchaus nicht mehr zukommt, noch aus früheren Zeiten. Es liegt so versteckt, daß man vom oberen Theil des Parks sein Dasein nicht ahnt; zwischen Bäumen und Gebüsch, auf Stufen, steigt man zu ihm hinunter und gradeswegs in den ersten Stock hinein. Darin wohnte ich; damals ganz allein. Ich wandelte also unter dem Laubgang fort, dann an den Gewächshäusern hin, durch die tiefe Stille. Alle Vögel schwiegen, der Wind regte sich nicht mehr, es war die tückische, schwüle Ruhe vor dem Wetter. Nur eine verlebte Blüthe fiel zuweilen hier und da auf die Erde nieder. Ein unbestimmter Duft kam von den Gebüschen. Der Mond sah aus der Höhe trüb, traurig, geisterhaft herab; dann verdunkelte ihn wieder das Gespinnst der Wolken.

„Sie haben so etwas in den Augen . . .“ Diese Worte des Doctors fielen mir ein, während ich dahinging. Sein verwundertes Gesicht stand auf einmal vor mir; und auf einmal verwunderte ich mich über mich selbst. Es giebt so hellseherische Augenblicke, wo man sich gleichsam selber in's Gesicht sieht; wo man die verschiedenen Gestalten sieht, die wir einst gewesen; wo das ganze Wunder und Märchen unserer Entwickelung — denn welches Menschen Entwickelung wäre nicht ein Wunder — vor unserm inneren Auge wie ein Wandelbild vorüberzieht. Ich war traumhaft erregt; die Nacht, die Schwüle, der Wein, das leidenschaftliche Gespräch von vorhin, das kommende und gehende Mondlicht wirkten auf meine Phantasie. Mir wurden jene Zeiten gegenwärtig, in denen ich oft und ernstlich „so etwas in den Augen hatte“, in denen ich in der That anders war als jetzt. Wie viel anders! dacht' ich . . . Ein früheres Ich schien hinter mir her zu gehen, schien vor mir aufzutauchen. Mich überkamen ähnliche verrückte Gefühle, wie in jenen Zeiten. Endlich hatte ich die Stelle hinter dem kleinen Arbeitsschuppen der Gärtner erreicht, wo es zum unteren Park und zur „Mühle“ hinabgeht. Das Haus leuchtete weiß zwischen den Bäumen durch. Ich stieg die Stufen hinunter, schloß im ersten Stock meine Thür auf und trat ein.

In den öden Zimmern, die sich lang dahinzogen, dämmerte ein ungewisses Licht. Mit leise hallenden Schritten ging ich durch die Stille, bis ich in das dritte Zimmer kam, in dem mein Bett stand. Die Fenster waren offen; hohe Pappeln und andere Bäume schauten in regungsloser Finsterniß wie nächtlich unklare Riesengestalten herein. Ich setzte mich auf ein Fensterbrett und dachte an vergangene Dinge. Jetzt erschien wieder der Mond und beleuchtete ein sonderbares Wesen, das in der andern Ecke des Fensters, an die Wand gelehnt, mir gegenüber saß. Es war auffallend blaß und sah mir mit einem schwer zu beschreibenden Ausdruck in's Gesicht. Lange, dunkle Haare fielen ihm in den Nacken; die Wangen waren mager, fast hohl, die Nase kühn hervortretend; unter einer hohen Stirn lagen tiefe Augen, in denen ein düsteres, beinahe unheimliches Feuer leuchtete. Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick über diesen Besuch erschrak; dann kam aber eine gewisse Ruhe über mich, die mich in Erstaunen setzte. Ich

betrachtete dieses mondbeschienene Wesen aufmerksam; es mochte fünfundzwanzig Jahre alt sein oder etwas mehr. Auch hatte es einige Aehnlichkeit mit mir; größere noch mit Photographien, die ich vor Zeiten gesehen hatte. . . . Wir blickten uns eine Weile schweigend in die Augen.

„Was willst Du bei mir?“ sagte ich plötzlich.

„Dich sollte doch wohl nicht wundern,“ antwortete der Andere mit leiser, bedeckter, aber deutlicher Stimme, „daß ich zu Dir komme. Erkennst Du mich nicht?“

„Ich weiß nicht. . .“

„Doch, Du wirst mich erkennen; träume nur nicht. Ich war, eh' Du, warst.“

Ich: „Also Du warst ich?“

Er: „Ja, vor Zeiten; es ist lange her, wohl an siebzehn Jahre. Dennoch wundere ich mich, wie anders Du bist als ich. Nicht blos das kürzere Haar, die gefüllten Wangen: der ganze Mensch, scheint mir, ist ein anderes Ich. Dieser ruhige, genügsame, ausgebrannte Blick, dieser sanfte träumerische Ausdruck; ja, und auch dieses milde, gelassen studirende, überlegene Lächeln, mit dem Du mich betrachtest . . . Es scheint, so recht gefalle ich Dir nicht. Wozu uns Etwas vormachen, wir unter uns; — Du gefällst mir auch nicht. So zufrieden scheinst Du mir mit Deiner Denkerruhe, Deinen Phantasieen, Deinen Dichterkünsten. Wo ist das wilde Feuer hin, das mich beseelte? Wo sind die Leidenschaften, die mich ruhlos machten: die politische Gluth, die die Kaltherzigen ‚Fanatismus‘ nennen, der vaterländische Schmerz und Grimm, der mir Thränen in die Augen trieb, — all diese überschwänglichen Gefühle, die mein Herz verzehrten? Sieh, wie wir uns hier gegenübersitzen: Du, der Lebende, was hast Du aus mir gemacht? Einen ‚stillen Künstler‘, einen ‚ästhetischen Menschen‘, der sich am Leben abgekühlt hat, wie die feurige Lava an der Luft; der sich ‚harmonischer‘ zu machen glaubte, indem er mich von sich ausstieß —“

Ich: „Ueberhebe Dich nur nicht. Wer bist Du? Ich war im Keim früher da als Du. Lang' eh Du erwachtest, rührte sich der ‚Künstler‘ in der Knabenseele. Stammelte doch schon das Kind in kindischen Versen seine Zukunftsträume, seine dunkle Sehnsucht, zu werden, was ich bin, oder was auch ich noch zu werden träume . . . Mir scheint aber, Du sprichst von Dir wie vom ‚wahren Ich‘.“

Er: „Kam ich nicht früh genug? Als das große Jahr, das Achtundvierziger-Jahr den neuen Völkerfrühling aufgehen ließ, kam er nicht auch zu uns in das stille Ländchen und in die ‚Knabenseele‘? Ich weiß noch, wie ich erwachte, so auf einen Schlag. Throne brachen zusammen, Völker standen auf; jede Zeitung brachte eine neue Botschaft; jede Zeitung holte ich, frisch wie sie von der Presse kam, aus der Druckerei, und wenn ich sie nach Hause zu meinem Vater brachte, hatt' ich sie schon auf der Straße, in Wind und Wetter, verschlungen. Und jeder Sieg der Freiheit war mein eigener Sieg, jeder Triumph der ‚Soldateska‘ meine Niederlage . . . Dann kamen die Zeiten — weißt Du das nicht mehr? — wo ich Dir die

‚Leier‘ aus den Händen nahm und darauf meine Freiheitslieder anstimmte; knabenhaft überschwänglich — o gewiß belächelst Du sie jetzt — aber sie verdrängten alle die girrenden Gefühle, sie waren das Höchste, das Feierlichste in der Knabenbrust; ihre Religion!“

Ich: „Ereifere Dich nicht. Ich verspotte sie ja nicht. Aber diese erste politische Begeisterung ist wie erste Liebe: sie weiß noch nicht, was des Begehrens werth ist, sie ist nur selig, daß sie schon begehrt. Wolltest Du etwa stolz sein auf den Knabenstolz, mit dem Du die neugewählten Abgeordneten Deiner Vaterstadt auf den fackelbeleuchteten Balcon heraustreten sahst und Deinen Vater darunter? Oder auf den ‚politischen Bund‘, den ihr Knaben machtet: nicht einfach rothe, sondern blutrothe Republikaner zu sein? — Dann kamen die bleiernen Jahre der Reaction, und Du wurdest stille —“

Er: „Du ‚keimtest‘ wieder auf: Du mit Deiner zweiten, Deiner dritten Liebe ... Ein schöner Ruhm: so ein bewegliches, mädchensüchtiges Herz!“

Ich: „Wenn Du nur gekommen bist, um mir Beleidigungen zu sagen —“

Er: „Nein. Aber ich will vergleichen, was ich war, und was Du... Wo blieb diese Anbetung des ‚ewig Weiblichen‘, als das Jahr 1859 mich wieder aus meinem Halbschlummer weckte? als ich wieder die Hand an das Steuer legte und das Lebensschiff getrost in den Strudel warf? Die Stürme der Politik waren mein Element; mich dem deutschen Volk zu widmen, das sich wieder aufschwang, das sich seiner Ohnmacht, seiner Schande zu schämen, nach Einheit und Freiheit zu begehren anfing, das war mein Ehrgeiz, das schien meine Pflicht. Ich hab' sie auch gethan, diese meine Pflicht. Alle die dichterischen Pläne, die Du geträumt und gehegt hattest, warf ich hinter mich; die Feder sollte dem Vaterlande dienen; — Jahre lang hat sie auch nur ihm gedient. Sollte ich nicht gern jener Zeit gedenken, wo ich mit Jünglingsfeuer — als Journalist aus Patriotismus — flammende Aufsätze gegen die Unterdrücker der deutschen Nation, gegen die Beförderer unserer Schande schrieb; wo jedes Zeichen wachsenden Freiheitssinnes, zunehmenden Ehrgefühls der Deutschen mich glücklich machte; wo die Erbitterung über die Schmach, die auf einem so großen und so ohnmächtigen Volke lag, mir jene ‚fanatischen‘ Thränen aus der Seele preßte, die der ‚ruhige Bürger‘ freilich nicht versteht? Wo wir Gleichgesinnten Pläne schmiedeten, Schleswig-Holstein mit Gewalt zu befreien, Waffen und Freiwillige zu sammeln, in das heimlich aufgewühlte Land plötzlich, überraschend einzudringen und die Dänen hinauszujagen ... O gewiß, abenteuerlich jugendlich war der Plan. Du, der ‚ruhige Denker‘, magst darüber lächeln —“

Ich: „Du irrst. Ich lächle nicht. Ganz im Gegentheil ... Ich glaube, Du sitzest da unbequem auf dem Fensterbrett. Willst Du Dich nicht drinnen im Zimmer auf den Lehnstuhl setzen?“

Er: „Ich danke Dir. Ich sitze hier ganz gut. Auch ist es für mich besser, so in der Luft zu bleiben ... Wovon sprachen wir? — Ja, von

Schleswig-Holstein. — O wie sehnt' ich mich damals, für so eine gute Sache die Muskete zu tragen; — und wie unerträglich dehnte sich die Zeit, bis endlich die Stunde schlug, wo dieses Land wieder deutsch ward — und auf andere Weise, als wir ‚Fanatischen' träumten! — Unterdessen sangst Du mir immer wieder Deine Wünsche in's Ohr, und suchtest mich auf die ‚Friedensinsel' der Dichtkunst zu entführen, wie jene Zauberin Armida den Rinaldo; und dachtest Wunder, was Du dann ‚machen' würdest. Nun, was hast Du gemacht? Als ich Dir endlich die Feder überlassen hatte, um diesen dickleibigen Roman ‚Geister und Menschen' zu schreiben, — ich war es, der das einzige Gute daran that: ich gab meinen Geist hinein, ich gab Dir die großen Freiheits-Interessen, die vaterländische Begeisterung und die wilde Gluth, die dem Elend der Zeit entsprach. Sage nur nicht, ich hätte Dir Dein Concept verrückt; Du, mein Lieber, Du hast den Roman verpfuscht, weil Du unreif warst, weil Dir der rechte Kunstverstand noch fehlte. Ich gab Dir den Blitz und den Donner in die Hand, aber Du wußtest nicht damit umzugehen; — so wie jetzt von irgend Jemand dieses Gewitter verpfuscht wird, das schon seit einer Stunde herumzieht —"

Ich: „Es scheint sich in Dir zu entladen; denn Du schlägst ja um Dich wie ein Zitterfisch; jedes dritte Wort ist eine Beleidigung. Wenn Du Dich ein wenig mäßigen könntest, Bruder —"

Er: „Verzeih; — Du hast Recht. Es ist meine alte Unart, mich etwas rücksichtslos zu ereifern — für die gute Sache."

Ich: „Duldsamkeit ist wohl auch eine gute Sache."

Er: „Hole der Teufel die ewige Duldsamkeit . . . Aber da Du mich daran erinnerst, daß wir Brüder sind, — ich will mich zusammennehmen. Ich will nicht mehr ‚gewittern'."

Ich: „Das ist das erste Lächeln, das ich an Dir sehe! — Schau mich jetzt eine Weile nicht so düster an; laß uns ruhig reden. Wer jenen Roman verpfuscht hat, darüber streit' ich nicht; aber so wahr ich lebe, es war unsere wunderbarste Zeit, als er zu Ende kam; als wir in Frankfurt in der Gallusgasse, wir ‚feindlichen Brüder' friedlich mit einander lebten, — Du für die Politik, ich für die Kunst! Du führtest Morgens die Feder für den Sechsunddreißiger-Ausschuß' der deutschen Nation, schriebst Deine Flugschrift an das Volk ‚Für Schleswig-Holstein', die durch den Ausschuß in's Land ging; ich schrieb Nachmittags an meinen ‚Geistern und Menschen' — und die Nervenkraft, die der Eine nicht verbrauchte, zehrte der Andere auf. So saßen wir da hinten in dem öden Haus, über dem verlassenen Hof —"

Er: „Ich war ganz zufrieden: denn es war ein patriotisches Haus. Für die gute Sache hatte man es uns zur Verfügung gestellt, ehe es niedergerissen ward —"

Ich: „Aber öde war's. Niemand in dem großen Haus, in der endlosen Zimmerreihe, als Du und ich. Fledermäuse unsere einzige Gesellschaft; wenn ich Abends mit heißem Kopf noch saß und schrieb, schwirrten

sie aus den Dachrinnen auf, huschten um die Fenster. Und Du, Bruder, Du mit dem Cassius-Gesicht und dem Brutus-Blick, Du sogst mir das beste Blut aus den Adern weg . . . Wenn Du am Morgen Deine ‚Pflicht‘ gethan und als Schriftsteller des Ausschusses für Schleswig-Holstein Deine ‚autographischen‘ Correspondenzen auf's Papier gefeuert und in die Welt geschickt hattest, kam ich und fand ein erhitztes Hirn, überreizte Nerven, halbverbrauchte Kraft. Mit desto tollerem Eifer warf ich mich dann auf mein Tagewerk; das verwilderte Blut tanzte mir in den Augen: die Gestalten, die ich sah, die ich schaffen wollte, schwankten hin und her, wuchsen in's Uebermenschliche oder Unmenschliche an, und überstürzten sich in ihren Gefühlen, ihren Reden und Thaten. Zuweilen standest Du plötzlich hinter mir, Dein heißer Athem ging mir in den Nacken, ich begann ‚fanatisch‘ zu denken und zu schreiben; — und kam dann die Nacht, lag ich schlaflos da. Rede mir nicht ein, Bruder, daß uns das gesund war, dem Roman und mir . . . Womit endete es? Der Roman ward fertig, aber der Schlaf war hin. In den ruhelosen Nächten, in der öden Stille wurden die ‚Geister‘ in mir mächtiger als die ‚Menschen‘; mein Gehirn ward toll. Als jene Todesnachricht gekommen war, die mich so tief ergriff, erwachte ich einmal aus kurzem Schlaf durch eine Hand, die mein Bett, meinen Arm berührte; eine Stimme sprach an meinem Ohr; und vor den Augen, die ich im Entsetzen aufriß, stand eine Gestalt, ein Kopf, der mich traurig ansah, dann vor meinem starren Blick langsam rückwärts ging und weit hinten verschwand . . . Seitdem schlief ich in diesem verwünschten Haus keine Stunde mehr. Die ganzen Nächte brannte die Lampe neben mir auf dem Tisch; wenn ich nicht las, lag ich ewig denkend da. Ein stilles, unsinniges Grauen kam über mein Denken. Jede Nacht entfloh etwas von dem Lebensgeist, der mich bis dahin so beflügelt hatte; jede Nacht bröckelte ein Stück von dem Fundament meines Daseins, meiner Gesundheit ab. Wer war schuld daran? Du oder ich? — Warum schweigst Du jetzt und siehst vor Dich hin? Vorhin sprachst Du so viel; warum sagst Du nichts mehr?“

Er: „Ich versuchte es ja, Dich und mich wieder aufzufrischen. Als der ‚Ausschuß‘ beschloß, gegen die Willkür der Großmächte Oesterreich und Preußen, die den ‚Augustenburger‘ bei Seite stießen, um Schleswig-Holstein für sich selber zu erobern, — als der Ausschuß eine Kundgebung des ganzen deutschen Volkes dagegen zu setzen beschloß und seine Sendboten ausschickte, für den Ostertag 1864 an allen Orten Versammlungen zu berufen —“

Ich: „Ich weiß —“

Er: „Da übernahm auch ich meine ‚Provinz‘ — und zugleich dacht' ich mir: auf der Reise kommt wohl auch wieder der verlorene Schlaf! — Das schlug freilich fehl . . .“

Ich: „Aber die Versammlungen und die Proteste kamen zu Stande, Alle auf einen Tag; — und die Großmächte, als hätte irgendwo ein

Hund gebellt, gingen ruhig weiter — und was dann so nach und nach zum Heile Deutschlands geschah, ihr habt's nicht gethan!"

Er: „Willst Du darum verachten, daß wir es versuchten? daß wir ein Herz in der Brust und den Willen zur That hatten, — und daß wir den Mächtigeren zeigten: das, das ist zu thun, und wir alle wollen's, und nur mit der Wiederaufrichtung Deutschlands darf es enden?"

Ich: „Nein . . . Aber Du selber sahst: wir können es nicht! Und ein Ekel ergriff Dich an diesem ohnmächtigen Reden und Schreiben, über das die Kraft, die da war, hinwegging; und aus diesem Zirkel ohne Ende sehntest Du Dich hinweg. Da nahm ich Dir das Steuer wieder aus der Hand, das Du fallen ließest, und ich trieb das Schiff. Fort aus Frankfurt, fort aus der Politik; fort nach Italien, in der Kunst, im Ewigen zu leben! — Aber vor Allem wieder schlafen zu lernen . . . Ich sehe es noch wie damals, wie ich in Aschaffenburg auf der Mainbrücke stand; elend, mit wüstem Kopf, mit einem unsäglichen Schnupfen; wohl 30 Mal nieste ich nach einander, während ich über die Brücke ging, in den grauesten, menschenfeindlichsten Apriltag hinein. Schnee, Regen und Hagel wechselten mit einander ab; ein naßkalter Wind sauste mir entgegen. Auf der durchweichten, schlammigen Straße ging ich mühsam fort; — aber ich ging, vom Morgen bis zur Nacht. Immer am Main entlang, gegenüber der fichtenschwarze, schneebedeckte Spessart; das Schnupftuch — oder Schnupfentuch — in der Hand, einen mächtigen Radmantel über die Schultern gehängt. Kam ich an ein Wirthshaus, so trat ich ein, mich ein wenig zu trocknen und rothen Wein zu trinken; dann wieder hinaus, auf die ‚Reise nach dem Schlaf'. Die Lust am Abenteuer fing an, mir das Herz zu wärmen; ich begann zu singen . . . Wie oft denke ich noch an jenen alten Bauer mit dem klugen, faltigen Gesicht, der auf der einsamen Straße mir entgegenkam und mich wie einen Halbtollen ansah, daß ich so im Sturm und Regen zu meinem Vergnügen wanderte und summte. Er blieb noch stehen, als ich schon vorbei war, und mit einem herzlichen, liebenswürdigen Lächeln rief er mir nach: ‚Der April thut halt, was er will!' — ‚Aber der Mensch auch!' rief ich ihm zurück. Und weiter — —"

Er: „Das war ich, der ihm das zurückrief —"

Ich: „Nun, meinetwegen warst Du es. — Aber der am Abend einschlief, das war ich . . . O Gott, was für ein Schlaf! — Es war noch nicht Nacht; im Wirthshaus zu Miltenberg stand ich in meinem Zimmer, die süßeste, göttlichste, unzweifelhafteste Müdigkeit, die sich denken läßt, lag auf meinen Augen. Vor mir stand der Wirth und machte ein freundlich bedenkliches Gesicht: ‚Das ist das schönste Zimmer, das ich habe,' sagte er, ‚aber Sie werden da schwerlich jetzt schon schlafen können: denn in dem Saal nebenan wird gleich das Orchester seine Tanzmusik spielen; sie üben für morgen; morgen ist hier Ball.' Das thut mir nichts, gab ich ihm zurück. Wenn je ein Mensch seiner Sache gewiß war, so war ich es

damals. . . Als nebenan die Trompeten von Miltenberg zu schmettern anfingen, lag ich eben im Bett. Ich kann schwören, ich habe nicht drei Tacte gehört; als am Morgen die Sonne schien, wacht' ich wieder auf!"

Er: „Ja, ja. — Glücklicher Mensch. — — Ich glaube, auch ich schlief damals ein — um nicht zu erwachen."

Ich: „Ich glaube, Bruder, Du irrst. So wie Du da vor mir sitzest, sah auch der Mensch noch aus, der drei Wochen später in Civitavecchia an's Land stieg, um nach Rom zu fahren: auch noch so bleich wie Du, hohlwangig, tiefäugig, mit dem langen Haar — und dem gewaltigen Mantel. Erinnere Dich, wie es uns erging: einen Garibaldiner oder Mazzinisten glaubten sie vor sich zu haben, die päpstlichen Zollbeamten von Civitavecchia, und sie hofften in seinem Koffer politische Contrebande zu finden und durchsuchten ihn zwei Stunden lang. Jedes Buch haben sie durchblättert, in den Albums jede Photographie, jede einzeln, studirt. Endlich fanden sie wirklich eine Photographie des zerschossenen Stiefels Garibaldi's; ein Freund in Rom hatte sie mir nach Deutschland geschickt. Die confiscirten sie mit einem sauren Lächeln des Triumphs —"

Er: „Die kurzsichtigen Narren! Schlechte Psychologen! Nur die Hülle eines politischen Schwärmers hatten sie noch vor sich; der Mann, der darin steckte, war ein unschädlicher Kunstanbeter, der ‚im Ewigen' lebte. Ich war nicht mehr drin; — oder wenn noch ein Rest von mir nach Italien kam, dort in Italien hast Du ihn begraben . . . Ja, mein Reich war kurz! — Ich hätt's nicht gedacht! — Wie oft hab' ich noch gehofft, geglaubt, versucht, in Dir wieder aufzuleben — wie oft blies der Athem meines Geistes, meines Schaffens noch in die alte Asche —"

Ich: „Freund, ich hab's gespürt. Wenn mitten in meinen Dichterrausch oder Denkerfrieden hinein ein wilder, politischer Eifer in mir laut zu werden anfing; wenn ich im Geist auf die Tribüne stieg und gewaltige Reden hielt, oder ganze Flugschriften vor mich hin sprach . . . Ich will Dir's gestehn, Bruder: oft hab' ich gedacht, zum politischen Schriftsteller sei ich eigentlich geschaffen! Sowie Dein Geist über mich kam, schien eine besondere Kraft der Rede, ein elementares Talent in mir zu erwachen; — und vielleicht hätten Du und ich vereint — — Aber lassen wir's. Wozu träumen von dem, was nicht ist. Ein Deutsches Reich war zu machen; das hat Jemand gemacht. Dafür ehr' ich ihn bis an meinen Tod. Was sonst noch zu machen war, ist auf gutem Wege; nur Schwarzseher fürchten sich im heutigen Europa vor tiefgehenden Reactionen. Unsere Zeit braucht keinen Milton, keinen Rousseau, keinen Mirabeau; viele tüchtige, brave, gute Männer braucht sie — und der das Nothwendigste war, der Eine Gewaltige, der ist uns geworden. Also — mich laßt thun, was ich nicht lassen kann: dichten, forschen und denken!"

Er: Ja, so hast Du mir's all die Zeit gemacht mich hinwegvernünftelt, mich hinausgeträumt, um mit Dir allein, um Dein Herr zu bleiben.

Bald warst Du der Künstler, dem die Politik zu prosaisch war, bald der Naturforscher, dessen ‚Cirkel ich nicht stören sollte'; dann der Geschichtsforscher, der die Gegenwart so von Weitem, ‚im Großen' ansah; dann der Philosoph, der sich in die Streitfragen des Universums vertiefte. Rührt' ich mich doch einmal, so stecktest Du mich in irgend eine Deiner Dichtungen hinein, ‚lagertest mich ab', im ‚Gracchus', in den ‚Dämonen' oder wo Dir's einfiel; — und so drücktest Du den elenden, verblaßten Schatten Deines früheren Ich tiefer und tiefer in einen Winkel Deines Hirns, wo er nur noch in dem langsamen, gelegentlichen, schwachen Athemzug auf wachender Erinnerungen athmet. Gut denn, ich war jung, Du bist älter geworden, über Dich herrschen kann ich nun nicht mehr; — aber denkst Du, dieser Winkel ist mir genug? Und ich soll mich darein ergeben, daß Du mich verleugnest?"

Ich: „Verleugn' ich Dich? — Schau nicht so finster drein, bleicher Kamerad. Hab' ich Dich verleugnet? — Als unsere vaterländischen Werde-Jahre kamen, als zwei große Kriege das Deutsche Reich zusammenschmiedeten, das nun, hoff' ich, nie mehr aus den eisernen Klammern fällt, — warst Du da nicht die Seele meiner Seele, sodaß ich nicht mehr denken, nicht mehr dichten konnte? Was bei uns oder draußen für die Freiheit geschah, hab' ich es nicht brüderlich in Deinem Geist begrüßt? Und wenn Du einen Menschen auf der Erde weißt, dem die Freiheit des Denkens, des Fühlens und des Lebens, dem die Herrschaft der Gerechtigkeit, die Entwickelung Aller, die Würde der Menschheit heiliger ist als mir, inniger nothwendig ist, als mir, so zeig' ihn mir, beschämt will ich ihn verehren. Wenn Du je erlebst, daß ich den unfreien Menschen ähnlich werde, die sich vor Ihresgleichen niederwerfen; wenn Du mich je nach Titeln oder Orden, nach ‚Rangerhöhung' oder ‚Beförderung' trachten siehst: so komm wieder zu mir, und wie einen Knaben sollst Du mich führen und beherrschen. Oder wenn große Tage uns die Seele abfordern und die meine zurückbleibt; wenn die Freiheit, die Ehre, das Dasein unseres Volkes auf dem Spiele steht und ich nicht wieder Hand in Hand mit Dir begeistert, leidenschaftlich, ‚fanatisch' mein Herz dahingebe, meine Pflicht erfülle: dann verachte mich und verlasse mich; dann magst Du mich verleugnen!"

Er (nach einer Weile): „Bruder! — Es ist gut. — Sei ruhig; es ist schon gut. — Ich sehe doch —"

Ich: „Was siehst Du?"

Er: „So ganz ein Andrer, als ich, bist Du nicht geworden ... Schau, schau wie es blitzt. Da ist denn endlich das Gewitter, das nicht kommen wollte ..."

Ein starker Blitz fuhr herab; so unerwartet grell und leuchtend, daß er mich blendete. Hoch über den Bäumen rollte dann der Donner.

Als ich die geschlossenen Augen wieder öffnete, war das Fenster leer. „Er" war nicht mehr da. Ein feuchter Wind wehte heran und kühlte mir die heiße Stirn. Gewitterregen begann durch die Nacht zu rauschen.

Künstlerruhm und Vergänglichkeit.

Persönliche Erinnerungen

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Heu quam difficile est gloriae custodia!

In den letzten Wochen sind in den Berliner Zeitungen und Unterhaltungen oft zwei Namen genannt worden, die ich in den heitersten Tagen meiner frühen Jugend täglich mit Bewunderung und Begeisterung ausgesprochen habe: Mario und Tamberlick. Welchen Zauber diese beiden Namen vor einem Vierteljahrhundert — es ist wirklich ein Vierteljahrhundert her! — auf die Pariser Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs und vor Allem auf uns blutjunge Leute ausübten, vermag ich kaum zu schildern; jedenfalls wüßte ich aus den Erfahrungen meines späteren Lebens dieser unbedingten, ungetrübten und andauernden Vergötterung, wie sie den beiden großen italienischen Sangeshelden von den Pariser Kunstfreunden zu Anfang der sechsziger Jahre entgegengebracht wurde, kaum ein zweites Beispiel an die Seite zu stellen.

Mario und Tamberlick wirkten damals gleichzeitig als Tenoristen an der Italienischen Oper, die den eigentlichen Sammelpunkt der vornehmsten, verschwenderischsten und genußsüchtigsten Gesellschaft bildete. Die Preise der Plätze waren dementsprechend ungewöhnlich hohe und für einen mäßig gefüllten Geldbeutel ganz unerschwingliche. Ich hätte mir also auch zu jener Zeit, da ich genöthigt war, jedes Zehnsousstück dreimal herumzudrehen, bevor ich es ausgab, den Luxus, einer Vorstellung der Italienischen Oper beizuwohnen, nur in den seltensten Ausnahmefällen gönnen dürfen; aber der

Zufall kam mir zu Hülfe. In dem Salon eines gemeinsamen Freundes lernte ich den damaligen Leiter der Italienischen Oper, den seiner Zeit weitberühmten Impresario Calzado, kennen. Wir trafen da ziemlich oft zusammen. Mein jugendlicher Musikenthusiasmus mochte ihn wohl gerührt haben; jedenfalls bewilligte er mir eines Tages aus freien Stücken den unentgeltlichen Einlaß zu seinem Theater. Ich machte von dieser Vergünstigung den umfassendsten Gebrauch und versäumte Jahre lang kaum eine Vorstellung. An jedem Spielabende stellte ich mich an der Kasse ein, und es wurde mir da eine Einlaßkarte entweder zu den allertheuersten Plätzen, die gerade wegen der fabelhaften Preise bisweilen Lücken aufwiesen, oder zum höchsten Olymp, oder, wenn das Haus ganz ausverkauft war, zur Loge des Directors selbst angewiesen. Diese Abende in der Italienischen Oper bildeten in Gemeinsamkeit mit denen im Théâtre français, das ich ebenfalls wöchentlich wenigstens ein- oder zweimal besuchte, die glänzenden Lichtpunkte in meinen Pariser Jugendjahren.

Die beiden Bühnen standen damals auf einer nie wieder erreichten Höhe der künstlerischen Leistungen. Am Théâtre français bildeten Samson, Provost, Got, Regnier, Bressant, der damals noch jugendliche Delaunay im Verein mit den Geschwistern Augustine und Madeleine Brohan, der Arnould-Plessy, der Delphine Fix u. s. w. ein Zusammenspiel, wie es glänzender kaum gedacht werden konnte; und an der Italienischen Oper hatte Calzado die auserlesensten Sänger Italiens vereinigt: außer den beiden schon Genannten Mario und Tamberlick, die Geschwister Graziani, Ronconi, Zucchini, die Penco, die Alboni, die schon etwas ermattete und deswegen nur noch selten beschäftigte Frezzolini, die jugendliche Marie Battu und andere Künstler von erster Bedeutung.

Während der ersten Jahre war unter den Tenoristen, die in Paris sangen, Mario ganz unbedingt der Alleinherrscher in der Begeisterung des Publikums; erst später, als Tamberlick an seine Seite rückte, hatte er mit diesem von ihm grundverschiedenen Künstler sich in die Lorbeeren zu theilen. Mario war auch zu jener Zeit kein Jüngling mehr; er hatte das fünfzigste Lebensjahr schon überschritten. An Tonfülle hatte seine Stimme gewiß mit den Jahren erheblich eingebüßt, aber der wundersame Schmelz der Jugend war ihr geblieben. Er war ein Meister seiner Kunst und im getragenen wie im colorirten Gesange gleichermaßen hervorragend. Was seinen Vortrag vor Allem auszeichnete, war der vollendete Geschmack. Dabei war er ein wahrhaft hervorragender Darsteller, eine natürliche vornehme Eleganz war ihm in ungewöhnlichem Grade zu eigen. Die Vorzüge seiner äußeren Erscheinung endlich, sein romanhaftes Vorleben und seine Abstammung vervollständigten die zu einem ungewöhnlichen Erfolge erforderlichen Bedingungen. Mario war nämlich ein auffallend schöner Mann, von schlanker Gestalt und mit edelgeschnittenen Gesichtszügen. Er hatte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Rafael — nicht mit jenem blonden, schwärmerischen Jünglingskopfe,

der sich unserer Phantasie unwillkürlich vergegenwärtigt, wenn wir für den idealen Schöpfer der Sixtinischen Madonna, nach einer Verkörperlichung suchen, sondern mit dem männlichen, energisch-kräftigen Rafael, dem sonnengebräunten Manne mit dunklen, lebhaften Augen, mit vollem, glänzend schwarzem Haar und dunklem, schöngewachsenem Vollbart, wie er uns auf dem berühmten Bildnisse „Rafael und sein Fechtmeister“ in der Sammlung des Louvre entgegentritt. So ungefähr sah Mario aus, — ein ächter Italiener, ein Bild edler Männlichkeit.

Schon seit Jahrzehnten war er der Liebling der Pariser Musikfreunde; seine Anfänge ragten hinein in die herrlichste Blüthezeit des italienischen Gesangs; ihm war es noch gegönnt, sich der unvergleichlichen Künstlervereinigung der Rubini, Tamburini, Lablache, der Malibran, Pasta, Pauline Garcia, Persiani, Grisi und Henriette Sontag anzuschließen. Mario trat in der Italienischen Oper Rubinis Erbschaft an und tröstete die trauernden Freunde der Oper für den Verlust jenes Sängers, den man für unersetzlich gehalten hat. Damals war Mario noch im Vollbesitze seiner herrlichen Stimmmittel, die selbst in ihrer Verminderung noch ihren bestrickenden Liebreiz, ihren bannenden Zauber bewahrt hatten. Er zählte bei seinem ersten öffentlichen Auftreten etwa dreißig Jahre, aber er hatte schon ein vielbewegtes Leben hinter sich.

Der junge Marquis Guiseppe di Candia war einer der lebenslustigsten, schönsten und von Frauenhuld verwöhntesten Offiziere der piemontesischen Armee. Er stand bei den Jägern in Genua, führte das flotteste Leben, gab viel mehr Geld aus als er hatte, war wie ein zweiter Fiesco der Halbgott der Genuesen, und die Blinden von Genua kannten seinen Tritt. Er war beständig in allerlei Liebeshändeln verwickelt, und eines dieser galanten Abenteuer wurde für ihn verhängnißvoll. Er knüpfte mit der Frau eines vorgesetzten Kameraden ein zärtliches Verhältniß an, der betrogene Gemahl überraschte die Schuldigen, Herausforderung und Zweikampf waren die Folge, und der schon in der Ehre Schwerverwundete erhielt auch im Zweikampf noch einen Stich in die Brust. Der junge Marquis di Candia wurde in die Strafgarnison nach Cagliari auf Sardinien versetzt. Er langweilte sich da, nahm seinen Abschied und ging nach Paris. Die Thatsachen, welche seine freiwillige Verbannung aus dem Vaterlande verursacht hatten, schadeten dem vornehmen, wohlerzogenen und auffallend schönen jungen Manne in der Pariser Welt natürlich ganz und gar nicht, im Gegentheil; der junge Marquis wurde sehr bald der Liebling in den aristokratischen Salons der französischen Hauptstadt, und da entdeckte man neben all den Eigenschaften, die ihn der Beachtung der verwöhnten Gesellschaft schon ohnehin empfahlen, noch eine ganz ungewöhnliche Gabe: seine bezaubernde Tenorstimme, die sich schon in der Schule der Natur zu einem wahren Wunder entwickelt hatte. Der junge italienische Marquis riß seine Zuhörer und besonders seine Zuhörerinnen zu wahrer Begeisterung hin, und sein Ruhm verbreitete sich schnell

in allen Salons der vornehmen Welt. Da hörte ihn auch der damalige Director der französischen Großen Oper, Duponchel, und dieser war von der Zukunft des Sängers so vollkommen überzeugt, daß er, nachdem er eine einzige Nummer von ihm hatte singen hören, ihn bei Seite nahm und ihm ein Engagement für die Große Oper mit einem Jahrgehalte von 18000 Francs vorschlug; außerdem sollte er auf Kosten der Großen Oper in der Gesangskunst ausgebildet werden. Der junge Marquis hatte nur Schulden und von väterlicher Seite später nur auf ein geringes Vermögen zu rechnen. Er entschloß sich kurz und gut und nahm das Anerbieten an.

Seine Familie war mit diesem Entschlusse sehr unzufrieden, namentlich sein Vater, der General der piemontesischen Armee war. Der König von Sardinien selbst widersetzte sich — wie im Allgemeinen Theater-Lexikon von 1839 verzeichnet steht — dem Vorhaben seines früheren Offiziers; aber vergeblich. Dieser legte den Degen bei Seite und ging auf die Bühne. Nach derselben Quelle wäre noch eine andere Schwierigkeit zu überwinden gewesen: die wahrhaft krankhafte Scheu des jungen Mannes vor dem Publikum. Man habe ihn — so wird berichtet — förmlich für's Theater züchten und ihn nach und nach durch Zulassung von immer mehr Zuhörern zu den Proben an ein volles Haus gewöhnen müssen.

Seinen altadligen Namen hatte er nun mit dem Namen Mario vertauscht, und nachdem er zwei Jahre am Conservatorium studirt, trat er am 2. December 1838 zum ersten Mal in „Robert der Teufel" auf, mit großem Erfolge. Der feinsinnigste Kritiker jener Zeit, Theophile Gautier, schrieb über dieses erste Auftreten Folgendes:

„Der junge Marquis di Candia hat sich den Theaternamen Mario beigelegt, einen romanhaften Namen, der an die zierlichen Lustspiele des vorigen Jahrhunderts und an die italienische Komödie anklingt und der für den Träger ganz geeignet erscheint: einen schönen, jungen Mann mit schwarzen Augen, mit wohlgezeichnetem Profil, von elegantem Wuchse — mit einem Worte, einen ersten Liebhaber, wie ihn sich junge Mädchen erträumen. Sein Erfolg ist ein unbestrittener und einstimmiger gewesen. Unser Sänger mußte in der That seltene Eigenschaften besitzen, um nach all dem phantastischen Gerede, das seit einem halben Jahre unsere Blätter durchlief, nicht Fiasco zu machen. Die öffentliche Neugier war dermaßen angespannt, daß es sehr schwer war, derselben zu genügen. Aber der Sänger Mario ist dem Marchese di Candia gerecht geworden. Herr Mario hat eine frische, reine, sammtweiche Stimme von wunderbarer Jugend und edlem Klange, wie eine Nachtigall im Hain. Besonders Hervorragendes leistet er, wenn er zärtliche Gefühle ausspricht: Liebe und Schwermuth, Sehnsucht nach dem fernen Vaterlande, und alle süßen Geheimnisse der Seele. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß ihm die Kraft und Energie abgehe, im Gegentheil! Der eigentliche Charakter seines Talentes ist jedoch vorwiegend elegisch. Er hat in seinem Wesen etwas romantisch Schäferhaftes; so könnte

man sich einen griechischen Hirten vorstellen, der zu Füßen des Lorbeerbaumes in rhythmischen Strophen die flüchtige Galathea besingt. Er hat die richtige Tenorstimme, von schöner, wohlausgeglichener Höhe, die bis zum hohen C reicht. Meyerbeer hat zu seiner Einführung einen besonderen Auftritt hinzugeschrieben — eine kurze musikalische Ansprache, die der junge Sänger mit großem Reize vorgetragen und ihm von vornherein die Sympathien der Hörer gesichert hat. Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß er vorzüglich ausspricht; man versteht die Worte, als ob er die Verse einer Tragödie vortrage. Während der ganzen Oper hat ihn der donnerartige Beifall des Publikums begleitet. Danken wir dem Director, daß er uns diesen neuen Tenor entdeckt hat! Er hat sich um das Publikum verdient gemacht, indem er in dem jungen eleganten Weltmanne, der die Salons bezauberte, den großen Künstler richtig erkannt hat. Die Beharrlichkeit, die er darauf verwandt, diesen jungen Mann aus altadligem Blute dazu zu bestimmen, aus der Gesellschaft auf die Bühne zu gehen, die Opfer aller Art, die er gebracht, verdienen die vollste Anerkennung. Der Director Duponchel hat unserem Publikum zwei Juwelen von unschätzbarem Werthe, zwei musikalische Perlen gegeben: Duprez und Candia — eine herrliche Gegenwart, eine großartige Zukunft."

Ebenso warm sind alle anderen Kritiken Gautiers über Marios Anfänge. So schreibt er — um nur noch einige Zeilen anzuführen — über Marios erstes Auftreten als Arnold in „Wilhelm Tell", 23. Januar 1840:

„Mario hat sich selbst übertroffen. Er war pathetisch, leidenschaftlich, voll Enthusiasmus und Schmerz, und gleichzeitig bewährte er jene Frische, jene jugendliche Reinheit, jene poetische Naivetät, die die besondere Eigenthümlichkeit seines Talentes bilden. Diese junge, gefügige, reizvolle Stimme, die ohne Anstrengung, ohne Schreien, die heiße Leidenschaft auszudrücken weiß, hat einen Schauer von Entzücken hervorgerufen, und Componist und Sänger sind gleichermaßen in überschwänglichster Weise gefeiert worden."

Trotz dieser großen Erfolge blieb Mario nur kurze Zeit Mitglied der ersten französischen Bühne. Schon im nächsten Jahre wurde er der Französischen Oper von der Italienischen entführt, und seit jener Zeit ist er bis Mitte der sechsziger Jahre ununterbrochen der gefeiertste Tenorist dieser Oper gewesen und geblieben und hat sich die Verehrung und Begeisterung seiner schwärmerischen Anhänger in Paris, London und Petersburg bis zum Ende seiner an Ruhm und Gewinn überreichen künstlerischen Laufbahn fast unversehrt erhalten.

„Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne . . .
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone!"

Während seiner langen künstlerischen Wirksamkeit ist sein Jahreseinkommen wohl kaum jemals unter 150 bis 200000 Francs gesunken. Für

die Pariser Saisonmonate bezog er 90000 Francs und in Petersburg und London wurde er noch höher bezahlt.

Ein Verhältniß der allervertrauesten Intimität, das aus besonderen Gründen Jahre lang kein eheliches sein konnte, aber als ein solches von der gesammten Pariser Gesellschaft anerkannt und respectirt wurde, verband diesen Sänger mit einer der größten italienischen Sängerinnen aller Zeiten, mit: Julia Grisi. Beide waren in demselben Jahre geboren, beide hatten ihre ersten künstlerischen Erfolge in der sogenannten Heroenzeit des italienischen Gesanges neben Rubini, der Malibran und Pasta errungen. Die glänzenden Sterne um sie waren längst erloschen, sie allein strahlten noch in hellerem Glanze. Diese Gemeinsamkeit ihres Künstlerlooses mag nicht unwesentlich zu jenem vertrauten Bunde beigetragen haben, den später auch die Kirche segnen sollte.

Julia Grisi, die Schwester der ebenfalls hochberühmten, in jungen Jahren verstorbenen Giuditta Grisi, ein Geschwisterkind der ebenfalls berühmten Tänzerin Carlotta Grisi, trat schon als sechszehnjähriges Mädchen zum ersten Mal auf und erregte durch die Pracht ihrer Stimme, durch ihr wunderbare Schulung und durch die wahrhaft klassische Schönheit, die ihr bis zu ihrem Matronenalter treu geblieben ist, einen wahren Sturm des Beifalls, der zunächst ihr italienisches Vaterland ergriff und sich dann auch auf Frankreich, Rußland und England fortpflanzte. In Bologna, Florenz, Pisa, Mailand feierte sie jubelnde Triumphe. Daß die bildschöne Sängerin nicht blos künstlerischen Enthusiasmus entflammte, kann man sich ohne Mühe vorstellen. Der Eifersucht eines rasenden Verliebten mußte sie sich durch die Flucht entziehen, und längere Zeit lebte sie im Versteck bei ihrer Schwester, die auf Corsica ein altes Schloß besaß. Im Jahre 1832 trat sie zum ersten Male in Paris auf, mit vollstem Erfolge. Das ernsthafteste Blatt Frankreichs, das „Journal des Débats“, sprach sich über dieses Auftreten der Grisi mit folgenden Worten aus:

„Ein wunderbar klangvoller Mezzosopran, immer sicher und fest, den man immer mit dem gleichen Vergnügen hört, und ohne irgend eine Anwandlung von Unbehagen, — Vornehmheit in der Haltung, Anmuth und Wahrheit in den Bewegungen, ein schöner Kopf in edler Bewegung auf einem Halse, den Bildhauer oder Maler einen Schwanenhals nennen würden, — das sind die Vorzüge, die Fräulein Julia Grisi vereinigt, und die ihr zu einem glänzenden Erfolge verholfen haben.“

Zwanzig Jahre lang blieb die Grisi die gefeiertste Sängerin der Hauptstädte von Frankreich, England und Rußland. Für sie hat Bellini die „Norma“ geschrieben. Sie hat diese tragische Rolle zum ersten Mal in der Scala zu Mailand gesungen; und die Alten, die noch im Ausgang der vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre von der Grisi diese Rolle gehört haben, versichern, daß niemals die Arie der „Casta diva“ und das große Terzett wieder so gesungen werden könnten, wie sie die Grisi gesungen

hat. Ich habe Thränen in die Augen der alten Pariser Musikenthusiasten treten sehen, wenn sie von der Grisi als Norma sprachen.

„Niemand“ — schrieb ein berühmter Kritiker, — „kann sich vermessen, nach der Julia Grisi noch die Norma singen zu wollen. Die Norma und die Grisi — sie sind eins, sie sind das verwirklichte Ideal! Wir machen kein Geheimniß daraus: wenn wir eine Sängerin hören, so müssen wir zunächst auch an ihre Schönheit denken. Wenn die verlockendsten Töne aus einem häßlich geformten Munde quillen, so verlieren sie von ihrer hinreißenden Gewalt. Unsere künstlerische Freude wird dann immer durch ein wehmüthiges Bedauern getrübt. Es ist eine Ironie der Natur, das Talent in die Häßlichkeit einzuschließen. Freilich ist es besser, den herrlichen Trank aus unschönem Gefäße, als abscheulichen Krätzer aus böhmischem Crystall zu trinken; aber Syracuser aus einem goldenen Becher des Benvenuto, das ist die wahre Harmonie! Die Grisi hat das seltene Glück, zugleich eine wunderschöne Frau, eine große Sängerin und eine bewunderungswürdige Tragödin zu sein. Ein Kopf von Phidias, den sie stolz und edel auf Schultern von Marmor trägt! Hat sie den klassischen Boden des Parthenon durchwühlt, um da dieses edle Antlitz, so streng in den Linien, so schön in der wildesten Leidenschaft, aufzufinden, dessen klassischer Zauber nichts zu zerstören vermag? Und dieser Gesang! Wenn Ihr den wahren italienischen Gesang liebt, einfach und frei, der alle Schwierigkeiten spielend überwindet, unfehlbar in seiner Sicherheit und Richtigkeit — den Gesang einer menschlichen Kehle und nicht das Getriller der Flöte, — wenn Ihr hören wollt, wie sich Liebe, Zorn, Entrüstung und Schmerz mit den Melodien der großen Musiker verschwistern und wie das, was bisher nur eine Oper war, auf einmal eine Dichtung, eine Tragödie wird, dann geht in die Italienische Oper und seht und hört die Grisi als Norma oder Semiramis!“

Und noch im Jahre 1855 schreibt ein Kritiker über sie:

„Die Grisi mit ihrem gebieterischen und herrlichen Kopf, ihrer Stirn einer Königin und ihrer bewunderungswerthen Büste, die aus dem schönsten Marmor von Paros gemeißelt zu sein scheint, hat in den großen Rollen der tragischen Oper keine Nebenbuhlerin hienieden zu fürchten.“

Im Jahre 1854 trat sie mit Mario eine Reise durch Amerika an, und mit Lorbeeren und Schätzen beladen kehrten sie von der Neuen Welt heim. 1857 trat sie in Paris zum letzten Male auf. Sie wurde mit aller Achtung, die man einer großen Vergangenheit schuldet, aufgenommen, es wurden ihr Kränze ohne Zahl geworfen; aber sie vermochte doch nicht mehr zu erwärmen, ihre Stimme war gebrochen. Die Engländer und Russen zeigten sich in ihrer Verehrung dauerhafter: bis zum Jahre 1864 sang sie im Conventgarden-Theater in London und war noch immer die gefeierte große Künstlerin.

Im Jahre 1838 hatte sich Julia Grisi mit einem vornehmen jungen

Franzosen, Gérard de Melcy, vermählt. Die übereilte Ehe war eine unglückliche und wurde nach heftigen Auftritten, die zu einem Zweikampfe zwischen Melcy und dem Lord Castleragh führten, thatsächlich gelöst; welche Schwierigkeiten vorhanden waren, diese Ehe auch rechtsgültig zu scheiden, ist mir nicht mehr gegenwärtig, aber jedenfalls war es der Grisi und Mario, die sich später zusammenfanden, lange Jahre hindurch unmöglich, sich zu vermählen. Die gesetzliche Bekräftigung und kirchliche Einsegnung dieses Bundes konnte erst viel später, ich glaube: Ausgang der fünfziger oder Anfang der sechsziger Jahre erfolgen.

Im November 1869 wollte sich die Grisi von Paris nach Petersburg begeben, um sich mit ihrem dort an der Italienischen Oper engagirten Gatten zu vereinigen. Sie mußte, da sie sich unwohl fühlte, die Reise unterbrechen und in Berlin liegen bleiben. Hier ist sie am 28. November 1869 gestorben. Ihre Leiche ist nach Paris übergeführt worden.

Der Tod der großen vielbewunderten Künstlerin ist in unserer Stadt völlig unbemerkt vorübergegangen. Vergeblich habe ich die Zeitungen aus jener Zeit durchstöbert — des Todes der Grisi geschieht weder in den politischen noch in den Fachblättern auch nur mit einer Silbe Erwähnung; vergeblich habe ich mich an verschiedene Behörden, an die Besitzer der mir bezeichneten Gasthöfe, an die leitenden Persönlichkeiten der Kgl. Charité und des katholischen Krankenhauses gewandt — es ist mir bis zu dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, trotz aller ernsthaften Bemühungen nicht gelungen, über die näheren Umstände, unter denen die Grisi hier gestorben ist, etwas zu erfahren. Die große Sängerin ist klanglos in den Orkus gesunken.*)

Und Mario? Bald nach dem Tode der Grisi mußte auch er von dem glänzenden Schauplatze seines Ruhmes abtreten. Er hatte sich Millionen ersungen. Er hatte in Gemeinschaft mit seiner Frau ein jährliches Einkommen, das an sich ein beträchtliches Capital gebildet haben würde, und von dessen Zinsen ein anständiger Lebensunterhalt möglich gewesen wäre; und das Künstlerpaar Mario und Grisi hat diese ungeheuren Einkünfte während mehr als dreißig Jahren bezogen. Aber Mario, der schon in seiner Jugend ein schlechter Rechner gewesen war und das Geld aus dem Fenster geworfen hatte, sollte sein Lebtag keine vernünftige Wirthschaft erlernen; er gab das Geld noch leichter aus, als er es verdiente, und als die Verdienste aufhörten, sah er, wie sein Capital in bedrohlicher Weise zusammenschmolz. Da dachte er daran, daß er seinen und der Grisi Kindern doch etwas hinterlassen müsse, und von dem schon sehr verringerten Vermögen zweigte er 300 000 Francs ab und setzte für jedes seiner Kinder, die er im Jahre 1874 adoptirt und denen er seinen Namen gegeben hatte, 100 000 Francs aus.

*) Im letzten Augenblicke — zu spät, um das Ergebniß meiner Untersuchungen für diesen Aufsatz zu verwerthen — habe ich die verlorne Spur wieder aufgefunden. Darüber im nächsten Hefte. P. L.

Eines dieser Kinder, die der Pariser Volkswitz mit einem hübschen Wortspiele als „Grisetten“ und „Marionetten“ bezeichnete, hat die verhängnißvolle Verschwendungssucht des genialen Vaters geerbt: seine Tochter Rita, die nunmehr seinen Namen: Gräfin di Candia führt, und diese ist uns in den letzten Tagen in Berlin gegenübergetreten. Wo? Im Gerichtssaale — auf der Anklagebank, einer großen Anzahl von Hotelschwindeleien beschuldigt und überführt, und verurtheilt zu achtzehn Monaten Gefängniß!

Rita, die Tochter des Mario und der Grisi, aufgewachsen in den glänzendsten Verhältnissen des fürstlichen Luxus, als verhätscheltes Kind der abgöttisch verehrten künstlerischen Größen!

Bei diesem überaus traurigen Processe haben wir auch das Ende des großen Sängers erfahren. Am 23. December 1883 ist er als elender Greis in Rom in voller Dürftigkeit gestorben. Die Verehrung einiger alten Freunde, die ihm ein bescheidenes Jahrgehalt ausgesetzt hatten, hat diesen Mann vor dem Hunger im Alter bewahrt. Mario im Elend, auf die Mildthätigkeit der Freunde angewiesen! Und seine Tochter Rita, die auf den guten Namen, den sie führt, die erbärmlichsten kleinen Prellereien verübt, von Wäscherinnen, von Dienstmännern baares Geld entleiht, überall schuldig bleibt! — Es hat etwas unsagbar Trauriges! Und ganz besonders für den, der Mario noch im vollen Glanze seiner Triumphe und im üppigsten Ueberflusse gesehen hat. Und diese Gräfin Rita hat eine so merkwürdige, wehmüthige Aehnlichkeit mit ihrem Vater! Es sind dieselben großen braunen Augen, es ist dasselbe edle Profil. Ihre ursprünglich tiefschwarzen Haare sind freilich schon ergraut, trotz ihrer 32 Jahre. Ihre zierliche kleine Gestalt erinnert weder an die ihres Vaters noch an die ihrer Mutter. In ihrem ganzen Auftreten hat sie etwas Unwissendes, Thörichtes, Unbeholfenes. Es ist gewiß keine abgefeimte Betrügerin, sie ist eben nur leichtsinnig in Geldsachen, verschwenderisch, an große Ausgaben gewöhnt, unerfahren in allen praktischen Dingen des Lebens, unfähig, das geringste für ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Und so lebt sie denn in den Tag hinein. Noch bei Lebzeiten ihres Vaters weiß sie ihn zu bewegen, ihr von dem sichergestellten Capital, das erst nach seinem Tode ihr ausgehändigt werden sollte, eine Summe nach der andern zu überlassen, so daß das Geld im Jahre 1880 vollkommen aufgebraucht ist. Sie lebt weiter, wie sie gelebt hatte, unstät, auf Reisen. Ihr Onkel, der Bruder der Julia, der Bankier Alessandro Grisi, schickt ihr noch von Zeit zu Zeit erhebliche Summen, einmal 4000 Mark, und mit diesen gelegentlichen Zuwendungen befriedigt sie die dringlichsten ihrer Gläubiger und schafft sich wiederum Credit. Sie kann nicht glauben, daß ihr von dem Vermögen, das ihre Eltern erworben haben, und das nach einer mäßigen Berechnung sechs bis acht Millionen mindestens betragen haben muß, gar nichts mehr vorhanden sein solle, sie glaubt noch immer, daß nach dem Tode ihres Vaters erhebliche Summen auf sie fallen würden. Aber der Vater stirbt und hinterläßt nicht einen Deut.

Rita hat Schulden, sie will die Wahrheit nicht glauben, sie tröstet sich noch immer damit, daß sie die Schulden bezahlen und dereinst noch herrlich und in Freuden werde leben können; aber es kommt nichts mehr! Und nun greift sie auch zu unerlaubten Mitteln, um sich Credit zu verschaffen, und das Ende vom Liede ist: ihre Verurtheilung zu achtzehn Monaten Gefängniß wegen zahlreicher falscher Vorspiegelungen in gewinnnütziger Absicht.

Auf alle Theilnehmer an der öffentlichen Gerichtsverhandlung, auch auf den Vorsitzenden, den tact- und geistvollen Landgerichtsdirector Lüty, machte es einen tiefen und schmerzlichen Eindruck, diese Gräfin Rita, die Tochter zweier der größten Künstler des vorigen Geschlechts, die feingebildete Dame aus edlem Blute, die der englischen, französischen, deutschen und italienischen Sprache in gleichem Maße mächtig ist, auf der Anklagebank zu erblicken, und noch dazu unter der Beschuldigung, eine Reihe von kleinen Erbärmlichkeiten und Häßlichkeiten verübt zu haben, bei denen weder eine großartige Verirrung, noch die Leidenschaft irgendwie mitgewirkt haben. So jämmerlich hätte das einst so glänzende Doppelgestirn Mario-Grisi hier nicht ausstrahlen sollen — so nicht!

Völlig unversehrt in seiner Ehre, aber nicht minder traurig, vielleicht noch trauriger, ist der andere große Stern des italienischen Gesangshimmels durch eine merkwürdige Fügung des Zufalls ganz gleichzeitig hier niedergegangen: Tamberlick.

Als ich vor einigen Wochen diesen Namen wieder in der Zeitung las, war mir ganz seltsam zu Muthe. Vor zwanzig Jahren hatte ich Tamberlick zum letzten Mal auf der Bühne gehört mit Mario zusammen, im ‚Stabat mater‘ von Rossini und im „Don Juan“. In diesen beiden musikalischen Werken war dem Pariser Publikum der besondere Genuß vergönnt, seine beiden Lieblinge nebeneinander zu sehen und zusammen zu hören; denn man hatte die musikalische Grausamkeit begangen, Mario zu Liebe, der namentlich in den Rollen vornehmer, übermüthiger, verliebter Cavaliere Meisterhaftes leistete — seine bedeutendsten Rollen waren daher auch der Almaviva im „Barbier“ und der Herzog in „Rigoletto“ — die Partie des Don Juan für Tenor zu transponiren. Das musikalische Experiment mißlang übrigens, beiläufig bemerkt, und wurde unter dem lebhaftesten Proteste der Pariser Musikkritiker nach kurzer Zeit abgethan.

Seit zwanzig Jahren hatte ich von Tamberlick nicht viel mehr gehört. Wohl war vor einiger Zeit einmal das Gerücht zu mir gedrungen, daß der gefeierte Sänger auf einer der alten Stätten seiner rauschenden Triumphe noch einmal aufgetreten sei, in Petersburg, und daß ihm da, wohl hauptsächlich aus Dankbarkeit für früher empfangene Genüsse, noch stürmische Ovationen dargebracht worden seien. Aber in Deutschland hatte man ja von Tamberlick überhaupt nicht viel Notiz genommen, er hatte nie bei uns gesungen. Für mich aber war er mit Mario eine der glänzendsten Lichtgestalten aus meinen sonnigen Jugendtagen. Und nun sollte er wieder in

meinen Gesichtskreis treten, der leuchtende Held mit der schmetternden Stimme! Freilich stand in den Blättern: „Ein alter Sänger, der vor langen Jahren eine Zierde der Italienischen Oper in Paris gewesen ist.“ Ach ja, vor langen Jahren! Als ich ihn zum ersten Male hörte, zählte ich 22 Jahre, aber ich werde den Eindruck nie vergessen!

Man fragte mich hier, wie er aussehe. Ich schilderte ihn so: Eine Hünengestalt, breitschultrig, mit kurzem, breitem, rundem, mächtigem Halse und einem Stiernacken, einem energischen trotzigen Kopfe, der so ganz und gar nicht an einen Tenor erinnert; die Haare kurz geschoren, schon ziemlich spärlich, der Bart lang, das Auge groß, feurig und ausdrucksvoll, — ein Bild der männlichen Vollkraft! So stand er in der Erinnerung vor meinem geistigen Auge, gebieterisch und stolz, neben all den herrlichen Künstlern, die damals unter Calzados Leitung an der Italienischen Oper vereinigt waren, — eine Sonne unter all den glänzenden Sternen, die inzwischen erblichen sind. Und damals überstrahlte er sie Alle.

Man hatte viel, sehr viel in den französischen Blättern über ihn gesprochen. Mit großen Erwartungen sah man seinem Auftreten entgegen. Es war dem Director erst nach unsagbaren Mühen gelungen, den Tenoristen zu bewegen, in Paris aufzutreten. Calzado hatte ihn endlich durch einen Contract mit einem monatlichen Gehalte von 30000 Francs nach Paris gelockt. Trotz der enormen Preise war das Haus seit langen Tagen ausverkauft. Ganz oben auf der obersten Gallerie fand ich ein Eckplätzchen. Es war eine eine furchtbare Hitze, ein gräßlicher Aufenthalt, aber was machten wir uns damals daraus? Wir waren jung und merkten es nicht.

Als Tamberlick als Othello auftrat, richteten sich alle Gläser auf ihn, man hielt den Athem an. Er sang. Die Mitteltöne klangen etwas gepreßt und gebrochen, die Höhe aber war auffallend schön und stark; im Großen und Ganzen bereitete die erste Arie jedoch eine gewisse Enttäuschung, und im Zwischenacte hörte man mehr abfällige Bemerkungen als zustimmende.

Da kam im zweiten Acte das Duett mit Jago; und nun wuchs der Künstler mit jedem Tacte. Gewaltig im Spiel, hinreißend im leidenschaftlichen Vortrage! Und zum Schlusse etwas Unglaubliches, nie Gehörtes! Ein Schrei des tiefsten Schmerzes von so überwältigender Schönheit, wie er wohl niemals aus einer menschlichen Kehle gedrungen ist: das berühmte phänomenale hohe Brust-Cis. Ein Schauer, ein Schreck, ein Entzücken sondergleichen ergriffen den ganzen Saal; man sah sich erstaunt an. Woher dieser Ton? Was war das? Die Leute waren wie vor den Kopf geschlagen und warfen sich wie getroffen zurück; sie öffneten den Mund, sie trauten ihren Ohren nicht. Dieser Ton, der, mit einer Fülle, mit schmetternder Gewalt und geradezu sinnverwirrender Schönheit von diesem Sänger hervorgestoßen, die lauschende Masse tief in's Herz traf, der den Raum mit seiner Wucht ganz erfüllte, die Gläser auf den Kronleuchtern zittern und die

Herzen beben machte, — er klang noch fort, er dröhnte noch im Ohr, als er längst verhallt war. Und nun brach ein Jubel los, wie ich ihn nie vorher und nie wieder in irgend einem Theater der Welt erlebt habe. Es war ein Schreien, ein Jauchzen, ein Brüllen, Klatschen und Trampeln. Die Leute waren aus Rand und Band und wußten nicht, wie sie ihrer Begeisterung Ausdruck geben sollten. Es war wie ein Wahnsinnsausbruch, und wenn man um sich sah, konnte man sich im Tollhause wähnen. Es gab keinen Nüchternen, keinen Kritiker, Alle waren berauscht und entrückt. Er mußte es nochmals singen und nochmals, und jedes Mal, wenn es dem Schlusse nahte, wenn das hohe Cis erwartet wurde, ging eine unbeschreiblichr Bewegung durch den ganzen Saal, und sobald dieser Ton erklang, sprangen die Leute wie gepeitscht von ihren Sitzen auf und schwenkten die Tücher, schrieen und waren außer sich.

Und diese Begeisterung hielt Stand. Tamberlick war und blieb der gefeiertste Mann der großen Weltstadt; die großen Damen des Kaiserreichs lagen ihm zu Füßen, und die höchsten Würdenträger waren beglückt, wenn sie ihm die Hand drücken durften. Daß man so für einen Sänger schwärmen, ihn durchaus kritiklos bewundern könne, das ist mir nur bei Tamberlick klar geworden. Ich versäumte keinen Abend, an dem ich ihn hören konnte. Er war der Erste, der in der bekannten Stretta „Di quella pira" das hohe C zum Schluß einlegte, das seitdem kein respectabler Tenorist mehr vermeiden darf. Er feierte Triumphe als „Poliuto", als Arnold im „Tell", und der Schmerzensschrei über den geblendeten Vater im Terzett ist vielleicht niemals ergreifender gesungen worden als von ihm. Eine seiner merkwürdigsten und bedeutendsten Leistungen war aber der Ottavio im „Don Juan", der durch ihn einen ganz anderen Charakter, eine ungeahnte Bedeutung erhielt, der nicht der weichliche Nebenherläufer der Donna Anna, sondern in Wahrheit ihr Schutz und Schirm war, — „ihr Gatte, der Vater auch ihr sein wird". Er dominirte vollkommen in dem großen Duett des Anfangs, und die vom Componisten ungleich mehr bevorzugte Donna Anna mußte selbst in der herrlichen Leistung der Penco hinter diesen wahrhaft großartigen Don Ottavio zurücktreten.

Das waren die Eindrücke, mit denen ich von Tamberlick geschieden war. Und nun sollte ich ihn wiedersehen und wiederhören! Und nun sagte mir der gereifte Verstand, daß seitdem mehr als zwei Jahrzehnte vergangen seien, daß die jugendliche Begeisterung inzwischen verglommen, und daß Tamberlick, der schon damals kein Jüngling gewesen war, wenn er auch zwölf Jahre weniger zählte als Mario, inzwischen doch wohl ein alter Mann geworden sein müsse. Und ich konnte mir einen alten Tamberlick durchaus nicht vorstellen.

Der Zufall fügte es, daß ich mit Tamberlick, noch bevor er öffentlich auftrat, gleich am Abende seiner Ankunft aus Paris, in einem kleinen, intim

befreundeten Kreise persönlich zusammentreffen sollte! Was hätte ich wohl darum gegeben, wenn mir diese Gunst in meinen Pariser Jugendtagen beschieden gewesen wäre! „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle." Die schwermüthige Bedeutung dieses Goethe'schen Wortes, das so tröstend klingt und in Wahrheit so wenig tröstlich ist, sollte ich jetzt wieder einmal in ihrer ganzen Herbheit empfinden.

Ich traute meinen Augen kaum, als Tamberlick in das Zimmer trat. Hatten denn meine jugendlichen Augen die Verhältnisse so unwahrscheinlich vergrößert, oder war der Mann durch das Alter so grausam zusammengeschrumpft? Ich weiß es nicht, aber ich konnte mich von meiner Ueberraschung nicht erholen. Ein kleines unansehnliches Männchen, zurecht gemacht, kahlköpfig, mit gefärbten Brauen, mit gefärbtem Bart, mit zitternden Bewegungen, — ein Greis, der den Mann erheucheln will, trat mir entgegen. Aber das Auge hatte noch den alten Ausdruck bewahrt, und meiner gefälligen Phantasie gelang es schließlich doch, dem Tamberlick, den ich mit meinen leiblichen Augen vor mir sah, jenen Tamberlick von ehedem wieder vor meinem geistigen Auge zu substituiren; und es überkam mich eine freudige Wehmuth, eine gewisse Rührung. Ich war glücklich, jetzt nach zwanzig Jahren meine Hand in die seine legen zu dürfen, wie ich es mir früher so oft gewünscht hatte, — glücklich, dem Manne sagen zu dürfen, wie er mich dereinst begeistert, und wie ich ihn angeschwärmt hatte. Und der alte Herr war so gütig und liebenswürdig, so höflich und dankbar, in der ihm unbekannten Stadt gleich einen Verehrer, der ihn von früher her kannte, zu finden. Ja, er erbot sich, mir etwas vorzusingen, wenn ich ihn begleiten wollte. Mir war es traumhaft, daß der gefeiertste Künstler seiner Zeit, dem die damals ausschlaggebende Weltstadt huldigend zu Füßen gelegen hatte, im engsten Freundeskreise mit meinen Clavierstümpereien fürlieb nehmen wollte. Da wir keine Noten hatten, markirten wir zunächst die Stretta aus dem „Trovatore". Er flüsterte mit halber Stimme, und ich versuchte es mit der Begleitung. Es machte sich zur Noth, und ich schlug darauf die scharfen rhythmischen C-dur-Accorde des Vortactes an.

Tamberlick begann zu singen.

Ein Grauen befiel mich; ich wurde während der wenigen Minuten ganz krank. Ich war so erregt, daß ich die mir zugewiesene bescheidene Aufgabe der Begleitung nur mit äußerster Mühe lösen konnte. Ein gänzlich gebrochenes Organ, kein Athem, kein ungetrübter Ton, die Stimmbänder spröde und abgenutzt — das gesangliche Stammeln eines altersschwachen Greises, jämmerlich und kläglich — ein Hercules von ehedem, der sich jetzt nicht mehr auf den schlotternden Beinen halten kann und nun Kraftstücke ausüben will! Das war der Sänger, wie er nun neben mir stand, das war mein Held von ehedem! Ach, das Alter, das Alter!

„. . . ô désespoir! ô vieillesse ennemie!"

Und diese schreckliche Pause nach dem Schlusse, dieser peinigende Zwang

irgend etwas zu sagen! Soeben war ich noch in der Erinnerung an die vergangenen Tage Feuer und Flamme gewesen, und nun, wie auf den Mund geschlagen, von tiefer Traurigkeit erfüllt, war ich genöthigt, zu den erbärmlichsten lügnerischen Redensarten zu greifen, um die grausame Wahrheit, die ich so gern verbergen wollte, wenigstens für den Augenblick zum Schweigen zu bringen. Ich fühlte etwas wie einen physischen Schmerz, einen Druck auf Stirn und Brust und war froh, daß die schwüle Stille durch die Schlagfertigkeit eines Anderen unterbrochen wurde.

Ich mag nicht von einer „tragischen Schuld" sprechen — es ist so billig, zu sagen: weshalb hört er nicht auf, weshalb thut er uns das an? „Es giebt eben Dinge, die nun einmal so sind." Ich mag nicht darüber grübeln, mag keine Lehren geben; ich weiß nur, daß mich die Sache grausam angepackt hat, so sehr, daß ich mich frage, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ich ihn überhaupt nie gehört hätte; denn mir scheint, daß ich die Stunden meiner jugendlichen Begeisterung durch diese geradezu brutale Ernüchterung in meinen reiferen Jahren doch theuer habe bezahlen müssen.

Die Grisi stirbt in Berlin, ohne daß sich ein Mensch um sie kümmert; Mario stirbt in der Verarmung; die Tochter der Beiden wird vom Berliner Gerichte wegen Schwindeleien verurtheilt; Tamberlick tritt dem Berliner Publikum als mitleiderweckende Ruine entgegen . . . so geht die Herrlichkeit der Welt dahin!

Ein sechsjähriger Briefwechsel mit Iwan S. Turgenjew.

1856—1862.

Veröffentlicht

von

P. W. Annenkow.

— Berlin. —

Aus dem Russischen übersetzt von A. Grebst in Petersburg.*)

Aus dem Jahre 1856, d. h. dem der Veröffentlichung „Rudins" haben wir den ersten Reisebrief Turgenjews. Er hatte sich plötzlich aus Petersburg nach Moskau begeben, wohin er von dem Herausgeber des „Russischen Boten", H. Katkow, berufen worden. Dieser Brief ist recht interessant Er zeichnet den Anfang der großen Fehde zwischen dem Schriftsteller und dem Journalisten, die selbst mit dem Tode des Einen von ihnen noch nicht ihr Ende fand.

„Moskau, den 16. Januar 1856.

Lieber P. W. Ich bin zwar nicht mit der Bronchitis, aber doch mit kranker Brust hier angekommen und bei dem liebenswürdigen J. J. Maslow abgestiegen.

*) Bei dem großen Interesse, welches das deutsche Publikum an den Werken und der Person Turgenjews nimmt, glaubten wir durch eine Uebertragung dieser Correspondenz seine zahlreichen Verehrer zu erfreuen. Wir wandten uns daher an den Herausgeber Herrn Annenkow, der uns in liebenswürdigster Weise die Uebertragung gestattete und, auf unsere Bitte, uns folgende Aufschlüsse über seine Person und sein Verhältniß zu Turgenjew gab: Ich gehöre wie der verstorbene Turgenjew einem altem, russischen Adelsgeschlecht an und machte dessen Bekanntschaft zwei Jahre vor der Februarrevolution 1848 in Petersburg. Er war damals ein stattlicher junger Mann, der zwar noch nicht „Das Tagebuch eines Jägers" geschrieben hatte, aber bereits den Beruf in sich fühlte, aus der Reihe der Dutzend-Scribenten herauszutreten und sich einen besonderen Namen und eine besondere Stellung zu erobern; hieraus erklären sich sein Selbstvertrauen, sein Eigendünkel und seine Geringschätzung Anderer,

Es erweist sich jedoch, daß ich noch eine Woche in Petersburg hätte bleiben können weil der Herr Redacteur des „Russischen Boten“, der bereits vor sechs Wochen meine Novelle verlangt und mir kein Wort auf meine vier Briefe, nicht einmal auf den letzten, geantwortet, in welchem ich ihn von meiner Abreise in Kenntniß setzte und über die Lage der Dinge befragte — mir gestern sagen ließ, daß mein Manuskript erst nächsten Mittwoch an mich zur Correctur gelangen würde. Sehen Sie, wie man die Mitarbeiter belehren muß, damit sie sich nicht vergessen: Nekrassow und Krajewsky haben sich nie zu dieser olympischen Höhe der Unhöflichkeit verstiegen, haben nie einen kranken Menschen gezwungen, sich 600 Werst rädern zu lassen u. s. w. Aber es geschieht mir schon recht! Dem Gerüchte nach ist meine Novelle von der Redaction des „Russischen Boten“ als ein „Muster abgeschmackter Talentlosigkeit“ anerkannt worden. In diesem Falle wäre es doch nach meiner Ansicht das Beste, sie dem Autor zurückzugeben. Uebrigens ist das Alles dummes Zeug.“

Nach Petersburg zurückgekehrt übergab er seine Erzählung dem „Sowremennik“ in welchem sie auch erschien: „Faust“, eine Erzählung in 9 Briefen. Turgenjews Rückkehr nach Petersburg fiel zufällig mit dem verspäteten Erscheinen des ersten Theiles von „Rudin“ im Januarheft des „Sowremennik“ 1856 zusammen. Der zweite Theil wurde im nächsten Heft gedruckt. Hierbei muß ich bemerken, daß wir aus dem Concepte zu „Rudin“ ersahen, daß die Novelle ursprünglich „Eine geniale Natur“ betitelt war, dieser Titel jedoch später ausgestrichen und von der Hand Turgenjews in „Rudin“ abgeändert worden war. Gleichzeitig erfuhren wir, daß der Roman in der kurzen Zeit von sieben Wochen entstanden und geschrieben worden war. Die Notiz lautete nämlich: „Rudin“ — Sonntag, den 5. Juni 1855, in Spaßkoje begonnen; Sonntag, den 24. Juli 1855, dortselbst in 7 Wochen beendet. Er erschien im Januar- und Februarheft des „Sowremennik“ vom Jahre 1856. Im August desselben Jahres reiste Turgenjew nach Paris. Das war seine erste Reise nach der Haft. Den ganzen Winter 1856/1857 hatte er nichts von sich hören lassen, endlich am 24. October 1857 erreichten uns die ersten Nachrichten von ihm. Der Brief trug den

---

die ihm so viele Feinde zugezogen und noch bis jetzt in der Erinnerung so Mancher leben. Ganz zufällig trafen wir in Paris am Vorabend der ganz unerwarteten Revolution 1848 zusammen, machten nun alle Erscheinungen und Wechselfälle der Epoche mit und sahen, wie Volksbewegungen organisirt werden. Ich kehrte schon im October 1848 nach Rußland zurück, Turgenjew blieb noch bis zum Jahre 1852 im Auslande. Unsere Freundschaftsbeziehungen, die bereits in Paris begonnen hatten, wurden noch inniger durch die Mitarbeiterschaft im „Sowremennik“, zu dessen Bestehen Turgenjew viel beigetragen hat. Diese Zeitschrift kämpfte lange gegen die Reaction, die sich aller Hauptstädte des Westens bemächtigt hatte und die lediglich durch die Furcht der Machthaber zu uns herüberkam. Die politischen Parteien, die dort auf der Straße auftraten, verkündeten laut und deutlich ihr Programm und erfreuten sich auch der Theilnahme Derer, die ihnen bewaffnet entgegentraten. Nichts derartiges trug sich bei uns zu. Tiefes Schweigen, blinder Gehorsam herrschten überall. Es mußte ein Beispiel statuirt und ein passendes Opfer gefunden werden. Bei der herrschenden Stille ragte über alle anderen Köpfe einer hervor, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Diesen traf der Streich. Unter einem geringfügigen Vorwande wurde Turgenjew verhaftet und nachdem er einen ganzen Monat im Gefängniß verbracht, auf's Gut (im Orlow'schen Gouvernement) verbannt mit dem strengen Befehl, die beiden Residenzen nicht zu betreten. Hier begann unser freundschaftlicher Briefwechsel, der bis zum Jahre 1883 dauerte, erst mit dem Tode meines Freundes endete und nur durch seine Besuche in der Heimat und meine Excursionen zu ihm in's Ausland unterbrochen wurde, wo er sich seit dem Jahre 1858 niedergelassen hatte und — wie bekannt — im Hause der Frau Viardot Garcia starb.

Stempel „Rosoy en Brie“ und kam aus dem uns unbekannten Orte „Courtavnel“, der sich als Schloß oder Villa der Frau Viardot erwies. Turgenjew schrieb:

„Courtavnel, 5. October (23. Sept.) 1857.

Mein lieber A. In diesen Tagen erhielt ich einen Brief von Nekrassow mit der Beilage des Circulairs über die Herausgabe des Almanachs für die Familie Belinskijs; da ich ihm aber vor Kurzem geschrieben, so ziehe ich es vor, mich hiermit an Sie zu wenden. Sagen Sie vor allen Dingen Nekrassow, daß ich ihm zwei Arbeiten verspreche — entweder eine Novelle oder eine Erzählung und „Erinnerungen“ über B—kij. Ich traue meinen Augen nicht, — hat man wirklich endlich erlaubt, einen Almanach mit dem Namen Belinskij auf dem Titelblatt herauszugeben! Wie dem auch sei, ich werde mit Vergnügen diesen Karren mit ziehen helfen. Ihr J. T.“

Fast gleich darauf kam ein zweiter Brief von Turgenjew aus Rom.

„Rom, 31. October (12. Nov.) 1857.

Mein lieber A. Ihr Schreiben hat mich sehr erfreut und ich hoffe, daß unser Briefwechsel wieder ein lebhafter werden wird. Da sind es nun bald zwei Wochen, daß ich in Rom bin.

Ich habe hier die Bekanntschaft des Künstlers Iwanow gemacht und sein Bild gesehen. Der Tiefe der Gedanken, der Kraft des Ausdrucks, der sorgfältigsten und energischen Ausführung nach, nimmt es den ersten Rang ein. Er hat nicht umsonst 25 Jahre seines Lebens darauf verwandt. Doch hat es auch Mängel: das Colorit ist im Ganzen trocken und grell, es herrscht keine Einheit, es fehlt ihm die Luft auf den ersten Blick. (Die Landschaft ist nur schön aus der Entfernung.) Alles ist so seltsam bunt und gelb. Trotzdem bin ich überzeugt, daß das Bild einen tiefen Eindruck machen (es werden sich Fanatiker finden, wenn auch wenige) und hauptsächlich das Signal geben wird, dem Brülow'schen Marlinismus*) entgegen zu wirken. Andererseits die byzantinische Schule des Fürsten Gagarin! Der Kunst geht es noch traurig in Rußland. Die übrigen hiesigen russischen Künstler sind — talentlos. Sorokin schreit, daß Rafael nichts tauge und „Alles“ Sudelei sei, dabei sudelt er selbst. Wir kennen diese nichtswürdige russische Gewohnheit. Die Ignoranz stürzt sie überall in's Unglück. Dagegen ist Iwanow eine hervorragende Begabung, ein Original, ein Denker; nur scheint es mir in letzter Zeit nicht ganz richtig mit ihm zu sein; ein beständiges Alleinsein hat gewiß Störungen in seinem Geistesleben hervorgerufen. Ich kann es nicht vergessen (doch das bleibt unter uns), wie er während einer Fahrt nach Albano — ganz bleich mit erzwungenem Lachen — mir und Botkin versicherte, daß man ihn langsam vergifte und er oft nicht esse u. s. w. Wir sehen ihn oft, er scheint uns zugethan zu sein.

Die Natur hier ist entzückend erhaben, zu gleicher Zeit aber auch zart und weiblich. Ich bin verliebt in die ewig grünen Eichen, die schirmartigen Pinien und die blaßblauen Berge. Ach! ich kann ja nur die Schönheit des Lebens mitfühlen — mitleben kann ich selbst nicht mehr. Eine dunkle Decke ist über mich gebreitet und hält mich eingeschlossen, ich kann sie nicht von meinen Schultern schütteln. Ich gebe mir wenigstens Mühe, diese Stickluft nicht in mein Thun eindringen zu lassen, denn wem würde es denn nützen? Auch mir selbst würde es widerwärtig werden.

Botkin ist gesund; ich sehe ihn täglich, wir wohnen aber nicht zusammen In seinem Charakter liegt eine greisenhafte Gereiztheit — der Epikuräer ächzt und klagt in ihm; er hat sich schon zu sehr von der Kunst ankränkeln lassen. Ganz der Ihre J. T.

*) Marlinskij war ein russischer Schriftsteller.

Beide Briefe aus Italien haben, trotz ihrer lebhaften Darstellung der Schönheit der ewigen Stadt, einen melancholischen Anstrich, im Vorgefühl der, dem Autor nahenden Krankheit, doch Niemand von uns Lesern schenkte diesem Umstande Aufmerksamkeit. Wir hatten uns schon an die Klagen Turgenjews über sein bevorstehendes Schicksal, das nie eintraf, gewöhnt. Erst später wurde es uns klarer. Bereits seit 1857 begann Turgenjew an den Tod zu denken und nährte diese Idee im Laufe von 26 Jahren, bis zu seinem 1883 wirklich erfolgten Hinscheiden, indem er die ganze Zeit hindurch, mit kleinen Unterbrechungen, immer gesund und rüstig war. Die Krankheit, über die er immer klagte — einen Druck im Unterleibe, hielt er für die Steinkrankheit, die auch seinen Vater in's Grab geführt. Mit der Zeit verschwanden diese Symptome gänzlich, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen. Außer einigen Halsentzündungen, die er sich durch Erkältung zugezogen und Bronchiten litt er eigentlich nur an einer entsetzlichen Furcht vor der Cholera, während welcher er keine einzige bedeutende Apotheke in Petersburg, Moskau, Paris, London unbeachtet ließ, ohne sich aus derselben Magentropfen und Magenstärkungen zu nehmen. Es kam auch vor, daß er sich bei schlechter Verdauung in's Bett legte und sich als verlorener Mensch betrachtete, es genügten einige beruhigende Worte des Arztes, um ihn wieder auf die Beine zu bringen. Seine nie schlummernde Phantasie führte ihm nur Leiden vor, bald glaubte er sich von einem tollen Hunde gebissen, bald vergiftet und lachte selbst über sich, wenn der Anfall vorüber war, der ihm dann nur eine kleine Todesfurcht zurückließ. So zog er es vor, bei alten Freunden abzusteigen statt in vielbesuchten Gasthäusern. — Einen Monat nach diesem letzten Brief kam noch einer von Turgenjew aus Rom, in welchem er sich noch schärfer über Brülow aussprach.

Rom 1. (13.) December 1857.

Liebster P. W. Ihren Brief, der wie der Tag klar war, habe ich gestern erhalten, ich beeile mich Ihnen denselben zu beantworten, und um nichts zu vergessen und Alles zu sagen, theile ich meinen Brief in Capitel ein. 1) Literatur. Wahrscheinlich werden Sie noch vor dem Empfang dieses Briefes erfahren haben, daß ich mein Schweigen gebrochen, d. h. eine kleine Novelle geschrieben, die gestern an den „Sowremennik" abgegangen ist. Sie hat durchaus nichts mit der gegenwärtigen stark gewürzten Literatur gemein, und daher wird sie wahrscheinlich fade erscheinen. Ich habe diese Novelle hier beendet, ich fühle, daß ich noch arbeiten könnte. 2) Jeremiaden über das Schicksal. Wenn der Mensch überhaupt der Gesundheit bedarf, so ist sie ihm von größtem Nutzen, wenn er sich den vierziger Jahren nähert, d. h. der Zeit seiner größten Arbeitskraft. Im Alter wird die Krankheit zur Gewohnheit, in der Jugend ist sie interessant. Wie sollte ich denn nicht über das Schicksal klagen, das mich mit so schrecklichen Leiden bedenkt, daß ich mich in den ewigen Juden verwandelt sehe. Sie werden aus einigen Worten meine Sorgen begreifen: nach zweimonatlichem Kampf bin ich gezwungen, mit gebrochenem Herzen mein liebes Rom zu verlassen und weiß der Teufel wohin zu reisen, zuerst nach dem niederträchtigen Wien, um mich mit Sigmund zu berathen. Das hiesige Klima hat meine Neuralgie bis in's Unglaubliche gesteigert, und der Arzt selbst jagt mich von hier fort. Nun sagen Sie, ist das nicht bitter? Nicht schrecklich? Ich suche auf alle mögliche Art den Tag der Abreise hinauszuschieben, doch länger als einen Monat von dem heutigen Datum bleibe ich nicht hier. Diese unerhörte Krankheit fehlte mir gerade noch. Glauben Sie mir, keine Rückblicke in die schöne Vergangenheit können hier Trost gewähren. 3) Rom. Rom ist herrlich, herrlich. Jetzt, wo ich weiß, daß ich mich bald von ihm trennen muß, habe ich es noch mehr lieb gewonnen. In keiner Stadt haben Sie dieses beständige Gefühl, daß etwas Großes, Schönes, Bedeutsames, Ihnen so ganz nahe ist, Sie immer umgiebt und daß sie daher zu jeder Zeit das Heiligthum betreten können. Daher arbeitet es sich hier auch angenehmer

und die Einsamkeit wird nicht zur Last. Und dann diese wunderbare Luft und dieses Licht! Dazu kommt, daß dieses Jahr ein phänomenales ist: jeder Tag wie ein heller Feiertag am Himmel und auf Erden; jeden Morgen lächelt mir beim Erwachen der blaue Aether in's Fenster. Ich fahre viel mit Botkin umher. Gestern z. B. besuchten wir die Villa Madama — ein halb zerfallens, zerstörtes Gebäude, nach den Zeichnungen Rafaels ausgeführt. Die Schönheit dieser Villa ist nicht zu beschreiben: eine prachtvolle Aussicht auf Rom, — und daß Vestibule so kunstvoll reich, von dem unsterblichen Pinsel Rafaels zeugend — das man gern in die Knie sinken möchte. In ein paar Jahren wird Alles zerfallen — einige Wände halten sich kaum, doch unter diesem Himmel trägt selbst die Oede und das Zerstörte den Stempel der Schönheit und Anmuth; — hier begreift man den Sinn des Verses: „Meine Trauer ist hell." — Die einsamspringende Fontaine hat mich fast zu Thränen gerührt. Die Seele — erhebt sich bei solchem Anblick, und reiner und zarter klingen ihr die künstlerischen Saiten an.

Apropos, ich habe hier lebhaften Streit mit russischen Künstlern gehabt. Stellen Sie sich vor, daß Alle (fast ohne Ausnahme, ich spreche natürlich nicht von Iwanow), wie an der Zunge gezogen, den einen Namen „Brülow" murmeln und ohne jede Rücksicht alle anderen Künstler — selbst Rafael — Sudler nennen. Hier befindet sich ein gewisser Scheleznow, der Urheber dieses ganzen Geschwätzes. Ich habe Ihnen endlich klar gemacht, daß unsere Kunst erst dann beginnen wird, wenn Brülow wie Marlinskij ein todter Mann sein wird: delenda est Carthago, delendus Brulovius. Brülow — dieser Phrasendrechsler ohne Ideal im Herzen, dieser Effect-hascher, dieser kalte und zänkische Rhetor — ist zum Idol, zum Bannerträger unserer Künstler geworden. Man muß doch sagen, daß von Talent eigentlich bei keinem Einzigen die Rede sein kann. Sie sind gute Zeichner, d. h. sie kennen die Grammatik — und weiter nichts. Nur in Chudjakow ist etwas Leben, doch ist er leider ungebildet (ein Leibeigener), aber klug und kein Sklave — kein fauler und selbstbewußter Sklave, wie die anderen, obgleich er auch zu Brülow schwört.

Sie haben mich durch die Mittheilung über die Einfälle Tolstojs in Erstaunen versetzt. Das ist ein Mensch! Mit ausgezeichneten Füßen, will er durchaus auf dem Kopf herumgehen. Er hat Botkin vor Kurzem geschrieben: „Ich bin sehr froh, Turgenjews Rath nicht befolgt zu haben, blos Literat zu werden." Als Antwort darauf fragte ich ihn, was er denn sei, Offizier, Gutsbesitzer u. s. w.? Es erweist sich, daß er Forstmann geworden. Ich fürchte nur, daß er sich mit diesen Sprüngen den Wirbel seines Talents verrenkt; in seiner Schweizernovelle merkt man schon eine starke Verrenkung. Das wäre sehr schade — doch baue ich auf seine gesunde Natur.

Ihr I. T.

Seit 1858 kehrte Turgenjew nie mehr in sein liebes Rom und in das, von ihm hochgepriesene Italien zurück. Wir führen hier seinen letzten Brief von dort an.

Rom, den 19. (31.) Januar 1858.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für die mir ertheilten Nachrichten u. s. w. In Ihren Briefen fühlt unser Einer, der in der Ferne lebt, den Puls seiner Heimat und seiner Gesellschaft schlagen.

Die Zerstreuungen, von denen ich Ihnen erzählt, bestehen aus einer Menge neuer Bekanntschaften, die ich gemacht habe. Zunächst will ich der Großfürstin Helene Pawlowna erwähnen, mit der ich bereits einige längere Unterhaltungen gepflogen. Sie ist eine kluge Frau, sehr neugierig und versteht es ungemein auszufragen, ohne dabei in die Enge zu treiben; es ist, als wenn am Ende jedes ihrer Worte ein Korkenzieher säße — mit welchem sie aus einem die Korken herauszieht. Es ist schmeichelhaft, aber schließlich doch etwas ermüdend. Der junge Künstler Nikitin hat mein Bild in Aquarellfarben gemalt, Alle finden es ungemein ähnlich.

Die Nachrichten über das Festessen in Moskau u. s. w. haben mich erfreut und zu gleicher Zeit etwas erschreckt. Ich glaube nicht, daß es jetzt an der Zeit wäre, Lärm zu schlagen. Sie werden im „Sjewer" (Nord) einen kurzen Brief von mir finden, als Antwort auf einen Aufsatz über dieses Fest. Es fand dort ein ungerechter Ausfall gegen die Slavophilen statt — als ob sie die Befreiung der Bauern nicht wünschten, während dieselben doch am meisten dafür stimmten. Ich nehme ihre Partei in diesem Briefe nur von diesem Standpunkte aus. Ich that es Tscherkaskij zu Gefallen, dessen Brief nicht aufgenommen wurde. Uebrigens wird vielleicht auch der meinige nicht aufgenommen. Einen freundschaftlichen Händedruck von Ihrem J. T.

Im Jahre 1858 unternahm ich eine Reise durch Europa, im April traf ich in Dresden mit Turgenjew zusammen. Er kam aus Wien und hielt sich für ernstlich krank. Ich war ganz erstaunt, in dem vermeintlich zum Tode verurtheilten Menschen einen blühenden Patienten zu sehen. Ich machte ihm meine Bemerkung darüber und erhielt zur Antwort: „Ja sehen Sie! Die Organismen der Menschen, die einem chronischen Leiden unterworfen sind, wie der meinige — scheinen in den gesunden Augenblicken stärker als diejenigen, die gar keine Erschütterung erlitten haben. Die Krankheit hält inne, indem sie der Natur Zeit giebt, sich zu sättigen und zu erholen, um dann auf dem vorbereiteten Boden mit neuer Kraft auszubrechen. Ich vermuthe sogar, daß ich so sterben werde, daß ich Alle in Erstaunen setze."

Im August kehrte Turgenjew nach Petersburg zurück, hier sahen wir uns wieder. Er brachte seinen neuen Roman „Das adelige Nest" mit, den er im Auslande begonnen hatte und den ganzen Herbst über inmitten des Petersburger Lebens und Treibens beendete.

An einem Winterabende 1858 lud Turgenjew Nekrassow, Druschinin und noch einige Literaten zu sich, um sie mit seinem neuen Werk bekannt zu machen. Er selbst konnte es nicht vorlesen, da er sich eine starke Bronchitis zugezogen und vom Arzte zu vollständigem Schweigen verurtheilt worden war. Er nahm eine Tafel zur Hand und verständigte sich so mit uns. Die Vorlesung des Romans wurde mir übertragen und nahm zwei Abende in Anspruch. Befriedigt durch die beifällige Kritik sah Turgenjew seinen Ruf als Schriftsteller, Psychologe und Sittenmaler durch diesen Roman endgültig festgestellt.

Was geschah aber, als er 1858 im „Sowremennik" erschien? Viele hatten dem Autor Ovationen von Seiten des Publikums prophezeit, doch hatte man nicht vorausgesehen, wie weit sie gehen würden. Die höchstgestellten und berühmtesten Personen suchten seine Bekanntschaft, er wurde ein besonderer Liebling des schönen Geschlechts, das sich für seine Romane begeisterte. Die Frauen der höchsten Petersburger Gesellschaft öffneten ihm ihre Salons, zogen ihn in ihren Kreis und veranlaßten ihre Väter, Männer und Brüder, sich um seine Gunst zu bewerben. Er fühlte sich bald heimisch unter ihnen, und jeden Abend erschien er im Frack und weißer Halsbinde zu den causeries und Routs und fesselte Alle durch seine glänzende Unterhaltungsgabe und sein elegantes Französisch.

Nachdem er einen Theil des Winters 1858—1859 mit uns verbracht, reiste er in's Ausland. Am 22. Juni 1859 erhielt ich einen Brief aus Vichy, der unter Anderem Folgendes enthielt:

Sollohub wollte das „Adelige Nest" für die „Revue Contemporaine" übersetzen — ein abscheuliches Journal — ich dankte für die hohe Ehre. Alles Französische widert mich an, und wenn ich schon wählen muß, so halte ich es lieber mit den französischen Gewürzhändlern als mit den französischen beaux-esprits. Ich wohne in Vichy in einem bescheidenen Hotel, wo ich an der table d'hôte mehrere französische Gewürzhändler sehe, besonders interessirt mich einer von ihnen. Er ist überzeugt

davon, daß die russischen Bauern ihre Kinder — pour le sérail du grand Khan des Tartares — verkaufen! und fügte hinzu: „Ah, monsieur! quelle sale chose que la réligion de Mâhomed! Ich rede es ihm natürlich nicht aus. Die hiesigen Bäuerinnen sind sehr grob, gebrauchen aber auch oft ungewöhnlich spitzfindige Ausdrücke. Unlängst sagte eine von ihnen, in meiner Gegenwart zu ihrem zweijährigen Söhnchen: „Satané bougre d'anisette.“ Sonderbare Verkettung der Ideen. Was meinen Sie, P. W.? Könnte man: Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi! — hol's der Teufel — Evviva Napoleone! schreien? Schreiben Sie mir bestimmt sofort nach Paris, poste restante, denn ich bleibe nur noch 25 Tage hier, und meinen Brief wird die Postschnecke nicht vor einem Monat nach Simbirsk bringen.

Am 1. August 1859 kam folgender Brief mit dem Stempel „Rosoy en Brie“ von der Villa der Frau Viardot:

„Courtavnel 1. (13.) August 1859.

Liebster P. W. Ich hoffe gegen Mitte November in Moskau einzutreffen und meinen neuen Roman aus Spaßkoje mitzubringen (wo ich bis dahin ganz zurückgezogen leben werde), der dem Umfange nach länger sein wird als das „Adelige Nest“. Wie die Ausführung ausfallen wird, mögen die Götter wissen. Ich muß Ihnen sagen, daß ich an meinem Werk so angestrengt arbeite, daß ich gar nicht weiß, was um mich her vorgeht, mich um nichts kümmere und Ihnen daher wenig mitzutheilen habe. Ich weiß nur, daß morgen in Paris ein großes prätorianisch-cäsarisches Fest stattfinden soll, alle Straßen umgewühlt, überall Triumphpforten, venetianische Masten, Statuen, Embleme, Säulen aufgestellt und Teppiche und Blumenguirlanden ausgehängt werden. Der Kaiser wird eine Ansprache in cäsarisch-römischem Geiste seinen militibus halten; so daß maxima similitudo invenire debet zwischen Galliam hujusce temporis et Romam Trajani necnon Caracallae et aliorum Heliogabalorum. Ich fürchte mich, meinen lateinischen Vergleich fortzusetzen, ich weiß nicht, ob Sie ihn verstehen werden, mein gelehrter Freund und Feind des Liberalismus. Ich bin natürlich zur selben Zeit aus Paris weggelaufen, wo Hunderte von Zügen aus allen Enden Europas mit Tausenden von Gästen, dem Centrum der Welt zueilten. Jedes Militairfest ist mir ein Gräuel, am meisten dieses. Da werden Bajonette, Uniformen, grobe sergeants de ville und schweißtriefende Adjutanten sein, es wird heiß, beklommen sein und stinken, connu, connu! Es ist besser am offenen Fenster sitzen und in den unbeweglichen Garten zu blicken, langsam die Gestalten der eigenen Phantasie mit der Erinnerung an die entfernten Freunde und die entfernte Heimat zu vereinen. Im Zimmer ist es frisch und ruhig, im Corridor sind Kinderstimmen hörbar, von oben tönen Gluck'sche Töne . . . Was fehlt da noch?

Riehl habe ich, wie Sie, mit Genuß und mit Theilnahme gelesen, obgleich ich ihn von Zeit zu Zeit einen Philister nannte. Hutten werde ich auf Ihr Anrathen lesen und Ihnen sein Bild bringen.

Botkin ist heimlich nach England hinübergegangen, wie es scheint auf die Insel Wight, und läßt nichts von sich hören. Die Kater steigen ebenso heimlich die Rinnen zum Dach empor. Dann und wann fallen mir russische Zeitschriften in die Hände; schade, daß Niemand das „Russische Wort“ hält. Man sagt, Grigorowitsch habe einen interessanten Aufsatz über uns Alle geschrieben.

Ich hoffe, daß Sie den Winter in Petersburg verbringen werden, ich will mich bemühen, keine Laryngitis zu haben, und dann wird es nicht so langweilig sein, wie im vorigen Jahre. Uebrigens ist unser Alter der Art, mein Lieber, daß man schwer daran denken kann, der Langweile zu entgehen. Man kann froh sein, wenn einem die Augen nicht versagen und die Zähne nicht ausfallen. Ich beabsichtige einen Monat in Moskau zu bleiben, da mein Roman bei Katkow erscheinen wird. Wollen wir diesen Monat zusammen verbringen.

Was für ein Wirrwarr in Italien! Es wäre schön, einen Monat dort zu verbringen. Nur Eins wäre dabei zu befürchten — es überkommt uns am Ende der Aerger, daß wir blos ewig Zuschauer sind — wir lassen uns hinreißen, irgend eine Dummheit zu begehen — rufen plötzlich: evviva Garibaldi! oder a basso . . . Jemand anderes — und ehe man sich's versieht, fallen von drei Seiten Hiebe auf unseren Rücken. In jungen Jahren reinigt es das Blut, im Alter ist es eine Schande oder, wie mir ein vaterländisch bestrafter Bauer von fünfzig Jahren sagte: „nicht gerade, daß es weh thut, aber man schämt sich vor seinem Weibe.“ Wir Beide haben zwar keine Weiber, aber eine Schande bleibt es doch.

Satis! Die prätorianische Luft wirkt auf mich, ich kann nicht anders als lateinisch sprechen. Ad diabolum mitto multas res, quarum denominationes sunt ad pronunciandum difficiles. Vale et me ama. J. Turgenevius.

Fast gleich nach meiner Rückkunft vom Lande erhielt ich folgende seltsame Notiz von Turgenjew in Petersburg.

Donnerstag Abend. — Liebster P. W. Mir ist soeben etwas sehr Originelles begegnet. Die Gräfin Lambert hat mich mit ihrem Mann besucht und mir so unumstößlich bewiesen, daß mein Roman nichts tauge, falsch und unwahr von A bis Z sei — daß ich ernstlich mit dem Gedanken umgehe, ihn in's Feuer zu werfen. Lachen Sie nicht, kommen Sie lieber gegen 3 Uhr zu mir, ich werde Ihnen ihre Notizen zeigen und ihre Gründe mittheilen. Mich hat ein solcher Widerwillen gegen mein Produkt erfaßt, daß ich wirklich nur aus Rücksicht für Sie — Ihrem Geschmack vertrauend — gezögert habe, dasselbe sofort zu vernichten. Kommen Sie, berathen wir uns, vielleicht überzeugen auch Sie sich von der Richtigkeit ihres Urtheils. Lieber die Arbeit jetzt vernichten, als sich später Vorwürfe machen. Ich schreibe zwar dieses Alles nicht ohne einigen Aerger, aber, bei Gott, ohne jegliche Bitterkeit. Ich erwarte Sie und schüre das Feuer im Kamin. Auf Wiedersehen. Ihr J. T.

Das Feuer im Kamin erwies sich unnütz. Der Roman „Am Vorabend“ (Helene) erschien im „Russischen Boten“ 1860.

Bald darauf reiste Turgenjew wieder nach Paris, von wo er mir Folgendes schrieb:

Paris, 12. October n. St. 1860.

. . . . Ich will Ihnen nur einige Worte von mir sagen. Ich habe eine Wohnung rue de Rivoli 210 gemiethet und mich mit meinem Töchterchen und einer prächtigen alten Engländerin, die mir Gott gesandt, dort niedergelassen. Ich bin fest entschlossen, eifrig zu arbeiten, der Entwurf zu meiner neuen Novelle ist fertig und ich lechze darnach, sie zu beginnen. Was herauskommen wird, weiß ich nicht; Botkin aber, der sich hier befindet, billigt meine Idee. Ich möchte sie zum Frühjahr beenden und selbst nach Rußland bringen. — Der „Wjek“ soll mich zu seinen ernstesten Mitarbeitern zählen. Bitte schicken Sie mir das Programm, während der Erholungszeit werde ich kleine Artikel schreiben und sie so interessant als möglich herzustellen suchen.

Theilen Sie beifolgende Notiz J. J. Panajew mit. Wenn er den wahren Grund kennen will, warum ich nicht mehr Mitarbeiter des „Sowremennik“ zu sein wünsche — so bitten Sie ihn im Juniheft dieses Jahres der „Sowremennoje Obosrenje“ Seite 240, 3. Zeile von oben, die Worte Dobroljubows zu lesen, in welchen er mich beschuldigt, absichtlich aus „Rudin“ eine Carricatur gemacht zu haben, um meinen reichen Literaturfreunden zu gefallen, in deren Augen jeder arme Teufel ein gemeiner Mensch ist. Das ist zu viel, ein anständiger Mensch kann nicht Mitarbeiter eines solchen Journals sein. Ihr ergebener J. T.

Die halbironische, halb herausfordernde Notiz Turgenjews an J. J. Panajew lautete wie folgt:

1. (13.) Oct. 1860.

Liebster Iwan Iwanowitsch. Obgleich Sie aufgehört haben, die Namen ihrer

Mitarbeiter im „Sowremennik" zu veröffentlichen und Ihre Aussprüche über meine Person mich vermuthen lassen, daß Sie mich nicht mehr brauchen, so bitte ich Sie doch der Sicherheit wegen, meinen Namen nicht mehr unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter zu setzen, um so mehr, da ich nichts Fertiges habe und meine größere Arbeit, die ich jetzt erst begonnen, für den „Russischen Boten" bestimmt ist.

Ich habe mich, wie Sie wissen, in Paris niedergelassen. Ich hoffe, daß Sie gesund und froh sind. Ihr ergebener J. T., Paris, rue de Rivoli 210.

Dieser Brief blieb unter meinen Papieren liegen. Ich sandte ihn aus folgenden Gründen nicht an seine Adresse. Bei dem entbrennenden Streit wollte ich nicht noch die Flamme schüren. Aber ich irrte mich. Die Redaction des „Sowremennik" entschloß sich, die Sache zu Ende zu führen. Sie theilte den Abonnenten bei der Subscriptionsaufforderung in einer besonderen Notiz mit, daß sie sich in Folge der Verschiedenheit ihrer Ansichten und Ueberzeugungen gezwungen gesehen, den Autor der „Erzählungen eines Jägers" von der Mitarbeiterschaft auszuschließen. Der Schlag war wohl berechnet. Dieses empörte Turgenjew, der die schriftlichen Beweise vom Gegentheil besaß. Es empörte ihn mehr als die Ausfälle des „Swistok" (Spötter), eines Beiblatts des Journals, mehr als alle anderen Sticheleien, die dasselbe enthielt; so wurde z. B. von dem modernen Schriftsteller gesprochen, der einer fahrenden Sängerin die Schleppe trage und derselben Ovationen in den Provinzialtheatern des Auslandes bereite. Turgenjew entschloß sich, diese Behauptung öffentlich zu widerlegen, und sagte Folgendes im Vorwort seiner „Väter und Söhne": „Meine Freunde, rechtfertigt Euch nie, wenn man Euch verleumdet, gebt Euch nicht Mühe, Mißverständnisse aufzuklären, wünscht weder selbst zu reden, noch das letzte Wort zu haben. Thut Eure Pflicht und dann wird über Alles Gras wachsen. . . . Laßt Euch folgendes Beispiel zur Belehrung dienen. Während meiner literarischen Carriere habe ich nur einmal versucht, für die Wahrheit zu streiten — und zwar als die Redaction des „Sowremennik" ihren Subscribenten anzeigte, daß sie mich der Verschiedenheit der Ansichten wegen von der Mitarbeiterschaft ausgeschlossen hätte, während ich ihr selbst gekündigt habe, worüber ich die schriftlichen Beweise besitze. Ich hatte nicht Charakterstärke genug, verkündete offen die Wahrheit und erlitt natürlich vollständiges Fiasco, besonders seitens der Jugend, deren Idol ich angegriffen. Was nützte es, daß ich Recht hatte? Ich hätte schweigen sollen. — Ich habe diese Lehre beherzigt."

Die zweite Episode aus dem Leben Turgenjews, die ihm nicht wenig Kümmerniß bereitete, war sein literarischer Streit mit dem Romanschriftsteller J. A. Gontscharow. Sie verdiente kaum Beachtung, wenn die Betreffenden nicht Autoritätsnamen besäßen. Wir beschränken uns eigentlich nur auf die Wiedergabe des Schiedsrichterspruches, den Turgenjew verlangte, weil er in der ganzen Angelegenheit die Absicht sah, den Erfolg seines „Adeligen Nestes" und seines „Vorabends" als einen unrechtmäßig errungenen darzustellen. Der Sachverhalt war folgender: Nach der Rückkehr von seiner Weltreise hatte J. A. Gontscharow einen Theil seines Romans „Obryw", an dem er grade arbeitete, Turgenjew vorgelesen und ihm den ganzen Inhalt desselben erzählt. Bei Erscheinen des „Adeligen Nestes" war Turgenjew überaus erstaunt, zu hören, daß der Autor des Romans, der später unter dem Namen „Obryw" erschien, in Turgenjews Werk eine frappante Aehnlichkeit mit einer seiner Ideen gefunden, was er auch persönlich Turgenjew gegenüber aussprach. Turgenjew strich sofort eine Stelle seines Romans, die ihn an eine Scene des „Obryw" erinnerte — „und ich gab mich zufrieden" — fügte Gontscharow in einem erklärenden Brief an Turgenjew hinzu. Bei dem Erscheinen des „Vorabends" wiederholte sich dasselbe. Nachdem Gontscharow 30 bis 40 Seiten des Romans gelesen, wie es in dem Brief Iwan Alexandrowitschs an Turgenjew vom 3. März 1860 lautet, drückte er dem Autor seine Theilnahme in folgender Weise aus: „Ich freue mich, in Ihnen einen

kühnen und kolossalen Künstler anzuerkennen, als Mensch schätze ich einen edlen Zug in Ihnen — das ist die Dienstfertigkeit, die Nachsicht und die innige Aufmerksamkeit, mit welcher Sie die Erzeugnisse Anderer anhören, und so unter Anderem auch unlängst mein kleines Bruchstück eines Romans berücksichtigt und gelobt haben, dessen Entwurf ich Ihnen schon längst erzählt hatte." Sofort nach dem Brief begann sich in Petersburg das Gerücht zu verbreiten, daß beide Romane Turgenjews nichts als Plagiate einer noch nicht erschienenen Novelle Iwan Alexandrowitschs seien. Dieses Gerücht drang natürlich zu den beiden Autoren und dieses mal verlangte Turgenjew ein Schiedsgericht. J. A. Gontscharow war entschlossen, sich dem Urtheil desselben unter der Bedingung zu unterwerfen, daß es sich mit keiner Untersuchungsprocedur befasse, da im letzten Falle keine juridischen Beweise beizubringen wären, und daß sich die Richter nur dahin zu äußern hätten, ob eine äußere oberflächliche Aehnlichkeit der beiden Arbeiten bei Gontscharow im vorliegenden Falle ein Recht des Mißtrauens gegen Turgenjew motiviren könnte. Auf eine Bemerkung Turgenjews erwiderte Gontscharow mit Würde: „Ueber Ihre Vermuthung, daß mich Ihre Erfolge beunruhigen, erlauben Sie mir blos — zu lächeln." — Die Sachverständigen versammelten sich endlich in der Wohnung Gontscharows, es waren: Dudischkin, Druschinin und Annenkow — Leute, die sich für beide Parteien interessirten und nichts sehnlicher wünschten, als jeden Anlaß wegzuräumen, der die guten Beziehungen zwischen Personen, die gleiche Rechte auf Achtung und Autoritätsnamen hatten, trüben könnte. Nach Darlegung der Sache u. s. w. lautete der Spruch folgendermaßen: Da die Erzeugnisse Turgenjews und Gontscharows auf einem und demselben russischen Boden entstanden waren, so mußten sie in einigen Verhältnissen, Ideen und Ausdrücken zusammenfallen, was die beiden Autoren rechtfertigt und entschuldigt. Gontscharow zeigte sich sehr zufrieden mit diesem Ausspruch der Sachverständigen, nicht so war es mit Turgenjew. Leichenblässe bedeckte sein Gesicht und er sagte mit bebender Stimme: „Unsere Angelegenheit ist nun zu Ende, Iwan Alexandrowitsch, doch erlaube ich mir noch ein letztes Wort an Sie zu richten. Unsere freundschaftlichen Beziehungen hören von diesem Augenblicke auf. Das, was sich zwischen uns ereignet hat, beweist mir deutlich, welche gefährliche Folgen aus dem collegialischen Austausch von Ideen, aus einfach vertraulichen Beziehungen entstehen können. Ich bleibe ein Verehrer Ihres Talents und werde mich wohl noch oft desselben erfreuen, doch kann von dem heutigen Tage ab keine herzliche Zuneigung, keine innige Offenheit wie früher zwischen uns bestehen." Indem er Allen mit dem Kopfe zunickte, verließ er das Zimmer. Die Sitzung war damit beendet. Später, im Jahre 1864, versöhnten sie sich bei der Beerdigung des einen der Experten — Druschinins.

Im Jahre 1860 reiste ich wieder in das Ausland und erhielt in Berlin folgenden Brief von Turgenjew:

Paris, 8. Juni 1860.

Botkin ist hier, sonnenverbrannt, gesund und seelenvergnügt wie ein Kind, aber doch auch nicht ohne heftige nervöse Anfälle: so hätte er beinahe meinem Schneider einen Schlag versetzt, weil er mir einen Rock mit einer Taille machen wollte. Der Schneider entschuldigte sich zitternd, Wassilij Petrowitsch aber versetzte with a withering smile: Mais c'est une infamie, monsieur. Tolstoj und Kruse sind hier und auch Marko-Wowtschok.*) Sie ist ein poetisches Geschöpf — nur von der Leidenschaft der Selbstzerstörung angesteckt: sie arbeitet, daß die Fetzen von ihr fliegen.... Sie will auch im August nach Wight. Unser Collegium wird so groß sein, daß wir wirklich daran denken könnten, bei dieser Gelegenheit diese Insel zu erobern. Auf Wiedersehen Ihr J.. T.

*) Marko-Wowtschok war eine russische Schriftstellerin.

In Siena erhielt ich einen Brief aus Soden.

Soden, den 8. Juli 1860.

Liebster P. W. Eben erhielt ich Ihren Brief. Ihre Mittheilungen haben mich sehr interessirt. Was wäre aus uns geworden, wenn man Sie erschossen hätte, da sie sich gewiß nicht gewehrt hätten.*) Eine Kugel — ist dumm. Wir werden uns auf der Insel Wight viel zu erzählen haben, früher werde ich Sie nicht sehen. Mein Plan hat eine kleine Aenderung erlitten, ich bleibe bis zum 16. d. Mts. hier und fahre dann direct nach Courtavnel zu Frau Viardot, wo ich bis zum ersten August bleibe, d. h. bis zum Beginn der Seebäder. Frau Viardot wünscht es und ihr Wunsch ist mir Befehl. Ihr Sohn wäre beinahe gestorben, sie hat Schweres durchgemacht und will sich nun in stillem Freundeskreise erholen. Apropos vom Tode. Denken Sie sich, was ich für eine traurige Nachricht von Pissemskij erhaltenhabe. Die hübsche reizende Frau Pollonskij's ist gestorben. Ich kann Ihnen mein Leid kaum beschreiben, auch Ihnen wird es nahe gehen. Warum mußte sie sterben und verdiente nicht Pollonskij eine kleine Entschädigung für seinen vergangenen Kummer? Wo ist die Gerechtigkeit!

Wir führen hier ein ruhiges beschauliches Leben; mit meiner Gesundheit steht es ausgezeichnet, leider ist das Wetter kalt und unangenehm. Sie klagen über Hitze — ich hab noch nie so gefroren wie vorgestern, als ich im offenen Wagen aus Ems nach Schwalbach zur Gräfin Lambert fuhr, wo auch Marko-Wowtschok sich niedergelassen. Das ist eine sehr nette Frau mit sehr poetischer Seele. Sie wird auch nach Wight und Sie müssen sie dort kennen lernen. Verlieben Sie sich nur nicht! Das kann leicht geschehen, obgleich sie nicht sehr hübsch ist. Uebrigens sind wir ja Beide, Sie und ich, vertrocknetete Häringseelen, auf welche nichts Eindruck macht.

Am häufigsten sehe ich hier den Bruder Leo Tolstojs, Nikolai. Er ist ein seltener Mensch, aber seine Lage ist eine traurige. Er hat die Schwindsucht und ist hoffnungslos. Er erwartet seinen Bruder Leo und seine Schwester, doch weiß Gott, ob sie kommen? Es läßt sich kaum sagen, wie ich hier müssig gehe. Die Finger sind so entwöhnt, daß sie wehthun, wenn ich die Feder halte. Und ich soll ein Schriftsteller heißen! Und nun auf Wiedersehen in Wentnor auf Wight. Ich denke, es wird dort sehr schön sein. Bleiben Sie gesund und geben Sie sich Mühe, Ihr rundes und niedliches Kinn über Wasser zu halten. Ihr J. T.

In Wentnor faßte Turgenjew den Plan, eine Gesellschaft zur Verbreitung der Elementarbildung unter dem Volke zu gründen — mit Hülfe der besitzenden und gebildeten Klassen des ganzen Reiches. Er arbeitete in aller Eile ein Project aus und legte es der russischen Colonie zur Beurtheilung vor. Nachdem es in Turgenjews Häuschen ausführlich in allen Einzelheiten durchgenommen, besprochen und verändert worden, wurde es endlich nach vielen Verbesserungen, reiflichen Ueberlegungen u. s. w. u. s. w. vom Ausschuß des Kreises angenommen und mit einem Circulair allen hervorragenden Persönlichkeiten der beiden Residenzen — Künstlern, Literaten und Förderern der Bildung — zugesandt.

Ich hatte bereits Wentnor verlassen, als ich in Aachen folgenden Brief nebst Beilage des „Projects" und dem Circulair von Turgenjew aus Wentnor erhielt:

Wentnor, Freitag 31. August.

Da haben Sie, theurer Freund P. W., ein Exemplar des „Projects" sammt der Abschrift des Circulairs. Ich brauche Sie wohl nicht erst zu bitten, unser „Project" so viel als möglich zu verbreiten, ich bin überzeugt, daß Sie ohnehin Alles thun werden, was in Ihrer Macht steht. Mit diesem Exemplar sind zugleich noch zehn in die beiden Residenzen gesandt worden. Schmieden Sie das Eisen so lange es heiß ist! Da haben Sie die Copie des Circulairs:

---

*) Ich war in Siena von Banditen überfallen worden.

„G. H.! N. N.! ‚Aus dem beifolgenden ‚Project‘ der Gesellschaft zur Verbreitung der Elementarbildung werden Sie den Zweck meines Briefes kennen lernen. Dieses Projekt ist von mehreren Russen, die sich zufällig in einer ausländischen Stadt begegnet, verfaßt worden und stellt blos die Grundzüge des Unternehmens dar. Ich hoffe, daß Sie die Idee billigen werden, die ihm zu Grunde liegt, und demselben Ihre Unterstützung leihen. Ich würde glücklich sein, wenn ich bei meiner Rückkehr nach Rußland die hier vorgeschlagene Idee schon genügend ausgearbeitet finden würde, um sie zur Ausführung zu bringen. Wenn ich mich an Sie wende, brauche ich nicht viel Worte zu machen, ich bin überzeugt, daß Sie thätigen Antheil an einer so wichtigen Sache nehmen, oder mir wenigstens Ihre Ansicht darüber mittheilen werden. Auch bin ich gewiß, daß Sie für die Verbreitung der Copien unseres Projects Sorge tragen werden. Dieses Unternehmen betrifft das Wohl des ganzen Landes und wir müssen, wenn möglich, die Meinung Rußlands darüber kennen. Mit aufrichtiger Dankbarkeit würde ich jede Bemerkung und entgegengesetzte Ansicht aufnehmen. Meine Adresse ist poste restante Paris. Ich zeichne mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener J. T.“

Es scheint mir hier nichts unnütz und überflüssig. Auf jedem Exemplar soll bemerkt werden, daß alle Erwiderungen und Bemerkungen auf den Namen Turgenjew poste restante Paris und Annenkow = Petersburg mit Dankbarkeit entgegengenommen werden.

Ihr J. T.

Dieses von Turgenjew angestrebte Project fand nicht den erwarteten Anklang, es fiel schließlich in sich selbst zusammen, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen.

Glücklicher ging es dem Project des Literaturfonds, der ein Jahr vorher 1859 auf Initiative Druschinins in's Leben trat. Turgenjew interessirte sich mit ganzer Seele dafür. Um demselben Erfolg zu sichern, veranstaltete er literarische Soireen, reiste oft deshalb nach Moskau und jedesmal wurde sein Erscheinen auf der Estrade mit Enthusiasmus und von dem Beifall des Publikums begrüßt.

So kam das große Jahr 1861 heran, das durch den 19. Februar, d. h. den Tag der Aufhebung der Leibeigenschaft, die ganze sittliche Physiognomie Rußlands veränderte. Damals erhielt ich folgenden Brief aus Paris:

Paris, 15. Februar 1861.

Liebster P. W. Wenn mein Brief Sie erreicht, wird gewiß der große Ukas — der Ukas, der den Kaiser auf eine so hohe, edle Stufe stellt — schon erschienen sein. Ach, wenn Sie doch die gute Idee hätten, mich durch ein Telegramm davon in Kenntniß zu setzen. Jedenfalls hoffe ich, daß Sie Zeit finden werden, mir mit Ihrer encyklopädistisch=panoramaartigen Feder den Vorabend dieses großen Tages in Petersburg und den Tag selbst zu beschreiben. Ich ärgere mich schrecklich, daß ich Sie nicht früher um ein Telegramm gebeten, und ich tröste mich nur mit der Hoffnung, daß Sie selbst draufkommen werden.

In meinem Pariser Leben fällt nichts besonders Neues vor, die Arbeit schreitet langsam fort: der Artikel für den „Wjek“ wird bald fertig sein. Im öffentlichen Pariser Leben gehen ungewöhnliche Scandale vor sich. Der Proceß Mirès wächst nicht mit jedem Tage, sondern mit jeder Stunde; die verbrecherischen Banquiers (Richemont, Cohen) erhängen und erschießen sich, die Söhne der Minister (Baroche, Fould, Magnes) haben Toulon und die zweifarbige Kleidung der Galeeren=Sträflinge in Aussicht, Mirès, der im Gefängniß in Mazas sitzt, brüllt à la lettre wie ein wildes Thier im Käfig. Man erwartet große, finanzielle Erschütterungen. Das italienische Schiff aber sinkt glücklich allmählich auf den Grund.

Botkin geht es besser und wir hoffen auf Genesung. Wenn Sie aber wüßten,

wie grob und . . . der Egoist bei ihm zum Vorschein kommt — es ist erstaunlich! . . . Ach, P. W., in jedem Menschen sitzt ein Thier, das nur durch die Liebe gezähmt wird.

Ihr J. T.

Je mehr Zeit darüber hinging, desto ungeduldiger wurde mein Pariser Freund.

„Noch schlägt er drauf und immer noch
Todt ist der Mann im Mantel — todt."
(So heißt's in einer alten Sage.)

Paris, den 3. April 1861.

Ich danke, danke Ihnen, liebster P. W., daß Sie mir einen so interessanten und belehrenden Brief über die ersten Tage nach der Veröffentlichung des Manifestes gesandt. Einen doppelten Dank! Seit einiger Zeit scheint es, als wenn sich die Völker das Wort gegeben hätten, ihre Zeitgenossen und Beobachter in Staunen zu versetzen — und das russische Volk hat in dieser Hinsicht seine Zeitgenossen fast übertroffen. Ja, es hat uns in Staunen versetzt, obgleich man nach reiflicher Ueberlegung einsieht, daß da nichts zum Verwundern war; das geschieht immer nach sogenannten ungewöhnlichen Ereignissen und beweist nur unsere Kurzsichtigkeit. Thun Sie mir den Gefallen und schildern Sie mir den geistigen Zustand Rußlands. Hier sind die russischen Reisenden sehr aufgeregt und raisonniren darüber, daß man sie beraubt, doch ergreifen sie Maßregeln, ihre Geschäfte zu ordnen. Wahrscheinlich wird noch in diesem Jahre die Frohnarbeit aufhören. Vorigen Sonntag hielten wir ein Dankgebet in der hiesigen russischen Kirche ab. Der Geistliche hielt eine vernünftige, treffliche Rede. Vor mir stand N. J. Turgenjew und wischte sich die Thränen aus den Augen. Auch der alte Wolkonskij (ein Dekabrist) war hier. „So haben wir doch diesen großen Tag erlebt." Dieser Gedanke war im Geiste und auf den Lippen Aller.

Die bemerkenswerthe Episode des Streites mit dem Grafen Leo Tolstoj fällt in diese Periode. Nach dem letzterwähnten Briefe nämlich begab sich Turgenjew auf sein Gut Spaßkoje, woselbst die Scene des Zusammenstoßes stattfand.

Spaßkoje, 7. Juni 1861.

Ich habe nicht geglaubt, carissimo mio Annenkovio, daß Sie Moskau passiren werden, ohne mir Ihre liebenswürdigen „pattes de mouches" zukommen zu lassen, ungeachtet meiner Grüße, die ich Ihnen durch den faulsten aller Kleinrussen — Maslow — gesandt. Man sieht, daß Moskau Sie in seinen Strudel gezogen, ich schicke Ihnen daher mein Briefchen in's Symbirskische Gouvernement, in die Gegend der viereckigen Pilze, der dicken Wurzelkräuter u. s. w., u. s. w. Ich hoffe, daß Sie in der ländlichen Ruhe und Einsamkeit mehr Zeit finden werden, mir zu antworten.

Da ich gern ausführliche Nachrichten über Ihr Leben und Treiben hätte, so nehme ich an, daß auch Sie gern Neues von mir hörten, und ich beginne daher damit. Merken Sie nicht, wie ich Ihren Styl nachahme? — Ich bin gesund, — das ist die Hauptsache, ich arbeite langsam — das ist nicht ganz gut. Ich erhole mich in Erwartung der Jagd und besuche einige Nachbarn. Ich verständige mich mit meinen Bauern, die mir zugethan sind, und mache ihnen Concessionen, die bis zur Erniedrigung gehen. Sie wissen doch selbst, was der russische Bauer für eine Pflanze ist: sich auf ihn in der Ablösungsfrage zu verlassen — wäre thöricht. Sie gehen auf keine Abgaben ein: denn erstens wollen sie sich nicht verpflichten und zweitens sich nicht der Gelegenheit berauben, die Frohnarbeit schlecht auszuführen. Alles Argumentiren ist jetzt fruchtlos. Man kann ihnen hundertmal beweisen, daß sie an der Frohnarbeit hundert gegen hundert verlieren; sie werden doch antworten: „Wir sind halt nicht einverstanden." Die Abgabenpflichtigen beneiden sogar die Frohnarbeiter, daß für diese ein Gesetz erlassen worden ist und für sie nicht. Zum Glück sind die Bauern hier in Spaßkoje abgabenpflichtig.

Es hat sich hier ein unliebsames Ereigniß zugetragen. — Ich habe mich endgültig mit L. N. Tolstoj veruneinigt. (Unter uns gesagt, hing das Duell an einem Haare und auch jetzt ist dasselbe nicht gerissen.) Der Schuldige war ich, doch war dieser Ausbruch, um in gelehrter Sprache zu reden, durch unsere alte Feindseligkeit und gegenseitige Antipathie bedingt. Ich fühlte, daß er mich haßte und nicht verstand. Ich hätte mich wie früher in der Entfernung halten sollen; ich versuchte mich ihm zu nähern und wäre beinahe vor der Barriere mit ihm zusammengetroffen. Ich habe ihn auch nie geliebt — warum haben wir es nicht früher schon begriffen? . . . Einen herzlichen Händedruck von Ihrem

J. T.

Im September 1861 verließ Turgenjew Spaßkoje und erschien in Petersburg. Anfang October finden wir ihn wieder in Paris.

Paris, 1. October 1861, rue de Rivoli 210.

Liebster P. W.! Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief, in welchem Sie mir Ihre Meinung über meine Novelle (Väter und Söhne) mittheilen. Er hat mich um so mehr erfreut, als das Vertrauen zur eigenen Arbeit stark in mir erschüttert war. Mit all' Ihren Bemerkungen bin ich vollständig einverstanden, um so mehr als Botkin sie richtig findet, — morgen gehe ich gleich an die Umarbeitung und die Correctur, die gewiß viel Zeit in Anspruch nehmen werden — wovon ich Katkow bereits unterrichtet. Botkin, der sich so ziemlich erholt, hat mir auch einige vernünftige Bemerkungen gemacht und geht nur in einem Punkte mit Ihnen auseinander; ihm gefällt Anna Sergjewna Odinzowa nicht. Sobald ich das Ganze in's gehörige Gleichgewicht gebracht und beendet haben werde, sende ich Ihnen die Arbeit und Sie übernehmen dann die Weiterbeförderung an Katkow.

Ich muß Ihnen noch eine unangenehme Nachricht mittheilen: nach langem Kampf mit mir selbst habe ich Tolstoj eine Herausforderung gesandt und Katscher davon benachrichtigt, damit er den in Moskau verbreiteten Gerüchten entgegentrete. In dieser Geschichte habe ich, abgesehen von dem Anfang, an dem ich schuld bin, Alles gethan, um dieser dummen Lösung des Conflicts zu entgehen. Tolstoj wollte mich aber durchaus au pied du mur stellen — und ich konnte nicht anders handeln. Im Frühjahr werden wir uns in Tula gegenüberstehen. Ich sende Ihnen hierbei die Copie meines Briefes an ihn:

> G. H.! Vor meiner Abreise aus Petersburg habe ich erfahren, daß Sie in Moskau die Copie Ihres letzten Briefes an mich verbreitet haben, in dem Sie mich einen Hasenfuß genannt, der sich mit Ihnen nicht schlagen wollte u. s. w. In's Tulasche Gouvernement zurückzukehren, war mir unmöglich und ich setzte meine Reise fort. Da ich aber Ihre Handlungsweise, nachdem ich Alles gethan, um das mir entfahrene Wort zu sühnen, für beleidigend und ehrlos halte, so sage ich Ihnen im Voraus, daß ich es dieses Mal nicht unbeachtet lassen und im Frühjahr bei meiner Rückkehr nach Rußland Genugthuung verlangen werde. Ich muß Ihnen noch sagen, daß ich von dieser meiner Absicht meinen Freunden in Moskau Mittheilung gemacht habe, damit sie den von Ihnen verbreiteten Gerüchten entgegentreten. J. T.

So wird es nun kommen, daß ich, der ich über die Duellgrundsätze des Adels gelacht, nun selbst darnach handeln werde. Doch scheint es im Buche des Schicksals schon so bestimmt gewesen zu sein. — Herzlich Ihr J. T.

Vielleicht gaben seine Bemühungen, sich mit dem beleidigten Freunde zu versöhnen, gerade den ersten Anlaß zu Klatschereien. Es ist das schwer zu ergründen; wahrscheinlich hatten die Moskauer Freunde Turgenjew gerathen, in irgend einer Weise mit Tolstoj ein Ende zu machen und das Duell mit mehr Eile zu betreiben Turgenjew ging anders zu Werke. Nach dem Auftritt in Spaßkoje schickte Turgenjew

einen Vertrauten zu Tolstoj, durch welchen er ihm sein tiefstes Bedauern über das Geschehene aussprechen ließ,' im Falle er aber dasselbe nicht annehmen sollte, ihm Zeit und Ort ihrer Zusammenkunft bestimmen zu wollen. Tolstoj erklärte, daß er sich mit Turgenjew nicht schlagen werde, um sie nicht Beide zum Stadtgespräch zu machen, und daß er weder Lust noch Ursache habe, das russische lesende Publikum mit Skandalgeschichten zu nähren. Die Entschuldigung Turgenjews nahm also Tolstoj formell eigentlich nicht an. Die Sache hing wirklich an einem Haar, wie Turgenjew sagte, wenn nicht ein unerwarteter Umstand hinzugekommen wäre. Es erwies sich, daß die Geschichte mit dem Brief und das Gerücht von der Hasenfüßigkeit Turgenjews nur dem Reiche der Phantasie angehörte. Turgenjew schrieb mir noch darüber aus Petersburg:

Liebster P. W. Ich muß Sie in aller Eile von Folgendem in Kenntniß setzen: ich habe von Tolstoj ein Schreiben erhalten, in welchem er mir erklärt, daß das Gerücht über seinen für mich angeblich beleidigenden Brief vollständig unbegründet sei und daß meine Herausforderung demnach gegenstandlos wäre. Wir werden uns also nicht schlagen, worüber ich mich sehr freue. Theilen Sie es Kolbassin mit; mag er seinen Freunden nächstens weniger glauben. Ihr

J. T.

So endete die Angelegenheit, die nie hätte angefangen werden sollen. Eine völlige Versöhnung fand erst zwei Jahre vor dem Tode des Einen von ihnen statt und zwar in Folge eines Briefes von Tolstoj, den ich nicht besitze. Turgenjew erinnerte sich seiner bis zum letzten Tage, als des herzlichsten, rührendsten Klagerufs eines Menschen, der die alten freundschaftlichen Beziehungen zurückzurufen sucht. Sie wurden ihm gern und voll zu Theil, so daß die Versicherung Turgenjews aus früherer Zeit, daß er Tolstoj nie geliebt, nur im Moment der Aufwallung gegeben worden sein kann.

So verging das Halbjahr, das hauptsächlich der Ausführung der „Väter und Söhne“ gewidmet war, im Sommer erhielt ich nachstehende Zeilen:

Spaßkoje, 10. Juli 1861.

Liebster P. W. Die Zeit ist gekommen, wo ich einige Worte mit Ihnen wechseln muß.

Doch vor Allem kein Wort über die Bauernfrage (obgleich ich Ihnen für die ausführlichen Mittheilungen sehr dankbar bin). Diese Sache wächst, breitet sich aus und entfaltet sich über die ganze Weite des russischen Lebens, leider aber, indem sie meistens verfehlte Formen annimmt. Darüber ein vernünftiges résumé zusammenzustellen, wäre eine Thorheit, in irgend etwas vorgreifen — wäre ebenso gewagt. Wir sind alle von diesen Wogen umgeben und sie tragen uns, wohin? — ist ungewiß. Bis jetzt ist es hier ganz ruhig, die Amtsbezirke sind eingerichtet, die Dorfältesten eingeführt und die Bauern haben eines begriffen, daß die Herrschaft sie nicht mehr schlagen darf und daß deren Macht überhaupt gebrochen ist, — daß man folglich an sich selbst denken muß. Die kleinen Gutsbesitzer klagen und die Isprawniki (Kreisrichter) peitschen täglich in ihrem Amte, aber nicht viel. An Arbeitern ist kein Mangel und das ist die Hauptsache. Warten wir mit Geduld die Zukunft ab.

Meine Arbeit naht ihrem Ende, wie froh wäre ich, Ihnen dieselbe zeigen zu können und Ihr Urtheil zu vernehmen! Doch wie das einrichten? Ich wollte Ihnen zwar den ersten Theil senden, jetzt aber, wo fast beide Theile beinahe fertig sind, möchte ich sie nicht einzeln dem Eindruck und dem Urtheil preisgeben. Ich will es versuchen möglich zu machen, Ihnen das Ganze zu senden, worüber ich im Augenblicke noch nichts sagen kann.

Meine dumme Geschichte mit Tolstoj ist endlich eingeschlafen, d. h. wir sind ganz auseinander, aber schlagen werden wir uns nicht. Das war ein Blödsinn!

Ich wiederhole aber, daß ich der Schuldige war. Ich werde Ihnen einmal diese thörichte Geschichte erzählen.

Von meiner Tochter erhalte ich regelmäßige Briefe. Sie ist in der Schweiz. Wie gern möchte ich sie verheirathen, im Herbst oder im Anfang des Winters, um wenigstens zu Neujahr nach Petersburg kommen zu können!

Leben Sie wohl, carissimo; ich drücke Ihr Pfötchen. Ihr J. T.

Ich führe nun seinen letzten Brief aus Spaßkoje an.

Spaßkoje, 6. August 1861.

Liebster P. W. Meine Arbeit ist endlich fertig, gestern schrieb ich das letzte Wort. Ich habe lange, fleißig und gewissenhaft gearbeitet. Ob ich das Ziel erreicht — das ich mir gesteckt?

Ich werde am 20. d. Mts. von hier abreisen und bei der Uebergabe des Manuscripts Katkow bitten, Ihnen dasselbe zum Durchlesen zu schicken, schreiben Sie mir alsdann eine ausführliche Kritik nach Paris — poste restante. Da ich das Brouillon bei mir habe, so kann ich die Aenderungen leicht vornehmen und es zur Zeit nach Moskau senden.

Den Sommer habe ich gut verbracht, bin kein einziges Mal krank gewesen. Die Bauernfrage bleibt im status quo bis zum nächsten Jahre; ich hoffe jedoch die hiesigen Bauern dahin zu bringen, sich dem Gesetz zu unterwerfen. Bis jetzt leisten sie Widerstand und tragen sich mit allerlei Hintergedanken, die sie natürlich nicht aussprechen.

Ich lese wenig, und das was mir aus russischen Journalen in die Hände fällt, erregt wenig Interesse. Es hat eine Ueberschwemmung von talentlosen, heißblütigen Seminaristen um sich gegriffen — eine neue bellende, brüllende Literatur ist erstanden. Was daraus werden soll — weiß Gott — nun sind auch wir zu der alten Generation geworfen, die weder für die neuen Dinge, noch für die neuen Worte Verständniß hat. Und der „Wjek!" der „Wjek!" Es giebt wohl kaum etwas Elenderes als dieses Blatt!

Was haben Sie für Pläne für den Winter? Die meinigen hängen nicht von mir ab, sondern davon, ob und wie ich meine Tochter verheirathe. Ich möchte gar zu gern im Januar nach Petersburg kommen.

Ich spreche hier häufig mit Fjet*); sonst habe ich weder neue Bekannte noch neue Gefühle, noch neue Absichten Man ist froh, wenn man jetzt sorgenlos ist. Nun leben Sie wohl, lieber P. W. Ich umarme Sie. Ihr ergebener J. T.

Nach dem uns bereits bekannten Brief aus Paris vom 1. October erhielt ich noch drei Briefe von dort, die ich hier der Reihe nach anführe.

Paris, den 8. October n. St. 1861.

Warum hüllen Sie sich in ein so hartnäckiges Schweigen, liebster P. W.? Sie wissen doch, daß ich zu jeder Zeit und besonders jetzt mit Ungeduld auf Nachrichten von Ihnen warte. Ich vermuthe, daß Sie bereits in Petersburg sind, und schreibe Ihnen durch T....., die meinen Roman zum Feuertode oder wenigstens zum Verwahren im Kasten verurtheilt haben. Ich hätte gern Gewißheit darüber und wenn Ihre Ansicht mit der Meinung T..... übereinstimmt, so wandern die „Vater und Söhne" in der That in ..... Bitte, schreiben Sie mir unverzüglich.

Ihr J. T., Paris, rue de Rivoli 210.

Dem Urtheil T....s lag eine andere Ursache zu Grunde, als diejenige, welche Katkows Meinung beeinflußte. T....s fürchteten den anti-liberalen Geist, der sich in Basarow kundgab und erblickten darin unangenehme Folgen für Turgenjew. Es entstanden also vor dem Erscheinen der „Väter und Söhne" zwei Richtungen, zwischen welchen die Meinung des Publikums ziemlich lange hin- und herschwankte. Die Einen

*) Fjet ist ein russischer Dichter.

fanden, daß der Autor seinen Helden idealisirt, die Anderen warfen ihm vor, daß er nicht die wesentlichen Züge des Zeitgeistes wiedergegeben. Die Zeit bewies, daß beide Ansichten gleich falsch waren, sie stellte den Roman auf den richtigen Boden, indem sie in demselben die künstlerische Spiegelung einer ganzen Epoche annerkannte, die immer zu dergleichen Vorwürfen und Mißverständnissen Anlaß giebt. Es scheint daß sich Turgenjew durch diese entgegengesetzten Strömungen verwirren ließ, denn er wollte den Druck inhibiren und schrieb sogar darüber an Katkow. Zum Glück geschah es nicht. „Väter und Söhne" erschienen im Druck so wie sie aus seiner Feder hervorgegangen waren.

Auf einem Papierschnitzel findet man manche räthelhafte Phrase, so z. B.: „Zur Zeit meiner Abreise herrschte sonderbares Wetter. Sind Sie Alle gesund?" Sie erklärte sich als Anspielung auf die erste Straßenmanifestation der Studenten in Petersburg, die damals entstand und sofort unterdrückt wurde. Diese traurige Geschichte erregte ungemeines Interesse bei unseren ausländischen Correspondenten. Viele deutsche, französische, englische Zeitungen sprachen sich theilnehmend über die Studentenmanifestation aus, indem sie aber, der Gewohnheit gemäß, die Thatsachen übertrieben und entstellten. Ich gebe hier den Inhalt des Zettelchen's wieder:

Paris, den 14. (25.) October 1861.

Liebster Freund, ich schreibe Ihnen in aller Eile und bitte Sie dringend, mir sofort zu antworten. Ich begreife, daß es Ihnen schwer fällt, aber bedenken Sie unsere Lage hier. Die traurigsten Gerüchte dringen zu uns, wir wissen nicht, was wir glauben sollen. Theilen Sie mir wenigstens in Kürze die Thatsachen mit, die sich bei Ihnen zugetragen.

Ich bitte Sie noch um Ihren Rath; glauben Sie nicht, daß es bei den jetzigen Verhältnissen besser wäre, den Druck meines Romans aufzuschieben? Ihre Meinung wird den Ausschlag geben und ich werde Katkow davon benachrichtigen.

Ich kann Ihnen unmöglich sagen, was ich fühle, übrigens scheint es auch unnütz. Mich damit zu trösten, daß ich das schließlich Alles vorhergesehen und prophezeit, verschafft wenig Vergnügen. Ich flehe Sie in Gottes Namen an, beweisen Sie mir Ihre alte Freundschaft durch die That, und schreiben Sie.

Von mir habe ich Ihnen nichts zu erzählen, ich bin gesund und lebe nach alter Weise. Ich komme wenig mit Russen zusammen. W. P. Botkin blüht und überißt sich. Ihr J. T., Rue Rivoli 210.

Den letzten Brief Turgenjews, aus dem Jahre 1861 aus Paris, erhielt ich im December.

Paris, 11. (23.) December 1861.

Liebster P. W. Der Tod Dobrobljubows hat mich betrübt, obgleich er mich lebendig hätte auffressen mögen. Sein letzter Artikel ist sonderbarer Weise sehr durchdacht, ruhig und vernünftig. Sie schreiben mir nichts über die Literatur, wahrscheinlich giebt es nichts Neues. Ich habe im „Sowremennik" die Novelle Pomjalowskijs: „Molotow" gelesen. Ich habe mich über ihre Frische gefreut, obgleich sie viel Mängel hat, doch das sind Mängel der Jugend. Haben Sie seine Bekanntschaft gemacht, was ist das für ein Mensch?

Wie es scheint bin ich bestimmt, das Opfer von Klatschereien zu werden. In diesen Tagen mußte ich ein beruhigendes Telegramm an Katkow senden, als Antwort auf seinen vorwurfsvollen Brief ..... Es handelte sich um meine unselige Erzählung, deren Correctur noch immer nicht beendet ist. Nach der Apathie zu urtheilen, die mich von allen Seiten ergriffen, wird sie wohl mein letztes Erzeugniß sein. Es ist Zeit daß ich die Decke über mich ziehe und einschlafe. Das Leben ist hier toll genug, doch fließt es still und glatt dahin.

Mit meiner Gesundheit steht es ziemlich, das ist die Hauptsache. Ihr J. T.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

„Die Kunst für Alle."

Der ungeheuere Fortschritt der reproducirenden Künste hat in den letzten Jahren dem Buchhandel einen ganz neuen Charakter gegeben. Von drei Büchern, welche dem Publikum vorgelegt wurden, war wohl immer eines mit Illustrationen geschmückt, und man muß, will man gerecht sein, anerkennen, daß die Illustrationen an sich gut waren und daß sie immer besser wurden. Das Streben der Verleger nach dieser Richtung nicht anerkennen, wäre eine Unbilligkeit gegen den Fortschritt, der auf diesem Gebiete in Deutschland gemacht wurde. Aber oft genug mußte man sich die Frage vorlegen: Ist das Buch überhaupt die Illustrationen werth, ist nicht vielmehr der Text nur für die Illustrationen geschrieben, und ist dieses Mißverhältniß nicht eine Schädigung des Schriftthums?

Am lebhaftesten drängten sich diese Fragen auf, wenn man die stets zunehmende Anzahl illustrirter periodischer Blätter aufmerksam betrachtete. Aus jeder Nummer konnte man die Verlegenheit der Redaction und der Verlagsanstalt herauslesen. Beide waren sich nicht recht klar darüber, ob das lesende Publikum die Zeitschrift mehr der Illustrationen halber durchblätterte oder ob es wirklich den Text lese und das Bilderwerk nur als Schmuck betrachte — ein gefährlicher Zwiespalt, aus dem herauszukommen noch nicht gelungen ist. Indessen erkennt man aus dem ganzen Streben der Verleger, wie aus der Richtung des Publikums eine Neigung zu künstlerischen Reproductionen und das wachsende Verständniß für dieselben. Ohne Zweifel besitzen wir auch Blätter, in welchen Text und Bild in einem richtigen Verhältniß zu einander und beide auf einer gewissen Höhe stehen. Im Allgemeinen aber hatte der Kritiker Recht, welcher die illustrirten Zeitschriften in ihrer großen Masse als überflüssig und unnütz verurtheilte.*)

Die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, welche sich auf dem Gebiete der reproducirenden Künste schon so reichliche Verdienste erworben hat, macht nun den Versuch, aus dem oben besprochenen unsicheren Zustande herauszukommen. Sie schafft unter dem Titel „Die Kunst für Alle" eine Zeitschrift, die lediglich Kunstinteressen dienen und überdies so redigirt werden soll, daß auch der Laie, der nur die Durchschnittsbildung hat, für den Fortschritt der Kunst Verständniß gewinne und die Hauptwerke der modernen Kunst durch schöne Wiedergabe kennen lerne.

*) Siehe den Aufsatz Hermann Friedrichs' im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes". Nr. 38.

Dragonerattak bei Nachod. Von W. Camphausen.

Aus: Die Kunst für Alle. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedrich Bruckmann.

Es sollen in erster Linie die Werke der Münchener Künstler in Betracht kommen: man wird das billigen können, wenn man erwägt, daß die Hauptstadt Bayerns heute mehr Künstler zählt als Berlin und Wien zusammen. Natürlich werden auch die übrigen Künstler Deutschlands genügend berücksichtigt werden. Der Text „soll sich im strengen Anschluß an den bildlichen Schmuck eines jeden Heftes in seinen Leitartikeln darauf beschränken, jenen zu ergänzen und zu erläutern: er soll die Entstehungs-Geschichte der mitgetheilten Kunstwerke geben und ihren Zusammenhang mit der Gesammtproduction nachweisen. Ausstellungs-Berichte, Künstler-Biographieen und noch lieber Selbstbekenntnisse werden mit Besprechungen irgend welcher brennenden Fragen, mit Atelierbriefen launigen und ernsten Inhalts abwechseln.“ Daran sollen sich kurze Notizen über Ausstellungen, Kunsthandel, Sammlungen, Kunstliteratur, endlich Personal-Nachrichten, Nekrologe und Vermischtes anschließen.

Pariserin. Studie von Fr. Aug. Kaulbach.
Aus: Die Kunst für Alle. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedrich Bruckmann.

Nach diesen Worten des Prospectes also ordnet sich der Text vollkommen den reproducirten Kunstwerken unter. Letztere sollen den wesentlichen Bestandtheil der Zeitschrift bilden.

Die uns vorliegenden Lieferungen gestatten die Hoffnung, daß wir in der Zeitschrift „Die Kunst für Alle“ in der That ein Blatt gewinnen werden, welches viel dazu beitragen wird, unser Publikum zum Verständniß der Kunstwerke zu erziehen. Die bedeutendsten Meister sind in diesen Lieferungen vertreten: Defregger, Wilhelm Dietz, Ferdinand Brütt, Fritz von Uhde, alle vier mit Bildern, die für ihre Eigenart typisch sind. In dem Artikel „Ueber die deutsche Malerei der Gegenwart“ von Friedrich Pecht wird nun kurz, aber klar gezeigt, was diesen im Ganzen so verschieden gearteten Meistern gemeinsam ist zum Unterschiede von der Kunst der Vergangenheit. Von großem Werthe ist auch die Reproduction von Skizzen und Studien, wie beispielsweise im

Der Eiferſüchtige. Von Friedrich Hiddemann. Aus: Die Kunſt für Alle. München. Verlagsanſt. f. Kunſt u. Wiſſenſchaft, vorm. Friedr. Bruckmann.

ersten Hefte die Toby E. Rosenthal'sche zum „Leeren Platz". Die zweite Lieferung beschäftigt sich hauptsächlich mit Andreas Achenbach und knüpft an das Jubiläum des Künstlers an. Der Artikel über sein Wirken und zahlreiche Reproductionen seiner Werke nehmen den Haupttheil des Heftes ein. „Verlassen", von Matthias Schmidt, ein Bild von außerordentlicher Wirkung, und Werner Schuch's „General von Seydlitz", wie endlich die „Episode aus dem Befreiungskriege 1813" von Carl Marr, einem jüngeren Künstler, sind die Beigaben dieses Heftes in größerem Format. Studien der genannten Künstler (Schmidt, Schuch) bilden eine Art Ergänzung dazu.

Nur nebensächlich soll auch die ältere Kunst berücksichtigt werden, und zwar nur insoweit, „als sie auf die heutige unmittelbar einwirkt oder ihre Schöpfungen ein allgemeines Interesse für das Publikum wie die Künstler, nicht blos für die Kunstforscher darbieten". Die zweite Lieferung zeigt uns, wie Redaction und Verlag diese Worte aufgefaßt wissen wollen. Wir erhalten eine Studie zum „Kindermord in Bethlehem" von Rafael. Die Original-Zeichnung ist in Rothstift ausgeführt und befindet sich im Besitze des Herzogs von Devonshire. Rafael schuf die Composition 1510 für den Stecher Marc Antonio; in der endgültigen Fassung hat der Künstler nur den oberen Theil bis zur Schulter benutzt, die untere Hälfte aber anders gewendet. Die Reproduction an dieser Stelle wird für Jedermann Interesse haben.

So begrüßen wir denn dieses Unternehmen in freudigster Erwartung. Die bisherigen Leistungen der Verlagsanstalt und ihr klares Streben in bestimmter Richtung, sowie die gesicherte Mitarbeiterschaft Friedrich Pechts berechtigen dazu. A. V.

Karl Stielers Nachlaß.

Das ganze poetische Vermächtniß des verstorbenen Dichters ist in zwei kleinen Büchlein, im „Winter-Idyll" und „Culturbilder aus Baiern", enthalten. Es finden sich wohl, wie die kurze Vorrede zu dem ersteren bezeugt, in seinen Notizbüchern stenographische Entwürfe, wie er sie auf der Wanderung in einsamen Stunden, vielleicht auf längeren Eisenbahnfahrten, zum Theil in eigen erfundenen Zeichen, niederzuschreiben pflegte. Aber selbst wenn diese Zeichen entziffert würden, wäre der Nachlaß nicht groß. Denn Stieler pflegte mit einer Arbeit, die ihm reife Gestalt gewonnen zu haben schien, nicht zurückzuhalten.

Das Winter-Idyll*) war das Letzte, woran er arbeitete. Er trug das schmale Heft der sorgfältig geschriebenen einzelnen Blätter fast immer bei sich, und es war ihm Bedürfniß, seinen vertrauteren Freunden daraus vorzulesen. Die kurze Vorrede erläutert ferner, daß diese Dichtung Fragment geblieben. Erführen wir das nicht an dieser Stelle, das Gedicht selbst würde es uns nie verrathen. Es ist freilich so angelegt, daß man noch Vieles hinzuthun kann, ohne die Einheitlichkeit zu stören. Der Dichter wird zu einem Mahle in heiterem Freundeskreise eingeladen, geht aber nicht hin, er schreibt vielmehr der Wirthin in launigen Versen ab und flüchtet sich auf sein in den Bergen gelegenes stilles Landhaus.

Ich bin untröstlich, gnädige Frau! Soeben
Kommt Ihr Billet für Sonntag zur Soirée.
Wie schade, daß ich mich gezwungen seh',
So schönen Händen einen Korb zu geben . . . .
Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl
Und glauben Sie, ich weiß, was ich verliere!
Doch kann's nicht sein. Mit tausend Dank der Ihre.
Sein könnt' es wohl, mich aber kränkt die Fülle
Der bunten Welt mit ihrem Lärm und Wahn.

Und so träumt denn der Dichter ganz allein in seinem kleinen Häuschen von seinen „Kinderzeiten", von seinem ersten Liebchen, das ihn gelehrt, im Dialekt zu dichten. Er ruft sich das Bild seines früh verlorenen Vaters zurück und denkt sinnend an seine noch lebende Mutter. Sein Weib und seine Kinder schließen den

*) Ein Winter-Idyll von Karl Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.

Kranz seiner Erinnerungen. Es ist Mitternacht vorbei, da er sich wieder auf sich selbst besinnt.

> Was hat das eigne Herz mir hier erzählt?
> In einer Stunde — das Geschick der Jahre,
> In einem Winkel — allen Traum der Welt.

Und zum Schluß fragt er sich:

> „Wer hat das bessere Theil davongetragen?
> Jetzt fahren sie wohl heim aus der Soirée,
> Im schlanken Seidenkleid, im crêmeweißen,
> Und spüren nichts von Sternen und von Schnee.
> Dann aber löst die gnädige Frau ihr Haar,
> Und denkt: „Wie reizend es heut Abend war!"
> Wer hat das bessere Theil davongetragen?
> Wenn ich daheim bin, werden sie wohl fragen,
> Was ich erlebte. — Doch dann schweig ich still.
> Was ich erlebte? . . . Nichts. — Nur ein Idyll.

Und dies Idyll ist trotz des Fragmentarischen Stielers reifste Leistung. Was des Lyrikers höchste Kunst ist, in dem Leser die Stimmung zu erzeugen, die ihm die Dichtung eingegeben, das kommt in dem Winteridyll in vollendetster Weise zum Ausdruck. Die Versificirung ist leicht, anmuthig, ungesucht, die Gedankenübergänge ohne Gewalt herbeigeführt, das Ganze von anspruchsloser Einfachheit und tiefster Wirkung auf den empfänglichen Leser. Soll man durchaus bezeichnen, welches einzelne Capitel den Preis verdient, so wird man immer noch schwanken zwischen dem „Im Dialekt" überschriebenen und der Ansprache „An meine Kinder". Es bedarf unserer Meinung nach gar nicht der wie Entschuldigung klingenden Bemerkung, die der ungenannte Herausgeber und Freund des Dichters dem Winterdyll vorausschickt: „Ein Abschiedswort an das Leben, wie es hier vorliegt, wendet sich an das Herz Derer, die es empfangen, nicht an den kritischen Verstand." Es bedarf, wie gesagt, dieser Entschuldigung durchaus nicht. Das Winteridyll ist eine vollendete lyrische Schöpfung.

Die Sammlung prosaischer Arbeiten unter dem Titel „Culturbilder aus Baiern" hat Professor Heigel auf Wunsch der Familie seines Freundes herausgegeben.*) Es ist eine Auslese aus Vorträgen, welche Stieler im Laufe der letzten zwölf Jahre in vielen deutschen Städten gehalten hat. Die Sammlung trägt, obwohl die Arbeiten zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken entstanden sind, ein ziemlich einheitliches Gepräge. Sie enthält mit einer einzigen Ausnahme Culturbider aus Alt-Baiern, und auch der Aufsatz, den wir als Ausnahme bezeichnet haben, beschäftigt sich mit einem gefeierten Künstler (Defregger), der von Geburt zwar nicht dem baierischen Lande, wohl aber dem baierischen Stamme angehört und in seiner Eigenart sich trefflich dem Rahmen des Ganzen einfügt. Stieler kannte seine Heimat wie Wenige. Er schildert sie mit dem Herzen voll treuester Anhänglichkeit und mit der Beobachtungsgabe eines kenntnißreichen, auf der Höhe der Bildung stehenden Mannes. Stielers Prosastyl ist ein leicht fließender und klarer, und die vielfachen, hübschen baierischen Verschen, die in die Vorträge eingestreut sind, geben ihnen etwas Frisches und Echtes. Stielers Nachlaß ist nicht reich an Umfang, aber er ist reich an Inhalt.**) R. L.

Umschau auf dem Büchermarkte.

Im Anschluß an unsere Weihnachtsumschau im vorigen Hefte wollen wir auch diesmal unsere Leser mit einer Anzahl Bücher bekannt machen, die, da unsere Be-

*) Culturbilder aus Baiern. Von Carl Stieler. Mit einen Vorwort von Prof. Dr. Carl Theodor Heigel. Stuttgart, Adolf Benz u. Co.

**) Während des Druckes dieses Heftes gingen uns zu: Karl Stieler. Drei Buschen. Illustrirt von Hugo Engl — und: Natur und Lebensbilder aus den Alpen. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.) Das erstgenannte Buch vereinigt Stieler's früher erschienene Gedichtsammlungen zu einem Ganzen; das zweite enthält kleinere noch unveröffentlichte Prosaarbeiten.

sprechung noch lange vor dem Feste in ihre Hände kommt, vielleicht für den Einen oder Anderen ein Interesse haben. Wir beginnen wie damals mit den erzählenden Dichtern.

„Harte Köpfe." Eine Geschichte von Friedrich Lange. Leipzig—Berlin, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Der Verfasser schildert den querköpfigen Apotheker von Blaßpingen, der in diesem, seinem Heimatsdorfe den Kampf für Freiheit, Toleranz und Aufklärung auf sich genommen hat, in welchem er schmählich Schiffbruch leidet. Mit seinem Jugendfreunde, dem Pfarrer, geräth er in diesem unfruchtbaren Kampfe in schwere Conflicte, welche deshalb einen tragischen Hintergrund erhalten, weil die beiden Söhne des Apothekers zu den beiden Töchtern des Pfarrers in heißer Liebe erglüht sind. Ein sanfter, plötzlicher Tod überhebt den Apotheker nach einer wahrhaft demüthigenden Niederlage allen seinen Enttäuschungen und ebnet den beiden Liebespaaren den Weg zu gemeinsamer Vereinigung, und der „harte Kopf" des Pfarrers wandelt sich bald zu milderer Denkungsart. Der von dem Verfasser angewandte Humor ist nicht gerade der landläufige, der auf alle Gemüther mit gleicher Gewalt einwirken muß, aber wer ihn heraus zu lesen versteht, wird seine Freude an demselben haben und willig erkennen, daß in dem schlichten Gewande dieser Geschichte sich ein gesunder Kern befindet, der dem besseren Geschmack zusagen muß.

„Der Zigeunerbaron und andere Novellen" von Maurus Jokai (Breslau, S. Schottlaender) enthält fünf Erzählungen des ungarischen Dichters: „Der Zigeunerbaron," „Traum und Leben", „Fürst und Fra Diavolo", „Barak Hageb und seine Weiber" und „Zwei Hochzeiten". Ein Theil dieser Erzählungen ist unseren Lesern aus unserer Monatsschrift bekannt. „Der Zigeunerbaron" wird gerade im gegenwärtigen Augenblicke, wo Meister Strauß seinen Stoff zu einer Operette benutzt hat, in ganz besonderem Grade das Interesse des Lesers fesseln. Die Verehrer der unerschöpflichen Phantasie Jokais, die in der Erfindung unmöglich scheinender Situationen sich an die äußerste Grenze wagt und dieselben nachher mit größter Geschicklichkeit wahrscheinlich zu machen und zu lösen weiß, werden hier besonders auf ihre Kosten kommen.

Adolf Wilbrandt. „Der Wille zum Leben." „Untrennbar." Novellen. (Stuttgart, J. Engelhorn.) Das Heftchen bildet den siebenten Band von Engelhorns allgemeiner Roman-Bibliothek und ist mit dem Bilde des Dichters geschmückt. Das Bild selbst stammt aus der Zeitschrift „Nord und Süd".

P. K. Rosegger, der treffliche Erzähler, eröffnet eine neue Ausgabe seiner Schriften. Das schöne Papier und der gute Druck, wie die zierliche Ausstattung im Allgemeinen machen diese Ausgabe zu Geschenken besonders geeignet. Zum Lobe Roseggers brauchen wir Nichts zu sagen; er ist allgemein als einer der besten Erzähler unserer Zeit geachtet, und die Leser unserer Zeitschrift sind sicherlich seine Freunde. Uns liegt gegenwärtig die sechste Auflage von „Die Schriften des Waldschulmeisters" (Wien, Pest. Leipzig, A. Hartlebens Verlag) vor. Die übrigen Bände sollen in Kürze folgen.

„Der verzauberte Apfel", eine Seminaristen-Geschichte von H. Bauer (Stuttgart, Robert Lutz), schildert, in humoristischer Weise an das „Landexamen" anknüpfend, die Schuljahre in dem Württembergischen theologischen Seminar. Die „Stiftler" sind von den schwäbischen Dichtern schon manchmal behandelt worden, waren aber bei ihnen nicht die Hauptsache der Darstellung, bei Bauer bilden sie den eigentlichen Gegenstand der Erzählung. Die Geschichte streift satyrisch die kleinlichen Verhältnisse der Kleinstaaterei, wie sie sich vor 1870 darstellen.

Von den Lyrikern, die uns zum Feste ihre Geschenke bieten, sei an erster Stelle erwähnt:

„Bunte Blätter", vier Bücher neuer Gedichte von Julius Sturm (Wittenberg, R. Herrosé). Der greise Dichter hat hier die Producte seiner letzten Jahre gesammelt. Die Auswahl ist nicht allzugroß und deutet auf strenge Selbstkritik. Sturms Eigenart ist bekannt; sinnig, oft schalkhaft, in den Balladen männlich ernst und kräftig, reihen sich diese „Bunten Blätter" seinen früheren Gaben ebenbürtig an.

„Gedichte von Hieronymus Lorm." Vierte, stark vermehrte Auflage. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.)

Der Hauptvorzug dieser Gedichte, deren Bedeutung längst anerkannt ist, besteht in der sicheren und formvollendeten Verschmelzung tiefer, meist ernster Gedanken mit echtem lyrischen Gefühl. Es sind die Erzeugnisse einer in rastloser Gedankenarbeit, durch reiche schmerzliche Erfahrungen gereiften gemüthstiefen Mannesseele. Das Leben ist dem Dichter selten in heiterem Lichte erschienen, weil seine Blicke nicht an der Oberfläche haften blieben, sondern in das innerste Wesen der Dinge eindrangen. Die Wahrheit steht bei ihm oben an und tritt stets im Bunde mit der Schönheit auf.

„Gedichte von Martin Greif." Vierte durchgesehene und stark vermehrte Auflage (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung). Einer Anpreisung bedürfen Greifs Gedichte nicht mehr. Unter Denjenigen, welche ihre Lectüre mit Geschmack auswählen, hat er unzählige Verehrer. Greif ist einer unserer bedeutendsten Lieder- und Balladendichter, und auch seine dramatischen Werke, so steht zu hoffen, werden in kurzer Zeit die Anerkennung finden, die sie verdienen. Der vorliegende Band ist in der That ein stark vermehrter, und gerade unter den neuen Gaben befinden sich ganz hervorragende.

Ein älterer Freund und Liebling unseres Volkes tritt vor uns in:

„Gedichte von Friedrich Rückert." Neue Auswahl. 22. Auflage. (Frankfurt a/M. J. D. Sauerländers Verlag.) Die Auswahl ist so getroffen, daß wir aus den Hauptwerken des Dichters das Beste bekommen. Seine Vielseitigkeit und seine Sattelfestigkeit in allen Formen geht aus dieser Sammlung auf's Klarste hervor Man sieht, der Herausgeber kennt Rückerts Werke sehr genau und hat mit richtiger Wahl das Dauernde von dem Schwächeren unterschieden. In dieser Gestalt dürften Rückerts Gedichte noch eine große Anzahl von Auflagen erleben.

„Faust, der Tragödie dritter Theil." In drei Acten und einem Nachspiel treu im Geiste des zweiten Theils des Goethe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Alegoriowitsch Mystificinsky. So lautete der Titel einer poetischen Travestie, die vor vielen, vielen Jahren erschienen ist und ungeheueres Aufsehen gemacht hat. Damals kannte man den Verfasser nicht; heute weiß Jedermann, daß Professor Dr. Friedrich Vischer diesen köstlichen Scherz in die Welt gesetzt hat, und die zweite umgearbeitete und durch ein Nachspiel vermehrte Auflage, welche die H. Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen auf den Weihnachtsmarkt bringt, wird sicher ihre Freunde finden.

Von F. W. Webers Dichtung „Dreizehnlinden" (Paderborn, Ferdinand Schöningh) welcher wir im vorigen Monate eine ausführliche Besprechung gewidmet haben, liegt zum Feste die 28. Auflage vor.

Dichter und Künstler haben sich verbunden in der

„Münchener Bunten Mappe." Originalbeiträge Münchener Künstler und Schriftsteller. (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.)

Auf dem Weihnachtstische ist diese Mappe schon ein bekannter Gast geworden, deren Erscheinen mit jedem neuen Jahrgang neue Ueberraschungen bietet. Die fünfzig artistischen Beiträge, deren meisterhafte Wiedergabe durch die Phototypie immer von Neuem die gewaltigen Fortschritte dieser Kunst in den letzten Jahren erkennen läßt, geben einen Ueberblick über die Vielseitigkeit der Münchener Malerschule: jeder zeigt sich in seiner Specialität, obgleich es unmöglich ist, hier aller Einzelleistungen zu gedenken. Als Vorzüglichstes möchten wohl die drei Studienköpfe von Defregger, Fr. Aug. v. Kaulbach und Fr. v. Lenbach zu betrachten sein; wenn wir von den übrigen Bildern noch einige hervorheben, so ist dies eigentlich eine Ungerechtigkeit gegen die nicht namhaft gemachten, gleichwohl seien noch angeführt: Ed. Grützners Scene aus dem Klosterkeller: „Johannisberger Elsinger", „Eigener Heerd ist Goldes werth" von Jul. Kleinmichel, K. v. Bodenhausens „Rose", eine herrliche Mädchengestalt, W. Lindenschmits „Gefangenes Gothenmädchen", das historische Bild: „Kurprinz Friedrich Wilhelm von Brandenburg in Gefahr" von C. v. Piloty, die beiden ganz eigenartigen Darstellungen „Frühlingsschnee" von Nic. Gysis und „Die Seherin von Prevorst" von Gabr. Max, endlich ein liebliches Genrebild von Karl Raupp: „Verschiedene Passagiere." — Die literarischen Beiträge sind mit einem Worte als vornehm zu bezeichnen: Martin Greif, Jul. Grosse, Wilh. Hertz, Herm. Lingg, Ad. Fr. Graf von Schack,

Georg Scherer haben lyrische und epische Dichtungen geliefert, Paul Heyse einen lebensvollen Einacter: „Eine erste Liebe“, Wilh. Jensen eine ergreifende Erzählung: „Kommen und Gehen, wie es so geschehen“. Außerdem wird noch eine Reihe Essays aus Kunst und Wissenschaft geboten. F. V.

Als treffliche Illustrationen zu einem vielgelesenen modernen Dichter begrüßen wir die „Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers“. Nach Gemälden von Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, P. Groth-Johann, H. Kaulbach, Ferd. Keller, D. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann. In photographischen Reproductionen von Fr. Bruckmann in München. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, vormals Eduard Hallberger.) Die „Ebers-Gallerie“ umfaßt 20 Bilder. Daß uns die modernen mehr zusagen, als die zu den archäologischen Romanen, liegt, wie wir gern bekennen, an unserem individuellen Geschmack. Wir haben wenig Freude an den Darstellungen aus Aegypten; uns heimelt ein Bild wie: Hermann Kaulbachs „Ulrich mit Ruth während des Gewitters im Walde“, zu dem Romane „Ein Wort“, und W. A. Beers „Die Flucht“, zu demselben Romane mehr an, als die Illustrationen zur „Aegyptischen Königstochter“ und zu „Uarda“. Auch „Die Frau Bürgermeisterin“ hat zu lieblicheren malerischen Aufgaben Stoff geboten, als die archäologischen Romane. „Homo sum“, das wir stets als Ebers bedeutendste Arbeit betrachtet haben, wird vorzüglich illustrirt von Wilhelm Gentz, Alma-Tadema und Ferd. Keller. Die „Ebers-Gallerie“ wird jedenfalls von den vielen Verehrern und Verehrerinnen des Dichters auf's Freundlichste begrüßt werden.

Die eigentliche Geschenk- und Weihnachts-Literatur hat man wohl in den für unsere Kinder bestimmten Büchern zu sehen, und es entwickelt sich da auf dem deutschen Büchermarkt ein reger und erfolgreicher Wettstreit. Die Verlagsbuchhändler suchen für jedes Alter, für jede Geschmacksrichtung das Zutreffende herauszufinden, und unter der großen Auswahl muß in der That Jeder das ihm Zusagende, und auch dem Preise nach Entsprechende, finden. Wir beschränken uns auf die Aufzählung des Besten der uns zugesandten Bücher.

Das Nibelungenlied, für die Jugend bearbeitet von Ad. Bacmeister. 3. Aufl. Mit 4 Zeichnungen von Prof. Häberlin, und Das Gudrunlied für das deutsche Haus. Nach den besten Quellen bearbeitet von Emil Engelmann. (Stuttgart, Paul Neff.) Das erstgenannte Buch hat sich bereits manche Freunde erworben. Ueber die von dem Bearbeiter gewählte Kürzungsmethode läßt sich streiten, wie man auch vielleicht bezweifeln mag, ob sein Nibelungenlied wirklich „in seinem neuen Gewande den Lehrern der deutschen Sprache an oberen Klassen als ein für die Jugend vortrefflich geeigneter Stoff willkommen“ ist, d. h. an die Stelle der Simrock'schen Uebersetzung oder der neuesten und besten von Ad. Schroeter treten mag. Bacmeisters Uebersetzung liest sich glatt, wie man dies von ihm nicht anders erwartet, ist aber bei näherer Vergleichung nicht frei von störenden, sehr prosaischen Flickworten; man lese z. B. gleich Str. 3 (4): „Drei Könige pflegten ihrer, edel genug und reich,“ u. a. Ein Inhaltsverzeichniß der Abenteuer wäre zu wünschen. — Engelmanns Gudrunbearbeitung stellt sich seinem früher erschienenen „Nibelungenlied“ würdig zur Seite. Das höchst elegant mit 6 schönen Lichtdrucken und vielen kleinen Holzschnitten ausgestattete Buch hat einen verhältnißmäßig billigen Preis, und wir möchten es deshalb namentlich recht oft in den Händen von Deutschlands Töchtern erblicken. Die Klippe, welche für die Neueren die etwas schwerfällige Gudrunstrophe bildet, hat der Bearbeiter geschickt dadurch vermieden, daß er dafür Kurzzeilen mit je drei Hebungen, den sogen. Hildebrandston, gesetzt hat; wenn der Ton des Ganzen auch dadurch etwas bänkelsängerartig wird, so ist wenigstens die leichte Lesbarkeit gewonnen. Die Uebersetzung ist so fast eine Umdichtung geworden. Die kleine Abhandlung am Schlusse über „Ursprung, Dichter und Bearbeiter des Gundrunliedes“ enthält, wie natürlich, neben vielem Belehrenden auch manches sehr Hypothetische.

F. V.

Die Verlagshandlung von Meißner u. Buch in Leipzig bringt eine ganze Anzahl Bilderbücher auf den Markt. Sechs reizend ausgestattete Bände, von denen die Mehrzahl für die „lieben Kleinen“ im Alter von 4—9 Jahren bestimmt ist, machen die Wahl recht schwierig. Bei den Texten hat überall Julius Lohmeyer mit- „Jahrbuch für deutsche Mädchen“ mit einem Titelbilde. Außer einem vollständigen

gewirkt: die Illustrationen von Julius Kleinmichel, Karl Marr, F. Flinzer, Woldemar Friedrich, Karl Böhling und R. A. Laumann sind in reichstem Farbendruck nach scharf umrissener Zeichnung ausgeführt. Der Inhalt bietet sehr Verschiedenartiges, fast durchweg aber Vortreffliches. Neben eigentlichen Bilderbüchern „Kinderhumor“ und „Unser Hausglück“, die in anmuthigen Verschen allerlei Scenen aus dem Kinderleben schildern, steht eine Nacherzählung des altbeliebten „Robinson“, die freilich einem vierzehnjährigen Knaben kaum noch genügen dürfte, während „Fragemäulchen“ über vielerlei Dinge belehrende Auskunft ertheilt. Zwei Cabinetstücke köstlichen Humors sowohl durch Text wie Illustrationen sind „Kater Murrs Tagebuch“ und „Das tolle Buch“; für letzteres ist es jedenfalls die beste Empfehlung, wenn man versichert, daß einiges darin dem berühmten „Struwelpeter“ nicht nachsteht: Man lese nur die Geschichte von „Kathrinchen mit der gläsernen Nase“ von Victor Blüthgen oder die „Vom faulen Paul“ u. a. — mit Kindern! F. V.

Der Verlag von Otto Spamer (Leipzig, Berlin) sorgt wie immer für alle großen und kleinen Kinder.

„Pferd und Fahrer“ von Theodor Heinze, zweite Auflage mit 207 in den Text gedruckten Illustrationen und 1 Titelbilde, umfaßt die Fahrkunde in ihrem ganzen Umfange mit besonderer Berücksichtigung von Geschirr, Wagen und Schlitten. Der Schreiber dieser Zeilen versteht von diesen Dingen recht wenig und kann deshalb zur Basis seines Urtheils nur das Vertrauen in den Spamer'schen Verlag und in den Autor machen; die Ausstattung des Buches ist eine sehr schöne.

„Prinz Eugen, der edle Ritter, und sein allzeit bereiter Wachtmeister“ von Dr. Wilhelm Wägner und Johann Wägner, Leipzig-Berlin, Otto Spamer. Mit 110 Text-Abbildungen und 1 Titelbilde, ist ein Seitenstück zu dem Franz Otto'schen Buche: „Der große König und sein Rekrut“, das wir in der Jugend mit Heißhunger verschlungen haben.

„Zwei Naseweise auf der Ferienreise“, eine Tertianergeschichte von C. A. Becker, mit 35 Text-Abbildungen und 2 Tonbildern (Leipzig-Berlin, Otto Spamer) und „Die kleinen Thierfreunde“, 50 Unterhaltungen über die Thierwelt, ein lustiges Büchlein für Kinder im Alter von 7 bis 10 Jahren von Dr. Karl Pilz, fünfte neu bearbeitete Auflage mit 100 Text-Abbildungen und 1 Titelbilde (Leipzig-Berlin, Otto Spamer), tragen schon im Titel einen Hinweis darüber, für welches Alter sie bestimmt sind.

Otto Spamers „Neue Volksbücher, Abtheilung Jugendschriften und Volksschriften“, von welchen uns vorliegen: „Zum Schein“, Erzählung aus dem Volksleben von Ludwig Habicht, mit zwei Tonbildern, Kopfleisten und Initialen, und „Der verlorene Sohn“, Erzählung für die reifere Jugend von Philipp Körber, dritte Auflage, neu bearbeitet und herausgegeben von C. Michael, mit 2 Tonbildern, Kopfleisten und Initialen, sind durch ihren ungemein billigen Preis und wegen ihres sittlichen Gehalts und ihrer leichten Darstellungsweise Jedermann zugänglich.

Le livre Abécédaire français illustré pour les petits enfants. Par Mlle. Louise Bouc. Leipzig et Berlin, Otto Spamer, éditeur, wird unsere Kleinen durch die hübschen Bilderchen und Zierbuchstaben spielend in die ersten Geheimnisse der französischen Sprache einführen.

„Die illustrirte Kunstgeschichte“, Wanderungen durch das Reich der bildenden Künste auf dem Wege ihrer Entwickelung, von R. Göpel, zweite verbesserte Auflage, herausgegeben von Philipp Stein, mit 200 Textabbildungen und 2 Tonbildern, ist ein ganz treffliches Buch für Familien, die ihre Kinder früh in die Betrachtung von Kunstwerken einführen wollen. Es bietet nichts Schwieriges; im Erzählertone spricht es von den Stätten der Kunst und von dem, was dort besonders Schönes zu sehen ist. Es hält sich mit Verständniß an das Anekdotenhafte und führt doch so dem Wissen des Kindes reichhaltigen Stoff zu. Eine gute Vorbereitung für eine spätere Stufe der Kunstbetrachtung!

Erwähnt seien noch aus Spamers Verlag die alle Jahre wiederkehrenden Schülerjahrbücher von Dr. Max Vogler: „Deutsches Schülerjahrbuch“ mit einem Titelbilde. — Jahrbuch für Zöglinge deutscher Gymnasien, Realschulen und verwandter Lehranstalten mit vier Textabbildungen und einem Titelbilde. —

Kalendarium und einer Anzahl nützlicher Formulare bringen diese Schülerjahrbücher noch allerhand interessante Dinge: Erzählungen, Geschichtstabellen, Merktage u. dgl. m

Der Verlag von E. Hänselmann in Stuttgart legt viel Gewicht auf schöne Ausstattung, ganz besonders auf Farbendruckbilder. Die uns vorliegenden Erzählungen führen die Titel:

„Die Erfindung der Buchdruckerkunst", culturgeschichtliche Erzählung aus dem Mainzer Stadtleben im 15. Jahrhundert. Von Oscar Höcker. Mit vier prachtvollen Farbendruckbildern nach Aquarellen von Gustav Bartsch.

„Auf freiem Boden", eine Erzählung aus der Zeit des Befreiungskampfes der südafrikanischen Boers von Rudolf Scipio. Mit vier prachtvollen Farbendruckbildern nach Aquarellen von Gustav Bartsch.

„Feurige Kohlen", eine Erzählung für die Jugend aus dem 16. Jahrhundert von E. Biller. Mit vier prachtvollen Farbendruckbildern nach Aquarellen von E. Kepler.

„Elisabeth", eine Erzählung für junge Mädchen von Bertha Augusti. Mit vier prachtvollen Farbendruckbildern nach Aquarellen von F. Lipps.

„Der Großmutter Erzählungen". Zwölf allerliebste Geschichten für die Jugend von Henriette Schmidt. Mit vier prachtvollen Farbendruckbildern nach Aquarellen von F. Lipps. Auch hier ist, wie man sieht, für jedes Alter und für jeden Geschmack gesorgt. — Ein aus der Menge hervorstechendes Bilderbuch ist:

„Goldene Kindertage". Zwölf Farbendruckbilder nach Aquarellen von Prof. Carl Offterdinger. Mit Versen von Victor Blüthgen (Stuttgart und Leipzig, Wilhelm Effenberger — F. Löwes Verlag), ein wirklich prächtiges Buch, das wegen der schönen Verse und der herrlichen Bilder die wärmste Empfehlung verdient. Das kindliche Auge gewöhnt sich an eine geschmackvolle Farbenzusammenstellung, und das kindliche Gemüth wird die schönen Verse verständnißvoll nachempfinden.

„Buch deutscher Märchen", für Schule und Haus gesammelt von Ferdinand Schmidt. Vierte unveränderte Auflage. Mit vierfarbigen Bildern von Offterdinger (Berlin, A. Hag), ist eine Sammlung klassischer Märchen von Hauff, Brentano, Goethe (der neue Paris), Musäus, Grimm, Oldenburg, Houwald, Stöber, Jeremias Gotthelf und Ferd. Schmidt. — Erwähnt seien noch:

„Unterm Tannenbaum" eine Weihnachtsgeschichte von Max Ring (Berlin, Adolf Reinecke) — Laternamagica, Märchen und Geschichten von Emil Taubert (Berlin, Theodor Hoffmann), und Ein Vierblatt, Erzählung für junge Mädchen von Elisabeth Klee (Berlin, Richard Eckstein Nachfl. Carl Hammer).

Für große Kinder bietet der Verlag von T. O. Weigel in Leipzig:

„Neue Luxus-Spielkarten" nach den Originalen im Besitze des deutschen Kronprinzen: deutsche Spielkarte (36 Blatt) gezeichnet von Ludwig Burger; französische Spielkarte (36 Blatt und 52 Blatt) gezeichnet von Emil Döpler d. J. Es ist sehr wünschenswerth, daß der Gedanke der Verlagsbuchhandlung, durch diese schönen, stilvollen Karten endlich einmal die „billigen Scheußlichkeiten" vom Markte zu verdrängen, vom Publicum unterstützt werde.

„Widmung an Leipzig", Albumblätter aus Auerbachs Keller, herausgegeben von Fritz Frenzel, mit Illustrationen (Leipzig, Eugen Suftersohn), nennt sich eine Sammlung von Versen aus dem berühmten Leipziger Keller, die früheren Besuchern desselben eine angenehme Erinnerung sein dürfte.

„Allgemeiner Frauenkalender 1886", Hilfsbuch für Frauen von Lina Morgenstern, 2. Jahrgang (Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin), enthält außer dem üblichen Kalendarium eine umfangreiche Rubrik: „Zur gesetzlichen Stellung der Frau im Deutschen Reiche", ein Verzeichniß hervorragender Frauen aus allen Lebensberufen, ein Register aller Frauenvereine in Deutschland und einen literarischen Theil, dem das Bild der Frau Sophie von Kowalewska, Professorin an der Universität zu Stockholm, beigegeben ist. Das Buch in seiner handlichen Form und hübschen Ausstattung ist für Frauen eine sehr angenehme Weihnachtsgabe.

Aus der großen Anzahl der lieferungsweise erscheinenden Werke, die zum Theil zum Weihnachtsmarkte abgeschlossen werden, sei an erster Stelle „Friedrich Christoph Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk". 4. Ausgabe mit zahlreichen Abbildungen und Karten (Berlin, Oswald Seehagen) erwähnt. Eine Beurtheilung dieses längst allgemein anerkannten, im besten Sinne volksthümlichen Geschichtswerks wird man an dieser Stelle nicht erwarten. Die vorliegende vierte

Ausgabe, welche von Dr. Oscar Jäger und Dr. Franz Wolff von Neuem durchgesehen und ergänzt worden ist, bringt die Schlossersche Darstellung mit der historischen Forschung der Gegenwart in Einklang und führt sein Werk bis auf den heutigen Tag fort. Die Ausstattung dieser neuen Auflage ist besser als die der früheren. Die Verlagshandlung hat dem Werke eine große Anzahl von Abbildungen beigegeben, die sorgfältig ausgewählt sind; nur historisch beglaubigte und wahrhaft instructive Portraits und Schilderungen begleiten den Text. Das Schöne Bildniß Schlossers in trefflicher Wiedergabe durch Lichtdruck steht an der Spitze des Werkes. Schlossers Weltgeschichte verdient wegen seiner freien Anschauung die besondere Gunst des lesenden Publikums. Schlosser war einer der ersten, welche in einer Gesammtdarstellung der Weltgeschichte das Princip vertraten, daß nicht der Wechsel von Kriegsereignissen und Friedenszeiten den Gang der Geschichte ausmachen, sondern daß in den wechselnden Geistesströmungen und den sittlichen Bestrebungen der Völker der wahrhafte Fortschritt zu suchen ist

Geistesverwandt mit dem Werke Schlossers ist die ebenfalls lang eingebürgerte „Culturgeschichte der Menschheit", mit besonderer Berücksichtigung von Regierungsform, Politik, Religion, Freiheits- und Wohlstandsentwickelung der Völker, eine allgemeine Weltgeschichte nach den Bedürfnissen der Jetztzeit von J. F. Kolb, die jetzt in dritter, völlig umgearbeiteter Auflage erschienen ist (Leipzig, Arthur Felix) Das Buch erfordert allerdings einen denkenden Leser. Wer gewohnt ist, mit den Augen über die Zeilen hinwegzugleiten, wird von Kolbs Darstellung keinen Genuß haben; desto größeren aber findet Derjenige, der bei der Lectüre gern zum Nachdenken angeregt wird und der mit einigen Vorkenntnissen an das Werk herantritt. Das Werk liegt in zwei Bänden abgeschlossen vor.

Ein interessantes Experiment macht der Verlag von Franz Lipperheide in Berlin in der „Mustersammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern". Der Zweck dieser Sammlung ist ausgesprochener Maßen die Hebung des deutschen Illustrations-Holzschnitts. Unsere Künstler, wird in der Vorrede auseinandergesetzt, betrachten die Zeichnung als etwas ihrer nicht Würdiges, und da eine gute Zeichnung zur Holzschnittwiedergabe weit geeigneter ist, als ein Gemälde, muß nothwendigerweise ihre Vernachlässigung zugleich die Minderwerthigkeit unseres Holzschnitts gegenüber den Arbeiten ausländischer Blätter zur Folge haben. Die Lipperheide'sche Verlagshandlung hat ein Preisausschreiben erlassen, durch welches für die drei besten Originalzeichnungen drei Preise von 3000, 2000 und 1000 Mark ausgesetzt werden. In der „Mustersammlung" werden die näheren Bedingungen mitgetheilt und die Gesichtspunkte auseinandergesetzt, nach welchen zu verfahren ist. Die „Mustersammlung" selbst ist von Franz Skarbina ausgewählt worden und enthält vorzügliche Leistungen der Holzschneidekunst. Interessant ist die Beigabe des Facsimile-Lichtdrucks einer Gouache-Malerei von R. Caton-Woodville, welche den Zweck hat, zu zeigen, wie die Vorlage für einen gut ausgeführten Holzschnitt beschaffen sein soll. Die Sammlung hat nicht blos für Diejenigen Interesse, die sich etwa an dem Preisausschreiben betheiligen wollen; Jeder, der an hervorragenden Leistungen der reproducirenden Kunst Genuß findet, kommt hier auf seine Kosten.

Die ersten Lieferungen liegen vor von Eduard von Hartmanns „Ausgewählten Werken", wohlfeile Ausgabe in Heften zu 1 Mark (Berlin, Carl Danckers Verlag [C. Heymons]) und von N. Kostomarows russischer Geschichte in Biographieen, nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von W. Henckel (Leipzig, Franz Duncker), ein Werk, das gerade jetzt zur rechten Zeit kommt. Wir besitzen zwar eine deutsche Uebersetzung von Bestushew-Rjumins russischer Geschichte und noch manchen anderen hervorragenden Darstellungen der Vorzeit Rußlands. Nichtsdestoweniger begrüßen wir diese Geschichte in Biographieen mit Freude, besonders, wenn wir erwarten dürfen, daß die folgenden Lieferungen mit derselben Sorgfalt übertragen sein werden, wie die vorliegende. Sorgfalt ist bei Uebertragungen aus dem Russischen etwas Seltenes; wo man die Controle nicht zu fürchten hat, scheint man eben etwas leichter über seine Aufgabe zu denken.

Der „Neue deutsche Novellenschatz" (siehe unsere Anzeige in Heft 90), herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner (München u. Leipzig, R. Oldenbourg), ist bis zum 12. Bande gediehen. Die eben herausgegebenen Bändchen 10, 11 und 12 enthalten folgende hervorragende Erzählungen: „Mendel Gibbor"

von A. Bernstein, „Manuela“ von R. Artaria (vorher nur in unserer Zeitschrift gedruckt), „Woans ik tau 'ne Fru kam“, von Fritz Reuter, „Das Sündkind“ von Ludwig Anzengruber, „Der Hamlet von Tusculum“ von Richard Voß, „Die Geschichte eines Genies“ von Ossip Schubin, „Diebsgelüste“ von Joseph Friedrich Lentner, „Der Schmuck des Inka“ von Karl Frenzel und „Nach dem höheren Gesetz“ von Karl Emil Franzos.

„Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek (Stuttgart, J. Engelhorn) hat in ihrem zweiten Jahrgange, offenbar gestützt auf die Erfolge des ersten, bemerkenswerthe Fortschritte gemacht. Für den bescheidensten Preis werden uns geboten: „Der Steinbruch“ von Georges Ohnet, „Helene Jung“ von Paul Lindau — eine Erzählung, die unsere Leser aus unserer Zeitschrift kennen — „Maruja“ von Bret-Harte — alles Erzähler ersten Ranges.

„Das Wissen der Gegenwart“, deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete (Leipzig, G. Freitag, Prag, F. Tempsky) hat sich die Gunst des Publikums im vollsten Maße erworben. Die letzten vorliegenden Bändchen sind sehr geeignet, die Theilnahme für das Unternehmen zu steigern. Was hier für den Preis einer Mark geboten wird in Papier, Druck, Illustrationen und vor allem an werthvollem Inhalte, ist in der That erstaunlich. Nehmen wir beispielsweise Band 32 zur Hand: „Kunstgewerbe im Alterthum“ von Professor Dr. H. Blümner, zweite Abtheilung: „Die Erzeugnisse des griechisch-italienischen Kunstgewerbes“ mit 143 in den Text gedruckten Abbildungen, so finden wir die Darstellung eines zuverlässigen Fachmannes, vorzügliche Auswahl, instructive Bilder in einfacher, aber klarer, schöner Reproduction, einen dem Auge wohlthuenden Druck und einen geschmackvollen Einband. Wir kennen kein ähnliches Unternehmen, das mit gleicher Sachkenntniß und Zielbewußtheit geleitet wäre.

Bibliographische Notizen.

Lebens-Erinnerungen von Levin Schücking. Breslau, S. Schottlaender. 2 Bände.

Der vielgelesene Erzähler hat in den letzten Jahren seines Lebens eine umfangreiche Selbstbiographie geschrieben, die ursprünglich in einer Monatsschrift erschienen, nunmehr gesammelt in Buchform vorliegt. Schücking erzählt mit Leichtigkeit und angenehmer Unterhaltungsgabe über seine Person und seine Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen. Wir erfahren da Einzelheiten über eine stattliche Zahl von Männern, die uns werth und lieb sind, wie: Freiligrath, Simrock, Auerbach, Liszt, Theodor Döring, Saphir, Geibel, Justinus Kerner, Benedix, Gottfried und Johanna Kinkel, die deutsche Schriftsteller-Colonie in Paris: Heine, Herwegh, Hartmann, Carl Grün, Venedey, L. von Rochau, A. Weil und die mit dieser Colonie sich berührenden Henri Blaze de Bury, Alexander Herzen, Bakunin, Ponsard u. s. w. u. s. w. Das Capitel „Gutzkow“ widmet diesem Dichter eine ziemlich ausführliche Betrachtung und enthält außerordentlich interessante Briefe, die der Verfasser des „Uriel“ an Levin Schücking geschrieben hat. Sie haben insofern ein literarhistorisches Interesse, als darin von seinen eigenen Werken die Rede ist und ganz besonders sein Verhältniß zur Kritik, seine große Empfindlichkeit gegen Tadel aus ihnen spricht. Schückings eigene Gestalt und seine Lebensschicksale bilden so zu sagen nur den Faden, an dem sich die anderen mitgetheilten Thatsachen aufreihen. Die ihm im Leben näher standen, haben über ihn geurtheilt, „daß sie von der Harmonie, der ungesucht vornehmen Art seines Seins einen unauslöschlichen Eindruck hinweggetragen hätten“. Sie rühmten „die ruhige Klarheit seines Wesens“, „sein natürliches Sichgeben ohne jede Prätension“ und „die seltene Bescheidenheit, mit der sein großes Wissen, dem ein staunenswerthes Gedächtniß zur Seite stand, sich in der Unterhaltung kund that“. Die Leser seiner „Lebenserinnerungen“ werden einen ähnlichen Eindruck erfahren. Man gewinnt den bescheidenen Erzähler aus seinen „Lebenserinnerungen“ schnell lieb.

König Humbert in Neapel. Ein Gedicht von Adolf Brieger. Leipzig, Carl Reissner. Florenz, Turin, Rom, Hermann Löscher.

Adolf Brieger, durch seine Erstlingsdichtung „Krösus und Adrastus" als ein Dichter bekannt, der in Form und Inhalt seine eigenen Wege zu gehen pflegt, hat die fürchterlichen Tage, in welchen die Cholera in Süditalien wüthete, zum Gegenstande einer Dichtung in Terzinen gemacht. Der Titel „König Humbert in Neapel" deckt sich nicht ganz mit dem Gesammtstoffe und läßt besonders den leitenden Gedanken des Gedichts nicht klar hervortreten. Denn nicht um die Gegenwart des Königs und um den guten Einfluß, welchen dieselbe übt, handelt es sich; es soll gezeigt werden, daß die Noth den „Wettkampf thatenfroher Menschenliebe" in so hohem Grade herausfordert, daß darüber alle Verschiedenheiten der Lebensanschauung, der Stände, der Sitten u. s. w. vergessen werden. Der freidenkende Italiener, der seinem jungen König zujauchzt als dem Sohne des großen Vollführers des Einigungswerkes, der starre Katholik, der als treuer Anhänger des Papstes der neuen staatlichen Entwickelung feindlich gegenübersteht, der Laie wie der Priester, der gläubige Arzt wie der die letzten Resultate der Wissenschaft hochhaltende Forscher treffen auf einem Gebiete zusammen, dem — thatenfroher Menschenliebe. Die einzelnen Gesänge, in welchen dieser ethische Grundgedanke zum Ausdruck kommt, sind von packender Wirkung; nur der Anfang des Gedichtes scheint uns ein wenig zu breit. An Stelle der hergebrachten Anrufung der Muse, die absichtlich vermieden zu sein scheint, tritt eine Rückerinnerung an die Stätten des Leides, die zu anderen Zeiten der Schauplatz von Lust und Freude zu sein pflegen und die es auch dem Dichter waren. Diese Rückerinnerung führt in ungezwungener Weise zu dem eigentlichen Kern der Dichtung hinüber, würde aber, wie wir meinen, durch Kürzung bedeutend gewinnen. Die Hauptwirkung der Dichtung liegt in der wohlgelungenen poetischen Gestaltung modernster Ereignisse. Die Versificirung ist durchweg vortrefflich. Schon „Krösus und Adrastus" zeigte das Bestreben des Dichters nach strengster Formenreinheit. Kam dort das Vermögen dem Wollen nicht immer gleich, so ist hier in „König Humbert" in dieser Beziehung voller Ausgleich gefunden. Brieger wandelt mit Erfolg auf Platen'schen Pfaden.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Baumgart, Dr. Hermann, Goethes Weissagungen des Bakis und die Novelle. Zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters. Halle a. S., Verlag der Buchh. des Waisenhauses.

Beckhard, Christian, Unter Halbmond und Kreuz. Roman aus unseren Tagen. Braunschweig, Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn (Wiegandt & Appelhans).

Blum, Hans, Aus dem alten Pitaval. Französ. Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwig's des Dreizehnten, Vierzehnten und Fünfzehnten. II. Band. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlg.

Busolt, Dr. Georg, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. I. Theil. Bis zu den Perserkriegen. Gotha, Andreas Perthes. (Handbücher der alten Geschichte. II.)

Combes de Lestrade, G. L'empire Russe en 1885. Paris, Maurice Dreyfous.

Cronau, Rudolf, Von Wunderland zu Wunderland. Landschafts- und Lebensbilder aus den Staaten und Territorien der Union. Fünfundzwanzig Lichtdruckbilder nach Originalen des Herausgebers mit Erläuterungen in Poesie und Prosa von Friedrich Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte, Joaquin Miller, Paul Lindau, Robert von Schlagintweit, Balduin Möllhausen, Theodo, Kirchhof, Karl von Zittel, Frank Silber O. V. Deuster und Rudolf Cronau. Leipzig, T. O. Weigel.

Döhle, A., Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprechts Verlag.

Ehrlich, Otto, Mene Tekel. Harmlose Reimereien eines Modernen. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Emerson, Ralph Waldo, Ueber häusliches Leben. Ein Essay. Aus den Englischen von Selma Mohnike. Separatabdruck aus „Emersons Gesellschaft und Einsamkeit". Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachf.

— Ueber Bücher.

Erhard, Emile Das Meerweibchen. Novelle. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Ed. Hallberger).

Eschstruth, Nataly von, Katz und Maus. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Eyth, Max, Mönch und Landsknecht. Erzählung aus dem Bauernkrieg. Zweite Aufl. Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung.

— Wanderbuch eines Jngenieurs. In Briefen. 2. Ausgabe. I. Europa, Afrika und Asien. Heidelberg, Carl Winters Univer.-Bchhdlg.

Farina, Salvatore. Zwei Novellen. Corporal Sylvester. Scheidung. Deutsch von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel.

Fédéralisme ou Césarisme. Paris, E. Dentu.

Fleischmann, Adolph, Ein zweischneidiges Schwert Trauerspiel in fünf Acten. Wien, E. Martin.

Frohschammer, J., Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, sociales Leben und Erziehung. München, A. Ackermanns Nachf.

Fuchs, Reinhold, Gedichte. (1878—1885.) Dresden, Paul Heinzes Verlag.

Gryzanowski, Dr. Ernst, Ein Wort zur Verständigung über die Vivisectionsfrage. Hannover, Schmorl & von Seefeld.

Hauffe, Gustav. Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Anthropologie. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Heyse, Paul, Novellen. Himmlische und irdische Liebe. F. (V. R. J. A. Aui Tod und Leben. Achtzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Ibsen, Henrik, Brand. Ein dramatisches Gedicht. Deutsch von Julio Ruhkopf. 2. Aufl. Norden, Hinricus Fischer Nachf.

Jäger, Oscar, Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament. II. Aufl. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachf. (D. Jacoby).

Knortz, Karl, Irländische Märchen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit. Zweite Sammlung. Halle a. S., Verlag von O. Hendel.

Lang, Paul, Bündner und Schwaben. Eine Geschichte aus Schillers Jugendzeit. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Löwner, Heinrich Dr. phil, Populäre Aufsätze aus dem klassichen Alterthum II. Auflage. Prag, Verlag von H. Dominicus.

Linke, Oscar, Liebeszauber. Ein Schönheitsroman aus der Zeit des Perikles. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Martersteig, Max, Werner von Kuonefalk. Dichtung. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Martin, R., Dewin und Hammersee. Eine heimathliche Sage. Prag, Verlag von H. Dominicus.

Masson, J. F., Les Misères d'un homme de lettres. Berne Librairie J. Dalp (C. Schmid).

Meinhardt, Adalbert, Reisenovellen. Schloss Polia. Der Bildhauer von Cauterets. Frau Antje. Regatta. Berlin, Gebrüder Paetel.

Menger, Rudolf, Gräfin Loreley. Roman. Berlin, Gustav Behrend (H. Förstner).

Mitregenten und fromde Hände in Deutschland. Zürich. Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Nicolay, Zur Neujahrszeit im Postamte zu Nöddebor. Erzählung. Nach der dritten Auflage des dänischen Originals deutsch von W. Reinhardt. 5. Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachf.

Polleux, Henri. Les rivaux séculaires. Poésies républicaines et socialistes. Paris, Maurice Dreyfous.

Preyer, W., Die Erklärung des Gedankenlesens nebst Beschreibung eines neuen Verfahrens zum Nachweise unwillkürlicher Bewegungen. Mit 26 Originalholzschnitten im Text. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Putlitz, Gustav zu, Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Berlin, Gebrüder Paetel.

Remy, Nahida, Sicilianische Novellen. Berlin, Verlag von Rich. Eckstein Nachf. (Carl Hammer).

Rethwisch, Ernst, Der Stein der Weisen. Roman. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Rittershaus, Emil, Am Rhein und beim Wein. Gedichte. Zweite Stereotyp - Auflage. 3. Tausend. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.

Rodenberg, Julius, Bilder aus dem Berliner Leben. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel.

Rosegger, P. K., Waldheimat. Erinnerungen aus der Jugendzeit. I. Kinderjahre — II. Lehrjahre. Wien, A. Hartlebens Verlag.
— Das Buch der Novellen. I. Reihe. 5. Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schlenther, Paul, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. Ein Culturbild aus der Zopfzeit. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlg.).

Schubin, Ossip, Unter uns. Roman in drei Büchern. Zweite Auflage in einem Bande. Berlin, Gebrüder Paetel.

Scott, James George, Land und Leute auf Hainan. Eine Schilderung der Insel und ihrer Erzeugnisse. Deutsch von W. Rudow. Ilfeld a. H., Verlag von Ch. Fulda.
— Frankreich und Tonkin. Eine Beschreibung des Feldzuges von 1884 nebst Schilderungen von Land und Leuten. Deutsch von W. Rudow. Ilfeld am Harz, Verlag von Ch. Fulda.

Seidel, Heinrich, Jorinde und andere Geschichten. Leipzig, A. G. Liebeskind.
— Geschichten und Skizzen aus der Heimath. Zweite veränderte und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Settegast, Dr. H., Der Idealismus und die deutche Landwirthschaft. Breslau, Verlag von Wilh. Gottl. Korn.

Stieler, Karl, Drei Buschen. Weils mi freut! Habts a Schneid!? Um Sunnawend. Gedichte in oberbayrischer Mundart. Mit Illustrationen von Hugo Engel. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co.

Stoltze, Friedrich, Gedichte in Frankfurter Mundart. Siebente stark vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildniss des Verfassers. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.
— Novellen und Erzählungen in Frankfurter Mundart. Der rothe Schornsteinfeger. Die Flucht von Königstein. Der warme Deckel. Mit Illustrationen. Erstes Bändchen. Neue Auflage. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Stretton, Hesba, Die Schatzmeister des Herrn. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Daniel. Autorisirte Ausgabe. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Taine, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Dritte Abtheilung. Leipzig, Verlag von Ambr. Abel.

Villinger, H., Aus dem Kleinleben. Erzählung. Lahr, Moritz Schauenburg.

Vogt, Edmund, Dreizehn Satiren des Horaz im Versmaass des Originals übersetzt. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Friedrich von Hoffs. Essen, G. D. Baedeker.

Werner, R. M., Der Wiener Hanswurst. Stranitzkys und seiner Nachfolger ausgewählte Schriften. Zwei Theile. Wien, Verlag von Karl Konegen.

Wichert, Ernst, Geschieden. Schauspiel in vier Aufzügen. (Bühnen - Manuscript.) Königsberg, Hartungsche Zeitungs- und Verlagsdruckerei.

Zingerle, Dr. Oswald, Sterzinger Spiele. Nach Aufzeichnungen des Vigil Raber. Wien, Verlag von Karl Konegen.

Zu spät erkannt. Ein Zeitbild 1871—1873. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 36. — Heft 107.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1886.

Breslau
S. Schottlaender.

Februar 1886.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Franz von Defregger.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVI. Band. — Februar 1886. — Heft 107.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz von Defregger.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die Heilige der Steppe.

Novelle

von

Marie von Redwitz.

— Meran. —

Dem schlafenden Meere gleich, lagen die meilenweiten Flächen der südrussischen Ebene in duftigen, farblosen Nebel gehüllt; Geier und Krähen kreisten langsam und lautlosen Flügelschlages darüber; hie und da erschollen leise Lockrufe von Singvögeln, die in der tiefen Stille etwas Rührendes hatten.

Kaum bemerkbar gewann nach und nach das Licht die Oberhand, die feine Schleiermasse zertheilte sich in kleine, duftige Wölkchen und die ersten Sonnenstrahlen, welche, als leuchtende Linien vom Horizont ausgehend, sich über das Firmament spannten, sogen sie auf.

Immer glänzender, immer durchsichtiger ward der Aether, immer wärmer die Farbentöne, in denen die Landschaft leuchtete; bald wuchs das Licht zu unermeßlicher Fülle, zu blendendem Glanze, und den hellen Strahlen folgte die runde, goldene Sonnenscheibe, majestätisch und gebieterisch auftauchend.

Das ist ein lautloses Schauspiel, aber so überwältigend großartig, daß Jeder, der es zum ersten Male hier erlebt, der verschwenderischen Fülle von erhabener Pracht gegenüber steht, durchschauert ist von dem Bewußtsein seiner eigenen Armseligkeit und Kleinheit.

Ein leiser Wind strich über das Land und bewegte und wiegte die Grashalme und Rispen; wie ein Frösteln des Erwachens ging's über die schlummernde Pflanzenwelt. In schweigender, hehrer Schönheit glänzte das endlose Haideland. Wohin der Blick sich auch wandte, traf er nur leise Hügelwellen und immer wieder mit Frühlingsblumen bedeckte, unermeßlich weite Steppe!

Mitten drinnen stand ein kleines Landhaus, aus Holz gebaut, ein Choutur, den der Großvater des jetzigen Besitzers „Myr", das heißt „Friede", genannt.

Und friedlich lag er da, umrankt von üppig wuchernden Schlingpflanzen, denen es nicht genügte, die Außenseite des Gebäudes zu umspinnen, durch alle Ritzen hatten sie sich gedrängt und sie wachsend und schwellend erweitert. Seit langem scheint ihnen, wie auch den Anlagen um das Haus, keine Menschenhand mehr Einhalt gethan zu haben, denn da waren die Kieswege übergrast und die Sträucher, welche zu beiden Seiten stehen sollten, verschlangen in einander die Zweige. An den Garten stieß ein Weiher, an dessen Ufern Pflanzungen von Wassergurken angelegt waren, die sahen schon etwas wirthlicher aus; dafür sorgten Jene, die sich daran laben wollten. Ein Stück weiter in der Haide stand ein hocharmiger Ziehbrunnen.

Der Herr des Hauses, Graf Peter Schewitsch, war von den ersten Sonnenstrahlen, die ihm durch einen Ritz des Vorhangs im Schlafe auf's Gesicht gefallen, erwacht, sah einen Moment augenzwinkernd um sich, schien aber entschieden noch nicht geneigt, das weiche Lager zu verlassen, sondern wandte sich, nachdem er ein paar lästige Fliegen verjagt, der Wand zu, um weiter zu träumen. Doch hatte er kaum in dieser Lage die nöthige Bequemlichkeit gefunden, als ihn Hundegeheul, Pferdegestampf und Wagengerassel jäh aus diesem Halbschaf aufschreckte. Eine Postkalesche war in fliegender Eile vor dem Hause angefahren und der kleine Junge, der auf dem vordersten Pferde saß, schwang den Kantschuk, daß es dröhnend knallte. Die Hunde des Gehöftes, welche man ebensogut für Wölfe hätte halten können, sprangen kläffend an den Pferden empor, die nach der hitzigen Fahrt den weichen Boden stampften.

Eine Weile dauerte so der Lärm von Außen, dann wurde es auch im Hause lebendig, die Dienerschaft stürzte verschlafen, in eilig gemachter Toilette, aus der Thür, und drängte sich, um dem Herrn, der dem Wagen soeben entstiegen, Aermel und Rock zu küssen. Dieser wich allen Ehrenbezeigungen mit hochmüthiger Höflichkeit aus, indem er an ihnen vorbeiglitt und geschickt jede Berührung vermied, während er die Hausflur gewann.

Ihm voran polterte Wassilij, der Kammerdiener, die Treppe hinauf, um seinem Herrn die Ankunft des Prinzen Alexander Karabelew zu melden, aber gleichzeitig mit ihm stand auch dieser selbst schon unter der Thür, streckte lächelnd dem schlaftrunkenen Freunde die Hand entgegen und dieser rief verwundert:

„Was, um Himmels Willen, Sascha, fällt Dir ein, mit der Sonne zu erscheinen?"

„Ich hatte in Odessa weiter nichts zu suchen, fuhr die Nacht mit guten Pferden durch et me voilà! Willst Du weiter schlafen, so thue es; ich bedarf der Ruhe nicht!"

Damit hatte der Prinz auf einem altmodischen Polstersessel Platz ge-

nommen, seine kleine, runde Filzkappe auf einen anderen gelegt und fuhr nun mit der fast krankhaft weißen Hand über die zurücktretende Stirn, und durch das dunkle, ohne Scheitel nach rückwärts gestrichene, leicht gewellte Haar; dabei betrachtete er Peter, der, sich zwischen den weichen Kissen aufrichtend, sprach:

„Verzeih', wenn ich Dir keinen feierlicheren Empfang bereitet, aber in ein paar Minuten bin ich in den Kleidern, dann wollen wir frühstücken."

Peter wich noch immer dem Lichte aus und da der Gast die Thüre nach dem Balkon öffnete, mußte er geblendet einige Secunden die Augen schließen.

Prinz Alexander trat auf die Terrasse und tastend, fast stampfend prüfte er ein Brett nach dem anderen; einige davon gaben knirschend nach, doch als er sich versichert, daß das Gerüste ihn trage, ging er auf und ab, nahm aus seinem Etui eine Papyros und zündete sie an. Erst als er ein par Züge gethan, glitt sein Auge langsam und gleichgültig über das Haideland und die wogenden Felder. Es mochte ihm die eigenthümliche Natur keinen Eindruck machen, sie war ihm wohl nichts Fremdes und dann schienen unter seiner Stirne die Gedanken stets so eifrig zu arbeiten, daß ihm keine Muße blieb, den äußeren Dingen mehr als ein flüchtiges Betrachten zu gewähren. Er hatte fröstelnd seinen Rock höher zugeknöpft und ein weißes Foulard um den Hals geschlungen, fast ebenso farblos erschien seine Haut.

Während der Zeit hatte sich Peter angekleidet. Als die Beiden so nebeneinander standen, sah man deutlich, daß der Wirth jünger war, als der Gast, obwohl dessen geschmeidige Elasticität den Andern eher schwerfällig erscheinen ließ.

Sie traten in das sogenannte Speisezimmer, einen ziemlich weiten Raum mit geradbeinigen Stühlen der Empirezeit und schweren messingbeschlagenen Schränken an den Wänden, bei deren Anblick der Beschauer unwillkürlich einen antiquirten Duft in der Nase hatte, der ihm die schlechtgemalten Gestalten jener Zeit, die steif und ausdruckslos im wurmstichigen Rahmen die Wände schmückten, lebendig machte.

Inmitten stand ein Tisch mit einem nicht gerade blinkend geputzten Samovar und rund herum waren pikante Frühstückzuthaten, von denen die beiden Herren je nach Lust und Bedürfniß bald Dieses, bald Jenes zu sich heranzogen.

Wassilij, der verschlafene Diener stand, auf Befehle harrend, gähnend hinter dem Stuhle seines Herrn; als ihn dieser mit einer Handbewegung entließ, verschwand er mit einem breiten Grinsen, um sein zu früh verlassenes Lager wieder aufzusuchen.

„Wie lange gedenkst Du hier zu bleiben?" fragte jetzt Peter, indem er langsam ein Brot mit Butter bestrich und darauf kreuzweise kleine Stückchen gesalzener Fische legte.

Alexander hatte hastig ein paar Bissen zu sich genommen und sah mit einer gewissen Ungeduld der gleichmüthigen Behäbigkeit Peters zu.

„Ein paar Tage,“ gab er kurz zur Antwort.

„Ich dachte, Du wolltest Deinen Urlaub hier verbringen?“

„Was glaubst Du?“ meinte der Gefragte erstaunt. „Ich kam, weil meine Schwester es dringend wünschte, und gehe nach Paris zurück, sobald ich hier loskommen kann.“

„Oh, rief Peter jetzt enttäuscht, „ich meinte, Du wolltest Dich hier ausruhen und endlich auch einmal Deine Politik vergessen. Du hast genug gearbeitet und Deinen Nerven wäre Ruhe zuträglich.“

„Dazu habe ich keine Zeit,“ sagte Alexander und schloß die Augen.

„Du brauchst sie Dir ja nur zu nehmen, benütze einmal Deinen Urlaub wirklich als einen solchen. Für wen reibst Du Dich auf und quälst Dich mit dem Undankbarsten, was die Welt je ersonnen, mit dieser abscheulichen Politik? Eure schönsten Hoffnungen von heute sind morgen Chimären. Du arbeitest Dich todt und gelingt Dir ein Coup, steckt Dein fauler Chef die Lorbeeren ein — oder sollte es wahr sein, was die Welt sagt und was ich stets geleugnet, geschieht es nicht für den Herrn, sondern für die Herrin der Botschaft und entspringt die Fieberhast der Leidenschaft für sie?“

Ueber Alexanders Züge glitt ein gleichgültiges Lächeln.

Du überschätzest mich,“ sagte er, „ich habe kein heißes Blut für Frauen, es geht mir vielleicht der Sinn dafür ab, so kann ich Dich trösten, ich plage mich weder für den Botschafter, noch für seine Ehehälfte, sondern nur für mich ganz allein.“

So ist es also Ehrgeiz, der Dich dies aufregende Dasein voll Arbeit Tag und Nacht, dies Leben voll kühner, mißlungener, wieder neuaufzubauender Pläne, diese geistige Hetzjagd führen heißt um eines ungewissen Erfolges willen?“

„Was willst Du,“ sprach Alexander, „gegen Deine eigene Natur, gegen Dir angeborene Eigenschaften kämpfen? Mein Großvater war noch selbständiger Regent in Georgien und auch mir liegt das Herrschen im Blut; aber was will ein armer Teufel von Prinz, dem der Vater nicht hundert Dessätinen Land hinterlassen hat? Ich habe nicht Lust, in Ewigkeit depeschenentziffernder Attaché zu sein und fühle Sehnsucht und Fähigkeit, Macht über Viele zu besitzen. Der Anfang ist mühsam, aber man gewinnt Terrain Schritt für Schritt. Man prügelt sich nicht in der civilisirten Welt, aber es ist ein Kampf Kopf gegen Kopf, der Stärkere gewinnt, wenn er so klug ist, auch die Vortheile des Ringens nicht zu unterschätzen.“

Alexander und Peter nannten sich Freunde und doch konnten sie es der Verschiedenheit ihres Wesens nach kaum sein. Peter machte die Gegenwart des Prinzen stets zuerst befangen, und hätten sie nicht die Kinderjahre in einem Hause verlebt, wäre die Natur Alexanders für ihn eher abstoßend,

als anziehend gewesen; so aber, da sie ihm die Gewohnheit vertraut machte, sah er zu ihm hinauf, wie zu einem höher begabten Wesen, dessen Ueberlegenheit er gern anerkannte.

„Und was hast Du für Pläne?" fragte Alexander nach einer Pause.

„Ich," sagte Peter, „will bis nächsten Winter hier in Myr bleiben . vielleicht dann für einige Wochen nach Odessa gehen."

Schamröthe goß sich über sein ehrliches Gesicht und stieg bis in das Weiße der Augen, so tief traf ihn seines Gastes ironisches Lächeln.

„Dein Verschwinden aus Paris hielt ich für eine abenteuerliche Laune und als mir meine Schwester schrieb, Du seiest hier und ich solle bei Dir Station machen, glaubte ich nicht anders, als Du wärest gekommen, um einen kurzen Einblick in diese großväterliche Hütte zu thun. Daß Du nun anscheinend die öde Steppe als idealen Wohnsitz, den kleinen altväterlichen Choutur als Palais und vielleicht noch Deinen sächsischen Schafmeister als wünschenswerthesten Freund betrachtest, das ist mir neu und überraschend, und wenn Du erlaubst, so frage ich: ist es eine glückliche oder eine unselige Passion, die Dich auf diese Gedanken gebracht? Où est la femme là dedans?"

„Il n'y en a pas!" antwortete Peter, langsam seinen Thee schlürfend mit einem zufriedenen Lächeln. „Ich sage Dir, es war nur Ekel vor der Welt. Ich langweilte mich in Paris und als ich eines Morgens wieder einmal so unbefriedigt erwachte und einen langen Tag vor mir sah, voll Zerstreuungen, von denen mich keine zu fesseln vermochte, beschloß ich plötzlich mein Bündel zu schnüren und zu sehen, ob es sich nicht in dem Choutur leben ließe. Aus meinen Kindertagen war mir Myr in so fabelhafter Erinnerung und mich ergriff Sehnsucht nach der Heimat."

„Und Du willst nun behaupten, das Leben in dieser Einöde hier sei amüsanter, als Paris?" meinte Alexander lächelnd.

„Was nennst Du Amüsement? Das ist ein ungesunder Begriff, eine künstliche Anregung schon überreizter Nerven! Die amüsante große Welt ist schal und ekelig. Diese Hypercivilisation ist nichts als Firniß und Lüge, ich bemühe mich sie abzuschütteln und erlaube mir wieder Mensch zu sein. Mir ist dieses Leben zu verkünstelt und ich kann mich dabei nicht glücklich fühlen. Man kann als Mensch und Thier an Vieles sich gewöhnen. Ziegenböcke tanzen ja auch auf Flaschen und Affen essen am gedeckten Tisch, wie wenn sie nie anders gethan, aber wie wohl ist ihnen, wenn sie hinter den Coulissen wieder auf vier Beinen gehen können! — Siehst Du, so kommt mir das ganze Getriebe dieser sogenannten großen Welt vor. Frägt man sich, was es schließlich gewesen, so lautet die Antwort, man habe sich und den Anderen Komödie vorgespielt, selbst die Mühe des Schauspielers gehabt und dennoch theueren Eintritt zahlen müssen. Das lohnt sich nicht! Des mühsamen Bummelns überdrüssig, sehnte ich mich nach Ruhe, unbedingter Ruhe und empfand Heimweh nach meinen

alten Fesseln; wie gerne wäre ich wieder bei meiner guten Mutter in Wilna gesessen! Du weißt es selbst, wie sie mich mit Liebe und Eifersucht gehütet und als sie starb, hinterließ sie mich unerfahren und voll Illusionen. Begierig, die Welt und ihre Freuden kennen zu lernen, trank ich berauscht und entzückt aus vollem Glase, bis ich es übersättigt stehen ließ, denn ich passe nicht für sie und die Welt paßt nicht für mich, ihre Vergnügungen sind zu ermüdend."

„So ist es das!" rief Alexander, Peter auf die Schulter klopfend. „Ist die alte Bequemlichkeit wieder zum Durchbruch gekommen?"

„Du sagst es ja selbst, man könne nicht gegen seine Natur und ich bin nun einmal der Mensch, der Geschmack an Ruhe und Einfachheit findet."

„Aber Du führst doch zum mindesten ein philosophirendes Tagebuch?" neckte der Gast. „Anders kann ich Dich mir nicht denken!"

Peter antwortete nicht direct darauf und meinte nur: „Es ist am besten, man denkt nicht zu viel über sein eigenes Ich nach — man lebt eben so oder so — die Gewohnheit thut viel. Wenn ich so moralisch im Halbschlaf bin, habe ich mehr Chance, mich wohl zu befinden, als im Lärm der Welt, und schließlich kommt doch Alles auf Eines heraus, wer weiß in hundert Jahren noch von meiner Existenz und ob ich elend oder glücklich gewesen? Was ist der einzelne Mensch überhaupt? Ich habe mir nie viel auf meine Philosophie eingebildet, aber sie ist doch eine nicht zu verachtende Weisheit."

„Theorien, nichts als Theorien!" sagte Alexander. „Selbst die Sterne, die so vielen Geschlechtern zum Auf- und Niedergange geleuchtet, sind nicht ewig und der Mensch ist nichts als ein Sandkorn im Weltall — mit solch schönen Sätzen können wir wohl Gedanken einlullen, aber wir sind von Fleisch und Blut und kleben mit all unseren Interessen auf der Erde, man müßte denn aufhören, Ich zu sein, und das kommt dem Sterben gleich.

„Und das Ich ist alles was ich besitze, alles was ich bin und nie werde ich mir selbst entrinnen können! Wohl ist die Welt groß und die Ewigkeit unfaßbar, die einzelne Person dagegen ein verschwindender Punkt — mir selbst aber bin ich alles, der Anfang, das Ende und der Mittelpunkt, und ich bin viel im Vergleiche mit tausend Anderen, die ich um mich sehe. Warum soll ich dienen, wo ich herrschen kann? Mir sind hochfliegende Pläne Genuß und wer sagt, daß ich die hochgestecktesten Ziele nicht erreiche? Lohnt sich das nicht zu leben, zu streben? die eigene Kraft mit der Anderer zu messen; Stufe für Stufe zu steigen, bis die Schwingen ganz gewachsen, um einen kühnen Flug über die Häupter Vieler zu wagen? Mühe darf man freilich nicht scheuen und weil das Leben so kurz ist, muß man eilen dem Ziele zuzusteuern!

„Was hat die Philosophie gemein mit dem pulsirenden Leben? Hat der kühne Jüngling, der kämpfende Mann Zeit, seine Gedanken und Em-

pfindungen erst abzuwägen? Er steht mit den Füßen fest auf der Erde, den Blick gegen sein Ziel gerichtet; macht er sich zum Herrn der Umstände, so daß sie ihm Glück bringen müssen. Die Genien jener Weisheit sind die Gesellschaft der Besiegten und Müden, die ausgetreten sind aus den Reihen der Streitenden, und sie brauen ihnen, das Beste, was sie vermögen, jenen Trank zurecht, der sie aussöhnen soll — wir heißen ihn Resignation!

„Die Philosophie ist ein altes, schwätzendes Weib, dem wir erst Gehör schenken, wenn wir siech und an die Stube gefesselt sind. Sie ist das Product eines überreizten Verstandes, das, weil es selbst nicht lebt, keine Macht hat über wirklich Lebende, denn nicht Alle, die athmen, nenne ich so.

„Auf mein Banner habe ich die Hoffnung geschrieben, die blickt nicht lange trübe auf die zerstörten Luftschlösser und legt sich deren Fall zurecht, sie baut muthig neu auf, denn sie glaubt an Erfolg und will keine Zeit verlieren und sie muß siegen, vorwärtsstrebend und aufwärtssteigend — die Hoffnung ist das Beste, was wir im Leben besitzen — sie ist meist schöner sogar, als die Erfüllung unserer Wünsche selbst."

Peter bedeckte die Augen mit der Hand und lauschte dem sprechenden Freunde.

„Du magst Recht haben," sprach er dann, „aber mein Dasein ist so einfach, meine Existenz die eines so anspruchslosen, wunschlosen Weltbürgers, daß mir hohe Gedanken selbst Luxus erscheinen — ich wüßte nicht einmal, was ich hoffen wollte!"

„Deine Seele ist eingeschlafen, wie manchmal ein Glied einschläft, wenn man es lange nicht gebraucht; die erste Bewegung ist schmerzlich. Hat man aber erst wieder seinen vollen Gebrauch erlangt, kann man es nicht mehr zurückzwingen in den alten Zustand. Laß mich Deine Seele erwecken aus dem Halbschlaf zu glücklichem Selbstbewußtsein — empfange den Kuß des Königssohnes als schlafendes Dornröschen von meinen Lippen und erwache zum Fühlen und Denken. Du bist zu gut, um hier geistig zu verkommen."

Peter lauschte etwas verlegen der halb ernst, halb scherzhaft ironisch gehaltenen Schlußrede und doch war ihm wohl, daß sich ein Mensch um ihn kümmerte, es war ihm so lange nicht mehr geschehen.

„Du spielst wohl hier den reformatorischen Landwirth?" fragte der Gast nach einer Pause aufstehend.

„Das habe ich halb versucht und sogleich wieder aufgegeben, denn es geht nicht ohne große Ausdauer, welche mir die Sache nicht werth schien. Die Leute betrachten jede neue Einrichtung argwöhnisch und hinter dem Rücken arbeiten sie doch wieder nach ihrer gewohnten Weise. Es ist besser und friedlicher, man läßt Alles beim Alten; hat es Jahrhunderte so bestanden, mag es weiter so gehen; diese Art Bebauung und Pflege der Thiere hat ja auch ihre Berechtigung, warum soll man das plötzlich ändern? Es wächst

und gedeiht ja auch so, und ich mag die Menschen nicht, die sich und den Anderen nie Ruhe gönnen.

„Willst Du nicht vielleicht mit mir hinuntergehen," fügte er hinzu „ich will nur nachfragen, ob noch kein Stück Vieh der Seuche erlegen. Noch hat die Rinderpest in meinen Heerden nicht gehaust, aber ringsherum fallen die Opfer, auch in Tschernowitza."

Seitwärts vom Wohnhause lagen die Stallungen, die nur aus vier Mauern ohne Bedachung bestanden, die Räume waren leer, denn alles Vieh bewegte sich unter freiem Himmel.

Peter erkundigte sich bei den Leuten, ob noch kein Thier erkrankt, und sie meinten, die Pestjungfrau wäre über sie hinweggeflogen, ohne mit den Flügeln ihre Erde zu berühren.

„Du fährst doch für ein paar Tage mit nach Tschernowitza?" fragte Alexander. „Willst Du dann nach dem Frühstück einspannen lassen?"

„Ist Marussa hübsch geworden?" fragte der Prinz, nachdem Peter versprochen hatte mitzukommen.

„Ich sah sie nur ein paar Mal und sprach nicht viel mit ihr; mir schien sie noch ein Kind."

Jetzt sauste ein Tuban halbwilder Steppenpferde an ihnen vorbei, der Tränke zu. Voran der Leithengst mit fliegender Mähne und langem, verworrenen Schweife, der den Boden fegte, mit aufgeblasenen Nüstern und gestellten Ohren, hinter dem Haufen drein jagten, die Peitsche schwingend, braune, gelenkige Tataren.

* * *

Während die beiden Herren in lebhaft geführten Gesprächen den weiten Weg dahinrollten, zogen schwere Wolkenmassen den Horizont herauf. Ein jäher Windstoß trieb sie wie eine Herde Schafe zusammen, bis sie zur unheilverheißenden, düsteren Masse verschmolzen und die endlose Ebene in undurchdringliches Dunkel hüllten. Als fahlgoldene Schlange durchfuhren grell leuchtend Blitz auf Blitz die Luft; laut dröhnend rollte unmittelbar der Donner hinterher.

In solch hellen Augenblicken stand in dem geisterhaften Licht als scharfe, dunkle Silhouette das breite, einstöckige Haus der Grafschaft Tschernowitza.

Hatte man sich die Richtung gemerkt, sah man auch jetzt in der Dunkelheit einen röthlichen Lichtschimmer, der von einer Lampe ausgehend durch das Fenster fiel.

Dort im Saale, wie man das größte Zimmer zu nennen pflegte, saß nach dem Diner die Familie des Gutsherrn, des Grafen Tscherlow.

Nahe an der Lampe war ein junges Mädchen über ein Buch gebeugt, indem sie die Stirn in beide Hände stützte. Zu ihren Füßen lag ein graubrauner Hund, der auch jener wolfsartigen Rasse angehörte. Er schien zu

schlafen und doch entging seinem wachsamen Ohr nicht das leiseste Geräusch, dem Auge keine Bewegung der Anwesenden.

So oft Blitze zuckten, sah das Mädchen einen Augenblick starr nach dem Fenster, wartete den Donnerschlag ab, um dann wieder den Kopf zu senken und ohne um sich zu schauen, weiter zu lesen. Othello fletschte bei jedem Blitzstrahl feindselig die Zähne und knurrte leise vor sich hin.

„Sascha wird keinesfalls bei dem Wetter mehr kommen, selbst wenn er heute schon in Myr wäre, er müßte denn sehr frühe von dort weggefahren sein," sprach Gräfin Tscherlow, die in einer Ecke auf der Chaiselongue lag.

Sie richtete sich dabei nicht auf, wandte nur leise den Kopf nach dem jungen Mädchen hin, dieses mit einem Seitenblick aus den schönen, wenn auch etwas geschlitzten Augen streifend. Dabei steckte sie wieder die Cigarrette zwischen die eng aneinandergereihten Zähne.

„Marussa, was liest Du wieder, daß Du nicht hörst und mir keine Antwort giebst?" fragte sie nun, blies einen langen, dünnen Rauchstreifen durch die schmale, hübsche Nase und kniff leicht den kleinen, reizenden Mund zusammen.

Wie aus einem Traume war das Mädchen jetzt aufgeschreckt.

„Verzeihe," rief diese jetzt hastig aufspringend, „ich dachte, Du sprächest mit Papa."

„Laß nur," sagte die Gräfin, die stürmische Umarmung abwehrend, „Du mußt Dir gemäßigte Bewegungen angewöhnen, Kind!"

Dabei hielt sie fingerspreizend die kleinen, gepflegten, mit kostbaren Ringen bedeckten Hände gegen die Tochter.

Marussa wandte sich und ging einige Schritte seitwärts, wo an einem Nebentische hinter einem ausgebreiteten großen Zeitungsblatte, mehr schlafend als lesend, ein Herr saß. Diesem fuhr sie mit der Hand über die kurzgeschorenen Haare und drückte ihm einen schnellen Kuß auf die Stirne. Er erhob das Haupt und sah mit kopfnickendem Lächeln in die dunklen Augen der Tochter, die auf ihren Platz zurückging, um sich wieder in ihr Buch zu vertiefen.

Es hatte während der Zeit aufgehört zu donnern, die Blitze flammten immer fahler und unbestimmter. Jetzt unterbrach Hundegebell aus dem Hofe die tiefe Stille und als Marussa das Fenster öffnete, um sich hinauszubeugen, drang der Lärm von Stimmen herauf.

„Onkel Sascha ist nun doch gekommen und Peter Iwanowitsch mit ihm!" rief sie, auf einen Wink der Mutter das Fenster wieder schließend; dann eilte sie auf der Treppe den Ankommenden entgegen, indem sie den Hund am Halsbande festhielt und mit Schmeichelworten sein Knurren beschwichtigte.

Nicht ein Kothspritzer war an den beiden Herren zu sehen, aber unten stand der Wagen mit einer dicken, zähen Kruste überzogen und der Kutscher wischte sich nur Augen und Mund rein, um mit dem von Iwan, dem Haus-

Hofmeister, dargebotenem Glase Wodka liebäugeln zu können, bevor er es in die durstige Kehle goß.

Die Gräfin hatte sich erhoben, um ihren Bruder zu umarmen und er berührte ihre Stirn mit den bleichen Lippen.

„Kind, was bist Du gewachsen!“ sagte der Prinz zu Marussa, nachdem er den Schwager bewillkommt. Er zog sie in's Bereich der Lampe und faßte sie am Kinn.

„Laß einmal sehen, was aus Dir geworden?“ meinte er lächelnd, ihr voll in's Gesicht blickend.

Othello lauerte und schnappte nach der Hand des Angekommenen, der erschrocken und nervös zurückfuhr.

„Was hast Du da für einen abscheulichen, eifersüchtigen Köter?“ fragte er.

„Sage mir nichts gegen ihn,“ bat Marussa nun schmeichelnd, „er thut Niemandem etwas, denn er folgt mir auf's Wort. Ich habe ihn verlassen gefunden und selbst aufgezogen, wie kann er seine Dankbarkeit und Treue anders beweisen, als daß er mich zu beschützen meint? — Still Othello,“ fügte sie, den Hund streichelnd, hinzu, „Du mußt Dich an den Herrn gewöhnen, er gehört in's Haus und ist mein Freund und dieser auch,“ sagte sie, Peter, der später eingetreten war, die Hand reichend.

Prinz Alexander war der acht Jahre jüngere Stiefbruder der Gräfin. Zwischen den Beiden bestand eine anhängliche, treue Liebe und er bewies der schönen Schwester fast zärtliche Rücksichten, deren sich sonst von ihm Niemand rühmen konnte.

Nachdem den Angekommenen im anstoßenden Speisezimmer das Diner nachservirt war, ging man wieder in den Saal zurück, wo die Gräfin ununterbrochen rauchend ihren Platz auf der Chaiselongue einnahm, Alexander sich ihr gegenüber setzte, während Peter seinen Sitz, wie die sonstigen Male seiner Anwesenheit, auf dem niederen Divan fand, der mit einem älteren, persischen Shawl überzogen war. Er fuhr mit flacher Hand, wie tastend, darüber hin und her, als suche er etwas; nach einer Weile steckte er den kleinen Finger der rechten Hand in ein von Motten gefressenes Loch und bohrte darin herum, anscheinend nicht zum ersten Male. Mit der anderen Hand hatte er ein Kissen nach dem anderen zu sich herangezogen, so daß er ganz von Polstern umbaut war. Wenn er sprach oder zuhörte, sah er dabei die Personen mit seinen merkwürdig tiefen, stahlblauen Augen an.

Iwan hatte den Samowar hereingebracht und vor Marussa gestellt, die nun den Thee bereitete und Peter die erste Tasse reichte.

Er goß davon einen Theil in die Untertasse und diese auf den Fingerspitzen haltend, blies er leise darüber, bis er erkaltet, nahm ein Zuckerstückchen, das er vorher in die Handhöhlung gelegt hatte, in den Mund und trank die Flüssigkeit etwas schlürfend.

Die Gräfin warf von Zeit zu Zeit einen spöttisch lächelnden Blick auf ihn, er aber ließ sich nicht irre machen, seinen Thee in der Weise weiter zu trinken, wie die „kleinen Leute" zu thun pflegen.

Prinz Alexander schüttete den Inhalt einer Tasse nach der anderen hinab; seine Züge belebten sich sichtlich und die Augen nahmen mehr Glanz an.

Man sprach von Diesem und Jenem. Die Gräfin erkundigte sich besonders nach Paris und den gemeinsamen Freunden, nach den verschiedenen Salons und den Schönheiten, die den Ton angaben.

Peter hatte das Gefühl, als sei seine Gegenwart in dem Familienkreise störend, obgleich es ihm angenehm war, mehr Menschen um sich sprechen zu hören, Menschen, die für einander reges Interesse zu haben schienen, denn Fragen und Antworten wurden rasch gewechselt. Er nahm nach etlichen scheinbar mißlungenen Versuchen einen kräftigen Anlauf, aus seiner bequemen Lage aufzustehen. Endlich griff er nach dem Buche, in dem Marussa vorher gelesen; der Hausherr, der seine Gegenwart auch für überflüssig halten mochte, bot ihm die neuesten Zeitungen an und folgte dem Gaste in das anstoßende Zimmer, die sogenannte Bibliothek, wo die Beiden sehr bald über einer Partie Schach saßen.

Marussa hatte sich dicht neben Alexander gesetzt, auf jedes seiner Worte mit Aufmerksamkeit gelauscht, seine Tasse vollgeschenkt, sobald er sie nur geleert und ihm, öfter als nöthig, unaufgefordert Papyros und Feuer gereicht.

„Nicht wahr, Sascha," sagte sie ihm jetzt, „Du bleibst lange, recht lange bei uns?" Dabei fuhr sie ihm mit der Hand durch das Haar.

Er sah sie verwundert an und sprach: „Wärst Du nicht so groß geworden, Marussa, könnte ich glauben, es sei noch die Zeit, da ich Dich meinen kleinen Schatten nannte, aber das ist lange her."

„Ja, Sascha hat Recht," meinte nun die Gräfin verweisend, „was für ein Kind reizend ist, paßt nicht für ein erwachsenes Mädchen, merke Dir das!"

Die Getadelte wurde roth bis an die Schläfe und antwortete: „Ihr sagt ja stets, ich sei noch ein Kind, wenn es Euch bequem ist; nun gut, für Sascha will ich das Kind sein."

„Geh' jetzt, Marussa," sagte die Mutter, „ich habe mit Sascha Manches zu besprechen."

Das Mädchen stand auf und ging; Alexander sah ihr nach und sprach dann: „Was wolltest Du sagen, Soninka?"

„Es ist höchste Zeit, Sascha, daß Du gekommen bist," begann die Gräfin, indem sie die Füße auf den Boden setzte, um besser Aug' n Aug' mit dem Bruder sprechen zu können, dabei streifte sie mechanisch die Falten und Spitzen des schwerseidenen Schlafrockes zurecht und schnellte die Cigarrettenasche auf den Teppich

„Seit ich vom Auslande zurück bin, habe ich auch nicht einen ange-

nehmen Tag verlebt. Eine wahre Misère, das Leben hier in dieser Einöde! So oft ich erwache, glaube ich erst recht in schwerem Traum zu liegen, wenn ich die Steppe und immer wieder die eintönige Steppe sehen muß. Je n'en peux plus! Meine Geduld ist zu Ende! Nicht die geringste Zerstreuung hat man, die Nachbarschaft ist unerreichbar weit und alle diese Menschen sind wenig anziehend; entweder verbauert oder unausstehlich, wie diese Zdanowitsch! So kann es nicht weiter gehen, es ist eine Existenz, zu der mir der Muth fehlt. Ich wäre ihr so gerne entronnen und nach Baden-Baden oder Paris gegangen, aber Paul behauptet, es gäbe keine Möglichkeit, die Mittel dazu aufzutreiben, er ist darin so schwerfällig und unbrauchbar. Marussas Claviermeister und Gouvernante hat er auch vor ein paar Wochen entlassen, obwohl ihre Erziehung durchaus nicht als vollendet zu betrachten ist."

Die Gräfin hatte während des Sprechens ihren Bruder angesehen, wie um zu ergründen, welchen Eindruck ihre Rede auf ihn hervorbringe.

Er starrte vor sich in's Leere und seine Miene blieb unbeweglich; kein Wunder, daß die blasse, hohe Stirne kein Fältchen aufzuweisen hatte; nur hie und da flog ein sonderbares, nervöses Lächeln über seine Züge.

„Du mußt Rath schaffen, Sascha," fügte die Gräfin ungeduldig und mit bittenden Augen hinzu. „Mein Witz ist zu Ende, aber Du bist fähig, Mittel zu ersinnen und Du mußt!"

„Ich muß, das weiß ich wohl!" antwortete er lächelnd. „Dir, Sonia, ist Geld eine Nothwendigkeit, es ist Dir etwas Rundes, was man ausgeben können muß, bei dem man aber nicht fragt, woher es kommt — es muß eben einfach vorhanden sein! Hier in Tschernowitza kommst Du mir ganz sonderbar vor, es ist Dir nicht der Mühe werth, witzig, geistreich oder graziös zu erscheinen. Für wen auch? Kerzenschimmer erst giebt Dir Leben — Du verwöhnte Treibhauspflanze; hier liegst Du wie verzaubert und harrst auf das Geräusch der klingenden Goldstücke, Dir gleichbedeutend mit der geschenkten Freiheit!"

„Laß diese Witze," unterbrach sie ihn, „ich weiß, wie ich bin, aber ich bin nun eben einmal so, man muß mit den gegebenen Verhältnissen rechnen."

„Gut, wollen wir es thun," sprach der Prinz ernster, „fangen wir an. Ist die Ernte verpfändet?"

„Schon vor Monaten."

„Kann nicht Vieh verkauft werden?"

„Selbst dieses nicht im Augenblicke, da die Rinderpest täglich die schönsten Stücke als Opfer fordert. Es hat keinen Preis."

„Könnte nicht Holz geschlagen werden?" fragte Alexander weiter.

„Paul hat die Nutznießung des Waldes drängenden Gläubigern überlassen, er behauptet, sie seien nicht anders zu beruhigen gewesen. Wenn ich nicht stets dagegen kämpfte, er gäbe allen Forderungen nach und wir säßen womöglich ohne Obdach auf freiem Felde. Hier leben wir ja eingeschränkt, aber im Auslande kann man das nicht. Die par tausend Rubel für meine

Reise im vorigen Sommer nahm er zu enormen Zinsen auf und gegen diese Leute will er noch gewissenhaft sein — es ist lächerlich und er ist darin so eigensinnig. Er behauptet, in Odessa kein Geld mehr nehmen zu wollen."

„Und was ist es mit dem Ertrag der heiligen Xenia?"

„Soviel wie nichts!" antwortete die Gräfin achselzuckend. „Die alten Wunder sind vergessen und in den letzten sechs Jahren sind keine hundert Rubel mehr eingegangen, während zu Lebzeiten von Pauls Vater die Opfer noch eine namhafte Revenue ausmachten. Du weißt, wie Paul über Alles so sonderbar denkt, so ließ er auch das einschlafen."

„Und andere Hülfsquellen kennst Du nicht?"

„Nichts, was mir hier zu Gebote stünde!" seufzte die Gräfin. „Aber besinne Du Dich, Sascha, ich bitte Dich!"

„Laß mich nachdenken," sagte der Prinz und fuhr mit der schmalen Hand auf der Stirne hin und her, wie Jemand, der mit Anstrengung einen Gedanken sucht. Er saß auf einem niederen Stuhle zusammengebückt und heftete die Augen auf das Bärenfell, das vor ihm lag, nur dann und wann streifte er die Schwester mit einem raschen Blick.

„Könnte ich nicht für die Regierung in Paris oder Berlin politischen Salon machen?" begann die Gräfin nach einer langen Stille etwas zögernd. „Du wirst mir doch die Fähigkeit zutrauen, Menschen zu beeinflussen und sie sprechen zu machen, wenn sie auch zu schweigen vermeinen?"

„Ich bin versichert, daß Du die besten Dienste leisten würdest, Soninka, aber jetzt kann und will ich nicht darauf hinarbeiten. Ich müßte noch Leute in's Vertrauen ziehen, denen ich meine Geheimnisse nicht gerne preisgebe, in zwei bis drei Jahren hoffe ich selbständiger zu sein, im Augenblicke geht es nicht!"

„Aber was bietest Du mir für den Moment?" fragte sie hastig und unruhig.

„Ich habe noch immer Mittel gefunden, Soninka, wenn ich nur recht wollte," sprach Prinz Alexander mit sicherer Ruhe, „Du mußt mir nur Zeit lassen."

„Zeit lassen!" seufzte die Gräfin langsam.

„Ich habe nebenbei einen Plan," fuhr der Bruder nach einer Weile fort, „hast Du nie daran gedacht, daß Marussa Peter Iwanowitsch heirathen könnte?"

„Welche Vortheile böte ihr und uns diese Verbindung? Ich möchte das Mädchen nicht in engen Verhältnissen wissen, wenn sie schon nicht aus Liebe heirathet."

„Peter hat momentan wenig Vermögen, Myr ist ja als Besitzung nicht der Rede werth, aber er ist der einzige Erbe seines reichen Großvaters Schewitsch, von dem er verlangen kann, was er will."

„Ah," meinte Sonia nun aufmerksamer, „ich ahnte nicht, daß die Sachen so stünden; nun begreife ich auch, warum die Zdanowitsch sich neulich

so angelegentlich nach ihm erkundigten und ihn so charmant fanden. Ich sah in ihm Nichts, als einen schlecht geleckten Bären."

„Da thust Du ihm Unrecht," widersprach Alexander, „gegen seine Person ist nichts einzuwenden. Er ist der bravste, beste Kerl von der Welt, Marussa wird mit ihm machen können, was sie will, und wenn er jetzt auch meint, nur auf der Steppe leben zu wollen, ist er ebenso leicht dazu zu bringen, für das Ausland zu schwärmen. Es braucht nur eine vernünftige Person an seiner Seite zu sein und er ist der rücksichtsvollste, liebenswürdigste Mensch."

„Sprich mit ihm," sagte nach einigem Nachdenken die Schwester, „es wäre mir eine Beruhigung, Marussa so gut versorgt zu wissen. Paul könnte auch bei ihnen leben, er trennt sich ja so schwer von seiner Steppe."

„Bitte, sprich nicht davon, sage Marussa kein Wort und thue nichts dazu," bat Alexander. „Lasse das Mädchen nur hier und die Sache wird ganz von selbst kommen. Störe nicht ihren Roman."

Die Gräfin sah ihren Bruder befremdet an. „Ihren Roman? Glaubst Du, sie hätten einen?"

„Noch nicht, aber das kann nicht ausbleiben, das liegt in den gegebenen Verhältnissen. Beide sind jung, so wird bei ihren Naturen das Bedürfniß einer Zuneigung erwachen, besonders da sie in der Einöde auf einander angewiesen sind und Zeit genug zu schwärmerischen Gedanken finden. Es wird Eines Eindruck auf das Andere machen und nichts ist hier, das ihn abschwächen oder verdrängen könnte. Lasse sie ein wenig um einander kämpfen, so wird ihnen das Glück des gegenseitigen Besitzes größer erscheinen!"

„Seit wann, Sascha, spielst Du Dich auf den Sentimentalen und berücksichtigst Gefühle?"

„Ich bin in der Zwischenzeit nicht poetisch geworden, Soninka," sprach der Prinz schier zärtlich zu der ihn scharf fixirenden Schwester. „Aber Peter und Marussa sind anders geartet als wir und man muß ihrer Individualität Rechnung tragen."

Alexander war aufgestanden, an's Fenster getreten und drückte die Stirn gegen die Scheiben.

„Heißest Du sie glücklicher," meinte die Gräfin, „weil sie Illusionen haben?"

„Gewiß, ich könnte sie darum beneiden!"

„Sascha," rief Sonia vorwurfsvoll, „ich kenne Dich nicht mehr! Bist Du verliebt?"

„Sei beruhigt, Soninka," lachte Alexander leise auf, „ich habe nur die Fähigkeit, mich in jede Stimmung hineindenken zu können, da glaube ich denn, man könnte glücklich dabei sein; sie wirklich zu fühlen, bin ich nicht im Stande, es paßt zu wenig zu meiner Natur und dann glaube nur nicht, daß ich mir Zeit zum Schwärmen und Träumen lasse; ich arbeite Tag und Nacht und führe sozusagen die Geschäfte allein. Im Herbst

werde ich hoffentlich Gelegenheit haben, den Botschafter für länger zu vertreten, dann ist der richtige Moment gekommen, energisch zu handeln. In zwei Jahren sollst Du dann selbst die mühsam gepflückten Früchte mitgenießen, und dann trete ich mit Wonne Alle, welche dachten, den armen, landlosen, georgischen Prinzen mißachten zu können."

Es lag in seinen Worten eine Bitterkeit, die sich in den Mienen wiederspiegelte.

Der Himmel war inzwischen klarer geworden und die zerrissenen Wolkenmassen waren verschwunden, nur hie und da erhellte noch ein Wetterleuchten die Landschaft.

Alexander stand noch immer gegen das Fenster gelehnt und nachdem wieder solch ein heller Schein aufflammte, sagte er:

„Soninka, was ist das für eine Menschenmenge bei den Tatarengräbern, was wollen die Leute um diese Zeit dort?"

Die Gräfin hatte sich einen Augenblick erhoben und sah auch hinaus, dann antwortete sie:

„Ja, richtig, Warwara hat mir heute Morgens gesagt, daß die gebräuchlichen Ceremonien gegen die Rinderpest vorgenommen werden."

„Ist das nicht Marussa, die seitwärts steht?"

„Ja, sie ist es mit ihrem Hunde."

„Lasse mich noch ein wenig nachdenken," sprach Alexander und griff nach seiner Mütze, „ich will in freier Luft noch ein wenig gehen, die Nacht ist die beste Zeit für Pläne."

„Aber der Boden ist aufgeweicht."

„Die Erde war durstig und der Wind hat gewiß auch das Seinige gethan," sagte der Prinz und ging hinab.

Er trat in's Freie und schlug den Fußpfad durch die Weizenfelder zur Capelle der heiligen Xenia ein. Das hochstehende Korn deckte ihn und er sah stehen bleibend dem lebhaften Treiben der Bauern wie der Knechte und Mägde vom Gute zu.

Sie waren gekommen, nachdem sie sorgfältig am häuslichen Herd das Feuer gelöscht, um die grausame Morr, die schreckliche Pestjungfrau, zu verscheuchen, die auf ihren weißen Schwingen von Osten her über das Land geschwebt, um Opfer heischend sich hier niederzulassen. Man hatte hier gebetet und in einem der Hünengräber war ein schmaler Stollen gegraben, so breit, daß eben zwei Männer nebeneinander stehen konnten; vor dem Ausgange waren Burianzweige, die sie gesammelt hatten, aufgehäuft. Die berittenen Hirten, die dunkelhäutigen Tataren, hatten Mühe, das geängstigte Vieh zusammenzuhalten.

Voran durch den Hohlweg gingen nun zwei Bauern, deren weiße Haare über die niedere, viereckige Stirne fielen und die buschigen Augenbrauen berührten. Sie bemühten sich, durch fortgesetztes Drehen und Reiben Holzstücke zweierlei Gattung zum Brennen zu bringen, denn mit anderem

Feuer darf zu dieser Gelegenheit der Burian nicht angezündet werden. Der eine der Graubärte steckte die endlich brennenden Stäbe in die Zweige und nun eilten sie durch das Geäst, aus dem der Rauch emporwirbelte. Das Vieh trieben sie stückweise durch den Qualm, zerrend und schlagend, schreiend und fluchend. Zuletzt schritten noch die anwesenden Männer durch das Feuer.

So war es alter Brauch und nun muß die Macht der Seuche gebrochen sein! Als Kinder hatten sie es so gesehen und ebenso wiederholten sie es nun selbst. Ob die Pestjungfrau jetzt verschwindet, ob sie noch in den Herden wüthet, sie versuchen nicht mehr dagegen zu kämpfen, nach ihren Begriffen ist geschehen, was geschehen konnte.

Unterdessen war Alexander längst vor der Capelle angekommen, sah einen Augenblick um sich, dann stemmte er die Faust gegen die morsche Thür, die kein Schloß mehr besaß und kreischend dem Drucke wich. Er wartete, bis der Lärm verhallt war, trat ein, steckte ein Wachszündhölzchen an und beleuchtete den armseligen, vernachlässigten Raum, der sich langsam erhellte.

Ueber dem unsauberen Altar hing das Bild der heiligen Xenia, bis zur Unkenntlichkeit mit Staub und Spinnweben überzogen, aber trotz aller Vernachlässigung lächelte die Heilige lieblich, wie zur Zeit ihres Glanzes.

War das wohl Dankbarkeit, daß des Nachts noch ein Prinz zu ihr kam und mit dem Taschentuche ihr eigenhändig die Spinnennester vom Gesichte nahm? Das waren ungewohnte Ehren für die Verlassene, um die man sich kaum noch einmal im Jahre, an ihrem Festtage, bekümmerte!

* * *

Noch waren die letzten Knechte und Bauern nicht durch den Burian, der anfing in einen hellen Aschenhaufen zusammenzusinken, geschritten, als sich plötzlich alle Blicke nach der anderen Seite hin richteten.

„Seht, seht," riefen die Leute, „dort ist noch ein Feuer!" und sie zeigten nach der Richtung der Capelle.

Kaum daß Einige näher eilen konnten, schlugen schon die hellen Flammen auf und beleckten das dampfende Strohdach, das hoch aufbrannte und dann langsam zusammensank, während der Wind ein paar brennende Hälmchen in der Luft tanzen machte.

Ein Schauder erfaßte die Leute, als sie das sahen. Wie war das Feuer in die Capelle gekommen? Der Blitz hatte doch nicht gezündet und von hier kann der Brand nicht herübergeflogen sein?

Marussia stand auch vor der brennenden Stätte und sah mit ineinander gefalteten Händen zu, wie die morschen Bretter jetzt zusammenfielen und aus dem qualmenden Haufen mit neuer Macht die hellen Flammen loderten.

Die Leute erzählten nun unter einander, wie die heilige Xenia früher Wunder gethan und wie sie nach und nach in Vergessenheit gerathen. Sie waren sich nur nicht klar darüber, ob man sie vernachlässigt, weil sie auf-

gehört hatte Zeichen zu thun, oder ob sie die Lauheit der Opfer und Gebete veranlaßt, sich von den Menschen abzuwenden?

Wollte sie sich nun durch ihr brennendes Haus wieder in's Gedächtniß zurückrufen und nach Ehren verlangen, die man so lange unterlassen hatte, ihr zu bezeugen?

Die Bauern wußten noch gut, wie vielen Leuten durch das wunderthätige Bild geholfen worden war. Der Eine hatte selbst ein krankes Bein gehabt, und auf Opfer und Gebet hin ist damals die Heilung überraschend schnell vor sich gegangen. So erzählten sich die Leute, in einem Haufen zusammenstehend.

Marussa stand allein, blickte in die Trümmer und sah dem Rauche nach, wie er gegen den Himmel zog.

Da auf einmal waren ihre Augen gefesselt. War das kein Phantom, das sie erschaute?

Sie sah das Gnadenbild auf einer der Birken. An den Stamm gelehnt hielt es von unten ein Ast, und zwischen dem hellen Grün und den weißrindigen Zweigen, beleuchtet vom Feuer ihres einstigen Tempels, lächelte die Heilige.

Marussa starrte hinauf, unfähig ein Wort zu sagen, stand sie regungslos.

Da weckte sie ein durchdringender Schrei und hinter ihr warf sich ein Weib zu Boden, küßte die Erde und sprach laut aber unverständlich Gebete. Bald war sie nicht mehr die Einzige, die ganze Schaar schrie Wunder und sie schlugen sich auf die Brust, daß es dröhnte, und bargen, sich zu Boden legend, das Gesicht in den Händen; dann blickten sie wieder scheu auf, um sich nochmals von der Wahrheit des Geschehenen zu überzeugen.

Noch eine Weile stand Marussa und sah forschend auf den Kreis, der sich um sie gebildet, und wieder heimlich hinauf zum Bilde, dann beugte auch sie das Knie und murmelte Gebete zu der so lange vergessenen heiligen Xenia, die der Himmel wunderbar aus dem Feuerbrand gerettet.

Viele von den Leuten lagen so lange, andere standen auf, um das Vieh, das blökte und brüllte, wegzutreiben oder um die Kinder nach Hause zu bringen. Einige wollten hier die Nacht hindurch beten, aber sie hatten am Tage schwer gearbeitet und jetzt übermannte sie der Schlaf.

Einstweilen war die Botschaft von dem Wunder auch in das Herrenhaus gedrungen, und Warwara, Marussas einstige Amme, kniete vor der Gräfin und erzählte mit erstickter Stimme und unter Thränen der Rührung davon, und Prinz Alexander erkundigte sich genau nach Hergang und Sachverhalt. Andere der Dienerschaft waren dazugekommen, Iwan, der alte, treue Diener, stand auch dabei und Alle geriethen bei dem Berichte in Begeisterung. Jeder wollte das Wunder besser, deutlicher gesehen haben. Zuletzt einigten sie sich dahin, daß das Bild wohl mit der Capelle verbrannt sei, aus Strafe, weil man seiner nicht mehr gedacht, als aber der Himmel das Bedauern der Leute vernommen, hätte er die Heilige wieder

geschenkt, damit sie geehrt würde, wie vordem. Die Meisten wollten den Birkenbaum erst leer gesehen und als sie ihre Blicke wieder darauf gerichtet, das Bild geschaut haben.

„Kann das im Himmel wieder so schnell gemalt werden?" warf Warwara kleinmüthig ein.

„Ungeschickte Rede," meinte der Gärtner, „braucht Gott erst zu malen? Er will und es ist da!"

Die Gräfin hörte ernst zu und bekreuzte sich, wie all die Leute, so oft sie den Namen der heiligen Xenia über die Lippen brachten; dann und wann streifte sie mit einem raschen Blick ihren Bruder, der auch den Erzählungen mit großem Interesse zu folgen schien.

„Geht, geht," sprach sie dann, „ich muß dem Grafen davon sagen und ihn bitten, daß schnell eine Capelle für die Heilige gebaut werde, damit sie nicht lange ohne Obdach sei."

Die Dienerschaft entfernte sich und als sich die Thür geschlossen, tauschten die Geschwister ein Lächeln, wie weiland die Auguren es unter sich gethan haben mögen. Das war aber nur ein Moment, wie ein blitzartiges Verstehen, zu dem es keiner Worte bedurfte. Dann sahen sie sich an, wie zwei, die im Kampfe des Lebens zusammenstehn, und die Schwester ergriff des Bruders Hand.

„Ich danke Dir, Sascha," sagte sie leise, ihn auf die Stirne küssend.

„Danke nicht mir," meinte er, „danke dem Zufall, der es glücken ließ, danke der Einfalt und Frömmigkeit des Volkes."

Sonia schickte sich jetzt an, nach ihrem Manne zu suchen, da trat eben Graf Tscherlow über die Schwelle. Er ging langsam und nachdenklich und schien die Andern nicht zu bemerken.

„Paul," sprach die Gräfin, auf ihn zutretend, „hast Du von dem Ereigniß gehört?"

„Jawohl, der Lärm störte unsere Schachpartie, und Peter Iwanowitsch, der hinunterging, nachzusehen, erzählte mir soeben den ganzen Vorgang."

„Und was sagte Peter Iwanowitsch dazu?" fragte sie gespannt.

„Nichts, nichts," meinte der Gefragte, „was soll er dazu sagen? Daß das Volk unsinnig ist und Marussa desgleichen! Sie weicht nicht von dem Platze! Wer hat das angestellt, das ist Büberei!" rief er unwillig und laut.

„Still, still," mahnte der Prinz, „wenn Marussa glaubt, so ist der ein Verbrecher, der ihr den Glauben raubt."

„So, so," sprach der Graf nachdenklich. „Und das Volk?"

„Dem thue den Willen, Schwager. Es verlangt eine neue Capelle, so lasse sie bauen, denn die Leute wollen beten und opfern, richte es also ein, wie zu Deines Vaters Zeiten."

„Du weißt doch," fuhr Graf Tscherlow auf, „ich will das Volk nicht an seinem Heiligsten betrogen wissen!"

„Ich weiß wohl," erwiderte der Prinz, „aber handle nach Deinem Sinne, verbiete Opfer und Wallfahrt, so werden sie Dein Haus stürmen und Dich dazu zwingen."

Der Graf schwieg und fuhr sich über die Stirn; da sah er, wie die Geschwister einen Blick wechselten, und in einem Augenblick ward ihm Alles klar.

„Du, Sascha?" fragte er jetzt nur kleinlaut und leise.

„Ja, Schwager," antwortete dieser sicher. „Ich nahm ein Zündholz zur Hand und der Zufall fügte es zu Eurem Glück, von Dir braucht es kein Wort, keine That. Für Sonia habe ich gehandelt, laß sich Alles von selbst entwickeln und Du sollst mit mir zufrieden sein."

Der Hausherr seufzte ein paar Mal tief auf, doch als seine Frau mit liebenswürdigem Lächeln an ihn herantrat und ihm mit der Hand über das Haar fuhr, bedeckte er diese mit Küssen.

„Für Dich, für Dich, Soninka," murmelte er zärtlich. Das war ein kurzer Kampf in der breiten Brust, doch meinte er, weil er aus Liebe zu seiner schönen Sonia die Schlacht verlor, könne er sich beruhigt niederlegen. Er verbrachte die Nacht in tiefem, gleichmäßigem Schlafe, wie ihn nur überhaupt ein Mensch jemals schlafen kann, doch den zu leisten er jeder Zeit fähig war.

Es war still geworden um das Herrenhaus, die Nacht forderte ihr Recht und Wenige beteten noch bei der Heiligen. Nur eine Gestalt schien immer in gleiche Andacht versunken, bald das Gesicht auf der Erde, bald kniend der Wunderthätigen zu huldigen — das war Marussa! Sie fühlte nicht, wie die Nachtluft sich feucht um ihre Glieder legte.

Peter hatte lange seitwärts zugesehen und stand nun hinter ihr, und da sie sein Kommen nicht bemerkt hatte, berührte er leise ihre Schulter.

„Marussa Paulowna," sagte er, „es ist spät, kommen Sie jetzt in's Haus, Sie werden sich sonst eine Krankheit holen."

„Hier?" sagte sie aufstehend mit leisem Vorwurf. „Was kann mir hier unter dem Schutze der Heiligen geschehen?"

„Die Luft ist feucht nach dem Regen, kommen Sie," drängte Peter von Neuem.

Marussa schritt nun neben ihm, aber sie kehrte sich noch einmal dem Bilde zu und sprach: „Peter Iwanowitsch, haben auch Sie vor der Heiligen gebetet?"

Sie wandte ihm dabei das Gesicht voll zu. Begeisterung leuchtete aus ihren Zügen und verklärte sie.

Er sah nach ihr, als schauten seine Augen zum ersten Male diese Erscheinung und als hätte sie ihm Unerwartetes geoffenbart. Da er mit der Antwort zögerte, ruhten ihre Blicke fragend auf ihm.

„Wenn beten sich erhoben fühlen heißt beim Anblick des Schönen, des Reinen, dann habe auch ich gebetet!"

Die Worte kamen über seine Lippen, ehe er sie recht gedacht zu haben schien, und erst als ihr Klang an sein eigenes Ohr schlug, kam ihm der Sinn zum Bewußtsein, sie wären schwerlich sonst gesprochen worden.

Für Marussa schienen sie ein sinnloser Schall, sie war zu sehr mit eigenen Gedanken beschäftigt, um fremde in sich aufnehmen zu können.

Das Mädchen ging in's Haus, Peter stand unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Iwan hatte ihm triumphirend mitgetheilt, daß der Beschluß der Herrschaft sei, es zu machen, wie beim seligen Herrn Grafen. Er konnte sich des unangenehmen Eindrucks nicht erwehren, so mochte er heute nicht mehr mit der Familie zusammentreffen, denn was er soeben gehört, hatte ihn peinlich und abstoßend berührt. Und wenn er ein par Stunden vorher sich seit langer Zeit wieder wohl und behaglich gefühlt in dem Kreise dieser Menschen, so zog sich jetzt seine Seele, wie durch eine unangenehme Berührung scheu gemacht, wieder zurück.

Lange saß er in dem ihm angewiesenen Zimmer und ließ die Eindrücke, die er heute empfangen, an sich vorüber ziehen. Es war seit dem frühesten Morgen ein lebhafter Tag, der ihn aus einem langen schlafartigen Zustande herausgerissen, aber war das jetzt besser, fragte er sich? Wie einen wirren Traum durchlebte er noch einmal Alles, besonders stand der Schluß ihm noch lebhaft vor Augen: die brennende Capelle und die Menschenmasse und mitten darunter ein Wesen, das ihm fremd und gleichgültig war, bis zur Stunde, da er zum ersten Mal das Weib in ihm erblickt. Die wenigen Minuten genügten, um ein Gefühl wach zu rufen, das ihn mächtig anzog. Aber was sollte das ihm?

Er sehnte sich zurück in die Einsamkeit von Myr und beschloß, den nächsten Morgen sehr früh ohne Abschied zurückzufahren, eine Entschuldigung hinterlassend. Nach längerem Nachdenken erschien ihm das feig, und da er keinen Entschluß fassen konnte, blieb er.

* * *

Den nächsten Tag schon hatte die heilige Xenia ein Obdach. Zwar war es nur roh gezimmert, aber es sollte auch nur ihre vorläufige Wohnstätte sein, bis aus den Opfergaben der Wallfahrer genug erlöst sei, um eine schöne Kirche zu bauen, würdig einer Wunderthätigen.

Die gesammte Familie des Gutsherrn hatte ihre Andacht vor dem Bilde verrichtet und wie es hieß, große Summen für den Bau der neuen Capelle versprochen, die Leute erzählten sich von vielen Tausenden, die sie geben wollten, um das Haus der Heiligen recht prächtig erstehen zu lassen.

Die Kunde des großen Wunders hatte sich schnell in der ganzen Umgegend verbreitet und nach ein paar Tagen war das Treiben in der Wallfahrtscapelle organisirt, wie zu Zeiten des alten Grafen, unter dem

jedes Jahr ein kleines Mirakel geschah und zwar meist nach der Erntezeit, wo dann auch die Opfergaben in Naturalien entgegen genommen wurden.

Von weit her kamen die frommen Pilger und die heilige Xenia lächelte jedem Betenden mit gleicher Milde, viel lieblicher als früher, sagten die Meisten, und Alle traten hoffnungsvoll den Heimweg an.

Das Gebet allein hatte vielleicht schon die Aufmerksamkeit der Heiligen auf den Wallfahrer gelenkt und sie bewogen, für ihn Fürbitte zu leisten, aber erst das Stückchen Watte, das er bei sich trug und für das er gerne zwei Silberrubel hingegeben, das mußte ihm ganz sicher Erhörung seiner Bitten verschaffen, war es doch mit dem heiligen Bilde in Berührung gekommen, auch sollte es obendrein als Magnet dienen, der die Braut oder den Bräutigam herbeiruft.

Zwei Silberrubel waren zwar ein schönes Geld und sauer wieder gewonnen, aber der dies zum künftigen Wohnsitze der Heiligen beigesteuert, durfte doch ihrer Gnade gewiß sein!

So wenigstens sprach Iwan, der nun wieder ganz wie ehemals als Kassirer fungirte, mit überzeugendem Ernste.

Er stand vor dem Eingange der Capelle an einem überdeckten Tisch, wo er die klingenden Silbermünzen in eine Kassette fallen ließ. Vor ihm lag die segenbringende Watte, mit der das Bild abgerieben worden, und Kerzen, die vor der Heiligen gebrannt, die sollten in der Sterbestunde gegen Todesangst gute Dienste leisten. Für drei Rubel konnte man sich da einen sanften Tod erkaufen, und leicht und selig zu sterben wünschte doch Jeder!

Iwan schüttelte Manchem, der aus der Ferne gekommen, gerührt die Hand, dann griff er unter den Tisch und credenzte dem Freunde ein Glas von dem Inhalte einer weitbauchigen Flasche, die er dann selbst an den Mund setzte, um einen herzstärkenden Zug zu thun. Vom vielen Sprechen war ihm stets die Kehle so trocken, wollte sich doch jeder Pilger genau nach den Umständen des Wunders erkundigen, und Iwan gab bereitwillig Auskunft, so lange Beine und Zunge den Dienst nicht versagten.

Allabendlich empfing die Gräfin dann aus Iwans, oder wenn er sich nicht mehr auf den müden Beinen halten konnte, aus Warwaras Händen die schwergefüllte Kasse, um die Schätze zu verwahren, bis zum Bau einer prächtigen Kirche genug Geld gesammelt sei.

Die Pilgerschaaren kamen und gingen, und das Leben, das in früheren Zeiten sich nur am Namensfeste der Heiligen hier entrollt, fand jeden Tag seine Wiederholung in schier gleicher Lebhaftigkeit.

Die Gutsnachbarschaft in der Runde scheute die weiten, schlechten Wege nicht, um zu beten und zu opfern, noch mehr aber, um prüfend die ganze Sache in Augenschein zu nehmen und etliche peinliche Fragen mit anscheinend größter Harmlosigkeit an die Glieder der Familie zu richten.

So kam auch heute ein Gefährt angerollt, das die nächsten Nachbarn,

die Damen des Grafen Zdanowitsch, brachte. Die Gräfin entstieg langsam, in sehr grader Haltung, mit stets an die Hüften gehaltenen Ellenbogen, dem Wagen und ihr folgten rasch drei blühende Töchter. Die beiden älteren waren schlanke, elegante Figuren, die sich wohl zu bewegen wußten und neben denen die jüngste, ein blondes, sinniges Kind von sechszehn Jahren, keinen Platz zu haben schien. Was sollte auch das unreife Ding neben den Erwachsenen, die seit zwei Wintern zu den gefeierten Schönen von Moskau zählten?

Gräfin Tscherlow hieß ihre Gäste mit der ihr eigenen natürlichen Anmuth willkommen, dann umarmten sich die Frauen, nicht ohne gegenseitige Zurückhaltung. Die Töchter machten schöne, hoffähige Knixe und stürzten dann, Marussa zu begrüßen, die sie, wie sie sagten, zu ihrem größten Bedauern so lange Zeit nicht gesehen hatten.

Als dann aber Alexander mit Peter eintrat, nahm die französisch geführte Conversation (Gräfin Zdanowitsch liebte das Russische nicht) einen anderen Charakter an. Sie begann sogleich Peter im besten Russisch Vorwürfe zu machen, daß er sie noch nicht besucht, es sei abscheulich, wie er seine alten Freunde vernachlässige, sie hätte ihn ja bei seiner Mutter in Wilna als kleinen Knaben gesehen und ihn auf den Knien geschaukelt. Sie setzte Peter durch die Versicherung, daß sie ihn noch gleich lieb habe, wie damals, in nicht geringe Verlegenheit, aus der ihn dann Dina, die älteste Tochter, befreite, indem sie einen Gang in's Freie in Vorschlag brachte. Alexander folgte ihnen mit Helene, die bemüht war, ihren Cavalier zu fesseln und zu entzücken. Die Jüngste, Maria Xenia, ergriff Marussas Hand und drückte sie innig, indem sie ihr lächelnd zunickte.

„Ach," seufzte sie dann, „wenn ich nur auch erwachsen sein dürfte, wie hast Du es gut, daß Du keine älteren Schwestern besitzest."

„Oh, ich möchte Geschwister haben," meinte Marussa, „ich bin ja immer allein und das ist manchmal traurig."

„Weißt Du," begann Maria Xenia, „als Dina so alt war wie ich, durfte sie schon tanzen, nun aber sagt Mama, ich müsse warten, bis eine von den Schwestern verheirathet sei, denn drei Töchter auf einmal könne sie nicht in die Welt führen, das ginge nicht! Wenn sich nur Dina bald verloben möchte!" fügte sie seufzend hinzu.

Während die jungen Leute den Gang durch die Felder machten, saßen die beiden Damen sich im Saale gegenüber. Gräfin Tscherlow rauchte ungenirt, wie es ihre Gewohnheit war, und verschwendete rührend viel gesprächige Liebenswürdigkeit an ihr Gegenüber, das gradegehaltenen Kopfes alle ihre graziösen Bewegungen mit affectirter Vornehmheit kritisch verfolgte, die Nasenflügel dabei einkniff und mit gestrecktem Oberkörper dasaß.

Als die Jugend vom Spaziergange zurückgekehrt, nahm man Thee

und Süßigkeiten, und die Gäste beschlossen, nun noch der heiligen Xenia Opfer und Gebet darzubringen, da man an den langen Heimweg denken mußte.

Gräfin Tscherlow entschuldigte sich, wegen beginnender Migräne ihre lieben Nachbarn nicht zur Capelle begleiten zu können und überließ die Führung Marussa.

Die Gäste traten bei der Heiligen ein, aber sie sahen mehr um sich und auf Marussa, als daß sie wirklich beteten, nur Maria Xenia sandte ihrer Namenspatronin fromme Gedanken und Wünsche. Beim Herausgehen opferten sie alle, bis auf die jüngste, der man kein Geld gegeben. Aber die Münzen gingen nicht wie sonst durch Iwans Hände, sie warfen sie eigenhändig in die Kassette und der getreue Wächter vermeinte, die Gaben hätten einen andern Klang, als die Silberrubel, auf deren feinen Schall sein geübtes Ohr stets mit Entzücken lauschte.

Der Wagen stand bereit, als sie zurückkamen. Da Graf Tscherlow dies sah, kam er aus seinem Zimmer, den liebenswürdigen Damen noch Lebewohl zu sagen und seine Abwesenheit bei deren Besuch mit der Erledigung dringender Geschäfte zu entschuldigen.

„Der Himmel erweckt wieder alte Beziehungen," meinte die Gräfin, nach der Capelle deutend.

„Welcher Baumeister wird Ihnen die Pläne zur Kirche machen?" fragte sie dann beobachtend.

„Einer aus Odessa," sagte der Graf und verbeugte sich so tief, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte.

Alexanders so bald in Aussicht genommene Abreise wurde tief bedauert und Peter zu häufigen Besuchen dringend eingeladen, unter der erneuten Versicherung, daß er wirklich als Knabe auf der Gräfin Knien geschaukelt.

Endlich fuhren sie davon, froh über die Zerstreuung, die sie gehabt, und unzufrieden, daß sie nicht ein Wort, eine Bewegung erlauscht hatten, die den Wunderbetrug bloßgelegt und die Tscherlows compromittirt hätte.

„Ob Marussa wohl den Prinzen Alexander heirathen wird?" meinte Helene.

Unsinn," schnitt ihr Dina in's Wort, „Du weißt doch, daß er ein Stiefbruder ihrer Mutter ist und das Gesetz das verbietet!"

„Aber könnte sie Peter Iwanowitsch nicht zur Frau nehmen, er ist so freundlich mit ihr," fragte nun schüchtern Maria Xenia.

„Sie ist nicht ein Jahr älter als Du und braucht überhaupt noch nicht daran zu denken," sagte die Gräfin verweisend und die Kleine sprach auf der ganzen Fahrt kein Wort mehr, sie dachte nur an die Wunder ihrer Patronin, fand es abscheulich, wie die Andern darüber sprachen, und glaubte ihnen kein Wort.

„Mama," sprach Dina nach einer Weile, „was meintest Du mit den

wieder erwachten Beziehungen unserer Familie zu Tscherlows? War nicht Großmama die Geliebte des alten Grafen?"

„Ja, ja," sagte die Gräfin, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, „die Beiden zusammen haben in einer Geldverlegenheit die erste Capelle zur heiligen Xenia gegründet und der Heiligen Bild ist nichts Anderes als ein Porträt Eurer Großmutter. Ihr habt ja wohl bemerkt, wie ähnlich ihr Maria Xenia ist."

Durch den Kopf der Gräfin, wie der zwei ältesten Töchter zuckte gleichzeitig ein Gedanke, der ungefähr die Form annahm: „Warum wurde die Capelle nicht auf unserm Grund und Boden errichtet?"

Sie dachten es alle Drei, aber Niemand sprach es aus.

Als am selben Abend Gräfin Tscherlow die Geldkassette in Empfang nahm und mit ihrem Bruder die Münzen sortirte und zählte, hielt sie ihm lächelnd auf flacher Hand einige große, alte, außer Cours gesetzte Kupferstücke hin.

„Zdanowitsch'sche Andenken," sagte sie leise.

Prinz Alexander lachte laut auf.

* * *

Vierzehn Tage waren seit der Ankunft des Prinzen Alexander in Tschernowitza verstrichen. Welche Veränderung war in dieser kurzen Zeit vor sich gegangen! Neues Leben, neue Lebensfreude war eingezogen.

Der Hausherr hatte sich in seine Rolle gefunden, die Gräfin machte Pläne für die Reise und sann geschmackvolle Toiletten aus. Peter Iwanowitsch verhielt sich dem Wunder gegenüber meinungslos, war aber fast mehr Zeit in Tschernowitza als in Myr.

Marussa war die stete Begleiterin Alexanders und sog begierig ein, was sie hörte und erhaschen konnte. Sie folgte ihm auf Schritt und Tritt, hörte ihm zu und stellte Fragen mit der unbefangenen Lernbegier des Kindes und dem Interesse einer freien Seele, deren Duft nicht gelitten durch die Kleinlichkeiten des Lebens. Sie hatte nicht tändelndes Puppenspiel und nicht die Ziererein der Stadtkinder gekannt, in unmittelbarem Umgang mit der großen Natur hatte sie nur wahre echte Eindrücke empfangen, nur Wahres und Echtes selbst empfunden.

Prinz Alexander drängte zur Abreise und doch hatte er schon dreimal nachgegeben und sie wieder um einen Tag verschoben, nun war sie auf den nächsten Tag festgesetzt und keine Bitte Marussas noch der Schwester sollte den Entschluß mehr ändern. Seine Aufgabe war gelöst und in ein paar Wochen sollte ihm die Gräfin nach Paris folgen, es fehlten ihr ja nun jetzt nicht mehr die Mittel dazu.

Die Sonne war untergegangen und zum letzten Male wollte Alexander mit Marussa durch die Felder gehen. Beide waren mit Flinten versehen

wie gewöhnlich bei ihren Streifzügen. Othello umsprang seine Herrin kläffend und wollte sich durch all ihre Liebkosungen nicht beruhigen lassen; ihr Begleiter schien unangenehm durch den Lärm und die Unruhe des Hundes berührt.

„Wenn ich hier bliebe, Marussa," sagte er, „Du müßtest den Köter abschaffen; er ist mir antipathisch in seiner lauernden Ruhe wie in seinen ungestümen Freudenbezeugungen."

„Ruhig, ruhig, Othello," mahnte das Mädchen, und dann zu Alexander gewendet, meinte sie: „Laß ihn mir, Sascha, gönne ihn mir! Du gehst und er bleibt mir als Freund und steter Begleiter. Nicht wahr, Othello?" wandte sie sich an das Thier, das sich, da sie weiter gegangen, mehr beruhigt hatte.

Sie schritten plaudernd durch die Felder, manches Federwild flog auf, mancher Hase lugte unvorsichtig aus dem Korn, aber weder Marussa noch Alexander schien das zu bemerken.

So kamen sie in den Föhrenwald, in dem gleich unter den ersten Stämmen eine Moosbank angebracht war. Von hier aus hatte man den Blick nach der Haide zu, auf der sich die Gruppe Tatarengräber als schwache Hügelwellen überschnitten.

Marussa ließ sich auf das weiche Moos nieder, während ihr Begleiter zu sinnen schien, in einer Brieftasche blätterte und da und dort Notizen machte. Dann nahm er neben ihr Platz und sah über die dämmernde Ebene.

„Ich wollte, ich könnte mit Dir hinaus in die Welt," unterbrach das Mädchen leise das Schweigen.

„In die Welt?" wiederholte Alexander und stützte den Kopf in die Hand.

„Ja, denn ich möchte das Leben kennen lernen!" Der Wunsch kam aus tiefer Seele und verklang wie ein Seufzer.

„Du hast hier eine Welt, eine bessere als die draußen," war die Antwort.

„Aber ich sehne mich, mehr zu sehen, als jeden Tag dasselbe Stück endlos blauen Himmels und jede Nacht die gleichen Sterne; ob ich hier wache oder schlafe, was macht das für einen Unterschied? Ich kenne jede Stunde meiner Existenz auswendig, ich athme wohl, aber ich fühle nicht, daß ich lebe!"

„Und giebt nicht jeder Gedanke Dir Zeugniß davon, daß auch Deine Seele athmet?"

„Denken lernte ich erst, seit Du kamst, alle Zeit zuvor kommt mir endlos grau und eintönig vor, ohne jede Abwechslung und Unterbrechung, als daß das Grün von Neuem sproßt und daß im Herbst die dürre Steppe brennt. Ich war nicht unglücklich, denn ich kannte nichts Anderes und dachte nie darüber nach, aber jetzt bin ich kein Kind mehr und frage mich, wie wird die Zukunft sein? Mir kommt vor, daß draußen in der Welt Jeder mit Bewußtsein lebt. Mag es nun Schmerz oder Freude sein, was die

Seele bewegt, genug, daß man überhaupt fühlt, sich für ein Ziel begeistern und es vielleicht erringen kann! Aber was soll ich hier?“

„Du hast einen falschen Begriff von dem, was Leben heißt. Es ist da nicht, wie in den Büchern, die Du gelesen, daß die aneinander gereihten und in einander greifenden Ereignisse, die man dann eine Geschichte nennt, mit einem guten oder einem unglücklichen Ausgang schließen, durch den das Herz zur Ruhe kommt.

„Du lebst hier friedlich und Viele würden Dich um das Dasein beneiden, Nichts stört die Harmonie Deiner Seele. Du hast Zeit für Deine Gedanken, die rauschende Welt kennt keine Ruhe. Es ist eine Jagd, und vorwärts, unaufhaltsam vorwärts rauscht das Leben an Dir vorbei, Du hast nicht Zeit, bei Deinen Freuden oder Schmerzen zu verweilen. Jeder neue Tag fordert, daß Du sie mit einem Stück Vergessenheit bedeckst und bald liegt eine Summe erlebten Glückes und Leids hinter Dir, und wenn Du einmal stehen bleibend Umschau hältst, Du erkennst sie kaum mehr und hättest Du sie noch so treu gepflegt! Sie schienen Dir unüberwindlich und unvergänglich — nun liegen sie so weit, so weit und Du blickst sie freud- und leidlos an, so fremd sind sie Dir geworden.

„Du bist müde und kannst doch keine Ruhe finden, denn Du mußt weiter, immer weiter. Wie ein leichtes Fahrzeug heben und senken Dich die Wogen, und willst Du nicht mit fort und ruderst Du gegen den Strom, was nützt es? Ist es die erste Welle nicht, so ist es eine andere, die Dich fortreißt! sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, und was ist Deine Kraft gegen die ihrige? So muß man vorwärts, ob man will oder nicht!

„Die Menschen werden untereinander geworfen und aneinander gerieben, wie die Steine im Flusse, bis sie ihre ursprüngliche Form verloren und alle eigenthümlichen Ecken und Spitzen rund geworden sind, aber das kann nicht ohne Weh und Schmerzen geschehen. Dann rollt man leichter an einander vorüber, man hat meist aufgehört, im Innern zu leben, nichts bewegt uns oder bringt in Harnisch — das ist nach den Begriffen der Welt das Höchste, was man erreichen kann, das heißt man Weltmann sein und über Allem stehen. Er lächelt ein eisiges Lächeln, denn er ist groß im Ameisenhaufen des Weltgewühls und sagt sich, er sei mächtig und darum glücklich und doch kann er jedes Kind beneiden, das mit echtem, warmem Gefühl seine Puppe an's Herz drückt, denn ihm selbst ist die Fähigkeit des Empfindens verloren gegangen und als armer Mann steht er mitten im Glanze.“

Marussa hatte unverwandt nach der Ferne geblickt, die sich in immer tieferes Dunkel gehüllt, bis es allmählich wieder lichter ward.

Als Alexander vollendet hatte, sah sie ihn schweigend an, in ihren Augen haftete die ungesprochene Frage: „Bist Du der arme Mann mit dem todten Herzen?“

Der Mond ging langsam auf und sein Licht blitzte in den einzelnen Durchsichten des Geästs.

Beide hatten sich erhoben, um zu gehen; als sie völlig aus dem Schatten traten, blieben sie unwillkürlich stehen, wie gebannt durch den Zauber der lichtübergossenen Landschaft, die vor ihnen lag.

„Die Hünengräber,“ sagte das Mädchen und wies auf die Hügel, „sehen aus, als glänzte Silber daraus davor, kein Wunder, wenn Iwan in solchen Nächten auf's Schatzgraben ausgeht. Er behauptet merkwürdige Kleinodien gefunden zu haben, die er aber Niemandem zeigen will. Ist das Fabel und Einbildung, Sascha, oder kann etwas Wahres daran sein?“

„Die Gebeine der Häuptlinge wandernder Stämme ruhen in den Gräbern und das, was man mit ihnen bestattet, Münzen, Schmucksachen und vielleicht das geliebte Pferd.“

„Das ist ein schöner Gedanke, mit sich zu nehmen, was man geliebt, oder selbst damit unterzugehen,“ meinte Marussa.

Sie gingen wieder weiter. Alexander sah das Mädchen von der Seite an und da er schwieg, sagte auch sie kein Wort mehr, sie wußte ja, daß er oft stille und ungestört nachdenken wollte. So waren sie vor dem Tatarengrab angekommen, wo in der Nacht des Wunders zu der Ceremonie gegen die Rinderpest ein Stollen gegraben war und die Erde noch aufgewühlt dalag.

„Marussa,“ sprach jetzt Alexander stehen bleibend, „hier unten im Grase glänzt ein Schatz, den Iwan zu heben vergaß. Kannst Du ihn sehen? Vielleicht ist es das Juwel eines mächtigen Fürsten, das er im Leben geliebt und das mit ihm bestattet wurde?“

„Ich sehe es,“ antwortete Marussa, die nun auch den glänzenden Punkt in's Auge gefaßt, auf den ihr Begleiter mit ausgestreckter Hand wies. „Wollen wir den Schatz heben?“

Sie ging ein paar Schritte den Hügel hinan, während Alexander unten stehen blieb, um die Richtung nicht aus dem Auge zu verlieren. Doch als Marussa sich von ihrem früheren Platze entfernt hatte, konnte sie den glitzernden Gegenstand nicht mehr finden.

„Ist es hier?“ fragte sie, indem sie sich bückte.

„Mehr rechts, weiter vorwärts — nein — jetzt mehr links. Du hälst es in den Händen,“ sagte Alexander endlich.

„Das kann es nicht gewesen sein, es ist ja nur ein Blatt!“

„Doch, doch, denn ich sehe es nicht mehr glänzen!“

Er trat zu ihr und wollte den Gegenstand fassen, aber er berührte nur ihre Fingerspitzen, die Mondstrahlen fielen soeben auf ihre Hand.

„Es ist dennoch der Schatz und Du hast ihn gehoben!“

„Ein Tropfen Thau! Ob das sein ganzer Todtenschmuck gewesen?“

„Vielleicht sein schönster — eine kostbare Thräne!“ meinte Alexander. „Es giebt noch mehr Schätze auf der Steppe,“ fuhr er fort, „die Dir zu

Gebote stehen. Du kannst sie heben, wenn Du nur willst, denn Du bist ein Sonntagskind, in Deinen Händen wird der Tropfen Thau zum funkelnden Demant."

Marussa hörte seine Worte nur halb, sie schien zerstreut.

„Sascha," unterbrach sie den Sprechenden, „Du gehst also wirklich morgen?"

„Ja, mein Kind, ich gehe, aber Du bleibst hier und auch noch ein Anderer. Ihr Beide sucht das Glück und Ihr könnt es am besten ineinander finden. Ihr habt die Fähigkeit dazu und ich möchte Dich glücklich wissen!"

„Und bist Du es denn, Sascha?" fragte Marussa forschend.

„Ich bedarf dessen nicht, was Ihr Glück nennt. Peter liebt Dich, Du hast mich vorhin nicht verstanden, er ist der Schatz, den ich meinte; wenn Du ihn hebst, Du findest in den Tiefen Gold, reines Gold."

„Und Du, Marussa, liebst Du ihn nicht?" fragte Alexander nach einer Pause.

„Frage mich nicht, ich weiß es nicht," bat sie, „ich will es nicht wissen."

Sie schritt an Alexanders Seite ruhig weiter, aber in ihrem Innern jagten sich Gedanken und Empfindungen. Sollte ihr Loos in dieser Stunde entschieden sein? Soll ihr Dasein ruhig und gleichmäßig verfließen, so wie es begonnen? Nein, nein, so durfte, so konnte es nicht kommen! Wie anders hatte sie sich's geträumt, in unbestimmten großen Zügen, die sie den Elementen abgelauscht.

So wie ein Unwetter über die Steppe dahinbraust mit Blitz, Donner und Sturm und Alles zu verschlingen droht, so hatte sie gemeint, müßte es einst über sie kommen und ihre Seele erschüttern. Die unvergängliche Sonne müßte dann das Chaos lösen, mächtig, strahlend und beruhigend und dem tobenden Unwetter folgt ein Abend, ein sternenheller friedlicher Abend. Am Himmel glitzert's und flimmert's und da wir den fragenden Blick nach oben richten, fällt als leuchtende Antwort eine Sternschnuppe! Nun mag es völlig Nacht werden, wir können ruhig schlafen gehen!

Das war eine Kinderphantasie, die ihr durch den Kopf zog und die ihr die Wirklichkeit doppelt nüchtern erscheinen ließ.

„Sascha, bleibe hier, ich fürchte mich vor mir selbst," sagte das Mädchen plötzlich stehen bleibend.

Alexander war von Marussas Worten eigenthümlich berührt, er griff rasch nach ihrer Hand, aber in gleichem Augenblicke ließ er sie mit einem Aufschrei fahren und brach ohnmächtig zusammen.

Othello, der lauernd hinter Beiden geschritten, hatte wohl die Bewegung für einen Act feindlicher Gesinnung angesehen und stand nun mit bluttriefender Zunge und eingezogenem Schweife neben seinem Opfer.

Marussa hatte der plötzliche Schrecken die Fassung nicht geraubt. Ein Augenblick genügte ihr, um die Lage klar zu übersehen, und noch ehe sie dem Niedergesunkenen Hülfe leistete, legte sie ihre Flinte an und Othello lag verröchelnd in einer Blutlache.

Sie schenkte ihrem Lieblinge keinen Blick mehr und war nur um Alexander bemüht, der sich aufgerichtet und dem sie nun die blutende Rechte mit dem Taschentuche fest verband. Dann schritt er auf ihren Arm gestützt dem Hause zu.

Es war zwischen den Beiden kein Wort gesprochen worden. Alexander fühlte nur jetzt, wie Marussas ganze Gestalt zitterte. Da zwang er sich zu lächeln.

„Siehst Du, nun muß ich hier bleiben und ich thue es gerne, wenn Du mich gut pflegen willst."

Das Mädchen sah ihn als einzige Antwort mit Thränen in den Augen theilnahmsvoll an.

Zu Hause angekommen, überließ sie den Verwundeten der Sorgfalt ihrer Mutter und Warwaras, die für ihre heilenden Salben einen großen Ruf hatte.

Die Wunde erwies sich als tiefgehend, trotzdem erlaubte Alexander nicht, daß man um einen Arzt nach Odessa schicke, und wollte sich ganz der oft bewiesenen Kunst der Dienerin anvertrauen. Sie wusch und verband die Hand und sprach Gebete und als der Kranke darüber lachte, meinte sie ernst, das gerade sei das wichtigste aller Heilmittel. Die Gräfin strich dem Bruder die Haare zurecht, küßte ihn auf die Stirne und schalt auf ihrer Tochter Starrkopf, das unheimliche, tückische Thier nicht längst entfernt zu haben.

Marussa kam nach einer Weile leise in den Saal, wo Alexander auf dem Divan lag. Er hatte die Augen geschlossen und ihr Kommen nicht bemerkt. Sie sah ihn von der Seite an, wie er scheinbar schmerzlos und ruhig schlummerte.

Was sie vor einer Stunde gewünscht, nun war es erfüllt, aber in welcher Weise? Oh, wäre er doch gestern gereist! Nun lag er da, krank durch ihre Schuld. Wäre er doch fort! weit fort! Sie fühlte plötzlich wie eine Angst vor ihm.

Still, wie sie gekommen, schlich sie wieder hinaus, um Iwan aufzusuchen. Er kam eben von seinem Wächteramt bei der Capelle zurück. Als sie ihm begegnete, sagte sie, ohne die Augen vom Boden zu erheben:

„Am zweiten Tatarengrab liegt Othello erschossen. Still, Iwan, ich that es selbst," fügte sie hinzu, als der Diener in Jammerrufe ausbrechen wollte. „Begrabe ihn, aber sage mir nicht die Stelle; hörst Du, auch nicht den andern Leuten!"

Iwan hatte sich noch kaum den sonderbaren Auftrag zusammenreimen können, als die junge Herrin längst an ihm vorbei war und er sie in der Capelle verschwinden sah.

Sie hatte ja so viel zu beten!

* * *

Die erste Nacht verbrachte der Prinz ruhig, aber nach zwei Tagen begann er zu fiebern; das erhitzte Blut trieb ihm Röthe in die Wangen und schien Feuer in seine Blicke zu gießen.

An eine so baldige Abreise war nicht zu denken, er sprach auch nicht davon und schien sich geduldig in sein Schicksal zu fügen. Marussa pflegte ihn mit ruhiger Sorgfalt, fühlte sie sich doch als Schuld, daß er hier lag.

So schwanden die Tage für die Bewohner von Tschernowitza gleichmäßig. Alles bewegte sich um den Kranken, der jede Aufmerksamkeit dankbar empfand. Er hatte nicht die wohlthuenden Segnungen eines Elternhauses gekannt, und wenn ihm zuerst die Stille der Steppe den Wunsch nach dem Geräusch einer Großstadt wachrief, um eine gewisse innere Nervosität und Reizbarkeit zu übertäuben, war ihm die Ruhe nach und nach doch verwandter geworden und jetzt genoß er mit vollem Bewußtsein ihren beruhigenden Einfluß. Was er Marussa damals im Walde gesagt, hatte er nur auf sie berechnet gesprochen, so hatte Peter empfunden, so sollte sie denken lernen, nun fühlte er selbst die tiefe Wahrheit dieser Worte. In dem, was ihm jetzt zu Theil wurde, sah er, wie viel er bisher entbehrt, ohne es vermißt zu haben.

Die liebste Zeit war ihm die Dämmerung, da kam noch täglich ein schwaches Fieber, das, ohne ihm viel Unbehagen zu schaffen seine Phantasie erregte, so daß, was er dachte, für ihn Gestalt anzunehmen schien. Meist bat er Marussa, ihm die melancholischen, slavischen Weisen zu singen. Sie that es, ohne viel Kunstfertigkeit zu selbstgesetzter Melodie, frischte auf, was sie seit ihren Kindertagen gelernt und gehört, und wollte das eigene Gedächtniß nicht ausreichen, so nahm sie ihre Zuflucht zu Warwara.

Peter Iwanowitsch kam auch meist um diese Zeit. Er hatte zwar versucht, seine Traumexistenz in Myr wieder zu beginnen, aber einmal aufgerüttelt, wollte es ihm nicht mehr gelingen, sich von Neuem in den nichtsthuenden Schlaf zu versenken. Unausgefüllt von dem thatenlosen Brüten, fing er an, sich wieder mit Lesen und Schreiben zu beschäftigen, er nahm sich sogar seiner Wirthschaft mehr an. Aber was er auch that, schien ihm wenig Gewinn zu bringen, er fand keine Befriedigung darin. Erst wenn er zu Pferde oder zu Wagen das breite Dach von Tschernowitza vor sich auftauchen sah, war ihm, als hätte er den Zweck erreicht, zu dessen Erfüllung

er heute erwacht, und eine glückliche Ruhe kam über ihn. Er sagte sich, er hätte sich nach Menschen gesehnt, nach gleichstehenden Wesen, um sich auszusprechen, und wenn er dann mit ihnen zusammensaß, war er doch meist nur ein schweigender Gast.

Alexanders Zustand besserte sich zusehends, und als er an einem schönen, milden Abend auf der Terrasse lag, ließ er sich's nicht nehmen, mit Marussa und Peter noch einen Gang in's Freie zu machen.

Sie gingen bis an eine Bank am Ufer des Dnjepr, auf der Marussa und Alexander Platz nahmen, während sich Peter zu ihren Füßen in's Gras setzte.

„Eine Sternschnuppe," sagte das Mädchen, gegen den bestirnten Himmel deutend.

Die beiden Herren sahen empor und sie fuhr fort:

„Als ich ein Kind war und mir Warwara allabendlich im Garten ihre Lieder sang, fragte ich sie einmal, was denn das sei, das Glück, das so oft in denselben vorkomme. Da zeigte sie nach einem fallenden Stern und meinte: ‚Siehst Du, dort leuchtet es!' Es schien mir auf die Haide gefallen zu sein und ich wollte danach suchen gehen, da sagte sie mir, daß es nur für erwachsene Leute falle, und denen fliege es von selber in den Schooß. Damit gab ich mich aber nicht zufrieden, und in einer Herbstnacht, da wieder Sternschnuppen fielen, lief ich weit hinaus, um das Glück aufzulesen. Iwan fand mich dann weit draußen eingeschlafen und trug mich zurück."

„Nicht allen Menschen fliegt das Glück in den Schooß," sagte jetzt Peter, „danach gesucht hat wohl Jeder und ist auch müde dabei geworden, und Mancher ist darüber eingeschlafen und hat es nie gefunden."

„Findet man's nicht in der Welt draußen?" fragte Marussa.

„Es finden?" meinte Alexander. „Man verliert es, denn man verliert sich selbst nur zu oft im Haschen und Ringen um das eingebildete Ziel."

„Mir ist, als müßte ich weit suchen gehen nach dem Glück und nach den Idealen," sagte Marussa nachdenklich.

„Die Ideale," lächelte Alexander, „wandeln nicht auf zwei Beinen, wenigstens sind mir noch keine begegnet; sie vertragen sich schlecht mit der Wirklichkeit, denn sie sind ihr Gegensatz. Ganze Nationen singen zwar von dem Erhabenen, dem Idealen, sie weihen ihm hohe Gedanken und schöne Vorsätze, aber es ist doch unfaßbar, wenn es sich auch in die Gemüther einzelner Menschen geflüchtet, denen es über das Elend des täglichen Lebens hinaushilft. Das Glück wohnt sammt den Idealen in des Menschen Brust, gleichviel wo er sich befindet, wird ihr Reich ihn umgeben."

Beide blickten ruhig vor sich hin, Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Der Abend war still, ein sonores Murmeln ging über die Steppe,

das klang wie der Athem der großen, gewaltigen Zauberin. Leise wurde es übertönt und dann zerfloß es wieder mit einer jener slavischen Weisen, die in wehmüthigen Klagen sich der Brust zu entringen scheinen und die Thränenspuren nicht verbergen können.

„Das kommt vom Dnjepr herauf,“ meinte Peter, als der Gesang verstummt war.

„Es ist die Russalka, die singt,“ meinte Marussa, „ich weiß, wer die Wasserfee ist. Es ist Naddia, das schöne Pächtermädchen, das vor zwei Jahren wegen ihres Geliebten in's Wasser ging; ich kenne ihre Stimme und es giebt Leute, die sie auch sahen, wie sie im Wasser singt und winkt. Wenn ich gestorben sein werde, will ich auch den Menschen als Russalka singen. Werdet Ihr kommen und mir zuhören?“

„Wer lehrt Dich solche Phantastereien?“ fragte Alexander ernst.

„Als ich Iwan heimlich beim Schatzgraben belauschte, hörte ich das Lied und er erzählte mir dann von der Russalka und ich habe ihr die Weise abgelauscht, mit der sie die Menschen an sich zieht und bethört.“

Halb ernst, halb scherzhaft klangen ihre Worte, aber als man wieder das Rauschen der Luft vernahm, begann sie eine Melodie zu singen, erst ganz leise, dann anschwellend stärker ohne Worte und in der fesselnden Art, wie die andere verklingend.

Als Marussa vollendet, mahnte Alexander zum Aufbruch.

„Du hast nicht auf meinen Gesang gemerkt, Sascha,“ sagte sie schmollend, „Peter Iwanowitsch war aufmerksamer. Singe ich einmal als Russalka, so wird er kommen, Du nicht, aber Du mußt, wenn Du auch nicht willst, denn ich werde singen und immer wieder singen.“

„Russalka werden nur die, welche den Tod in den Wellen gefunden,“ meinte Alexander.

„Das ist der kühle Tod, den heiße Liebe sucht,“ lachte Marussa.

Peter sah sie erschreckt an. Sie gingen dann langsam zurück und trennten sich schweigend.

Lange noch war Peter Iwanowitsch wach in seinem Zimmer. Er fühlte eine gewisse Leere um sich und kam sich allein und einsam vor. Er saß ruhig, wie schlafend, aber die Gedanken zogen, in bunte Bilder gekleidet, so wie sie beim Menschen kommen und gehen, unvermittelt und doch in einem gewissen Zusammenhang. Keinen hielt er fest und sann über nichts nach, und doch stand er auf, um Licht zu machen und begann dann am Tische sitzend in Heften zu blättern. Sie enthielten in eigenen Schriftzügen Gedanken und Gefühle, die er in der ganzen Unmittelbarkeit ihres Entstehens niedergeschrieben, ohne sie erst in gutklingende Formen zu zwingen. Ein unbeschriebenes Blatt war aufgeschlagen, oben stand nur eine Frage, die seit Wochen ohne Antwort geblieben.

„Giebt es ein Glück?“

Und er schrieb hinzu: „Ist es gleich einer Sternschnuppe? Wir sehen

sie fallen und glänzen, aber wer die Hand danach ausstreckt, dem bleibt sie leer, ein goldner Schimmer, der uns die Sehnsucht nach seinem Besitze wachruft, den wir aber niemals erreichen können? Ist es nicht mehr, nicht erreichbar?"

Er sah nachdenklich vor sich hin.

„Man sagt, das Glück lächelt. Wird es mir nie lächeln?"

Tiefaufathmend fuhr er sich über die Stirne und seine Lippen sagten leise: „Marussa!"

War das die Gestalt, die seine Idee von Glück für ihn angenommen? Lange hat es unbewußt in seiner Seele geschlummert, nun war es als lichte Erscheinung, losgelöst von seinem Willen, vor ihn hingetreten, das Erzeugniß seines eigenen Denkens und Fühlens, und doch erschrak er davor. Wie abwehrend streckte er die Hände dagegen aus. Sein eigenes Geschöpf kam, ihn selbst zu unterjochen!

Sollte er vor ihm fliehen? Sollte er es ersticken?

Er setzte sich wieder zum Schreiben, ließ ein paar Seiten frei und fing an:

„Daß ein Mensch dem andern so viel sein kann!"

Anfangs lächelte er, dann stieß er das Heft von sich und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Ja, er fühlte, er lebte, Alexander hatte ihn erweckt zum Bewußtsein des Daseins, zum Genusse seiner Freuden, zum Empfinden der Leiden!

War die Liebe nun Freud' oder Leid?

* *

Während Peter halb wachend, halb träumend saß, war Graf Tscherlow unten in der Bibliothek über einen Tisch mit Papieren gebeugt. Prinz Alexander trat hinter ihn und als er die ungewohnt nachdenkliche Miene seines Schwagers bemerkte, sagte er:

„Was hast Du da?"

„Einen Brief, ein Angebot auf Tschernowitza von dem Armenier Allahwerdi. Jetzt freilich kann der Kerl höhere Summen bieten, da uns selbst geholfen. Was sagst Du dazu, Sascha?"

Dieser warf einen lächelnden Blick auf den Schwager.

„Nun, ich denke, das Angebot ist nicht zu sehr zu verachten."

„Aber jetzt, Sascha, gerade jetzt, wo die Grafschaft einträglicher ist, als je!"

„Im Augenblick ja, aber das wird nicht immer in der Weise andauern; mit der Zeit nimmt das erheblich ab und wird auch wieder einschlafen, wie wir es schon erlebt, und dann macht das Wunder zu viel von sich reden, die Blätter von Odessa fangen an darüber zu schreiben, und es braucht nur

einer mißgünstigen Stimme von Oben und alle andern schreien ihr nach und Polizei und Regierung kann noch unangenehm werden."

„Glaubst Du, glaubst Du?" meinte der Hausherr, erschrocken den Kopf schüttelnd. „Meinst Du, ich solle ihm antworten, ihn einladen hierher zu kommen, das Nähere mündlich zu besprechen?"

„Laß das noch einstweilen," sagte Alexander und ließ den Grafen mit all seinen besorgten Gedanken allein.

Am nächsten Morgen saßen sie auf der Terrasse, Peter war zum Frühstück heruntergekommen, und nun besprachen sie die Abreise der Gräfin und welchen Weg sie nehmen wollte, endlich wurde beschlossen, direct über Wien zu fahren.

„Weißt Du, sagte Alexander nach einer Pause, „daß Dein Mann einen Kaufantrag für Tschernowitza bekommen, und zwar von Allahwerdi."

„Von Allahwerdi?" sprach die Gräfin langgedehnt und blickte forschend auf ihren Bruder.

„Von Allahwerdi!" rief Peter, indem er aufschnellte, „von Allahwerdi, dem Güterschacherer, dem Armenier, der jüdischer als alle Wucherer Odessas zusammen!"

Marussa war eben aus dem Saale getreten und fragte, was denn Peter so elektrisirt habe, aber Alle schwiegen. Peter schritt dann bis unter die Thüre und sagte:

„Darf ich Dich bitten, Sascha, auf einen Augenblick, es handelt sich um Geschäfte."

Alexander folgte ihm in eine entfernte Ecke des Saales und setzte sich, während Peter vor ihm stehen blieb.

„Höre einmal, Sascha," begann er, und sein Ton schien energischer als sonst, „ich habe mich nie in Deine eigenen, noch in Deiner Familie Angelegenheiten gemischt und trennte diese geschäftlichen Interessen von den Menschen, obwohl es mir manchmal schwer geworden; auch jetzt verlange ich keine Rechenschaft von Dir. Aber, wenn ich auch nicht darüber gesprochen, so mußt Du doch annehmen, daß ich darüber nachgedacht, und jetzt möchte ich Dir zurufen, thue den letzten Schritt nicht mehr! Bewege Deinen Schwager, das Angebot Allahwerdis nicht anzunehmen — schmachvoll genug, daß dieser schon manche schöne Edelsitze in Händen hat! Ist er aber erst Herr auf Tschernowitza, kannst Du sicher sein, daß er die ganze Heiligengeschichte bis in's Unendliche und Unglaubliche ausdehnt, denn nur dahin geht jetzt seine Speculation, vor sechs Wochen noch wollte er nichts von dem Handel wissen."

Prinz Alexander hatte zu Anfang seiner Rede mit gesenktem Kopfe gesessen, jetzt hob er ihn wieder und sah ruhig vor sich hin.

„Was die Sache mit der Heiligen betrifft," sprach er gelassen und harmlos, „so weißt doch auch Du, daß die Capelle schon unter dem vorigen Besitzer ein Wallfahrtsort gewesen und die Einnahme eine jährliche Rente

des Gutes ausmachte, und als mein Schwager Tschernowitza übernahm, war das in den Ertrag mit eingerechnet. Im Laufe der Jahre verminderte sich aber der Besuch derart, daß der Gewinn nicht mehr der Rede werth war, und wenn nun ein Zufall die Heilige im Gedächtniß der Leute aufgefrischt und die Rente wieder anfängt zu fließen, so ist es wohl auch ein altes Recht, sie entgegen zu nehmen."

„Ja," meinte Peter, und um seine Lippen spielte ein ironischer Zug, „aber die Leute geben baare Münze."

„Willst Du sagen, daß wir sie betrügen? Wer sagte ihnen, daß ein Wunder geschehen? Sie selbst schrien es und hörst Du nicht von den mirakelhaften Heilungen bei Mensch und Vieh? Jeder nimmt so viel Trost mit auf den Weg, als er selbst Glauben hergetragen. Verschließe ihnen heute die Capelle, so werden sie sie stürmen und Dich als ihren größten Feind und Uebelthäter betrachten."

„Aber die Opfer sind der Schweiß des armen Landmanns," begann Peter wieder.

„Weise heute die Opfer zurück und die heilige Xenia wird ihre Kraft verlieren — Jemand, der giebt, ohne zu fordern, wer hätte dafür Verständniß? Die Bauern sind an solche Großmuth nicht gewöhnt."

„Sascha," sagte da Peter, „glaubst Du nicht an eine Sühne?"

Alexander sah verwundert auf.

„Ich glaube nicht an Gespenster, nur schwache Sinne zaubern sie hervor und krankhafte Phantasie, dem klaren Auge wird nie eines sichtbar, und vor dem nüchternen Verstande lösen sie sich in Nebel auf."

Beide schwiegen eine Weile, dann sprach Peter wieder:

„Tschernowitza soll also verkauft werden?"

„Du weißt, daß es die Verhältnisse dringend gebieten."

„Hast Du nie daran gedacht, Sascha, daß ich es kaufen soll? Du weißt, daß mein Großvater wünscht, mich in Rußland als Landwirth zu sehen, ich erzählte Dir ja von seinem letzten Brief; mir lag der Gedanke daran noch fern, aber heute ist er mir ein Verlangen geworden."

„Ja, Peter, ich habe auch daran gedacht."

„Warum hast Du mir nie davon gesprochen?"

„Weil ich wußte, Du würdest Tschernowitza nur aus Großmuth kaufen, um dann darauf zu Grunde zu gehen. Von der Stunde, da Du Tschernowitza besitzest, betrachte ich Dich als einen zugrundegerichteten Mann!"

„Warum das, Sascha?" meinte Peter aufmerksam. „So viel ich von den Wäldern und Gründen der Herrschaft kenne, ist Alles ertragsfähig."

„Gewiß," versicherte der Prinz, „Alles schwarze Erde."

„Und dennoch warnst Du mich?"

„Du weißt nicht, was Arbeit heißt, und zur Verwaltung der Grafschaft gehört außerdem Uebersicht und ein speculativer Geist, der nie rastet. Als Träumer werden Dich die Beamten bestehlen, die Wirthschaft, die schon jetzt

im Argen liegt, wird noch mehr verwildern. Es braucht viel Mühe, Alles wieder in ein geregeltes Geleise zu bringen."

„Und das Alles, Sascha, hast Du in meinem Interesse erwogen?" fragte Peter etwas ungläubig.

„Ja, Peter, für Dich, aber nicht für Dich allein. Ich dachte an eine andere Person dabei. Nicht Dich, nicht die Andere, am wenigsten Euch Beide zusammen, möchte ich in die Lage kommen sehen."

Peter warf einen schnellen Blick auf seinen Nachbar und sein Athem ging merkbar schneller.

„Du meinst Marussa?" fragte er hastig.

„Ja," sprach Alexander bestimmt, „Du liebst das Mädchen!"

„Grauen könnte Einem vor Dir, Sascha, — Du weißt Alles, Du berechnest Alles, Du warst dessen sicher, bevor ich mir selbst darüber klar gewesen."

„Was braucht's da viel Berechnung, es lag auf der Hand," antwortete der Prinz einfach.

„Ja, Dir als Drittem war die Sache klar und ich selbst habe mich so lange darum gequält! Aber jetzt, Sascha, weiß ich auch dafür, was ich will und was ich soll. Du hast mehr Einfluß auf mich gehabt, als Du vielleicht ahnest. Ich habe abgeschlossen mit dem alten faulen Träumen in Myr, als Herr von Tschernowitza magst Du die bessere Natur in mir kennen lernen. Ich will arbeiten, Du weißt, ich besitze einen guten Theil kleinrussischen Eigensinns, der wird zur Willenskraft, wenn man sich selbst beherrscht, und ich will und werde fleißig schaffen. Oder glaubst Du, es gebreche mir an den Fähigkeiten?"

„Gewiß nicht," meinte Alexander, „sobald Du recht willst, kannst Du auch, aber das Leben der Arbeit ist verschieden von dem, das Du bisher geführt."

„Das weiß ich, aber es wird mir Befriedigung und Glück geben — ich will mich ja quälen und plagen — für sie."

Der Sprecher blickte mit einem sonderbaren Ausdruck der Wehmuth zum Fenster hinaus in die Weite.

Der Prinz betrachtete die Unterredung als für jetzt zu Ende und wandte sich zum Gehen, aber Peter hielt ihn mit einem Griff nach seiner Hand zurück.

„Sascha," sagte er, „bleibe noch einen Augenblick. Ich wollte Niemand von meinen Wünschen sprechen, mir Marussa ganz allein gewinnen, nun hast Du aber mein Geheimniß errathen, eher, als ich es selbst gewußt; sage mir jetzt nur noch, rechne ich auch nicht mit falschen Zahlen, wenn ich denke, Marussa könne mich lieben, wenn sie mich länger und näher kennt? Ist dies nicht nur ein Phantasiegebilde meiner Sehnsucht, das mir dies möglich erscheinen läßt? Warum, frage ich mich dann, weshalb soll Marussa mich lieben?"

„Weil sie keinen Andern noch kennen gelernt," war die Antwort. „Marussa ist jung und jedes unerfahrene Herz hat den unbewußten Drang nach Glück, das heißt Liebe. Du bist der Erste, der ihr entgegen tritt, sie kann keine Vergleiche ziehen und daß Du ihr sympathisch bist, das mußt Du ja selbst bemerkt haben. So wird sie in Dir bald alle erträumten Ideale sehen und Dich lieben."

„Glaubst Du wirklich?" fragte Peter, der die Hand über die verklärten Züge legte, wie um das Bild seiner Liebe im Innern ungestört zu schauen.

„Ich danke Dir, Sascha," sagte er noch, die Hand des Freundes drückend, „verrathe Marussa nichts von meinem Kaufantrag, sie soll nichts wissen, bis sie mir ihr Herz aus freiem Willen geschenkt. Ich gebe ihr die Heimat dafür. Möchte sie glücklich darin bleiben!"

* * *

Alexanders Aufgabe war nun gelöst. Er hatte mehr erreicht, als er erwartet. Peters Großvater erklärte sich einverstanden und so blieben nur die Kaufverträge zu unterzeichnen.

Wie anders stand es nun um die Tscherlow'schen Angelegenheiten und er blickte mit Befriedigung darauf zurück.

Seine Hand war seit einer Woche vollkommen geheilt, so daß er längst hätte reisen können, aber jetzt wollte er noch den Vertrag mit Peter erledigen und mit der Schwester wegfahren. Die Reise war auf den morgigen Tag festgesetzt. Koffer wurden zusammengetragen und die Gräfin gab Anordnungen, was da zu lassen und was mitzunehmen sei.

Marussa sah schweigend und verstimmt diese Vorbereitungen. Sie hatte Alexander versprochen, zum letzten Male ihm heute zu singen. Da fiel ihr ein Lied ein, das sie halb vergessen, doch kam es ihr plötzlich vor, als sei es gerade das schönste gewesen, sie erinnerte sich, daß es ihr stets geheimnißvoll und schaurig geklungen. Sie suchte Warwara auf, die sie mit Flickereien beschäftigt fand und die, ohne der jungen Herrin Zeit zu lassen, selbst zu sprechen, indem sie weiter arbeitete, ausführlich zu erzählen begann, wie Iwan, seit er an der Capelle der heiligen Xenia die Opfer in Empfang nehme, so viel Wodka trinke, daß er nie mehr bei nüchternen Sinnen sei und daß er gewiß noch daran verbrennen werde.

Als vor einigen Jahren ihr Mann gestorben, war Warwara tief und von Herzen betrübt, nach und nach war ihr Schmerz milder geworden; die Verwaiste faßte eine innige Zuneigung zu Iwan und die Gefahr, in der sie ihn sah, schnitt ihr tief in's Herz.

Marussa hörte still zu und antwortete nicht.

„Warwara," begann sie dann, „ein Lied fehlt mir noch, das ich von Dir hören möchte. Du hast es mir lange, lange nicht mehr gesungen. Weißt Du es noch, das von der alten Amme?"

„Wenn ich die Verse nur noch zusammenbringe," meinte die Dienerin.

Sie that die Arbeit bei Seite und fing an, an den Nägeln zu kauen. Nach einigem Nachdenken begann sie nach einer eigenthümlichen, unmelodisch aber leidenschaftlich klingenden Weise, die sie mit Hin- und Herwiegen des Oberkörpers begleitete:

„Es kam ein Fräulein zur alten Amme
Und weinte und wußte nur zu klagen;
Die Augen wollten die Nacht sich nicht schließen,
Mit wachem Sinn sah sie den Mond verschwinden
Und die ersten Sonnenstrahlen die Erde küssen.
Und sie fragt die Amme, was das wohl sei?
Du bist so jung, mein Kind, spricht diese,
Als ich so jung war, wußt' ich nichts von Schmerzen,
Was mag es sein, was Dich so verwandelt?
Als ich so jung, was wußt' ich von Krankheit und Leid!
Mit den Lerchen habe ich um die Wette gesungen,
Den eilenden Wolken hab' ich nachgejagt.
Doch halt! War nicht einmal ein banger Tag,
Und eine Nacht, die ich heimlich durchweint?
Schier hätte es mein alter Kopf vergessen!
Ja, ja, ich hatte einmal ein Herz —
Ein wildes, ungestümes Herz!
Hüte Dich vor Deinem Herzen, Kind, spricht sie,
Und sie schüttelt den Kopf, wie so ein altes Herz
Vergessen kann, daß es einmal jung gewesen,
Und wie das junge Herz von damals
Hat gar so alt werden können?
Hüte Dich vor Deinem Herzen, Kind!"

„Sind die Verse so richtig, mein Täubchen?" fragte Warwara, als sie vollendet und Marussa in ihrer vorgebeugten Stellung mit über dem Knie gefalteten Händen ruhig sitzen blieb.

„Ist denn das Lied zu Ende?" fragte das Mädchen.

„Meine Mutter hat es mich so gelehrt und die sang auch niemals mehr dazu."

Marussa stand auf und seufzte leise. Als Kind hatte sie nach dem Liede stets eine Beruhigung empfunden, heute war es anders! Warwara hatte es auch so sinnlos gesungen. Wie geheimnißvoll hatte es ihr geklungen, wie das erlösende Wort, das dem Drachen den Schatz entreißt. Und jetzt? —

Sie ging hinauf in ihr Zimmer und sah zum Fenster hinaus, dabei streifte ihre Hand ein hohes, loses Bouquet, das auf einem kleinen Tischchen in einer Glasvase stand. Vor einigen Tagen hatte sie es mit Alexander gepflückt. Es war ein prächtiger, farbenreicher Strauß gewesen, jetzt hingen die Blätter welk und schlaff hernieder. Der rothe Mohn war zusammengeschrumpft und all' die anderen gelben und blauen Blumen saßen verblichen und matt auf den Stengeln; kleine, schwarzköpfige Raupen nagten an den halbvertrockneten Blüthen und krochen auf weißen Fäden von einem Stiel zum anderen. Der Athem der Verwesung, ein moderiger Duft nach halbfaulem Laub und stehendem Wasser entstieg dem Glase.

Marussia blickte in schmerzliches Nachdenken versunken auf das Bild der Zerstörung, und Ekel überkam sie, ein Ekel vor den faulenden Blumen, ein Widerwillen gegen sich selbst. Mit einer Art von Abscheu warf sie den Strauß zum Fenster hinaus, nur ein paar Gräser und Aehren behielt sie zurück.

Beim Anblick der Haide fiel ihr ein, wie sie mit Iwan als Kind darüber hinweggejagt. Es war ihre größte Freude gewesen. Nun war sie aber groß geworden, war siebzehn Jahre alt und ihr verlangte nach Anderem. Ihrer Seele waren Schwingen gewachsen und ihre Gedanken flogen in's lichte Reich der Illusionen. Ihr Auge schweifte in die Ferne über die weite Ebene, die in ihrer schmucklosen Oede und Einsamkeit wie die verkörperte Sehnsucht vor ihr lag. Dort, wo Luft und Erde in Eins verflossen, lag Myr.

War dies das Ziel, wo ihr Denken und Fühlen zur Ruhe kommen sollte? Ihr dünkte, sie müßte danach weiter, viel weiter suchen gehen! Sollte ihr das Leben nichts Anderes bringen?

Das unerfahrene Herz verlangt ja vom Dasein Alles, Alles! Verklärt blickt es hoffnungsvoll in die Ferne und athmet froh, als sei ihm vergönnt, nur Wonne einzusaugen. Mitleidig sieht es die Anderen sich mühevoll und nüchtern durch's Leben schleppen und denkt nicht, daß ihm vielleicht ein gleiches Loos beschieden. In phantastischen Bildern schwebt ihm das Erreichen aller irdischen Güter vor Augen — sie drängen sich zusammen in einen einzigen Begriff — für diesen fand man ein einziges, kleines Wort — das Glück. — Sollte das so schwer zu finden sein?

Lange stand das Mädchen am Fenster und sann. Dann fiel ihm ein, daß es Zeit sein müsse, mit Alexander spazieren zu gehen. Sie suchte nach ihm, ohne ihn finden zu können, und als sie nach ihm fragte, sagte man ihr, daß er wie zur Jagd gerüstet nach der Waldseite zu gegangen sei. Langsam schlug auch sie den Weg dahin ein. In das Dickicht einbiegend, blickte sie erst noch nach allen Seiten um, ob des Gesuchten Gestalt nicht in einer anderen Richtung auftauche.

Zwischen den Föhren lag blaudunkler Waldesduft, vom Odem würziger Kräuter durchweht. Die röthlichen Stämme leuchteten heller durch die matten Schatten und drüber rauschten und wogten die Wipfel im Abendwind. Tiefer und tiefer ging sie waldeinwärts, immer stehen bleibend, lauschend und spähend. Aber Alles blieb still. Nur das Hüpfen der Vögel von Ast zu Ast und das Geräusch der eigenen Schritte hörte sie. Sie nahm den Hut ab und blieb an einen Stamm gelehnt mit geschlossenen Augen stehen.

Das war der gleiche Waldweg, den sie vor Wochen mit Alexander gemacht, da er den nächsten Tag reisen wollte. Seine Worte von damals kamen ihr wieder in den Sinn. Sie mußte auch an Othello denken, wie lieb er ihr gewesen und wie sie, trotzdem er für sie gestorben, doch keinen Augenblick des Bedauerns für ihn gehabt. Ein bitterer Zug legte sich ihr

um den Mund. Als sie dann aufsah, gewahrte sie Alexander, der auf sie zukam.

„Du hast nichts geschossen?“ rief sie ihm entgegen.

„Was willst Du so spät hier allein?“ fragte er.

„Warum bist Du ohne mich ausgegangen? Ich habe auf Dich gewartet, Sascha,“ antwortete sie und es klang wie ein leiser Vorwurf, aber sie senkte dabei die Augen, als habe sie nicht den Muth, ihren Groll ihm gegenüber zu vertreten.

Alexander sagte nichts darauf und sie schritten schweigsam hinter einander durch das Dickicht über die glatten getrockneten Nadeln und die üppig wuchernden Gräser; hie und da knackten zertretene Zweige.

Marussa ging voraus und wo ein Ast zu tief hing, bog sie ihn bei Seite, daß er ihrem Begleiter nicht in's Gesicht schnelle, dabei sah sie ihn forschend an, konnte aber nichts aus seinen Mienen lesen, die ihr heute räthselhafter als sonst erschienen.

So kamen sie bis an das Ende des Waldes, wo die Moosbank stand. Alexander blieb einen Augenblick stehen, wie wenn er sich niederlassen wollte, und ging dann rasch vorbei. Es war kein heller Abend, der Himmel theilweise überzogen, nur einzelne Sterne flimmerten matt. Grellere Funken schienen aus Marussas Augen zu sprühen, wenn sie von Zeit zu Zeit ihren Begleiter anblickte. Wie damals richtete sie an gleicher Stelle die gleiche Frage an ihn: „Du willst also morgen gehen, Sascha?“

Der Gefragte nickte zustimmend.

„Warum bleibst Du nicht noch die Zeit, die Dein Urlaub dauert?“

„Weil ich endlich gehen muß,“ sagte er kurz.

„Und warum bliebst Du dann so lange? Warum bist Du nicht weggegangen am Tage, da Deine Hand soweit geheilt war, daß Du hättest reisen können?“

„Aus Energielosigkeit, wenn Du willst, weil mir hier wohl war. Ich fühlte den beruhigenden Einfluß dieser Lebensweise und der Luft auf meine Nerven.“

„Und sonst hielt Dich nichts?“ fragte Marussa bitter.

„Nichts,“ antwortete Alexander klanglos.

„Du lügst, Sascha,“ murmelte sie da stehen bleibend, ihm gegenüber tretend.

Alexander schien ihre Worte nicht vernommen zu haben; er sagte ruhig: „Marussa, ich hatte Dir wohl versprochen, nicht mehr über Peter mit Dir zu reden, aber heute muß ich es thun. Du weißt, daß er Dich liebt?“

„Er soll mich lieben, denn ich will geliebt sein,“ sprach Marussa dumpf.

„Du scheinst ihn doch auch gerne zu haben?“

„Gewiß, ich bin ihm gut, so wie man einem Freunde gut ist.“

„Freundschaft ist die beste Liebe,“ sagte Alexander, „die heitere gleichmäßige Hingebung, das gegenseitige Eingehen auf alle Interessen.“

„Das heißest Du Liebe, Sascha?“ fuhr das Mädchen auf. „Was ist das dann, wenn Dir die Gegenwart einer Person Leben zu geben scheint und ihre Abwesenheit Dir den Tod bedeutet? Ist das nicht eine andere, eine mächtigere Liebe, als nur ohne Streit neben einander zu vegetiren?“

„Das ist nicht Liebe, Marussa, das ist Leidenschaft, ein wildes Aufflackern, ein Augenblick der Begeisterung, dem Ernüchterung folgen muß. Beglücken kann das auf die Dauer nicht!“

Das Mädchen blickte zu Boden, sie wollte nicht, daß man die Thränen sähe, die sich in ihre Augen gestohlen.

„Laß uns jetzt gehen,“ sagte Alexander und legte ihr die Hand auf die Schulter, „es ist spät und man wird uns erwarten. Ich dachte nicht, daß Du so heftig werden könntest. Warum bildest Du Dir ein, Peter nicht lieben zu können? Er ist ein so guter Mensch, besser als die meisten — viel besser als ich!“

„Besser als Du? Sage das nicht, Sascha, Niemand ist besser als Du!“ rief sie und legte ihre Arme um Alexanders Hals und bedeckte ihn mit leidenschaftlichen Küssen. „Denke von mir, was Du willst,“ flüsterte sie, „aber lasse mich einmal, nur diese Secunde glücklich sein. Ich will es hören, von Deinen Lippen hören, daß Du mich lieb hast. Du ziehst fort in die Welt und wenn uns auch das Gesetz nicht schiede, Du müßtest doch eine Frau mit Stellung und Vermögen nehmen. Wir sehen uns vielleicht nie mehr wieder, was kann es da Dir, was mir Schaden bringen, wenn ich aus der Ferne an Dich glaube, so wie ich an Gott und die Heiligen denken darf, die ich doch auch nicht sehe und denen ich dennoch meine Freuden und Leiden anvertraue? Einmal leuchtete mir ein kurzes Glück und ich will es in einem langen, süßen Traum fortspinnen. Laß mich an Dich glauben, Sascha, da ich Dich nicht lieben darf!“

Alexanders Arme hingen schlaff an seinem Körper nieder, mit keiner Bewegung, keiner Miene verrieth er irgend welche Erregung.

Marussa stand nun vor ihm und weinte, abgewandt, lautlos in die vorgehaltenen Hände. Er blickte sie düster an. Jetzt trat er plötzlich nahe zu ihr, hob sie mit beiden Armen von der Erde und küßte sie fest auf den Mund.

„Möchte der Glaube an mich Dein Schutzgeist sein,“ sagte er leise. „Aber versprich mir, thörichtes Kind, daß Du vernünftig sein willst!“

„Was heißest Du so, Sascha?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Höre mich ruhig an, Marussa.“

Kopfnickend sah sie zu ihm auf.

„Peter hat ein Anerbieten auf Tschernowitza gemacht und dieser Verkauf wäre günstiger, als irgend ein anderer, denn er regelt Eure Verhältnisse auf vortheilhafte Weise.“

Marussas Augen füllten sich von Neuem mit Thränen, sie wollte etwas sagen, aber Alexander fuhr fort:

„Dir bietet Peter seine Hand und somit Tschernowitza wieder als Heimat an."

Das Mädchen schwieg und schaute vor sich hin, als könne es den Sinn seiner Rede nicht gleich verstehen.

„Wir selbst, Kind, können die Herzen nicht zwingen, aber von wem verlangte der Himmel nicht Entsagung? Und was wir als Opfer ihm darbringen, giebt er uns als Glück zurück! Wir müssen nur die Kraft im Gebete suchen. Denke an die heilige Xenia und Du wirst sie finden!"

„Muß ich, Sascha," fragte sie knieend, „auch wenn sich meine Seele dagegen empört?"

„Du mußt, Marussa, es ist Deine Pflicht," lautete die ernste Antwort.

Da gab ihm das Mädchen kurz die Hand, und rasch schritten sie, ohne zu sprechen, dem Hause zu, von dem ihnen die erleuchteten Fenster entgegenstrahlten.

Marussa ging still und mechanisch an ihr tägliches Geschäft, den Thee zu bereiten, sie sprach kein Wort, aber Alexander erzählte noch lebhafter als gewöhnlich von seinem beutelosen Jagdzug, der doch ganz interessant ausgefallen, da er jenseits des Dnjepr am Walde ein neu aufgeschlagenes Zigeunerlager entdeckt habe.

„Haben sie Dir wahrgesagt?" fragte die Gräfin.

„Eine alte Hexe bemächtigte sich meiner Hand und wollte Außerordentliches darin lesen."

„Und was prophezeite sie Dir?"

„Sie wollte drei Sterne sehen, derentwegen sie fast vor mir auf die Knie fiel. Heil, rief sie mir zu, heil Dir, denn wem der Himmel diese Zeichen in die Handfläche gegraben, der wird hoch steigen und herrschen über Viele. Aber, meinte sie dann, nimm Dich in Acht, indem Du über den Anderen stehst, fordere nicht zu viel von Deinem Kopfe, damit Du die Macht nicht verlierst, Herr über Deine Gedanken zu sein."

„Das hieße soviel wie Wahnsinn?" versetzte die Gräfin, ihren Bruder fragend ansehend.

„Ja," sprach Alexander, „ich wußte, daß die Zeichen die Bedeutung theilen. Auch Napoleon soll die drei Sterne in seiner Hand gehabt haben."

Marussa reichte Alexander eine Tasse Thee; einen Moment begegneten sich ihre Augen. „Heil Dir, Sascha, heil!" sagte sie leise.

Er nickte stumm und trank.

„Und die letzte Ballade, Marussa," bat er dann, „singe mir das Schwanenlied meines glücklichen Daseins auf der Steppe, Du hast es mir versprochen!"

Marussa trat an den Flügel und von ihren Lippen quoll in traurig fremder Weise das Lied, das Warwara ihr heute gesungen. Gegen Schluß ward ihre Stimme unsicher und als die letzten Worte verklungen, trat sie auf die dunkle Terrasse und kehrte lange nicht zurück.

Es war schon spät in der Nacht, als Marussa zwischen den Feldern der kleinen Capelle zueilte. Eintretend rang sie einen Augenblick nach Athem; die Nasenflügel zitterten und die Hand glitt über die Stirne, als müßte sie erst zur Besinnung kommen, dann fiel sie auf die Knie und betete zur heiligen Xenia, daß sie sie erhören möge. Mit halblauter Stimme sprach sie vor sich hin:

„Thue mir ein Zeichen, Du Wunderthätige, sende Hülfe, sende Rath! Lasse Sascha groß und glücklich werden! An ihn glaube ich, aber ich glaube auch an Dich, heilige Xenia."

Das Wogen ihres Geistes nahm nicht mehr die Form bestimmter Gedanken an, es athmete nur die Seele, heiß, glühend und flehend, und ihr zitternder Athem rauschte leise durch den stillen Raum. So vergingen Minuten, dann war wieder wie ein Schleier von ihren Augen genommen und sie besann sich, warum sie hier kniete, und neuer dumpfer Schmerz legte sich ihr auf die Brust. Sie löste aus ihrem Kleide ein Büschel Gräser und Fruchthalme und legte sie auf den Altar.

„Hier gebe ich Dir, was seine Hand mir reichte; lasse Sascha glücklich sein und ich opfere mich für ihn, aber verlasse auch mich nicht, Heilige, heiße mich des Himmels Willen erfüllen und thue ihn mir kund! Muß ich handeln, wie Sascha sagt?"

Im Eifer war ihre Stimme immer lauter geworden und der Ton der Verzweiflung klang aus ihren Worten.

„Muß ich es thun, heilige Xenia?" rief sie, als erwarte sie eine Antwort.

„Thue es," klang es dumpf durch den Raum und Marussa sprang entsetzt auf und sah um sich, aber Niemand war da, Alles blieb still, nur die Nachtluft bewegte das Fensterchen und das Licht der Ampel, daß es unruhig flackerte.

Sie griff sich entsetzt in die Haare und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Wie sie erschrocken war von der seltsamen Stimme!

Hatten sie die erregten Sinne getäuscht, oder waren es Worte vom Himmel, die sie vernommen? Ein Fieberschauer durchlief ihre Glieder und scheu nur erhob sie die Augen zur heiligen Xenia, die sanft herniederlächelte auf das geängstigte Kind; so mild, so gnadenreich, daß die Betende aufblickte und immer wieder aufblickte, und die Falten wichen von der jungen Stirne, wie eine Verklärung glitt über die vorher verzerrten Züge. Das Mädchen breitete die Arme aus und faltete sie dann wieder zum Gebet:

„Heilige Xenia," sagte sie fest, „Dein Wille geschehe und wir wollen Dir eine Kirche bauen, groß und prächtig!"

Dann sank sie vor dem Altar zusammen und weinte leise. Draußen im Felde stand Prinz Alexander und legte die Hand über die Augen.

Vor welchem Lichte wollte er sie schützen? War es doch ringsum dunkel, so dunkel!

* * *

Den nächsten Tag war Peter Iwanowitsch sehr frühe herüber geritten. Prinz Alexander flüsterte ihm ein paar Worte zu, auf die hin er dann den Freund umarmte und in den Garten stürzte, da man ihm sagte, Marussa sei dort.

Sie stand zwischen den Blumen in einem lichten Kleide, bei ihrem Anblick stand Peter still, so großer Anmuth war er sich in ihr nicht bewußt gewesen. Als sie auf ihn zugegangen, reichte sie ihm beide Hände, die er an die Lippen drückte.

„Marussa!" war das einzige Wort, das er in der Erregung zu stammeln vermochte. Das ganze Glück, das er empfand, lag in dem Ausdruck seiner Augen, und das Mädchen fühlte ihren warmen Schein, und wie ein Vorwurf stieg es in seiner Seele auf.

Der Vater kam und sie war froh, nicht jetzt mit Peter allein sein zu müssen. Er küßte Marussa als sein Herzenstöchterlein, das ihn glücklich gemacht, dann zog er das Paar mit in's Haus, wo die letzten Vorbereitungen für die Abfahrt der Gräfin und des Prinzen getroffen wurden.

Der Wagen stand schon vor der Thüre. Gräfin Tscherlow umarmte Marussa und den künftigen Schwiegersohn mit ungekünstelter Herzlichkeit und versprach zur Aussteuer das Modernste und Eleganteste zu schicken.

Der Graf und Peter begleiteten die Reisenden bis Myr, wo der Notar ihrer wartete, um den Kaufvertrag in Ordnung zu bringen. So blieb Marussa allein zurück.

„Glaube an mich und die heilige Xenia," hatte ihr Alexander zum Abschiede gesagt, indem er die Lippen an ihre Haare drückte.

„Sei glücklich, Sascha, und werde groß," war ihre Antwort gewesen.

Dann waren Alle eingestiegen.

„Paschol, Paschol!" rief man dem Kutscher zu; der trieb mit einem eigenthümlichen, langen Pfiff die Pferde an und vorwärts flog das Gefährt.

„Paschol, Paschol!" wiederholte Marussa mechanisch. Ja, nun fühlte sie es, vorwärts, vorwärts treibt das Leben! Sie wünschte sich Flügel, die Steppe zu durcheilen, den glückbringend zu schützen, der das Haideland durchreiste.

Vorwärts, vorwärts ging auch er unaufhaltsam und jede Minute entfernte ihn weiter von ihr. Und sie wünschte ihn zurück, noch einmal, nur noch ein einziges Mal!

Noch lange hatten Peter und Alexander die lichte Gestalt mit den Augen verfolgt, die wie ein überirdisches Wesen einsam auf brauner Haide stand. —

Das war ein öder, qualvoller Tag, dessen Stunden kein Ende zu nehmen schienen. Sie mußte stets denken, daß sie kein Heim habe, daß sie augenblicklich keine Heimat habe, bis sie sie mit ihrer eigenen Person zurückerkaufe; — wie sie sich auch wehrte gegen die Gedanken, die sie nicht

hegen wollte, sie kamen immer wieder. Morgen sollte es besser sein, da kam Maria Xenia für ein paar Tage herüber, der wollte sie Alles sagen.

Aus bunten Blumen hatte Marussa einen Kranz für die Heilige gewunden, und da es nun zu dunkeln begann, ging sie der Capelle zu. Da kam Iwan unsicheren Schrittes mit einer frischen Flasche Wodka daher. Da er des Mädchens ansichtig wurde, suchte er das Gefäß zu verbergen. Marussa hatte es aber schon bemerkt und schritt gerade auf ihn zu.

„Iwan, was hast Du hier?“ fragte sie ihn strenge.

„Der Tag war so heiß und die Kehle ist mir so trocken, Herrin!“ stammelte er, „man bedarf einer kleinen Erfrischung.“

Marussa griff schnell nach der Flasche und schleuderte sie mit Unwillen hinweg, daß sie an einem Stein zerschellte.

„Trinke Wasser,“ rief sie, „oder nimm Quaß, wenn Dich dürstet, aber schäme Dich, den ganzen Tag betrunken zu sein! Du wirst ein schlimmes Ende nehmen, Iwan, wenn Du dieses Leben fortführst!“

„Das thust Du mir an, meine kleine Marussa, meine junge Herrin,“ rief der Diener, der durch den Schrecken ganz nüchtern geworden schien. Mit Thränen in den Augen blickte er schmerzlich andächtig auf die Scherben seines Glücks.

„Das thust Du mir, die kleine Marussa dem alten Iwan?“ sagte er, ihr näher tretend. „Dem alten Iwan, auf dessen Knien sie sonst gesessen? Habe ich ihr nicht Holzpferdchen geschnitzt, bis sie groß genug war, selbst Zügel führen zu können? Und mußte ich dann nicht ganze Tage mit ihr die Steppe durcheilen? Bist Du noch dieselbe, Marussa, die mir nun dieses thut?“

„Ich erinnere mich alles dessen, Iwan,“ sprach Marussa halb abgewandt, „aber schämst Du Dich nicht, jeden Tag berauscht zu sein und das in unmittelbarer Nähe der heiligen Xenia, der großen Wunderthätigen? Sie wird Dich strafen, Iwan, denn Du entweihst mit Deinem bösen Hang ihre geweihte Capelle, der man sich nur mit Herzensandacht nähern soll. Wenn Du unserm Hause auch treu warst, jetzt bist Du ein Schandfleck!“

Das Mädchen hatte die Worte in gerechtem Zorne gesprochen und sie trat weg von ihm, angeekelt von dem Alkoholduft, der ihn umgab.

„Ich ein Schandfleck, Herrin!“ lachte nun Iwan höhnisch auf, „ich ein Schandfleck, der die heilige Xenia nicht genügend ehrt! Fragt doch den Prinzen, fragt doch unsere Gräfin, ob es einen treueren Diener giebt, als den alten Iwan, alle seine Sinne stehen im Dienste seiner Herrschaft. Wenn er nun die Zunge reden ließe, so wie die Augen gesehen, und vor das Volk träte und riefe: Betet nicht zur heiligen Xenia, betet zum Prinzen Karabelew, der thut die Wunder besser als die Himmlischen, behaltet Euer gutes Geld, die Kirche wird doch nicht gebaut, wir brauchen es viel zu nothwendig selber.“

Das Mädchen stand hochmüthig fern und doch blickte sie Iwan, sich vorbeugend, mit Schaudern an und verlor keines seiner Worte.

„Siehst Du, kleine Marussa," fuhr er fort, „das kann ich täglich sagen, aber ich bringe keine Silbe über die Lippen und da soll ich nicht als Lohn Wodka trinken dürfen, und verdiene ich, daß Du mir die Flasche wegwirfst?"

„Geh," rief sie, seine Küsse auf ihr Kleid abwehrend, „lasse mich, Du weißt nicht mehr, was Du redest! Der Wahnsinn ist schon über Dich gekommen, bete, bete zur heiligen Xenia, daß sie Dir gnädig verzeiht und sie die Nacht von Deinen Sinnen nimmt, die Dich entsetzliche Dinge sagen läßt."

„Ich bin nicht trunken, Herrin," sprach jetzt der alte Diener unwillig.

„Ich selbst sah das Wunder, Iwan," rief Marussa.

„Mein Mund spricht Wahrheit und ich weiß, was ich rede, die andern Leute sagen auch wie ihr, doch Alle sahen nicht mehr, als das Bild auf dem Baume, aber ich, ich sah, wie es hinaufgekommen. In jener Nacht, als die Capelle brannte, nahm ich nicht theil an den Ceremonien, denn es war eine der Zeiten, da man Schätze heben kann. Das wußte ich und hatte eben angefangen, an dem Hünenhügel dort zu graben, als ich den Prinzen sah, wie er das Bild auf den Baum hing, bald darauf schlugen die Flammen auf und die Leute schrien Wunder."

Marussa schaute Iwan während der Erzählung mit weitgeöffneten Augen wie eine Verzweifelte an.

„Hole Dir neuen Wodka, Iwan," sagte sie leise, indem sie die Hand über die Augen legte, denn ihr schwindelte, als finge die Erde an, unter ihren Füßen Wellen zu werfen, um sie zu verschlingen. Sie hatte noch eben die Kraft, in die Capelle, die um die späte Stunde einsam war, zu treten. Da riß sie den Kranz entzwei und schleuderte ihn fort und warf sich auf die Erde.

„Sascha, Sascha," rief sie, dann blieb sie regungslos liegen.

Die Blumen lagen zerstreut und senkten die Köpfe und in einer jungen Seele schienen alle Saiten gerissen.

Der schrille Ausruf hallte von den Wänden wieder, die Tonwellen trugen ihn schwingend eine Weile und klagend verklang er, fortgetragen und verschlungen von den Lüften.

* * *

Klar war die Nacht; nun brach der Morgen an, voll sonniger Pracht und strahlender Hoffnung.

Die Leute gingen an die Arbeit; es rieben sich wohl die Ersten die Augen, ob sie auch richtig sähen, und Einer fragte den Andern, was das

wohl sei, warum man heute die Capelle nicht erblicken könne? Wo die wohl hingekommen sein mag während der letzten Nacht?

Als ein paar Bauern hingingen, sich das neue Wunder näher zu betrachten, fanden sie eine erloschene kleine Brandstätte und sie fragten sich, wie das nur möglich gewesen, daß Niemand von dem Unglücke etwas vernommen?

Diesmal hatte sich die Heilige auch nicht selbst gerettet. Aller Segen war mit ihr verkohlt, das Gnadenbild unrettbar verloren, in Fetzen verglommen!

War das Feuer vom Himmel gefallen, war es die unselige That einer Frevlerhand, welche die Capelle dem Erdboden gleich gemacht? Oder war es Gier nach den geopferten Schätzen?

Sie fingen an, nach dem Gelde zu graben und zu wühlen, aber sie konnten nicht ein einziges Goldstück finden.

Da holte man Iwan, den Wächter des Heiligthums, herbei. Er riß die verschwollenen Augen groß auf und begann zu heulen, als er der Brandstätte ansichtig wurde.

„Wie viel Geld war in der Kasse?“ schrieen sie ihn an.

„Viel Geld, viel Geld,“ lallte er taumelnd.

„Wie konntest Du so viel Geld hier lassen?“ riefen sie vorwurfsvoll.

„Muß die Heilige nicht über ihr Eigenthum wachen?“ meinte er blöde.

Mehr war aus ihm nicht herauszubringen; er warf sich in's Gras und heulte, bis er darüber einschlief.

„Die Zigeuner, die sich in der Nähe gelagert, werden das Geld geraubt und die Capelle in Brand gesteckt haben, um glauben zu machen, der Schatz sei im Feuer untergegangen,“ meinten neu Hinzugekommene. Die Anderen stimmten ihnen bei und die Truppe Männer, vermehrt durch ein par keifende Weiber, setzten auf der Fähre über den Fluß. Einer hetzte den Anderen, und da sie im Lager ankamen, forderten sie ungeduldig das geraubte Gut zurück, und als die Angeschuldigten das nicht verstehen wollten, sollten Schmähungen und Drohungen ihre Wirkung thun. Aus dem Wortwechsel kam es zu Thätlichkeiten und bald war es ein Kreischen und Schreien hin und her, ein Stoßen und Drängen.

Als ein par fernstehende Burschen das sahen, schirrten sie schnell die kleinen, bösartig aussehenden Pferde, die mit den Vorderfüßen zusammengebunden dagestanden. Eilig warfen die Weiber alles durcheinander auf die Wagen. Die Zelte wurden umgestoßen, daß die Streifen rohen Fleisches, die in Sonne und Luft trocknen sollten, auf der Erde mitgezerrt wurden, umgeben von dem summenden, aufgescheuchten Fliegenschwarm. Die Zigeuner trieben die Gäule an, scheppernd rasten die Wagen der Flüchtenden dahin, und die kleinen, dürren, braunen Kerle mit den feuersprühenden Augen, nur mit zerrissenem Beinkleid und ärmelloser, durchlöcherter Weste bekleidet, schwangen sich auf die flinken Klepper, und nun ging es

den Wagen nach — heidi — heidi, pascholl! Vorwärts, vorwärts und der Kantschuk kreiste pfeifend über Pferd und Reiter.

Geschickt hatte sich einer nach dem anderen von den Bauern losgemacht, auch dem letzten war es mit katzenhafter Gewandtheit geglückt. Bald sahen sich die Angreifer allein, und nur aus der Ferne hörten sie noch, wie sie die Pferde antrieben — heidi — heidi!

Wer will die Flüchtigen verfolgen, wenn sie auf der Ebene unaufhaltsam dahinsausen, wie das wilde Heer?

* * *

Während der Menschenjagd da draußen war es im Saale des Herrenhauses auch schon belebt, und dennoch herrschte tiefe Stille. Die ersten Sonnenstrahlen spielten wohl an den Ladenritzen, einen Eingang zu suchen, den Raum zu erhellen und zu vergolden, aber es war ihnen heute nicht gestattet einzudringen, die düsteren Schatten aufzulösen.

Peter war gestern sehr spät mit dem Grafen als rechtsgültiger Besitzer von Tschernowitza zurückgekommen. So müde er auch körperlich war, so wollte doch der Schlaf nicht über ihn kommen; es arbeitete in seiner Brust und lichte sonnige Zukunftspläne winkten so nahe, so nahe! Sollte der kommende Morgen ihn nicht glücklich sehen?

Er hatte heute nicht Zeit gehabt, mit Marussa ein einziges Wort ohne Zeugen reden zu können, und wie viel hatte er ihr doch zu sagen!

Wachend, träumend wollte er den Morgen erwarten und sah nach dem Himmel; noch war es dunkel, nur im Osten zeigten sich die ersten helleren Streifen. Da fiel ihm ein seltsames Glühen zwischen den Birken auf und er beschloß, hinabzugehen, um selbst danach zu sehen.

Die Luft war kühl, und unwillkürlich erweckte sie ihn aus der seligen Stimmung. Hastig, von Neugierde getrieben, schritt er auf dem bethauten Weg und stand bald vor dem zusammengesunkenen Trümmerhaufen der Capelle.

Sollte er um Hülfe rufen? Es gab ja nichts mehr zu retten!

Nachdenklich blieb Peter stehen. Es war wohl sein Besitz, der verbrannt, aber er zürnte nicht.

„Es ist besser so," meinte er im Stillen, „die Kirche soll nicht mehr entstehen. Aber Marussa — Marussa hatte hier gern gebetet. Ihr reiner Sinn muß ungetrübt, der Kinderglaube soll erhalten werden. Ihr Wunsch soll entscheiden, denn alles, alles war ja für sie. Ob sie sich grämen wird bei der Nachricht? Ob sie über ihn den Verlust der Heiligen verschmerzt? Gewiß, sie liebt ihn ja!

Wieder zum Gehen gewendet, erblickte Peter erschrocken einen Gegenstand, der wie ein menschliches Wesen auf die Erde gestreckt lag. Als er sich darüber beugte, flackerte das sprühende Feuer auf; ein greller Lichtschein

huschte über den versengten Rasen und zu gleicher Zeit durchklang ein lauter Schmerzensruf die nächtliche Stille.

Der junge Mann war zusammengebrochen, wie niedergeworfen von mächtiger Hand. Seine Arme umfaßten eine regungslose Masse. Mit den zärtlichsten Namen rief er die Geliebte, doch sie verklangen ungehört.

„Marussa,“ schrie er da entsetzt, „Du mußt leben, leben für mich!“

Mit Küssen wollte er sie wieder erwecken. Wehte nicht ein Hauch, ein warmer Odem von ihren Lippen?

Er umklammerte fest ihre Hand und glaubte den unerbittlichen Tod aufhalten zu können mit seiner Gegenwart. Wo die Liebe wacht, darf er es da, kann er es wagen, das theuerste Gut ihr zu entreißen? Kann der Wille nicht Schöpferkraft, die Verzweiflung Allmacht werden?

In dem todten Körper scheint neues Leben sich zu regen.

„Marussa, liebst Du mich, dann lebe!“ ruft Peter angst- und hoffnungsvoll.

Die Lippen bewegten sich, leise, mühsam und kaum hörbar sprachen sie: „Sascha!“

Peter ließ sanft den in seinen Armen hochgehaltenen Kopf sinken.

Die Morgenluft wehte kühl über ihn und sie, und es war plötzlich, als sei keine Gemeinschaft mehr zwischen dem Manne und dem jungen, sterbenden Wesen.

Der Tag brach an und das Dämmerlicht spielte über des Mädchens bleiche Wangen. Fremd schaute Peter sie an, ohne Gedanken und ohne Thränen.

War das noch derselbe Mensch?

Aufmerksam vorgebeugt lauschte er, wie Athemzug für Athemzug schwerer, röchelnder wurde; die letzte Widerstandsfähigkeit der Kräfte war gebrochen und es war still in der Brust, still für immer!

Peters Augen glitten über die Gestalt und er zwang sich mit peinlicher Genauigkeit, alle Einzelnheiten zu bemerken; das von Rauch geschwärzte Gesicht, das angebrannte Kleid und die an den Schläfen versengten Haare.

Er sann und sann und suchte seine Beobachtungen zusammenzureimen — das gab eine seltsame Geschichte. Da fuhr er sich durch die Haare und lachte unnatürlich. Um sich schauend, stand er auf und besah den Leichnam; die Augen waren wie im tiefen, tiefen Schlafe geschlossen, der junge Körper hatte ausgeathmet, ausgerungen, wie ein völlig wohlthuendes Ausruhen lag darüber.

Der Tag brach an. Entstellter schien die Leiche bei der grelleren Beleuchtung; ihm fing an, davor zu grauen. Er hatte nie Jemand sterben sehen, war nie mit einem Todten allein gewesen.

„Wo ist Deine Seele, Marussa?“ fragte er, „hat das Dasein den Geist, der dem Körper die Lebensfähigkeit verleiht, verzehrt, wie das Feuer ein Stück Holz? Hat dann das Wesen beider aufgehört zu sein, und es bleibt nichts als der Leichnam — die Asche.“

Eine Weile hatte Peter so gestanden, dann begann er vorsichtig, wie man ein schlafendes Kind bettet, die Todte in seine Arme zu nehmen und trug sie mit Anstrengung aller Kräfte in den Saal.

Auf einem Divan lag sie nun und er stand, krampfhaft athmend, vor ihr. Er faßte die kleine Hand und drückte die Lippen darauf, aber ihm schauderte vor der Marmorkälte. Es zog ihn hin, nochmals den vollen Mund zu küssen, doch ihm graute vor dem letzten Wort, das er gesprochen.

„Sascha, Sascha," rief auch er nun schmerzlich, und fiel schluchzend auf die Knie.

* * *

Wochen waren seitdem vergangen; Graf Tscherlow war, tiefgebeugt vom Schmerz, seiner Frau nachgereist. Iwan war am Tage nach dem Brande der Capelle verschieden; ein Flämmchen ist aus seinem Halse gestiegen, sagten die Leute.

Graf Peter Schewitsch blieb allein zurück. Er stand heute auf der Terrasse des Herrenhauses, an dem nun die meisten Läden geschlossen waren.

Der Herbstabend war schwül und noch lagerte die röthliche Rauchwolke über dem Horizont und die Atmosphäre erfüllten kleine Bestandtheile von Asche und Ruß. Man hatte das Haideland der Steppe angezündet, um dem süßen Grase Platz zu schaffen.

Das war ein seltsames Schauspiel. Oft sah man das Feuer nicht und glaubte es erloschen, aber da mit einem Male sprang es in die Luft und verzehrte in hellen Flammen die Burianzweige, die sich wie in Schmerzen wanden und dehnten, um dann als helle Asche zu Boden zu sinken. Bald wie ein Strom über die Haide ergossen, bald schleichend, wie eine Schlange in Windungen kriechend, um sich, glühende Garben speiend, wieder aufzurichten; so wächst und fließt die rothe Lohe nach allen Richtungen hin.

Peter blickte auf das Feuer und rauchte dabei, aber die Papyros war seiner Hand entglitten. Er sah unverwandt nach Marussas Grabhügel hin. Wie viele Illusionen deckten mit ihr die Erde! Geweihter schien ihm der Platz, seit er die Leiche aufgenommen, als zur Zeit, da man der heiligen Xenia dort geopfert, und doch, er konnte eine Bitterkeit in ihrem Andenken nicht überwinden. Graue Asche lag nun darüber, Asche lag auch auf seinem Gemüth.

Gegen Abend verzogen sich die Rauchwolken und es ward eine jener eigenthümlich schönen, klaren Herbstnächte, wie sie auf der Steppe so häufig sind. Durch den Wald ging ein Rascheln und Summen, als sprächen Menschen drin, und dazwischen klang es wie Seufzen oder Kichern der Dryaden.

Unten am Flußufer saß regungslos Peter Iwanowitsch und lauschte den Klängen. Neben ihm lag unbenutzt die Angelruthe, er hatte sich gesagt, er wolle hier fischen, um sich selbst einen Grund anzugeben, hierher zu

gehen. Es war dieselbe Stelle, an der er mit dem Mädchen und Alexander einem Abend gewesen.

Die Fische schnellten in die Höhe und die Wassertropfen glitzerten, Sternschnuppen glitten lautlos durch den Aether, er sah ihnen zu, aber er hatte keinen Wunsch bereit, ihn auf die luftige Reise nachzusenden. Das Schilf am Ufer wurde von den Wellen sanft gewiegt, und der Wald und der Fluß, jeder sang sein Lied, für Peter zerschmolz es in eine einzige, eine süße, traurige Weise, ihm war es der Sirenengesang der Russalka. Marussa mußte ja wissen, daß er zum Dnjepr käme; aber wollte sie ihm auch singen, ihm, dessen Herz sie genommen, ohne das ihrige dafür zu geben?

Und dennoch glaubte er den Gesang deutlich zu hören, und sah er nicht auch, wie dort aus dem Schilf leise ein Kopf, ein blendender Nacken, ein Arm sich erhob? War das die Russalka, die singende, lockende Wasserfee, mit dem Seerosenkranz in den Haaren?

„Marussa," flüsterte Peter leise und sah nach der Stelle, von wo ihm das Luftgebilde zu winken schien, „Marussa, Du singst nicht für mich!"

Dann fuhr er sich über die Augen, das Traumbild verschwand und er sah nur noch wogendes, sich beugendes und wieder aufrichtendes Schilf. Gewaltsam riß er sich los von dem Ort, wollte er doch der Wirklichkeit angehören. Er mußte das ja auch, die nothwendige Thätigkeit ließ ihm nicht Muße zu nutzlosem Träumen.

Auf Marussas Liebe und sein Glück waren alle Vorsätze von Arbeit gebaut gewesen. Es schien ihm jetzt Alles nutz- und zwecklos und dennoch, er hatte es einmal übernommen und es sollte ihm Lebensaufgabe werden; und es trieb ihn zur Arbeit, die allein verscheuchte noch die düsteren Gedanken, die sich so oft seiner bemächtigten.

Im Herrenhause angelangt, hatte man ihm soeben eingetroffene Zeitungen und Briefe übergeben. Er öffnete einen der letzteren, dann rief er Warwara, die ihm die Wirthschaft führte, und befahl ihr, ein Zimmer in Stand zu setzen für den künftigen Inspector, unter dessen Leitung die neuen Maschinen auf Tschernowitza eingerichtet werden sollen.

Peter sah dann flüchtig die Journale durch. Was sollte ihm, was draußen in der Welt vorging? Für ihn gab es nur die Felder, den Wald und die Haide, die zu seiner Besitzung gehörten, was ging ihn alles Andere an!

Und dennoch, wie las er zitternd Zeile für Zeile eines Artikels, der von Rom aus lautete und erzählte, wie vor wenigen Tagen ein talentvoller, junger Diplomat, den man zu den besten Kräften seiner Nation gezählt, nach der Siebenhügelstadt an Stelle des kranken Botschafters berufen wurde. Seinem Erscheinen war der Ruf vorzüglichen Geistes vorausgeeilt, doch anstatt des glänzenden Verstandeshelden begrüßte man einen traurigen Mann, der unheimliche Scheu einflößte. Nur auf einer Soirée der Bot-

schaft schien er lustig, sogar überlaut und lud alle seine Gäste ein, als Narren gekleidet die nächste Nacht im erleuchteten Coliseum zu erscheinen, um sich von tausend Polichinells bedienen zu lassen.

Man lachte über den originellen Einfall, aber am meisten lachte der Festgeber selbst. Er lachte, bis er müde davon ward, und trotzdem lachte er noch immer fort. Den folgenden Tag wußte man, daß die Ausgelassenheit ein Nervenanfall gewesen sei und daß die Mauern der maison de santé den Prinzen Karabelew beherbergten.

„Giebt es eine Sühne?“ sprach Peter vor sich hin und schob die Zeitungsblätter weg. Lange blieb er, das Gesicht mit den Händen bedeckt, sitzen. Es schien ihm dies das letzte Capitel des Romans, den er durchlebt und dessen trauriger Held er selbst gewesen.

* * *

Wie anders sah es im nächsten Frühjahr in Tschernowitza aus! Ueberall neue Einrichtungen, Arbeiter in Menge und der fleißigste von ihnen schien der Gutsherr selbst zu sein. Bei solchem Beispiel mußte die Wirthschaft vorwärts gehen. Und der neue Inspector, die Bauern konnten sich über seinen Scharfsinn nicht genug wundern.

Es war ein herrliches Frühjahr gewesen und jetzt kam der Sommer: mit ihm zogen wohl manche schmerzliche Erinnerungen herbei.

Die treue Warwara war alt geworden in diesem einen Jahr, ihr Gedächtniß hatte gelitten, und dennoch, als sie heut erwachte, fiel ihr ein, daß es ein Jahr sein müsse seit dem Brande der Capelle, seit dem Tode Marussas, ein Jahr seit Iwan ihr genommen wurde, und sie fing an Kränze zu flechten aus Moos und Blumen. Dabei fiel ihr die Ballade ein, die sie der kleinen Herrin zuletzt singen mußte. Sie fing an sie zu summen, aber Thränen erstickten ihre Stimme.

Peter war durch die Fluren geschritten, hatte einen Strauß Blüthen gesammelt, den er auf Marussas Grabhügel zu legen gedachte. In Gedanken ging er darauf zu und bemerkte erst, als er ganz nahe war, eine jugendliche Gestalt, die eben im Begriff war, einen Kranz niederzulegen. Durch sein Kommen erschreckt, wandte sie ihm nun das Gesicht zu.

„Maria Xenia Alexandrowna?“ sagte er wie fragend auf sie zuschreitend.

„Ja, Peter Iwanowitsch,“ antwortete sie einfach, „ich bin allein herübergeritten, um an Marussas Todestag ihr Grab zu schmücken; ich hatte sie ja so lieb.“

„Ihre Familie sei auf Reisen, dachte ich,“ meinte Peter nach einer Pause.

„Ich bin mit der Tante allein zurückgeblieben. Es ist sehr einsam,“ setzte sie hinzu.

Eine Weile standen sie am Grabe, ohne zu sprechen, dann band Maria Xenia ihr Pferd, das sie an einer Birke befestigt hatte, los, und ehe ihr Peter seine Hülfe angeboten, saß sie mit der Gewandtheit einer Katze auf dem Pony.

„Leben Sie wohl, Peter Iwanowitsch, ich muß vor der Dunkelheit zuhause sein," sagte sie, ihm die Hand reichend.

„Auf Wiedersehen!" rief er ihr nach. „Auf Wiedersehen?" fragte er sich dann selbst. Wollte er denn wieder unter Menschen gehen.

Schon nach drei Tagen war er auf dem Wege zu Zdanowitschs. Was mochte ihn dort so fesseln bei der altmodischen Tante und dem guten, einfachen Kinde, das nicht mit ihren geistreichen Schwestern zu vergleichen war.

War es das reizende Lächeln auf Maria Xenias Zügen, das sie ihrer verführerischen Großmutter so ähnlich machte, was ihn so anzog, daß er seinen Besuch alle par Tage wiederholte?

War nicht sein Interesse am Leben vernichtet, war nicht seine Seele müde von vielem Leid?

Es mag ein langer Winter sein, der den Baum nach Außen todt erscheinen läßt, aber einmal kommt doch die warme, linde Frühlingsluft und zaubert Knospen hervor. Was thut's, wenn sie nochmals die dürren Blätter emporwirbelt, wie zum Vergleiche mit dem neuen Grün, gegen das sie keinen Werth mehr haben?

Mag dem Schmerz die beste Pflege angediehen sein, unbewußt und ungewollt treten wir dem Leben wieder näher, das alte Leid muß weichen und wo seine Endfäden fein und unsichtbar verlaufen, da knüpfen sich fein und unsichtbar die Anfangsfäden eines neuen Gefühlslebens an, wenn noch so junges Blut in den Adern rinnt.

Und ehe Peter sich's recht bewußt wurde, war eine lichte Erscheinung an ihn herangetreten — Frohsinn athmend und Verklärung um sich verbreitend.

Er griff sich an die Schläfe; wie ein schmerzliches Erinnern, wie ein Vorwurf durchzuckte sein Herz.

Aber die Lichtgestalt küßte ihn auf die Stirne, die Berühruug wirkte erlösend, und sie sprach mit einer Stimme, ihm so verwandt als sei es seine eigene:

„Ich bin die Liebe, die Du zu Grabe getragen. Habe Dank für Blumenschmuck und gute Gedanken, die Du mir geweiht. Scheintod nur lähmte meine Glieder, aber jetzt bin ich wieder zu neuem Leben erwacht! Kämpfe nicht gegen mich, denn ich bin Deine alte Freundin, freue Dich und liebe, Dein Körper lebt, so soll auch Deine Seele leben."

Schönes, lichtes Gespenst, wer kann sagen, wann Deine Geisterstunde Dich hervorzaubert aus Deiner Gruft und Dir wieder Wesen und Gestalt verleiht?

Aber nein, Dein Geist ist es nicht. Du bist es selbst, mächtig, mit neuer Kraft. Was hilft Mißtrauen und Widerstreben? So lockend, so reizend steht sie vor ihm, die schöne Zauberin, er beugt das Knie und fühlt sich überwunden, aber nur lächelnd sich hingebend einer gütigen Macht, nicht den rauhen Händen der Knechtschaft.

Maria Xenia lag halb lächelnd, halb weinend an seiner Brust.

„Schmiede die Fesseln, heilige Liebe, schmiede sie," jauchzte sein Herz „denn mir sind sie Freiheit! Binde mich, binde mich, dann fliege ich singend empor im Aetherblau, der Sonne, der wärmenden Sonne zu; denn Flügel leiht eine Seele mit mir vereint! Rosenbekränzt scheint mir jeder Abgrund; die Blüthen nur schauen wir, nicht die gähnende Tiefe, so flattern wir leicht darüber hinweg, denn der Schrecken übt nicht seine lähmende Wirkung!

Ein süßes Vergessen Eins in dem Andern, ein sich Wiederfinden Eins in dem Andern; beglückende, glückselige Liebe!

* * *

Bald war Maria Xenia Gebieterin auf Tschernowitza.

„Wie die neue Herrin unserer verbrannten heiligen Xenia ähnlich ist!" meinte ein Bauer, ihr nachsehend, als sie aus einer Hütte trat, aus der ihr noch Segenswünsche nachhallten.

„Mein Weib sagt," sprach der Angeredete, „ob es nicht selbst die Heilige sei, die jetzt unter uns wandelt, denn wo ihr Fuß hintritt, da ist Segen. Sie hat meine Kinder gepflegt und die Krankheit wich schnell."

So ist Maria Xenia zur lächelnden Heiligen der Steppe geworden. Glücklich und beglückend waltet ihr Geist, immer nur gebend, nie begehrend, zahlt sie dem Volke zurück, was es im guten Glauben an der Großmutter Gnade geopfert.

Franz von Defregger.

Von

Adalbert Svoboda.

— München. —

Als ich vor Jahren die eigenartig schönen Flußthäler Norwegens durchzog, fand ich in jedem Dorfe, wo angehalten wurde, auffallend gewandt geschnitzte Holzfiguren. Die Bewohner dieses nordischen Gebirgslandes werden offenbar durch den landschaftlichen Charakter ihrer Heimat ebenso wie die Landleute in den Bergländern Mitteleuropas von Naturwegen zur Ausübung der Kunst gedrängt.

Hochlandsbewohner sehen um sich imposante bodenplastische Bildungen; die Natur spricht zu ihnen im Tone einer gewaltigen Epopöe. Da ihr Leben einförmig dahinfließt, da sie über genügend Zeit zur Betrachtung der so schönen als mannigfachen Formen in der Natnr verfügen, so folgen sie — unter dem machtvollen Einflusse der sich immer wiederholenden Eindrücke und Wahrnehmungen stehend — gern dem Drange, selbst etwas Formgefälliges zu gestalten.

Aus Künstlerbiographien weiß man, daß sich aus Hirten nicht selten Künstler entwickelt hatten. Das Beschützen der Hausthiere auf der Weide gewährt genug freie Zeit und Gelegenheit, Lebendes und Lebloses genau anzusehen und das oft Betrachtete tief in's Gedächtniß zu prägen. Es hat sich auch beim jungen Franz Defregger die Erfahrung bewährt, daß aufmerksames Schauen die erste Bedingung für die Entwickelung kunsttechnischer Eigenschaften ist. Bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahre hütete nämlich Franz Defregger das Vieh seines Vaters auf den Grastriften des Ederhofes. So hieß der väterliche Besitz in der tiroler Gemeinde Dölsach und im Ederhofe selbst wurde Franz am 30. April 1835 geboren. Ohne die sonst

ziemlich einfache Beschäftigung des Viehhütens wäre Defregger kein Künstler geworden. Er fand als Hirt genug Muße, in seinem landschaftlich großartigen Heim Berge, Pflanzen, Thiere und Menschen genau zu beobachten, und folgte gleichsam nur einem Naturzwange, als er in seinen vielen freien Stunden Thierformen zeichnete und modellirte. Da Defreggers Vater auch Pferdezüchter war, so gab es Modelle genug, nach welchen der kleine Franz „riß“ und schnitzte.

Defreggers Fähigkeit, die Formen des in der Natur Wahrgenommenen nachzugestalten, war keine ererbte; sie hat sich spontan entwickelt, wie eine Zirbelkiefer selbst ihren Stamm in die Höhe streckt, wenn die Bedingungen für ihr günstiges Fortkommen gegeben sind.

Bei Defregger wurde das Tempo in der Entwickelung seiner kräftigen Naturbegabung durch Kämpfe mit der Noth nicht verzögert. Franz hat nach dem Tode seines Vaters den stattlichen Ederhof verkauft und zog mit dem Erlös in die Welt, um Künstler zu werden. Zuerst sprach er bei dem Innsbrucker Realschullehrer Stolz vor, bei welchem er sich im Zeichnen geübt hat. Ohne von Nahrungssorgen geplagt zu sein, konnte Defregger zuerst in der Münchener Kunstgewerbeschule, in einer Privatanstalt für das Actzeichnen, dann in der Münchener Akademie und in Paris seinen Studien nachgehen.

Der Gemeinspruch: „Das Genie wird geboren“ ist in seiner allgemeinen Fassung unwahr; auf dem Gebiete der bildenden Kunst wenigstens entwickelt sich das „Genie“ nur durch unablässige Arbeit. Die Leistungstüchtigkeit eines jeden Künstlers wächst nur mit dem Eifer und mit der Gewissenhaftigkeit seiner Studien. Rafael, Michelangelo, Rubens, Leonardo da Vinci, Dürer und Holbein hätten ohne ihren unermüdlichen Fleiß im Lernen, ohne die Anhäufung eines reichen Formenschatzes im Gedächtnisse und in Skizzenmappen nicht jene künstlerische Höhe erreicht, welche sie thatsächlich erklommen haben.

Franz Defregger kam im Jahre 1867 in die Schule Pilotys an der Münchener Akademie und stellte im Jahre 1868 zu Ostern schon sein erstes Bild aus. Sehr bezeichnend ist es für Defreggers Eigenwesen, daß er ganz unglücklich ist, wenn sich Jemand anschickt, über ihn eine Biographie zu schreiben. Er fürchtet das Lob, da es den Künstler nicht fördere, sondern zumal in jenen Jahren „verderbe“, in welchen man nur zu lernen und wieder zu lernen hat. Dann wurde er durch manche Biographie in seinem Empfinden verletzt. So hat ein geistvoller Kunstschriftsteller in einer wohlwollenden Schilderung der Lebensschicksale Defreggers den Letzteren redend angeführt. „Ich war wegen meines Talentes eine Berühmtheit in meinem Heimatdorfe —“ ließ er beiläufig den jungen Defregger sagen. Wer nun die Bescheidenheit dieses Künstlers kennt, wird begreifen, wie unbehaglich ihm eine solche belletristische Licenz vorkommen mußte. Auch liebt es Defregger

nicht, wenn ihm gewisse naive Aussprüche aus seiner Jugend nacherzählt werden. Und doch besitzen gerade diese Aussprüche einen großen Werth; die edle Schlichtheit eines jungen Künstlers kann doch nicht, wie Defregger besorgt, mit einer gewissen Zurückgebliebenheit der Einsicht verwechselt werden. Als Franz in den Tagen seiner Kunstjüngerschaft in München lebte, sprach er den Wunsch aus, er möchte es in seiner Kunst nur so weit bringen, um dereinst täglich zwei Gulden zu verdienen. Dieser Künstlerlohn erschien ihm damals als ein Ziel, höher nicht zu wünschen. Defregger kann auf dieses Wunschziel seiner Jugend nur mit Genugthuung zurückblicken. Seine Bilder werden mit hohen Summen bezahlt; allein er selbst ist seiner Bescheidenheit treu geblieben, welche noch jetzt von jedem gedruckten Worte des Lobes befürchtet, daß es als ungehörige „Reclame“ ihm zur Last gelegt werden könnte. Darin geht jedoch Meister Defregger zu weit. Ein Maler von seinem Range gehört auch der Geschichte an. Es muß jedem Freunde der Kunst und deren Geschichte wichtig erscheinen, wie z. B. Defregger selbst über die Grundsätze denkt, welche ihn bei seinem künstlerischen Schaffen geleitet haben. Es kann ja manche Einzelheit aus seiner Biographie gleichgültig bleiben; allein wie Defregger über die Aufgaben der Malerei und über die Grundregeln denkt, welchen er als Lehrer an der Münchener Kunstakademie gefolgt ist, das bleibt immer wichtig. Ein Maler von der Bedeutung Defreggers hat somit gegenüber der Geschichte seiner Kunst unabweisliche Verpflichtungen, welchen nachzukommen nie als ein Act eitler Selbstverehrung hingenommen werden darf.

Makart schärfte als Lehrer an der Wiener Kunstakademie seinen Schülern immer ein, nur das Schöne in ihren Bildern zu versinnlichen. Das klingt zwar wie ein abgenütztes Schlagwort, bleibt jedoch gleichwohl für die Kunstübung ein Grundsatz von unveränderlicher Bedeutung.

Welchen Grundregeln nun Franz von Defregger beim Schaffen seiner Bilder und bei der Entwickelung seiner Kunsttüchtigkeit gefolgt ist, wird aus der Geschichte seines Lebens und aus der Qualität seiner Gemälde klar.

Als dem jungen Defregger bei dessen ersten Aufenthalte in München das Klima nicht behagte, und er nach Paris ging, studirte er dort sehr fleißig, und als er dann aus Frankreich kommend in seine Heimat zurückkehrte, malte und zeichnete er mit unermüdetem Eifer nach der Natur. Damals war es, wie der früh dahingeraffte Dichter Karl Stieler witzig bemerkte, daß man einen echten Defregger um vier Gulden bekommen konnte; denn dies war der Preis für ein Bildniß von Defreggers Hand. Für ihn hatten diese Portraits die Bedeutung einer fortwährenden Schulung seiner Technik. Die Kunsttüchtigkeit wuchs auch bei Defregger mit dem Fleiße, — seine „Genialität“ mit dem Arbeitseifer. Die Zeit, welche Franz in seiner Heimat ohne eine andere Führung als jene seines Fleißes und seiner günstigen Anlage zeichnete, malte und studirte, war keine verlorene. Er be-

reicherte, wie vormals Albrecht Dürer, den „Formenschatz in seinem Herzen", d. h. in seinem Gedächtniß.

Das Formgedächtniß Franz Defreggers ist ein außergewöhnlich empfängliches und treues. Wenn er jetzt (im Januar 1886) im Stande ist, ein großes Bild, welches die Bauernverschwörung vor dem Aufstande in Tyrol darstellt, fast ohne ein Modell zu malen, während alle Gestalten seines Gemäldes den unverfälschten Volkstypus der Tyroler tragen, — wenn sie dazu als Individuen auch noch scharf charakterisirt erscheinen, so ist dies nur auf Rechnung seines reichen Vorrathes von lebendigen Erinnerungen an früher Gesehenes und Tieferfaßtes zu setzen.

Als Defregger in seiner Heimat bei der Natur, der großen Lehrmeisterin der Kunst, seinen Curs bestand, erhielt er in Bezug auf den Ideengehalt der Composition keine Anleitung. Darüber erfährt man auch in ästhetischen Lehrbüchern nicht viel; allein der geschulte Verstand, der Geschmack und die Empfindung eines gebildeten Künstlers vermögen es allerdings, Regeln aufzustellen, von welchen man sich bei der Wahl von Gemäldestoffen leiten lassen kann. Das Triviale, Entsetzliche und Rohe, Unglücksfälle, Krankheiten, das Langweilige, Ekelerregende und Häßliche eignen sich bekanntlich nicht für bildliche Darstellungen. Kranke Menschen gehören in ein Spital und nicht in ein Bild, Unglücksfälle in eine Zeitungsnotiz, das Sittenrohe in den Polizeiarrest.

Wer könnte es nun dem Kunstjünger Defregger verargen, daß er — sich selbst überlassen — nicht wußte, welche Stoffe gemäldefähig sind. Er gab sich bei den Anfängen seiner Kunstübung dem Glauben hin, daß Alles im Leben wirklich Geschehende auch in einem Bilde geschildert werden dürfe. So kam es, daß eines seiner ersten Gemälde einen peinlichen Stoff behandelt; es erzählt nämlich, wie ein angeschossener Wilderer heimgebracht wird, während seine Frau gerade ihr Kind badet. Ein solcher Vorwurf, in welchem ein versöhnender Ton anklingt, hat keine raison d'être, — ist kein harmonischer Griff aus dem wirklichen Leben. Es bleibt eben nicht immer etwas Interessantes in der Hand hängen, wenn man in's volle Menschenleben hineinlangt. Einen bloßen Unfall darf man beileibe nicht mit dem Tragischen verwechseln, welches bekanntlich nur mit Ideen- und Gemüthsconflicten zusammenhängt, während der gedankenlose Zufall oder menschliche Bosheit mit jenen Unglücksfällen verwachsen sind, von welchen Zeitungen und nicht Bilder Notiz zu nehmen haben.

Nachdem Defregger 1867 in die Schule Pilotys eingetreten war, hat er in der Geschichte Tirols einen Stoff gefunden, welcher ihm des Darstellens werth erschien. Sein im Jahre 1868 gemaltes Bild stellt den kleinen Sohn Speckbachers vor, welcher seinem Vater, der wie ein Hrimthurse der nordischen Sage hoch und breit gebaut ist, von einem Tapferen der tyroler Volkswehr bewaffnet vorgeführt wird. Man muß wissen, daß

der Knabe Speckbacher aus Vaterlandsliebe die feindlichen Kugeln dort aufgesucht hat, wo sie aufschlugen, um sie wieder gegen den Feind zu verwenden, um sich für dieses Bild zu interessiren, dessen Stoff an sich — wie er im Gemälde erzählt wird — keiner intensiveren Theilnahme begegnen kann.

Durch eine gelungene Stoffwahl jedoch glänzt das aus dem Jahre 1869 stammende Bild Defreggers: „Der Ringkampf in Tirol" (im Besitze des Consuls S. Schiff in Berlin). Die Männer aus dem Volke, welche da in einem geräumigen Wirthschaftsgebäude angesichts einer zahlreichen Zuseherschaft ihre Kraft messen, sind Originalgestalten, welche durch ihre Urwüchsigheit ansprechen. Die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher das Ringen dieser Männer von Stahl verfolgt wird, ist durchaus dem Leben abgelauscht und gewinnt durch die Wahrheit, Lebendigkeit und Unmittelbarkeit, mit welcher sie charakterisirt wird. Da schlägt immer die Kunst ihre hellen Augen auf, wenn es der Maler versteht, innere Vorgänge durch Haltung und Bewegung der Körper sowie durch Mienenspiel und Geberdensprache auszudrücken. In diesem Bilde Defreggers geschieht es. Auch in dem Gemälde: „Die Faustschieber", wird eine Volksübung geschildert, in welcher die Tiroler Gebirgssassen ihre Muskeln von Eisen auf die Probe setzen.

Bald darauf führte Defregger in seinen Genrebildern Scenen aus dem Familienleben der tyroler Landleute vor, Scenen, in welchen irgend ein gemeinverständlicher, das Mitgefühl des Beschauers erfassender Vorgang geschildert wird. Damit betrat unser Künstler jenen Boden, auf welchem er rasch bekannt und beliebt wurde. Auch da stellte sich heraus, daß die Wahl der Vorwurfes allerdings viel bedeute und daß jene frivole Malerregel nichts tauge, welche da behauptet, daß an dem Gegenstande eines Bildes nie etwas liege und daß nur das Wie der Ausführung für den Werth eines Bildes bestimmend sei.

Wie man in den Wald hineinruft, so ruft es heraus, — heißt es im Sprichwort; wenn man Gemüthvolles verbildlicht, so wird beim Beschauer die Theilnahme des Herzens erfaßt, gilt es in der Kunst. Daß sich's so verhält, beweist u. A. Defreggers „Urlauber". Wie schlicht ist da eigentlich der Vorwurf und mit welchem Verständnisse der Gefühlsbande, welche sich um eine Familie als um eine kleine glückliche Menschengemeinde legen, ist dieser an sich nicht große Gegenstand ausgeführt! In dieser Einfachheit des Stoffes und in der Beredtsamkeit, mit welcher die Ausführung desselben uns nach dem Herzen langt, liegt eben die künstlerische Eigenart Defreggers.

Der Urlauber, ein blutjunger Soldat, kommt heim und wird von der allgemeinen Aufmerksamkeit der Familie zärtlich umgeben. Die brave sorgsame Mutter richtet am Herde eine Erfrischung für den Weitgereisten an. Der Vater blickt nicht ohne Stolz und Behagen nach seinem durch militärische

Erfahrungen geistig gewachsenen Sohne, neben welchem sich die Großmutter nahe genug niedergelassen hat, um den Erzählungen des Vieles wissenden Enkels zu lauschen. Der jüngste Bruder des Urlaubers schenkt jedoch den blanken Uniformknöpfen desselben und nur diesen seine intimste Theilnahme. Spiegelt sich doch in den Knöpfen die ganze Welt und vor Allem der kleine Beschauer selbst. Auch die Schwestern blicken mit ihren lieblichen Köpfen nach ihrem, durch die Uniform interessant gewordenen Bruder. Die Poesie harmonischer Familienliebe wird in diesem Bilde wahrhaft erquickend vor Augen gestellt.

Es ist ein Vorzug der meisten Genrebilder Defreggers, daß er die Köpfe der Männer charakteristisch, die Köpfe der Mädchen ausnahmlos lieblich darstellt, ohne jener süßlichen Stylisirung zu verfallen, welche uns an die ländliche Echtheit der hübschen, jungen Mädchen nicht glauben läßt. Defregger geht in dieser Beziehung dem Formtrivialen, Manierirten und Unwahren mit sicherem künstlerischem Tacte immer aus dem Wege.

Ein Schuß in's Schwarze ist auch das Genrebild: „Die Brautwerbung." Das ist ein Juwel in Bezug auf lebensfrische und lebenswahre Individualisirung; einer jeden Person liest man die Sinnesart, die Gedanken und Gefühle des Augenblicks vom Gesichte herab. Der Brautwerber, wieder ein Hrimthurse von Gestalt, tritt mit aller Freundlichkeit, deren er fähig ist, und zugleich mit einer Feierlichkeit, welche durch die Auserlesenheit seiner Mission und durch das Bewußtsein seines stattlichen Besitzes motivirt erscheint, in die Stube der Brautmutter ein, die sich mit weiblicher Hoheit und Liebenswürdigkeit erhebt, um die wichtige Ansprache des riesigen Bauers zu vernehmen. Neben dem Letzteren steht verlegen, verdutzt und verzagt der zwar hübsche, aber etwas dümmlich dareinblickende Bräutigam, einen Strauß über dem Gürtel haltend. Die auserkorene Maid lächelt verständnißvoll ihre jüngeren Schwestern an, während die Großmutter der Anrede des Brautwerbers gleichfalls gespannt lauscht. Das ist ein Bild, köstlicher und wahrer im Ausdrucke nicht zu denken. Das, was man Gedankenplastik nennen könnte, tritt uns da in vollendeter Weise entgegen.

Die „Sonntagsruhe" von Fr. Defregger entrollt auch ein erquickendes Bild vom Glücke ländlicher Familien. Der Bauer, die Hauptgestalt des Gemäldes, gehört zu jenen Nationalkünstlern, von denen Eingangs gesprochen wurde; er schnitzt für seine Kinder Spielzeug, während seine Frau in einem Gebetbuche geistige Erfrischung sucht. In diesem Bilde, in welchem uns vier allerliebste Kinder besonders anmuthen, weist Defregger auf die erste Station seiner eigenen Kunstthätigkeit hin, auf welcher er Pferde und „Gaisen" aus Rüben und Zirbelholz geschnitzt hat. Ein ähnliches Motiv wird in dem Bilde „Die Feierstunde" behandelt.

Das Glück, Vater zu sein, wird uns in Defreggers Gemälde: „Die

Heimkehr“ einfach und ergreifend vor Augen gestellt. Ein heimgekommener Jäger nimmt lächelnd sein kleinstes Kind aus den Armen der Mutter, während ein kleines weibliches Wesen gleichfalls vom Vater umarmt werden will. Die Darstellung einer Herzensregung ist da ihrer Wirkung auf das Empfinden des Beschauers sicher. Auch aus diesem Bilde läßt sich eine fruchtbare ästhetische Regel für junge Künstler ableiten, welche dem Irrwahne verfallen sind, daß jeder auf der Gasse aufgelesene oder aus der Prosa des Lebens geholte Stoff für ein Bild gut genug sei.

Ein analoger Gegenstand wird in Defreggers Idylle: „Der Besuch“ veranschaulicht. Da zeigt eine junge Bäuerin das erste Unterpfand ihrer ehelichen Liebe zwei Frauen, die hohe Filzröhren auf dem Kopfe tragen. Die Geberdensprache der jungen Bäuerin und ihres Gatten, welcher unbekümmert um die zarte Lunge des Säuglings raucht, weist auf viel Glück und Freude über das Dasein des kleinen Erdenbürgers hin.

In einem 1885 gemalten Bilde: „Der Erstgeborene“ wird derselbe Grundgedanke behandelt, wie in den beiden eben erwähnten Gemälden. Das Kind wird da von der jungen anmuthigen Mutter einem alten Manne und einer ältlichen Frau von komischer Häßlichkeit gezeigt. Auch ein ländlicher Backfisch lächelt, wie alle anderen Personen, den kleinen hilflosen Menschen an. Der wiederholt benützte Stoff dieses hübschen Bildes beweist es, daß die Vorwürfe für gemüthliche Dorfgeschichten, welche in Gemälden erzählt werden können, doch auch eng begrenzt und erschöpflich sind. Sind sie aber erschöpft, so muß ein Künstler von der großen Bedeutung Defreggers nach anderen Themen auslangen, um nicht den Vorwurf auf sich zu lenken, „daß er sich ausgemalt habe“.

Eine besondere Gruppe stofflich ansprechender Genrebilder von Franz Defregger betreffen Scenen aus dem Kinderleben. Kinderanmuth fesselt z. B. in Defreggers Gemälde: „Das Tischgebet“; fünf kleine Menschen umsitzen die Milchschüssel und schicken sich unter Anleitung der Großmutter an, sich für die Milch bei der sittlichen Weltordnung zu bedanken. Das betende neben ihrem Stuhl stehende Mädchen ist eine reizende Schönheitsknospe. Auch ein Hund harrt der Bissen, die für ihn abfallen dürften; ebenso haben sich zwei Hühner zu der Mahlzeit der Kinder eingefunden.

Gedanklich bedeutender ist Defreggers Bild: „Barmherzige Seelen“. Da nimmt sich eine Schaar von Kindern eines aus dem Nest gefallenen Vogels theilnahmsvoll an. Die Thierfreundlichkeit der kleinen Nothhelfer ist mit wunderbarer Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit im Ausdrucke vor Augen gebracht. Nur ein von Naturwegen hochbegnadeter Künstler trifft es, den flüchtigsten Gedanken- oder Gefühlsausdruck zu versinnlichen. Nur ein so fein organisirtes und reizbares Formengedächtniß, wie es Defregger besitzt, vermag Augenblickseindrücke festzuhalten und sie zum Kernpunkte kleiner Kunstwerke zu erheben.

Defreggers Genrebilder: „Hopp, Pferdchen, hopp", — „Das Spielzeug" — „Was der Vogel singt" — führen gleichfalls Kinder vor, deren Egoismus, Wißbegierde und Genußsucht sich in anmuthige Formen kleiden. Ohne den Liebreiz der Kinder erschiene der Stoff kaum der Beachtung werth; so in den Gemälden: „Das Bilderbuch" und „Das Vesperbrot", in welch' letzterem das Apfelschälen die Hauptsache ist.

In einer anderen Gruppe von Genrebildern spielen Touristen die Hauptrolle. Das mit Recht beliebteste Gemälde dieser Gruppe ist der „Salontiroler". Die Beschränktheit, unbedingte Selbstzufriedenheit, aber auch Verdutztheit in dem Gesichte des städtischen Jünglings im Lodenrocke, die Heiterkeit der beiden resoluten Sennerinnen, welche an dem Tiroler für zwei Wochen — ihren Mutterwitz üben, sowie die Freude der Landleute über die Schlagfertigkeit der beiden Mädchen ist meisterhaft charakterisirt.

Ein gelungenes Seitenstück zu der prächtigen Ausdrucksplastik im „Salontiroler" nennt sich „Gute Aussichten". Touristen warten in einer Sennhütte auf gutes Wetter. Einige Gebirgsjünglinge benützen diese Gelegenheit, um sich mit jungen Stadtdamen zu unterhalten, was die Unzufriedenheit, um nicht zu sagen die Eifersucht zweier Landmädchen erregt. Auch in diesem Bilde werden innere Vorgänge mit den richtigsten und beredtesten Ausdrucksaccenten vor Augen gestellt.

Stofflich weniger ansprechend ist jener Tourist, welcher aus seiner Feldflasche einer Alpenmaid irgend ein Feuerwasser einschenkt. Das Zitherspiel gab dem berühmten Idyllenmaler auch Stoff zu einigen Bildern; bald greift er, bald sie in die Saiten des Instrumentes für ländliche Gefühlsseligkeit. Im „Zitherspiel" sind die beiden lauschenden Mädchen von einnehmender Holdseligkeit. Defregger bringt bekanntlich Mädchenschönheit fast in allen seinen Bildern zur vollen Geltung, ein echt künstlerischer Zug, der selbst über manche stoffliche Dürftigkeit hinwegblicken läßt.

Eine allerliebste Alpenscene wird in dem Bilde: „Ball auf der Alm" vor Augen geführt. Ein alter Jäger tanzt mit einem Mädchen, während eine Gesellschaft meist junger Leute dem tanzlustigen Greise lächelnd zusieht. Hier ist das Lächeln motivirt und wirksam. Allgemein gelacht wird auch im Bilde: „Auf dem Tanzboden", wo die im ländlichen Tanzsaal ankommenden Mädchen in Erwartung der zu verkostenden Tanzfreuden heiter auflachen und von den Tänzern ebenfalls lächelnd empfangen werden.

In dem Bilde: „Jäger in der Almhütte" läßt Defregger ebenso wie in dem Gemälde: „Ball auf der Alm" den Contrast von Alter und Jugend wirken. Eine Reihe von Jägern verläßt eine Almhütte bis auf einen grauhaarigen Jäger, der seine Hand einem jungen, anmuthigen, freundlich lächelnden Mädchen reicht. Auch ein junger Jäger blickt mit Wohlgefallen das blumenfrische Mädchen an. Man sieht es, wie da zwei Männerherzen beim Lächeln eines schönen Mädchens aufgehen. Man kann der Einseitigkeit, welche immer

wieder lächelnde Mädchen vorführt, nicht gram werden. Versteht es doch Defregger, lachende hübsche Mädchen so virtuos, so zum Mitlachen wahr darzustellen.

„Sepps erster Brief", ein anderes Bild Defreggers, erzielt bei zwei Mädchen einen kolossalen Heiterkeitserfolg, denn sie lachen beim Lesen des Briefes aus vollem Halse. So viel steht fest, daß es keine unglückliche Liebe ist, welche in Sepps Briefe geschildert wird. Als ich vor Jahren dieses Bild in einer Wiener Ausstellung gesehen, war ich allerdings so undelicat, mich zu fragen: „Ist in den Gemälden Defreggers nicht schon genug gelacht worden und könnte dieses immer wiederkehrende Muskelspiel der Heiterkeit nicht auch als Manier aufgefaßt werden?"

Einen viel vornehmeren Eindruck macht auf mich ein anderes Briefbild von Defregger: „Frohe Botschaft". Ein Mädchen hält einen eben gelesenen Brief in der Hand und sinnt vor sich hin. Dieses innen still und tief empfundene Glück auszudrücken, ist künstlerisch feiner, als das Lachen flotter, gedankenloser Frohlebigkeit.

Das Bild: „Wildschützen in der Almhütte" führt vier Wilderer und zwei Sennerinnen vor; nach den Unmuthsfalten in zwei Gesichtern nagt an zwei Herzen die Eifersucht. Der Dichter P. K. Rosegger hat — dieses Bild ausdeutend — zu demselben eine frische Dorfgeschichte erfunden; es gehört dies zu den Vorzügen eines Gemäldes, wenn durch dasselbe die Phantasie eines congenialen Dichters befruchtet wird.

Zuweilen schläft auch Homer, aber die Sehnsucht reicher Kunstfreunde schläft nicht, von einem berühmten Maler ein Bild zu besitzen. Es wäre nun dankenswerth, wenn mit jeder neuen Bestellung in das Atelier eines Künstlers gleich ein poetischer Gedanke für das bestellte Bild angeflogen käme. Allein poetische Bildstoffe sind Ergebnisse nicht blos eifriger Natur- und Lebensbetrachtung; sie keimen am liebsten auf den Höhen einer strengen, kritischen Selbstzucht, eines genau wägenden und messenden Geschmacks und einer feinen Bildung. Diese drei Elemente schließen sich allerdings bei einem Künstler selten zusammen. Sind sie nur vereinzelt oder gar nicht vorhanden, da sollten Künstler an jener Gewohnheit sich erbauen, welcher Fürsten des Mittelalters huldigten, indem sie sich Hofnarren hielten, die das Recht besaßen, ihren Gebietern die Wahrheit offen und rückhaltlos zu sagen. Künstler sollten sich nun in ähnlicher Weise nicht an meinungslose Schmeichler, sondern an aufrichtige und scharfblickende Freunde wenden, welche ihnen bei der Wahl von Bildstoffen durch ihren objectiven Rath beispringen.

Die Berühmtheit eines Künstlers verpflichtet zu Rücksichten für die Nachwelt, welche den Ruf eines Malers durch die Gediegenheit seiner Werke gerechtfertigt finden und durch deren ideellen Gehalt erbaut sein will. Was hat aber die Nachwelt von einem Bilde, welches ihr drei verwitterte Gebirgsbauern mit formlosen Filzen auf dem Kopfe und mit kleinen

Pfeifen im Munde nebst zwei Mädchen vorstellt, von denen Eine die Lippen etwas zum Lächeln verzieht. Die Nachwelt wird auch nicht den Titel dieses von Defregger 1885 gemalten Bildes: „Plauderei“ verstehen und wird die Frage: Wer spricht da und wer hört zu? unbeantwortet lassen. Das Sprechen läßt sich überhaupt ebenso wenig bildlich darstellen wie das Abschließen von Staatsverträgen. Das Letztere haben nur griechische Bildhauer in ihren plastischen Genrebildern fertig gebracht, in welchen der Vertragsabschluß durch das Handreichen von zwei staatlichen Schutzgöttern oder durch Personificationen von Volk und Stadtrath verdeutlicht wurde, die den Verfasser des Vertrages in Anwesenheit Athenas bekränzten. In solchen sculpirten diplomatischen Genrebildern der Griechen waren die Gestalten von idealer Schönheit. Jetzt ließe sich mit solchen Begriffsgestalten, so etwa mit jener der „Plauderei“ in Person das Auslangen nicht mehr finden.

Werden uns in einer Idylle Defreggers: „In der Hütte“ zwei Männer gewiesen, die an einem Tische sitzend rauchen, während ein hübsches Mädchen zur Thüre hereintritt, so ist dieser Stoff kaum eines Gemäldes werth. Die prosaischen Raucher trüben den Eindruck, welchen die naturfrische Anmuth des Mädchens hervorrufen könnte. In diesem Bilde ist allerdings die Mißachtung eines fesselnden Darstellungsgedankens deutlich ausgesprochen. Es ließe sich kaum ein Dichter finden, welcher grundsätzlich einen jeden poetischen Grundgedanken mißachten würde und das Ziel seiner Kunst für erreicht hielte, wenn nur das Silbenmaß und die Reime klappen. Ebenso wenig dürfte sich ein Componist mit abgenützten und trivialen Grundmotiven zufriedengeben und sich damit begnügen, daß die Orchestration formgerecht sei.

Wenn uns in einem anderen Bilde Defreggers vier Holzknechte, ein Hund und eine derbe Sennerin gewiesen werden, so leuchtet es ebenfalls ein, daß nicht alles in der Wirklichkeit Vorkommende eine bildliche Darstellung verdiene.

Wie wichtig die Wahl eines Bildvorwurfes ist, beweist auch das technisch tadellos gemalte Bild von Defregger: „Die zerbissene Gans“. Das Gemälde erzählt uns, daß ein Hund, der eine Gans todtgebissen hat, eine vehemente Prügelstrafe empfangen soll. Das ist nun ein peinlicher, ja widerwärtiger Stoff und erscheint nicht der Mühe werth, selbst von einem Defregger gemalt zu werden.

In dem Bilde Defreggers: „Die Wohlthätigkeit“, ist der Stoff allerdings auch nicht hoch gegriffen, er ist der gemeinen Lebenswirklichkeit entnommen. Allein wie ist der schlichte Stoff: eine Bäuerin reicht einem Bettler Milchsuppe — behandelt! Ein Knabe an der Seite der mildthätigen Bäuerin blickt den beschenkten Greis mit scheuer Neugierde an. Dieser Ausdruck, den ein Augenblick gebiert und vernichtet, ist so beredt

wiedergegeben, daß man die geniale Inspiration des Künstlers bewundern kann, welcher dieses flüchtige Mienenspiel zu bannen verstanden hat.

Defregger hat eingesehen, daß die Selbstbeschränkung eines Künstlers auf ein Stoffgebiet zu fatalen Consequenzen führe, und langte deshalb selbst nach Gemäldestoffen aus der Geschichte der tyroler Befreiungskämpfe. Auf diesem Boden wuchsen ihm Lorbeern. Unbestritten sein bestes Bild ist: „Das letzte Aufgebot." Wie ergreifend sind auf diesem Gemälde, welches den Namen Defreggers auf Jahrhunderte hinaus berühmt erhalten wird, die muthigen Greise dargestellt, welche sich mit Sensen, gezähnten Hellebarden, Morgensternen und mit Heugabeln bewaffneten, um zu beweisen, daß auch sie treu und tapfer ihr Leben für das Vaterland einsetzen wollen. Der historische Ernst der Situation, die letzte Anstrengung des Tyroler Landsturmes im Kampfe gegen Franzosen und Bayern ist in diesem Bilde mit einer nicht zu überbietenden Eloquenz des Ausdrucks veranschaulicht. Den abziehenden tapferen Greisen, welche die Heimat mehr lieben als ihr Leben, sehen nur Kinder, Frauen und Verwundete zu. Die Macht einer großen sittlichen Idee zeigt sich im „letzten Aufgebote" in geradezu erschütternder Weise ausgeprägt. Dieses Bild ist einfacher und edler in der Composition, ernster und ergreifender in der Wirkung der Ausdrucksmittel, kurz vollkommener nicht zu denken.

Ein anderes edles historisches Genrebild von Fr. Defregger ist „Die Heimkehr der Sieger". Die rüstigen Landsturmsoldaten, welche ihr Leben und ihr Vaterland gerettet hatten, sind mit ihren Waffenthaten vollständig zufrieden. Der Fahnenträger der in ein tyroler Dorf einziehenden Landschützen sieht seine Liebste und jauchzt auf, während der Anführer der Freiwilligenschaar ernst dareinblickt, als ob ihm die Gräuel des Krieges im Herzen noch nachzittern würden. Dort schüttelt ein Krieger einem Mädchen die Hand. Junge Frauen und Mädchen lächeln, denn die Männer, das Salz des weiblichen Daseins, kehren als Sieger heim. Der Tambour rührt die Trommel; ernst und finster wie das unerbittliche Schicksal schreitet er einher; seine Herzallerliebste wohnt offenbar nicht in dem Dorfe, welches die Sieger mit so viel Genugthuung durchschreiten. Dieser düstere Trommler ist ebenso wirksam charakterisirt wie die meisten anderen Gestalten des lebensvollen Bildes. Man sieht es gerade diesem Gemälde an, daß die Schöpfung eines Malers ungleich lebendiger eine Situation zu versinnlichen vermag, als das Wort eines Dichters.

Der Held von zwei werthvollen historischen Genrebildern Defreggers ist Andreas Hofer. Das erste Gemälde zeigt ihn auf der Höhe seiner Macht. Der Obercommandant der tyroler Landesvertheidigung sitzt — umgeben von seinen bäuerlichen Rathgebern und Mitkämpfern — in einem Prunkgemache der kaiserlichen Residenz in Innsbruck und empfängt in Hemdärmeln Abgeordnete des Kaisers, welche ihm ein Decret überreichen. Die

Rocklosigkeit des wackeren Beschützers von Tyrol bildet einen wirksamen Contrast zu der steifen Feierlichkeit der Wiener Delegirten.

Ein Bild edlen Styls ist auch „Hofers Tod". Mit tiefer Ergriffenheit nehmen die mitgefangenen Tyroler von ihrem Commandanten Abschied. Hofer, eine markige Gestalt, ist der einzig Gefaßte und Ruhige inmitten der verzweifelnden Landsleute und geht mannesfest dem Tode entgegen. Im Einklang mit der für's Drama bestehenden ästhetischen Regel, daß Hinrichtungen nicht vor die Augen gebracht werden dürfen, wird der Moment vor dem Racheacte der großmuthlosen Franzosen in einer malerisch aufgebauten Figurengruppe dargestellt.

Von dem ideellen Gehalte der eben erwähnten Bilder fällt das Gemälde: „Vor dem Aufstande in Tyrol", wegen seines undramatischen Inhaltes ab. Es wird in dem Bilde ein Brief vorgelesen, welchen ein Mädchen in eine Höhle überbracht hat, wo die Aufständischen ihre Vorbereitungen zur Abwehr des Feindes treffen. In den Köpfen der tapferen Vaterlandsfreunde drückt sich allerdings düstere Entschlossenheit aus; das Vorlesen eines Briefes bleibt jedoch immer ein undankbares Thema für ein Gemälde.

Eine schätzenswerthe und liebenswürdige Specialität der Kunstthätigkeit Defreggers sind dessen Brustbilder von Landmädchen aus Tyrol. Sie sind verschieden in den Motiven, aber immer herzgewinnend durch jugendlichen Liebreiz und durch jene weibliche Holdseligkeit, welche unwiderstehlich wirkt. Die Ausdrucksscala in diesen Mädchenbüsten ist eine reiche; sie klingt vom Gemüthsweichen, idyllisch Harmlosen bis zum Derben und Brunhildenhaften an. Defregger weiß es genau, wie tief das Lid zu fallen hat, um dem Auge den Ausdruck milden Sinnens zu verleihen. Er läßt über manches jugendfrische Gesicht ein verschämtes Lächeln gleiten, während in anderen Köpfen der Ausdruck stiller, ernster Betrachtung bevorzugt wird. Besonders gewinnend sind jene hellen, großen Mädchenaugen, durch welche man in Seelen hineinblickt, in welchen noch keine Unlauterkeit, kein leidenschaftliches Begehren Platz genommen hat. Selten nimmt man in den Köpfen dieser Tyroler Mädchen das Gepräge der Sinnlichkeit wahr.

Bei allen diesen ländlichen Schönheiten bedauert man jedoch die entsetzliche Volkstracht, welche die Wellenlinien der Büste hinter einem Miederpanzer und hinter häßlichen Verschnürungen verbirgt. Ein anderer Maler, welcher sich nicht auf das Darstellen des Ländlichen beschränkt, würde aus seiner Fähigkeit, weibliche Anmuth so hinreißend darzustellen, wie es Defregger vermag, in anderer Weise ästhetisches Capital schlagen. Er würde die holdseligen Mädchen in malerischen Trachten vorführen, ihnen historische Namen geben und die Benennungen: Frädl, 's Alpenrösl, Leni, Burgei, Lisei, Cenzi, Moni, Vroni u. s. w. verschmähen. Wer kennt nicht die schöne Judith von Christophoro Allori im Palazzo Pitti zu Florenz? Mancher Studienkopf Defreggers kommt dieser Judith Alloris an Schön-

heit gleich; doch Burgei und Lisei begnügen sich mit ihrer häßlichen Tracht, eine Bescheidenheit, welche besonders jenen Malern unverständlich bleibt, die der weiblichen Schönheit ein poetisches oder historisches Relief verleihen und sie auf diese Weise mehr zu Ehren bringen.

Die holde „Cenzi“ z. B. ist das Urbild eines schönen heroischen Weibes von jener berückenden Art, wie sie Titian, Palma vecchio, Sebastian del Piombo und Giorgione in ihren Gemälden verewigt hatten. Diese Maler wären nie im Stande gewesen, die Herrlichkeit der Formen eines Frauenkörpers durch eine Volkstracht, welche von einer thöricht asketischen Frauenscheu erfunden wurde, dem optischen Genusse zu entrücken.

Unter den von Defregger gemalten Brustbildern befinden sich auch zwei von italienischen Mädchen, deren Nationaltypus treu ausgeprägt ist, und deren persönlicher Ausdruck auf eine glühende Leidenschaftlichkeit schließen läßt. Man merkt es den flammenden Augen an, daß es gefährlich ist, diese Mädchen zu lieben; entweder stirbt er oder sie, wenn der Glaube an die Beharrlichkeit der Gefühle des Geliebten verschwunden ist.

Bestrickend ist besonders der Liebreiz jener Defregger'schen Mädchengestalten, die sich ihrer Jugend und ihrer Anmuth freuen, — denen die Zufriedenheit mit dem Dasein aus den Augen schimmert, deren Herz von Leidenschaft noch unversengt, vom Verlangen noch unberührt geblieben ist. Ihre Augen sind rein wie ein Gebirgssee; sie lächeln nicht, denn ihre Gesichtslinien sind so wohllautend zusammengestimmt, daß es des Lächelns zur Erhöhung des Schönheitseffectes nicht bedarf.

Die Genialität Defreggers im Schaffen dieser Mädchenbüsten zeigt sich auch darin, daß sie ganz den Eindruck des unmittelbar in der Wirklichkeit Erschauten hervorbringen, und doch sind sie nur ausnahmsweise der Natur nachgebildet; des Meisters Gedächtniß ist ein so ungewöhnlich empfängliches, frisches und treues, — seine innere Intuition des vormals scharf Beobachteten ist eine so lebendige, daß diese Bilder ganz und gar wie der Widerschein des Wirklichen aussehen, während sie doch nur aus der Phantasie geholt sind.

Ein anderer Vorzug dieser Mädchenbilder ist die Mannigfaltigkeit der Motive, welche sich in ihnen abspiegelt; sie tragen nicht die Handwerks- und Erkennungsmarke, wie jene modernen Frauenbilder, die auf den ersten Blick den Maler erkennen lassen, der sich immer mit derselben Schönheitsschablone begnügt.

Defregger hat auch manchen männlichen Studienkopf gemalt, welchem die Sinnesart in lesbarer Schrift aufgeprägt ist. Der „Wurzelsepp“ z. B. trägt auf seinen Riesenschultern einen Kopf, in welchem Energie, Verwegenheit und Verschmitztheit deutlich zu lesen sind. Er giebt sich als kluger Vertrauensmann der Natur, dem sie ihre Geheimnisse, besonders jene von der Heilkraft der Alpenpflanzen in mittheilsamer Stunde verräth.

Jener junge Mann mit dem zerflatterten Schnurrbart blickt fest einer

jeden Gefahr in's Gesicht, ja er sucht sie auf, um an ihr seine Kraft messen zu können. Die Benennung: „Habt's a Schneid?“ trägt dieser provocirend aus dem Bilde herausblickende Gebirgsjüngling nicht umsonst.

Ein anderer Jungknecht Defreggers lacht uns frohgemuth an; er freut sich seiner Jugend und der Gegenwart, in welcher er nach seiner Art Genüße pflückt, und trägt in seinem gedankenarmen Kopfe keine Zukunftssorgen.

Hervorragendes leistet Defregger als Bildnißmaler. Bei seinen Portraits tritt uns der Schein des Natur- und Lebenswirklichen ohne technische Coquetterie sympathisch entgegen. Da wird nicht mit einem pastosen Farbenauftrag, nicht mit greller Licht- und Schattengebung geprahlt, welche die Unebenheiten eines Gesichtes plastisch hervortreten lassen, während alle anderen Theile des Bildnisses sich in unausgeführten Flächen verlieren, was bei einem bekannten Bildnißmaler als besondere „Genialität“ gepriesen wird.

Sieht man z. B. das von Defregger gemalte Bildniß des volksbeliebten baierischen Prinzen Luitpold an, so tritt da nicht irgend eine technische, auf äußeren Effect ausgehende Vordringlichkeit der Malweise auf. Man denkt beim Anblicke des Gemäldes nicht zuerst an den Künstler und an dessen Eigenart, zu malen, sondern man sieht nur den Abgebildeten und denkt sich: Das ist ein treues Bild der Züge und des Charakters des Dargestellten, — das ist der leutselige Prinz, wie er leibt und lebt!

Auch das Selbstbildniß Defreggers, welches ich in dem Gesellschaftssaale seiner Villa in München oft gesehen, ist ein glänzender Beweis seines Könnens. Mit der solidesten und keineswegs auf irgend einen blos äußerlichen Effect ausgehenden Maltechnik verbindet sich da der beredteste Ausdruck des Charakters, zu dessen hervorstechenden Zügen Milde und Wohlwollen gehören.

Die Bildnisse der Kinder Defreggers beweisen gleichfalls die Vorzüge desselben als Portraitmaler; sie sind zum Athmen lebenswahr ausgeführt. Leider nur im Bilde lebt dem Künstler noch ein anmuthiges Töchterchen, welches ihm der Tod im Jahre 1885 weggerafft hat. Es liegt ein eigenthümlicher Trost darin, daß ein lieblicher Kunstschein die Erinnerung an ein im Aufknospen vernichtetes Leben erhalten kann.

Als Defregger im Jahre 1871 an einem heftigen Gelenkrheumatismus litt und nur liegend malen konnte, ging er nach Tirol, wo ihn seine junge Gattin pflegte. In dieser Schmerzenszeit malte er an dem Altarbilde, welches er seiner Heimatgemeinde Dölsach geschenkt hat. Es spricht sich auch in diesem schönen Bilde, welches die Heilige Familie vorstellt, nicht nur das tiefe religiöse Empfinden des Künstlers, sondern auch dessen hochentwickelter Schönheitssinn und Gewandtheit im Charakterisiren aus. In dem träumerischen Auge der edelschönen Madonna leuchtet ein unentrinnbarer Zauber.

Seit länger denn einem Jahre malt Defregger in Zeitparzellen, welche ihm das Ausführen seiner kleinen marktgängigen Idyllen übrig läßt, an

einer Madonna, welche zu den edelsten Schöpfungen seiner Palette gehört. Schade, daß es Defregger nicht umgekehrt mit dem Malen seiner Bilder hält. Vor Allem verdient die Ausführung eines Gemäldes von dem hohen Range seiner Madonna die ungetheilte Aufmerksamkeit des Künstlers, welcher die Bedeutung dieses wunderbaren Bildes offenbar unterschätzt. Diese Madonna gehört überhaupt zu den edelsten Marienbildern, die je gemalt worden sind. Sie wird durch ihre berückende Schönheit alle Welt besiegen. Von einer wunderbaren Magie sind besonders die Augen der anmuthreichen jungen Frau, welche der herkömmlichen Abzeichen ihrer übernatürlichen Würden entrathet. Der göttliche Zauber dieser Gestalt ist ihre Schönheit. Das Gesicht Mariens ist ein edles Oval; unter den Augen sieht man bräunliche Schatten, welche dem holden Kopfe eine realistische Würze geben. Mund und Kinn weisen die reizvollsten Linien, während auch die Haltung des Körpers graziös ist. Das Jesukind ist eine holdselige Menschenknospe. Ob Defregger irgendwelche Naturstudien zu dieser herrlichen Madonna gemacht hat? — Ja und nein! — Defreggers gutgeschultes Linien- und Farbengedächtniß nimmt die feinen Züge manches schönen Frauengesichtes auf, — aber seine lebendige Phantasie setzt da zu den wahrgenommenen Formen Manches hinzu, dort ändert sie ab, und das auf diese Weise aus dem vorhandenen Formenmaterial künstlerisch Verarbeitete und Durchgebildete fördert dann ein so holdes Frauenbild zu Tage, wie es Defreggers „Madonna in der Himmelsglorie“ ist.

Wirft man einen unbefangenen kritischen Blick auf das von Franz Defregger Geschaffene zurück, so regt sich der Wunsch, der wackere Meister möge aus der Beschränkung seiner Darstellungsobjecte heraustreten und seinen Stoffkreis erweitern. Die hohen Potenzen seines künstlerischen Könnens dürften ihn vor Allem anregen, aus dem weiten Gebiete der deutschen Geschichte ernste, das nationale Empfinden läuternde und erhebende Gemäldevorwürfe herauszugreifen. Wird sich der Künstler nicht die Frage selbst vorlegen, ob es nicht besser wäre, statt einer Mirl oder Lisei eine Chriemhilde, statt der Zusammenkunft in einer Sennhütte einen Vorwurf aus dem deutschen Volksmärchen darzustellen? — Allerdings — wird man entgegnen — kann ein Maler nur nach seinem Geschmack und nicht über den Horizont seiner Lebens- und Kunstanschauung hinaus sein Schaffen bestimmen. Gewiß ist es so. Allein ein feinfühliger Künstler, welcher einer strengen Selbstbeurtheilung und Selbstzucht fähig ist, der die Kunst höher stellt als sich selbst, muß es erkennen, wann er beginnt, in einer bestimmten Sphäre seiner Leistungen von der Höhe zu Niederungen, vom Besten zum Gewöhnlichen und zum stofflich Erschöpften herabzugehen.

Freilich kann man es nicht von einem jeden Künstler verlangen, daß er auf der Culturhöhe seiner Zeit stehe, daß er sich mit anderen Pionnieren des Fortschrittes in Reihe und Glied stelle, daß er — Culturheiden zum Danke — in seinen historischen Bildern Märtyrer des freien vernünftigen

Denkens verherrliche. Allein der ernsten Kunstbetrachtung darf man das Recht nicht absprechen, auf Ziele hinzuweisen, welche ein Künstler von der außergewöhnlichen Leistungskraft Defreggers sicher erreichen wird, wenn er ihnen nachgehen will. Es ist bezeichnend, daß Defregger, wenn er der ihm theuersten Person künstlerische Festangebinde widmet, in den Letzteren Stoffe behandelt, die abseits von seinen gewöhnlich behandelten Bildobjecten stehen. Diese Bilder für den Hausschmuck führen uns Alpenrosen oder Briefe tragende Amoretten, verliebte Hirten und Nymphen oder Kobolde vor, welche sich in ihre Erdhöhle eine Jagdbeute schleppen.

Diese Gemälde bestätigen es, daß ein Künstler von dem hohen Range Defreggers sich in Bezug auf die Wahl der Stoffe besonders dann nicht zu beschränken brauche, wenn bestimmte Gebiete derselben bereits hinlänglich ausgenützt erscheinen.

Die äußeren Lebensverhältnisse Defregger's haben sich günstig gestaltet und genug wurde ihm von jenen Ehren zugedacht, welche Fürsten einem Künstler durch Ordens- und Adelsverleihung zuwenden können. Wenn sich an Gesellschaftsabenden in der Villa Defregger, welche von dem genialen Architekten Hauberisser in der Königinstraße zu München erbaut wurde, Künstler, Diplomaten, hohe Staatsbeamte, Schriftsteller, Tondichter, Schauspieler, Sänger und Virtuosen zu anregender Conversation und zu Kunstgenüssen zusammenfinden, so wird man an die edle Geselligkeit erinnert, welche im 16. Jahrhunderte in Häusern venetianischer Maler gepflegt wurde, unter deren Gästen bekanntlich auch Könige zu finden waren. Wenn ein Künstler den ganzen Tag an der Staffelei angestrengt arbeitet und sein Auge am Abende nicht durch Lectüre wieder anstrengen will, so kann er nur gewinnen, wenn er im Verkehre mit geistig schöpferischen oder künstlerisch veranlagten Personen Erholung und Erquickung sucht.

Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie liebenswürdig Defregger mit seinen Gästen verkehrt, wie aufmerksam er einem Liede oder dem Vortrage einer Pianopiece lauscht, wie herzlich er lacht, wenn ein Schauspieler irgend eine drollige Declamation zum Besten giebt.

Defreggers helles, gutes Gemüth zeigt sich auch im Verhalten zu seinen Fachgenossen oder zu seinen Schülern, deren Bilder er kauft, „weil sie ihm gefallen" und weil er das Ringen mit finanziellen Bedrängnissen bei Anderen nicht mit ansehen kann.

Wie ich den bescheidenen und vor jedem neuen Lobe zurückschreckenden Professor von Defregger kenne, wird er mit besonderer Genugthuung alle jene Stellen meiner kritischen Betrachtungen begrüßen, welche dem ihm verhaßten Hymnen- und Odenton aus dem Wege gehen. Erkennt er doch mit dem Scharfblicke eines großen Künstlers, welcher er ist, daß meinen offenherzigen Bemerkungen der Wunsch zu Grunde liegt, ihn auf der Höhe seines Schaffens erhalten zu sehen. Das seinen Meisterwerken gespendete Lob möge er mir verzeihen!

Das Bischen Strafgesetzbuch.

Von

Fritz Friedmann.

— Berlin. —

Wenn der Berliner der guten alten Zeit mit dem lieben Nachbar über Geld und Geldeswerth in Streit gerieth, und eine Einigung nicht zu erzielen war, rief er dem Anderen die ultima ratio entgegen „Das muß vor's Stadtgericht!" Glaubte er aber, daß der Andere ihm ein Leid zugefügt, eine That verübt, die schlimmer war, als das Bestreiten eines scheinbar gerechten Anspruchs, dann drohte er ihm: „Na warte, nun wird's criminalisch! Nun kommt's zum Molkenmarkt!" (Heut würde es heißen: „Nach Moabit!" Sonst ist es dasselbe geblieben!) Das war eine Steigerung. Dort handelte es sich doch nur darum, festzustellen, ob Kläger oder Beklagter um die so und so viele Thaler reicher werden sollte, diese oder jene civilrechtliche Last auf sich zu nehmen hätte, hier: ob der Angezeigte — Derjenige, dessen Bestrafung beantragt war — nun wirklich zu einer solchen verurtheilt werden sollte. Und selbst wenn es sich nur um die Geldstrafe handelte, oder — da es ja heut noch genau ebenso ist, — handelt, so war's und ist es doch etwas ganz Anderes; es ist bei dem Criminalverfahren die Strafe, welche herabsetzt, den Makel anheftet, es ist die Thatsache des „Schuldig"-Spruchs. Hinc illae lacrimae. Um weniger begrenzt zu sprechen: Tief eingewurzelt im Volk, bei Hoch und Niedrig, vorzüglich, wenn's am eigenen Ich erprobt wird, ist das Gefühl der höheren Wichtigkeit für den Staat in seiner Abstractheit nicht allein, sondern für den Bürger, den leidvollen Menschen, welche dem Strafrecht und Strafproceß in seiner praktischen Anwendung gegenüber dem Privatrecht und bürgerlichen Rechtsstreit innewohnt.

Um ein Beispiel zu geben: ich kenne einen zweiundsiebenzigjährigen, in glänzenden Verhältnissen lebenden Mann, welcher freudig sein halbes Vermögen dafür gegeben hätte, nicht verurtheilt zu sein — zu zehn Mark Geldstrafe — wegen einer Jagdpolizeicontravention, des Uebertretens der Jagdgrenze mit geladenem Gewehr! Ein Lumpengeld! Aber der Mann ist in seiner ganzen Daseinsfreudigkeit, in seinem Selbstbewußtsein gebrochen. Gilt das in zahlreichen Fällen bereits von der kleinsten Geldstrafe, wie viel mehr in all' den furchtbar schweren Strafarten der Freiheits-, Ehren- und gar der Todesstrafe. In Tausenden von Leitartikeln bespricht die Presse die Erfordernisse einer wahrhaft gerechten Strafrechtspflege, bei Gelegenheit sensationeller Processe kannegießert man auf allen Bierbänken über Gericht, Staatsanwalt und Vertheidiger; der Laie legt sich die Schuldfrage in Theorie selbst vor, eingedenk der Möglichkeit, als Schöffe oder Geschworener einen ähnlichen Fall zur Entscheidung vorgelegt zu erhalten. Intensiv ist die Wechselwirkung zwischen dem Volk selbst und dem Strafrecht pflegenden Mitbürger, dem gelehrten sowohl wie dem ungelehrten; die Verantwortlichkeit und das Gewicht desselben wächst für den Urtheilfinder von Tag zu Tag — und dennoch! ist im Munde beider Arten von Richtern, allerdings überwiegend in dem der Berufsrichter, ja im Munde der Juristen aller Gattungen überhaupt kein Wort bei Erwähnung der Criminaljustiz häufiger, als dasjenige herzlicher Geringschätzung der Criminalistik, welches ich über diese Studie gesetzt: „Das Bischen Strafgesetzbuch!" Ja, ja, das Bischen Strafgesetzbuch!

Ich will einen Augenblick pro domo argumentiren. Als ich gleich bei Beginn meiner anwaltlichen Praxis es im Kreise meiner Bekannten offen aussprach, daß ich den Schwerpunkt einer, wenn möglich, segensreichen Thätigkeit in der Vertheidigung suchen würde, habe ich zu meinem lebhaftesten Verdruß von sonst ganz intelligenten Leuten die prompte Wechselrede gehört: „Ganz praktisch, die nöthige Suade haben Sie ja!" Das war ihnen das Wichtigste. Oder heut, nachdem ein halbes Jahrzehnt seit dieser Zeit vergangen ist, und ich trotz einer sehr großen Praxis auf diesem Gebiete meine gute Laune und Freude auch an anderen Dingen als der Jurisprudenz behalten habe, sagt mancher meiner, der nur Civilprocesse führenden Collegen: „Ja, Sie haben's gut, Sie haben außer den Gerichtsstunden freie Zeit. Sie brauchen nicht Theorie zu Haus zu treiben. Das Bischen Strafgesetzbuch lernt sich ja in ein paar Tagen." Und ist dies Holz schon grün, wie müßte es nach dem Sprichwort sein in den richterlichen Kreisen, in denen man desgleichen oft genug die Ansicht aussprechen hört, daß zur Strafrechtspflege auch geistig minder veranlagte Beamten, ältere, in der Schärfe des Denkvermögens schon etwas schwerfälligere Persönlichkeiten unschädlicher untergebracht würden, als in der Civilrechtspflege.

Solche Ansichten können Wurzel schlagen und zu bösem Unkraut nur auf einem Boden keimen, der der Jurisprudenz seine Trockenheit, nicht

dem wirklichen Leben seine Lebenskraft verdankt. Solange solche Ansichten die der Majorität, und gerade der Majorität der Juristen selbst sind, solange Strafrecht und Strafproceß die Stiefkinder gerade der Intelligenz in der Rechtswissenschaft sind, so lange formalistischer Dünkel die Spitzfindigkeit civilistischer Casuistik für wichtiger hält, als die psychologische Erkenntniß des Strafrechtsfalls, so lange kann auf der Bierbank de casu Gräf et ceteris gekannegießert, in der Presse nach Berufungsinstanz und Entschädigung unschuldig Verurtheilter geschrieen werden, soweit die deutsche Zunge klingt und so lange die Druckerschwärze reicht, — man wird keinen bleibenden Erfolg für die denkbarste Sicherung der Gerechtigkeit gerade auf diesem Gebiet finden. So lange der Jurist sich damit begnügt, pharisäisch von den Cautelen zu sprechen, welche als sechsfache Sicherheitsdämme auf den Weg bis zur Anklagebank gelegt seien, den seelenlosen Paragraphen und die berüchtigten „Essentialien des Staates" oder Thatbestandsmerkmale zu seinen Götzen erhebt, so lange die „Sache" und der „Fall" das Wichtige, die Person nicht die Person, sondern der „Angeklagte" ist, wird es nicht besser werden.

Ich bin mir bei dem, was ich da niederschreibe und des Weiteren begründen will, bewußt, völlig abstract, soweit dies menschenmöglich ist, zu prüfen, mich loszulösen sowohl von dem speciellen Berufsstandpunkt, als von irgend einer politischen Erwägung, ja sogar von jeder Parteinahme für eine der beiden Richterarten, des Berufsrichters oder des Laien-Urtheilsfinders. (Ich bemerke hier nur ganz nebei, daß ich in Sachen „Geschworene oder nicht!" für das „Nicht" stimme). Ich rede hier nur aus dem, Gott sei Dank! noch tief und warm empfindenden Gefühl des Menschenfreundes heraus und zugleich als „Studirender des Strafrechts"; denn im Gegensatz zu den Colporteuren des geflügelten Wortes von dem Bischen Strafgesetzbuch meine ich, daß Niemand im Leben das Strafrecht auslernt.

Das Civilrecht eines jeden Culturstaats muß und wird naturgemäß in seinem Rechtssystem und den einzelnen Rechtssatzungen sich anschließen und entwickeln an und aus dem thatsächlichen culturellen Entwickelungsgang der Nation; das Recht wird und wächst mit der Religion, der Sitte, dem Handel und der Staatsverfassung jedes Volkes. Hier ist die breite, von selbst gegebene Grundlage, kein wahres Volksrecht ist ohne diese möglich; die energischste Reception selbst eines vorzüglichen fremden Rechtes scheitert, wenn sie nicht wenigstens das Hinübergebrachte mit dem latenten einheimischen Recht zu verschmelzen vermag. Aber das Civilrecht kann in seinen Formen, in der Casuistik, in dem Proceßrecht dieser starken Wurzel der Kraft entbehren. Wenn das preußische Recht bei Verträgen über einen Gegenstand von mehr denn 50 Thalern die Schriftlichkeit der Form verlangt, so wird Niemand forschen und fragen: Auf welches Rechtsbewußtsein des Volkes gründet sich diese Satzung? Warum ist der fünfzigste Thaler gerade der Endpunkt? Das Gesetz ist hier autokratisch; car tel est son plaisir. Andererseits sind die Erscheinungsformen der

Rechtsverhältnisse im bürgerlichen Leben von einer so immensen Mannigfaltigkeit; die Grundsysteme des Personen-, Sachen- und Obligationenrechts, vermehrt und zergliedert durch die volks- und völkerrechtlichen Complicationen des nationalen und internationalen Verkehrs, sind so gewaltig in ihrer Ausdehnung, daß keine Casuistik des Gesetzbuchs sie zu erschöpfen vermag, und mit Fug und Recht das Lebensstudium des Urtheilfinders die Jurisprudenz sein muß. Nur im beschränkten Maßstabe wird auf dem Gebiete des Handelsrechts die Zuziehung des Laienrichters, vor Allem in seiner Eigenschaft als Sachverständiger, aber immer nur in gemeinsamer Berathung mit dem gelehrten Richter in einem Berathungskörper angezeigt sein.

Beide Merkmale fehlen dem Strafrecht. Seine Sätze werden — mit einziger Ausnahme des Polizeirechts — niemals in irgend einer Beziehung sich loslösen können und dürfen von dem Fundament des Rechtsbewußtseins im Volke, von der sittlichen, culturellen und staatlich organisirten Weltentwickelung der Nation selbst. Der eiserne Grundsatz des Strafrechts: „Gesetzesunkenntniß schützt vor Strafe nicht!" kann nur bestehen in einem Strafrecht, das sich eins weiß mit der Volksmoral; die Prüfung bei der strafrechtlichen Erkenntnißfähigkeit der Minderjährigen ist nur möglich in Beziehung auf ein Strafgesetz, welches seinen unverrückbaren Ausgangspunkt in den zehn Geboten jeder Volksethik hat. Andererseits sind die Erscheinungsformen des strafrechtlichen Zuwiderhandelns unendlich leichter in ein System zu schematisiren, als die des Privatrechtsverkehrs, sie kristallisiren sich in den Begriffen: Gewalt und Betrug, Vorsatz und Fahrlässigkeit.

Diese von mir selbst an die Spitze gestellten Axiome dürfen aber nicht dahin ausgebeutet werden, daß man sich begnügen könne, so wie das Kind die zehn Gebote auswendig lerne, etwa die 370 Paragraphen des Strafgesetzbuchs zu memoriren oder daß man sich beruhigt auf dem curulischen Sitz des Schöffenvorsitzenden (bei uns mirabile dictu interimistisch oft genug von den allerjüngsten Assessoren eingenommen) niederlassen könne, wenn dolus und culpa, Ideal- und Realconcurrenz, Einsatz- und Zusatzstrafe und andere termini technici zum sicheren Rüstzeug geworden, mit dem man dem staunenden Auditorium Bewunderung, dem Angeklagten heilsamen Schreck einflößen könne. Das ist das ABC, nichts weiter; diese Kenntniß ist die conditio sine qua non. Das ist allerdings das Bischen Strafgesetzbuch! Jeder, den eigener Frevel oder Verhängniß auf die Anklagebank gebracht, muß davor geschützt sein, daß ein Gesetz auf seinen Fall angewendet werde, welches gar nicht oder in dieser Form nicht existirt, er muß gesichert sein, daß auch nicht um Haaresbreite eine der Cautelen und Vorschriften des Strafrechts und Strafprocesses verletzt werde, die zu seinem Schutz erlassen; mit einem Wort, er muß einem gesetzeskundigen und ehrenhaften Richter gegenübergestellt

sein. Das ist das erste — ich gebe gern zu — auch das höchste Erforderniß! Und damit ich es gleich sage und bei dem Folgenden mich geschützt weiß vor jedem Mißverständniß, absichtlichen oder unabsichtlichen: ich würde, um dies Erforderniß hier in Deutschland, speciell auch an meinem Berufsort aufzustellen, nicht zur Feder gegriffen haben; dafür bürgt Gott sei Dank immer und immer noch unser Richterstand. Wohl mag es vorkommen — und Irren ist menschlich —, daß die Gesetzeskenntniß im einzelnen Fall den Urtheilsfinder im Stich gelassen, eine Beugung des Rechts erscheint mir eine ausnahmslose Unmöglichkeit, sowohl bei der Anwendung des Strafrechts, wie der des Strafprocesses. Aber das ist noch lange nicht genug! Noch lange, lange nicht! Und hier liegt das eminente, trotz der geistvollen Bemerkungen eines Mannes, wie des Reichsgerichtsraths Mittelstaedt, trotz der instructiven Belehrungen von höchster Justizstelle noch kaum gewürdigte Deficit in der Strafrechtspflege.

Der — ich wiederhole es — durch eigenen Frevel (wenn er wenigstens moralisch schuldig ist) oder durch unglückselige Verkettungen von Umständen auf die Anklagebank Gerathene hat — gleichgültig, welchen Verbrechens oder Vergehens er beschuldigt ist, noch unendlich höhere Ansprüche an Ankläger und Richter. (Es darf dabei gar keinen Unterschied machen, welche Strafe ihn bedroht, sie wird immer eine Strafe sein, immer einen Makel auf sein Leben werfen, der selbst durch zukünftige Freisprechung in anderer Instanz scheinbar reparabel*) nach dem uralten „aliquid haeret“ ihn belastet. Man wende mir also nicht ein, daß das, was ich fordere, allenfalls zu bewilligen sei bei den mit schweren Strafen bedrohten Delicten.) Er hat vor Allem den Anspruch darauf, daß über ihn zu entscheiden habe ein Richter nicht nur mit Gesetzes-, sondern auch mit Menschenkenntniß und zugleich mit voller ungetrübter Frische des Leibes und der Seele.

Die Gesetze stellen an den Laienrichter die Anforderung eines bestimmten Alters, beschränken in vielfacher Beziehung die Auswahl, sie geben dem öffentlichen Ankläger und dem Angeklagten ein Ablehnungsrecht eines Bruchtheils der Spruchliste ohne Angabe von Gründen, sie geben dem Schöffenvorsitzenden die Möglichkeit der Controle seiner Laiencollegen —, kein Gesetz kann dem Angeklagten auch nur annähernd bei den rein mit gelehrten Richtern besetzten Collegien die Garantie geben, daß das menschliche Versenken des Richters in den Fall, der seelische Contact zwischen ihm und dem Zeugenmaterial einerseits und dem Richter andererseits auch nur in dem Durchschnitt der Fälle garantirt ist. Denn kein Gesetz sichert ihm mehr, als daß der Richter das Staatsexamen bestanden und ein ehrenhafter, streng gewissenhafter Mann ist.

Aus der breiten und bereiten Menge des Richterpersonals werden die Criminalrichter von den mit der Geschäftsvertheilung betrauten Präsidenten

*) Bekanntlich ist die Irreparabilität der Todesstrafe einer der Hauptgründe ihrer Gegner.

und Präsidien ausgewählt. Die rein formellen Bedingungen und Einrichtungen interessiren hier nicht weiter. Es frägt sich nur, entspricht de lege ferenda die bisherige Handhabung den hohen Anforderungen, welche gerade an den Strafrichter, wie ausgeführt, zu stellen sind. Die Antwort kann natürlich nur quoad regulam gegeben werden, und dann ist die Frage nicht mit einem bedingungslosen und freudigen „Ja!" zu beantworten. Ich exemplificire selbstverständlich nicht, kritisire nicht; — weder würde mir dies anstehen noch dem Zweck dieser Darlegung entsprechen, ich gebe nur einer Ansicht Ausdruck, welche, wie oben erwähnt, Männer in den höchsten Justizstellen in genere getheilt, welche die Ansicht der Majorität der Beobachter ist. Ich meine, die verantwortliche Stellung des Strafrichters (ich spreche nur von dem Richter, — denn Staatsanwalt und Vertheidiger sind im entscheidenden Falle ja nur Antragsteller) sollte principmäßig weder von ganz jungen, kaum durch das Staatsexamen zum Richteramt qualificirten Personen, denen der Regel nach das Leben noch nicht die volle reife Menschenkenntniß gebracht, noch mit Greisen besetzt werden. Letztere bringen die Weisheit des Alters, aber nicht mehr die physische Kraft in die Sitzung, welche gerade dieser Zweig der richterlichen Thätigkeit erfordert. Nirgends in der Justizpflege sind die Strapazen des Körpers und der Seele so groß, wie in der Strafrechtshandhabung. Man höre doch einen Geschworenen, der eine an schweren Fällen reiche, oft bis in die Abend- oder gar Nachtstunden dauernde Periode von nur 14 Tagen mitgemacht, innerhalb welcher er vielleicht noch ein paar Mal ausgeloost wurde. Fast in der ganzen preußischen Monarchie, wenn nicht in ganz Deutschland tagen die Strafkammern und Schöffengerichte je drei Mal in der Woche, — in den großen Städten sicher immer in dieser Weise. Die Sitzungen pflegen um 9 oder 9½ Uhr zu beginnen und fast nie vor zwei Uhr zu enden, dagegen sehr oft um 3, 4 oder 5 Uhr und in gar nicht seltenen Fällen noch später. Die Pausen sind fast nie der Erholung gewidmet, sondern die nothwendige Zunahme von Speisen ꝛc. pflegt während der Berathungen zu geschehen. An den zwischen den Sitzungstagen liegenden Tagen wartet das oft recht umfangreiche Decernat der häuslichen Thätigkeit des Richters, vor allem die Absetzung der schriftlichen Urtheilsgründe in den einzelnen Fällen. Dabei geschieht es, was mir die Praktiker bestätigen werden, oft genug, daß ein großer Straffall eine mehrtägige Arbeit in Anspruch nimmt, in welchen Fällen die Strafkammer die fortdauernden Sitzungen auch an den generell freien Tagen abzuhalten pflegen. Daß die physische Kraft eines hohen Sechzigers oder gar Siebenzigers in der Regel — denn selbstverständlich kann immer nur von dieser gesprochen werden — diesen Anstrengungen nicht mehr gewachsen ist, müßte meines Erachtens Jedermann einsehen; es ist aber statistisch sehr leicht nachzuweisen, daß gerade unter den Beisitzern der Strafkammern die ältesten Mitglieder der Gerichtscollegien zu finden sind. Ich kenne viel Beispiele, wo gleichgültig gegen etwaiges Mißwollen hochachtbare Richter in den späten Nachmittagsstunden bei solch

unnatürlich langen Sitzungen erklärt haben, daß sie „mit ihrer Kraft fertig seien“.

Man könnte dagegen leicht einwenden, daß dann aber die Sitzungen nicht mit zu viel abzuurtheilenden Fällen überbürdet werden dürften. Auf der einen Seite würde dies aber — ein denn doch nicht abzuweisender Factor! — eine sehr erhebliche Erhöhung der Richterstellen erfordern, da gerade die Aburtheilung der Straffälle aus rein praktischen wie sittlichen Momenten (man denke nur an die Haftsachen!) auf das Denkbarste beeilt werden muß; andererseits läßt sich der zeitliche Umfang einer mündlichen Verhandlung der einzelnen Sache überaus schlecht vorher übersehen. Das Recht der Vertheidigung, unmittelbar Zeugen zu laden, wird in ausgiebigster Weise in Anspruch genommen, oft, was gar nicht bestritten werden kann, in zu sclavischer Befolgung der kritiklosen Wünsche des Angeklagten in nutzloser und übertriebener Weise*); sehr häufig ergiebt sich in der Sitzung die Nothwendigkeit, schleunig noch weitere Zeugen am Gerichtsort zur Stelle zu laden; umfangreiche Schriftstücke werden neu als Beweismittel überreicht und müssen zur Verlesung gebracht werden; ergreifende, unvorgesehene, die Sache amplirende Zwischenfälle sind nichts seltenes; Rechtsfragen, deren Auftauchen vorher nicht zu ahnen war, neue Anträge der Parteien geben zu stundenlangen Gerichtsberathungen Anlaß; kurzum der Gründe, welche unberechenbare Verlängerungen der Sitzungen in einem Maßstabe bewirken, welcher bei Civilsachen absolut so nicht eintreten kann, giebt es in sehr großer Anzahl. Da müssen sehr oft die Kräfte des Richters bis zum letzten Rest in Anspruch genommen werden; er muß, um mich so auszudrücken, an Lebenskraft noch etwas Erkleckliches zuzufügen haben, in der Vollkraft des Mannes stehen. Nie dürfte man sich damit trösten, daß es ja kein Unglück sei, wenn wirklich dieser oder jener in der Verhandlung vorgekommene Umstand der Aufmerksamkeit eines einzelnen, schon übermüdeten Richters entgangen sei; es seien ja ihrer fünf oder sieben (in der höchsten Instanz), die da zu berathen hätten und sich gegenseitig in dem Beobachteten ergänzten.

In der Berathung kann selbstverständlich nicht das ganze Beweismaterial durch Vortrag einzelner Richter noch einmal recapitulirt und zergliedert werden, sie muß von der Voraussicht ausgehen, daß Jedem der Berathenden die Verhandlung in all ihren Zügen noch greifbar vor Augen stehe. Derjenige, der sich vielleicht widerwillig dabei bewußt ist, nicht absolut das Material zu beherrschen, läßt sich erfahrungsgemäß von dem energischsten Debatter am leichtesten in's Schlepptau nehmen; das ist gleich nachtheilig für die Justiz, ob der durch die Frische und Energie bei der Vertretung seiner Ansicht führende Richter für Schuld oder Nichtschuld plaidirt.

---

*) Man wird mir um dieser offenen Erklärung willen nicht imputiren, daß ich dies Palladium des Angeklagten missen möchte; im Gegentheil verlange ich Ausdehnung des Zwanges der Vernehmung solcher Zeugen auch für Schöffengerichtssachen.

Man hört vielfältig, daß die Besetzung der Strafrichtercollegien mit oft hochbejahrten Juristen sich berechtigterweise auch dadurch ergeben, daß Strafrichter, die manchmal ein Jahrzehnt oder gar deren mehrere diesem Zweig der Rechtspflege angehört, bei der fortgesetzten Entwickelung des Civilrechts nicht mehr die Fähigkeit hätten, umzusatteln und in ein Civilcollegium einzutreten. Die Schlußfolgerung ist schon richtig, aber die Prämisse dürfte eben gar nicht constituirt werden. Diesem Uebelstande wird, wenn nicht durchgreifend, so doch in erheblich höherem Maßstabe, wie früher, auf Anregung der höchsten Justizaufsichtsstelle in Preußen dadurch gesteuert, daß ein lebhafterer Wechsel in der Besetzung der Richterstellen eines Landgerichts für die Civil- und Strafkammern stattfindet. Dieser Modus wird, consequent beobachtet, auch das wirksamste Mittel gegen den gefährlichsten Feind der Gerechtigkeit in Strafsachen sein, gegen die Schablone und den damit eng zusammenhängenden Fehlern des allzugroßen Selbstvertrauens und der Selbstgenügsamkeit bei manchem Strafrichter „von Profession“.

Wenn man so vielfältig dem suffisanten Urtheil über das Bischen Strafgesetzbuch begegnet, so verschulden dies in allererster Linie diejenigen Richter, welche ebenso nüchtern und trocken, wie sie mit dem gedruckten Gesetzeswort operiren, mit dem Menschenmaterial arbeiten zu können glauben, das ihnen als Angeklagte oder Zeugen vor Augen tritt. Da ich hier gerade manch herbes Wort der Wahrheit zu Liebe sprechen muß, so halte ich mich noch einmal für verpflichtet, zu betonen, daß solchem Verhalten manchen Richters auf der einen Seite das ungeheure Maß discretionärer Gewalt in die Hände arbeitet, welches die moderne Gesetzgebung, vom Princip freier Beweiswürdigung ausgehend, constituirt hat, auf der anderen Seite den Desiderien, welche hier vertreten werden, von Jahr zu Jahr mehr bei der Auswahl der Strafrichter genügt wird. Ich kenne eine Reihe von Richtern, besonders von Vorsitzenden, die nicht nur die Incarnation des Gerechtigkeitssinnes sind, sondern auch in ihrer Geistes- und Gemüthsanlage unerschöpfliche Hülfsmittel echtester Gerechtigkeitspflege in ihr schweres Amt bringen. Ich bedauere geradezu, an dieser Stelle die Personen solcher Männer, deren Namen die Feder so gern nennen möchte, auch nicht einmal andeuten zu können, denn sie sind Wohlthäter der Menschen im besten Sinne des Wortes. Ich habe stets den Hut vor ihnen gezogen, gleichgültig ob sie der von der Vertheidigung vertretenen Ansicht beitreten oder nicht, wie schwer, wie drakonisch sie auch straften, wo sie strafen zu müssen glaubten. Aber weil die Strafrechtspflege nach meinem Gefühl Richter in allen Stellen verlangt, die dem höchsten Ideal nach Menschendenken gerecht werden, muß auch ein freies Wort bei der Aufstellung solcher Desiderien erlaubt sein, die dem Bischen Strafgesetzbuch zu seiner wahren Bedeutung verhelfen. Die genaueste Kenntniß des Strafrechts und Strafprocesses selbst ist, wie gesagt, die conditio sine qua non! Aber auch sie ist keineswegs leicht zu erwerben.

Ganz abgesehen davon, daß neben der eigentlichen Codification derselben in den so bezeichneten Gesetzesbüchern des Deutschen Reiches durch zahlreiche Strafbestimmungen in anderen Reichsgesetzen und den Landesgesetzen das Material sehr gewachsen ist, so ist naturgemäß vor Allem das materielle Recht, um mich so auszudrücken, in den Strafparagraphen nur comprimirt festgelegt. Zahlreiche Strafthaten wichtigster Art, wie z. B. die Beleidigung, sind im Gesetz selbst nicht definirt; die Feststellungen der grundlegenden Begriffe von Vorsatz und Fahrlässigkeit, von Ueberlegung, Rechtswidrigkeit, Zurechnungsfähigkeit, Vermögensvortheil und Nachtheil, ebenso mancher specieller, wie z. B. der der Urkunde, ist der Judicatur und Rechtswissenschaft überlassen. Naturgemäß erfordert somit das Pflichtgefühl jedes Beamten, der an der Strafrechtspflege theilnimmt, ein sorgfältiges, fortschreitendes Studium nicht allein der maßgebenden Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe, sondern vor Allem auch der hochbedeutsamen theoretischen Arbeiten der Rechtslehrer. Aber das Alles ist, so zu sagen, das Erforderniß eines fortgesetzten Selbstexamens über die Rechtskenntnisse; es ist so gut eine nothwendige geistige Fähigkeit der Strafrichter, wie die eines guten Gehörs und Gesichts eine körperliche, gewiß auch gar nicht zu unterschätzende ist. Zu diesen Eigenschaften tritt aber vor Allem die Nothwendigkeit einer hochgradigen psychologischen Feinfühligkeit und Eindrucksfähigkeit. Wohl sucht der Parteienkampf auch dem Civilrichter das pro und contra des Streites mundrecht zu machen, auch auf sein Urtheil sucht Unwahrhaftigkeit der Parteien und Zeugen, Rabulistik und Genie der Vertretung mit allen Waffen zu wirken, — aber diese rein menschliche Bestrickung hat vor ihm seltener Gelegenheit irre zu führen, ja sich überhaupt nur Platz zu schaffen. In den Sälen der strafenden Themis tobt dieser Kampf unausgesetzt, und der Nothschrei der unschuldig Verurtheilten ruft sein vae victis! allzuoft tauben Ohren. Wie ungleich die Waffen der anklagenden Statsbehörde und die der Vertheidigung des Angeklagten, gleichgültig ob er sie selbst führt oder einem Rechtsverständigen überläßt, wie erdrückend die Macht des schwörenden Zeugen gegenüber dem beweislosen Delinquenten — dem mancher Richter principmäßig nur dann glaubt, wenn er geständig ist — weiß jeder Praktiker. Der Hort und das Heil dessen, der die Anklagebank betreten, sind nicht die glänzende Beredtsamkeit des Vertheidigers, sondern die sorgfältigste Prüfung des Rechtsstreits seitens eines begabten Richters nicht allein nach der Gesetzschablone, sondern nach der psychologischen Wahrheit. Ich will hier eines Umstandes erwähnen, der, schablonenmäßig behandelt, schon viel Unheil angerichtet hat. Die Vorstrafen eines jeden Angeschuldigten müssen gesetzlich vor der Hauptverhandlung eruirt werden; es ist dies selbstverständlich nothwendig einmal um der zahlreichen Vergehen willen, bei denen die Strafthat im Rückfall mit höherer Strafe bedroht wird, oder die Gewohnheitsmäßigkeit in Betracht kommt, andererseits aber auch um den Menschen als solchen zu charakterisiren, sich bezüglich seiner ein wenig klar

zu machen, ob man sich zu ihm der That versehen könne. Letzteres Moment wiegt bei manchen Criminalisten von Fach viel zu schwer; ich kenne neben glänzenden Vertretern dieses Standes, welche auch hier das eingehende Studium der Vorarten nicht scheuen, doch auch solche, die sich ohne dies von dem nur irgend wie wegen Vergehen selbst ganz anderer, als der in Rede stehenden Art bestraften Angeschuldigten sofort, wenn bei der Feststellung der Personalien eine mehrmalige Vorbestrafung festgestellt wird, indignirt abwenden und von da an ihm schon kein Wort mehr glauben. Dabei ist dem Unglücklichen verwehrt, sich über diese Vorstrafen und ihre Gründe auszulassen, „weil das nicht zur Sache gehört". Das ist überaus betrübend, wohlerwogen nur dort, wo, wie gesagt, das moralische a limine-Verurtheilen zur Schablone wird. Denn ein so krasser Fall, wie der in praxi vorgekommene, daß ein junger Schöffenvorsitzender bei einem Brutalitätsvergehen in den Urtheilsgründen als strafschwerend die Vorbestrafung des Verurtheilten wegen Gewerbesteuer-Defraudation aufführte, ist nur vereinzelt.*)

Diese herbe Nachwirkung der Vorstrafen ist für den Angeklagten aber doppelt gefährlich, wenn der Richter, wie leider unzählige Mal geschieht, sich der psychologischen Würdigung des Zeugenmaterials allzusehr entzieht. Man bekämpft die Befragung der Zeugen nach Vorstrafen aus Humanitätsgründen in der öffentlichen Verhandlung und beschränkt sie in der Praxis fast völlig auf die gesetzlich nothwendige wegen Meineids. Ich will der generellen auch aus demselben Gesichtspunkt nicht das Wort reden; aber ein vorsichtiger Staatsanwalt und Untersuchungsrichter müßte, wenn eine Entscheidung ganz speciell von der Beurtheilung der Glaubwürdigkeit bestimmter Zeugen abhängt, zumal wenn dieselbe von dem Angeklagten oder seiner Vertheidigung in Frage gezogen wird, durch Recherchen vor der Verhandlung das Vorhandensein von Vorstrafen solcher Zeugen aufklären lassen. Ergiebt die Recherche Vorstrafen wegen ehrenrühriger Vergehen, oder etwa bei den Denuncianten von angeblichen Majestätsbeleidigungen oder Sittlichkeitsvergehen solche, die von Neigung zu Verleumdung oder unmoralischem Verhalten, bei Brutalitätsvergehen von eigner Neigung zu derartigen Mißthaten zeugen, so müßte ex officio dieser Zeuge darüber in der Hauptverhandlung befragt werden. Sind Kinder als Zeugen geladen, so sollten über deren Glaubwürdigkeit nicht nach bekannter Neigung ihre sie auf das Gericht begleitenden Eltern mit der schablonenmäßigen Frage: „Lügt Ihr Kind?" befragt werden, die diese natürlich aus Elternliebe verneinen, sondern fremde Personen, wie Erzieher und Lehrer. Nicht der

---

*) Nur ganz nebenbei will ich des von Praktikern wohl anerkannten Umstandes gedenken, daß gerade bei vielfach vorbestraften Dieben wiederholt später als ungerecht festgestellte Verurtheilungen vorgekommen sind, weil man für ihre Ueberführung auf die Vorstrafen zu großen Werth legte.

recherchirende Polizeibeamte ist der geeignete Erforscher des Leumunds einer Person, da er schablonenmäßig bei Hauswirth und Nachbarn als Beamter herumfragt, dem mit Zagen und vorsichtigem Unterdrücken des Anstoßgebenden geantwortet wird, sondern der prüfende Richter, der bei schwieriger Diagnose der Glaubwürdigkeit difficil unter dem Eide die gesammte Umgebung der Betreffenden dem Arzte gleich verhört. Tausenden und Abertausenden von Zeugen, auf deren Aussagen der Richter sein Urtheil gestützt, würde er nicht ein Wort geglaubt haben, wenn er rechtzeitig ihre moralische und strafprocessualische Vergangenheit gekannt hätte.

Ein Ideal in dieser Richtung wird sich natürlich nicht erreichen lassen. Aber gerade der Strafrichter, den lange criminalistische Beschäftigung abgestumpft hat gegen die so nothwendige, fortgesetzte und sorgsamste psychologische Beobachtung des Menschenmaterials, welches in endlosem Zuge vor ihm mit erhobenen Schwurfingern vorbei passirt, ist am schnellsten mit der gefährlichen Urtheilsformel fertig: „Durch die eidliche Aussage des glaubwürdigen Zeugen N. N. ist erwiesen“ u. s. w. — Hand auf's Herz, womit ist denn gewöhnlich diese Glaubwürdigkeit erwiesen? Damit, daß er gefragt ist, ob er wegen Meineids bestraft ist, oder weil er nicht als Zuchthäusler in der kenntlichen braunen Jacke aus irgend einem Zuchthaus vorgeführt ist? Wo bleiben da oft in Körperverletzungssachen die Erwägungen, daß Niedrigstehenden das Schmerzensgeld und die Selbstvertheidigung gegen des Gegners Beschuldigung, bei Eigenthumsvergehen und Meineidssachen oft die reine Geldfrage, in Tausenden von Fällen aber vor Allem Befriedigung der Rache über jeden — so schwer erweislichen — Meineid geht? Durch jene Thür tritt der Angeklagte hinein, schon belastet mit der ganzen Wucht der Vorverdächtigung, erregt, geängstigt, nach Wort und Klarheit ringend; durch diese der Zeuge, nach allen Seiten geschützt, gesichert, ihm überlegen. Im alten deutschen Recht wurde beim Gottesurtheil zwischen Mann und Frau Ersterer bis zur Hälfte in die Erde eingegraben, weil er, so beengt, mit der Waffe in der Hand der frei hantirenden Frau gegenüber doch noch gleich stark war; im modernen Gerichtsverfahren zwängt man den Angeklagten zur Hälfte des Körpers und der Seele in die Anklagebank, so daß er doppelt so schwach ist, wie der Zeuge.

Eine weitere gefährliche Neigung zeigt sich bei dem Gewohnheits-Strafrichter, nämlich die, dem Angeklagten und den Zeugen nach Maßgabe der Vorermittelungen sofort, wenn er nur irgendwie weitschweifig wird, die Sache abzufragen; das ist gleich nachtheilig der wirklichen Wahrheitsermittelung gegenüber, ob es durch directen Vortrag der aus den Acten entnommenen Thatsachen unter Extrahirung von „Ja“ und „Nein“ geschieht, oder ob es sich in die Form kleidet, gleich bei Beginn einer scheinbaren Abschweifung immer wieder den Mittheilenden „zur Sache“ zu mahnen oder auf später zu vertrösten. Es ist fast nie vorherzusagen, ob eine Mittheilung, die scheinbar nicht zur Sache gehört, nicht ganz wichtige Details erbringt oder

zu deren Eruirung anregt, oder ob eine solche nicht „später“ sehr zum Nachtheil der Wahrheitsermittelung vergessen wird oder jedenfalls jeden Zusammenhangs beraubt, den berechtigten Effect verliert. Natürlich Alles cum grano salis! Ich maße mir hier nicht an, einen Katechismus für den Strafrichter, wie er sein soll und muß, niederzuschreiben, sondern will nur einige bescheidene Gedanken über hervorgetretene Mängel vortragen. Und solch ein Mangel ist auch die böse Gewohnheit, zum Menschen nicht in seiner Sprache — ich spreche natürlich nicht vom Jargon! — sondern in der des grünen Tisches, der termini technici des Juristen zu reden. Das gilt, wohlverstanden, in dem Verkehr mit Gebildeten wie Ungebildeten, den Fachmännern in Fragen der Technik, wie dem einfachen Menschen, der sozusagen nichts als steuerzahlender Bürger ist. Der Beispiele dafür, wie sehr hier selbst von Strafrichtern gesündigt wird, welche in der Justizpflege selbst Autoritäten und zugleich Männer edelster Art sind, sind zahllose. Ein hervorragender Jurist, ein Mann von Gerechtigkeitsliebe, Humanität und Güte, richtete in meiner Gegenwart an einfache Arbeiter in einem Wucherproceß stereotyp die Frage: „Hat der Angeklagte Ihre Nothlage oder Ihren Leichtsinn ausgebeutet?“ Ja, das sind die Worte des Gesetzesparagraphen; aber ich dächte, ob dieses Essentiale des Wuchervergehens vorliegt, unterfalle dem Urtheil des Gerichts, der Zeuge kann doch nur Thatsachen erzählen, aus denen der Richter concludirt. Andere Richter fragen ständig in Betrugsfällen die Zeugen: „Würden Sie, wenn Sie Das und Das gewußt hätten, dem Angeklagten geliehen oder Waare geliefert haben?“ Das ist doch auch nur eine Schlußfolgerung des Richters, zu deren Entscheidung ihm der Zeuge nur die Momente darbringen kann, welche Erwägungen ihn zu seinem Handeln bestimmt haben! Daneben sind solche Fragen Suggestivfragen der schlimmsten Art, das heißt solche, deren Beantwortung den Zeugen in den Mund gelegt wird. Und nun erst gar, wenn der Richter den Gefragten gegenüber mit dolus und culpa in's Feld rückt, wenn er bei mehreren Beschuldigten von „Beihülfe zur Thätigkeit des Angeschuldigten zu 1“ anfängt, und wie dergleichen skurrile Verkennungen des quellenden Lebens mehr sind. Ist es da ein Wunder, wenn einer unserer hervorragendsten Publicisten, in einem ganz eigenartigen Falle angeklagt, und zum Schluß zum Wort verstattet, ungefähr Folgendes sagte: „Als ich vor Ihnen erschienen bin, glaubte ich den Stoff, der Ihrer Beurtheilung unterbreitet wird, vollkommen zu beherrschen; ich habe die Frage so gewissenhaft durchgearbeitet, als es mir mit den Mitteln meiner Bildung und meines Verstandes möglich ist. Ich glaubte deshalb auf Manches aufmerksam machen zu können, das Ihnen, meine Herren, bei Ihrer nothwendig geringeren Kenntniß der Sache in Ihrer Vielbeschäftigung hatte entgehen können. Mit wachsendem Staunen bin ich diesen Verhandlungen gefolgt. Keine der Fragen, auf die es meines Erachtens menschlich in erster Linie ankam, ist mir vorgelegt worden, und das Zwiegespräch zwischen Staatsanwält und Ver-

theidiger hat einen derartig mich befremdenden Charakter angenommen, daß ich nun absolut gar nichts mehr weiß. Ich bin der Sache, die hier zur Verhandlung steht, meiner eigenen Sache, vollkommen entrückt. Ich verstehe den Herrn Vorsitzenden nicht, ich verstehe den Herrn Staatsanwalt nicht, ich verstehe meinen eigenen Vertheidiger nicht. Man hat die Sache durch diese Art der Behandlung derartig ihres festen Gehaltes beraubt und sie in einen so flüssigen Urschleim aufgelöst, daß sie nun in die fertige Form der üblichen Behandlung sich eindrücken läßt und als solche nun bearbeitet wird. Ihnen, meine Herren, mag sie auf diese Weise handlicher geworden sein; ich constatire aber, daß ich nun gar nicht mehr damit umzugehen weiß. Wollte ich von der Erlaubniß des Herrn Vorsitzenden, mich zur Sache zu äußern, Gebrauch machen, so müßte ich mit dem Satze beginnen: Ich ersuche Sie, meine Herren, Alles, was bisher gesagt ist, als nicht vorhanden zu betrachten und noch einmal von vorn anzufangen. Es handelt sich nicht um Dolus und Nichtdolus, es handelt sich um eine ganz einfache, klare Angelegenheit, die jeder mit fünf Sinnen begabte Mensch beurtheilen kann, ohne daß er deshalb das Strafgesetzbuch auswendig zu kennen brauchte, und die durch das Gesetz, da dasselbe der Ausdruck der letzten Weisheit ist, meines Erachtens gar nicht anders, als in der Weise entschieden werden kann, wie ich selbst entschieden habe. Ich sehe, daß Sie mich jetzt ebenso erstaunt anblicken, wie ich erstaunt Ihren Verhandlungen gefolgt bin. Ich fürchte, eine Auseinandersetzuug würde Ihre Zeit über Gebühr in Anspruch nehmen, und ich stelle Ihnen daher ergebenst anheim, die Sache auf Ihre Weise abzuurtheilen. Ich hoffe, wir werden zu demselben Resultate gelangen."

Ich habe mir nicht versagen können, jene Worte eines Mannes zu referiren, der hochgebildet genug, um selbst auf der Anklagebank die Feinfühligkeit des Beobachters nicht zu verlieren, dem Gefühl des Erstaunens und Mißbehagens so geistvoll und scharf Ausdruck lieh, welches sicher in unzähligen Fällen den leidvoll Betroffenen da befällt, wo er sieht, daß die Richter die Sache „in ihrer Weise" abmachen. Es darf eben keine Specialweise der Richter geben; im Strafrecht entscheidet der Mensch über den Menschen, und nur die Gesetzeskunde ist das Plus des Richters; giebt doch der Vorsitzende des Schwurgerichtshofs heut den Geschworenen nur noch die Rechtsbelehrung mit in das Berathungszimmer; es ist ihm verboten, in eine Würdigung der Beweise einzutreten, — nicht zum Wenigsten deshalb, damit er die Sache nicht „in seiner Weise" bespreche. Mit großer Genugthuung ist hier zu constatiren, daß dieser Mangel an Contact zwischen dem Denken und Fühlen des vor den Richter als Angeschuldigter oder Zeuge tretenden Bürgers und jenem selbst durch eine große Reihe geistvoller gegenwärtig fungirender Richter immer mehr schwindet, so sehr auch manch Anderer aus Intellects- oder Temperamentsfehlern ihm noch anheimfällt; wo er aber noch vorherrscht, ist er der gefährlichste Feind der Gerechtigkeit.

Noch immer giebt es Richter, die die Ausführungen des Angeklagten nach dem Zeitmaß mit immer wachsendem Mißwollen, desgleichen die Zahl der Schutzzeugen messen, die ohne Verständniß für ihre eigene Nervosität und dadurch bedingte Unruhe und Anlage zu Mißverständnissen unbedacht die überwiegend schutzlos vor ihnen Stehenden durch ihre Heftigkeit verwirren und der so nöthigen Klarheit und Sicherheit berauben, oder besten Falles sich doch von der gewohnheitsmäßigen Art, eine Sache anzufassen und abzumachen, nicht loslösen können. Immer wieder muß ich es sagen, nach Analogie des Satzes: „Für Kinder ist das Beste eben gut genug!" müßte man den Satz für die Angeklagten, die eben so machtlos, wie Kinder den Erwachsenen anheim gegeben sind, der Gewalt des Richters unterliegen, die Forderung aufstellen: „Zum Strafrichter ist der Beste eben gut genug!"

Ein Criterium der menschlich faßlichen Gerechtigkeit ist mir stets die Publikation der Urtheilsgründe. Vermag ein Vorsitzender — wir haben öffentliche Gerichtsverhandlungen — nicht etwa dem subjectiv erregten und befangenen Angeklagten — das wäre zu viel verlangt — aber dem objectiv beobachtenden Zuhörerkreis durch die Gründe klar zu machen, daß und warum das Gericht nach Lage des Falls vom menschlichen, wie streng juristischen Standpunkt zu diesem Entscheid kommen mußte, so ist damit ein für die hier behandelte Frage wichtiger Prüfstein gegeben. Und da muß ich wiederum bekennen, neben überaus dürftigen Publicationen mit der bequemen Floskel: „Der Gerichtshof hat sich überall den Ausführungen des Herrn Staatsanwalts angeschlossen", haben wir in den letzten Jahren in hochwichtigen Processen Urtheilsbegründungen gehört, die an Klarheit und überwältigender Wahrheit dem Ideale fast völlig gleichkamen. Eine Form, die mir nebenbei gesagt, stets zu Herz und Nieren geht, weil sie den menschlichen Standpunkt am besten innehält, ist hierbei die der persönlichen Anrede an den Angeklagten, wie sie in England allgemein üblich, in Deutschland bereits von manchen Vorsitzenden angewendet wird.

Ich will meine Betrachtungen hier abbrechen, bin ich doch überhaupt weder nach Fähigkeit noch Lage dieser Besprechung im Stande, mehr als eine Anregung, geschöpft aus actueller Beobachtung, zu geben. Praktiker meines Berufes und mancher Mitmensch, den leidvoller Weise die Strafrechtspflege hat „in Behandlung nehmen müssen", werden mir in vielen Punkten Recht geben.

Einen Satz aber glaube ich bewiesen zu haben, daß es eine thörichte Suffisance und eine Verkennung der edelsten Culturaufgabe eines Volkes ist, die Strafrechtspflege nicht für einen der allerwichtigsten Zweige der staatlichen Aufgaben zu halten und sich voll wissenschaftlichen Pharisäerthums von „dem Bischen Strafgesetzbuch" abzuwenden.

Poetische Epistel.

Von

Henrik Ibsen.

Uebersetzt von L. Passarge in Königsberg.

Mein lieber Freund!

Sie schreiben mir und fragen voll Bekümmern,
Warum man heutzutag' so finster blickt,
Und kaum sein Bischen Leben wagt zu zimmern,
Von einer dunklen Furcht, so scheint's, gedrückt; —
Weshalb kein Glück dem trägen Geiste frommt,
Und Keiner seines Leidens Grund versteht;
Weshalb bei Freud' und Leid man träge geht
Und schlaff nur stets erwartet, was da kommt.

Verlangen Sie nicht, Freund, von mir die Lösung;
Ich bin kein Arzt; ich bringe nicht Genesung.

Doch da Sie einmal eingetaucht die Feder,
So möcht' ich nicht umsonst Sie fragen lassen.
Das heißt, wenn Sie es sich genügen lassen
Mit einer Antwort, wie sie gäb' ein Jeder.
Doch statt der Antwort will ich selbst Sie fassen
Und fragen — doch wie Dichter von der Gilde
Es gerne thun — in einem simplen Bilde.

Hat es der Zufall etwa schon gemacht,
Daß Sie an unsern Küsten eine Jacht,
Und sonst ein Schiff, im frischen Winde sah'n,
Das nur so flog auf seiner festen Bahn? —

Da haben sicher Sie auch bald bemerkt
Das thät'ge Leben und die Lust an Bord,
Die frohe Arbeit, die zur Arbeit stärkt,
Das fest befehlende Commandowort; —
Kurz eine kleine Welt, so fest geregelt
Wie ein Planet, der durch den Aether segelt.

Oft geht ein solches Schiff auf lange Reisen,
Nach fernen Ländern, liegt in manchem Hafen;
Sie löschen zum Gesang der heim'schen Weisen
Und laden neu, was sie nur eben trafen.
Mit Kisten, Ballen und mit andern Gütern
Füllt man den ganzen ungeheuren Raum:
Doch was darin, weiß selbst der Stauer kaum:
Die Sorge fehlt den sorglosen Gemüthern.

So geht's denn weiter auf dem nassen Bette,
Keck gräbt sich in den salz'gen Schaum der Bug;
Es ist, als ob das Meer nicht Platz genug
Für all die Lust, den Lebensmuth nicht hätte,
Den bei der Mannschaft, selbst den Passagieren,
Auch Wogenschwall und Stürme nicht geniren.

Und sehr begreiflich. Ist das Schiff nicht fest?
Und staute man nicht Alles auf das Best'?
Sextant und Compaß und das Perspectiv
Zur Hand. Weshalb die Furcht, es ginge schief;
Da Einsicht, Muth und Thätigkeit nicht wanken,
Und Raum nicht bleibt für ängstliche Gedanken!

Und doch, trotz alledem kann es geschehn,
Daß eines Tags, und da kein Grund erkennbar,
In dem Gesicht der Menschen fast unnennbar,
Ein eigner, schwüler Ausdruck ist zu sehn.
Erst wen'ge, scheint es, die der Druck belaste,
Dann andre, viele, und zum Schlusse alle.
Man schleicht mit trägem Fuß dahin, erschlafft;
Beim Segeln, Steuern und was sonst man schafft,
Nicht Einer, der die Dinge kräftig faßte;
Man fürchtet sich schon vor dem bloßen Schalle.
Die Meeresstille, selbst der günst'ge Wind,
Ein Albatros, ein springender Delfin,
Und was noch sonst passirt, — den Menschen sind
Es Schreckgespenster; wer auch noch so kühn,
Spricht kaum ein Wort, von jedem Ton erschreckt, —
Kurz von derselben Krankheit angesteckt.

Was ist geschehn? Was hat sich zugetragen?
Woher der räthselhafte Druck auf Deck,
Der Geist und Willen gleichsam lahm geschlagen? —
Was ist denn los? Ist in dem Schiff' ein Leck? —
Droht Hungersnoth? — Ging Einer über Bord? —
Warum spricht keiner ein befreiend Wort? —
Ach nein, das Ganze im gewohnten Gang,
Doch ohne Muth und Hoffnung und Gesang.
Weshalb denn? — Nun, weil in der Vorkajüte
Bis zu dem „Stern" ein Zweifel im Gemüthe:
Sie haben — meinen sie — 'ne Leich' an Bord.

Sie kennen ja des Seemanns Aberglauben,
Der, einmal aufgetaucht, nicht leicht vergeht;
An dem sie stets von Neuem grübelnd klauben,
Auch wenn die Sache noch so trefflich steht.
Erst wenn das Schiff vor Anker, in dem Hafen,
Wagt solch ein Seemann wieder fest zu schlafen.

Nun, lieber Freund, Europas Dampfschiff geht
Gerade jetzt direct zu neuen Küsten;
Wir Beide, in der Tasche das Billet,
Sitzen auf Deck und ruhn von all dem Rüsten.
Uns ist so froh, so leicht und frei zu Muth',
Es fehlt nicht viel, so schwingen wir den Hut.
Was kümmert uns im Schiffsraum die Bagage,
Da Koch und Steward sorgt für die Menage!

Was braucht es mehr zur sorgenfreien Fahrt?
Gut die Maschine, und der Kessel siedet;
Die Stempelstang' geölt, alles geklart,
Die Schraube schlägt das Wasser unermüdet;
Ein Segel hindert, daß wir aus dem Cours gehn,
Der Steuermann beschützt vor list'gen Sturzsee'n.
Wir haben freies Wasser; auf der Brücke
Steht der Cap'tain und schaut mit festem Blicke,
Ja durch den Gucker, ob er nichts gewahrt,
Was störte unsre sorgenfreie Fahrt.

Und doch, weit draußen auf dem off'nen Meer,
Auf halbem Wege zum erwünschten Ziele,
Da scheint es uns, als ging es etwas schwer,
Es ist, als ob die Freude von uns fiele,
Die Mannschaft, Passagiere, Männer, Frau'n —
Keiner von ihnen so wie sonst zu schau'n;
Man sitzt gebeugt und lauscht in dumpfem Brüten
Im Vorluger und in den Prachtkajüten.

Sie fragen, theurer Freund, mich nach dem Grunde. —
Merken Sie nicht, daß wir an einer Wende stehn,
Und daß die Zeiten, welche jeder Wunde
Den Balsam reichten, rettungslos zu Ende gehn?
Doch was der Grund — hier mangelt der Beweis; —
Nur Ihnen sag' ich, was davon ich weiß.

Es ist nicht lange her, da saß ich stille
Auf Deck, in einer schwülen Sternennacht;
Der Lufthauch mild, der Abendwind so sacht,
Als wär' beschnitten seiner Flügel Fülle.
Die Passagiere schlafen schon gegangen.
Ein trüber Lampenschein drang durch die Ritze
Von unten, mehr noch eine ekle Hitze,
Die Alle hielt im Halbschlaf wie gefangen.
Ich trat heran an das halboffne skylight*)
Und schaut' hinab, mechanisch, ohne Beileid.
Da lag ein Staatsmann mit halboffnem Mund,
Sein Geist gab sich demnächst im Gähnen kund.
Und ein Professor rollte fast vom Lager,
Mit seinem Wissen schien's ein wenig mager.
Ein Theolog lag, ganz bedeckt die Stirn;
Ein and'rer schien in dumpfen Traumeswirr'n.
Und oben, unten, Künstler und Scribenten,
Von Lorbeerkränzen träumend und Procenten.
Doch über Allen brütete dieselbe
Schlaflose Hitze, eine qualmig-gelbe.
Ich wandte mich von dieser Ruh, so bleiern,
Und starrte suchend in die frische Nacht;
Im Osten ward ein mattes Licht entfacht,
Den Sternenglanz verhüllt mit lichtern Schleiern.

Da traf mein Ohr von unten her ein Wort, —
Ich lehnte gerade an den Vordermast, —
Ganz deutlich hört' ich's, und doch klang es fast,
Wie wenn ein Mensch im schweren Traume spricht,
Oder den Alp, der auf ihm lastet, bricht:
„Ich glaub' wir haben eine Leich' an Bord."

---

*) Das Fenster in der Decke der Kajüte.

Koloman Tisza.

Von

* * *

— Budapest. —

Die lebendige Wechselwirkung, welche zwischen einem leitenden Staatsmann und den in seiner Wirkungssphäre sich vollziehenden Ereignissen besteht, auf ihren wahren Inhalt zurückzuführen, ihre in Gestalt von Geschichtsepisoden in Erscheinung tretenden Ausstrahlungen sowohl ihrem Umfang nach als in ihren einzelnen Zweigen unbefangenen Blickes zu prüfen — das bildet den Beruf und die Aufgabe der Geschichtsschreibung. Der Verfasser dieser Abhandlung hat die Pflicht, sich auf einen enger begrenzten Standpunkt zu begeben. Doch kann er der allgemeinen Betrachtung nicht aus dem Wege gehen, daß das psycho-physiologische Gesetz, wonach bei der Reifwerdung der auf die Bildung des Individuums und seines Charakters gerichteten, in Entwickelung begriffenen Willenskraft den äußeren Lebensumständen eine mächtig eingreifende Rolle beschieden ist, daß dieses unbestrittene Gesetz in einem ganz eigenthümlichen Verhältniß zu dem Manne steht, der den Gegenstand dieser Abhandlung bildet. Gewiß, die Laufbahn eines Staatsmannes datirt nicht von der Zeit an, wo die Oeffentlichkeit sich mit ihm zu beschäftigen anfängt. Aber ebenso gewiß ist es, daß das Geßter Herrschaftsschloß, der Stammsitz der Familie Tisza, weder in politischer noch in socialer Beziehung ein solcher Knotenpunkt in Ungarn war, wie beispielsweise die Wohnsitze der Familie Eßterházy, Zichy, Károlyi oder Batthyany zu ihrer Zeit es waren, allwo in den verschiedenen Perioden die Fäden der Geschichte des Landes, wenngleich nicht zusammen-, so doch hindurchliefen.

Zur Zeit, als der Vater der jetzt lebenden Tisza auf dem Gipfel seiner

(Comitats-) Allmacht stand, zählte Koloman Tisza zwölf volle Lenze, und es sei gar nicht zu seinem Tadel gesagt, daß er, der Sohn des erzconservativen Administrators im Comitat Bihar, bei dem ersten verantwortlichen und nicht sehr im Rufe des Conservatismus stehenden Ministerium des Jahres 1848 um ein Amt ansuchte und solches auch erhielt. Wir dürfen überzeugt sein, daß der hoffnungsvolle Gentry-Jüngling im Unterrichtsministerium des Barons Josef Eötvös in der Vaterlandserrettung sein Möglichstes geleistet hat. Nach der Katastrophe von Vilagos zog sich der Vater Koloman Tiszas, den die revolutionäre Strömung ohnedies vom Schauplatz der Activität verdrängte, in die verschlossene Einsamkeit seines Castells zurück und schickte seine Söhne auf europäische Reisen.

Wenn da Ludwig Tisza, der conversative Administrator von vor 1848, der mit dem Aufgebot seines Vermögens, seines Namens, seiner Verbindungen, seiner Freunde und Verwandten in den friedlichen Kampf der Geister zog, nach der Katastrophe Umschau im Lande hielt, da mochte sich seiner sicherlich tiefe Erbitterung über das Schicksal des verbluteten Vaterlandes bemächtigen. Dem erbitterten magyarischen Gefühle mochte sich in dumpfer Hinbrütung die Frage aufdrängen, ob denn dies Alles hat so geschehen müssen, wie es in Wirklichkeit geschah? Und jedes ungarische Herz, gleichviel ob in der Bauernhütte oder im gräflichen und fürstlichen Palaste, hatte auf diese Frage nur eine Antwort: Nein und tausend Mal nein! Die Revolution wurde von einer Partei gestiftet, durfte man die ganze Nation hierfür büßen lassen? Knechtung und Unterdrückung, Schaffot, Verbannung und Festungskerker waren ein unwürdiger Abschluß der märzlichen Freiheitsdämmerung, die die Sonne der neuen Charte verkündete, unter welcher Dynastie und Nation erst nach dreihundertjährigem Zusammenleben ihren eigentlichen Ehrentag abhielten. Wenn nicht schon anderes, so hätte doch die Glanzepoche des moriamur pro rege nostro, die im Geschichtsbuche der Habsburger Dynastie mit goldenen Lettern für alle Zeiten verzeichnet sein muß, die Machthaber vom Alleräußersten zurückhalten mögen! Im inneren Leben der Familie Tisza war das Bewußtsein vorherrschend, daß die Enttäuschung, welche die nationalen Hoffnungen ereilte, das Leiden, welches das ganze Vaterland zu Boden drückte, ebenso ungerecht als unwürdig waren. Diese Gedanken erfüllten den Vater in seiner letzten Lebenszeit, diese Gefühle beherrschten die Mutter in ihrer dem Familienleben geweiheten Heiligenstätte, und zu dieser Lehre mußten sich bekennen die zu jugendlicher Reife herangewachsenen Söhne.

In solcher Umgebung und unter solchen Einflüsterungen sah Koloman Tisza den Vater im Jahre 1856 hinscheiden. Sein älterer Bruder Ladislaus wählte Siebenbürgen zur neuen Heimstätte und der junge Koloman Tisza trat in die Erbschaft des väterlichen Stammsitzes und auch des öffentlichen Dienstes, dem sich die Familie Tisza niemals entzog.

* * *

Die Protestanten-Autonomie in Ungarn ist von dem Regime Bach in den fünfziger Jahren unberührt geblieben, und erst nach Beendigung des italienischen Krieges legte man am 1. September 1859 Hand an sie. Das unter dem Namen „Protestanten-Patent" bekannte Rescript hatte zum Zweck, die protestantische Kirche beider Confessionen in Ungarn unmittelbar dem Wiener Cultusministerium unterzuordnen. Hier tritt uns die Gestalt Koloman Tiszas im öffentlichen Leben zum ersten Male entgegen. Im Januar 1860 kam ein zweites Rescript, welches in Angelegenheit des Protestanten-Patents die Parteien zum Vergleich aufforderte. Auf Tiszas fulminante Reden gegen den Absolutismus und begeisterte Vertheidigung der Interessen des Protestantismus gegen die Wiener Machthaber wurde von der Debreziner Versammlung die Verwerfung der Vergleichsanträge einstimmig zum Beschlusse erhoben. An diesen Austritt knüpfte sich für Tisza die Annehmlichkeit einiger Gerichtsvorladungen, Processe, Anklagen und Selbstvertheidigungen, die aber allesammt schließlich nur das eine zur unbestrittenen Folge hatten, daß Tisza, ohne daß man sich dessen recht versah und gleichsam wie mit einem Zauberschlage als einer der ersten Vorkämpfer der verfassungsmäßigen Freiheit Ungarns zu gelten anfing. Und als ein Jahr nachher das October-Diplom erschien, mit welchem das absolute Kaiserreich den Boden des Verfassungslebens (des verstärkten Reichsraths) betrat und an Stelle des einheitlichen Regierungssystems die politische Berechtigung der Geschichts-Individualitäten setzte, da geschah es, wie Baron Franz Fiath, einer der wenigen Memoirenschreiber jenes Zeitabschnittes erzählt, daß in einer Bekeser Herbstjagdgesellschaft große Ueberraschung über die October-Concessionen herrschte. Sie enthielten mehr, als viele Leute in Ungarn dazumal zu hoffen wagten. Ueber die Ja- oder Nichtannahme dieser Zugeständnisse war die Gesellschaft getheilter Meinung, es entstand eine lebhafte Discussion. Einer blos hatte den Muth, das Patent ohne Bedenken und unbedingt zurückzuweisen. Dieser eine war Koloman Tisza. Hiermit war seine Richtung klar bezeichnet: er mußte sich an die Spitze Jener stellen, die den muthigen Kampf für die uneingeschränkte Wiederherstellung der ungarischen Verfassung auf ihre Fahne schrieben.

Der erste nach Pest einberufene Reichstag des Jahres 1861, der die Anerbietungen des Wiener Cabinets in Erwägung ziehen sollte, war nicht der Schauplatz eines Principienkampfes der ungarischen Parteien. Nicht das Ziel, sondern nur die Kampfesweise bildete die Frage, welche den Reichstag in zwei Lager theilte. Die Mittelstraße zwischen dem starren non possumus und dem „Zugreifen mit beiden Händen" wurde vom „Weisen der Nation", Franz Deak, betreten, dem die Führerschaft der gesammten Nation zufiel und der die „Adreßpartei" bildete. Tisza stand an der Spitze der „Beschlußpartei". Die Frage, ob die Nation zum Monarchen in Form einer Adresse oder eines Beschlusses spreche, mag an und für sich wesentlich sein, war aber zu jener Zeit für Ungarn dennoch nur Sache der Form, da beide

Parteien eines und dasselbe, die Integrität der Verfassung, wollten. Zum Beweise dessen, daß die zwei Parteien keine principiellen Gegensätze trennten, diene, daß Graf Julius Andrassy, nach Deak wohl das hervorragendste Mitglied der Adreßpartei, und Koloman Tisza die ihnen angebotene Obergespanswürde zu gleicher Zeit und unter gleicher Begründung ablehnten, und daß die Adresse Deaks gegen den Beschluß Tiszas mit 155 gegen 152, also mit einer Mehrheit von drei Stimmen nur dadurch zur Annahme gelangen konnte, daß einige Mitglieder der Beschlußpartei „abwesend" waren. Man wußte, daß diese Abwesenheit keine zufällige war. . . . „Wahrlich," führt Tisza in einer seiner Hauptreden der damaligen Debatten aus, „die Aufgabe, welche uns bevorsteht, ist eine schwierige, schier übersteigt sie menschliche Kraft. Wir müssen muthig sein, nicht nur persönlich, sondern auch in unserer politischen Haltung, aber wir müssen uns gleichzeitig hüten, tollkühn zu sein. Wir müssen klug und besonnen sein. Seien wir aber auf unserer Hut, daß wir nicht durch Uebertreibung dieser beiden unschätzbaren Eigenschaften eine feige Politik machen und daß wir nicht aus lauter Besonnenheit mit eigenen Händen dasjenige verwirken, was wir nicht gefährden wollten." Als wollte er mit diesen Worten gleichsam die Merkzeichen einer Politik hervorkehren, deren Verwirklichung ihm auch heute, ein Vierteljahrhundert nachher, noch obliegt, jener muthigen Politik der Klugheit und Besonnenheit, die tollkühne Sprünge zu meiden weiß und zu der sich Tisza in seinen wiederholten feierlichsten Kundgebungen, sowohl vor seinen Wählern, als im Parlament, mit unerschütterlicher Consequenz bekennt. Als auf die erste, von allerhöchster Stelle verworfene eine zweite, ebenfalls von Deak verfaßte Adresse eingebracht wurde, gelangte diese ohne Debatte zur einstimmigen Annahme. Tisza fand in dieser zweiten Adresse „die geheimsten Regungen seiner Seele" ausgedrückt und schob für die vorausgesehene Scheiterung der angestrebten Aussöhnung mit der Dynastie die schwere Verantwortung auf die Machthaber mit folgenden Schlußworten: „Die Nation wird wahrlich nicht zu den Waffen greifen. Ruhe und Stille werden im Vaterlande herrschen. Mögen aber unsere Gegner nicht glauben, daß dies die Ruhe des Grabes sein wird, welche höchstens die letzten Seufzer der Sterbenden stören, es wird blos die Ruhe und Stille der Nacht sein, auf der die Morgenröthe und mit ihr frischgestärktes Leben folgt. Die Wiener Regierungsmänner können freudetrunken die Frucht des Absolutismus genießen, mögen sie aber auch Acht haben, daß sie nicht jener Frucht gleiche, nach deren Genusse der erste Mensch aus dem Paradiese verjagt wurde."

Der Reichstag wurde am 22. August durch den Königlichen Commissär, den Grafen Franz Haller, aufgelöst.

* * *

Im August 1860 führte Koloman Tisza die Gräfin Helene Degenfeld-Schomburg zum Traualtar. Es glückte ihm, in der geliebten Lebensgefährtin sein wahres Frauenideal zu finden. Im Besitze des Familien-Stammgutes und eines sehr bedeutenden Vermögens, im trauten Familienheim, umgeben und geliebt von Gattin und Kindern, geachtet von Freunden und Gutsnachbarn, hätte er eine ruhige Lebenslaufbahn in ganz respectabler Gutsherrschaftsmanier vollenden können.

Er trug indessen keinen Augenblick Bedenken, die politische Bühne zu betreten, sobald dies dem Patrioten möglich ward. Der ungarische Reichstag wurde gegen Ende des Jahres 1865 wieder einberufen, und Tisza trat mit dem Mandate der Stadt Debrezin, des Schauplatzes seiner ersten größer angelegten politischen Action, in denselben ein.

Die seitdem verflossenen zwanzig Jahre bilden die ununterbrochene staatsmännische Laufbahn Koloman Tiszas. Die früheren Abschnitte seines Lebens konnten mit mehr oder weniger Ausführlichkeit zur Darstellung gelangen, denn sie gehören bereits der Geschichte an. Diese letzteren zwanzig Jahre hingegen gehören der actuellen Gegenwart, und dies vornehmlich deshalb, weil sie unzertrennlich verknüpft sind mit dem Namen des Staatsmannes, der Ungarns wirksamster Politiker unserer Tage ist. In der Schilderung dieser zwanzig Jahre sind wir zu der Kürze verpflichtet, welche uns angesichts lebender Personen und Verhältnisse Objectivität und Discretion auferlegen.

Deak und Tisza gingen im 1865er Reichstag anfangs neben einander, späterhin jedoch schlugen sie getrennte Wege ein. Tisza wollte anfangs von den Delegationen nichts wissen und schlug zur Verhandlung der gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie die Formel vor, wonach beide Parlamente für sich zu berathen und die gegenseitige Verständigung durch von Fall zu Fall von beiden Seiten zur Schlichtung etwaiger Gegensätze bestellte Deputationen herbeizuführen hätten. Das erste Ministerium Andrassy fand Tisza an der Spitze der Opposition, deren Ziel nicht die Bekämpfung des Ausgleichs als solchen, sondern eine Lösung innerhalb dieses Ausgleichs war, durch welche die Selbständigkeit Ungarns zu kraftvollerem Ausdruck gelangen sollte. Im Jahre 1868 gingen im ungarischen Flachland unter dem Umhängemantel oppositioneller Bestrebungen agrarsocialistische Wühlereien um, die durch Tiszas energischen Auftritt alsbald im Keime erstickt wurden.

Wenn je etwas, so verdient die Haltung Tiszas vom Sommer 1870 volle Bewunderung. Auf die Initiative Koloman Tiszas verkündete der ungarische Reichstag die Neutralität Oesterreich-Ungarns zum deutsch-französischen Krieg. Diese Neutralitäts-Kundgebung Ungarns war von weltgeschichtlicher Bedeutung und hat bis auf heute und hoffentlich bis auf eine lange, unabsehbare Zukunft hinaus ihre sehr mächtig lebenden Folgen.

Die inneren Zustände Ungarns gestalteten sich nach Abgang des Grafen Julius Andrassy, der die Leitung der auswärtigen Politik der Monarchie

übernahm, überaus trostlos. Der „alte Herr", wie man Deak gemeinhin nannte, war an's Krankenbett gefesselt und die „Deak"-Partei war so recht das, was man die Tragödie Hamlet ohne Hamlet heißt. Gegen den Grafen Lonyay, als ersten Nachfolger Andrassys, verschworen sich hinter den Coulissen seine eigenen Parteigänger, die nachherigen Ministerpräsidenten Szlavy und Bitto fühlten keinen Boden mehr unter den Füßen, und sie selbst betrachteten sich blos als provisorische Bewohner des Palais am Rande der Ofener Bastei. Wo dieses „Provisorium" hinaus- oder hineinmünden würde, das wußten wenig Menschen zu sagen, und zwar schon deshalb nicht, weil Tisza im Frühjahr des Jahres 1874 eine — es war dies die erste — vielgedeutete Audienz beim Monarchen hatte, die ihn jedoch in der Beharrung auf seiner oppositionellen Stellung noch keineswegs wankend machte. Sowohl Szlavy als Bitto verfügten über ansehnliche Majoritäten im Reichstag, sie waren einerseits vom ungeschwächten Prestige Deaks umstrahlt und von einer schneidigen Opposition andererseits zur Ralliirung gedrängt, also von zwei mächtigen Factoren umgeben, unter deren Drucke die Spannkraft des alten deakistischen Regimes noch einmal einen Lebensfunken von sich hätte geben sollen. Und da geschah zur Ueberraschung aller Welt das in der Geschichte der Parlamente fast ohne Beispiel dastehende Ereigniß, daß die von der Parlaments-majorität getragene Regierung — nicht etwa einem Coalitionscabinet Platz macht, sondern Regierung und Majorität strecken die Waffen und ergeben sich auf Gnade und Ungnade der Minorität. Das neue Cabinet wurde am 3. März 1875 vom Baron Wenckheim gebildet, Tisza übernahm das Portefeuille des Inneren und trat nach dem am 17. October desselben Jahres erfolgten Rücktritt des ersteren an die Spitze der Regierung.

Tisza hätte seine Adreßrede vom Jahre 1861 ganz gut wiederholen können . . . „wahrlich, die Aufgabe, die unser harret, ist eine schwierige, schier übersteigt sie menschliche Kraft." Diese große Aufgabe war diesmal eine dreifache: das Land aus einem bodenlosen Pessimismus, in welchem es durch endlose Parteiwirren und durch die Kleinigkeit einer kurzsichtigen schwebenden Schuld von 153 Millionen Gulden, zu deren Deckung das ganze Hab und Gut des Landes verpfändet war, tief versunken war, herauszureißen, es auf eigenen Füßen stehen zu lehren, und die politisirende Nation zu einer arbeitsamen Nation umzukneten. Ein stabiles Regierungssystem sollte die Halbjahr-Cabinete ersetzen, ein consolidirtes Rentensystem sollte an Stelle aller schwebenden Schulden treten und die Nation sollte, anstatt sich für Wiederherstellung des Königreichs Polen und die Integrität der Türkei zu begeistern, sich mit Fragen der Bodenverbesserung, des rationelleren Land-baues, der Stromregulirungen, der Vicinalbahnen und der Hafenbauten beschäftigen. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit übersteigen, die hier gekennzeichneten großen Umgestaltungen in ihren einzelnen Phasen auch nur annähernd schildern zu wollen. Genug, daß 8½ procentige Schulden von ehemals heute, in der Aera der unkündbaren 4 procentigen Renten wie

Märchen aus alten Zeiten klingen. Ein Blick auf den Courszettel zeigt folgende ziffermäßige Illustration der neugeschaffenen Bilder. Ungarisches Eisenbahn-Anlehen stand 1874 — 98,75, 1885 — 148,50; ungarische Grundentlastungs-Obligationen notirten 1874 — 78,50, 1885 — 102,50; 6 proc. Schatzbons: 1874 — 90, 1885 4 procentige Rente 99. Und man vergegenwärtige sich, daß der finanzielle Himmel im abgelaufenen Jahrzehnt keineswegs wolkenlos war. Der Pariser Krach, die Bontoux-Krise und die bosnische Occupation haben mehr oder weniger — die letztere sogar sehr bedeutend — auf die Consolidirung der ungarischen Finanzen hinderlich gewirkt. Gleichwohl ist die gänzliche Beseitigung des Deficits aus dem ungarischen Staatshaushalte heute nur noch die Frage einer kurzen Zeit und mit der Aera der 60 Millionen-Deficite ist es wohl für immer vorbei.

Tisza gab während seiner zehnjährigen Regierung zweimal seine Demission. Einmal unter den vorigen Ausgleichsverhandlungen — bei deren bevorstehender Erneuerung, beiläufig sei es gesagt, von der während der früheren Ausgleichscampagne herrschenden alarmirenden Bewegung sowohl in Cis- als Transleithanien, kaum ein leises Nachzittern hörbar ist — und zwar wegen der Bankfrage, bei der durch die factisch erfolgte Zweitheilung der Bank am Ende doch der ungarische Standpunkt siegte, und das zweite Mal, da der sogenannte große bosnische Credit dem Reichstag zur Bewilligung vorgelegen hatte. Die Abdankung wurde vom Kaiser-König beide Male nicht angenommen. So viel stand fest, daß der „große bosnische Credit“ auf den zwei Augen Tiszas beruhte, und daß ihn kein zweiter Mann in Ungarn beim Parlament durchgesetzt hätte. Es ist heute gestattet zu sagen, daß Tisza in jenen Tagen die durch den Berliner Vertrag engagirte völkerrechtliche Ehre Oesterreich-Ungarns rettete. An jener Stelle, wo man dies am lebhaftesten empfinden mußte, hat man dem ungarischen Premier diesen Dienst auch nicht vergessen, und — es sei dies die erste und gleichzeitig die einzige Indiscretion, die wir uns im Verlaufe dieser Abhandlung erlauben — zwischen dem Träger der Krone Sanct Stefans und dem derzeitigen ungarischen Ministerpräsidenten herrschen herzliche Vertrauensbeziehungen, wie sich deren nur noch ein Mann unserer Zeit erfreut — der Mann, den man einem deutschen Leser nicht erst zu nennen braucht.

Auch die vor kurzem durchgeführte Oberhausreform hatte in gewissen Kreisen und allenfalls nur für sehr kurze Zeit als eine Art Ministerfalle herzuhalten. Ernst ist dies jedoch von keinem Menschen genommen worden. Diese Reform wurde merkwürdigerweise in ihrem Wesen vielfach verkannt. Man hat namentlich gegen sie die Einwendung gemacht, daß sie keine liberale ist, weil die censusfähige Erbaristokratie dem neuen Oberhause den Charakter einer oligarchischen Institution geben wird. Die Hohlheit dieser Einwendung konnte auch minder scharfsichtigen Politikern als Tisza nicht entgehen. Die Wahrheit ist nämlich die, daß die geschaffene Reform wohl

die Bedeutung der Oberhaus-Institution als solcher, keineswegs aber die politische Macht einer Gesellschaftsklasse erhöht — die Wahrheit ist, daß von der vielhundertköpfigen Magnatenschaft regelmäßig ohnehin nur eine beschränkte Anzahl den Oberhaussitzungen beiwohnt, nun denn, diese Anzahl, die heute bereits eine festgesetzte geworden ist, findet in den ernannten Mitgliedern hinreichend ihr Gegengewicht, so daß Ueberraschungen gleich denen während der Abstimmung über das bekannte Mischehe-Gesetz ganz ausgeschlossen sind. Die demokratische Tragweite der Oberhausreform besteht aber vornehmlich auch darin, daß der überwiegendste Theil der ungarischen Magnatenschaft durch ihre erfolgte Ausschließung vom Oberhause sich mit der Mittelklasse zu verschmelzen suchen wird.

* * *

Das aus Anlaß der zehnten Jahreswende der Ministerpräsidentschaft Tiszas begangene Jubiläumsfest hat seiner politischen Wirksamkeit den Stempel der nationalen Anerkennung aufgedrückt. Wenn Tisza in seiner Antwortrede an die Begrüßungsdeputation der reichstäglichen Regierungspartei sagte, er halte die liberale Fahne hoch, „jene liberale Fahne, deren Schlagwort nicht das Vorwärtsschreiten im Sturme, sondern der stetige, stufenweise Fortschritt ist,“ so erinnert das wiederum an die oben erwähnten Worte seiner Rede im 1861er Reichstage und zeigt, daß er sein politisches Ziel schon vor einem Vierteljahrhundert fest in's Auge gefaßt hatte und mit systematischer Folgerichtigkeit zu erreichen bestrebt war, obwohl man ihm zu seinem Tadel — oder sollen wir sagen: zu seinem Lobe? — nachsagt, daß er ein Feind vorgefaßter doctrinärer Systeme ist.

Suchen wir zum Schlusse noch in dem Politiker einige persönliche Züge Tiszas zur Darstellung zu bringen. Sein Charakter ist: streng redlich, aber verschlossen. Seine Manier: dem äußern nach kalt, aber duldsam. Bei einigem persönlichen Umgang mit ihm schmilzt jedoch das Eis alsbald. Im Kreise seiner Freunde ist er gesprächig und wahrhaft liebenswürdig. Es ist schwer, seine Zuneigung zu gewinnen, aber viel schwerer, sie, einmal gewonnen, zu verlieren. Er sieht seine Freunde gerne auf seinem Landsitz in Geßt, einem schön eingerichteten Gute von 40 000 Joch, bei sich zu Tisch, wo er mit ihnen, seine Pfeife rauchend, auch bis Mitternacht im heitern Geplauder sitzt. Ein guter Familienvater und der zartfühlendste Mensch im Kreise der Seinen. Als Mensch ist er stolz und glaubt nicht, daß der Fall eintreten könnte, daß er, gleich seinem jüngeren Bruder Ludwig, dem Grafen von Szegedin, einen Magnatentitel je annehmen würde. Im Parlament ist er ein großer Wortkämpfer, in größeren Gesellschaftskreisen hingegen schweigsam. Auf seinem Gute lebt er gerne seiner Wirthschaft; seine Küche und Lebensweise sind einfach, seine Weine gut. Er macht gerne Spazierritte und schiebt nach Tische oft Kegel.

Seine Arbeitskraft ist in Ungarn sprichwörtlich, auch ist er ein eifriger Leser sowohl der in- als der ausländischen Presse. Er ist ein Bewunderer des parlamentarischen Lebens der Briten, deren Sprache ihm wie die eigene Muttersprache geläufig ist, und galt lange Zeit in Ungarn als incarnirter Parteimann. Heute jedoch ist er die ausdrucksvollste Verkörperung der politischen Machtfülle der gesammten ungarischen Nation. Er ist der nationalste Staatsmann des modernen Ungarns. Unter den lebenden Staatsmännern hat sich keiner in das Studium der ungarischen Volksseele so vertieft, wie Koloman Tisza; aus dieser Tiefe entquillt die hohe Werthschätzung, mit der ihn das ungarische Volk umgiebt.

Nachtrag zu dem Aufsatze:

Künstlerruhm und Vergänglichkeit.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Ueber den Tod der Julia Grisi habe ich, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Geheimen Polizeiraths Caspar, des Herrn Hauptmanns Büttner, Vorstandes der Filial-Strafanstalt in der Barnimstraße, und des Herrn Max Schmidt, Besitzers des Hotel du Nord, aus amtlichen und privaten Quellen, und durch die Mittheilungen der Tochter, der Gräfin Rita di Candia, das Nachstehende erfahren.

In den ersten Tagen des November 1869 traf Julia Grisi mit ihrem Gemahl, Marquis Giuseppe di Candia (Mario), mit ihren drei Töchtern: Rita, Cecilia und Clelia-Corinna, zwei Kammerjungfern und einer Gesellschafterin, Fräulein Friederike Guttmann, aus Florenz in Berlin ein.

Schon während der letzten Monate ihres Aufenthaltes in Italien — die Familie bewohnte die Villa Salviati bei Florenz — war die früher immer so heitere und lebensfrische Frau merkwürdig ernst und verstimmt gewesen; unerklärliche Todesahnungen verdüsterten ihr Gemüth. Als sie von ihrer Villa Abschied nahm, sagte sie zu ihrer Umgebung: „Cet endroit — je ne le reverrai plus.“ Der Zug, der die Familie vom Süden nach Berlin brachte, entgleiste zwischen Nürnberg und Bamberg und blieb im Schnee stecken. Dieser Unfall jagte der Künstlerin einen tödtlichen Schrecken ein, und es kam noch dazu, daß sie sich durch diesen unerwünschten Aufenthalt eine überaus heftige Erkältung zuzog. Sie war bereits ernstlich krank, als sie in Berlin eintraf und mit den Ihrigen im „Hotel du Nord“ abstieg; indessen konnte Niemand vermuthen, daß diese Krankheit einen so

schnellen und grausamen Verlauf nehmen werde. Mario, der sein Engagement an der Italienischen Oper in St. Petersburg antreten mußte, glaubte daher ruhig abreisen zu dürfen. Julia Grisi blieb mit ihren drei Töchtern, ihrer Begleiterin und den zwei Kammerjungfern im „Hotel du Nord" zurück.

Die jungen Damen im Alter von sechszehn bis zwanzig Jahren waren leidenschaftliche Schlittschuhläuferinnen, und die schöne und auch auf die Schönheit ihrer Töchter stolze Mutter, die sich nun wieder wohler fühlte, mag sie wohl ab und zu auf das Eis begleitet haben; jedenfalls zog sie sich hier eine abermalige heftige Erkältung zu und erkrankte in bedenklicher Weise Mitte November. Wenige Tage vorher war ihre Gesellschafterin, Fräulein Guttmann, nach Frankfurt am Main abgereist. Die Grisi ließ den Sanitätsrath Dr. Pabst kommen, der in den früheren Adreßbüchern mit einem langen Titel bezeichnet ist. Er heißt da: „Sanitätsrath Dr. med. Louis Pabst, praktischer Arzt, Wundarzt, Geburtshelfer und Augenarzt, Operateur, Director des Maison de santé, Homöopathische Heilanstalt, Marienstraße 24."

Frau Grisi kannte in Berlin, wie es scheint, nur einen Menschen: den damaligen Militärattaché an der Englischen Botschaft, Oberst Walker, der die Damen oft besuchte. Andere Besuche haben sie nicht empfangen. Es ist also auch anzunehmen, daß sie den Arzt auf Empfehlung des Herrn Oberst Walker zu sich beschieden hat. Dr. Pabst erfreute sich nicht gerade des Rufes eines wissenschaftlich bedeutenden und ernsten Arztes, und auch der Besitzer des Hotel du Nord hatte zu demselben nur mäßiges Vertrauen. Vergeblich sprach er der Künstlerin zu, noch einen anderen Arzt zu Rathe zu ziehen. Die Krankheit nahm bald einen sehr ernsthaften Charakter an. Frau Grisi (Marquise di Candia) trank nun, von heftigem Durste gequält, Champagner in ganz ungewöhnlichen Quantitäten, so daß die Frau des Hotelbesitzers es für ihre Pflicht hielt, mit dem Arzte darüber zu sprechen. Dieser erklärte indessen, daß der Zustand der Grisi hoffnungslos sei, und daß man ihr nur geben möge, was sie verlange. Vorher hatte Dr. Pabst die Kranke zu veranlassen gesucht, sich seiner ärztlichen Behandlung in seiner Heilanstalt anzuvertrauen, aber die Patientin hatte davon nichts hören wollen. Sie starb am 25. November 1869 — „am Hirnschlage" nach den allerdings nicht sehr zuverlässigen amtlichen Angaben.

Es wurde sofort an ihren Gatten nach St. Petersburg telegraphirt und an die frühere Gesellschafterin Fräulein Guttmann in Frankfurt am Main. Beide trafen, so schnell es möglich war, in Berlin ein.

Zu jener Zeit war in der Dorotheenstraße, in der Nähe der Kirche unter der Bezeichnung „Gewölbe der Dorotheenstädtischen Kirche" eine Privat-Leichenhalle, die gegen Entgelt Leichen, welche aus irgendwelchem Grunde nicht im Todeshause bleiben und nicht nach den Begräbnißplätzen überführt werden konnten, aufnahm. In diese im Jahre 1880 abgebrochene Halle wurde der Sarg mit der Leiche der Grisi gebracht. Der obere Theil

des Sarges war mit einer dicken Glasscheibe versehen, so daß der Kopf der Todten auch nach der Einsargung noch sichtbar war. Die Augenzeugen versichern, daß die Grisi auch in ihrem Tode noch den Ausdruck jener wunderbaren klassischen Schönheit bewahrt habe, durch den sie im Leben ihre Zeitgenossen entzückt hatte.

In die Todtenliste und in den Todtenschein schlichen sich verschiedene unrichtige Angaben ein; die Verstorbene wurde da als Felicia de Candia, geb. von Grisy (sic) und als „53 Jahr 6 Monat 1 Tag" alt bezeichnet*). Demnach wäre die Grisi geboren am 25. Mai 1816. Zunächst ist der Geburtstag nicht richtig, er wird wenigstens in allen Nachschlagebüchern als der 28. Juli angegeben. Ebenso ist die Angabe des Geburtsjahres falsch. Die Mittheilungen über dasselbe sind allerdings in den verschiedenen Nachschlagebüchern durchaus schwankende. Nach Vapereau wäre die Grisi 1808 geboren, nach Firmin-Didot 1810, nach den deutschen Conversations-Lexiken 1811 und nach dem Todtenschein gar 1816! Diese letzte Angabe ist ohne allen Zweifel unrichtig; denn bereits im Jahre 1826 ist die Grisi aufgetreten, allerdings als blutjunges Mädchen. 1828 ist bereits eine Oper für sie componirt worden. Wäre die Jahresangabe im Todtenscheine richtig, so wäre die Grisi im Kindesalter von zehn Jahren als dramatische Sängerin zum ersten Male auf der Bühne erschienen.

Die Leiche wurde am 30. November nach Paris gebracht. Der Wittwer Mario (di Candia) begleitete sie.

Die Bestattung derselben scheint Schwierigkeiten gemacht zu haben. Jedenfalls ging dem Besitzer des Hotel du Nord nach mehr als sieben Jahren von Paris aus die Bitte zu, vom Consistorium der Provinz Brandenburg einen verbesserten Todtenschein zu beschaffen. Die frühere Gesellschafterin Fräulein Guttmann, die inzwischen in Glasgow sich niedergelassen hatte, wurde zu einem Zeugnisse aufgefordert und erklärte am 7. Februar 1877 vor dem Friedensrichter Campell zu Glasgow, daß sie Frankfurt am Main nach einer telegraphischen Mittheilung über den Tod der Grisi am 25. November 1869 verlassen habe und am 26. November in Berlin eingetroffen sei. Sie habe sich direct in das Hotel du Nord begeben und sei mit den

*) Die Abschrift des Todtenscheines, die ich mir verschafft habe, lautet: Todten-Schein. Nach Angabe des Todten-Registers der Dorotheenstadt-Kirche ist die verehelichte Rentiere Felicia de Candia geborene von Grisy am Fünfundzwanzigsten 25ten) November Ein Tausend Acht Hundert Neun und sechszig (1869) an Hirnschlag, 53 Jahre 6 Monate 1 Tag alt, verstorben und hinterläßt: den Wittwer, drei Töchter und einen Sohn. Dieses wird glaubhaft und ordnungsmäßig hierdurch bescheinigt. Berlin, den 14. December 1885. gez. Stechow. Evangelischer Prediger an der Dorotheenstadt-Kirche. Locus sigilli ecclesiae Dorotheanae. Diese Leiche wurde (vom 25ten bis 30ten November 1869 in dem Gewölbe der Dorotheenstadt-Kirche aufbewahrt und an letztgenanntem Tage nach Frankreich überführt. Puls, Küster. Vol. 12, Fol. 230, No. 299.

drei Töchtern Marios und der Grisi „nach irgend einer Kirche“ gegangen, wo der mit einem Glasdeckel versehene Sarg in Augenschein genommen wurde. Sie habe das Gesicht der Grisi erkannt. Wenn in der Todtenliste die Verstorbene als „Felicia de Candia“ eingeschrieben sei, so sei dies ein Irrthum. Sie habe allerdings die Verstorbene immer „Madame di Candia“ genannt, der eigentliche Vor- und Zuname sei aber „Julia Grisi“; sie sei die geschiedene Frau des verstorbenen Gérard de Melcy.

Auf dieses Zeugniß hin schrieb dann der damalige Besitzer des Hotel du Nord, Herr Woyte, an das Consistorium der Provinz Brandenburg und bat um Ausstellung eines Todtenscheines auf den Namen Julia Grisi, geschiedene de Melcy.

Demnach scheint Fräulein Guttmann in dem Glauben gelebt zu haben, daß Julia Grisi mit dem Marquis di Candia (Mario) nicht verheirathet gewesen sei und dessen Namen zu Unrecht getragen habe. Sie hat sich in dieser Voraussetzung geirrt. Der berichtigte Todtenschein ist auch noch nicht richtig. Wenn nicht alle anderen Angaben irrig sind, so ist Julia Grisi in der That mit dem Marquis di Candia (Mario) verheirathet gewesen, und der richtige Name der Verstorbenen wäre also der gewesen: Julia Marquise di Candia, geschiedene de Melcy, geborene Grisi.

Unmittelbar nach dem Tode kam auch der älteste Sohn des Grisi, der Halbbruder der drei Töchter, Frederick, der von seinem Vater, dem Marquis of Londonderry, dem früheren Lord Castlereagh, adoptirt worden ist und den Namen Ormsbay erhalten hat, zur Bestattung seiner Mutter nach Berlin. Herr Frederick Ormsbay war früher Rittmeister bei den englischen Garde-Dragonern, hat aber seinen Abschied genommen. Er hat sich mit der Tochter des Generals Corbet vermählt und sein ältester Sohn, also der Enkel der Grisi, ist Offizier in Indien.

Die älteste Tochter der großen Künstlerin, Rita, ist unvermählt geblieben. Die beiden jüngeren haben sich in England verheirathet.

Entgleist.

Eine Skizze.

Von

Ludwig von Hirschfeld.

— Berlin. —

Schon lange hatte mich mein Vetter, der großherzoglich mecklenburgische Forstmeister von Strichow, aufgefordert, ihn zu besuchen. Gern hätte ich dieser Einladung schon früher entsprochen, aber immer war etwas dazwischen gekommen. Strichow war ein liebenswürdiger, jovialer Mensch und seine Frau die freundlichste Wirthin von der Welt. Ich war Pathe eines Sohnes, den ich noch nie gesehen, und die Forstinspection, welcher mein Vetter vorstand, hatte — das war in ganz Mecklenburg bekannt — den vorzüglichsten Rehstand. Alles Gründe, welche für die Ausführung eines Besuchs sprachen.

Endlich im Sommer 1882 traf ich in Domnitz bei meinen Verwandten ein, und zwar — ich muß gestehen, daß der Zufall hierbei nicht mitgespielt hatte — gerade am 25. Juli: an diesem Tage wird in Mecklenburg die Jagd auf Rehwild eröffnet.

Das Forsthaus liegt am Rande der Domnitzer Haide, einer großen, fast zwei Quadratmeilen umfassenden Kiefernwaldung, und in der Nähe des Städtchens Grambow. Die Gegend ist nicht eben reizvoll. „Allerwegent Sand un Dannenbusch," wie Reuter von der Dömitzer Landschaft in seiner „Festungstid" erzählt. Eine breite, mehrspurige Landstraße durchschneidet den Wald von einem Ende zum andern. Sie ist mit mageren Birken eingefaßt. Von ihr ausgehend, ziehen sich lange, geradlinige Schneisen durch den Forst. Alte Bestände wechseln mit jungen Schonungen, hin und wieder führt der Weg über eine frischgeschlagene Lichtung oder vorüber an kleinen, moorigen Waldwiesen. Sonst meilenweit keine Abwechselung. Das Auge

ermüdet an dem sich durch alle Schattirungen wiederholenden Grün. Der Wagen mahlt in dem tiefen, ausgefahrenen Geleise, welches von dem nachstürzenden Sand wieder ausgefüllt wird.

Früher herrschte auf dieser Landstraße ein reger Verkehr. Sie war die nächste Verbindungslinie zwischen Berlin und Rostock. Der Posthalter in Grambow weiß noch von der guten alten Zeit zu erzählen. Die meisten Privatfuhrwerke nahmen dort Vorspann, um den langweiligen Weg durch die endlose Haide schneller zurückzulegen. Jetzt folgt der Verkehr der neuen Chaussee, und die Landstraße liegt verödet.

Am Tage nach meiner Ankunft gegen Abend stand ich am Rande einer jener Waldwiesen. Ein starker Rehbock war regelmäßig dort ausgetreten. Der Forstgehülfe, der mich angestellt, mich vorher auf den Wechsel aufmerksam gemacht und von der Tanne, hinter welcher ich stand, mit dem Waidmesser die unteren Zweige abgeschnitten hatte, um gute Schußlücken herzustellen, pfiff seinem Hunde und ging seitwärts in den Forst. Den Rückweg nach dem Forsthause konnte ich nicht verfehlen; die alte Landstraße hinter mir führte direct darauf zu.

Es war ein schwüler Tag gewesen, und auch die Abendstunden brachten keine Kühlung. Die Luft war still. Nur hin und wieder fuhr ein leichter Windhauch über die Wipfel hinweg. Dann rauschte es in den Tannen, und die Zweige der Birken an der Landstraße wehten wie langes Frauenhaar, das ein Luftzug bewegt, langsam hin und her. Die Wiese war von einem tiefen Wassergraben durchschnitten, der von niedrigem Ellerngebüsch eingeschlossen wurde. Die Lücken dieser wilden, unregelmäßigen Pflanzung gestatteten hier und da einen Durchblick. Am Ende der Wiese befand sich ein Torfstich. Kleine, schwarze Pyramiden waren dort aufgeschichtet. Auch eine Hütte aus Rohr war sichtbar, welche die Arbeiter zum Schutz gegen den Regen erbaut hatten. Dies waren die einzigen sichtbaren Spuren menschlicher Thätigkeit. Die Sonne sank und bläuliche Schatten krochen an den unregelmäßig aufgeschossenen Stämmen der Kiefern empor. Die feineren Aeste der Kronen glühten im leuchtenden Roth. Die leichten Windstöße hörten auf. Es war ganz still, so still, daß man das emsige Summen der Mücken vernahm, dieser schlimmsten Peiniger des zur Regungslosigkeit verurtheilten Waidmanns.

Ich konnte die ganze Wiese übersehen, aber kein Wild ließ sich blicken. Sollte ich in schlechtem Winde stehen? Ich wartete weiter. Neben mir im Laube raschelte eine Maus. Ein Buchfink kam geflogen und setzte sich drei Fuß von meiner Nase auf einen Zweig. Er schaute mich neugierig an, wendete das Köpfchen bald rechts, bald links, wippte mit dem Schwanz. Plötzlich, als erkenne er jetzt erst die Größe der Gefahr, stob er mit ängstlichem Flügelschlag davon. Es fing bereits an zu dämmern; aus dem moorigen Wiesengrund stiegen weiße Dämpfe auf und lagerten sich in schmalen Streifen über dem Torfstich. Nur die höchsten Wipfel der

Tannen an dem jenseitigen, leicht aufsteigenden Rande waren noch von der Sonne beschienen. Jetzt nahmen auch sie ein fahles Graugrün an. Hoch in der Luft über ihnen kreiste eine Gabelweihe, hin und wieder den grellen Schrei ausstoßend, mit dem sie den entfernten Gefährten lockt. Meine Augen folgten den gleichmäßigen Kreisen des Vogels. Es war wohlthuend, in der regungslosen Umgebung eine Bewegung wahrzunehmen. Der Vogel zog weiter, immer weiter; endlich entschwand er dem Auge. Als mein Blick wieder auf die Waldlandschaft herabglitt, entdeckte ich in der Entfernung jenseits des Grabens zwei Stück Rehwild. Also waren sie heute weiter unten ausgetreten! Schändlich! Und keine Möglichkeit, sich unbemerkt heranzupürschen. Es war ein Paar. Ich sah deutlich, wie der verliebte Bock die Ricke jagte. Dann blieben sie wieder stehen undästen ruhig fort, zuweilen rasch den Kopf erhebend und mit vorgestrecktem Gehör umherspähend.

Ich war sehr ärgerlich; es war nicht wahrscheinlich, daß die Rehe noch vor dem völligen Dunkelwerden sich mir bis auf Schußweite nähern würden. Zudem lag der breite Wassergraben dazwischen. Ich beschloß daher, den Versuch zu wagen und mich auf gut Glück, im Grase kriechend, heranzuschleichen. Viel Aussicht auf Erfolg versprach das Unternehmen nicht. Eben war ich im Begriff, mich platt auf den Bauch zu werfen, als die Thiere plötzlich eine auffallende Unruhe zeigten: sie äugten scharf nach der Landstraße hinüber, dorthin, wo dieselbe in der Nähe des Torfstichs an die Wiese heranbog. Dann machten sie einige Sprünge in dem hohen Gras, wobei die Spiegel sich hell in der Dunkelheit abzeichneten, blieben wieder stehen; — plötzlich machten sie scharf Kehrt und kamen in voller Flucht quer über die Wiese gerade auf mich zu. Ich drückte mich an den Stamm der Tanne; die Ricke setzte leicht über den Wassergraben, noch einige Sprünge und sie stürzte kaum dreißig Schritt von mir in das buschige Unterholz des Waldrandes. Der Bock folgte etwas langsamer. Als mein Schuß fiel, zeichnete er, setzte aber mit unregelmäßigem Sprung der Gefährtin nach und verschwand im Dickicht. Ich ging auf den Anschuß, Schweiß war nicht da; aber vielleicht war es schon zu dunkel. Ich wandte vorsichtig die langen Gräser um.

Der Fährte folgend kam ich an den Waldrand. Das Unterholz war dicht. Ohne Hund nachzusuchen schien mir vergebliche Arbeit. Auch war ich nicht ganz sicher, wo ich den Bock getroffen. Rathsamer schien es mir, dem ortskundigen Jäger die Nachsuche zu überlassen. Ich „verbrach" die Fährte, d. h. ich knickte einige Zweige an der Stelle, wo sie sich im Walde verlor, und kehrte, mit dem Ergebniß des Abends nicht sonderlich zufrieden, auf meinen Stand zurück, von wo aus ich mit wenigen Schritten die Landstraße erreichte. — Kaum hatte ich dieselbe betreten, als eine merkwürdige Erscheinung meinen Schritt hemmte. Ich bin, wie jeder Waidmann, abergläubisch, aber doch von Gespensterfurcht frei. Der vertraute Umgang mit

der Natur, die körperliche Anstrengung, die nächtlichen Wanderungen im dunklen Walde lassen solche Nervenreizungen nicht aufkommen. Dennoch konnte ich mich eines unbehaglichen, fast unheimlichen Gefühls nicht erwehren beim Anblick der seltsamen Gestalt, die wenige Schritte von mir mitten auf der gelben Sandfläche des Weges stand. War es wirklich ein Mensch? Wie kam ein Mann mit hohem Cylinderhut, schwarzem Frack und weißer Halsbinde zu dämmriger Stunde in diese Waldeinöde? Er stand da in nachlässiger Haltung, die eine Hand in der Hosentasche; unter dem andern Arm hielt er etwas, was ich nicht erkennen konnte. Da er unbeweglich stehen blieb und mich zu erwarten schien, ging ich auf ihn zu.

„Haben Sie ihn gefunden?" klang eine heisere, belegte Stimme mir entgegen.

Ich athmete, ich gestehe es offen, etwas erleichtert auf.

„Gefunden — was?" war meine nicht eben schlagfertige Antwort.

„Nun den Bock! — Er zeichnete ja. — Ich habe die Kugel anschlagen hören. — Sie schießen doch nicht etwa mit Schrot?!" — Er warf einen Blick auf meine Büchsflinte. — „Ein guter Schuß! — Er kam Ihnen ziemlich flüchtig!"

Ich blickte erstaunt auf den Ankömmling. Diese waidmännische Sprache und der seltsame Anzug. — Aus dem letzteren hätte ich auf einen Geistlichen geschlossen. In England und Amerika würde ich geglaubt haben, einen Methodistenprediger vor mir zu sehen. Aber unsere mecklenburgischen Landpfarrer gehen nicht im Frack und im Cylinder auf der Landstraße spazieren. Auch der dicke, über die Lippen herabhängende Schnurrbart deutete nicht auf geistliche Functionen. — Was war das nur für ein Gesell?

„Sie sollten doch nachsuchen," fuhr er fort, meine musternden Blicke nicht beachtend. „Ich wette, er liegt nicht hundert Schritt weit vom Anschuß. — Wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen die Stelle absuchen."

„Sie scheinen sich darauf zu verstehen," sagte ich zögernd.

„Nun ja, so etwas! — Alte Reminiscenzen. — Tempi passati." Er lachte kurz und wie höhnisch auf. — „Aber wenn Sie ihn noch finden wollen, ist es Zeit; sonst wird es dunkel."

Ohne meine Antwort abzuwarten, ging er an mir vorüber, zog sich mit einem Ruck den hohen, schäbigen Cylinder bis auf die Ohren und schob sich, den Kopf voran, in das Tannendickicht, den in ein grünes Tuch eingewickelten Gegenstand vorsichtig auf einen Baumstumpf am Rand des Grabens niederlegend.

Die dichten Tannenzweige rauschten hinter ihm zusammen; nicht ohne Mühe folgte ich. Etwas weiter hin hörte die Tannenschonung auf; wir traten wieder in einen hochstämmigen Bestand. Mein Begleiter spähte forschend nach allen Richtungen. Er betrieb das mühsame Geschäft mit einer

gewissen Leidenschaft, warf sich auf den Boden, um den Abdruck der Fährte zu untersuchen, kroch durch dichtes Brombeergestrüpp.

„Hier ist Schweiß!“ rief er triumphirend und zeigte mir ein Brombeerblatt, an dem sich rothe Flecken vorfanden. „Ich sagte es ja, — es war ein Blattschuß. Sie können die Leber noch heute Abend auf dem Tische haben. — Nichts Köstlicheres, als eine frische Rehleber! — was? — Hier — schon wieder Schweiß. Aber nicht ausgiebig genug. — Sie führen zu kleines Kaliber.“

Mein Erstaunen wuchs. Der seltsame Mensch verrieth so viel praktische Uebung — und doch dieser Anzug, sein ungenirtes, einem Fremden gegenüber zu vertrauliches Benehmen! — Welcher Gesellschaftsklasse mochte er nur angehören?

Wir suchten bald gemeinsam, bald vereinzelt. Ich begann an dem Erfolg der mühsamen Arbeit zu zweifeln.

„Hoho, hoho!“ scholl es von links herüber. — „Da liegt er! und mausetodt! — Natürlich, er konnte ja nicht weit laufen mit dem Blei im Leibe. — Ein capitaler Bock! — Sehen Sie nur, wie er aufgesetzt hat. — Die schönen Perlen! — — Aber zu wenig Schweiß, wie gesagt! — Nehmen Sie Kaliber 12 und Sie haben weniger Mühe!“

Wir standen neben dem verendeten Thier. Mein Begleiter hatte den Hut abgenommen und wischte den Schweiß von der Stirn. Von seitwärts fiel ein dämmeriger Schein auf sein Gesicht. Es war kein interessanter Kopf; die runden Augen traten etwas hervor, die kurze dicke Nase und die wulstigen Lippen, über welche der ungewöhnlich starke Schnurrbart herabhing, gaben dem Gesicht einen ziemlich gemeinen Ausdruck. Dieser Bart hatte etwas übertrieben Martialisches. Auch die energischen, gewandten Bewegungen der hageren Gestalt konnten einen ehemaligen Militär verrathen. Damit stimmte aber wieder nicht der müde, gläserne Ausdruck der Augen und die nachlässige Haltung. Auch der glänzend kahle Oberkopf, über welchen einzelne dürftige Haarsträhnen von dem hart am Ohr sitzenden Scheitel herübergekämmt waren, gab dem Träger einen nüchternen, philiströsen Anstrich; und vor allem der Anzug. — Ich konnte über den Mann nicht in's Klare kommen.

„Eine harte Arbeit; aber doch wenigstens nicht nutzlos,“ meinte er, zog dabei aus der Brusttasche ein kleines, flaches Glasfläschchen mit Korkstöpsel und hielt es mir hin. „Man hat schon seinen Labetrunk verdient,“ fügte er wie entschuldigend hinzu. — „Vielleicht ein Schlückchen gefällig?“

Ich mochte nicht ablehnen. Es war der gemeinste Kartoffelfusel. Mühsam würgte ich die widerliche Flüssigkeit hinunter.

„Es ist gerade kein fine Champagne,“ lachte er, meinen unbefriedigten Gesichtsausdruck bemerkend. „Aber er thut doch seine Wirkung, hält den Magen warm und den Kopf frei. — Ich trinke übrigens fast niemals starke Getränke.“ Dabei that er einen gehörigen Zug, schnalzte mit der Zunge

und schob das Fläschchen mit einer seltsam geläufigen Handbewegung wieder in die Tasche. „Aber bei weiten Wegen und in kühler Abendstunde gestatte ich mir hier und da eine leichte Auffrischung. — Nun, was meinen Sie? Wir können ihn doch nicht da liegen lassen, sonst schneiden ihn die Füchse an. — Wollen Sie ihn nicht gleich auswaiden? Es ist nur wegen der Leber; morgen ist sie nicht halb so gut."

„Ich will das lieber dem Jäger überlassen. Ich besitze für dies Geschäft leider nicht die nöthige Geschicklichkeit. Wenn ich den Bock bis zur Landstraße schleppe und die Stelle durch frische Brüche bezeichne, werden ihn die Leute des Forstmeisters schon finden."

„Nun, wie Sie wollen, also denn vorwärts!" Damit ergriff er einen Hinterlauf und schickte sich an, das Thier fortzuziehen.

„Das kann ich nicht zugeben; Sie haben sich ohnehin schon so viel Mühe meinetwegen gemacht. Ich kann den Bock sehr gut allein schleppen."

„Warum denn? Es ist keine Mühe, macht mir Spaß." Er zerrte das Thier hinter sich her.

„Nein, nein!" wiederholte ich. „Wenn Sie mir wirklich weiter gefällig sein wollen, so nehmen Sie mein Gewehr und helfen Sie mir den Bock auf die Schultern laden. In dem Dickicht können wir ihn nicht schleifen. — An meinem Jagdanzug ist nichts verdorben, während der Ihrige — —"

„Mein Anzug! — Haha! — Er nimmt sich drollig genug aus, nicht wahr? — Paßt in die Gegend und zur Situation, wie? — Sie haben sich's auch nicht träumen lassen, daß Sie heute Abend noch mit einem Gentleman in full dress eine Nachsuche auf angeschossenes Wild halten würden. Es ist auch sehr komisch." Er lachte unbändig, aber es klang gezwungen.

Ich gab ihm mein Gewehr und schickte mich an, die Läufe des Bocks zu schränken, um ihn besser tragen zu können.

Mein Begleiter beschaute prüfend die Waffe, ließ die Hähne spielen wog das Gewehr in der einen Hand, schlug dann mehrmals an und visirte gegen einen zwischen den Tannenwipfeln durchblickenden Fleck des hellen Abendhimmels.

„Die Läufe sind gut; — englisch, nicht wahr? — Man kann die Firma nicht mehr lesen. Aber das Gewicht wäre mir zu leicht — und nicht richtig vertheilt: eine Pürschbüchse sollte mehr Vordergewicht haben, Sie liegt dann ruhiger in der Hand. — Und dann das Kaliber!" — Er steckte den Finger in die Mündung. „Viel zu wenig Blei! Auf Hochwild können Sie gar nicht damit schießen. — Die Schußwunde schließt sich, und kein Tropfen kommt heraus."

„Sie haben wohl viel gejagt?" fragte ich, während er mir den Bock auf die Schulter hob.

„Ja — früher — manchmal," gab er kurz zurück und schritt voran.

Bald darauf hing die Jagdbeute an dem niedrigen Ast einer hart am

Wege stehenden Tanne, und ein großer Birkenzweig, im Wagengeleise davor aufgepflanzt, ließ die Stelle schon von weitem erkennen.

Mein neuer Jagdgefährte hatte inzwischen sein grünes Päckchen wiedergesucht und kehrte, leise vor sich hinpfeifend, zu mir zurück.

„Ich bin Ihnen mehrfachen Dank schuldig," sagte ich, ihm die Hand bietend. „Ohne Sie würde ich heute Abend wohl gar nicht zu Schuß gekommen sein. — Ich nehme wenigstens an, daß Ihr plötzliches Erscheinen mir das Wild zutrieb. — Wo waren Sie denn eigentlich — doch wohl auf der Landstraße?"

„Wo ich war? — Ja so — wo ich her kam, meinen Sie." Er brach ab und blickte wie in Gedanken verloren vor sich hin, während er mit der flachen Hand mechanisch den Schnurrbart über die Lippen herabstrich. Mir fiel die weiße, gutgeformte Hand auf. Jetzt, wo wir aus dem Schatten der Bäume getreten waren und der im Hochsommer nie schwindende Lichtschein der untergegangenen Sonne die Gegend matt erhellte, konnte ich die äußere Erscheinung meines Begleiters besser mustern. Seine anspruchsvolle Kleidung war nicht schäbig, aber vernachlässigt; der Frack hatte bessere Tage gesehen, war aber hier und da fleckig und zeigte am Nacken einen glänzenden, fettigen Rand. Die Weste ging, der herrschenden Mode entgegen, ziemlich hoch zum Halse hinauf und ließ — nur wenig von der Wäsche sehen. Die schmale, weiße Halsbinde war durch das Kriechen im Gebüsch aufgegangen und ihre Enden hingen melancholisch herab. Ueber dem feuchten, zusammengesunkenen Hemdkragen sah man die Sehnen des langen, magern Halses und den ungewöhnlich stark hervorquellenden Kehlkopf. Am verdächtigsten erschien der Hut. Er war abgegriffen, verbogen und von jenem trügerischen Glanz, der sich durch die Anwendung von Bier und einer festen Stiefelbürste erzielen läßt. Er verdarb alles; ohne ihn konnte der Träger des schwarzen Gesellschaftsanzuges allenfalls für einen Schullehrer oder Stadtmusikanten gelten. Der Hut stempelte ihn gewissermaßen zum Vagabonden.

Er stand noch immer in Nachdenken versunken vor mir. Ich zündete eine Cigarre an und hielt ihm das Etui hin. Er fuhr zusammen.

„Ich danke, — doch ja, wenn Sie erlauben, ich stecke sie ein und rauche sie zu Hause."

Er versenkte die Cigarre in die Brusttasche neben das bewußte Fläschchen.

„Ja so, Sie fragten mich, woher ich kam. — Warum wollen Sie das eigentlich wissen?"

„Bitte sehr," erwiderte ich. „Ich glaubte nicht indiscret zu sein. — Gehen Sie auch nach Domnitz zu?"

Ich schob den Gewehrriemen über die Schulter und schlug die Richtung nach dem Forsthause ein.

„Schon wieder so eine Frage," lachte er und watete neben mir in dem

tiefen Sande, ohne einen der betretenen Fußpfade zu suchen. „Wohin ich gehe? Nun, das ist leichter zu beantworten. — Ich will nach Grambow. Wir haben einen Weg. Sie erlauben wohl, daß ich Sie begleite? — Aber woher ich kam, wollten Sie ja wissen. — Hm — ja ja — das ist so leicht gar nicht zu bestimmen." Er lachte hell auf. „Was würden Sie sagen," unterbrach er sich selbst plötzlich mit ernstem Ton und blieb stehen, „wenn ich Ihnen nun erzählte, — wenn ich — es ist eigentlich hochkomisch, — wenn ich Ihnen anvertraute, daß ich direct vom Rande des Grabes komme? — Verstehen Sie mich recht! nicht etwa von einer Beerdigung, obwohl Sie mich wohl für einen Leichenbitter halten könnten! — Ein Leichenbitter — köstlich! — Les extrêmes se touchent. Diese Harlequinsjacke ist ja auch die Livree des Todes. — Nein, nein! Nicht von einem fremden Grabe komme ich — von meinem eigenen. So dicht stand ich schon daran. — Sehen Sie, so dicht! Kaum fünf Zoll trennten mich von der Stelle, wo es gegraben war. Ich sah mich im Geiste schon darin liegen und ganz correct dazu ajustirt. Man zieht ja den Leichen die besten Kleider an. In Süddeutschland habe ich sie oft in den Leichenhäusern so im schwarzen Frack und weißer Halsbinde liegen sehen. — Aber der Gesichtsausdruck paßt nicht immer dazu. Es ist schauerlich, die bläulichen oder lehmfarbenen Todtengesichter über dem schön gestärkten Hemdkragen und die dünnen Finger gefaltet auf dem Chemisette. — Na, mich würden sie wohl nicht ausgestellt haben, wenn ich erst drei Tage im Torfmoor gelegen hätte."

„Mein Gott, Sie wollten doch nicht etwa — —"

„Ja, ja, ich wollte! — Allerdings wollte ich. — Und warum sollte ich auch nicht wollen! Jeder Mensch hat doch so seine Augenblicke, wo ihm die ganze Erbärmlichkeit des Daseins klar wird. — Aber warum gerade im Torf ersticken wollen, werden Sie fragen. Ja, wenn ich eine englische Büchsflinte hätte, wie Sie, wäre es einfacher. Aber sehen Sie, ein Gewehr kann ich mir nicht kaufen, nicht einmal ein gemeines Terzerol, und dann gehen auch die Dinger nie los, wenn Sie sollen. — In's Wasser kann ich nicht springen, denn ich bin ein guter Schwimmer; aber so ein zäher Moorgrund hält fest. — Man muß nur mit dem Kopf zuerst hineinspringen; so, nach unten, verstehen Sie; piquer une tête. Man telegraphirt ein paar Mal mit den Beinen, aber dann ist's aus. — Kein Todeskampf, — plötzliche Erstickung. — Ja ja, ich hatte Alles gut überlegt. Auch der Platz gefiel mir; — abgelegen — man wird nicht so leicht gefunden. — Keine unnöthigen Wiederbelebungsversuche der lieben Angehörigen oder theilnehmender Menschenfreunde. — Ich komme oft diesen Weg entlang, wenn ich nach Dobbin gehe. Ich habe da zu thun, wissen Sie."

„Und gerade heute wollten Sie dies entsetzliche Unternehmen ausführen?"

Es war etwas Unheimliches in der Art, wie er das alles so ruhig erzählte.

„Heute? — ja, warum gerade heute? — das weiß ich nicht. — Es kam mir so. Wie ich die Landstraße daher schlenderte, fällt mein Blick wieder auf den Torfstich. Vielleicht wollte ich mir nur das Terrain auch einmal in der Nähe ansehen. — Ich weiß das nicht mehr so genau, kurz, ich war mit einem Male mitten auf der Wiese. Da gingen die Rehe auf und gleich nachher fiel Ihr Schuß. Nun war's natürlich nichts mit dem salto mortale für dies Mal."

Wir gingen eine Zeit lang schweigend nebeneinander her. Ich wußte nicht recht, ob ich alles das soeben Gehörte für Ernst nehmen sollte. Der Mensch war ein Trinker, das war gewiß. Vielleicht war er auch verrückt, obwohl seine Ausdrucksweise nicht wirr oder unklar war. Solange wir nach dem Rehbock suchten, hatte er sich wenigstens sehr vernünftig gezeigt. — Ein sonderbarer Kauz war es jedenfalls.

„Wenn Sie wirklich die Absicht hatten," begann ich wieder, „sich das Leben zu nehmen, so fiel mein Schuß zu rechter Zeit. Ich hätte Ihnen damit doch noch einen größeren Dienst erwiesen, als Sie mir, indem Sie das Wild aufjagten. Ich weiß wohl, daß es Stunden giebt, in denen Einem das Leben werthlos erscheint. Aber wenn die Krisis vorüber, denkt man ruhiger. Sie schienen mir auch vorhin, als wir die Nachsuche hielten, gar nicht mit so trüben Gedanken beschäftigt."

„Ja, das ist wahr; und das ist eben das Merkwürdige. Solche Ideen kommen und gehen bei mir und hinterlassen keine Spur. Ich bin nachher oft wieder ganz vergnügt. — Wenn ich dann aber später nachdenke, wie es mir ergangen ist, dann — —"

Er brach wieder ab.

„Sie haben wohl schwere Schicksalsprüfungen erlitten?"

„Prüfungen?" wiederholte er. „Hm, — das kann ich eigentlich nicht sagen; aber Pech habe ich gehabt, grenzenloses Pech! Immer, wenn ich glaubte, nun hätte ich die schöne Birne — da lag sie auf der Erde, oder ein anderer hielt die Mütze drunter und fing sie mir weg. — Ich bin so recht ein Prügeljunge des Schicksals. Was Anderen Glück gebracht hat, war mein Pech. — Ich gebe zu, daß das der natürliche Weltlauf ist. Wat den Eenen sin Uhl, is den annern sin Nachtigall. — Aber es ist schließlich langweilig, immerfort vor der Thür zu stehen, wenn die andern sitzen. Sie, mein Herr, können es wohl aushalten: Sie gehen auf Jagd, fahren mit der Extrapost — Sie waren es doch, der gestern durch Grambow kam? — Ja, ja, ich habe Sie gleich wieder erkannt. Ich saß im Hotel, unten am Fenster; der Wirth nannte mir auch Ihren Namen. Ich habe ihn oft gehört, auch in der Zeitung gelesen. Sie sind ja wohl noch im Dienst? — Doch verzeihen Sie, da fällt mir ein, — erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Karte überreiche."

Er suchte in seinen Taschen umher, fand endlich ein kleines, mit Perlstickerei versehenes Notizbuch und hielt mir mit verbindlichem Lächeln eine Karte hin.

„Ich hätte mich längst vorstellen sollen," fuhr er fort, „aber ich war doch durch alles das, was vorhin zusammen kam, etwas zerstreut. — Sie können es wohl nicht mehr lesen?"

Ich zog an der Cigarre, um bei ihrem Schein die Worte zu entziffern, die mit Tinte auf die Karte geschrieben waren. Allmälig brachte ich es zusammen. Es stand darauf: C. Müller, und darunter: Tanzlehrer. Also das war's! Tanzlehrer! — Ja, darauf wäre ich nicht verfallen.

„Ich könnte mich auch Balletmeister nennen oder Lehrer der Tanzkunst und Heilgymnastik, — denn ich gebe auch Turnstunden. Auch Professor der Choreographie würde sich nicht schlecht machen. Ich hab' das schon bei andern gesehen. Aber das paßt nur für die großen Städte. Hier in den kleinen Nestern stoßen sich die Leute an solchen Titeln. Sie denken, die Stunden sind zu theuer, — und ich bin doch — weiß Gott — billig. Nur recht viel Theilnehmer, je mehr, je besser: die Masse muß es bringen."

„Sie sind wohl in Grambow etablirt?"

„Nicht etablirt, ich halte mich nur vorübergehend dort auf. Im Winter lebe ich in Hamburg, d. h. eigentlich in Altona, St. Pauli — Sie kennen wohl die Gegend? Ich habe dort ein eigenes Local, — übrigens ganz anständig," fügte er hinzu, meine Gedanken errathend.

„Und jetzt im Sommer?"

„— Reise ich in den kleinen Landstädten herum und halte Tanzcurse für Kinder. Manchmal nehmen auch Erwachsene Theil: die Töchter kleiner Beamten, junge Kaufleute."

„Und da geben Sie wohl auch auf den Gütern Unterricht?"

„Ja wohl; und früher hatte ich sogar sehr vornehme Kundschaft. Ich war zweimal bei Graf Horn in Benitz. Die Kinder der anderen Gutsbesitzer kamen dorthin. Es ging mir da sehr gut. Ich aß an der Tafel des Herrn Grafen. Später hörten unsere Beziehungen auf. Ich wurde nicht wieder aufgefordert zu kommen; — ich weiß heut noch nicht, warum?"

Mir war es weniger unklar, warum Graf Horn meinen Begleiter nicht mehr an seinem Tische sehen mochte. Seine äußere Erscheinung und das kleine Fläschchen sprachen deutlich genug.

„Aber Sie haben doch, wie es scheint, noch Kundschaft in der hiesigen Gegend?"

„Ja, ich gehe dreimal in der Woche nach Dobbin: der Domänenpächter Kreling hat sechs Kinder; ich gebe ihnen Tanzunterricht. Es kommen auch noch ein paar aus der Nachbarschaft dazu. Ich muß da natürlich im Frack antreten. — Gepäck kann ich nicht mitschleppen. Jetzt während der Heuernte kann mich Herr Kreling nicht fahren lassen. Es ist auch nicht weit — kaum eine Stunde Wegs. — Nur bei Regenwetter ist es unangenehm. Ich nehme für alle Fälle meine Tanzschuhe mit."

„Also das Packet, das Sie da tragen, enthält wohl — —"

„Mein ganzes Handwerkszeug: meine Violine, einige Noten und ein Paar Schuhe. — Das ist alles, was ich brauche. Omnia mea mecum porto."

„Ermüdet es Sie nicht, so weit zu Fuß zu laufen?"

„Gott bewahre! — Ich bitte Sie, was sollte ich anfangen, wenn meine Beine nicht mehr aushielten! Sie sind ja mein Geschäftscapital. — Sehen Sie — —" er schlug sich mit der Hand auf den Oberschenkel — „alles fest und stramm, der reine Gußstahl! Auch gehe ich gern in freier Luft. ‚Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern.'"

Er sang die Strophe mit heiserer Stimme laut in den Wald hinein. Ein paar Krähen, die auf den Tannenwipfeln am Wege gesessen hatten, flatterten scheu auf und flogen krächzend davon. Wir gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her.

„Bleiben Sie noch lange in Grambow?" frug ich, um doch irgend etwas zu sagen.

„Etwa vierzehn Tage noch; dann fängt die Schule wieder an und die Kinder haben keine Zeit mehr."

„Und dann?"

„Dann kommen für mich die mageren Monate, bis der Wintercursus anfängt. — Meine Frau verdient wohl etwas mit Sprachunterricht — sie stammt aus der französischen Schweiz. — Aber, Du lieber Gott! fünfzig Pfennige die Stunde, wie soll man damit leben! Und dann ist sie krank seit einiger Zeit — ein Lungenleiden. Sie kann nicht lange sprechen, ohne zu husten. — Ja, ja, es geht uns recht miserabel."

„Wo wohnen Sie in Grambow?"

„Im ‚Erbgroßherzog'. Es ist nur ein Gasthof da. Aber — —" er blieb stehen und sah mich verlegen an. „Ich merke — Sie wollen wohl — ich bitte Sie, darum habe ich es nicht gesagt. — Es geht mir schlecht, was soll ich es leugnen; — ich habe eigentlich nicht das Recht, etwas auszuschlagen, namentlich meiner Frau wegen nicht. — Aber — —"

„Beruhigen Sie sich," unterbrach ich ihn, während wir unseren Marsch wieder aufnahmen; „ich will Ihnen meine Hülfe nicht aufnöthigen. Ich gedachte mich nur gelegentlich nach Ihren Verhältnissen näher zu erkundigen. Vielleicht könnte ich doch auf die eine oder die andere Art Ihnen nützlich sein."

„Ich danke Ihnen; übrigens würden Sie in Grambow nicht viel über mich erfahren. Der Tanzmeister Müller aus Altona ist keine sehr interessante Persönlichkeit. Und was meine Vergangenheit betrifft — nun, so wollen wir lieber nicht davon reden. — Es ist die alte Geschichte. — Gar nichts Besonderes, nur eine Serie von Mißerfolgen."

Wir traten jetzt aus dem Walde heraus. Vor uns stieg die Landstraße in ein Wiesenterrain hinab. Viele Wege kreuzten sich hier. Auf

der Mitte des weiten, von gelben Sandschollen bedeckten Platzes stand einer jener vielarmigen Wegweiser, wie man sie, aus alter Zeit stammend, in Mecklenburg noch häufig findet. In stummer Verachtung der nächsten Topographie weisen ihre verwitterten Arme nach den entlegensten Städten, — Ortschaften, die einem der Gegend unkundigen Fremden meist sehr gleichgültig sind: Nach Rostock, nach Schwerin, nach Hamburg liest man darauf.

Aber zum Teufel! — wo geht es nach Bukow, Glockſin oder Dammshagen? — Wer in mondlosen Winternächten, meilenweit von der Jagd heimkehrend, auf müdem Pferd unter solchem Wegweiser anhält und, im Bügel stehend, das flackernde Zündholz mühsam gegen den Wind schützend, die mit Moos überwachsenen Schriftzeichen zu entziffern sucht, hat gewiß für die Amtshauptmannschaft oder Wege-Commission des Bezirkes nur einen heißen Segenswunsch auf den Lippen.

Links verschwand die Landstraße hinter sandigen Hügeln und dürftigen Haferfeldern. Der Wiesenweg rechts führte zum Forsthaus, dessen Lichter durch die Zweige der Kastanienbäume blinkten. Ueber den moorigen Wiesen wogte der Nebel. In der hellen Sommernacht sah man Dörfer, Gehöfte und Waldparcellen sich weit in die Ferne hinausschieben. Im Westen thürmten sich dunkle Wolkenmassen am Himmel auf. Darunter zog sich am Horizont ein schmaler gelblicher Lichtstreif; der Nachtwind trug den Schall der Thurmuhr von Grambow zu uns herüber.

„Es ist spät geworden," bemerkte ich, an der Wegscheide stehen bleibend. „Man wird Sie zu Hause längst erwartet haben, und ich bin Schuld an diesem Aufenthalt. Kann ich nicht wenigstens in irgend einer Form —"

„O, bitte, bitte — hat nichts zu sagen — es war mir im Gegentheil sehr angenehm;" er zog den Hut und grüßte mit einer etwas gezierten Bewegung. „Vielleicht habe ich noch ein andermal das Vergnügen." Er wandte sich zum Gehen, blieb aber noch einen Augenblick stehen und schien Etwas sagen zu wollen. „Sie könnten mir in der That einen Gefallen erweisen," sagte er dann zögernd und zupfte verlegen an seinem Schnurrbart, „aber es ist vielleicht unbescheiden —"

„Bitte, sprechen Sie!"

„Sie wohnen ja beim Forstmeister. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihm sagten — mein Gott, es kann so einem Herrn ja ganz egal sein — Sehen Sie, zwischen Domnitz und Grambow liegt ein kleiner See. Er gehört zur Forstinspection. Die Fischerei vergiebt der Forstmeister. Es sind viel Barsche darin, auch Karpfen, wie man sagt. Ich wär' nun sehr glücklich, wenn man mir erlaubte, dort manchmal zu angeln. Es ist das meine einzige Passion. Zeit habe ich ja. Wenn Sie so gut sein wollten dem Forstmeister ein paar Worte —"

Es wurde ihm fast schwer, diese harmlose Bitte auszusprechen.

Ich versprach natürlich, mich lebhaft für ihn zu verwenden. Er dankte ganz gerührt und wir trennten uns.

Er stolperte auf der Landstraße weiter. Ich stieg den Wiesenweg nach dem Forsthaus hinab, die warmen und kalten Luftschichten durchschneidend, die sich nach einem windstillen Tage über den moorigen Niederungen lagern. Ein paar wilde Enten strichen mit pfeifendem Flügelschlag über mich hin und fielen klatschend auf einem kleinen, schilfumsäumten Weiher ein. Vom Forsthaus her hörte man die abgerissenen Klänge einer Handharmonika und hin und wieder das langgezogene Geheul eines eingesperrten Jagdhundes.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ging mir in Domnitz diesmal wie schon so oft im Leben; ich war zu kurzem Besuch gekommen und blieb mehrere Wochen. Die stärkste Anziehungskraft übte dabei nicht der Wildstand des ausgedehnten Reviers, sondern der langentbehrte Verkehr mit alten Freunden und Bekannten, welche in der nächsten Umgebung des Forsthauses ansässig waren. Mein Vetter war nicht gesellig. Seine zahlreichen Geschäfte, die mühevolle Verwaltung eines erst durch ihn in regelrechten Umtrieb versetzten Forstes nahm Zeit und Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch. Auch seine Gattin war durch den reichen Kindersegen und wirthschaftliche Pflichten mehr an's Haus gefesselt, als es ihrem lebhaften Temperament und ihrem Bedürfniß nach Geselligkeit entsprach.

So blieb mir denn viel freie Zeit zu Besuchen in der Nachbarschaft.

Bei meinen Wanderungen traf ich noch einige Male mit dem Tanzmeister zusammen, wenn er sich mit Angelgeräth ausgerüstet zum Fischen begab. Die Erlaubniß zur Ausübung dieses harmlosen Sports hatte mein Vetter erst nach einigem Widerstreben ertheilt. „Ich habe solche Tagediebe nicht gern auf meinem Revier," meinte er. „Das fängt mit Angeln an, dann kommen Leimruthen und Hasenschlingen, schließlich findet sich auch einer, der ein Gewehr leiht, und der Wilddieb ist fertig. Uebrigens wird er bei nächster Gelegenheit Geld von Dir borgen."

Darin irrte sich nun mein Vetter. Dem Tanzmeister schien es mehr um eine Gelegenheit zur Unterhaltung zu thun und es kam mir vor, als seien unsere Begegnungen nicht immer zufällige. Er begleitete mich dann eine Strecke Wegs und brachte das Gespräch mit Vorliebe auf Verhältnisse, die eine genaue Kenntniß mit den Gewohnheiten höherer Stände verriethen und von seiner gegenwärtigen Lebenssphäre weitab lagen. Aber gerade der Widerspruch zwischen seinem Bildungsgrad und dem verlotterten Aussehen erweckten ein unbehagliches Gefühl. Er wußte Mancherlei, hatte viel erlebt, verschwieg aber das Meiste. Auf dem Forsthofe wußte man über sein Vorleben nichts Näheres. In früheren Jahren sei er noch mit einer gewissen Eleganz aufgetreten; Unterhaltungsgabe und gewandte Formen hatten ihm Zutritt zu den Familien der umwohnenden Gutsbesitzer verschafft; neuerdings sei er stark heruntergekommen. Auch mir wurden die Begrüßungen des Herrn Müller langweilig, und ich machte einen Umweg, wenn ich mich, was häufig geschah, zu Fuß auf das Gut meines ehemaligen Schulkameraden,

des Grafen Pahlen, begab. Das Schloß lag in der Nähe der Grambower Seen, an deren Ufer der unbeschäftigte Tanzmeister seine Tage zu verbringen pflegte.

Graf Pahlen hatte, wie so viele Mecklenburger vor 1866, in der österreichischen Armee gedient und sich während seines Aufenthalts in Prag mit einer der schönsten und liebenswürdigsten Comtessen aus dem Kreise des exclusiven böhmischen Adels vermählt. Nach dem Tode seines Vaters hatte er den Dienst quittirt und die Verwaltung der bedeutenden Familiengüter in Mecklenburg übernommen.

Etwa 14 Tage nach meiner Begegnung mit dem Tanzmeister begab ich mich Nachmittags auf das Pahlen'sche Gut. Der Hausherr stand auf dem Hofe und sprach mit einem Fremden, seinem Aussehen nach einem Kornhändler.

„Du mußt mich einen Augenblick entschuldigen," rief er mir von Weitem zu, „mein Geschäft ist bald zu Ende. Meine Frau ist im Garten. Du findest sie in Gesellschaft meiner Schwägerin, die gestern angekommen ist. Sie hat uns auch einen Gast mitgebracht."

Die Schwester der Gräfin wurde schon seit einiger Zeit erwartet. Sie hatte die Kur in Kissingen gebraucht und sollte den Herbst bei der Gräfin verleben. Ich kannte sie von Wien her. Sie war ein älteres Fräulein, etwas überspannt und in hohem Grade bigott. In ultramontanen Kreisen genoß sie eines gewissen Ansehens, da sie den größten Theil ihres beträchtlichen Vermögens für geistliche Zwecke hingab.

Ich ging um das Schloß herum und betrat durch eine mir bekannte Seitenpforte den schön gepflegten Park, die Richtung nach einem kleinen Pavillon einschlagend, in welchem die Gräfin die Nachmittagsstunden zu verbringen pflegte.

Ich fand sie allein, in die Lecture des Moniteur de Rome vertieft. Der Tisch neben ihr war mit Zeitungen und Broschüren bedeckt. Als sie meine Schritte hörte, bickte sie auf.

„Quelle chance," — das is aber g'scheidt, daß Sie kommen!" rief sie in jenem eigenthümlichen wienerischen Idiom, das sich aus dem Fiacredeutsch der Vorstädte und französischen Redewendungen zusammensetzt und das in den aristokratischen Cirkeln der Kaiserstadt als die höchste Blüthe gesellschaftlichen Chics gepflegt wird. Sie schüttelte mir die Hand und ließ dabei die zahlreichen Armbänder rasseln, welche sie auch bei einer ländlichen Sommertoilette nicht abzulegen liebte. „Und bei der Mordshitz haben Sie sich auf den Weg gemacht; mais c'est un acte de charité, mon cher. Gleich setzen Sie sich da zu mir. Wollen's a Syphon oder a Himbeerwasser? Oder noch besser, nehmen's mit mir zusammen einen Thee. Das erfrischt am meisten. Johann," rief sie nach dem Garten hin; „nun die schlafen natürlich, die Schlankeln." Und damit sprang sie auf, eilte nach der Wand und drückte auf den Knopf einer elektrischen Schelle, welche zu den Dienerschafts-

räumen des Schlosses führte. „Nun, Sie werden belohnt werden für Ihren Gang, mein Lieber. Wir haben Besuch. Ein Italiener, ein höchst interessanter Mann. Er wird Ihnen sehr gefallen. Fein, hochgebildet, von liebenswürdigen Formen und gediegenen Kenntnissen. Un véritable puits de science. Wie habe ich mich schon nach Ihnen gesehnt! Sie wissen ja, Gustav liebt keine religiösen Gespräche und Ausländer sind ihm nicht angenehm. Er ist recht campagnard geworden, der gute Gustav. — Mein Gott, bei dem Leben, das wir hier führen — ja, Sie wissen ja noch gar nicht, daß Lori hier ist, meine einzige gute Lori. Vorgestern sind sie angekommen, sie und der Signor Rospetti."

Und nun erzählte sie, wie ihre Schwester den Signor Rospetti in Kissingen kennen gelernt habe. Er sei ihr bereits von Rom aus empfohlen, wo er in der vaticanischen Presse eine hervorragende Rolle spiele. Er sei einer der gewandesten Redacteure, Mitarbeiter an dem Osservatore Romano, an der Voce della Verità, Correspondent des Univers und auch verschiedener deutscher Blätter. Der Zweck seines Aufenthalts in Deutschland sei, sich mit den leitenden Organen der clericalen Partei in Verbindung zu setzen und Geldmittel für ein neu zu gründendes römisches Blatt zu sammeln, welches eine Versöhnung der sich gegenseitig bekämpfenden kirchlichen Parteien anbahnen und in dieser Hinsicht ganz neue, bisher noch gar nicht publicirte Gesichtspunkte aufstellen solle.

Ueber diese Gesichtspunkte selbst wußte zwar die gute Gräfin nichts Näheres anzugeben. Allein sie war fest überzeugt, daß die ganze Angelegenheit für den deutschen Kirchenstreit von der allergrößten Bedeutung und Herr Rospetti durchaus die Persönlichkeit sei, aufklärend, fördernd und selbst entscheidend hierbei einzugreifen. Obgleich dies Alles ziemlich zusammenhanglos und von zahlreichen heterogenen Einfällen und Zwischenbemerkungen unterbrochen, vorgebracht wurde, genügten doch die Andeutungen der Gräfin, mich auf den exotischen Gast einigermaßen neugierig zu machen.

„Da sind sie, da sind sie!" damit fuhr die lebhafte kleine Dame wieder vom Sessel auf und rannte nach der Gartenthür. Comtesse Lori und der Fremde wurden in einiger Entfernung in der Hauptallee sichtbar. Ich hatte erwartet, einen rührigen, lebhaften kleinen Italiener anzutreffen, und war etwas erstaunt, als ich mich einem hochgewachsenen, stattlichen Manne gegenübersah, der sich mit einer gewissen vornehmen Ruhe und Würde bewegte und in nichts die Eigenthümlichkeiten der transalpinischen Rasse verrieth. Sein schwarzer Anzug und die gemessene Haltung, ebenso wie das glattrasirte Gesicht hätten fast auf einen Monsignore schließen lassen. Doch war die Kleidung von bürgerlichem Zuschnitt, und in dem oberen Knopfloch des langen, zugeknöpften Ueberrocks schillerten die lebhaften Farben einer kleinen Ordensrosette. Als wir einander vorgestellt wurden, verbeugte er sich mit einer an Steifheit grenzenden Gemessenheit und reichte mir seine weiße, wohlgepflegte Hand.

Der Theetisch war unter einer schattigen Linde im Freien aufgeschlagen und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange, welches mit Rücksicht auf den Fremden, der nur sehr mangelhaft deutsch zu verstehen schien, in französischer Sprache geführt wurde. Herr Rospetti beherrschte dieselbe vollkommen. Sie sei ihm sogar geläufiger als seine Muttersprache, bemerkte er, da er fast seine ganze Jugend im Ausland und zwar größtentheils in Frankreich verlebt habe. Seine Unterhaltung verrieth den vollendeten Weltmann. Er kannte die berühmtesten Persönlichkeiten aller europäischen Staaten, namentlich die Mitglieder der römischen Prälatur und die Koryphäen der ultramontanen Partei. Nur in Deutschland und Oesterreich, setzte er hinzu, fehle es ihm noch immer an den nöthigen Verbindungen, welche allein eine ersprießliche Wirksamkeit auf dem von ihm gewählten journalistischen Gebiete möglich machten. Seine bedauerliche Unkenntniß der deutschen Sprache sei ihm hierbei hinderlich gewesen. Die Artikel, welche er von Rom aus an unsere Zeitungen versende, müßten übersetzt werden. Das sei umständlich und kostspielig. Er hoffe jetzt aber durch sein neues Project diesem Uebel abzuhelfen und durch die Begründung eines finanziell so gut wie gesicherten Organs, „Il Trombone", die Annäherung der gleichgesinnten Parteien diesseits wie jenseits der Alpen zu bewirken.

„Wie trefflich schon der Name gewählt ist!" rief Comtesse Lori begeistert aus. „Il Trombone, das klingt so voll, so markig! Ja mit mächtigen Posaunenstößen werden Sie die Schlafenden erwecken, die Zagenden zum Kampfe führen und den Sieg der heiligen Sache verkünden!"

Der Italiener dankte mit einem leichten, herablassenden Lächeln für diese günstige Prognose.

„Ich werde Ihnen die Vignette dafür liefern!" fügte sinnend die Gräfin hinzu. „Professor Bergmann in Wien, den ich gut kenne, muß sie mir entwerfen. Er ist ein Meister in allegorischen Darstellungen. Ich denke mir so Etwas wie den Erzengel Michael aus dem „jüngsten Gericht" von Rubens. Das wirkt auf die Menge. Wir dürfen kein Mittel unbenutzt lassen."

„Und wie denken Sie sich jene Annäherung der beiden Parteigruppen?" wandte ich mich an den Fremden. „Obwohl Protestant, bedaure ich doch wie Sie die Intensität und Schärfe, welche der Streit angenommen hat und in welchem ein Theil unserer Kräfte nutzlos verpufft. Dennoch glaube ich kaum, daß im gegenwärtigen Augenblick im Wege der Publicistik die Mittel zu einem Ausgleich gefunden werden können."

„O, Sie irren, mein Herr, Sie irren wirklich! Die Differenz ist nur künstlich zugespitzt. Glauben Sie mir, die Kirche ist zu mancherlei Concessionen bereit. Sie hat zu allen Zeiten und in allen Ländern das Princip des tolerari posse im weitesten Sinne geübt. Auch in dem deutschen Kirchenstreit wird sich ein modus vivendi unschwer finden lassen. Aber das Unheil liegt weit mehr in der Zersplitterung der katholischen

Fractionen verschiedener Nationalität als in der Feindschaft liberaler oder akatholischer Kreise. Die clericalen Gruppen haben leider weit mehr ihre localen oder Parteiinteressen im Auge, als die der Religion, deren Sache sie doch zu führen vorgeben. Wäre es sonst denkbar, daß das Oberhaupt ihrer Kirche in demüthigender Unfreiheit schmachtet? Hätte nicht der vereinte Druck aller Glieder der katholischen Christenheit, wenn er einheitlich geleitet wäre, längst dahin führen müssen, dem heiligen Vater die persönliche Freiheit und die ungeschmälerte Ausübung seiner unantastbaren Rechte zurück zu geben? Und warum sollte dies nicht auch jetzt noch ausführbar sein? Glauben Sie mir, nur die Unbekanntschaft mit der Stimmung in Deutschland und Frankreich hält die getreuen Anhänger der Curie in Italien zurück, ihre Stimme laut zu erheben. Wüßte man dort, daß man auf Unterstützung der Brüder in den anderen katholischen Staaten rechnen könnte, so würde schon längst eine Bewegung zu Gunsten des Papstes Platz gegriffen haben. Schon jetzt ist der Zustand in Rom ein unerträglicher. Die savoyische Königsfamilie wird im Quirinal nie heimisch werden und das Parlament auf dem Monte Cittorio fühlt sich dort unbehaglich, so lärmend sich seine Mitglieder auch geberden. Der Papst aber kann die ewige Stadt nicht verlassen, der Stuhl Petri hat seinen einzig würdigen Platz auf Erden nur über dem Grab des Apostels und in dem Schutz der mächtigen Kuppel Michel Angelos."

„Sie halten also wirklich die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes für möglich?" entgegnete ich.

„Nicht nur für möglich, sondern für gewiß. Die gegenwärtige Lage der Curie ist freilich nicht danach angethan, die Erfüllung dieser Hoffnungen von der allernächsten Zeit zu erwarten. Es ist eine Situation der Trauer, Prüfung und schmerzlicher Rückblicke.

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria."

Er seufzte tief auf und warf einen schmerzerfüllten Blick zum Himmel. Aber es giebt Gewalten," fuhr er fort, „gegen welche die Machthaber, dieser Erde vergebens ankämpfen und bald wird der strahlende Glanz der Tiara den erborgten Schein der italienischen Bürgerkrone wieder verdunkeln."

Er verbreitete sich noch weiter über dieses Thema, als der Hausherr zu uns trat und der Unterhaltung damit eine andere Wendung gegeben wurde. Mein Freund Gustav schien über die Anwesenheit des ultramontanen Journalisten nicht übermäßig erfreut. Er behandelte ihn mit jener kühlen, förmlichen Höflichkeit, welche jede Annäherung ausschließt, ohne dem Andern das Recht zu geben, sich über den Mangel an Rücksicht beklagen zu können. Dagegen waren die Damen von ihrem Gast entzückt. Er nahm die ihm dargebrachten Huldigungen mit dem Wohlwollen eines Mannes auf, der an derartige Gunstbezeugungen gewöhnt ist.

Als ich aufbrach, begleitete die Gesellschaft mich bis an das Parkthor.

„Nun, was sagen Sie zu unserm Fremden?“ fragte die Gräfin, welche meinen Arm genommen hatte, „ist es nicht ein herrlicher Mann? Dieser Eifer, diese Hingebung für die heilige Sache! Denken Sie sich nur, er raucht nicht und trinkt keinen Wein; ein Gelübde, das er halten wird, bis der erhabene Gefangene des Vaticans frei wird.“

„Vielleicht ißt er auch keine Butter?“ fragte ich.

Sie sah mich erstaunt an: „In der That, nein.“

„Das ist ganz natürlich, wenn man drei Wochen lang Racoczi getrunken hat —“

„Méchant que vous êtes! Ich entziehe Ihnen meinen Arm und meine Gunst, wenn Sie Ihren Spott auch an diesen Dingen üben. Doch das ist Eure Strafe, Ihr Skeptiker! Ihr glaubt am Ende an nichts mehr, weder an die Tugend einer Frau, noch an die Aufrichtigkeit einer Meinung oder die Ehrlichkeit eines Manneswortes.“

„Ich glaube an die Güte, den Edelsinn und die Nachsicht der Gräfin Pahlen.“

„Das genügt nicht; il faut être l'ami de mes amis. Sie müssen recht bald wiederkommen. Sie glauben gar nicht, wie mich diese Gespräche interessiren. Mit Gustav ist gar nichts anzufangen.“

Auch Herr Rospetti drückte das lebhafte Verlangen aus, die abgebrochene Unterhaltung fortzusetzen. Er habe mir noch mancherlei zu entwickeln. Ich fragte ihn, ob er Jäger sei. Er verneinte es; doch sei er ein leidenschaftlicher Spaziergänger und, wenn ich ihn einmal zu einem Gang abholen möchte, so würde ich ihn außerordentlich verpflichten. Ich versprach es und schied von der Gesellschaft, welche nach dem Schloß zurückkehrte.

(Schluß folgt.)

Die Kunst des Uebersetzens.

Von

Jacob Mähly.

— Basel. —

Unsere deutsche Sprache ist nach der Ueberzeugung Aller, denen ein Urtheil in sprachlichen Dingen zusteht, für den Uebersetzer ein Juwel und zwar darum: Es giebt wohl keine zweite Cultursprache, welche es, was Reichthum der Wortbildung und Geschmeidigkeit der Syntax anbelangt, mit der deutschen Sprache aufnehmen kann. Es dürfte sich daher wohl der Mühe verlohnen, einigen Gedanken über diese Sprache in ihrer Eigenschaft als künstlerisches Uebersetzungsmittel Ausdruck zu geben, um so eher, als nach des Schreibers Ueberzeugung trotz der öfteren Behandlung dieser Frage die Ansichten darüber nicht abgeklärt, manche auch geradezu irrthümlich sind. Es versteht sich von selber, daß hierbei nur von Uebersetzungen aus sogenannten Cultursprachen die Rede sein kann, denn nur in *dieser* Beschränkung kann auch von einer *Kunst* gesprochen werden. Und selbst hier nicht immer. Eine Uebertragung, die blos abzielt auf das Verständniß des Inhalts, insbesondere wenn dem Original selber nur um den Inhalt zu thun ist, und die Form erst in zweiter und dritter, oder gar keiner Linie steht, tritt von vornherein aus dem Kreise der Kunst heraus; man verlangt von ihr blos ein gewisses Maß technischer Schulung, man will an die Form gar nicht erinnert werden, weil man seine ganze Aufmerksamkeit dem Inhalt zuzuwenden gedenkt, und diese Aufmerksamkeit unliebsam gestört würde, sei es durch allzu gekünstelte Glätte, sei es durch allzu fühlbare Rauhheit der Form. Wenn auch nicht das Ganze, so doch immerhin ein beträchtlicher Theil der Prosa fällt unter diesen Gesichtspunkt, kann es wenigstens ohne Schaden und mit Recht, denn sie unterliegt den Gesetzen des Verstandes, und das erste lautet hier: *Klarheit.* Die beiden sogenannten klassischen Völker freilich haben sich in ihren guten Zeiten mit diesem Vorzug nicht zufrieden gegeben; sie haben bei vollem Bewußtsein des Unterschieds und genauer Beobachtung der Grenzen des poetischen und des prosaischen Ausdrucks, auch für den letzteren ein mehreres verlangt. Nichts natürlicher: denn ihre ganze Bildung war, im Gegensatz zu der unsrigen, eine *formelle*; noch bei Plato wiegt sie vor, daher denn auch Plato eben so sehr als Schrift-

steller in Betracht kommt, denn als Philosoph, und der vollendetste Prosaist Griechenlands mit gleichem Recht heißen darf wie sein tiefster Denker; daher aber auch bei Aristoteles das echte Griechenthum aufhört, denn er hat zum ersten Male wenigstens in dem, was unter seinem Namen cursirt, die Form preisgegeben.

Im Bewußtsein der Vortheile, welche ihre Sprache als solche dem Uebersetzer bietet haben Deutsche schon verhältnißmäßig früh das Gebiet der Uebersetzung cultivirt, und man sollte denken, die dabei geltenden Regeln und Grundsätze seien nun einmal endgiltig festgestellt und abgeklärt, die Sache liege ja auf der Hand und sei überaus einfach. Das ist richtig, insofern es sich um Uebertragung aus neueren Zeiten und aus neueren Sprachen handelt. Hier treten uns gute, alte Bekannte entgegen, die wir von Jugend auf kennen und die nur ein anderes Kleid gleichsam aus unserem Schranke verlangen, um dann bei uns bleiben zu können: keine ihrer Anschauungen, keines ihrer Gefühle ist uns neu oder fremd; wir nicken verständnißinnig mit dem Kopfe, freuen uns mit ihnen, weinen mit ihnen, sind eine Seele mit ihnen. Wir wollen auch nicht besser sein als sie, versteht sich, auch nicht schlechter. Holpern und stolpern sie — wir thun's auch räuspern sie sich — warum sollen wir's nicht auch thun? Putzen und zieren sie sich — nun ja, wir machen's nach, und diese Anbequemung unsererseits geht so weit und dauert so lange, bis sie unter unseren Händen verduftet und wir allein übrig geblieben sind.

Ganz anders stellt sich aber die Sache dar, wenn wir aus längst vergangenen Sprachen und Zeiten übersetzen. Da reichen wir mit blos anderen Kleidern nicht aus; da kann der Kern, kann Fleisch und Blut anders beschaffen sein. Nehmen wir ein berühmtes Beispiel, etwa Homer. Seine Landsleute haben ihn, noch ziemlich spät, begriffen, und wo er sie fremd anmuthete, weil ihre Sitten anders geworden waren, klang ihnen doch die Sprache vertraut und machte das Befremden sofort wieder wett. Diese Sprache war aber, entsprechend dem Denken, im höchsten Grade und bestem Sinne naiv. Und wir? Und unsere Sprache? Sollen und können wir durch das Mittel der Kunst den Eindruck wiedergeben, den der naive Homer auf seine naiven Zuhörer machte? Gewiß sollen wir es. Aber ist es möglich? Es ist zuvörderst klar, daß es auf natürlichem Wege nicht geschehen kann, denn ein Fortschritt von Jahrtausenden läßt sich nicht zurückstauen noch fortschaffen. Es muß also jedenfalls, wenn es möglich sein soll, durch das Zaubermittel der Kunst geschehen. Das Ideal einer Uebersetzung ist zweifellos: Durch das Mittel einer andern Sprache ganz so mit jedem Satz, Satzglied, Wortbild auf die Seele des Zuhörers oder Lesers zu wirken, wie das Original auf sein Publikum wirkte oder wirkt. Dieses Ideal ist unerreichbar, auch für diejenige Kunst, die uns das Bild der Natur vorzuzaubern vermag. Es giebt noch immer, auch heut zu Tage, und in keineswegs naiver Umgebung naive Naturen, aber immer nur im Verhältniß und immer nur als Ausnahme. Und auch die Sprache läßt sich noch durch die Hand eines großen Künstlers zurückformen aus dem Zustande der höchsten Cultur und Verfeinerung in den der unberührten, wir möchten sagen, ländlichen Ursprünglichkeit — aber auch hier nur verhältnißmäßig.

Ein Homer also in dieser Sprache und vor jenen Zuhörern käme dem Ideal am nächsten. In jedem Falle nun, auch wenn also die Naiven einen kleinen Bruchtheil der modernen Culturmenschheit bilden, muß diese Forderung aufrecht erhalten werden, daß die Sprache der Uebersetzung sich der naiven homerischen möglichst und thunlichst anzunähern habe. Für den, der sich nicht naiv weiß, die Mehrzahl also, bleibt, wenn sie Homer in der Uebersetzung genießen, d. h. recht verstehen wollen, keine andere Möglichkeit, als jenen Ausfall durch eine Zuthat von Gelehrsamkeit zu ersetzen, d. h. auf gelehrtem Wege sich in die Seele eines jener früheren ursprünglichen Zuhörer zurückzuversetzen und dabei, was freilich nicht ganz möglich sein wird, zu vergessen, daß man eine Seelenwanderung gemacht hat. Damit ist aber auch ausgesprochen, daß die, denen das Rüstzeug der Gelehrsamkeit fehlt, nie-

mals ganz in den Genuß eines Homer sich werden versenken können Es ist kein Trost, daß es freilich auch vielen Gelehrten nicht möglich ist; Sinn für Poesie und Kunstform sind natürlich die erste Erforderniß und haben mit der Gelehrsamkeit als solcher nichts zu thun. Goethe meinte einmal von den Philologen: „Indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur in Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Consistenz, daß sie außerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja zum Erstaunen ausgebildet erscheinen." Diese Bemerkung scheint so natürlich und so folgerichtig zu sein, daß man sie einfach zu acceptiren habe; und doch, wenn wir Punkto Geschmack Umschau halten, so wird sie anfechtbar. An welche persönlichen Beispiele Goethe gerade dachte, weiß ich nicht, er brauchte auch nicht gerade an Uebersetzer zu denken, und war dies der Fall, so bot sich ihm J. H. Voß (in seiner ersten Homerübersetzung), Fr. Aug. Wolf in den „Wolken" des Aristophanes und seinen Proben aus Homer und Horaz, vielleicht auch W. v. Humboldt dar; auch Wieland gehörte zu der Zahl derer, welche Goethe als Uebersetzer schätzte, und mit Recht, denn Grazie und Geschmack läßt der alte Musenjünger nicht leicht vermissen — hätte aber der Altmeister mit ansehen können, was sich seither als Uebersetzung ausgegeben und breitgemacht hat, so würde er eingestehen müssen, daß sein Urtheil über den Geschmack der Philologen gar sehr zu beschränken sei. Er selbst läßt sich in seiner Rede auf Wieland kurz und richtig also vernehmen über die Uebersetzungskunst: „Es giebt zwei Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere dagegen stellt an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüberbegeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheit finden sollen. Die Vorzüge von Beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genügend bekannt." „Es heißt das mit anderen Worten: Man kann den nationalen Stil eines Werkes entweder beibehalten oder aber das Nationale möglichst abstreifen; jenen Standtpunkt hat z. B. Schleiermacher in seiner Platoübersetzung vertreten, auf den zweiten stellen sich diejenigen, die ihren Leistungen einen künstlerischen Charakter zu ertheilen bestrebt sind. In der That, die erstgenannte Art kann letzteres nicht leisten. Wenn das Wesen einer Kunst in der Harmonie, in der völligen Durchdringung von Form und Inhalt besteht, so kann ein Werk, wo diese beiden Factoren auseinanderklaffen, wo die Form als solche auf ihre natürliche Schönheit verzichten und sich nach einem fremden Modell zuschneiden und zustutzen lassen muß, kein Kunstproduct sein. Wo ich mir jeden Augenblick dieser Antinomie bewußt werde und bewußt werden muß, da kann kein reiner Genuß aufkommen, und dies ist thatsächlich der Fall in der Schleiermacher'schen Uebersetzung, so bewundernswerth sie auch sonst sein mag, sie hat das Mögliche geleistet bei einem Versuch, der unmöglich gelingen konnte. Denn soll sie für Gelehrte geschrieben sein, so werden doch diese lieber ein flüssiges Griechisch schlürfen, als durch ein sprödes Deutsch sich durcharbeiten wollen, und wenn das Griechische einmal stocken sollte (zwar nicht durch Platos, sondern durch eigene Schuld), so ist für einen Helfer in solcher Noth Schleiermacher denn doch zu gut. Soll aber eine solche Uebertragung für Laien bestimmt sein, so ist ihren Interessen mehr gedient, wenn sie neben dem Inhalt nicht auch noch mit der Form zu ringen haben. Mir scheint, dieser Art von Uebersetzung habe die Stunde geschlagen, zumeist aber in solchen Fällen, wo Rhythmus und Metrum schon von vornherein eine Kunstform anzeigen, die also auch im Widerschein einer Copie als solche hervortreten will. Wer sogar hier noch glaubt das Schleiermacher'sche Princip anwenden zu dürfen, befindet sich in einem principiellen Irrthum; in den meisten Fällen aber scheint es, als ob nicht sowohl die besagte Methode gewollt, als die richtige in der Befolgung mißlungen sei. Es ist für den, der die

Frage nicht näher verfolgt, unglaublich, was für Waare auf diesem Markte feilgeboten wird; eine Bereicherung nicht blos des Capitels Geschmacksverirrung, sondern auch Anmaßung, Selbstüberschätzung, Leichtfertigkeit und Denkträgheit! Ueber alle diese Untugenden zu Gericht zu sitzen und ihnen in's Herz zu schauen, ist eigentlich nur der befähigt, der selber schon als Uebersetzer sich versucht und alle die Schwierigkeiten durchgekostet hat, die sich in den Weg stellen. Angesichts derselben kann man wohl begreifen, daß die meisten straucheln, nicht begreifen aber, daß so viele sich berufen glauben. Ein großer Philologe, kein geringerer als A. Böckh, unterstützt eine, ich weiß nicht von wem gemachte Bemerkung, daß „an dem verbreiteten Uebersetzungseifer die deutsche Trägheit auch ihren Antheil habe: es sei in der That ein ganz behagliches Spielwerk um's Uebersetzen, man brauche wenig zu sammeln, mehr an der Feder zu kauen, um auf einen guten Einfall zu warten, man bedürfe keiner großen Combinationen wie bei der Kritik und der historischen Forschung." Man vernimmt hierin die Sprache des Gelehrten; aber wie das Sammeln noch lange nicht den großen Gelehrten macht, so reicht auch der gelehrte Maßstab lange nicht aus an dem Uebersetzer, und an der Feder kauen wird wohl Jeder, der etwas Rechtes zu Stande bringen will. Es handelt sich nicht blos um gute Einfälle, sondern um eine ununterbrochene Reihe entsprechender Wort-, Satz- und Gedankenbilder, um ein in allen Theilen bis an die Peripherie heran möglichst adäquates und deckendes Nachbild, an dem nicht blos der combinirende Verstand, sondern noch andere Kräfte zu wirken und zu weben haben. Ja, der Uebersetzer, wie er sein sollte, dürfte sogar, wenn es überhaupt auf Rivalität ankäme, den Gelehrten auf dessen eigenstes Gebiet, die Wissenschaft, beschränken, für sich selber dagegen auch noch das einer Kunst in Anspruch nehmen, wo noch ein Mehreres an Geisteskräften wirksam sei. Schon zum bloßen Nachfühlen bedarf es in der That nicht blos des Geschmackes, sondern einer gewissen Congenialität, vollends aber beim Nachdichten. Daß aber dieses Nachdichten — zumal in fremden Sprachen — mehr als ein bloßes mechanisches Uebersetzen von Wort zu Wort, von Satzglied zu Satzglied sei, weiß derjenige, der es bei gehöriger Geistesverfassung versucht hat. Zu dieser Geistesverfassung muß freilich auch noch die ethische Eigenschaft der Gewissenhaftigkeit kommen. Hier zeigt es sich nun sofort unwidersprechlich und unwiderleglich, daß die sogenannte wortgetreue oder möglichst wortgetreue Uebersetzung ein Unding ist, wir möchten gern auch sagen: eine Unmöglichkeit, aber leider! belehren uns die noch immer gemachten Versuche eines Besseren, vielmehr eines Schlimmeren; es liegt in der Natur der Sache, es kann schwarz auf weiß bewiesen werden, daß sie mißrathen müssen, daß sie eine Sünde gegen den Geist der Sprache, also gegen eine der werthvollsten Errungenschaften unseres Menschenthums sind. Als Nothbrücke zur mechanischen Aneignung der Fremdsprache mögen sie immerhin ihre Berechtigung haben, wie etwa auch die Ahn'sche oder Ollendorf'sche Methode unentbehrliche Werkzeuge in der Folterkammer menschlicher Instruction sein mögen; auf höhere Geltung haben sie keinen Anspruch. Auf moderne Sprachen freilich, nämlich wenn das moderne Original in eine moderne Copie verwandelt werden soll, finden sie immerhin mehr oder weniger ihre Anwendung, mehr, wenn die beiden Sprachen einander verwandt, weniger, wenn dies nur in beschränktem Maße der Fall ist. So hatten W. von Schlegel und Consorten in ihren Shakespeareübersetzungen ein verhältnißmäßig leichtes Spiel, erschwert wurde die Aufgabe schon einem Gries, E. Geibel u. a., die einen romanischen Körper in deutsches Gewand kleideten, vollends aber für griechische und lateinische Originale bedarf es eines ganz anderen Aufwandes sprachlicher Ringkraft. Es ist schon den Römern sauer genug geworden, wenn sie griechischen Originalen gerecht werden wollten; man denke nur an die Geschmeidigkeit und Willfährigkeit des griechischen Idioms für die Composita, an den sprudelnden Reichthum von Wörtern und Beziehungsformen, an den leichten, unerschöpflichen Fluß der Syntax, an die Fülle von Abstractionen u. a., und halte daneben die Sprödigkeit

und Gemessenheit des Latein innerhalb der genannten Kategorien, und doch ist es ihnen nie eingefallen, aus Bequemlichkeit oder gar aus Princip ihre Sprache auf das Prokrustesbett der sogenannten Uebersetzungstreue zu legen. Sie hätten es ja zur Noth auch gekonnt durch sprachwidrige Neubildungen, durch Auseinanderrenkung und Kuppelung und andere Foltermittel, in deren Creirung sich die schlotterige Bequemlichkeit neuerer Sprachkünstler gefällt — aber ihr Anstandsgefühl, ihr guter Tact, den sie allerdings auch den Griechen verdanken, vor allem aber ihr Respect vor der Würde ihrer eigenen Sprache hat sie davor bewahrt.

Treu soll jede, worttreu kann keine Uebersetzung sein, die diesen Namen verdient. Die Treue aber besteht darin, daß die Copie auf mich denselben Eindruck macht und mich in dieselbe Stimmung versetzt, wie das Original denjenigen, für den es ursprünglich bestimmt ist. Das heißt also, es soll mit annähernd gleichen Sprachmitteln eine annähernd gleiche ästhetische Wirkung erzielt werden, weder eine merklich höhere, noch auch eine merklich niedrigere. Auch jenes nämlich ist ein Fehler, und gerade die berufensten Uebersetzer haben sich am meisten vor ihm zu hüten. Ich weiß z. B. nicht, ob nicht Geibel in seinem „klassischen Liederbuch“ die Linien oft zu schön und tadellos geschwungen hat. Eine in der Form tadellose Uebertragung ist nicht immer eine absolut tadelfreie, sie ist es nur, wenn auch das Original dieselbe Höhe behauptet. Hat es dagegen Fehler und Schwächen, so kann die Copie als solche, wenn sie diese Mängel getreu wiedergiebt, gleichwohl, ja gerade deshalb wird sie vollkommen und tadellos sein; menschlich oder bürgerlich gesprochen, denn allerdings, am Maßstab des Ideales gemessen, bleibt immer ein kleiner Manco. Schon Cervantes in seinem Don Quixote hat richtig bemerkt, daß bei poetischen Uebersetzungen — und an diese denken wir hier zunächst — der Dichter seine eigentliche Trefflichkeit einbüße, denn bei allem Fleiße und aller Geschicklichkeit, welche die Uebersetzer anwenden und besitzen, wird der Dichter nie so wie in seiner ersten Gestalt erscheinen können. (Böckh., „Encykl. und Method. der philol. Wissensch.“ S. 160.) Jene relative Treue nämlich, wenn wir dieses Ausdruckes uns bedienen dürfen, hat zur ersten und nothwendigsten Voraussetzung, daß der Uebersetzer mit dem Dichter, oder das Volk, zu dem jener sprach, mit demjenigen, an das dieser sich wendet, auf demselben Niveau der Cultur stehe. Der Geist kann nur zum Geiste sprechen, wenn dieser überhaupt vorhanden ist, und das Schöne kann nur empfangen und wiedergeboren werden von einem ähnlich beschaffenen Organismus; das ästhetische Zellergewebe des Empfängers muß dem des Erzeugers homogen sein. Das trifft nun im Großen und Ganzen bei unserem Bildungszustand, verglichen mit dem der klassischen Völker, zu, aber doch nur im Großen und Ganzen, und es muß Stellen geben, wo sich die beiden Anschauungsweisen nicht decken. Es ist hier nicht die Rede vom sittlichen Ausdruck — denn hier kann und darf keine Uebersetzungskunst die Scheidungslinien verwischen — sondern vom ästhetischen, und hier, meine ich, darf und soll sie es. Es giebt z. B. gewisse Kreise des Lebens, denen die Metaphern entnommen werden. Diese stimmen nicht immer: Die Athener waren ein seefahrendes Volk. Kein Wunder, daß ihre Dichter eine Menge von Bildern aus Seeluft und Segeltuch zusammenwoben, so daß Vieles aus dieser Lebensatmosphäre sprichwörtlich geworden und so als cursirende Münze in den Sprachschatz geflossen ist. Bis auf einen gewissen Punkt wird hier die Nachahmung nicht blos gestattet, sondern sogar geboten sein; der Punkt ist freilich nicht durch eine Regel, sondern nur von Fall zu Fall bestimmbar: wo das Bild dunkel wird oder gar zu fremdartig klingt, wird es durch ein anderes zu ersetzen sein; aber dunkel und fremdartig sind eben unbestimmte, weil subjective Begriffe. Wo freilich ein Bild weiter ausgesponnen wird und seine Fäden das ganze Gefüge der Rede durchziehen und zusammenhalten, da hat der Uebersetzer keine andere Wahl: er muß nachahmen, weil sonst charakteristische Züge nicht zum Vorschein kommen würden. Trotzdem muß eine jede Uebersetzung in's Deutsche (auch eine

deutsche Uebersetzung sein. So trivial diese Bemerkung klingen mag, so ist sie leider Angesichts dessen, was da geschieht, nichts weniger als überflüssig. Deutsch also im Wortschatz und im Satzbau, deutsch aber auch im Rhythmus und im Metrum. Hier herrscht nun allerdings keine von der Natur selbst geprägte Norm und keine zwingende Logik, sondern persönliches Belieben, und zwar nicht blos in der Wahl der Versarten, sondern auch in ihrer Behandlung. Denn man kann mit Recht fragen: „Was sind deutsche Versarten? Was sind deutsche Längen und Kürzen? Zeigt mir sie!“ — Ich bin weit entfernt, diese Frage hier erörtern zu wollen oder zu können, aber einige Haupt- und Grundsätze möchte ich doch hervorheben, die so tief und sicher in unserem Sprachboden wurzeln, daß nur Willkür oder Vorurtheil an ihnen rütteln kann: 1. diejenigen antiken Tact- und Versarten, die dem Charakter unserer Sprache nicht widerstreben und von unseren großen Dichtern gepflegt worden sind, haben ihr Bürgerrecht erworben und müssen auch vom Uebersetzer respectirt werden. Von Jamben oder Trochäen versteht sich dieses von selbst, von Dactylus oder Anapäst — denn auch diese beiden sind ja ein und dasselbe — sollte es sich von selbst verstehen. Die Widerhaarigkeit, welcher dies Versmaß bei gewissen Asketikern deutscher Zunge begegnet, ist nahezu unbegreiflich: statt dankbar zu sein, daß große Sprachschöpfer und Sprachförderer durch Uebertragung und Acclimatisirung desselben unserem Deutsch zu solchem Fluß und Schmelz verholfen haben, jammern sie über fremden Import und Verundeutschung! Sie sollten von den Römern lernen, wie man's macht, und sich darüber besinnen, was wohl geschehen wäre mit der römischen Poesie, wenn es die Römer bei ihren volksthümlichen Versmaßen hätten bewenden lassen. Freilich, den Trost haben sie, daß es auch schon zur Zeit der Römer hyperpatriotische Pedanten gab, welchen die rohe Waldursprünglichkeit in Singen und Sagen besser dünkte als die feinen Blüthen griechischer Cultur. Wahr ist auch, daß in unseren Sechs- und Fünffüßlern noch nicht alles so glatt und klar ist, wie es sein sollte, aber man sehe doch nur, was sie seit Klopstock gewonnen haben, und man wird sich getrösten dürfen für die Zukunft. Schon jetzt ist ein ganz anderer Tanzschritt wahrnehmbar als noch zu Goethes Zeit, als „Hermann und Dorothea“ die Leser entzückte — sollen wir wirklich sagen, trotzdem sie in Hexametern einherschritten? Gewiß nicht, wenn auch besagte Sechsfüßler gar oft ihre Beine langsamer ausrecken — bei den Längen — und rascher bewegen — bei den Kürzen — als recht und natürlich ist. Ob und inwiefern tieftönige Silben für hochtönig, ob und wieviel tonlose in einem Vers für tieftönig (Trochäus statt Spondeus) gelten dürfen, diese und ähnliche Specialfragen berühren uns hier nicht; genug, daß es nicht an Musterleistungen fehlt, welche jede unbestochene Empfindung wohlthuend anmuthen: und das wird wohl Beweis genug sein, daß der Hexameter im deutschen Gewand sich nicht blos erträglich, sondern sogar schön präsentirt. Hiemit ist nun aber 2) durchaus nicht gesagt, daß die ganze antike Verstechnik, d. h. sämmtliche Maße auf deutschen Boden übertragbar seien. Im Gegentheil. Es muß, scheint mir, mit den genannten sein Bewenden haben. Möglich ist es wohl, die deutsche Wortform in sogenannte Cretiker (´– ◡ `) oder Baccheen (◡ ◡ ´ `) zu pressen, wie es Donner, Minckwitz u. A. mit großer Virtuosität versucht haben — aber es ist und bleibt ein Zwang. Das Kleid sitzt nicht gut. Diese Tacte, wo zwei gleichwerthige Längen oder Tonsilben aufeinanderprallen, widerstreben unserm Tactgefühl, widerstreben übrigens auch aller Wahrscheinlichkeit nach dem griechischen; denn der Zusammenprall ist blos scheinbar, insofern der musikalische Vortrag durch Pausen und Dehnung den natürlichen Rhythmus aufrecht erhielt. Unsere Verse dagegen sind (mit Ausnahme vielleicht einiger antiken Strophenformen) nicht auf musikalischen Vortrag berechnet, und in deutscher Sprache geschriebene Verse, auch wenn sie blos übersetzt sind, werden hoffentlich auch „unsere“ heißen dürfen. Wenn also gleichwohl die höheren Versmaße der griechischen Lyriker und die chorischen Systeme der Tragiker im Deutschen nachgebildet werden, so ist dies lediglich eine Künstelei, die nicht einmal den Verstand der Verständigen angenehm anzuregen vermag,

ein Wettkampf, mühevoll für den Ringer und bemühend für die Zuschauer. Also: Wozu? Man gefällt sich von gelehrter Seite wohl darin, vor der Nachahmung der antiken Versmaße, also auch von der Uebersetzung in diesen Formen zu warnen; wir würden hinzusetzen: merkwürdiger Weise, wenn man nicht längst an das Merkwürdige und Paradoxe von eben jener Seite her gewohnt wäre. Und warum wird denn Halt! gerufen? Weil unser rhythmisches Material ein ganz anderes sei als das der Alten, also auch ein ganz anderes das rhythmische Princip. Das ist ja wahr und unläugbar. Dort ist es der Wechsel zwischen Länge und Kürze der Silben, welcher das Princip bewirkt, bei uns der Wechsel des stärkeren und schwächeren Tones auf den Silben. Dort die sogenannte zeitliche Quantität, hier der musikalische Accent. Aber selbst wenn diese Verschiedenheit des Princips eine so specifische wäre oder sich, in der Anwendung, zu einer solchen Schärfe zuspitzte, daß eine Nachahmung ausgeschlossen würde, so könnten wir gleichwohl das fait accompli nicht mehr rückgängig machen, wir müßten es anerkennen, uns nach geschehener Anerkennung mit ihm auseinandersetzen und dürften höchstens fragen, wie es gekommen sei, daß trotz der heterogenen Beschaffenheit beider Principien diese Nachahmung so fröhlich und üppig florire und von den Geistesheroen unserer Literatur so eifrig und erfolgreich gepflegt worden sei. So erfolgreich nämlich, daß diese seit mehr als einem Jahrhundert bestehende Thatsache allein, auch ohne theoretische Ergründung und Beweisführung, einem Jeden, der Lust und Liebe zu besagter Nachahmung in sich verspürt, den vollen Rechtstitel zu solcher an die Hand giebt — vorausgesetzt, daß er mit den angeborenen und angeschulten Mitteln der dichterischen Dynamik ausgerüstet sei. Zum Glück sind nun aber auch jene Principien nicht so grundverschieden, daß eine Vertauschung des einen mit dem andern sich nicht auch theoretisch rechtfertigen ließe. Nur muß man hier zuerst und vor Allem dem Wahne entsagen, als bilde den Lebensnerv der alten Metrik der Widerstreit zwischen Silbenaccent und Silbenlänge. Wäre das wahr, so müßte unsere heutige Nachahmung auf Namen und Ausübung verzichten — aber es ist falsch. Nicht vermöge, sondern trotz des Accentes haben die Alten ihre Metrik zu dem gemacht, was sie ist; sie haben diesen Sprachregenten, der sich oft so rücksichtslos, ja zerstörend im Haushalt der Sprache geberdet, in der dichterischen Darstellung unter die Gesetze des Metrums gebeugt. Die gebundene Sprache (wie auch Griechen und Römer sie nennen) ist dies in erster Linie für den Accent. Bei uns braucht er weder gebeugt noch gebunden zu werden, im Gegentheil, er regiert souverän; aber nicht blos in der dichterischen Sprache, sondern überhaupt in der Sprache, kraft einer übrigens friedlichen rationellen Uebereinkunft mit den zeitlichen Silbenwerthen, will sagen der Quantität.

Jene scheinbar conträren Principien aber werden dadurch wieder eins, daß sie in gleicher Weise sich einem Höheren unterordnen, und das ist der gesetzlich geregelte Wechsel im Rhythmus: ob ich diesen Wechsel herbeiführe durch lange und kurze, ob ich ihn durch betonte und tonlose hervorbringe, es ist das schöne, in gleichen Zwischenräumen sich wiederholende Ab- und Zuströmen der Lautwellen, das dem Ohr schmeichelt und unserem rhythmischen Sinne wohlthut, und da Rhythmus und Wechsel eins, jeder Wechsel aber, nicht blos der von Länge und Kürze, sondern auch der von Stärke und Schwäche, von Höhe und Tiefe sich wie alles Geschehende nur in der Zeit vollziehen und nur als Zeittheil wirken kann, so ist in der That das Resultat beidemal ein und dasselbe. Uebrigens darf man ja nicht meinen, die Alten hätten dem Accent in ihren Metren gar kein Recht mehr gelassen; wer wissen will, was das heißt, braucht nur ein Dutzend gutgebildeter lateinischer Hexameter in ihrer zweiten Hälfte sich aufmerksam vorzusagen. Aber auch die Griechen haben ihn keineswegs zum Aschenbrödel degradirt. Freilich, hätten sie ihre Verse so recitirt, wie dies heut zu Tage in den Schulen geschieht — und kaum anders geschehen kann — so hätten sie dem Accent übel mitgespielt. Aber davon ist keine Rede: sie haben in erster Linie der Silbenlänge ihr volles Recht zugetheilt, aber auch dem Accent sein freilich

bescheideneres Pflichttheil nicht vorenthalten. Fiel beides zusammen, wie bei ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα πολύτροπον — gut, wo nicht, so haben sie neben dem der Langsilbe gezollten Ehrenrecht der längeren und stärkeren Aussprache den Accent durch die Tonhöhe markirt, wie es der Bedeutung des Wortes (accentus προσῳδία) entsprechend war: das heißt, sie haben ihn musikalisch (durch das Intervall der Quinte) vor den übrigen Silben hervorgehoben. Auch unser Accent markirt seine Silbe durch die Tonhöhe, allerdings auch durch die Tonstärke: eine monotone Aussprache, d. h. eine solche, die immer auf derselben Tonlage verweilt, wenn sie auch das Moment der Tonstärke und Tonschwäche berücksichtigt, strangulirt sofort den schönsten Vers. Daß wir aber kraft der dem Accent verliehenen Herrscherrolle die Länge recht eigentlich entthront haben, sieht man deutlich an der Art, wie wir unsere deutschen Hexameter lesen, und sogar, freilich ganz widerrechtlich, dieses Princip auf die Recitation antiker Verse übertragen. Wir lesen diese nämlich gewöhnlich im Dreiachteltacte, wodurch jeder von den beiden kurzen Silben des Dactylus dasselbe Zeitmaß eingeräumt wird wie der Länge, statt daß wir im Zweiviertel- (beziehungsw. Vierachtel-) Tact scandiren, wodurch beide Kürzen zusammen an Zeitwerth der Länge gleichkämen. — Es ist hier nicht der Ort, weiter in die Gesetze oder auch Geheimnisse der Uebersetzungskunst einzudringen; ich wollte nur in einigen Zügen das Wesen derselben skizziren und ihr gutes Recht wahren. Eine erschöpfende Behandlung aller hier in Betracht kommenden Fragen ist keine geringe Aufgabe und quillt über den Rahmen, der mir hier gegeben ist.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart (Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst).

Gleichzeitig mit den Unternehmungen der Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in München und der Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin, welche die Verbreitung des Kunstsinnes durch Reproductionen und die Hebung der reproducirenden Kunst selbst zur Aufgabe haben*), tritt die segensreich wirkende Gesellschaft für vervielfältigende Kunst mit einem Geschichtswerke hervor, welches das erste in seiner Art ist: mit einer Geschichte der vervielfältigenden Kunst. Ueber vereinzelte Versuche einer Darstellung der graphischen Künste in Monographieen und Katalogen sind wir bisher nicht hinausgekommen. Die Wiener Gesellschaft verspricht ein Geschichtswerk im vollen Sinne des Wortes, welches den Verlauf der Entwickelung dieser Künste in zugleich übersichtlicher und erschöpfender Darstellung schildern und in den Arbeiten der bedeutendsten Kupferstecher und Radirer, der tüchtigsten Holzschneider und Lithographen die Denkmäler der historischen Entwickelung den Lesern vorführten soll. Als Mitarbeiter für dieses, dem Wunsche der Zeit entsprechende, großangelegte Werk sind die Herren Dr. Chmelarz, Professor W. Hecht, Professor J. Langl, S. Laschitzer, Professor Dr. Wickhoff, Dr. A. Rosenberg, Dr. J. P. Richter, S. R. Köhler, Professor G. Mongeri gewonnen. Die Redaction des Ganzen hat Professor von Lützow in Wien übernommen.

Der erste Haupttheil des Gesammtwerks wird eröffnet durch die Darstellung der vervielfältigenden Kunst der Gegenwart, so daß das Werk sozusagen mit dem Ende begonnen wird. Dieses Verhältniß findet seine Begründung in dem Umstande, „daß für die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der vervielfältigenden Künste und für den Ueberblick ihrer Geschichte während des letzten halben Jahrhunderts durch die Wiener Ausstellung des Jahres 1883 ein Material von seltener Reichhaltigkeit übersichtlich vorliegt, und daß es durch die nicht hoch genug anzuschlagende Liberalität

*) S. die Illustrirte Bibliographie in Nr. 106 (Januar) unseres Blattes und S. 141 derselben Nummer.

Kopfvignette von Groll, geschnitten von Paar.
Aus: Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

zahlreicher Theilnehmer an jener Ausstellung, Künstler wie Verleger, möglich wurde, die Hauptrichtungen der vervielfältigenden Kunst der Gegenwart durch die Vorführung einer glänzenden Reihe von Werken der bedeutendsten Meister aller Völker und Schulen zu repräsentiren". In dieser Unterabtheilung des Gesammtwerkes, welche die Gegen=

Nach einer Radirung von Seymour Haden.
Aus: Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

wart behandelt, soll das Schaffen des Holzschnittes, des Kupferstiches, der Radirung, der Lithographie und des Farbendruckes in den hervorragendsten Kunstländern Europas und in Amerika dargestellt werden. Auch die photo=chemischen Reproductions=Arten, vornehmlich die Heliogravure und die Phototypie mit ihren verschiedenen Nebenzweigen und ihren zahlreichen Arten der Anwendung sollen berücksichtigt werden.

Das vorliegende erste Heft beginnt mit der Wiedereinführung des Holzschnittes in die Buch-Illustration durch den englischen Meister Bewick (geb. 1753). England bot das Muster für Deutschland und Frankreich.

Schon gleichzeitig mit Bewick hatten die beiden Unger in Berlin an der Hebung

Don Quixote von A. Schrödter. Holzschnitt von John Thompson.
(Verkleinerte Reproduction aus: Raczynskis Geschichte der deutschen Kunst.)
Aus: Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Wien,
Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

der lange vernachlässigten Kunst gearbeitet; ihr Nachfolger und Schüler war Gubitz (1786—1870), und dessen Schüler Fr. Unzelmann brachte die Xylographie von Neuem zu hohen Ehren. In erster Linie trugen dazu die erhöhten Anforderungen bei, die Adolf Menzel an den Holzschnitt stellte. Die ersten Zeichnungen für das Friedrichs-Buch des Meisters wanderten nach Paris, aber nur wenige Stöcke, die von den dortigen

Meistern gefertigt waren, befriedigten Menzel. Den deutschen Künstlern aber, welche ihm zur Seite standen, konnte Menzel die Anerkennung zollen, daß sie „im Gehorsam gegen den Strich seiner Zeichnung das Höchste geleistet".

Mit der Berliner Schule hängt auch der Regenerator des Holzschnittes in Oesterreich, Blasius Höfel (1792 bis 1863), zusammen.

Wie Menzel durch seine Zeichnungen den Mittelpunkt für eine Berliner Schule von Xylographen bildete, die ganz besonders der Geschichte, der Verherrlichung moderner Heldengröße sich widmete, so ward durch Ludwig Richter das eigentliche Volksbuch und die Literatur der Kinderwelt geschaffen. Er und Meister wie Schwind, E. Neureuther, Schnorr, Bendemann, Rethel u. A. illustrirten die mittelalterliche Dichtung und Geschichte, die deutsche Märchen- und Sagenwelt. An ihnen bildete sich eine neue Schule von Holzschneidekünstlern, deren Grundcharakter Schlichtheit und Gemeinverständlichkeit war.

Beruht in Deutschland der Fortschritt des Holzschnittes auf einer Anzahl hervorragender Künstler-Individualitäten, so dankt der englische Holzschnitt seine Berühmtheit mehr der Höhe seines Gesammtniveaus.

In Frankreich entwickelte die rührige Thätigkeit der Verleger die große Zahl der Prachtwerke und die Fülle der Journale den Holzschnitt. Unseren Menzel, Richter, Schwind, Rethel, Neureuther treten in Frankreich ein Horace Vernet, Grandville, Gavarni, Gigoux, Tony Johannot, Valentin, Cham u. A. gegenüber. Die drei erwähnten Länder sind es vornehmlich, welche die Wiederbelebung und die schnelle Fortentwickelung der Holzschneidekunst repräsentiren.

„Un traducteur d'Anacréon."
Zeichnung von Gavarni zum „Diable à Paris".
Aus: Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart.
Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Neben dem Holzschnitt ist als originelles Erzeugniß der modernen Zeit die Lithographie zu betrachten. Mit ihrer Erfindung und ihrer Ausnutzung für die Zwecke der Reproduction von Meisterwerken der Malerei und zur Herstellung von Portraits schließt das erste Heft.

Wir dürfen die trefflichen Text-Illustrationen und die beigefügten Tafeln nicht unerwähnt lassen; denn sie bilden, wie natürlich, einen wesentlichen Bestandtheil des Werkes. Von den ersteren sind wir in der Lage unseren Lesern einige Proben zu geben. Die Tafeln sind theils Stiche und Radirungen hervorragender Werke, wie Vautiers „In der Kirche," oder Original-Radirungen, wie Blochs „Christus". Auch die Heliogravüre ist vertreten und ein ganz vorzüglicher Holzschnitt von Klinkicht, Ludwig Richter darstellend. Alle diese Arbeiten sind als musterhaft zu bezeichnen.

Erhalten sich die folgenden Lieferungen in der Darstellung und den künstlerischen Beilagen auf der Höhe dieses ersten Heftes, so werden wir in dem Unternehmen der Wiener Gesellschaft ein Werk von hervorragender Bedeutung besitzen: Das erste Werk, welches die gesammten graphischen Künste in ihrer historischen Entwickelung vorführt.

A. V.

Georg Ebers' Lepsius-Biographie.

Kurze Zeit nach dem Heimgange des Altmeisters der Aegyptologie, Richard Lepsius, hat der Freund und Schüler des Verstorbenen, Georg Ebers, noch ganz erfüllt von dem gewaltigen Bilde des Dahingeschiedenen, es unternommen, nicht nur den ägyptologischen Fachgenossen, sondern „jener großen in allen Culturländern heimischen Genossenschaft, welche man ‚die gebildete Welt' nennt, die Entwickelung, die Persönlichkeit und die großartige Thätigkeit dieses Meisters deutscher Wissenschaft, ‚des Musters eines Gelehrten' vorzuführen, ihr zu zeigen, welcher Natur die wissenschaftlichen Thaten gewesen sind, denen Lepsius seine hohe und wohlverdiente Anerkennung und Berühmtheit verdankt. Das Lebensbild, welches Ebers gezeichnet und dem ältesten Schüler des Verstorbenen, Johannes Dümichen in Straßburg, gewidmet hat, liegt heute vor uns: wahrlich ein des Altmeisters würdiges Denkmal*). Voll Pietät und Ehrfurcht vor der Größe des Meisters, aber dennoch streng objectiv, frei von leicht verzeihlicher Voreingenommenheit und fern von dem gefürchteten „hinkenden Schülerlobe" hat der Verfasser den Pinsel geführt. Ebers würdigt die über alle kleinliche Anfechtung erhabenen Großthaten des Meisters auf wissenschaftlichem Gebiete; er verehrt in Lepsius den wahren Freund und den strengen Beamten, den treuen Gatten und liebevollen Vater: er hat aber auch ein offenes Auge für die Schattenseiten des Menschen; er spricht es unumwunden aus, wo irgend er einen Mißgriff in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit oder etwa einen Flecken in dem reinen Spiegel seiner Seele zu bemerken glaubt. Und wenn Ebers wirklich hier und da ein zu mildes Urtheil fällt, Schwächen entschuldigt, die vielleicht nicht zu entschuldigen sind, wer darf deswegen auf den Freund, der mit warmer Liebe und Begeisterung den Freund zu verstehen suchte, einen Stein werfen? Tout comprendre c'est tout pardonner!

Ein reiches, fast übergroßes Material stand Ebers zu Gebote, als er an die Ausführung seines Werkes ging; außer zahlreichen persönlichen Erinnerungen aus der langen Zeit, wo ihn eine enge, nie getrübte Freundschaft mit dem Verewigten verbunden, in erster Linie die zahlreichen gelehrten Arbeiten, 142 an Zahl, die authentischsten Zeugen von Lepsius' wissenschaftlichem Werden und Wachsen, welche der ägyptologische College am besten zu schätzen verstand; dann hatte ihm die Familie Lepsius mit liebenswürdigem Entgegenkommen die eigenen Papiere des Vaters, seine

*) Georg Ebers, Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Leipzig 1885. Verlag von Wilhelm Engelmann.

Agenden und Tagebücher, die 27 (!) Bände der Tagebücher der Frau Lepsius, sowie zahlreiche Briefe des Verstorbenen an seine Gattin, seine Eltern, seinen Freund und Gönner Bunsen u. a. m. zur Verfügung gestellt. Die nicht gering zu achtende Schwierigkeit, dieses ausgebreiteten Materials Herr zu werden, aus der Fülle des Interessanten das für den Biographen Werthvollste auszuscheiden und bei dieser Sichtung auf private Verhältnisse tactvolle Rücksicht zu nehmen, hat Ebers in anerkennenswerther Weise überwunden.

Es kann hier nicht der Ort sein, auf Lepsius' Lebensschicksale und seinen Entwickelungsgang näher einzugehen: wie er (sein Geburtstag, der 23. December 1810, ist hier erst durch Ebers festgestellt) in dem Elternhause zu Naumburg a. d. Saale, durch seinen geistig bedeutenden Vater vielfach angeregt, unter glücklichen Verhältnissen heranwuchs; wie er in der berühmten Schulpforte den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung legte. Die Schilderung seiner Universitätsjahre, welche er zu Leipzig, Göttingen und Berlin verlebte, gewährt uns einen willkommenen Einblick in die Verhältnisse der deutschen Hochschulen zu Ende der zwanziger Jahre; in der Wiedergabe der Eindrücke, welche der junge Lepsius von seinen damaligen Lehrern, zu denen der Historiker Wachsmuth, der Philologe Gottfried Hermann, der Philosoph Krug in Leipzig, in Göttingen Männer wie Dissen, Otfried Müller, Grimm, Ewald und Dahlmann, Bopp, Böckh und Lachmann in Berlin zählten, empfangen hat und über welche er selbst in den Briefen an seinen Vater, die Ebers uns im Auszuge mittheilt, ausführlich berichtet, ist die Geschichte einer der glänzendsten Perioden deutscher Wissenschaft enthalten.

Als Lepsius nach dem Abschluß seiner Studienzeit zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris ging, hatte er sich mit dem Aegyptischen noch nicht beschäftigt. Ebers wundert sich, daß der junge Gelehrte „sich nicht schon in Göttingen nach Aegypten, wo manches Reis der Kunst und des Wissens der Alten wurzelt, umgeschaut hat". Der Grund hiervon liegt, glaub' ich, in Lepsius' ganzer geistiger Anlage. Er war kein Genie, das aus sich selbst heraus, unbekümmert um das Für und Wider Anderer, in das Weite strebt und sich eigene Pfade schafft: Lepsius mußte angeregt werden, und erst dann überlegt er noch vorsichtig, ob er auf dem Gebiete, das er betreten will, wirklich etwas zu leisten im Stande sei und ob ihm auch für sein äußeres Leben Früchte dort wachsen können. In Paris wird er von Bunsen aufgefordert, das durch Champollions allzufrühen Tod unterbrochene Werk der Hieroglyphenentzifferung fortzusetzen; aber erst nachdem er sich überzeugt hat, „in der Aegyptologie ein ihm genügendes Schaffensgebiet zu finden", und nachdem ihm Bunsen die Aussicht auf die Unterstützung der preußischen Regierung und auf eine spätere Anstellung bei der ägyptischen Sammlung in Berlin eröffnet hat, willigt Lepsius ein, nach Rom zu gehen und seine Kräfte dem Studium der Aegyptologie zu widmen.

Wie Großes er hier geleistet hat, ist in den Grundzügen allgemein bekannt. „Es giebt fast keinen Bau auf dem Gebiete der ganzen Aegyptologie, in dem der Fundamentalstein nicht den Namen „Lepsius" trüge. Aber hätte auch Richard Lepsius nichts weiter gethan, als den von Champollion entdeckten köstlichen Schatz den schmutzigen Händen schwindelnder Dilettanten und unwissender Stümper entrissen, sein Name würde immerdar in der Wissenschaft mit Hochachtung und Dankbarkeit genannt werden. Wer sich einmal überwunden hat, die wüsten Phantasien eines Seyffarth und Schwartze zu lesen, den oft an's Unglaubliche grenzenden historischen und kunsthistorischen Ausführungen eines Joseph Passalacqua zu folgen, der wird erst die Bedeutung, welche Lepsius' kritische Arbeiten auf den Gebieten ägyptischer Philologie, Chronologie und Mythologie für die Wissenschaft haben, erkennen, und es ist nicht das kleinste Verdienst Georg Ebers', daß er uns, die leicht vergeßlichen Epigonen, die erhabene Größe des Mannes in ihrem ganzen Umfange hat erkennen lassen und auch über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus sichtbar gemacht hat. Ebers nennt einmal Bopp treffend den „Erzieher" der Sprachvergleichung, so möchten auch wir Lepsius den Namen eines „Erziehers der Aegyptologie" geben.

Das klare Bild, welches uns Ebers von den Anfängen der ägyptologischen Wissenschaft bis zu dem Stadium, in welchem sie Lepsius 1834 zu Paris vorfand, entwirft; der Bericht, den Lepsius über seine ägyptologischen Anfangsarbeiten an die Berliner Königliche Akademie der Wissenschaften erstattet, mit dessen Wortlaut uns Ebers in seiner zweiten Beilage bekannt macht; die Schilderung der weiteren Arbeiten

des jungen Gelehrten vornehmlich in Rom und London: die ausführliche Erzählung von dem Verlaufe seiner großen, von Friedrich Wilhelm IV. ausgerüsteten ägyptischen Expedition, welche durch den in Beilage III im Auszuge mitgetheilten Bericht an das Ministerium vervollständigt wird; schließlich die eingehende und sorgfältige Darstellung der Lepsius'schen „Meisterjahre", des Inhalts und der Bedeutung der während derselben geschaffenen Werke: dies Alles ist ein unschätzbarer Beitrag zur Geschichte nicht allein der Aegyptologie, sondern der Geisteswissenschaften überhaupt, an welchem jeder Gebildete den regsten Antheil nehmen muß.

Um die Schilderung der erwähnten Meisterjahre (Ebers zählt sie von Lepsius' Berufung zum ordentlichen Professor an der Berliner Universität, 23. August 1846, und seiner fast gleichzeitigen Vermählung mit Elisabeth Klein, der Tochter des bekannten Musikers und Componisten, bis zu dem am 10. Juli vorigen Jahres erfolgten Hinscheiden des Meisters) nicht zu schwer zu belasten, hat der Verfasser dem Lepsius'schen Hause und dem Menschen Lepsius zwei besondere Capitel gewidmet. Das erstere gehört zu den interessantesten des Buches; es enthält eine urkundliche Schilderung der Berliner „guten Gesellschaft", deren gelehrter Theil sich namentlich in den vierziger und fünfziger Jahren in dem Lepsius'schen Hause in der Behrenstraße, und später in dem eigenen Heim in der Bendlerstraße zu versammeln pflegte. Hier verkehrten Alexander von Humboldt, Bunsen, die Brüder Grimm, Ehrenberg, Ernst Curtius u. A. m.; auch jüngere Leute zählten zu den Gästen des Paares; so empfing es 1854 den auf der Durchreise in Berlin anwesenden Oscar von Redwitz, den Frau Lepsius in ihrem Tagebuche mit den Worten charakterisirt: „Er ist der Dichter des viel gelesenen (von uns nicht) und bewunderten sentimental-katholisch-religiösen Amaranth. Ein junger frischer Wiener, naiv, aber gar nicht sentimental; also besser als sein Werk." Die Hauptquelle für das Leben im Lepsius'schen Hause ist das Journal der Frau Lepsius, „einer durch Feuer der Seele und Schärfe des Geistes vor Tausenden ausgezeichneten Frau". Ebers sagt von diesem Tagebuche, „daß ihm die Lecture desselben wahren Genuß bereitet und ihm ein Frauenbild vor die Augen und die Seele geführt habe, so eigenartig und groß im Lieben, Handeln und Kämpfen, daß er mit aufrichtiger Bewunderung, aber auch mit tiefer Wehmuth von ihm geschieden sei."

Der Charakter der Frau Lepsius steht im Gegensatze zu dem ihres Gatten: sie besaß ein warmes Gemüth; er nur Verstand. Georg Ebers hat den Versuch gemacht, Lepsius von dem Vorwurfe der Herzlosigkeit, den man ihm oft gemacht hat, zu reinigen, nachzuweisen, daß es dem großen Manne durchaus nicht an Gemüth gefehlt habe. Ich muß offen gestehen, daß mir diese Rettung — trotz der mannigfachen Hülfsmittel, welche der Verfasser anwendet, nicht recht geglückt zu sein scheint; daß ich dem Bekenntnisse, welches Lepsius selbst einmal in jüngeren Jahren in einem Briefe abgelegt hat: „ich kenne die Leidenschaft an mir als einen alten Fehler" keinen vollen Glauben schenken kann. Schon als junger Student tritt er nur als „kühler Verstandesmensch" entgegen; vornehm hält er sich von Allem, was irgendwie compromittiren kann, zurück; eine wilde Sturm- und Drangzeit hat er nie durchkämpft. Diese Schwäche ist aber auch zugleich seine Stärke; ohne diesen leidenschaftslosen Verstand hätte er nicht das geleistet, was er geleistet hat. Und wenn wir auch den Menschen, über dessen Lippen ein: „ich habe nie etwas in meinem Leben zu bereuen gehabt" gekommen ist, nicht lieben können, Bewunderung und Verehrung müssen wir ihm unbedingt zollen.

Ebers' Biographie ist mit einem vorzüglich getroffenen Bilde unseres Lepsius und einer Abbildung des im Stil der englischen Gothik erbauten Lepsius'schen Hauses in der Bendlerstraße geschmückt. Die Fachgenossen sind dem Verfasser für den vollständigen Index der Schriften des Altmeisters zu Danke verpflichtet. Der großen Gemeinde der Gebildeten, an welche sich das Buch richtet, sei das Lebensbild des berühmten Gelehrten auf das Wärmste empfohlen.

Berlin. Georg Steindorff.

Bibliographische Notizen.

Corporal Sylvester. Scheidung. Zwei Novellen von Salvatore Farina. Deutsch von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel.

„Bald nehmen wir Abschied und gehen ohne Groll zur Ruhe, zu glücklich, wenn wir die frohe Botschaft vernommen haben werden, daß unter so vielen Ruhmescandidaten, die einen wohlfeilen Lärm machen, Italien endlich einen Dichter oder Prosaiker gefunden hat, der durch sein Leben und seine Werke die Todten und die Sterbenden in Vergessenheit bringt." Diese Worte, welche der Dichter in dem Briefe gebraucht, der als Vorwort zu den zwei Novellen gelten soll, sind offenbar sein aufrichtiges Glaubensbekenntniß. Diese Aufrichtigkeit aber sieht doch wohl etwas zu schwarz. Denn Farinas Dichtungen gehören keineswegs zu der Modewaare, die der Tag bringt und der Tag verschlingt; sie sind vielmehr Producte jener heiteren Kunst, „die ihre Kraft aus unserer innersten Natur" zieht, sie dienen einer Wahrheit, „die der Mode nicht unterworfen" und dem nimmer alternden Gefühl, das zu jeder Zeit die Menschen zu gewinnen weiß. Farinas Kunst in der Schilderung des an Poesie so reichen alltäglichen Lebens, die wir schon in dem Cyklus „Mein Sohn" bewundert haben, erweist sich auch in den zwei vorliegenden Novellen wirksam. Freilich muß man, um diese Poesie zu finden, die Augen des Dichters haben. Die kleine Novellette „Scheidung", die nichts weiter schildert, als den vorübergehenden Zwist zweier jungen Eheleute, die sich im Grunde des Herzens recht lieb haben, ist erfüllt von dieser poetischen Empfindung. „Corporal Sylvester" ist ein breit angelegtes Lebensbild aus der Sphäre eines kleinen italienischen Seebades, und sucht seine Hauptwirkung in der eingehenden Charakteristik von drei, oder wenn man den Erzähler, der in der ersten Person spricht, mitrechnet, vier Personen, welche den gewöhnlichen Lebensberufen angehören und durch nichts Besonderes vor anderen Menschen hervorragen. Wer „Mein Sohn" gelesen hat, wird uns bestimmen, wenn wir Farina als einen echten Humoristen und zwar als einen der hervorragendsten bezeichnen. Der Humor, dessen läuternde Kraft allem den Zauber der Poesie aufzuzwingen weiß, entrückt auch die Gestalten dieser Erzählung dem Gewöhnlichen und erhebt die Darstellung in das Reich edelster Empfindungen. Die Uebersetzung ist meisterhaft. Möchten doch manche fingerfertige Uebersetzer diese Verdeutschung lesen, um sich des Unterschiedes zwischen einer wahrhaft guten Wiedergabe eines fremden Dichters und ihren pietätslosen Sudeleien bewußt zu werden. Dohm und Hoffmann haben Farina nicht blos bei uns eingeführt, sondern im vollen Sinne des Wortes zu einem verehrten, ja mit Liebe gelesenen Autor gemacht. rl.

Fünf neue Novellen von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

Die vorliegende kleine Sammlung gehört zu dem Besten, was die Verfasserin die sich unter dem Pseudonym Hans Arnold verbirgt, bisher veröffentlicht hat. Namentlich verdient die eine der fünf Novellen, „Die junge Frau Doctorin", hervorgehoben zu werden, dieselbe ist ebenso feinsinnig erfunden, als die Charakterisirung der Personen, aus denen sich die Handlung zusammensetzt, gelungen ist. Das Ganze ist ein Stimmungsbild voll Poesie und Lebenswahrheit. Die übrigen vier Novellen bekunden die humoristische Begabung der Verfasserin, an poetischem Werth sind sie der erstgenannten nicht annähernd gleich. mz.

Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers aus den Unglückstagen von Metz und Sedan. Aus den hinterlassenen Papieren des Barons de la Belle-Croix. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky, Kgl. Hofbuchhandlung).

Diese Enthüllungen sind, wie im Vorwort richtig bemerkt ist, von allgemeinstem Interesse. Sie sind Aufzeichnungen eines Augenzeugen, der das, was er schildert, wirklich durchlebt hat. Das Buch ist in

feuilletonistischem Stil geschrieben, fesselnd und interessant. Wir lernen die leitenden Motive, die Intriguen, den innerlichen und äußerlichen Verfall in Volk und Heer kennen, der den Zusammensturz des morschen Gebäudes beschleunigte.

Im Hörselberge. Roman von Leo Warren. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, vormals Ed. Hallberger.

Pariser Sittenschilderungen von einem Deutschen! Neben einem Ausflug auf das Gebiet des naturalistischen Romans nach französischem Muster deutsche Sentimentalität, die Zusammenstellung hat uns recht fremdartig angemuthet und macht einen sonderbaren Effect. Die Schilderungen aus den Kreisen der Pariser Halbwelt und der vornehmen Gesellschaft entbehren jener leichte Eleganz, jenes ausschließlich französischen Parfums, wie wir solche aus den Romanen französischer Autoren kennen, auch läßt die Technik des Romans Manches zu wünschen übrig, der Autor läßt die Personen, mit denen er agirt, zu sehr wie Marionetten kommen und gehen, wie es zur Schürzung und Lösung der Handlung ihm genehm erscheint, ohne den Leser von der inneren Nothwendigkeit ihrer Handlungen zu überzeugen. Zuweilen geräth er sogar auf dramatisches Gebiet und läßt seine Heldin allein in ihrem Boudoir lange Monologe mit lauter Stimme halten.

Immerhin ist die Tendenz des Verfassers anzuerkennen; dieselbe bezweckt eine Glorificirung deutschen Gemüthslebens auf Kosten französischer Sittenlosigkeit; nicht allzu kritisch gestimmte Leser, die bei der Lectüre nur Unterhaltung suchen, werden dieselbe unzweifelhaft finden. mz.

Catilina. Roman in zwei Bänden von Edmund Friedmann. Dresden, Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Der archäologische Roman hat sich überlebt, es ist nachgerade so viel in dem Genre geschrieben worden, als auch andererseits gegen dasselbe, daß der Geschmack des Publikums sich daran übersättigt hat und die Nachzügler, mögen sie auch noch so Gutes bieten, einen schweren Stand haben und einem gewissen Uebelwollen begegnen, welchem wir ebenso Berechtigung absprechen, wie vordem der absoluten Vorliebe für dasselbe. Der vorliegende Roman gehört jedenfalls zu den besseren Erzeugnissen dieser Gattung. Die geschilderte Zeitepoche ist die catilinarische Verschwörung, und der Verfasser hat es verstanden, die geistigen und seelischen Kämpfe jener Zeit mit den historischen Vorgängen in inneren Zusammenhang zu bringen. Geben wir ihm selbst das Wort in einem kurzen Auszuge aus seiner Vorrede: „Aeußerlich hat das Römerthum eine fast unbeschränkte Weltmacht errungen und der Drang frischen Strebens findet keine Nahrung mehr in den großen Aufgaben, wie die harten Kämpfe der Vergangenheit sie darboten, der kräftige, energische Charakter des Römers, der einst im Kampf gegen äußere Gefahr Bethätigung fand, sucht sich jetzt andere Auswege; der Ehrgeiz, über die eigenen Mitbürger zu herrschen, tritt an die Stelle der Ruhmsucht, die nur dem Vaterlande diente, und wilde Genußsucht ersetzt den früheren Drang, in frischen Thaten die Kraft der igenen Persönlichkeit zu bethätigen. Der Zauber, den das Schönheitsideal auf die antike Welt auszuüben vermochte, beginnt seine Macht zu verlieren und in den besseren Gemüthern macht sich eine Sehnsucht nach seelischer Vertiefung geltend, für welche die äußere Gestaltenschönheit der Antike keinen Raum mehr bietet. — Das Einbrechen der orientalischen Culte beginnt bereits um jene Zeit sich anzukündigen. Hier liegt die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat: den Nachweis zu führen, welchen Einfluß das Judenthum als Vorläufer des bald darauf erscheinenden Christenthums auf die Römer jener Zeit auszuüben begann, und wir stimmen ihm durchaus zu, wenn er die Einführung des das Christenthum verkündenden Judäerthums als für unsere Zeit von besonderem Interesse erachtet, wo die Gegensätze sich so schroff gegenüberstehen. Wir fassen unser Urtheil über den Roman Catilina darin zusammen, daß derselbe genug des Interessanten bietet, um der Beachtung würdig zu sein.

mz.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Anzengrubers Dorf-Romane. III. Band. Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte. I. Theil. — IV. Band. Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte. II. Theil. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

Bauer, Max (Rusticus), Berliner Lust und Laune. Humoristische gereimte Chronik. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung (S. Gerstmann).

Bettelheim, Anton, Beaumarchais. Eine Biographie. Frankfurt a/M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Bing, Carl, Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Mit den Bildnissen Weyers und seines Lehrers Agrippa. Bonn, Adolph Marcus.

Boy-Ed, Ida, Dornenkronen. Roman. Berlin, Rudolf Waldern.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Auflage. 172.—177. Heft. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.

Cassel, Dr. Paulus, Kritische Sendschreiben über die Probebibel. Mit einer wissenschaftlichen Anmerkung über Hellenismen in den Psalmen. Berlin, Friedrich Schulze.
— Zoroaster, sein Name und seine Zeit. Eine iranische Glosse. Berlin, S. Calvary u. Co.
— Messianische Stellen des alten Testaments. Kritisches Sendschreiben über die Probebibel. II. Angehängt sind Anmerkungen über Megillath Taanith. Berlin, Friedrich Schulze.

Dahn, Felix, Die schlimmen Nonnen von Poitiers. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 589 n. Chr). 4. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dietrich, Karl, Die Einheit der Wissenschaft. Offenes Sendschreiben an die deutschen Universitäten in Verfolg und als Schutzschrift des denselben unterbreiteten Apriorischen Wissenschaftssystems („Urkunde der Wissenschaft"). Hamburg, Druck und Verlag von König & Schulz.

Egelhaaf, Dr. Gottlob, Kaiser Wilhelm und die Gründung des neuen deutschen Reichs 1797 bis 1885. Erstes bis zehntes Tausend. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe.

Flegel, Ed. Robert, Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde und Reisegefährten. übersetzt, eingeleitet, mit allgemeinen Schilderungen des Volkscharakters und der socialen Verhältnisse der Haussas sowie mit kurzer Lebensgeschichte des Maigasin baki versehen. Mit einem Portrait Flegels und seiner beiden Haussa-Freunde. Hamburg, L. Friedrichsen & Co., Land- und Seekartenhandlung, geographische und nautische Verlagshandlung.

Friedmann, Fritz (Erich Hohenziel), Auf der Wahlstatt des Lebens. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Goldsmith, Oliver, Le vicaire de Wakefield. Traduction nouvelle et complète par B. H. Gausseron. Paris, A. Quantin.

Grosse, E, Irrlichter. Lieder. Jena, W. E. Grosse Nachfolger.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre. 1870 bis 1885. Kritiken. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Hellwald, Friedrich von, Die weite Welt. Reisen und Forschungen in allen Theilen der Erde. Ein geographisches Jahrbuch. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
— Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production. Mit 455 Illustrationen. Heft 25, 26, 27. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Hertz, Wilhelm. Spielmanns-Buch. Novellen in Versen aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Stuttgart. Gebrüder Kröner.

Kittlitz, Robert Freiherr von, Die Zigeuner. Vortrag, gehalten im Winter 1884—85 in der naturforschenden und in der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften. Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung.

Kloth, Heinrich, Sliperlisch'n. Garding, H. Lühr & Dircks.

Länderkunde der fünf Erdtheile. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. I. Lieferung. Leipzig, Verlag von G. Freytag.

Mauthner, Fritz, Quartett. Roman. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Meyers Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Zweiter Band. Atlantis — Blatthornkäfer. Mit 43 Illustrationsbeilagen und 185 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Ompteda, Ludwig Freiherr von, Rheinische Gärten von der Mosel bis zum Bodensee. Bilder aus alter und neuer Gärtnerei. Mit 55 farbigen Abbildungen im Text. Berlin, Paul Parey.

Riepenhausen, F. & J., Gemälde des Polygnot zu Delphi gezeichnet und gestochen nach der Beschreibung des Pausanias. Achtzehn Photolithographien nebst Text. Leipzig, C. Hesse.

Russ, Dr. Karl, In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt Erste Reihe. Mit einem botanischen und zoologischen Wegweiser, einem Titel-Holzschnitt, gez. von Emil Schmidt, und 37 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von A. Haack.

Sander, Dr. W., und Dr. **A. Richter**, Die Beziehungen zwischen Geistesstörung und Verbrechen. Nach Beobachtungen in der Irrenanstalt Dalldorf. Berlin, Fischers Medicinische Buchhandlung, H. Kornfeld.

Sutermeister, Professor O., Schwizer Dütsch. Aus den Kantonen St. Gallen und Appenzell. Zweites Heft. Liefrg. 34. Aus den Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden. Zweites und drittes Heft. Lfg. 35-36. Zürich, Orell Füssli & Co.

Wehl, Feodor, Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung. Ein Abschnitt aus meinem Leben. Hamburg, J. F. Richter.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit mehreren Gelehrten gegründet von Dr. J. H. Fichte und Dr. H. Ulrici, redigirt von Dr. August Krohn und Dr. Rich. Falckenberg. Neue Folge. Sonderheft des 87. Bandes. Halle a. d. S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, **32** *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, **25** *Pf.*
die Gefässe mit einbegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen, Augsburg, Baden-Baden, Bamberg, Barmen, Berlin, Bielefeld, Bochum, Bonn, Braunschweig, Breslau, Coblenz, Coburg, Crefeld, Creuznach, Dortmund, Dresden, Duisburg, Düren, Düsseldorf, Elberfeld, Ellwangen, Essen, Frankfurt a/Main, Freiburg i/B., M. Gladbach, Görlitz, Halle a/S., Hamburg, Hamm i/W., Hannover, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Herford, Ingolstadt, Kaiserslautern, Karlsruhe, Kassel, Kempten i. B., Köln, Landau, Leipzig, Ludwigshafen, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Münster i/W., Nürnberg, Osnabrück, Plauen i/V., Posen, Remagen, Remscheid, Saarbrücken, Schwerin i M., Stettin, Stuttgart, Trier, Wiesbaden, Worms, Würzburg, Zweibrücken.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 36. — Heft 108.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1886.

Breslau
S. Schottlaender.

März 1886.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Jules Grévy.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXVI (Januar bis März 1886), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107.

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXXVI. (Januar bis März 1886)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVI. Band. — März 1886. — Heft 108.

(Mit einem Portrait in Radirung: Jules Grévy.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Mönch von Paläokastrizza.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

— Berlin. —

In dem Kloster Paläokastrizza, das auf einem einzeln ragenden Felsen schroff über dem Meere in der Einsamkeit der klippengepanzerten Westküste von Korfu sitzt, lebte ein junger Mönch, Namens Basilios, der durch ein wanderhaftes Leben und sonst mehrere Absonderlichkeiten auf der Insel allem Volke wohl bekannt war. Man nannte ihn oftmals den blinden Mönch, obgleich Jedermann wußte, daß er sehend war; allein sein Blick war meist nach Art der Blinden etwas aufwärts und in's Leere gewandt. Wer aber genauer zusah, dem schien dieser Blick scharfäugig immer weiter und weiter in die Ferne zu dringen, etwa als ob er sehnsuchtsvoll einem davoneilenden Schiffe oder Vogel nachstrebe. Solche Seltsamkeit schrieben Viele dem Verweilen auf der starren Meerklippe zu; weil jedoch bei den übrigen Klosterbrüdern durchaus nichts Aehnliches zu bemerken war, so raunten Andere von einem eignen großen Lebensschicksal, das ihn vordem in der Ferne überm Meer betroffen haben müsse. Denn man wußte, daß er in seinen ersten Jünglingsjahren einige Zeit außer Landes gewesen war; Näheres wußte Niemand.

Von ebendaher war vielleicht auch die andere Besonderheit seines Lebens abzuleiten, daß er einen Theil jedes Jahres regelmäßig auf Reisen verbrachte, die einen bestimmten Zweck ausschließlich verfolgten. Nämlich er forschte, was sonst auf griechischem Boden damals noch Niemandem einfiel, den verstreuten Trümmern antiker Bildnerarbeiten nach und war überaus glücklich, wenn er ein solches Bruchstück auch des geringsten Umfangs aus irgend welchem Schutthaufen hervorgezogen hatte. Er führte einen Esel

mit sich, den er selbst niemals bestieg, sondern einzig mit den gefundenen Schätzen belud, und kaufte, wenn ein außergewöhnliches Glück das nöthig machte, einen zweiten und dritten dazu; denn keine Gewalt der Erde hätte ihn vermocht, ein glücklich entdecktes Bildwerk an der Fundstelle nur einen Tag lang zurückzulassen.

Im Anfang war ihm diese etwas heidnisch erscheinende Leidenschaft verübelt und behindert worden; bald aber merkten die Klosterleute, daß seine Frömmigkeit und die Ehrbarkeit seines Wandels nicht im mindesten darunter litte, zudem auch, daß durch den stillen Verkauf dieser wunderlichen Sächelchen nach Venedig hin und andern Orten Italiens ein gut Stück Geld für die Kirche zu verdienen sei, und beförderten fortan sein Treiben mehr, als daß sie ferneren Einspruch erhoben hätten.

Alles aber, was er jedesmal an Marmor oder auch gebranntem Ton oder Erz von einer Fahrt zurückbrachte, verschloß er hastig in seine Zelle und war weder durch Bitten noch durch Drohungen noch selbst durch Strafen zu bewegen, daß er etwas davon herausgäbe oder auch nur vor Anderer Augen stellte. Vielmehr, wenn er arg bedrängt ward, flehte er mit Thränen und mit rührender Stimme, man möge ihm sein Glück noch eine Weile belassen, bis die guten Mönche mitleidig nachgaben. Nun hielt er sich, so lange es irgend sein Dienst verstattete, während des ganzen Tages daselbst verborgen und in die Betrachtung seiner steinernen Wunder versenkt. Die Brüder beobachteten, daß beim Heraustreten sein Antlitz still und verklärt war, daß aber manchmal seine Augen feucht nachschimmerten, und sie argwöhnten Abenteuer. Keinem kam der Gedanke, daß über dem Anblick des Schönen ein Mensch Thränen der Freude und edler Rührung vergießen könne.

Sobald er sich aber zu einem neuen Zuge aufmachte und die Zelle verschlossen zurückließ, brachen sie rüstig die Thür auf und stahlen, was sie vorfanden. Und wenn er heimkehrte, schien er die Plünderung kaum zu bemerken, sondern über den neuen Funden die zuvor gesammelten Stücke völlig vergessen zu haben.

Basilios durchzog nicht allein die langgestreckte Insel Korfu vom äußersten Nordrande bis zum südlichen Vorgebirge Leukimme, sondern setzte auch nach den benachbarten Eilanden über und kam nach Kephallenia, Ithaka, Zakynthos, und von hier sogar auf's Festland, das Thal des Alpheios hinauf bis zu der breiten Fläche, wo einst inmitten der waldumkränzten Höhen der heilige Hain von Olympia gelegen war. Auch die kleinen in jenen Gewässern zahlreich verstreuten Felsinselchen und verödeten Klippen besuchte er, obgleich er nur selten etwas Nennenswerthes auf ihnen gefunden hatte, sondern höchstens etwa kümmerliche Thonscherben.

Er besaß eine fast wunderbare Begabung, solche Gegenstände, die ihm lieb waren, im wüstesten Schutt und selbst tief unter der Erde aufzuspüren; die Leute, die es sahen, empfanden oft ein geheimes Grauen und verglichen

ihn einem Eber, der die unterirdisch wuchernden Trüffeln mit untrüglicher Findigkeit auszuwühlen weiß. Was ihn mit einer so seltenen Fähigkeit begabte, war vielleicht nur die große Liebe zum Werke, die ihm auch ohne sein wissendes Wollen auf das geringste Zeichen von etwas Verborgenem achten ließ. Da er ein stiller Mensch war und stets Geld bei sich führte — denn sein Kloster ließ ihn aus erwogenen Gründen dessen nicht darben — so war er überall gern gesehn, und sein jährliches Kommen galt als ein erfreuliches Ereigniß in der Einförmigkeit des dörflichen Lebens.

Nur allein auf einem der winzigen Inselchen, die nordwärts von Korfu abgelegen im Meere schwimmen, fand er sich stets übel empfangen, obwohl doch die freudlosen Fischer auf dem dürren Stein einen Besuch von draußen mit doppelter Lust hätten begrüßen sollen, und selbst der Priester der einsamen Gemeinde zeigte ihm nichts von brüderlichem Wohlwollen. Nicht daß diese Leute an sich ungesellig und böse gewesen wären: sondern einzig diesem Mönche mißtrauten sie, und das, nachdem sie den Zweck seines Kommens erkannt hatten. Schon als er das zweite Mal auf einem kleinen Nachen heransegelnd dies Fleckchen Erde betrat, wurden ihm allerseits finstere Blicke und selbst halbsichtbare Drohgeberden zu Theil, und im dritten Jahre ward ihm rundweg jedes Unterkommen und jegliche Nahrung unter allerhand fadenscheinigen Vorwänden verweigert, da man denn doch nicht wagte, einem Klostermönch geradezu mit handfester Feindseligkeit entgegenzutreten. Der junge Mensch, zu friedliebend, sich das Versagte derbe zu fordern, zog sich zur Nacht, da es Sommer war, in eine Felsvertiefung zurück und nährte sich ein paar Tage in schmaleren Bissen von den mitgebrachten Vorräthen.

Trotz dieser ihm widerfahrenden Unbill aber zog ihn ein geheimnißvolles inneres Drängen immer wieder zu dem traurigen Felsen zurück, obgleich er gerade hier noch nicht einen Scherben antiken Ursprungs gefunden hatte, noch auch nach aller menschlichen Berechnung jemals finden würde.

Nach einer Nacht, die er also auf den Steinen ruhend verbracht hatte, geschah es, daß in der ersten Morgenfrühe ein Kind an ihn heranschlich, ein bildschönes kleines Mädchen, von etwa zwölf Jahren, das sich scheu umblickte und etwas verdeckt in seiner Schürze trug. Es weckte den Schläfer mit leisem Finger und wickelte aus der Schürze ein erzgegossenes Figürchen, das der Mönch sogleich voll lebhafter Begierde ergriff und forschend betrachtete. Es war eines der feinsten Werkchen alten Kunstfleißes, so jemals in seine Hände gekommen, und stellte ein reizendes Weib oder eine Göttin dar, welche die schön gestreckten Glieder mit einem Schwamme wusch.

Basilios war von dem köstlichen Anblicke so hingenommen, daß er darüber vergaß, der kleinen Geberin zu danken oder ihr auch nur einen Blick zu gönnen. Eine Zeit lang stand sie wartend und sogar herzlich

erfreut durch seinen Eifer des Anschauens, dann aber begann sie trotzig die kleinen Fäuste zu ballen, stampfte mit den Füßchen und geberdete sich in Allem so entrüstet wie traurig, bis sie zuletzt in Thränen ausbrach und zürnend davonlief. Er aber steckte das leicht erworbene Dingchen in einen feinwollenen Sack, den er stets bei sich trug, legte es also umhüllt mit großer Sorgfalt auf seinen linken Arm wie ein Wickelkind und eilte an's Gestade, seinem Nachen zu.

So schien es, als habe er die einzige Freundin, die er auf diesem starren Boden gefunden, durch seine Fernsichtigkeit sogleich wieder verloren.

Trotzdem kam das seltsame Kind beim nächstjährigen Besuche des Mannes wieder, weckte ihn jedoch diesmal nicht, sondern legte nur ein glänzendes Marmorbruchstück halberhabener Arbeit an seiner Seite nieder, worauf es sich rückwärts in ein Dorngebüsch zog und sein Erwachen beobachtete. Wohl weidete sie sich an seiner Ueberraschung und klatschte fast hörbar in die Hände, als er sich forschend in der Runde umsah; doch da er in dem Entzücken über die herrliche Gabe mehr und mehr zu fragen vergaß, wer sie ihm gebracht habe, hielt sie sich grollend zurück und folgte ihm nur mit feuchten Blicken, bis er seinen Nachen flott gemacht hatte und das sonnbeglänzte Segel südwärts gleitend entschwunden war.

Das dritte Mal brachte die Kleine ein zartes Kinderköpfchen von Marmor, stand neben dem Schlafenden, bis er erwachte, dann hielt sie ihm das kostbare Fundstück vor die Augen. Doch als er es fassen wollte, zog sie die Hand zurück und rief vorwurfsvoll:

„Sieh auch mich an, Mönch, und nicht diese steinernen Puppen allein! Und dann möchte ich auch einmal Deinen Bart streicheln."

Basilios besaß, obgleich er noch jung war, einen sehr langen und ausgezeichnet schönen Bart, der ihm wallend die Brust überdeckte. Doch war er sich dieses Vorzuges noch nicht bewußt geworden, und wie er plötzlich bemerkte, daß jenes Kind eigentlich schon etwas groß gewachsen sei für ein so ungeberdiges Verlangen, erröthete er und sträubte sich, bis seine Bedrängerin selbst in Verlegenheit gerieth, ohne recht zu wissen worüber, die schwarzen Augen ängstlich niederschlug und reuevoll von ihrer Kühnheit abstand. Sie ergriff die Flucht und ließ dem Fremdling ihren Marmor als willkommene Beute zurück.

Dieses ungefährliche Abenteuer flößte dennoch dem Mönche eine sonderbare Scheu vor dem Felseilande ein, die mehr über ihn vermochte, als das ungastliche Gebahren der Einwohner zuvor, und ihn mehrere Jahre fern hielt, bis die räthselhafte Sehnsucht mit verstärkter Gewalt wiederkehrte und ihn zwang, den Lauf seines Schiffchens von Neuem dorthin zu lenken, obwohl er ein still warnendes Zagen vor etwas Unbekanntem auch jetzt noch schwer unterdrückte.

Es war ein schwüler Frühsommertag, an dem er hinüberfuhr. Als es gegen den Abend kam und der Nachen sich dem Strande nahte, zog ein starkes Gewitter herauf und entlud sich mit Krachen und Blitzezucken über

dem Meere, und das Schiffchen flog vor dem Sturme dahin, als würde es haltlos durch die Luft gerissen. Basilios saß am Steuer und spähte sorgenvoll nach dem Lande hinüber, denn es war jählings finster geworden und nicht mehr zu erkennen, ob er dem flachen Sande oder dem todtbringenden Felsenabsturz zutriebe.

Auf einmal gleißte ein Büschel ungeheurer Blitze über den Himmel, daß blendende Helle secundenlang die Schwärze der Nacht zerriß. Da erblickte er dicht vor sich eine vorspringende winzige Sandfläche, nicht den gewohnten breiten Landungsplatz der Fischer, sondern einen abgelegenen Ort, der doch für ihn einem bergenden Rettungshafen gleichkam. Dicht am Strande aber, wo die Sturmwellen heranjagten, stand eine lichte Gestalt im sprudelnden Schaum, halben Leibes daraus hervorragend, ein Weib, hob das Haupt empor zu dem flammenden Himmel und wand sich mit den Händen das Wasser aus dem schwarzfließenden Haar. Wunderbar glänzte der weiße Leib in dem bläulichen Schein, von schillernden Tropfen überrieselt, und das Antlitz leuchtete von Schönheit.

Der einsame Mönch stieß einen Schrei aus und ließ das Steuerruder seiner Hand entgleiten; da schlenkerte das Boot wild auf den Wellen umher und überschlug sich nach wenigen Augenblicken. Dem Manne aber gelang es, den umgestürzten Kiel zu gewinnen, und er ward so mit demselben von der Brandung an's Ufer gerissen.

Er warf sich in den Sand und lag eine lange Zeit in brütender Dumpfheit; als das Gewitter vorübergezogen war und die Sterne schimmerten, raffte er sich auf zu dem Nachen hin. Denn ein Grausen lag auf ihm, schwerer als Wetterschwüle, und er gedachte dies Land zu fliehen, so schnell als es möglich wäre. Wie er nun an dem gestrandeten Fahrzeug tastete und spähte, fuhr ein irrender Fackelschein durch die Nacht, der hastig näher huschte. Bald stand ein junges Weib vor ihm, dessen wunderschöne Züge ihm bekannt erschienen. Erzitternd kehrte er sich ab und richtete nach seiner Gewohnheit weltfremde Blicke in die Ferne. Sie aber stand vor ihm, von der Flamme überstrahlt, und roth nicht von dem Fackelglanz allein, und ihr junger Busen wogte unter dem Mieder. Mit raschem Athem, doch bescheidenen Tons und die Augen niederschlagend, sagte sie:

„Diese Nacht darfst Du nicht wie sonst auf dem Felsen verweilen; Du bist durchnäßt und die Luft geht kühl nach dem Gewitter; es wäre eine Schande für unsere Gemeinde. Ich bin die Tochter des Priesters Genoutzios hier und heiße Mavra. Du bist Basilios, der blinde Mönch von Paläokastrizza. Mein Vater ist Dir nicht wohlgesinnt, aber die Pflicht der Gastfreundschaft kann er heute nicht verachten. Klopfe an seine Thür und fordere ein Lager. Ich laufe vor Dir nach Hause zurück. Nimm Du diese Fackel, mir sind die Wege auch im Dunkeln bekannt."

Mit diesen Worten drückte sie ihm die Leuchte in die Hand und war schnell in der Finsterniß verschwunden. Basilios ging wie träumend und

unter einem Banne, gehorchte ihren Worten und kam zu dem Kirchlein und dem Hause des Priesters.

Genouzios empfing den unerwarteten Gast mit bitterer Miene, doch das Recht weigerte er ihm nicht, denn er sah, daß er von Frost schauderte und seine Kleider noch trieften. Er setzte ihn schweigend an seinen Herd, entfachte das Reisigfeuer zu prasselndem Brande, goß den Kaffee auf und begann ein Mahl zu bereiten, indem er ein Huhn rupfte und am Spieß über der Flamme drehte. Nach einer Weile trat Mavra herein und kauerte sich still in einen Winkel des Gemachs, doch so, daß sie dem Fremdling in das vom flackernden Feuer beglänzte Antlitz blicken konnte.

Lange saßen die drei solcherart in Schweigen bei einander. Erst als Basilios das Huhn verzehrt und einen Becher Weines genossen hatte, fragte der Priester mit gedämpfter Stimme, durch welche ein starker Unwille klang.

„Was suchst Du, Mönch, immer wieder auf unserer Insel? Von dem heidnischen Gerümpel, dem Du nachläufst, wie man weiß, ist hier nichts zu finden; das Land ist arm an diesen wie an allen andern Dingen. Was also treibt Dich hierher, wo Du nicht willkommen bist? Denn wir sind Christen, wie Du auch sein solltest nach Deinem Gewande; aber Dein Herz thut Götzendienst. Wer lehrte Dich das und wer heißt es gut, daß Du Dein Kloster verlässest und umirrend Undinge betreibst?“

Basilios richtete seine verschleierten Augen in's Weite und schwieg lange. Endlich begann er mit leiser, schwermuthvoller Stimme zu erzählen, was Anfangs nicht eine Antwort auf die ungestümen Fragen schien. Sein Blick aber kehrte unter dem Reden manchmal aus dem Leeren zurück und heftete sich starr auf die Jungfrau im Winkel, und hatte doch einen Ausdruck, als sähe er sie nicht. Ihre Augen aber hingen an ihm und seinem Munde wie verzaubert.

„Vor zehn Jahren,“ sprach er, „da ich eben in das Jünglingsalter trat, nicht arm war und nicht Mönch zu werden trachtete, nahm mich ein vornehmer Herr aus Alexandrien, Gemisthios Kephalos, klug und gelehrt, zu seiner Gesellschaft mit sich über's Meer nach Italien, nachdem er um meiner jugendlichen Wohlgestalt und etlicher Künste willen, die ich betrieb, Gefallen an mir gefunden. Von Venedig reisten wir mit Behagen durch die Städte und kamen nach Rom, woselbst wir die längste Zeit verweilten. Hier gab es aller Wunder die Fülle zu betrachten, so daß ich während der ganzen Frist dahinwandelte wie in einem Traum und dennoch wacheren Geistes denn je vorher. Als der Wunder größte und bei Weitem schönste erschienen mir wie auch Gemisthios selber die unzähligen Marmorbilder in Palästen und Gärten und selbst frei auf den Gassen, nicht allein weil sie, wie man sicher weiß, von unseren eignen Ahnen zur Heidenzeit verfertigt sind, sondern vornehmlich, weil die meisten von einer solchen Hoheit und Lieblichkeit sind, daß sie würdig wären, die allervornehmsten Heiligen der Kirche darzustellen. Es ist wahr,

daß manche auch römische Christen an ihnen Anstoß nehmen, weil nicht wenige ganz nackt sind und die Pracht ihrer Glieder sorglos Aller Augen hingeben; Gemisthios aber belehrte mich, daß darin mit nichten etwas Unheiliges zu erkennen sei: Denn jegliche Kleidung sei doch Menschenwerk, den Leib aber habe Gott selbst so geschaffen, wie er ist, und es sei eine nothwendige Annahme, daß seinem Werke der Vorrang gebühre.

Also hielt ich es für nichts Unrechtes, jenen Göttergestalten eine staunende Verehrung zu weihen, zumal dieselbe meiner kirchlichen Andacht keinerlei Abbruch that, vielmehr in sich selbst völlig verschiedener Art war und nicht für Götzendienst zu erachten. Wenn mich unser heiliger Gottesdienst, Beichte und Gebet damals nicht minder wie jetzt im Herzen bitterlich demüthigte und meine sündige Seele heilsam zerknirschte, wie es sich gebührt, so fühlte dort vor dem Marmor meine Seele sich emporgetragen wie mit leisen Flügeln zu unendlicher Heiterkeit und verklärter Freude. Mir war, als umschwebe jeden dieser Gestalten ein himmlischer Gesang, den das Ohr nicht fassen konnte um seiner Zartheit willen und der doch Leib und Seele zugleich mit unbeschreiblicher Wonne durchzitterte. Oft war mirs in so entzückter Anschauung, als sei ich selbst für eine Weile zu den seligen Göttern in den Olymp emporgehoben und wäre am liebsten nimmer wieder auf die arme Erde hinabgestiegen.

Doch ward ich bald erinnert, daß eine so ungemischte Heiterkeit und ein lauteres Genießen ohne Begierde dem Menschen nicht für immer gegeben ist. Denn es ist die Seligkeit der unsterblichen Götter.

Es gab ein Bild der heidnischen Liebesgöttin, das an süßer Schönheit jedes andere übertraf. Du sahst die Himmlische aus dem Meere steigen, das holdselige Angesicht der Sonne oder einem fernen Gestirn oder zuckenden Blitzen zugewandt, mit einer leisen Sehnsucht im Blicke, als ob sie hinaufträume zu einem unbekannten Glück. Zugleich war dieses Bild mit so wunderbarer Kunst gearbeitet, daß es fast völlig den Anschein gewann, als sei es mit wirklichem Leben begabt und nur etwa durch einen leichten Schlaf oder eine traumhafte Verzückung an der Bewegung gehindert.

Vor diesem Marmor stand ich einst, da die Abendsonne ihre Strahlen darauf warf. Wärmer als sonst glaubte ich das freundliche Leben durch die Glieder rieseln zu sehen, und leise Schauer reinfühlenden Glückes bewegten meine beruhigte Seele.

Da trat mein Gönner Gemisthios zu mir und sprach mit lächelndem Ernst:

„Verliere Deine Seele nicht zu tief in die Betrachtung dieses Bildes, mein Sohn, daß es nicht zum Leben erwache und Dir zum Verderben werde. Wehe dem Sterblichen, dessen blödegebornes Auge den lebendigen Leib einer Göttin sieht. Denn die Schönheit ist himmlischen Ursprungs und Wesens, und wer sie zu sich in den Staub der Erde herabziehen will, dem wird sie zum Unheil, indem sie seine Gedanken verwandelt aus dem Reinen in's

Unreine. Allemal wird auf Erden das Reinste am leichtesten beschmutzt und verdorben; der nackte Leib des Menschen aber ist das Reinste und Edelste, was die Erde gezeugt hat. Darum hüte Dich, Kind, vor den Schrecken der Schönheit; laß Dein Schauen nicht Umgang haben mit der Begierde. Und übe die Andacht des Schauens lieber in der reinigenden Kühle des Morgens als um die nächtliche Dämmerung, deren Licht betrüglich ist und bestrickende Geister in seinem Schatten birgt.‘

Gemisthios sprach diese Worte mit milder Warnung und nicht zu ernsthaftem Ton; ich blickte ihm fragend ins Gesicht, denn ich verstand seine Meinung nur halb und verwunderte mich zumal über das Wort von den Schrecken der Schönheit. Er aber lächelte nur, und es zog eine Lust zu spotten um seine Lippen, und doch meinte ich unter dem Lächeln ein heimliches Grauen zu sehen, dessen er nicht ganz Herr zu werden vermochte mit seinem Spott, da er sprach:

‚Es geht eine Sage um unter dem Volk hier eben von diesem Bilde. Es könne zum wirklichen Leben erwachen, wenn ein Mensch seiner mit ganzer Gluth begehre, und es würdige den zu rasender Lust Hingerissenen einer berauschenden Umarmung. Es ist aber in Wahrheit der böse Feind selbst, den er umarmt hat und der seinen Sinnen die berückende Seligkeit gewährt hat; und fortan bleibt er seiner Macht unrettbar verfallen. Man findet ihn am Morgen todt zu den Füßen der Göttin hingestreckt, oder er schleppt eine Weile noch ein zehrendes Siechthum des Geistes hin, das die unsterbliche Seele in ihm erwürgt und ihn am Ende zwingt, sich selbst zu vernichten, um sich selbst zu entfliehen. Das ist die Rede des Volkes, die thöricht scheint, und die doch ein denkender Mann lieber nach ihrem verborgenen Sinne ergründen als gänzlich verachten soll.‘

Alles dieses sagte mein Gönner mir in löblicher Absicht; mir aber fuhr es wie eine zündende Flamme ins Herz. Wie ich mich fürchtete vor der Schönheit, alsobald gebar die Furcht mir das Begehren, und mit dem Grausen zugleich ward die Wollust empfangen, und aus Lust und Begierde entstieg leibhaftig ein Gesicht meiner Augen. Ich sah die weißen Glieder der Göttin leise sich regen und in Lebenswonne erbeben, ich sah die rinnende Röthe des Blutes ihre Adern durchwärmen, die Haut weichlich schwellen und schaudern, ich sah das Haupt gewährend sich zu mir neigen, und ein zarter Hauch wehte mit betäubender Süße von dem blühenden Leibe zu mir herüber. Da schrie ich auf und klammerte mich an den Freund, der mich Sinkenden auffing und davonführte, denn ich verlor die Kraft des Bewußtseins und bin nur mit Mühe von ihm wieder zum Leben erweckt worden.

Am andern Tage schon entwich ich ohne Abschied heimlich aus Rom, von innerer Angst getrieben, und wanderte mit wunden Füßen durch das Land, bis ich den kühlenden Hauch des Meeres wieder fühlte. Denn es ist ein alter Spruch: Das Meer spült jedes Uebel wohl dem Menschen ab.

So kehrte ich nach Korfu heim und ging ins Kloster von Paläokastrizza, wo ich allezeit dem Meere nahe war.

Aber Ruhe fand ich nicht in der Einsamkeit meiner Zelle. Zu oft, wenn nur ein Segel sonnenschimmernd meinem Blick vorübergleitet, faßt mich eine Sehnsucht, für die ich keinen Namen weiß, und reißt mich hinaus, diese Inseln suchend zu durchstreichen, immer wühlend und forschend, bis ich gefunden habe, was meinen Durst für eine Weile stillt, ein Marmorstückchen oder einen Scherben bloß, wenn nur ein Hauch der Schönheit daran haftet; dann ist mir's, als habe die Göttin vorüberschwebend eine Zeitlang ihren Blick darauf ruhen lassen, und meine Seele beschwichtigt sich in freudigem Schauen.

Doch nicht lange, so wacht die Sehnsucht wieder auf; Träume quälen mich, daß ich das Marmorbild einer Liebesgöttin entdeckte, die schöner noch ist und reiner und himmlischer, als jene zu Rom; auffahrend sehe ich sie noch vor mir in unsäglicher Heiterkeit und langsam nur, in einem blendenden Glanz verschwindend. Dann umfängt mich die seligste Hoffnung zugleich, und ein tiefes Bangen, diese möchte sich leibhaftig erfüllen: mir bangt für meine unsterbliche Seele, daß sie nicht zum andernmal dem Schrecken der Schönheit verfalle. Denn diesmal müßte es für ewig sein. So wünsche ich willenlos von ganzer Seele, was ich im Tiefsten schaudernd fürchte, und ewige Unrast ist mein Erbtheil, seit ich der Schönheit zu nahe gewesen.

Du aber bemitleide mich vielmehr und zürne mir nicht; Euer Keiner ist berufen mich zu richten, weil Keiner ein gleiches Verlangen zu fühlen versteht. Auch thue ich Niemand Schaden mit meinen Fahrten und beraube Niemand; es ist kein Unrecht an irgend wem, Blumen zu brechen, die in menschenleeren Wäldern wachsen, und die für Euch keine Ernte sind."

So redete Basilios. Der Priester Genoutzios hörte mit verdrossener Miene zu und sprach kein Wort, da jener geendet und lange schwieg, als nur ein kurzes: „Hier findest Du nichts. Es wäre Dir besser, Du bliebest fern," das gedämpft und dennoch drohend klang.

Seine Tochter Maria aber hing von fern an des Mönches Munde, mit Augen, die unablässig wechselnd, wie von zuckenden Flammen glühten. Und als er ganz leise, als spräche er zu sich selbst, erwiderte: „Es wäre mir besser; denn heute habe ich im Gewitterschein ein Trugbild meiner Augen gesehen, das der Göttin glich und mich vor drohendem Verderben meiner Seele warnte," da hörte sie es doch und stieß einen Schei aus und preßte beide Hände vor die Stirn und zitterte heftig am ganzen Leibe.

Basilios hörte es nicht und sah an ihr vorüber wie sonst; und als sie sich zur Ruhe begab und dem Mönche die Hand küßte, fühlte er nicht die verhaltene Gluth, die aus diesem Kusse athmete.

Am andern Morgen begab er sich früh über den Felsen zu seinem Fahrzeug, um nach dem Schaden zu sehen. Da fand er an der Stelle

in einem andern kleinen Nachen Mavra seiner harren. Sie trug das Haupt in einen weißen Schleier gehüllt, wie die Türkinnen pflegen, und sagte kurz: „Ich will Dich zu den Dingen führen, die dir Freude machen."

Als er das hörte, blitzte sein Auge freudig auf und er stieg zu ihr in das Boot und ließ sie das Steuer lenken.

Sie fuhren eine gute Strecke an dem schroffen Fels entlang, ohne etwas Anderes als das Gestein zu sehen, und ohne gesehen zu werden. Endlich gelangten sie, scharf um eine Ecke biegend in einen Vorgarten von niedrigen Klippen, die spitz, rissig und wüst aus dem Wasser ragten. Mavra steuerte mit kundiger Hand durch das Gewirre und kam an den hochgewölbten Eingang einer Höhle, die am Eingang so geräumig war, daß wohl ein großes Schiff ohne die Masten sich darin hätte verbergen können. Nach hinten zu verengte sie sich in wunderliche Windungen, kaum daß noch der schmale Kahn ungeschädigt hindurchgleiten konnte, indem das Mädchen mit den Händen rechts und links die Wände berührend sie vorsichtig weiter schob. Zuletzt, als das vom Thore her quillende Licht schon tief dämmerig geworden war, that sich ein breiter Strand vor den Blicken auf, niedrig vom Felsen sich ablösend, mit hochgeschichtetem Gerölle bedeckt. Hier landete Mavra und deutete stumm auf den Schutthaufen. Vorsichtig stöberte Basilios in demselben und entdeckte eine Fülle von gestaltetem Marmor, Erz und Thon, den herrlichsten Kleinodien, die das Alterthum hinterlassen.

Das Mädchen weidete die Augen lange Zeit an seiner großen Freude und sagte dann mit gedämpfter Stimme: „Diese Dinge alle sind von geringem Werth, und Jeder sollte sie Dir gönnen. Weiter drinnen aber, wo die Höhle sich tiefer schlingt, sind gewaltige Schätze verborgen, wie man weiß, obgleich kein Lebender seit hundert Jahren und mehr sie mit Augen gesehen hat, Gold und Silber und mannichfaches Edelgestein. In jener Zeit, als die große Stadt Konstantinopel von den Heiden zerstört wurde, kam eine schöne Prinzessin flüchtend an diesen Strand und verbarg alle ihre Reichthümer in der Grotte. Dieselbe ist zu Grunde gegangen und mußte ihr irdisches Gut hier herrenlos in der Oede zurücklassen. Dieses ist nun die glänzende Hoffnung, die unser Volk heimlich nährt, es werde einst gelingen den Schatz zu gewinnen und reichen Besitz und Glück über die ganze Gemeinde zu breiten. Alle freilich, die bisher so kühn waren weiter in die Grotte zu dringen, sind von täuschenden, furchtbaren Stimmen, gleich einem Wimmern und Winseln in den gewundenen Gängen hin und her gelockt worden und von huschenden Nebeln, die sich ballten und lösten, in die Irre geführt, bis sie im Kreise schweifend immer wieder an diese selbe Stelle gelangten und nichts gewonnen hatten als die Angst, die sie übermenschlich ausgestanden und die wochenlang als ein Fieber an ihren Wangen zehrte. Darum versucht es Keiner je zum zweiten Mal. Gewiß also ist, daß der Schatz noch darinnen liegt, und das ist der Grund, warum die Leute dir böse Gesichter

zeigen, denn sie haben vernommen, Dir sei die Gabe verliehen, auch unterirdische und vergrabene Dinge mit aufgethanen Augen zu sehen. Das mit der Prinzessin sagen die Einen, die Anderen aber meinen, Seeräuber hätten ihr geraubtes Gut hierinnen verborgen, bis sie von den Venezianern, unseren Herren, besiegt und getödtet worden sind.

So berichtete Mavra mit eintöniger, halb singender Stimme. Der Mönch stand und lauschte gesenkten Blickes, doch aufmerksam, und als sie geendet, fragte er hastig:

„Und wenn Jemand erführe, daß Du einen Fremdling hergeführt und das Geheimniß Deines Volkes ihm verrathen hast?"

„Ich glaube, sie würden mich tödten," erwiderte sie und neigte das Haupt, als wäre sie bereit, den Streich zu empfangen.

„Um der Heiligen Willen," rief Basilios erschrocken, „warum thatest Du das, einem Fremden zu Gefallen?"

Da bückte sie sich tief auf den Bord des Schiffchens um das aufflammende Roth ihres Angesichts zu verbergen und flüsterte:

„Ich that's, um Dir eine Freude zu machen; nicht weil ich wollte, sondern weil ich mußte."

Als sie das sagte, strahlten ihre Augen voll wunderbarer Gluth unter dem weißen Schleier hervor; doch er merkte es nicht und sprach nur in freundlicher Rührung:

„Gott segne Dich, liebes Kind, um Deiner Herzensgüte Willen. Allein ferne sei es von mir, etwas aus diesem Schatze zu nehmen und Dich vielleicht meinethalb in harte Gefahr zu bringen. Auch ist es wahr, meine Freude an diesen Dingen ist geringer geworden, seit mir gestern die Göttin der Schönheit selbst als ein hehres Traumbild mitten in Sturm und Wetter erschienen ist."

Mit diesen Worten wandte er sich und stieg zurück zu ihr in das Boot. Seine Stimme hatte den gleichen stillen Klang wie sonst und seine Augen den dämmernden Blick und blieben an ihrer Gestalt nicht haften. Mavra aber faßte ihren Schleier so hart mit beiden Händen, daß ein scharfer Riß ertönte und es währte nicht lange, so war er durchfeuchtet von ungesehenen Thränen.

Als sie nun die Höhle verlassen hatten und wieder auf dem einsamen Sande gelandet waren, sagte Mavra:

„Dein Boot hat gestern Schaden gelitten, es ist stark voll Wasser gesogen, und Du darfst nicht so über's Meer fahren, ehe Du es ausgebessert."

„Ja," antwortete er ruhig, „ich stopfe das Leck über Tag und werde mit dem Dunkelwerden segeln können; auch fährt sich's am besten in der Kühle, wenn die Sterne schweigend über dem Meere stehen."

Mavra nickte und wandte sich mit stummem Gruß zu gehen, und es war nicht, als sollte das ein Abschied sein. Sie ging aber nicht den unteren

Pfad zurück den Hütten und der Kirche zu, sondern stieg den schrägen Felsen langsam hinauf in die Einsamkeit. An der höchsten Stelle ist eine kleine Fläche, auf der umherwandelnd man das Eiland und das ganze Meer überschaut. Hier blieb sie und saß in sich gebeugt auf dem öden Gestein wie das verlassene Weib in der Wüste. Die Sonne brannte heiß auf sie herab und sog die letzte Kraft des Lebens aus dem lechzenden Boden. Das ganze Land war matt und stumm, nur sonnzerfressenes Gras kroch müde von Spalte zu Spalte, braungelb wie der Felsen selbst. Geröll und Blöcke lagen zerstreut gleich dorrendem Gebein einer Karawane von Riesen. Und das Meer rundum lag träge wie ein Sumpf in harter Bläue, und der leere Himmel brütete darüber.

Stumm weilte das einsame Weib mit verhülltem Haupt unter dem Sonnenbrand und rang mit ihren Gedanken. Gluth brannte in ihren Augen, wenn sie manchmal auffahrend den Kopf hob und Blicke banger Sehnsucht zum Strande hinüberirren ließ; aber hastige Flammen jagten sich wechselnd auf ihren Wangen wie die Fieberröthe kämpfender Scham.

Sie dachte weder an Speise noch Trank und lag so Stunde um Stunde. Doch als die Mittagszeit voll war, wo das Schweigen des Himmels so entsetzlich wird, daß der einsame Mensch wohl vor dem eigenen Athem schaudert, kam es über sie wie der Schrecken des Pan; sie sprang auf und duckte sich und floh den Berg hinab, bis sie ein Hämmern vom Sande her vernahm. Dann stand sie noch einmal still und legte beide Hände auf das wild pochende Herz und dann schritt sie festen Ganges weiter, bis sie den Mönch am Strande bei seiner Arbeit fand.

Rasch trat sie zu ihm, ließ die Blicke am Boden irren und sprach mit stockendem Athem:

„Es ist noch Eines in der Höhle ... Etwas, das Du finden kannst ... Das, was die Sehnsucht Deiner Augen ist ... Dringe heut Nacht mit der Fackel hinein, und Du wirst es sehen, was bei des Tages Dämmer, der matt einfällt, Dir verborgen blieb ... ein Bild von Marmor ... die Göttin, die Du suchst ... Du siehst die Himmlische aus dem Wasser steigen, das Angesicht den Blitzen zugewandt, mit einer heißen Sehnsucht im Blick, als ob sie hinausträume zu einem unbekannten Glück. Und so kunstvoll ist es gemacht, als wäre es lebendig ... ganz lebendig ... Wage es noch einmal einzufahren ... bei Nacht ... und Deine Sehnsucht wird gestillt werden ... ganz gestillt."

Nach diesen zitternden Worten entwich Mavra in Hast, als ob eine bittere Scham sie von dannen triebe.

Der Mönch aber blieb zurück, ließ seine Arbeit feiern und seine Augen hoch aufgeschlagen im Blau des Himmels ruhen, als leuchte ihm schon ein Götterbild von dort entgegen. Und auf seinem stillen Antlitz wechselte Seligkeit und tiefes Grauen.

Als nun das Dunkel über den Felsen schlich und das Wasser, wo es leicht bewegt um Kiesel oder Klippen schäumte, von huschenden Irrlichtern sprühte, bestieg Basilios sein Schiffchen und steuerte um das hohe Land, bis er zu den ausgesprengten Klippen kam. Der Mond war roth über dem Wasser aufgegangen und drängte sein Licht tief in den klaffenden Schlund der Grotte. Der Mönch fuhr ein, und nachdem drinnen der letzte Mondesdämmer in Finsterniß aufgelöst war, entzündete er seine Fackel. Hastig kroch das lodernde Licht um die Wölbung, die freien Räume scharf erhellend, die abgelegenen Engen in tiefere Schatten zurückwerfend. Langsam, lautlos glitt das Boot zwischen den zackigen Wänden hin; die Hände des Fährmanns zitterten schwer, heiß stieg ihm das Blut in die Stirn und legte einen flimmernden Schleier vor seine angstvoll forschenden Augen.

Da löste es sich schimmernd aus der Finsterniß und vor ihm stand an den Fels gelehnt, das weiße Bild der Liebesgöttin. Es war, wie er es im Traume gesehen, nur nicht das Haupt voll Sehnsucht erhoben, sondern in bebender Scham und wie in Ohnmacht matt auf die Brust herabgeneigt. Die Linke hielt noch das halbgesunkene Gewand, indeß die Rechte scheu sich über die Weiße des Busens legte.

Der Mönch stieß sein Schiff nicht weiter, sondern stand und faltete die Hände, in wunschloser Betrachtung ruhend; die Seligkeit des reinen Schauens umfing ihn wie ein Traum.

Minutenlang war es ihm so zu ruhen vergönnt, und die Minuten dünkten ihn eine goldene Ewigkeit.

Unmerklich aber spielten die kräuselnden Wellchen den Nachen weiter, und je näher der Fackelglanz floß, desto wärmeren Anschein des Lebens gewann das weiße Bild. Ein gleichmäßiges Wogen schien leise die Brust zu heben, und sichtbarlich lief ein Zittern über die zarte Haut. Und jetzt auf einmal sah er, wie aus den todten geschlossenen Marmoraugen lebendige große Thränen quollen. Erstarrendes Grausen ergriff ihn; im selben Herzschlag stieß das Boot mit leichtem Ruck an den Kies des Strandes; noch traf ihn schnell wie im Blitzeszucken ein Strahl aus schwarzen lebensvollen Augen; dann entsank dem Verstörten die Fackel und erlosch zischend im Wasser. Von wollüstigem Schrecken berauscht, taumelte er vorwärts und trat willenlos auf den Sand. Da schmiegten sich weiche Arme bebend um seinen Nacken und Lippen ruhten mit süßem Hauch auf seinem Munde.

Ein kurzer, wilder Schrei durchgellte die Wölbung, ein Schrei aus Mannesmund; dann ein langes Schweigen; dann das Schluchzen und Weinen eines Weibes die ganze Nacht hindurch.

Und als die Morgenhelle gedämpft bis in die Tiefe der weiten Höhle drang, kniete Mavra, die Tochter des Priesters, immer noch weinend vor der Leiche des Mönches von Paläokastrizza.

Jules Grévy.

Von

Charles Bigot.

— Paris. —

Jules Grévy ist von dem aus den Mitgliedern der Abgeordnetenkammer und des Senats gebildeten Congreß von Neuem zum Präsidenten der französischen Republik erwählt worden. Von 589 Abstimmenden sind 457 Stimmen ihm zugefallen. Das ist gewiß der geeignete Moment, um von dem ersten Beamten der französischen Republik ein Bild zu entwerfen, und dieses wird am besten gelingen, indem man seine Lebensgeschichte erzählt. Gerade die Einfachheit und Einheit dieser wird, wir hoffen es, am besten die hohe Stellung erklären, zu der sich Jules Grévy, der Sohn des Volkes, nach und nach emporgeschwungen hat, und ebenso wird man aus derselben ersehen, wie sehr die allgemeine Achtung, die ihn umgiebt, und das Vertrauen, welches das Land ihm zum zweiten Male entgegenbringt, vollkommen gerechtfertigt sind.

I.

Lange Zeit hat man sich über das Geburtsdatum Jules Grévys hin und her gestritten. Jedermann wußte, daß er im Jura-Departement in der Franche-Comté in Mont-sous-Vaudrey, einem Dorfe mit ungefähr elfhundert Einwohnern, geboren war, welches auf einer das Thal eines kleinen Flusses, la Cuisance, beherrschenden Anhöhe gelegen ist. Aber in welchem Jahr war er geboren? Hier beginnt die Schwierigkeit. Ein Theil seiner Biographen nimmt 1807, ein anderer 1811, wieder ein anderer 1815 als sein Geburtsjahr an. Die dieser Epoche angehörenden Civilstandsregister von Mont-sous-Vaudrey waren vernichtet. Erst im Laufe des vergangenen Sommers ist es den Bemühungen des unermüdlichen Forschers Vapereau

des Verfassers des Dictionnaire des Contemporains, gelungen, die Abschrift des Taufscheins Jules Grévys wieder aufzufinden. Erst von diesem Augenblicke an wissen wir ganz bestimmt, daß er im Jahre 1807 geboren ist; der Präsident der Republik ist also jetzt achtundsiebzig Jahre alt.

Schon lange vor seiner Geburt lebte seine Familie in behaglichen Verhältnissen als Gutsbesitzer, halb als Landleute, halb als Bürger von dem Ertrage eines eigenen Besitzthums, das la Grangerie hieß. Als sich die constituirende Versammlung im Jahre 1790 mit der Reorganisation der Rechtspflege beschäftigt und an Stelle der früheren Amtleute die Friedensrichter (juges de paix) eingesetzt hatte, wurde Jules Grévys Großvater zum Friedensrichter ernannt. Als zwei Jahre später, im Jahre 1792, die Invasion stattfand und das Vaterland in Gefahr war, trat der Sohn des Friedensrichters, François Hyacinthe, als Freiwilliger in das Heer und wurde von seinen Kameraden zum Bataillonschef erwählt. Kaum war der Einfall der Feinde zurückgewiesen worden, legte er die Waffen nieder und kehrte nach Mont-sous-Vaudrey zurück, wo er die Leitung des Wirthschaftsbetriebes übernahm und sich einige Jahre darauf verheirathete.

Aus den angeführten Fällen sehen wir, daß Grévys Familie zu jenem ziemlich ansehnlichen Theil der Bourgeoisie gehörte, der sich schon seit lange liberale Ideen zu eigen gemacht und die Revolution des Jahres 1789 mit Freude begrüßt hatte. Als früherer Soldat der Republik hatte Hyacinthe Grévy sich den ganzen Enthusiasmus seiner Jugend treu bewahrt und man kann wohl mit Recht sagen, daß seine Kinder schon von der Wiege an mit republikanischen Ideen genährt wurden.

Hyacinthe Grévy hatte drei Söhne; der älteste, Jules Grévy, ist heute Präsident der Republik; der zweite, Albert Grévy, war zuerst Advocat wie sein älterer Bruder, gegenwärtig ist er Mitglied des Senats. Der dritte Sohn erwählte die militärische Laufbahn und heißt heute General Grévy; er ist ebenfalls Senator. Fast alle kleinen Bürgerfamilien, vorzugsweise in Frankreich, besitzen den Ehrgeiz, ihre Kinder sich zu höherem Range als dem ihrer Eltern erheben zu sehen, und so wenden sich ihre Blicke mit Vorliebe jenen Laufbahnen zu, welche Jedem offen stehen. Auch Hyacinthe Grévy konnte, obschon er als Landmann in guten Verhältnissen lebte, seinen Kindern kein Vermögen hinterlassen, sondern ihnen nur eine gute Erziehung zu Theil werden lassen und sie in den Stand setzen, sich ihren Platz in einer Demokratie zu erobern. Man sieht, daß seine Rechnung ihn nicht getäuscht hatte.

Um sich für seine Studien vorzubereiten, wurde Jules Grévy zuerst in die Schule der kleinen, benachbarten Stadt Poligny geschickt. Glänzende Zeugnisse legten Beweise für seinen Fleiß und seine Befähigung ab und da er das Studium der Rechte erwählt hatte, so ging er später nach Paris, um dort Vorlesungen zu hören. Es war in den letzten Jahren der Restauration. Die Bourbonen, welche von einem Theile Frankreichs, dessen

ganze monarchische Erinnerungen sie in sich vereinten, zuerst mit Freude begrüßt, von der übrigen, durch Napoleons wahnsinnige Kriege erschöpften und vor allen Dingen nach Frieden dürstenden Nation ohne Widerstand angenommen worden waren, hatten bald durch ihre Ungeschicklichkeit die öffentliche Meinung erbittert. Man machte ihnen zum Vorwurf, daß „sie in den Packwagen der Fremden zurückgekehrt wären", man warf ihnen vor, daß sie das alte Regime mit allen seinen Privilegien trotz der Charte wiederbeleben wollten. Die seit langer Zeit getrennten Bonapartisten und Republikaner verbanden sich gegen sie. Die öffentlichen Reden des Generals Foy, Manuels, Boyer-Collards wurden in ganz Frankreich mit leidenschaftlichem Interesse gelesen. Eine Verschwörung folgte der andern und die unerbittliche Unterdrückung derselben diente eigentlich nur dazu, sie zu nähren und zu fördern.

Als Karl X. seinem Bruder Louis XVIII. auf dem Thron gefolgt war, und die Stimme der Partei der Ultras in den Berathungen der Tuilerien allein Geltung hatte, spitzte sich die Krisis bald zu. Man ging geradenwegs auf eine Schlacht los und von beiden Seiten wurden die Vorbereitungen dazu getroffen. Entweder mußte ein Staatsstreich ausgeführt werden, der die Charte vollständig abschaffte, oder eine Revolution, welche den Thron stürzte — eine andere Alternative war einfach nicht möglich. Bekannt ist, wie der Staatsstreich am 26. Juli 1830 in Form von „Verordnungen" voranging, bekannt ist auch, wie der Ausbruch der Revolution am folgenden Tage darauf antwortete. Drei Tage lang wurde in den Straßen von Paris gekämpft, am Ende des dritten Tages war der Thron gestürzt und Karl X. begab sich unter einer Escorte von Nationalgardisten von Rambouillet nach Cherbourg, wo er sich nach England einschiffen wollte.

Es heißt, daß Jules Grévy während der Julitage ebenfalls das Gewehr auf den Barricaden getragen habe. Das ist höchst wahrscheinlich, denn nach der Erziehung zu urtheilen, welche er von seiner Familie erhalten, konnte man sich in Bezug auf seine politischen Gesinnungen kaum täuschen. Sicherlich war auch er von dem Freiheits-Fieber ergriffen, das damals die studirende Jugend bewegte und sich bei den Vorlesungen Villemains, Guizots und Cousins in der Sorbonne offenbarte. Erstaunt hätte man nur sein können, wenn er, als der Tag zum Handeln gekommen war, gezögert hätte, das zu thun, was er als seine Pflicht betrachten mußte. Die Revolution vom Jahre 1830 war — und das unterscheidet sie auch von den Junitagen 1848 und von den Tagen der Commune — vor allen Dingen eine bürgerliche, liberale und politische und zwar in viel höherem Grade als eine demokratische oder sociale. Allerdings nahmen die Faubourgs Theil daran, aber die Bewegung der Opposition war von anderer Seite ausgegangen. Bérangers Lieder waren noch mehr in den Wohnzimmern der Bourgeoisie, als in den Werkstätten der Arbeiter gesungen worden, und dort hatte man auch Paul Louis Courriers Pamphlete am meisten bewundert.

II.

Eine große Anzahl der Bürger war befriedigt, als nach der Revolution der jüngere Zweig an die Stelle des älteren getreten und die angenommene Charte der früher aufgezwungenen gefolgt war. Die Pairswürde hörte auf eine erbliche zu sein. Durch die Einführung des Wahlcensus, welcher nur solchen Bürgern das Wahlrecht zugestand, welche eine gewisse Steuer bezahlten, sicherten sich die mittleren und wohlhabenden Klassen ihren ausschließlichen politischen Einfluß. So war es natürlich, daß der junge Grévy viel weniger als manche Andere ein Bewunderer dieser Lösung der Dinge war, und daß die Monarchie Louis Philipps ihm durchaus nicht als die beste der Republiken erschien. Er bewarb sich nicht um ein Amt bei der neuen Regierung, wodurch er sich von vielen Anderen vortheilhaft unterschied. Noch war er zu jung und zu wenig bekannt, als daß er nach der Aufregung des politischen Lebens gestrebt und sich als Abgeordneter in einen Wahlbezirk hätte wählen lassen. Von der Carrière, welcher er sich von Jugend auf gewidmet hatte, erwartete er eine unabhängige Stellung, und durch sie hoffte er Ruhm und Ansehen zu erwerben. Um seine damaligen politischen Ansichten und die Gefühle, von denen er in Bezug auf die Regierung von 1830 beseelt war, zu charakterisiren, genügt ein Factum. Als im Jahre 1839 die durch Barbès und Martin Bernard hervorgerufene Insurrection vom 12. Mai stattgefunden hatte, betrauten ihn zwei der Angeklagten, Philippot und Guignot mit ihrer Vertheidigung vor der Pairskammer.. Nur langsam und nur in Folge seiner großen Zähigkeit und Ausdauer errang sich Grévy eine hervorragende Stellung in der Pariser Advocatur. Uebrigens giebt es in Frankreich keine zweite Laufbahn, in welcher man so schwer Ruf und Ansehen erwirbt, wie in der des Advocaten. Sie entsteht zuerst im Innern des Justizpalastes und über Nacht; bevor sie den Umkreis desselben überschreitet, bedarf es langer Jahre. Es genügt nicht, Talent zu haben und gut Worte machen zu können, man muß auch das Vertrauen der Clienten oder der Anwälte besitzen, um Gelegenheit zum Plaidoyer zu haben. Die Zahl der jungen, feurigen, talentvollen, von gutem Willen beseelten Advocaten, die eine Angelegenheit vertheidigen wollen und sie nur mit großer Mühe bekommen können, ist sehr groß. Sie haben immer noch die Chance, vom Präsidenten zum Advocaten beim Schwurgericht bestimmt zu werden, aber nicht jeder ist zum Advocaten beim Schwurgericht geboren und Jules Grévy, ein mehr tiefer und gewiegter als glänzender Geist, mehr Dialektiker als Held schöner Phrasen, war zum Advocaten in Civilsachen geboren.

Nun ist es aber gerade sehr schwer, bedeutende Civilsachen zu bekommen; um bedeutende pecuniäre Interessen zu vertheidgen, nimmt man vorzugsweise einen Anwalt, der, da man ihn einmal bezahl,, beim Gericht schon gut angeschrieben ist. Gewöhnlich vegetirt in Paris ein Advocat bis zum fünfunddreißigsten Jahre, mit fünfundvierzig Jahren nennt man ihn noch

einen „jungen Advocaten", man sagt von ihm im Tone des Lobes, „daß er ein hoffnungsvoller Mann sei" und erst zwischen fünfzig und sechzig Jahren ist es ihm gestattet, nach Ruf und Vermögen zu streben.

Wir wollen noch hinzufügen, daß gerade zu jener Zeit der Wettstreit, der Kampf um das Dasein für einen jungen Mann besonders schwer war. Der Advocatenstand zählte damals berühmte Männer wie Berryer, Dupin senior und Philipp Dupin, Chaix d'Estange, Crémieux, Leon Duval, Paillet, Jules Favre, Dufaure, Sénard zu seinen Mitgliedern und es kostete daher ungeheure zähe Anstrengungen, sich einen Platz in einer solchen Phalanx zu erobern. Dennoch hatte sich Jules Grévy gegen Ende der Regierung Louis Philipps schon einen Namen und eine Stellung geschaffen.

III.

Die Revolution vom Jahre 1848 hat ihn zu einem Manne der Oeffentlichkeit und einem Politiker gemacht. Die oppositionelle Bewegung gegen das Ministerium Guizot, die mit jedem Jahre stärker wurde und deren Basis die Reorganisation des Wahlcensus war, vor Allem die Aufnahme derjenigen, welche man die Capacitäten nannte, das heißt solcher Personen, welche sich den freien Künsten gewidmet hatten und deren Vermögenslage dabei gar nicht in Betracht kam, in die Wahlliste, durchbrach bald die Schranken, welche sich mehrere der Führer derselben gesetzt hatten. Das war keine Reform mehr, sondern eine Revolution. Mit dem Ministerium Guizot wurde zugleich der König Louis Philipp gestürzt. Am 24. Februar wurde die Republik proclamirt und eine provisorische Regierung, an deren Spitze Lamartine, Ledru-Rollin, Arago, Marie, Cremieux standen, wurde organisirt. Jules Grévy, hatte immer der republikanischen Partei, die jetzt zur Macht gelangte, angehört. In Folge dessen wurde er zum Commissär der Republik ernannt, das heißt, zum Präfecten im Departement Jura, seinem Heimatslande, wo er alle Jahre die Ferien zubrachte, wo er geliebt und geachtet war und jedermann dem zunehmenden Glücke des Landeskindes mit warmer Sympathie folgte. Seine Verwaltung war gut, weise und gemäßigt. Scherzend sagte er oft: „Man muß sich nicht vor der Republik fürchten." Unter seiner Verwaltung flößte sie auch in der That keine Furcht ein und als die Wahlen zur constituirenden Versammlung stattfanden, wurde Jules Grévy zum Abgeordneten für Jura gewählt.

Hier in der constituirenden Versammlung machte er sich seinen Namen und trat er erst wirklich in den Vordergrund. Wenn auch der Advocatenstand Frankreich eine ziemlich bedeutende Anzahl politischer Redner geliefert hat, so darf man doch nicht glauben, daß man, weil man ein talentvoller Advocat ist, deshalb auch schon ein guter Abgeordneter ist. Mehr als einer, der im Palais de Justice Ruhm und Ansehen genoß, hat auf der Tribüne des Parlaments Schiffbruch gelitten, denn dort genügt es nicht, schöne Phrasen zu machen. Die Politik erfordert gewisse Eigenschaften, welche nicht gerade

allzu häufig vorkommen, wie gesunden Menschenverstand, Geisteskraft, eine solide Doctrin, die Gabe der Voraussicht und die genaue Kenntniß der Wirklichkeit. Ohne diese Eigenschaften kann man vielleicht ein bei den Tribünen beliebter Redner sein, ein Tribun, der den Leidenschaften schmeichelt und dessen Einfluß zuweilen große Besorgniß einflößen kann, aber man wird niemals ein Staatsmann werden.

In der constituirenden Versammlung zeigte Jules Grévy erst seine wahre Natur. Sein Name bleibt für immer mit einem berühmten Amendement verknüpft. Sollte die Republik einen Präsidenten haben, und auf welche Weise sollte dieser Präsident erwählt werden? Das war die erste Frage, welche es zu lösen galt. Die Franzosen ahmen gern nach, und die blühendste Republik, welche allen Achtung abnöthigte, war die Republik der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Dort wird der Präsident für einen Zeitraum von vier Jahren von der Nation ernannt, während dieser vier Jahre aber kann er seine Minister vollkommen frei erwählen und sie trotz den Abstimmungen des Congresses behalten. Man schlug Frankreich vor, diesem Beispiele zu folgen. Grévy dagegen verlangte, daß das Haupt der vollziehenden Gewalt nicht von der Nation, das heißt, durch die eben proclamirte Volksabstimmung, sondern von der Nationalversammlung gewählt werde. „Sonst," sagte er, „werdet ihr nothgedrungen zwei Gewalten in beständigem Antagonismus haben, die beide direct von der nationalen Souveränität ausgehen: die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt. Zwischen beiden muß sich nothwendigerweise ein Kampf entspinnen, der Zusammenstoß wird unvermeidlich sein und in einem, seit lange an die Monarchie gewöhnten Lande wird die vollziehende Gewalt, welche alle Beamten ernennen und die Armee befehligen wird, selbstverständlich stets im Vortheil sein. Auf sie werden die Blicke des Landes gerichtet sein, sie wird den Sieg davontragen. Die gesetzgebende Gewalt dagegen, welche in einer Demokratie eine Delegation der Volksabstimmung ist, darf nicht zugeben, daß sich ihr gegenüber ein Gegner erhebt, sie muß eine beständige Controle über die vollziehende Gewalt ausüben." Da Grévy seine Ansicht bis zum Aeußersten durchführen wollte, so verlangte er, daß das Haupt der Executiv-Gewalt auf unbeschränkte, aber immer revocirbare Zeit gewählt werde, daß er nur den Titel „Präsident des Ministerraths" führe, und daß er die Aufgabe habe, seine Mitarbeiter zu wählen, aber an dem Tage, wo seine Politik von den Vertretern des Volkes verdammt würde, genöthigt sein sollte, abzudanken.

Dies Amendement Jules Grévys wurde nicht angenommen. Die constituirende Versammlung erklärte, daß die Republik einen Präsidenten haben und daß dieser Präsident durch Volksabstimmung ernannt werden sollte. Lamartines Beredtsamkeit hatte viel zu diesem Beschluß beigetragen.

Was darauf folgte ist bekannt. Als die Präsidenten-Wahl am 10. Dezember 1848 herangekommen war, erhielt der Name Lamartines nur

eine unbedeutende Anzahl von Stimmen, der Name des Generals Cavagnac hatte nur eine Minorität zu verzeichnen, aber mit Hülfe der Napoleonischen Tradition ging der Name des Prinzen Louis Bonaparte triumphirend aus den Urnen hervor.

Von da an kann man genau sagen, was Thiers etwas später gesagt hat: „Das Kaiserreich ist fertig!" Was Jules Grévy vorausgesehen hatte, verwirklichte sich. Die vollziehende und die gesetzgebende Macht traten in Mitbewerbung, jede von ihnen behauptete, die Nation in gleichem Maße zu vertreten, und als noch die Spaltungen in der Versammlung hinzukamen, häuften sich die Fehler der heftigen Republikaner, und das Endresultat konnte nicht mehr zweifelhaft sein.

Die constituirende Versammlung war gewählt worden, um dem Lande eine Constitution zu geben, ohne daß man für ihre Aufgabe eine gesetzliche Frist festgesetzt hätte. Als die Constitution vollendet war, forderte man sie auf sich aufzulösen, um anderen Repräsentanten Platz zu machen. Das war der bekannte Antrag Rateau zu Anfang des Jahres 1849. Grévy, der zum Ueberbringer dieser Proposition ernannt worden war, erklärte sich in aller Form gegen dieselbe, denn er begriff sehr wohl, daß nach den Ereignissen im Juni und nach der Präsidentenwahl im December eine neue Kammer nur reactionär sein konnte. Dennoch gelang es dem Antrag Rateau, der jeden Monat erneuert wurde, durchzudringen. Die constituirende Versammlung beschloß ihre Auflösung, die gesetzgebende Versammlung trat an ihre Stelle. Das Departement Jura hatte Jules Grévy in diese letztere wiedergewählt.

Von diesem Augenblick an überstürzen sich die Ereignisse. Es war die Politik des Prinzen Louis Bonaparte, alle parlamentarischen Parteien unter einander aufzureiben, ihre Spaltungen, Gehässigkeiten und Zwistigkeiten auszunutzen, um sie schließlich alle mit gleicher Rücksichtslosigkeit zu behandeln. Es ist bekannt, in welchem Grade ihm diese Tactik gelang. Während der zwei einhalb Jahre, in denen die gesetzgebende Versammlung tagte, ergriff Jules Grévy selten das Wort, denn obwohl ein aufrichtiger Republikaner, war er doch von jedem Extrem weit entfernt, und sah mit Bangen die ihm theure Regierung dem Abgrund zueilen. Die Verständigen hatten damals gar keine Aussicht, daß man ihrer Stimme Gehör schenken würde. Dennoch trat er auf, um das allgemeine Wahlrecht zu vertheidigen, als das Gesetz vom 30. März 1850 die Beschränkung desselben vorbereitete. Ebenso sprach er mit großer Energie während der letzten Monate des Jahres 1851 zu Gunsten jener Vorlage, welche man die proposition des questeurs genannt hat. Ein Staatsstreich der vollziehenden Gewalt gegen die nationale Repräsentation lag in der Luft. Alle vernünftigen Männer fühlten ihn voraus, sahen ihn kommen. Die proposition des questeurs hatte zum Zweck, die Militairmacht unter den directen Befehl des Bureaus der Kammer zu stellen, um diese im Nothfalle zu vertheidigen. Das war die letzte Aussicht

auf Erfolg. Als die betreffende Vorlage zurückgewiesen worden war, rief Grévy aus: Finis reipublicae!

Er hatte sich nicht getäuscht. In der Nacht vom 2. December fand der längst vorausgesehene Staatsstreich statt, das Palais Bourbon, in dem die Abgeordnetenkammer tagte, wurde von der bewaffneten Macht besetzt, die berühmtesten Abgeordneten und alle diejenigen, deren Popularität man fürchten mußte, wurden in ihren Betten gefangen genommen. Paris und Frankreich befanden sich beim Erwachen im Belagerungszustand.

An diesem 2. December gehörte Jules Grévy, dem man die Ehre der Verhaftung nicht erzeigt hatte, zu den zweihundert und neunzig Abgeordneten, die sich in der Mairie des zehnten Arrondissements versammelt hatten, um gegen den hinterlistigen Ueberfall des Elysée zu protestiren. Eine Stunde waren die Protestirenden versammelt, als die bewaffnete Macht auch hier eindrang. Grévy wurde mit seinen Collegen gefangen genommen, in die Kaserne auf dem Quai d'Orsay geführt und von dort nach Mazas. Als die Insurrection am 4. December niedergeschlagen und der Triumph des Staatsstreiches gesichert war, stand Jules Grévy nicht auf der Liste der politischen Verbannten; er erhielt die Freiheit zurück.

IV.

Lange Jahre hindurch machte man nicht einmal einen Versuch, zu Gunsten der Republik zu kämpfen, sie war vollständig besiegt und begraben. Der Strom der öffentlichen Meinung war für Louis Bonaparte, als Beweis dafür dienten das Plebiscit vom December 1851 und jenes vom 2. December 1852, welches das Kaiserthum in Frankreich wieder herstellte. Während dieser patriotischen Trauerzeit kehrte Jules Grévy zu seiner früheren Thätigkeit als Advocat zurück, die ja seine erste Liebe gewesen war, und widmete sich mit allen seinen Kräften seinem Berufe. Was Frankreich damals war und welche drückende Tyrannei auf dem Lande lastete, beweist wohl nichts besser, als die Thatsache, daß Jules Grévy trotz der im Palais de Justice erworbenen Anerkennung, trotz des Glanzes, den seine politische Rolle auf ihn geworfen, mehrere Jahre hindurch die Clienten seinem Bureau fernbleiben sah; man wagte es nicht, seine Interessen einem republikanischen Advocaten anzuvertrauen, weil man fürchtete, daß er dieselben vor dem Gerichte gefährden könnte. Allmählich verschwand dieses Vorurtheil jedoch, der Ruf Grévys als Anwalt in Civilsachen stieg jeden Tag höher, sehr bedeutende Processe wurden ihm anvertraut, und bald nahm er den ersten Rang unter den Anwälten ein. Seine Haupteigenschaft war nicht der Glanz des Wortes, der Strom der Beredtsamkeit, sondern die Kraft des Geistes, die Gründlichkeit seines Raisonnements und eine ruhige, aber scharfe Logik, die es verschmähte, an die Leidenschaften zu appelliren, die sich wenig darum kümmerte, ob sie überredete, aber eben deshalb umsomehr überzeugte. Wohl wenige Advocaten haben mehr Pro-

cesse gewonnen, als Jules Grévy. Wir müssen noch erwähnen, daß er nicht alle Processe annahm, sondern sich nur herbeiließ, solche zu führen, die ihm gut und ehrenhaft schienen. Darum hatte er sich im Justizpalast Hochachtung und Autorität erworben, was selbst für Advocaten ersten Ranges selten ist. Einer seiner jüngeren Collegen, der während der letzten Jahre des Kaiserreichs und der ersten der dritten Republik seine Zeit der Celebrität genoß, Laurier, hat von ihm folgendes sehr zutreffende Bild entworfen: „Er plaidirt mit außerordentlicher Einfachheit, ohne Prunk, fast ohne Geräusch, wie ein Mann, der sich nur an die Sache hält und den alles Uebrige nichts angeht. Er spricht mit klarer, deutlicher, vielleicht etwas zu weicher Stimme, was einen eigenthümlichen Gegensatz zu seiner markigen Dialektik bildet, aber unter dieser nachlässigen und so zu sagen schwimmenden Sprache, ahnt man sehr schnell eine Beweisführung ersten Ranges."

Inzwischen hatte sich die politische Lage nach und nach geändert. Die Spannkraft des absoluten Kaiserreichs hatte allmählich nachgelassen, im ganzen Lande waren die liberalen Bestrebungen wieder erwacht. Zuerst waren nur fünf dem Kaiserthum feindliche Abgeordnete im gesetzgebenden Körper, die frei und offen ihre republikanischen Gesinnungen bekannten, bei den Wahlen im Jahre 1863 hatte schon ganz Paris Feinde des Kaiserreichs gewählt. Nach den glänzenden Kriegen in der Krim und Italien war dann die Expedition nach Mexiko gekommen; Frankreich machte sich immer mehr los von der Regierung Napoleon III., die unter der Last ihrer Mißgriffe und Fehler immer schwächer wurde. Die Haltung dieser Regierung während des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich im Jahre 1866 verschlimmerte die Lage noch mehr. Im August 1866 fand im Departement Jura eine partielle Wahl statt; Grévy bewarb sich um die Candidatur, indem er derselben einen „demokratischen" Charakter gab, was in der damaligen Sprache für Jedermann eine einfach republikanische Candidatur zu bedeuten hatte. Trotz dem Druck von Seiten der Verwaltung wurde er gewählt und bei den allgemeinen Wahlen im darauffolgenden Jahre wieder gewählt.

Wie Grévy in den politischen Versammlungen vom Jahre 1848 und 1849 aufgetreten war, so zeigte er sich auch jetzt im gesetzgebenden Körper. Nur selten ergriff er das Wort, aber dann mit Kraft und Nachdruck. Im Jahre 1868 war ihm durch die einstimmige Wahl seiner Collegen in der Advocatur in Paris die höchste Würde übertragen worden, nach welcher ein Advocat streben kann, er war nämlich zum Vorsteher der Anwaltskammer ernannt worden. In einer zu dieser Zeit gehaltenen Rede hat er die Beredtsamkeit, so wie er sie auffaßte, definirt und selbstverständlich war es seine eigene Beredtsamkeit. Er gab seinen jungen Collegen den Rath, nicht den Griechen und Römern, auch nicht den Advocaten vergangener Zeiten nachzuahmen, und nachdem er klar dargelegt, was die gerichtliche Beredtsamkeit früher gewesen war, fügte er hinzu: „Wenn auch die gerichtliche Ver-

theidigung heute weniger Pomp und Kunst entfaltet, so ist sie doch natürlicher und wahrer, gehaltreicher und exacter, sie hält sich mehr an Dinge, als an Worte, sie sieht mehr auf die Discussion als auf die Declamation, sie ist die gesundeste Frucht des reifen Geistes der modernen Völker. Ihre Form ist die Improvisation. Der Redner, der bis dahin nur mit Gedanken gearbeitet hat, vertraut dem Augenblick, um den rechten Ausdruck zu finden, einem sehr glücklichen geflügelten Wort entsprechend, weiß er wohl, was er sagen wird, aber nicht wie er es sagen wird. Von jeder Fessel befreit, von jeder herkömmlichen Form losgelöst, überläßt er sich seiner Inspiration, er wird er selbst. Er wählt den natürlichen Conversationston, der sich ohne Anstrengung Allem anpaßt, er erhebt sich oder steigt herab, seinen Sujets entsprechend, mit ihnen nimmt er den Charakter verschiedener Personen an und läßt jedem Einzelnen seine Ursprünglichkeit. Durch die Improvisation wendet sich der Redner direct an seine Zuhörer, tritt er mit ihnen in Verbindung, bemächtigt er sich derselben, wirkt er auf sie ein, so daß sie wieder auf ihn zurückwirken und durch diesen fortwährenden Austausch von Eindrücken läßt er sie gewissermaßen an seiner Rede theilnehmen und reißt sie mit sich zu seinem Ziele fort."

So war Jules Grévy vor den Schranken des Gerichtshofes, so war er auf der Parlamentstribüne. Freilich gab es damals in Frankreich viel größere Künstler des Wortes als ihn, zum Beispiel einen Jules Favre; Advocaten, die viel fesselnder sprachen und größere Ueberredungsgabe besaßen, zum Beispiel Jules Simon, glänzendere und hinreißendere Plauderer wie Thiers, Niemand aber besaß in so hohem Grade jene Heiterkeit, welche ihre Quelle in der Hoheit des Geistes hat und jenen Ernst ohne Emphase, der nach seinem Ausdruck, ausschließlich mit Ideen gearbeitet hat. Eine seiner Reden ist ganz besonders berühmt geworden. Eine Petition der Prinzen der Familie Orleans ersuchte um die Abschaffung der Verbannungsgesetze. Die Mehrzahl der Abgeordneten der Linken stimmte zu Gunsten der Petition, weil sie ihre Hauptaufgabe darin sah, das Kaiserreich zu bekämpfen. Aber Jules Grévy, für den ein Prinz immer ein Prinz blieb und ein Prätendent ein Prätendent, das heißt, eine Drohung für ein demokratisches Land, zögerte nicht, sich von seinen Freunden zu trennen. Mit der bonapartistischen Majorität stimmte er gegen die Abschaffung der Verbannungsgesetze, da er weder Mitschuldiger noch Betrogener sein wollte, wie er sagte.

V.

Der Krieg von 1870 brach aus. Man wird einem Franzosen, der hier die Gastfreundschaft genießt, verzeihen, wenn er mit Schweigen darüber hinweggeht. Grévy eben so wohl wie alle republikanischen Abgeordneten und auch Thiers, gehörten zu denen, welche sich der Kriegserklärung widersetzt hatten.

Als das Kaiserreich nach Sedan gestürzt und am 4. September die Republik ausgerufen worden war, hatte Grévy an der Regierung der National-

Vertheidigung keinen Theil genommen. Diese Regierung war aus den Abgeordneten von Paris gebildet worden, und den General Trochu hatte man berufen, bei derselben den Vorsitz zu führen. Jules Grévy hatte übrigens sehr bestimmte und vielen seiner Collegen entgegengesetzte Ideen. Er forderte sofortige Wahlen und die Bildung eines neuen Parlaments. Er verließ Paris vor der Einschließung und kehrte in seine Heimat zurück. Während der Belagerung der Hauptstadt kam er verschiedene Male nach Tours. Außer seinen politischen Gründen riefen ihn auch noch andere dorthin. Schon seit langer Zeit war er mit Madame Pelonge, der Besitzerin eines bei Tours gelegenen Schlosses, des historischen Chanonceaux, durch enge Bande der Freundschaft verknüpft. Auch hier in Tours stimmte Jules Grévy mit der Delegation der Regierung der National-Vertheidigung nicht überein, die den Widerstand organisirte. Wenn man dem Hörensagen trauen darf, so hat er dort das später so oft wiederholte Wort an Gambetta gerichtet: „Vous mourrez dans la peau d'un factieux“ (Sie werden in der Haut eines Aufrührers sterben). Als am Tage nach der Capitulation von Paris, zu Anfang des Monats Februar 1871 die Wahlen stattfanden, begab sich Grévy, der vom Departement Jura zum Mitgliede der National-Versammlung ernannt worden war, nach Bordeaux. Die erste That dieser Versammlung war, ihn zum Präsidentenstuhl zu berufen; dadurch waren alle republikanischen Stimmen schon von Anfang an dem Republikaner gesichert und die zahlreichen Gegner der Republik begrüßten mit Freude einen wegen der Rechtschaffenheit seines Charakters von Allen geachteten Mann. Für diese Letzteren besaß übrigens Grévy das Verdienst, sich nicht an der Regierung der Nationalvertheidigung betheiligt und sogar einen großen Theil ihrer Handlungen mißbilligt zu haben. Fast einstimmig wurde er gewählt.

Mehr als zwei Jahre lang, vom Februar 1871 bis April 1873 war Jules Grévy zuerst in Bordeaux, dann in Versailles Präsident der National-Versammlung. Präsident eines Parlaments zu sein, ist immer eine ehrenvolle Stellung. Der Präsident leitet die Debatten und ohne daß er direct eingreift und zu Gunsten seiner Partei wirkt, übt er immer einen bemerkenswerthen Einfluß auf die Debatten. Er gestattet oder entzieht den Rednern das Wort, er hört die Unterbrechungen oder hört sie nicht, er führt die Aufsicht und verhindert, daß die kleinen Zwischenfälle in Streitigkeiten ausarten, er überwacht und controlirt die Abstimmung und ist sogar in hohem Maße Herr der Tagesordnung. Die Function ist sehr wichtig, aber auch zugleich sehr delicat. Die Autorität und die Glocke genügen nicht, um sie auszuüben, es gehört sehr viel Tact, ein immer wachsamer, immer auf die kleinsten Details aufmerksamer Geist dazu. Menschenkenntniß, ein lebhaftes Gefühl für die Leidenschaften und die Erregung, welche das Auditorium beherrschen können und ganz besonders an Tagen der Krisis sehr viel Kaltblütigkeit. Und die Tage der Krisis waren unter der Präsidentschaft

Grévys sehr zahlreich. Zuerst kamen die Ereignisse mit der Commune. Als die Commune besiegt war, begann der glühende Kampf zwischen den beiden Parteien der Versammlung. Die Republikaner einerseits, die zwar in der Minorität waren, aber das ganze Land hinter sich fühlten, die Monarchisten andererseits, die zwar die Majorität bildeten, aber einestheils Anhänger des Grafen von Chambord, anderntheils der Prinzen von Orleans, durch ihre entgegengesetzten Bestrebungen noch mehr gespalten waren, als ihr gemeinsamer Haß gegen die Republik sie vereinte. Thiers, der vielfach angegriffene Präsident der Republik, that sein Bestes, um zwischen den drei Parteien hinzusteuern, obgleich er ganz offen zur republikanischen Partei hinneigte.

Frankreich hatte vor Grévy zwei berühmte Präsidenten der Kammern gehabt: Dupin von 1849—1851 und den Herzog von Morny unter dem Kaiserreich. Mitten in dem Tumult der gesetzgebenden Versammlung hatte sich Dupin durch seine beißende, immer zum Angriff oder zur Erwiderung bereite Verve Ansehen verschafft. Seine Hand war hart und seine Zunge noch härter. Seine Worte waren nicht immer gerade geschmackvoll, aber es geschah nur sehr selten, daß er nicht das letzte Wort hatte. Kein Ernst, wenig Würde, aber eine unerschöpfliche Fluth von gallischen Ein- und Ausfällen, heiter und gesund, glücklich in dem Bewußtsein zu leben und das Leben um sich herum zu sehen, vertraute er nur sich selbst und fürchtete die kleinen Stürme, die er ja immer sicher war zu beherrschen, nicht im mindesten.

Die Physiognomie Jules Grévys, des Präsidenten der Kammer, ist eine ganz andere. Er ist der ernste, würdevolle Präsident gewesen. Kein trauriger, verbissener Lehrmeister, der seine Aufgabe aussucht und vertheilt, sondern der Meister, der, indem er zur Achtung zwingt, zur Selbstachtung nöthigt. Bei der geeigneten Gelegenheit konnte er ebensowohl liebenswürdig und lächelnd, als hart sein, wenn es sein mußte, zuweilen gab er sich scharf und lebhaft, aber nie versuchte er zum Lachen zu reizen oder zu verwunden. Er nahm seine Aufgabe sehr ernst und zwang dadurch alle Uebrigen, die ihre ebenfalls ernst zu nehmen. Es mußte schon ein außerordentliches Ereigniß sein, das ihn veranlassen konnte, auf seinem Posten zu fehlen, und von der ersten bis zur letzten Minute verließ er die Sitzung nicht. Wie viele Male habe ich ihn so in Versailles in seinem Präsidentenfauteuil vier, fünf Stunden hintereinander gesehen, anscheinend ernst und unempfindlich und doch hörte er Alles, erfaßte und behielt er Alles; gleichgültig gegen die kleinen Zwischenfälle, erspähte er die Minute, in der sein Dazwischentreten nothwendig sein konnte, sei es, um die Redefreiheit zu unterstützen, sei es, um ihr im Augenblicke, wo sie die Schranken der Mäßigung überschritt, ein Halt zu gebieten oder ihre überschäumende Gluth einzudämmen. Auf diese Weise hat er viele Stürme abgewendet und denen, welche er nicht vermeiden konnte, muthig die Stirn geboten. Manch ein

Lärmmacher hat sich zusammengenommen, wenn er das kühle Antlitz Grévys vor sich sah, manch Einer hat sich nachher wie ein auf der That ertappter Schüler geschämt, wenn er von ihm eine Zurechtweisung erfahren hatte und sich am anderen Tage verständiger benommen. Ein Ordnungsruf von ihm war eben so selten, wie er gefürchtet wurde. Wenn seine Worte auf die Zuhörer fielen, ernst, würdig, verständig, vernünftig, langsam artikulirt, von den Klängen seiner, von starker, kraftvoller Hand in Bewegung gesetzten Glocke skandirt, so machten sie sofort einen sichtlichen Eindruck, feierliches Schweigen entstand sogleich. Ich glaube nicht, daß irgend ein Kammerpäsident jemals die so seltene Eigenschaft, die Autorität, in so hohem Grade besessen hat.

Am 1. April 1873 trat ein unerwarteter Zwischenfall ein. Ein Redner der Linken, Le Royer, der gegenwärtige Präsident des Senats, hatte einen übrigens durchaus parlamentarischen Ausdruck angewendet, den die Rechte .für beleidigend hielt, infolgedessen beklagte sie sich mit großer Heftigkeit, daß der Präsident ihn nicht zurückgewiesen hätte. Grévy antwortete, indem er seine Demission einreichte. Als er am folgenden Tage wieder ernannt wurde, weigerte er sich, seinen Platz im Fauteuil von neuem einzunehmen. Seine Empfindlichkeit bei dieser Gelegenheit wurde allgemein für übertrieben gehalten. Auf jeden Fall kam er dadurch einer sich schon vorbereitenden Krisis entgegen, denn schon seit mehreren Monaten hatte die Rechte versucht, Thiers zu stürzen; sie konnte auf diese Weise Grévy in der Präsidentschaft durch einen ihr angehörigen Mann, Buffet, ersetzen, und wenige Wochen später, am 24. Mai, war Thiers gestürzt und der Marschall Mac-Mahon an dessen Stelle getreten. An diesem Tage hatte Buffet eine bedeutende Rolle gespielt.

Der 24. Mai hatte eigentlich den Zweck gehabt, die Monarchie wieder herzustellen. Die Prinzen von Orleans gingen nach Frohsdorf, um dort ihre Unterwerfung zu betheuern, und einen Augenblick schien die Restauration des Grafen von Chambord bereits eine vollendete Thatsache zu sein. Seine Weigerung jedoch, auf die weiße Fahne zu verzichten und die Tricolore anzunehmen, ließ dieselbe noch in letzter Stunde Schiffbruch erleiden. Die Monarchie konnte man also nicht wieder aufrichten, und die Republik wollte man nicht wieder herstellen. Da erfand man das sogenannte Septennat, das heißt die dem Marschall Mac-Mahon auf sieben Jahre übertragene Präsidentschaft in einem Zustande, den man nicht organisiren wollte.

Während dieser Discussion hielt Grévy, der zu seinem Platze als einfacher Abgeordneter zurückgekehrt war, seine bedeutendste, politische Rede. Es war am 10. November 1873 um acht Uhr Abends, und die Sitzung hatte schon sechs Stunden gedauert, als ihm das Wort überlassen wurde. Trotz der allgemeinen Abspannung hörte man ihm noch mehr als zwei Stunden zu. Mit einer außerordentlichen Kraft der Logik bewies er, daß die Nationalversammlung vom Volke die constituirende Gewalt nicht empfangen habe,

daß sie dieselbe also auch nicht ausüben könne. Er sprach ihr das Recht ab, eine Executive-Gewalt für länger als vielleicht die Zeit ihrer eigenen Dauer einzusetzen. Trotzdem wurde für das Septennat gestimmt.

Endlich mußte man aber doch den provisorischen Zustand verlassen. Nach häufigen Debatten im Laufe des Jahres 1874 entschloß sich die Nationalversammlung endlich, dem Lande am 25. Februar 1875 eine definitive Regierung zu geben. Die Republik wurde anerkannt. Seinen Principien getreu, die der Nationalversammlung die constitutionelle Gewalt absprach, war Grévy der einzige von seiner Partei, der sich weigerte, seine Stimme abzugeben. Keine Bitte war im Stande, seinen Widerstand zu beseitigen. Später hat man die etwas boshafte Bemerkung gemacht, daß er, ein Feind der Präsidentschaft in einer Republik, Präsident der Republik geworden war; er hatte die Mission übernommen, der erste Hüter einer Constitution zu sein, die er verworfen hatte.

VI.

Nach der Auflösung der Nationalversammlung und den Wahlen im Monat Februar 1876 wurde Grévy wiederum zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer erwählt. Es ist bekannt, wie der Marschall Mac-Mahon am 16. Mai des folgenden Jahres das republikanische Ministerium plötzlich entlassen hat. Jules Simon hatte demselben präsidirt, und nun übergab er de Broglie und de Fourtou die Gewalt. Ein heftiger Kampf zwischen dem Präsidenten der Republik und der republikanischen Partei entbrannte infolgedessen. Die Kammer wurde zuerst auf einen Monat suspendirt. Als sie am 17. Juni zur ersten Sitzung zusammentrat, war ihre erste That, daß sie über eine Tagesordnung abstimmte, in der sie erklärte, daß das Ministerium ihr Vertrauen nicht besäße. Der Marschall Mac Mahon antwortete darauf, daß er durch den Senat die Auflösung der Kammer aussprechen ließ. An dem Tage, an dem die Auflösung kund gemacht wurde, konnte nur ein einziger Mann das Wort ergreifen, nämlich der mit der Verlesung des Befehls betraute Präsident der Kammer. Grévy sprach die folgenden Worte: „Bevor ich die empfangene Mittheilung zur Kenntniß bringe, will ich der Kammer ein letztes Mal dafür danken, daß sie mich ernannt hat und für das Wohlwollen, das sie mir bewiesen hat. Das Land, zu welchem sie zurückkehren wird, wird ihr bald sagen, daß sie auf ihrer kurzen Laufbahn nicht einen einzigen Tag aufgehört hat sich um Frankreich und die Republik verdient zu machen.“

Es ist kaum möglich, sich mit mehr Einfachheit, Mäßigung und Würde auszusprechen. Es war auch unmöglich in knapperer und kürzerer Weise zu sagen, daß Frankreich auf Seiten der Abgeordneten war und dies auch trotz aller Anstrengungen der Regierung beweisen würde. Die Wirkung seiner Worte war unbeschreiblich, und darin lag der eigentliche Charakter von Grévys Talent, daß er es immer und bei jeder Gelegenheit verstanden

hat das Nothwendige zu sagen und nichts anderes, als was er sagen mußte und was nothwendig war.

Die Wahlen wurden bis zum Herbst aufgeschoben. Bei der Eröffnung der Wahlperiode, am 3. September starb Thiers. Das war ein furchtbarer Schlag für die republikanische Partei, der Verlust ihres Hauptes in einem solchen Augenblick. Aller Blicke waren sofort auf Grévy gerichtet. Bei dem Leichenbegängniß des großen Historikers führte er den Trauerzug. Das neunte Arrondissement von Paris, welches Thiers seit 1863 vertreten hatte, ernannte ihn zum Candidaten. Am 14. October wurde er in Paris und im Juradepartement zugleich gewählt. Fast zu gleicher Zeit waren auch alle republikanischen Abgeordneten wiedergewählt worden. Grévy hatte sich nicht getäuscht, als er erklärte, daß Frankreich mit ihnen wäre. Und als Grévy auch sofort wieder zum Präsidenten der Kammer ernannt wurde, hielt er folgende Ansprache: „Meine augenblickliche Stellung legt mir eine Aufgabe und eine Verantwortlichkeit auf, die ich noch nie so tief empfunden habe wie heute. Ich werde mich bemühen, der Bedeutung meiner Mission gerecht zu werden, wie ich auch von der Kammer mit voller Gewißheit erwarte, daß sie sich durch Mäßigung und Festigkeit auf der Höhe der Situation halten wird, denn die bewundernswerthe Weisheit und de souveräne Wille des Landes sind mit ihr und werden sie inspiriren." Die Wirkung dieser wenigen Worte „sind mit ihr" kann sich nur derjenige vorstellen, der bei dieser Sitzung zugegen war. Mit größerer Entschlossenheit konnte man nicht aussprechen, daß die Kammer, stark durch ihr Recht, nicht zurückweichen würde, konnte man allen die Feierlichkeit der Lage nicht besser zu verstehen geben, konnte man nicht besser erklären, daß, was auch geschehen mochte, die Kammer immer auf ihren Präsidenten rechnen konnte.

Die Lage war auch in der That sehr ernst. Der Marschall Mac-Mahon hatte seinerseits erklärt, daß er bis zum Aeußersten gehen würde, und antwortete dadurch auf das Dilemma, in welches er durch Gambetta gerathen war, daß er nämlich nach den Wahlen entweder abdanken, oder sich unterwerfen müsse. In seinem Namen hatte man erklärt, daß er weder seine Entlassung einreichen, noch sich unterwerfen werde. Damit war die Schlacht angeboten und wahrscheinlich auch der blutige Bürgerkrieg.

Endlich gab der Marschall Mac-Mahon nach. In demselben Augenblick, in dem man sich auf beiden Seiten zur Action vorbereitete, am 13. December, entließ er seine Minister, berief Dufaure, einen Republikaner des linken Centrums, und beauftragte ihn mit der Bildung eines neuen Cabinets. Er hatte sich unterworfen. Das war aber noch nicht genug und nach dreizehn Monaten des Zögerns fühlte er, daß die Situation für ihn unhaltbar war; am 29. Januar 1879 reichte er seine Entlassung ein. Die beiden Punkte des Dilemmas, vor welches Gambetta ihn gestellt, hatten sich nach einander verwirklicht. Am folgenden Morgen, am 30. Januar, war Jules Grévy von den in Versailles versammelten Abgeordneten

und dem Senatorencongreß auf sieben Jahre zum Präsidenten der französischen Republik erwählt.

VII.

Was die Verwaltung Jules Grévys während dieser sieben Jahre gewesen ist, weiß alle Welt, und es ist überflüssig, dabei zu verweilen. Im Innern haben sich ernste Ereignisse vollzogen. Die Republikaner, die, solange sie gegen ihre Feinde zu kämpfen hatten, vereint waren, hatten sich nach dem Siege gespalten. Nach Außen haben wir die Expedition nach Tunis, die Angelegenheiten in Aegypten, endlich die Tonkin-Affaire gehabt, um deretwillen die Debatten noch immer fortdauern. Grévy hat sich streng in der Rolle eines constitutionellen Präsidenten gehalten, der nie versucht hat, seinen persönlichen Willen vorherrschen zu lassen, der sich immer darauf beschränkt hat, genau den Willen der parlamentarischen Majorität zur Ausführung zu bringen. Wenn einige Personen aus seiner Umgebung hier oder dort seinen Namen gemißbraucht haben, um auf die Kammer oder den Senat einen Einfluß auszuüben, so liegt auch nicht der geringste Beweis vor, daß er sie jemals zu ihrem Thun autorisirt hätte. Persönlich hatte er gar keine Sympathie für Gambetta, das ist sicher, dennoch zögerte er nicht, Gambetta nach den Wahlen von 1881 mit der Bildung eines Ministeriums zu betrauen. Es scheint auch, daß er nicht gerade viel Sympathie für die Colonial-Unternehmungen hat; dennoch legte er der Politik des Cabinets Jules Ferry keinerlei Fesseln an. In seiner Stellung als höchste Magistratsperson hat er es für nothwendig erachtet, die Angelegenheiten des Landes nicht in diesem oder jenem Sinne zu lenken, sondern nur jedesmal, wenn ein Ministerium durch die Abstimmung der Kammer gestürzt worden war — und das ist in diesen Jahren der Zwietracht sehr häufig geschehen — Männer zur Ausübung der Macht zu berufen, welche ihm am besten die Gefühle und Wünsche der Majorität zu repräsentiren schienen. Wie groß auch die inneren und äußeren Schwierigkeiten waren und trotz der Leiden, welche das Resultat einer furchterregenden ökonomischen Krisis waren, ist der öffentliche Friede während der Präsidentschaft Grévys auch nicht ein einziges Mal gestört worden. Man darf ja nicht annehmen, daß Grévy für die öffentlichen Angelegenheiten kein Interesse hat, aber nur mit den Mitteln der Ueberredung, und nur im Ministerrath läßt er seine außerordentliche Vorsicht und Klugheit zur Geltung kommen. Wenn er sich persönlich zeigen muß, um officielle Staatskörper bei öffentlichen Feierlichkeiten zu empfangen, oder um die Antritts- und Abschiedsbesuche der Gesandten zu erwidern, so hat man bei ihm immer denselben ausgezeichneten Tact, das Maßhalten und die Mäßigung wahrgenommen, die man seit langer Zeit an ihm gewohnt war.

Nichts kann einfacher sein, als das Leben Grévys im Elysée und nichts geregelter. An Prunk und Repräsentation findet er wenig Geschmack, für die französischen Gewohnheiten vielleicht sogar zu wenig

Geschmack; aber das muß man zugeben, daß diese mit seinen Neigungen so sehr übereinstimmende Einfachheit auch mit seinen politischen Principien vollkommen harmonirt. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, ein bürgerlicher, wahrhaft republikanischer und demokratischer Präsident zu sein, wie der Präsident der Republik der Vereinigten Staaten. Jeden Morgen um neun Uhr ist Grévy in seinem Arbeitscabinet, wo er seine Privat-Correspondenz erledigt und die Zeitungen durchblättert. An Tagen, an welchen kein Ministerrath stattfindet, begiebt er sich um zehn Uhr in sein Cabinet zu ebener Erde, das nach dem Garten im Elysée geht, und ertheilt dort bis Mittag Audienz. Wie im Weißen Hause, steht dort die Thür Jedermann offen. Um zwölf Uhr wird das Frühstück eingenommen, ein wirkliches Familienfrühstück, mit Madame Grévy, seiner Tochter und Herrn Wilson, seinem Schwiegersohn. Das ist die Hauptmahlzeit. Grévy hat die Gewohnheit der Franche-Comté, die Hauptmahlzeit um die Mitte des Tages einzunehmen, sich auch im Pariser Leben bewahrt. Zu diesem Frühstück werden immer einige der Morgenbesucher eingeladen, und auch einige seiner Freunde kommen öfter um daran theilzunehmen. Grévy zeigt noch immer einen wahren Schüler-Appetit und während er ißt, plaudert er gern, viel und gut. Künste und Literatur sind die von ihm bevorzugten Stoffe der Unterhaltung. Einer meiner Freunde, der neulich im Elysée gerade in dem Augenblicke dejeunirte, in dem sich der Congreß zu seiner Wiederwahl in Versailles versammelte, erzählte mir, daß Grévy, zu dessen Lieblingsschriftstellern auch Lafontaine gehört, bei Tische die Fabel von der Katze, dem Wiesel und dem kleinen Kaninchen und zwar in ganz vorzüglicher Weise declamirt hätte. Wenn das Frühstück beendet ist, begiebt man sich in den Salon. Dort empfängt Grévy seine alten Freunde, und er hat deren sehr viel: Advocaten, Männer der Politik, Schriftsteller, Künstler, und man disputirt über alle möglichen Dinge. Bald darauf erhebt sich Grévy, um entweder eine Partie Billard zu spielen, oder, was jetzt häufiger geschieht, eine Partie Schach. Um vier Uhr wird der Wagen angespannt. Dann macht er eine Spazierfahrt im Bois de Boulogne oder im Jardin d'Acclimatation, häufig auch fährt er über den Trocadero, um die Arbeiten an dem Hotel zu beaufsichtigen, welches er sich dort erbauen läßt. Um sechs Uhr ist er wieder im Elysée angelangt und giebt nun seine Unterschriften. Das Diner findet um sieben Uhr statt und ausgenommen an den Tagen der öffentlichen Bankette, sind Einladungen zu dieser Mahlzeit äußerst selten. Um neun Uhr zieht sich Grévy in sein Zimmer zurück, wo er bis Mitternacht arbeitet.

Man sieht, wie einfach, bescheiden und geregelt dieses Leben ist. Grévy hat dieselbe strenge Zucht, welche er seit seiner Jugend seinem Geiste auferlegt hatte, auf seine ganzen Lebensgewohnheiten übertragen. Sein Körper ist ebenso gesund wie seine Intelligenz. Groß, stark, robust, kraftvoll gebaut, ein wenig corpulent, würde man ihn trotz seinem seit Jahren kahlen Schädel

und seinem weißen Barte für jünger halten, als er in Wirklichkeit ist. Weder Geist noch Körper sind im Geringsten schwächer geworden. Oeffentliche Reisen liebt er nicht sehr, die Repräsentation vermeidet er soviel wie möglich, aber sein größtes Glück besteht darin, auf sein Gut La Grangerie in Mont-sous-Vaudrey, sobald die Ferien gekommen sind, zurückzukehren und dort, wo er geboren ist, in der stärkenden, kräftigenden Gebirgsluft, das Leben eines Landmanns zu führen und auf die Jagd zu gehen, denn diese ist seine Lieblingspassion. Er hat noch sehr solide Muskeln und ein scharfes Auge.

Alle seine Freunde, und er hat deren, wie gesagt, viele, denn er hat sich die aus seiner Jugend zu erhalten gewußt und neue dazu gewonnen, stimmen darin überein, daß sie nicht nur die Stärke seines Gedächtnisses, den Umfang seiner Kenntnisse, die Gleichmäßigkeit seiner guten Laune rühmen, sondern auch die Einfachheit seiner Sitten, an denen sein außerordentliches Glück nichts zu ändern vermochte und die treue Beständigkeit seiner Beziehungen zu seinen Freunden. Selbst seine politischen Gegner haben zur Zeit der heftigsten Polemik nichts Ungünstiges über seinen Charakter oder über sein Privatleben sagen können. Einige mehr oder weniger geistreiche Scherze über seine Vorliebe für das Billard, über seine übergroße Zärtlichkeit gegen seine Enkelin Marguerite, in deren Gesellschaft er zuweilen den Enten am Bassin Brotkrumen hinwirft, über das Hotel, das er sich bauen läßt und wozu er doch schließlich ein Recht hat, diese wenigen Gegenstände sind die einzige Beute, deren die Bosheit und das politische Pamphlet sich bemächtigen konnten, und man wird zugestehen, daß dieselbe wirklich sehr gering ist.

Nun hat Jules Grévy es erlebt, daß das ihm anvertraute Mandat ihm von neuem übertragen worden ist. Er hat seine Candidatur aufgestellt, und das hat genügt, um jedem Anderen den Versuch zu verleiden, mit ihm in Concurrenz zu treten. Was wird diese neue Präsidentschaft bringen? Wenn auch sein jetziger Gesundheitszustand ein durchaus befriedigender ist, so taucht doch unwillkürlich der Gedanke auf, daß es etwas Bedenkliches ist, wenn man achtundsiebzig Jahre alt ist, unwillkürlich denkt man auch daran, daß die politische Lage Frankreichs seit den letzten Wahlen delicater denn je zuvor geworden ist. Hier ist freilich nicht der Ort, um diese Fragen zu erörtern. Alles was man sagen kann ist, daß der Name Grévys Allen das Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit sowohl, als der Achtung einflößt. Wie auch das Ministerium morgen oder übermorgen beschaffen sein mag, so lange Grévy in der Stellung bleibt, welche er jetzt einnimmt, ist man sicher, daß mit diesem rechtlichen, verständigen, geraden Manne an der Spitze der Regierung weder Ordnung, noch Freiheit etwas zu befürchten haben.

Der Dichter des Dies irae.

Von

Alfred v. Reumont.

— Aachen. —

I.

Fra Latino Malabranca war der Sohn Cencio Malabrancas, eines Römers aus senatorischer Familie, welche eine Zeitlang im Besitz des malerischen Ariccia an der appischen Straße war, und Mabilias, der Schwester Papst Nicolaus III., aus dem Geschlecht der Orsini, welches durch ihn in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu großer Macht emporstieg. Gleich manchen seiner Landsleute und Zeitgenossen besuchte er die pariser Hochschule, erlangte die juristische Doctorwürde und trat in den Predigerorden ein, in welchem er, nach Rom zurückgekehrt, Prior des Klosters von Santa Sabina auf dem Aventin wurde. Die Einsamkeit dieses Klosters auf dem schönen, damals wie heute beinahe unbewohnten, den Tiberstrom schroff überhangenden Hügel steigerte in ihm, wie einst in St. Adalbert von Prag, die Neigung zur Askese, welche ihn jedoch weltlichen Dingen nicht entfremdete. Nachdem sein Oheim Papst geworden, wurde er zum Definitor des Provinzialcapitels seines Ordens zu Orvieto bestellt und im März 1278 in der ersten Cardinalsernennung Nicolaus' III. mit dem Purpur der Kirche bekleidet, den er als Cardinalbischof von Ostia und Velletri trug. Er galt allgemein für einen Mann von gleicher Gelehrsamkeit und Geschäftskunde, beredt und gewandt, von strengem frommem Lebenswandel, der ihm Vertrauen und Verehrung erwarb. In jenen Tagen waren die Päpste allgemeine Friedensstifter. Ihre unbeschränkte Autorität, die sich von den geistlichen auf die weltlichen Dinge erstreckte, in manchen Fällen auch ihr persönlicher Charakter, ließen sie zu diesem Amte, welches überhaupt schon in ihrer Stellung lag, am geeignetsten erscheinen, während ringsumher Verstörung und Unfrieden herrschten, fürstliche Gewalt entweder

in Tyrannei ausartete oder nicht mehr volle Geltung hatte, Städte und Communen nicht blos einander feindselig gegenüberstanden, sondern überall eine Partei die andere bekämpfte und zu unterdrücken bemüht war, Bürgerrecht und Besitz von stetem Wechsel abhängig erschienen. In Italien sah es schlimm aus, nachdem das alte Kaiserthum in den Hohenstaufen geendigt hatte, das eine der beiden großen Lichter der Welt erloschen schien, der weltliche Arm machtlos geworden war. Die alten Factionen der Ghibellinen und Guelfen währten fort. In dem Rom benachbarten Toscana waren Erstere seit den Tagen von Benevent und Tagliacozzo unvermögend ihren Gegnern die Stirn zu bieten, und wie es bei solchem Parteitreiben nur zu leicht geschieht, entstand bei den siegreichen Guelfen selber Spaltung, welche die Stadt Florenz, die die Führung dieser Partei übernommen und glücklich durchgeführt hatte, mit neuen Uebeln bedrohte. König Carl von Anjou, seit der Besiegung Manfreds im Jahre 1266 unumschränkter Herr über Süditalien, war auf zehn Jahre zum Herrn von Florenz ernannt worden und da er zu gleicher Zeit die römische Senatorswürde bekleidete, war er in der That Gebieter über Mittelitalien, welches einst der Kaisergewalt mit so großer Zähigkeit widerstrebt hatte.

Unter einem kräftigen Papste wie Nicolaus III. war eine solche Stellung eines auswärtigen Monarchen eine Anomalie, die auf die Dauer unmöglich wurde. Das Papstthum begann nun selbst die bittern Früchte seiner Feindschaft gegen das Reich zu kosten. Der große Papst Innocenz III. hatte einst, wenn auch ohne Erfolg, versucht, die Herrschaft der Kirche über Toscana auszudehnen, welches den ersten Niedergang der hohenstaufischen Macht nach Kaiser Heinrichs VI. Tode benutzte, um seine Unabhängigkeit vom Kaiserthum, welche stets eine unsichere war, auf fester Basis zu begründen. Als die Absicht des Papstes nicht gelang, suchten Innocenz und seine Nachfolger wenigstens eine gemischte geistlich weltliche Autorität in den rasch aufblühenden Städten aufrecht zu erhalten und sich gewissermaßen die Führung der guelfischen Partei anzueignen, welche die späteren unter ihnen nicht gern dem französischen Könige von Neapel und Sicilien überließen. Eine völlige Unterdrückung der Ghibellinen, wie sie in dem größten Theil Toscanas nicht allzu ferne schien, konnten aber Päpste von gemäßigter Gesinnung nicht wünschen. Als Gregor X., welcher eine Versöhnung der Parteien aufrichtig wünschte, im Jahre 1273 zum allgemeinen Concil nach Lyon zog und längere Zeit in Florenz verweilte, suchte er auch zwischen den beiden Factionen Frieden zu stiften, was ihm aber nur scheinbar gelang, indem kurze Zeit nach seinem Weggange die junge Eintracht dem alten Hader wieder den Platz räumen mußte, weshalb der Friedensstifter das Interdict über die ruhelose Stadt verhängte. Nicolaus III. nahm das Werk wieder auf, welches sein Vorgänger vergebens versucht hatte. Die großen guelfischen Familien in Florenz, durch die eingezogenen Güter der Ghibellinen noch mehr bereichert, geriethen mit einander in Uneinigkeit und

die Gemeinde sandte zu dem Papste mit der Bitte, unter ihnen Frieden zu stiften auf der Grundlage der von Gregor X. gutgeheißenen Bedingungen, denn sie besorgte, daß es unter ihnen zu Kampf und Exil kommen werde, wie früher zwischen ihnen und den Ghibellinen. Diese ihrerseits richteten an Nicolaus III. ähnliche Bitten, deren Zweck ihre Wiederaufnahme und Anerkennung ihres Bürgerrechtes sein sollte. Der Papst hörte die Abgeordneten beider Parteien an und befahl dem Cardinal Latino sich nach Florenz zu begeben, um die Versöhnung zu versuchen. Der Cardinal war eben damals mit einem ähnlichen Friedenswerke beschäftigt, indem er als „Pacier" in der Romagna verweilte, auf welche König Rudolf von Habsburg zu Gunsten des heil. Stuhls verzichtet hatte und wo der Hader wüthete, welcher in dieser Provinz zu keiner Zeit geruht hat.

Am 8. October 1279 langte der Legat in Florenz an, wo man ihn auf's Feierlichste empfing und ihm mit dem Carroccio oder Fahnenwagen der Republik entgegenzog. Dreihundert Reiter bildeten sein Gefolge. Er nahm Wohnung im Kloster von Sta. Maria Novella, der Stätte des Dominicanerordens und zehn Tage nach seinem Eintreffen segnete er den Grundstein zu der neuen Kirche, welche nach dem Plane zweier Brüder des Ordens Fra Sisto und Fra Ristoro sich als eines der großartigsten und schönsten Bauwerke der toscanischen Gothik erhob. Zuvörderst stellte der Cardinal Unterredungen mit den vornehmsten guelfischen Familien an, deren Versöhnung mit ihren Gegnern er zu erlangen bemüht war, und zeigte von vornherein, daß er seinen Auftrag ernst nahm, indem er über die Widerspänstigen die Verbannung aus der Stadt verhängte. Am Sonntage, den 9. November, versammelte er auf dem großen Platz vor der Kirche, der heute die Chorseite derselben berührt und Piazza vecchia, alter Platz von Sta. Maria Novella genannt wird, ein Parlament, um die Versöhnung zu besprechen. Die in der Verbannung lebenden Ghibellinen waren zurückberufen worden mit Ausnahme ihrer Häupter, welche einstweilen an bestimmten Orten zwischen Rom und Orvieto unter päpstlicher Hut verbleiben sollten. Es währte jedoch noch längere Zeit, bevor nach der Ausgleichung zwischen den einzelnen Geschlechtern der allgemeine Friede zu Stande kam, denn der Cardinal hatte zu viele Erfahrung von der Bestandlosigkeit der gewohnten Versöhnungen und glaubte die jetzt von ihm vorgenommene mit rechtlichen Formen umgeben zu müssen. Am 18. Januar 1280 erfolgte auf dem festlich geschmückten Platze die Einigung.

Auf dem Platze waren große Gerüste errichtet und mit Teppichen und Tüchern geschmückt. Der Podestà Pietro di Stefano di Ranieri, der den Titel eines römischen Proconsuls führte, und der Capitano del popolo hatten das Volk vor den Legaten geladen. Der Großrath der Dreihundert, die übrigen Rathscollegien, der Magistrat guelfischer Partei waren zugegen; statt der bisherigen zwölf Buonuomini, welche der Verwaltung vorstanden, zählte man nach einer Vereinbarung mit dem Cardinal vierzehn, acht

Guelfen und sechs Ghibellinen oder solche, die sich zu keiner Partei hielten und als Neutrale ihre Stellung einnahmen. Ihre Amtsdauer wurde auf zwei Monate festgesetzt. Zwei Rechtsgelehrte übernahmen das Amt der Syndiken. Der Erzbischof von Bari, die Bischöfe von Lucca, Pistoja, Arezzo und andere nebst zahlreichen Clerikern waren unter den Anwesenden. Latino Malabranca hielt als Abgesandter des Papstes, des Stellvertreters des Friedensfürsten Christus auf Erden, vor der Versammlung eine wohlgesetzte Anrede, in welcher er den ihm ertheilten Auftrag und Zweck und bisherige Erfolge der Verhandlungen deutlich machte. Dann wurden die Abmachungen verlesen. Die Parteien der Guelfen und Ghibellinen sollten Aufhören aller Feindschaft versprechen, die von ihnen gewählten Vertreter einander den Friedenskuß geben. Die Rückgabe der beschlagnahmten Güter der Ghibellinen, die gemeinsame Betheiligung an den öffentlichen Lasten jeder Art wurde billigem Abkommen unterstellt. Bürgerliche Verbrechen oder Schädigung von Kirchen und Clerikern wurden von dem Friedenswerk ausgeschlossen. Innerhalb eines Monats nach Ratification des Vertrags sollte durch die beiden höchsten Beamten Podestà und Capitano eine Neuordnung des Gemeindewesens stattfinden, die Buonuomini aus dem Adel und dem gesammten Bürgerstande gewählt, im Alter von 21 zu 70 Jahren, sollten die Revision der Statuten vornehmen. Die Ernennung von Podestà und Capitano, deren ersterer dem Justizwesen vorstand, letzterer die Bürgermiliz befehligte, sollte dem Papste zwei Jahre lang vorbehalten bleiben, der Capitano sich nicht nach einer Partei sondern nach der Stadtgemeinde benennen. Für den noch währenden Rest ihrer Amtszeit sollten beide je hundert Ritter und eine gleiche Zahl von Füßern zur Beihülfe bei der Ausübung ihrer Befugnisse, später die Hälfte dieser Mannschaft erhalten. Nur der Kirche anhängliche Männer würden zu beiden Aemtern berufen werden können. Nach der Reform der Verwaltung sollte eine neue Einschätzung der Bürger zum Behuf der Zahlung der Abgaben erfolgen. Alle Parteivereinbarungen blieben annullirt, die auf dieselben geleisteten Eide wirkungslos, alle aus Anlaß der durch die Parteien erkämpften Siege gestifteten Feste aufgehoben. Den Frieden zu erhalten wurden alle künftigen Vereine unter Adel und Volk verboten, mit Ausnahme der auf Handel und Gewerbe bezüglichen, zu denen eine obrigkeitliche Erlaubniß erforderlich sein sollte. Zur Bekräftigung des Friedens stellte jede Partei hundert Bürgen, welche die Beobachtung der vereinbarten Punkte unter Strafe von 50000 Mark Silbers versprechen, jede aber nur für ihre Partei verpflichtet sein sollte. Der im Amte befindliche Capitano und sein vom Papste ernannter Nachfolger sollten, ohne Beeinträchtigung der Rechte und des Amtes des Podestà, für die Beobachtung der Friedensbedingungen Gewähr leisten.

So war der Friede des Cardinals Latino. Der letzte Versuch, die beiden großen Parteien des Mittelalters mit einander zu versöhnen, klagt

schon durch die ungleiche Zahl ihrer Mitglieder in dem vornehmsten Magistrat und durch den Umstand, daß die mächtigsten Ghibellinengeschlechter einstweilen ausgeschlossen blieben, die Mängel in seiner Grundlage an, doch wirkte er eine Zeit lang beruhigend. Zahlreiche Verbannte kehrten zurück und verständigten sich mit den alten Gegnern, selbst Familien, die in der Partei in erster Reihe standen. Die Ausführung des Vertrags schien gesichert, bevor der Legat Florenz verließ. Aber der Samen der Zwietracht war nicht auszurotten und die Volksmeinung war den Guelfen hold. Die Ghibellinen sahen sich überall zurückgesetzt. Der Magistrat der Vierzehn machte dem der Prioren der Zünfte Platz, nur die zweimonatliche Amtsdauer blieb. Neue Zwiste führten dann zu der abermaligen Schilderhebung der Ghibellinen Toscanas, welche im Jahre 1289 mit dem Siege der Gegner bei Campaldino endete.

II.

Nicolaus III. hat nicht blos der senatorischen Gewalt Karls von Anjou in Rom, sondern auch seiner Machtvollkommenheit als Reichsvicar von Toscana ein Ende gemacht, während Rom ihm selber nicht als Papst sondern als Gian Gaetano Orsini, die Senatorswürde übertrug, in welcher er sich alsdann durch Statthalter vertreten ließ. Seine Regierung war zu kurz, um den Dingen eine dauernde Gestalt zu geben, und als er am 22. August 1280 zu Soriano bei Viterbo starb, stürzte sein französischer Nachfolger Martin IV., welcher nach einem sechsmonatlichen Conclave zu Viterbo gewählt wurde, wieder das meiste von seinen Institutionen um. Des neuen Papstes Parteilichkeit für den Anjou würde noch Schlimmes gewirkt haben, wenn nicht am Ostermontag 1282 die sicilische Vesper dessen Kraft gebrochen hätte. Doch auch so stiftete sie des Unheils genug. In dem ruhelosen Rom mußte der Cardinal Latino wieder momentan die Einigung herstellen und den Bann, welchen der Papst über die Insel aussprach, die ihr gutes Recht gegen die tyrannische Gewalt des Königs siegreich vertheidigte, diente nur dazu, die Autorität geistlicher Waffen zu schwächen. Am 7. Januar 1285 starb König Karl zu Foggia in Apulien, nach fruchtlosem Kampfe gegen die Sicilianer, sein Reich Neapel in Verwirrung, seinen Sohn und Nachfolger Karl II. in aragonesischer Gefangenschaft zurücklassend. Drittehalb Monate später folgte ihm im Tode der Papst, der von Orvieto, wo er längere Zeit geweilt hatte, nach Perugia gezogen war. Die Regierung Honorius' IV., Giacomo Savelli war friedlicher, aber sie währte keine zwei Jahre, und als er in seinem Palast bei Sta. Sabina auf dem Aventin starb, erlagen in dem hier gehaltenen Conclave sechs Cardinäle dem Fieber, und sein Nachfolger, der Franziscaner Nicolaus IV., brachte vier Jahre großentheils umherwandernd zu, während in der Romagna stete Unruhe herrschte. Wieder begann ein von dem römischen Fieber geängstetes Conclave in der Stadt, deren Zustände nur zu oft an Anarchie grenzten, und mit der Krankheit

hinderte Parteihader unter den Cardinälen die Einigung zur Papstwahl, welche der Cardinal Latino vergebens herbeizuführen suchte.

Auf dem Aventin in Sta. Maria Maggiore, wo der letzte Papst seine Ruhestätte gefunden hatte, bei Sta. Maria sopra Minerva, der Kirche der Dominicaner, denen mehrere Cardinäle angehörten, kamen die Mitglieder des heiligen Collegiums zusammen, aber eine Einigung wurde nicht erzielt. Die Zahl der Cardinäle war doch nicht groß, aber es zeigte sich recht, wie andere Interessen als die kirchlichen den Ausschlag zu geben suchten. Die Parteien, welche man nach den beiden großen Familien Roms, die der Colonna und der Orsini zu nennen pflegte, Parteien, welche durch das Verhalten der beiden Päpste Nicolaus III. und IV. zu größerer Macht gesteigert worden waren, hatten wesentlich weltliche Cardinäle zu ihren Führern, und wenn die Orsinische in dem Cardinal Latino das geistliche Princip in vollem Maße repräsentirt sah, so wurde sie in Matteo Rosso und Napoleon Orsini Factionszwecken dienstbar, während die beiden Cardinäle Colonna, Jacopo und Pietro, wie sich später noch deutlicher gezeigt hat, von Geistlichen nur den Namen und das Gewand trugen. Die übrigen wurden von diesen hin und her gezogen. Als keine Aussicht zur Wahl sich zeigte und die römische Sommerluft Besorgnisse einflößte, gingen die italienischen Cardinäle und ihr einziger französischer College, der Dominicaner Hugues Seguin, nach Rieti, die Römer blieben in der Stadt, mit Ausnahme Benedetto Caetanis, der sich krank nach seiner geliebten Vaterstadt Anagni verfügte. Endlich brachte Latino Malabranca es dahin, daß die noch vorhandenen elf Cardinäle die Stadt Perugia zum Ort des Conclave wählten, welches daselbst am 18. October 1293 begann. Schon waren neunzehn Monate seit der Sedisvacanz verflossen.

Die Stadt, welche die Cardinäle wählten, war von der heutigen mannigfach verschieden und hatte doch in ihrer allgemeinen Erscheinung viel mit derselben gemein. Aus der reichen, durch niedere Hügel vielfach unterbrochenen Ebene, welche der Tiber durchströmt, erheben sich verschiedene zum Theil durch tiefe Thaleinschnitte von einander geschiedene Hügelzungen, die auf ungleicher Höhe mit dem Hinterlande zusammenhängend die Stadt tragen, welche, altetruskischen Ursprungs, dann römische Colonie, heute Hauptstadt Umbriens ist. Langgestreckt dehnt sich von dem römischen Thor Porta San Costanzo, die untere Stadt bis zu dem steilen Aufgang nach der ältern hochgelegenen, in welcher auch wieder steile Abhänge die einzelnen Theile von einander scheiden, die den Reichthum und das Malerische der Aussichten mit dem Uebelstande des schroffen Auf- und Absteigens bezahlen. Der Dichter der Göttlichen Comödie hat mit beredtem Wort die prächtige Aussicht geschildert, deren man bei Porta Sol genießt, die großartig schöne Ebene längs des bis zur Wasserscheide des Apennins sichtbaren Gebirgszugs, an dessen südlichem Abhange Assisi, Spello, Fuligno, Trevi, Spoleto liegen, in das Herz Umbriens hinein, dessen pittoreske Mannigfaltigkeit mit

seiner historischen Bedeutung wetteifert. Viele Kirchthürme, unter denen derjenige des Benedictinerklosters von San Piero Maggiore sich durch seine zierlichen Formen auszeichnet, ragen über die von einander getrennten Häusermassen empor, aber nur ein einziger, jener der Sciri, ist von den mittelalterlichen Häuserthürmen geblieben, welche der Stadt ehemals den Namen der Torrita oder Gethürmten gaben, ein Thurm, welchen Papst Sixtus IV. durch eine Bulle vom Mai 1476 vor der Zerstörung schützte, die im früheren Mittelalter in unaufhörlichen Kämpfen, später um baulicher Gründe willen, diesen Zeugen alter Feindschaften beinahe überall ein Ende gemacht hat. Manche Straßen sind heute noch eng und finster, andere nur auf einer Art romanischer Treppen oder Cordonnaten zu ersteigen, und mit Ausnahme der langen Straße der Vorstadt ist nur der Corso breit und regelmäßig. Hochliegend, wenn auch nicht auf dem höchsten Punkte der Stadt erhebt sich der Dom von San Lorenzo, zur Seite desselben der große Marmorbrunnen, welchen die Pisaner Bildhauer Niccolò und Giovanni, mit ihnen Arnolfo di Lapo gebaut und mit Bildhauerarbeiten geschmückt hatten. So wie wir ihn heute sehen, stand er vor Ende des dreizehnten Jahrhunderts da, ein großartig eigenthümliches Werk, welchem der Aquäduct von Monte Paciano seit den Jahren 1276 bis 1278 das nicht zu reichliche Wasser zuführt. Seitwärts von diesem Brunnen, der Langseite des Domes gegenüber, war zu jener Zeit der mächtige Gemeindepalast im Bau begriffen, welcher mit seiner Freitreppe und seinen gewaltigen, heute der reichen Bildergallerie gewidmeten Räumen einer der bedeutendsten unter den vielen bedeutenden Italiens ist. Eine imposante Gruppe von Gebäuden, welche nach mancherlei Umänderungen, die zum Theil nach langem Verfall das Ursprüngliche wiederhergestellt haben, von dem Glanz und der Macht der in beinahe völliger municipaler Freiheit sich bewegenden Stadt zeugt.

Perugia war mit den übrigen Städten Umbriens, unter denen es zu der größten Bedeutung emporwuchs, unter die päpstliche Obermacht gelangt, als die langen Kämpfe zwischen Pontificat und Imperium in diesem Theile Mittelitaliens, wo die Herzoge von Spoleto einst die größte Autorität geübt hatten, sich zu Gunsten der Päpste entschieden, deren Ansprüche an diese Landstriche mehr nominell als thatsächlich gewesen waren. Die Ausübung der oberherrlichen Rechte war jedoch in der That eine sehr beschränkte, und lange blieb die Stadt ein sozusagen freies Gemeinwesen, welches allmählich durch den innern Hader geschwächt wurde, der hier eben so sehr wie in andern, auch minder mächtigen Städten waltete, und unter dem Namen der Raspanti und der Beccherini, jene die adeligen, diese die popolanen Familien umfassend, oft zu blutigen Händeln führte. Wenn im dreizehnten Jahrhundert die Päpste wiederholt in Perugia ihren Aufenthalt nahmen, wie denn drei von ihnen im Dom ihre Ruhestätte gefunden haben, so deutet dies weniger auf augenblickliches Ruhen des Parteilärms als auf den Umstand, daß es in Rom, in Viterbo oder Orvieto und andern Städten noch ärger

aussah als hier. Und wenn ja Ruhe in der Stadt herrschte, so strengten Kämpfe mit benachbarten Orten deren Kräfte übermäßig an, wie denn Assisi und Fuligno, Todi und Spoleto, Città di Castello und Gubbio, ja die toscanischen Städte Arezzo und Siena häufig mit Perugia Krieg führten, der meist in erbarmenloser Verwüstung der Landschaft und Belagerungen der Orte bestand, von denen nur die unbedeutenderen der geringen Kunst und der raschen Ermattung der Angreifer erlagen. Hinwieder stellte Perugia seine Streitmacht den Päpsten zur Verfügung, wenn diese gegen die ghibellinischen Herren oder Communen Krieg führten, wobei die Stadt ihre eigenen guelfischen Interessen zu fördern glauben mochte, wie denn im Jahre 1281 dem Papste Martin IV. hundert schwerbewaffnete Reiter gegen den Grafen Guido von Montefeltro Beistand leisteten, welcher das Bergland zwischen Umbrien und der Romagna als ghibellinischer Parteiführer beherrschte oder beunruhigte. Dauer und Oertlichkeit der Hülfeleistung wurden genau bestimmt. Die Verfassung der Stadt glich derjenigen ihrer meisten Genossinnen, nur daß sie nicht sich mit jener Consequenz entwickelte, wie dies z. B. in Florenz der Fall war. Durch Industrie und Handel, namentlich durch Geldgeschäfte mächtig, seit Mitte des 13. Jahrhunderts im Besitz des Münzrechts, sah sie die Zünfte entstehen und Kraft gewinnen; aber erst nach der Zeit, welche für uns in Betracht kommt, bildete sich der Magistrat dieser Zünfte aus, der jedoch nicht zu der politischen Leitung des Gemeinwesens gelangte. An der Spitze dieses Gemeinwesens standen anfänglich Consuln, dann Anzianen, mit dem Capitano del popolo, später mit dem Podestà, dessen Palast noch heute, wenngleich nicht unversehrt, zu sehen ist. Die Anzianen beriefen den Generalrath in den Gemeindepalast, wie im Jahre 1289 mit dem im Bau begriffenen neuen geschah, welcher das stolze Wahrzeichen der Stadt, den Greif der den Stier zerfleischt, an seinem Eingange warnend trägt. Dieser Generalrath zählte nicht weniger als fünfhundert Bürger, hundert für jedes Thor oder jeden der fünf Stadtbezirke. In älteren Zeiten, wo es an entsprechenden Räumlichkeiten fehlte, pflegte er sich auf dem Platze vor dem Dom zu versammeln, später aber kamen diese zahlreichen und oft tumultuirenden Versammlungen mehr und mehr in Abnahme, wie sie denn zur Abmachung von Geschäften völlig ungeeignet sich erwiesen. Gleich den meisten italienischen Städten dieser Zeit, wo Alles mehr auf Kampf und Vertheidigung als auf friedliches Zusammenwohnen berechnet war, hatte auch Perugia ein finsteres Aussehen. Die engen Straßen waren großentheils mit Ziegeln gepflastert, die Häuser hoch, und man muß sich dieselben meist schmucklos denken; Kirchen und Klöster waren zahlreich, unter letzteren auch die der populären Orden, welche in dieser Heimat des Heiligen von Assisi alle Orte, große und kleine füllten. So war die Stadt, in welcher, nachdem kurz vorher eine Versöhnung der streitenden Parteien stattgefunden hatte, im October 1293 die Cardinäle zusammenkamen, um den Stuhl Petri endlich wieder zu besetzen. Die Canonica des Domes nahm das Conclave auf.

III.

Aber auch hier wollte der Hader sich nicht legen. Es waren doch keine großen politischen oder sonstigen Fragen, welche die Cardinäle von einander trennten. Es waren im Grunde die elenden Parteizwiste Roms, die sich auch hier geltend machten. Von den letzten Päpsten war mehr als einer ganz von solchen Fragen beherrscht worden, die sich allmählich so zugespitzt hatten, daß sie alles überwogen und es sich nur darum zu handeln schien, nicht dem kräftigsten und fähigsten, sondern dem wenigst bedeutenden Mann das höchste Amt in die Hand zu legen. Der Winter verstrich, und noch kam man zu keiner Wahl. Im März 1294 langte König Karl II. von Neapel und Sicilien, aus der Provence kommend, in Perugia an. Hier traf er mit seinem ältesten Sohne Karl Martell zusammen, dem Jugendfreunde Dante Alighieris, auf den von seiner Mutter, der ungarischen Prinzessin Maria aus dem Arpadischen Königsstamm, das Erbrecht auf dies ferne Reich übergegangen war, welches er dem Namen nach, nach seinem frühen Tode sein Sohn Karl Robert in der That beherrschte. Karl II., dessen aragonische Gefangenschaft endlich durch Vergleich gelöst worden, hatte von seinem Vater, dem ersten Anjou, nur die Hälfte des italischen Reiches und nicht die Kraft geerbt, den Kampf gegen das muthig ausharrende Sicilien zu einem für sein Haus glücklichen Ende zu führen. Der Begriff aber von seiner Machtvollkommenheit scheint ihn erfüllt zu haben und allerdings war die Verfassung des Conclave eine solche, die einen Begriff dieser Art steigern konnte. Er wurde mit den größten Ehrenbezeugungen von den Cardinälen empfangen, und in deren feierlicher Sitzung, welcher er mit seinem Sohne beiwohnte, wurde ihm der Sitz zwischen den beiden ersten Cardinalbischöfen, dem Könige von Ungarn der Platz zwischen den beiden ersten Diakonen eingeräumt. Er drang in die Uneinigen, eine Wahl vorzunehmen, und mag dabei seine eigenen Interessen nicht vergessen haben; er gerieth bei solchem Bestreben in heftigen Wortwechsel mit Benedetto Caetani, der nicht gewillt war, fremder Autorität ein Recht zuzugestehen, wie sein nachheriger Pontificat gezeigt hat. Des Königs Bemühungen waren vergebens; er ließ die Cardinäle noch uneiniger als er sie gefunden hatte.

Unterdessen war Rom in einem der Anarchie nahen Zustande. Das Senatorsamt wechselte mehrmals und blieb sechs Monate lang unbesetzt, so daß es nicht nur der geistlichen, sondern zugleich der städtischen Verwaltung an einem Haupt fehlte. An Ruhe und Sicherheit war nicht zu denken. In der St. Peterskirche sollen einmal dreizehn Pilger durch Leute von der Orsinischen Partei umgebracht worden sein. Der Verwirrung ein Ende zu bereiten, wurden im Herbste 1293 zwei Männer aus Familien, die zu keiner der großen Factionen gehörten, mit der senatorischen Würde betraut, und diesen gelang es einigermaßen Ordnung zu schaffen. Aber die Verhältnisse waren so verwirrt, daß sie auf das ganze Land einen grellen Widerschein warfen, und die Leere des päpstlichen Stuhls hatte zur noth-

wendigen Folge, daß jeder Ort nur auf seine eigenen Angelegenheiten bedacht war und der Kirchenstaat in Trümmer zu sinken drohte. Dem römischen Volke war die senatorische Gewalt des Anjou, welche lauter Fremde auf das Capitol führte, keineswegs genehm gewesen, und einmal hatte es den Statthalter vertrieben und sich in der Person Giovanni Malabrancas, des Bruders des Cardinals, einen Volkshauptmann gewählt. Der Zustand der Stadt contrastirte seltsam mit der Majestät des römischen Namens. Denn noch währte für den volksthümlichen Begriff das alte Gemeinwesen, welches die Welt beherrscht hatte, und diese Auffassung findet auch in der Reserve ihren Ausdruck, welche Rom, wie man wohl bei Papst und Kaiser that von Feindseligkeiten ausschloß.

IV.

In dieser Zeit und an diesem Orte, unter solchen Umständen und in solcher Stimmung ist das Dies irae entstanden.

Latino Malabranca hatte bei Eröffnung des Conclave zu Perugia nochmals die Cardinäle zur Herstellung des Friedens und der Einigkeit aufgefordert. Aber gerade in der eigenen Familie stieß er auf den heftigsten Widerspruch. Matteo Rosso wollte dem Könige Neapels seinen Willen thun und einen Papst nach dessen Gutdünken wählen. Die beiden Colonna standen ihm entschlossen entgegen, Benedetto Caetani, der Fähigste unter den Mitgliedern des heiligen Collegiums, bei welchem aber weltliche Interessen überwiegend waren, mochte an die eigene Wahl denken. Je mehr Zeit verstrich, um so mehr schwand die Aussicht einer Einigung. Der langen Ungewißheit müde, begann das peruginische Volk unruhig zu werden, und die Cardinäle waren rath- und schutzlos. Die Welt umher schien verstört und drohend, Rom bot nur das traurigste Schauspiel des Verfalls und der Ohnmacht dar. Wer kann sich wundern, wenn einem Geiste, der von Natur zu ernster Auffassung hinneigte, der in weltlichen Dingen nichts Erfreuliches sah, dem durch längere Absperrung Alles trübe gefärbt erschien, die traurigsten Gedanken kamen, wie Unsicherheit und Unbestand der irdischen Angelegenheiten Manchem vor ihm sie eingegeben hatte? Die Prophezeiungen des Endes der Welt, wie man sie zu jener Zeit begriff, und die Ahnungen des Schreckens und der Erschütterung waren nicht neu. Drohungen und Klagen der Psalmen und der Weissagungen des alten Bundes wie die Mahnungen der Apostel und die Bilder der Offenbarung standen Allen vor der Seele. Als einst in einer Zeit der Verstörung und geistigen Dunkels das tausendste Jahr christlicher Zeitrechnung herannahte, waren die Schrecken des Weltunterganges der ganzen Christenheit lebendig vor der Seele gestanden, und man glaubte die der Erde bestimmte Zeit erfüllt. Damals war in einem südfranzösischen Kloster die Poesie entstanden, welche, großentheils aus Worten der heiligen Schrift zusammengesetzt, Wehklagen über die Blindheit der Menschheit mit der Anrufung der göttlichen Barmherzigkeit

verbindend, die Nähe der Ewigkeit verkündete. Das Dies irae, welches einer späteren Zeit des Verzagens und der Verstörung angehört, war in seinen Grundgedanken nichts Neues. Es war nur der vollendete poetische Ausdruck einer Stimmung und einer Empfindung, welche Gemüther wie Herzen erfüllte. Mit der ergreifenden Schilderung der Schrecken des jüngsten Tages und des Weltgerichts beginnt die Dichtung. In ihrer majestätischen Sprache, deren Großartigkeit und mächtiger Wohllaut wie mit Donnerschlägen die Seele erzittern macht, schildern die Strophen den Tag des Zornes und der seit Jahrhunderten angedrohten gerechten Rache. Man vernimmt der Posaune Wunderklang, der die Gräber sich öffnen heißt, man sieht das große Schuldbuch aufgeschlagen. Gericht wird gehalten von Dem, vor welchem Alles offenliegt. Der Mensch erbebt in seiner Nichtigkeit, laut erschallt der Angstschrei der schuldbewußten Seele. Aber nicht Alle trifft Strafe, Barmherzigkeit waltet. Rette mich, Du Quell der Gnaden! Um unsertwillen ist der Heiland seinen schweren Gang gegangen, uns kann er seines Verdienstes theilhaft werden lassen, während wir schamroth unsere Schuld bekennen, seine Vergebung anrufen. Andern Sündern hat er sie gewährt. Wenn nach den Worten des Apostels kaum der Gerechte sicher sein wird, so stärkt sich doch die fromme Hoffnung in der Bitte, zur Zeit der Scheidung der Schafe von den Böcken wolle der Hirte uns mit jenen zu seiner Rechten stellen. Doch wer gewährt Beruhigung, wer leistet Gewähr? Auch am Schlusse drohen wieder die Schrecken des Weltgerichts, das seiner Fehlen bewußte Herz, zerknirscht und wie in Asche zerfallend, weiß keine Rettung als durch die Wirkung der göttlichen Gnade, der es im Leben und Sterben sich demüthig empfiehlt.

Wie bei der Mehrzahl selbst der berühmten Kirchengesänge, herrscht auch in Bezug auf den Dichter des Dies irae Ungewißheit. Man hat es Papst Innocenz III. zugetheilt, aber die Zeit des in weltlichen Dingen größten und glücklichsten aller Päpste bietet keinen Anhalt für solche Meinung. Mehr verbreitet ist die Ansicht, welche es dem Franciscanerorden entspringen läßt, und der heilige Bonaventura, Cardinal Matteo von Acquasparta und Fra Tommaso von Celano sind Diejenigen, welche als Verfasser genannt werden. Letzterer wird gewöhnlich als solcher bezeichnet, und dieser Abbruzzese, welcher den Heiligen von Assisi gekannt hat und bei der Gründung von Minoritenklöstern in Deutschland thätig gewesen ist, hat für die Mehrzahl den meisten Anspruch auf die Autorschaft. Aber das Dies irae ist keine Poesie des Franciscanerordens. Bei den Dichtern dieses letzteren waltet die Sehnsucht nach dem Höheren und der Schwung mit der Wärme der Empfindung vor. Gefühlswärme und schwärmerische Phantasie, wie sie in den Schöpfungen der umbrischen Malerschule vom Ausgang des 15. Jahrhunderts mächtig und gewinnend auf den Beschauer wirken, kennzeichnen überwiegend die aus seinem großen volksthümlichen Kreise hervorgegangenen Gesänge, die in späteren Zeiten namentlich in den Marienliedern Ausdruck

gefunden haben, von denen die katholische Kirche zu viele zählt. Der Charakter des Dies irae ist ein wesentlich verschiedener. Seine Strophen schreiten mächtig einher, einfach und bestimmt, ohne äußern Schmuck, ja mit einer gewissen Herbheit, welche dem Gegenstande entspricht. Hier ist auch Mystik und Schwung der Empfindung, aber keine Weichheit, selbst nicht in den Theilen, in welchen das Flehen der geängsteten Seele zum Heiland hinansteigt. Hier ist kein Bilderreichthum, der die Schauer des überwältigenden, markerschütternden Eindrucks mildert, hier weicht die Gefühlswelt der Welt des Gedankens, und die einzigen Bilder sind den Büchern des alten Bundes und den Evangelien entlehnt. Solche Poesie gleicht der des h. Thomas von Aquin, welche das Scharfe und Herbe nicht verschmäht, wo es zum Ausdruck des Gedankens oder zur Darlegung der Lehre nothwendig ist.

Der Dominicanerorden hat in jener Zeit seine größten Mitglieder gezählt und eine Thätigkeit entwickelt, welche der der Jünger des Heiligen von Assisi gleichkommt. Neben dem heiligen Thomas, Albertus Magnus. Auch unter Denen, welche die aufblühende Volkssprache, die Sprache Dantes brauchten, standen die Dominicaner in erster Reihe und die Bußprediger Fra Domenico Cavalca und Fra Jacopo Passavanti glänzen unter den als Sprachmuster geltenden toscanischen Schriftstellern des Trecento und nachmals hat eine Tochter des Volkes, die heilige Caterina von Siena, in frommer Begeisterung und unbesiegtem Freimuth der Rede den literarischen Ruhm ihres Ordens auf den Gipfel gehoben. Als aber noch ein Jahrhundert vergangen war, schreckte Fra Girolamo Savonarolas Donnerstimme die Zeitgenossen der Mediceer aus ihrem Sinnenrausche auf, und mahnte mit mächtiger Beredsamkeit zur Buße, und flehte um Gnade aus Gnade wie der Dichter des Dies irae. Die schönen Künste verdankten den Dominicanern gleichmäßige Förderung. Wie wir Fra Sisto und Fra Ristoro Sta. Maria Novella bauen sahen, die, unter Papst Nicolaus III. nach Rom berufen, wahrscheinlich die einzige dortige Kirche des Spitzbogenstils, Sta. Maria sopra Minerva begonnen haben, so war Fra Guglielmo von Pisa an den Reliefsculpturen der Vorderseite des Domes von Orvieto thätig, in denen wie der Sündenfall auch die Schrecken des Weltgerichts erscheinen. Die Kunst aber feierte in ihren großen Schöpfungen um die Wette so den Stifter der Prediger wie jenen der Minderbrüder.

Fra Latino Malabranca stand inmitten des großen Kreises seines Ordens als einer von dessen Führern. Seine ganze Richtung war der Askese zugewandt, und gerade diese ist es, welche in dem Dies irae zum höchsten Ausdruck gelangt. In seinem Gefühlsausdruck ist nichts Sanftes und Schmeichelndes; das Ganze wird beherrscht von dem überwältigenden Eindruck des Geschicks, dem alle Welt verfallen ist. So hat der Apostel die Erfüllung der Zeiten geschildert: Des Herrn Tag wird kommen wie der Dieb in der Nacht, mit gewaltigem Getöse werden die Himmel vergehn, die Elemente werden sich lösen, die Erde und ihre Werke werden in Flammen

aufgehn. Der Unterschied zwischen dieser Dichtung und jener der Franciscaner muß jedem klar werden, welcher mit dem Dies irae das Stabat mater vergleicht, in welchem die Poesie, die zu der Gemüthswelt des h. Franciscus hinaufreicht, und zugleich die elegisch-fromme Stimmung Fra Jacopones von Todi, in welchem man den Dichter verehrt, ihren höchsten und schönsten Ausdruck gefunden haben. Die Kirche hat das Dies irae unter ihre üblichen Gesänge aufgenommen, und mit dem De profundis ertönt es, von Componisten verschiedener Völker und Zeiten in Musik gesetzt, während auch der einfache Text musikalischen Klang hat, in den Seelenmessen wie am Tage des Gedächtnisses der Heimgegangenen.

Gesinnung und Stimmung, aus denen das Dies irae hervorgegangen ist, sprechen sich in der welthistorischen Thatsache aus, in der sie sich gewissermaßen abspiegeln. Die Bedrängniß der im Conclave Versammelten, ja man kann sagen der ganzen Christenheit, hatte den höchsten Grad erreicht, als Latino Malabranca ein heroisches Mittel zur Lösung der Streitfrage, in welche die Papstwahl sich verwandelt hatte, in Vorschlag brachte. In der wildesten Wildniß des Gebirges der Abruzzen lebte ein dieser Provinz entstammter Einsiedler Pietro da Murrone, der Sohn eines Landmanns aus Isernia, in der Jugend Benedictiner, durch asketische Neigung zur Weltentsagung getrieben, Stifter einer Anachoretenregel, die von Papst Gregor X. auf dem Lyoner Concil nicht ohne Bedenken gebilligt worden war, da die Kirche solchen excentrischen Bestrebungen in der Regel abgeneigt zu sein pflegt. Pietro war in Rom gewesen, wo er Latino Malabranca gekannt hatte, den die eigene Geistesrichtung und Lebensanschauung Bestrebungen, wie die des abruzzesischen Eremiten, zugänglich machte. In einem Moment der Noth erinnerte der Cardinal von Ostia sich dieses Mannes, und die Erinnerung mochte ihm wie göttliche Eingebung vorkommen, so daß er, da kein Mitglied des Collegiums gewählt zu werden Aussicht hatte, den Einsiedler zum Statthalter Christi vorschlug. Am 5. Juli 1294 wurde Pietro da Murrone einstimmig gewählt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte dieses kurzen, aber noch seltsameren Pontificats einzugehen, welches nach fünf Monaten ein Ende nahm, durch angeblich freiwillige Entschließung Cölestins V., „den (nach Dantes Wort) Feigheit zum Verzicht, dem großen, antrieb." Nur den Anfang der unseligen Regierung dieses Mannes, welcher darthat, daß nicht Askese zum höchsten Amte der Christenheit tauglich ist, hat Latino Malabranca erlebt. Bald nach der Wahl war er erkrankt und starb zu Perugia am 10. August desselben Jahres. In der römischen Dominicanerkirche, deren Bau, wie gesagt, zu seiner Zeit erfolgte, ist er beigesetzt worden, aber erst ein anderer Cardinal Orsini und ein spätes Jahrhundert haben ihm einen Grabstein gestiftet.

Entgleist.

Eine Skizze.

Von

Ludwig von Hirschfeld.

— Berlin. —

(Schluß.)

Auf den heißen Tag war ein schöner Abend gefolgt. Ich beschloß den Rückweg nach Domnitz über Grambow zu nehmen, wo ich für meine Jagdausrüstung einige Kleinigkeiten einzukaufen hatte. Es war ein Umweg von einer halben Stunde. Als ich die Chaussee entlang schritt, welche nach dem Städtchen führte, sah ich ein kleines Gefährt eilig auf mich zukommen, welches ich bald als das des in Grambow wohnhaften Arztes erkannte. Es war ein kleiner, niedriger Wagen, der von zwei kräftigen Ponys gezogen wurde. Der Doctor, ein jovialer alter Herr, mit dem ich auf den Domnitzer Jagden schon oft zusammengekommen war, kutschirte selbst. Als wir uns begegneten, hielt er an.

„Es giebt jetzt wieder viel Becassinen auf den Grambower Wiesen," rief er herüber. „Wie wär's, wenn wir einmal gemeinschaftlich auf die Suche gingen? Mit der ‚Blattzeit' ist es ohnehin vorbei. Wenn Sie Lust haben, komme ich übermorgen früh nach Domnitz und hole Sie ab. So etwa drei, vier Stunden in der Morgenfrühe kann ich mir schon einmal von der Praxis abringen."

Ich ging gern auf den Vorschlag ein, und der Doctor wollte eben seine Fahrt fortsetzen, als seine Aufmerksamkeit durch einen Gegenstand einen Augenblick gefesselt schien.

„Nun sehen Sie einmal an, da steht der verrückte Kerl schon wieder bis an den halben Leib im Wasser."

Dabei deutete er mit dem Peitschenstiel nach dem Ufer eines im mäßiger Entfernung liegenden kleinen Landsees.

„Anstatt sich ordentlich zu beschäftigen, lungert der Strolch den lieben langen Tag da am See herum und, wenn man Stunden lang mit den Beinen im Moor steckt, muß man sich inwendig natürlich gehörig mit Spiritus anfeuchten. So ein Lump, na warte! Und dabei sitzt die arme Frau zu Hause und giebt das Bischen Gesundheit her, um die alte Maschine da im Gange zu halten!“

Richtig, es war der Tanzmeister. Ohne meine Begegnung mit ihm zu erwähnen, erkundigte ich mich bei dem Arzt nach seinen äußeren Verhältnissen. Sie waren traurig genug. Seit der Tanzcursus eingegangen war, hatte der Verdienst aufgehört, der Wirth im „Erbgroßherzog“ wollte nicht mehr borgen und hätte das verarmte Ehepaar längst an die Luft gesetzt, wenn nicht der Doctor dagegen Einsprch erhoben und die Mildthätigkeit der Gräfin Pahlen vermittelnd gewirkt hätte.

„Die arme Frau verträgt keine Reise mehr,“ bemerkte der alte Doctor mit ernster Miene. „Schwindsucht, letztes Stadium; jede Erschütterung, ein heftiger Affect, kann das Lämpchen ausblasen. Es ist traurig, wenn man das so kommen sieht und kann doch nichts machen. Ja, ja, verehrter Baron, in der Diagnose sind wir vorgeschritten, aber in der Therapeutik sind wir nicht weiter als Hippokrates! Da entdecken denn meine vornehmen Collegen einen Bacillus nach dem andern. Sie züchten, präpariren und trocknen diese niedlichen Dingerchen mit großer Sorgfalt und schätzenswerther Umsicht. Man kann sie schön gefärbt zwischen zwei Glasplatten bewundern, aber, wenn es darauf ankommt, die infamen Biester aus dem Körper wieder rauszubringen, da werden die Nasen lang, die Apothekerrechnungen hoch und der Patient kann sich schließlich mit der Photographie der vergrößerten Bakterie zusammen begraben lassen. Na mit dem Tagedieb da drüben wird es auch nicht mehr lange dauern. Da braucht's keine Mikroben! Der Verfall tritt von selbst ein. Hochgradiger Alkoholismus! In längstens einem Jahre ist das Delirium da.“

„Kann man denn nichts für die arme Frau thun?“

„Aeußerlich nichts. Sie wissen ja, wenn sich unsere gute Gräfin einmal eines Menschen annimmt, so brauchen Andere dafür nicht zu sorgen. Aber die Frau leidet mehr moralisch als physisch. Sie hat bessere Tage gekannt und hat das Bedürfniß nach anständigem Verkehr. Ich bringe ihr oft Bücher. Das ist ihre einzige Zerstreuung. Denn unsere guten Grambower Spießbürger lassen sich natürlich mit den Tanzmeistersleuten nicht ein. — Aber ich muß weiter. — Also übermorgen! — Punkt sechs Uhr halte ich am Thor.“

Er schnalzte mit der Zunge; die Ponys warfen ihre Köpfe mit der buschigen Mähne in die Höhe und trabten hurtig davon. Ich setzte meine Wanderung auf der einsamen Chaussee fort. Die Sonne ging hinter einem Wolkenstreif unter; der westliche Himmel flammte in goldigem Glanz auf. Gegen die hellgelbe Fläche des Seespiegels zeichnete sich die dunkle Gestalt

des unbeweglichen Anglers wie eine schwarz ausgeschnittene Silhouette ab Er schien aber diesmal ein der Situation angemessenes Costum zu tragen. Die Beinkleider hatte er hoch hinaufgestreift und war in dem seichten Ufer weit in das Moor hinausgeschritten.

Um einer Begrüßung auszuweichen, ging ich an der Stelle, wo er angelte, vorüber. Er bemerkte mich nicht, da er mir den Rücken zuwandte. Eine Viertel Stunde später trat ich in den Gasthof zum „Erbgroßherzog" ein. Ein Kellnerjunge mit rothen, abstehenden Ohren und ungewöhnlich stupidem Gesichtsausdruck öffnete die Thür des Gastzimmers, welches rechts vom Hausflur zur ebenen Erde gelegen war. Eine dicke, dunstige Luft schlug mir entgegen, ein Geruch von Speisen und schlechten Cigarren. Ich nahm auf dem mit schwarzem Haartuch bezogenen Sopha Platz und ließ mir ein Glas Bier bringen. Am andern Ende des Zimmers saßen ein paar Handlungsreisende an einem mit Wachstuch bezogenen Tisch. Sie hatten halbgeleerte Rothweinflaschen vor sich stehen und spielten Whist. Ich gab dem Kellner meine Visitenkarte und beauftragte ihn, sie der Frau Müller zu bringen mit der Anfrage, ob ich sie sprechen könnte. Der Bursche schaute verdutzt bald auf mich, bald auf die Karte und schien die Umständlichkeit eines solchen Verfahrens nicht zu begreifen. Endlich verschwand er. Ich öffnete ein Fenster, denn man erstickte fast in dem dumpfen Raum. Auch in der engen Straße brütete noch die Schwüle des Sommertages. Die glühenden Wände der Häuser strahlten die empfangene Wärme aus. An dem schmutzigen Rinnstein spielte schreiend und lärmend eine Schaar flachsköpfiger Kinder. Vor dem Thorweg des Gasthofes hielt ein leerer Torfwagen. Der Besitzer saß drinnen in der Gesindestube. Der magere, abgetriebene Klepper starrte müde und resignirt vor sich hin, das Maul in einem leinenen Futterbeutel vergraben, der in schlaffen Falten herniederhing.

Frau Müller sei zu Hause, es werde ihr eine große Ehre sein, lautete die sichtlich eingelernte Antwort des linkischen Ganymed, der sich noch in den Anfängen seiner Lehrjahre zu befinden schien. Ich folgte ihm über den weiten Hausflur, vorüber an der offenen Küchenthür, durch welche man die Wirthin, umgeben von einigen Mägden, eifrig an dem mächtigen Herd hantiren sah, und weiter über den Hof nach einem Seitenflügel, der sich in den Garten hineinschob. Der Gasthof war ein weitläufiges Etablissement. In früheren Zeiten, als die Eisenbahn noch nicht den Verkehr von dem Städtchen abgelenkt hatte, hatten die Reisenden hier oft übernachtet. Jetzt wurde er nur noch gelegentlich von „Probenreitern" und Productenhändlern besucht. Im Winter diente er bisweilen noch als Mittelpunkt für die geselligen Belustigungen der Stadt. In dem großen Saal, der das obere Stockwerk des Seitenflügels einnahm, wurden dann Hochzeiten oder Tanzfeste abgehalten. Manchmal schlug auch eine wandernde Schauspielertruppe dort ihr Lager auf. In den darunter liegenden Gastzimmern, welche durch Glasthüren mit dem Garten in Verbindung standen, hauste jetzt das Müller'sche

Ehepaar. Wir durchschritten eine rohgezimmerte, mit Brettern und Dachpappe eingedeckte, von grünen Bohnen umrankte Laube, an welche sich eine Kegelbahn anschloß. Man hörte das dumpfe Rollen der Kugeln, das prasselnde Fallen der Kegel und den hellen Ruf des Kegeljungen. Die Fenster des Zimmers, welches man dem Tanzmeister angewiesen, wurden durch diesen rohen Vorbau noch mehr von Luft und Licht abgeschnitten. Eine dumpfe, kellerartige Luft umfing mich, als ich durch die wackelige Glasthür in den Raum trat, der einem Gartenzimmer glich und diesen Zweck auch wohl früher erfüllt hatte. Die junge Frau, welche sich bei meinem Eintritt erhob, empfing mich ohne Scheu und ängstliche Zurückhaltung. Sie war eine äußerst sympathische Erscheinung. Die Gestalt noch immer zierlich, das feine schmale Gesicht von einer Fülle schwarzen Haares umrahmt, das so voll und üppig war, daß die geneigte Haltung des Hauptes durch den Druck dieser Last veranlaßt schien. Die scharfen Linien an den Mundwinkeln aber, der abgemagerte Hals und die durchsichtig weißen, wachsartigen Hände waren traurige Wahrzeichen der furchtbaren Krankheit, welche ihr Zerstörungswerk an diesem zarten Organismus unaufhaltsam fortsetzte. Ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren, das an einem Schulheft arbeitete, wurde von Frau Müller fortgeschickt.

„Es ist die Tochter des Wirths," sagte sie erklärend, indem sie mir einen Stuhl anbot, „und meine Schülerin, — leider die einzige. Seitdem die Sommerferien begonnen haben, gebe ich keinen Unterricht mehr." Sie deutete nun an, daß ihr Mann von mir gesprochen, und daß er ein besonderes Zutrauen zu mir gefaßt habe. Das Leben hier sei für sie beide sehr einsam. Die Leute des Orts seien so mißtrauisch und immer geneigt, von mittellosen Fremden das Schlechteste zu denken. Sie könne mir gar nicht sagen, wie dankbar sie für meinen Besuch sei. Der Doctor kommt zwar auch manchmal, aber das sei doch etwas Anderes. Ich fragte nun, ob ich ihr und ihrem Manne nicht in irgend einer Weise nützlich sein könne. Als Hauptsache erschien es mir, daß er wieder eine regelmäßigere Beschäftigung ergreife, welche einen weniger unsicheren Verdienst abwerfe. Ich hätte einige Verbindungen im Lande und sei vielleicht in der Lage, ihm eine Stellung in einem Bureau zu verschaffen, natürlich nur eine solche, welche keine theoretischen Kenntnisse erfordert. Bei einiger Ausdauer und gewissenhafter Führung könne er sich dann leicht eine achtbare Stellung wiedergewinnen. Sie seufzte bei diesen Worten tief auf und schien etwas verlegen zu werden. Es sei vielleicht besser, meinte sie, wenn ich versuche, für sie selbst eine Stellung ausfindig zu machen. Im Post- und Telegraphendienst würden ja jetzt Frauen beschäftigt. Ihr Mann sei der sitzenden Lebensweise so entfremdet, seine Gesundheit sei nicht die beste.

Sie stockte bei diesen Worten und sah erröthend zur Seite. Ich verstand, was sie meinte, und wurde meinerseits verlegen.

„Sie müssen ihn nicht falsch beurtheilen," fuhr sie rasch fort, „er ist

ein so braver Mensch und hat ja auch zu Zeiten den besten Willen, aber, mein Himmel, wenn man das Alles durchgemacht hat, da sucht man manchmal die Gegenwart zu vergessen, — es geschieht ja auch nur manchmal, wenn er sich gar so unglücklich fühlt," setzte sie leise und entschuldigend hinzu.

Ein tiefes Gefühl des Mitleids überkam mich. Schwerer als die äußeren Entbehrungen mochte die moralische Degradation auf diesem armen Geschöpf lasten.

Ich versprach ihr, mich sogleich durch Vermittelung der Gräfin Pahlen nach einer passenden Beschäftigung für sie umzusehen; auch für ihren Mann werde sich schon etwas finden. Sie wollte mir danken, als ein furchtbarer Hustenanfall ihren Körper erschütterte. Mühsam rang sie nach Luft, ihre mageren Schultern flogen hin und her, als würden sie geschüttelt. Sie mußte in die anstoßende Kammer gehen, um sich zu erholen. Der gute Doctor mochte wohl Recht haben. Ich sah mich im Zimmer um. Die Einrichtung paßte zu den Bewohnern. Ueberall verblichener Luxus; Möbel in anspruchsvollen Formen, aber stark abgenutzt; das Seidenzeug der Ueberzüge zerrissen und schäbig. Der Wirth hatte das Mobiliar wahrscheinlich aus dem abgelegten Hausrath der umliegenden Schlösser zusammengestellt. An den Wänden eine vergilbte Tapete in ehemals grellen Farben, mit großen Arabesken und bildlichen Darstellungen, wie man sie vor 30 Jahren so sehr liebte. Eine Gruppe Chinesen und ein Paradiesvogel, sich stets wiederholend, in symmetrischer Anordnung. Dasselbe Bild einige hundertmal in ermüdender Wiederkehr. Dankbar ruhte das Auge auf den Lithographien, welche eine wohlthuende Abwechselung gewährten: Mazeppa von Wölfen verfolgt, der Uebergang bei der Beresina, außerdem die Porträts verstorbener Fürstlichkeiten, welche, den jüngeren Generationen Platz machend, aus dem Gastzimmer in die hinteren Räume gewandert waren. Auf der Commode standen einige Bücher in verblaßten Deckeln und mit Goldschnitt versehen, vermuthlich lyrische Werke. Daneben lag das mir bekannte grüne Packet, das die Geige des Tanzlehrers enthielt. Ein paar Porzellanfiguren und eine weiße Tasse mit der goldenen Aufschrift „Dem Hausherrn" waren symmetrisch geordnet. Ganz vorn zwischen zwei Sträußen von Feldblumen stand ein Photographierahmen mit dem Porträt eines Kindes. Der kleine Kopf sah munter und aufgeweckt in die Welt. Es lag ein bekannter Zug in dem Gesichtchen. Wo hatte ich doch diese großen, dunklen Augen schon gesehen?

Die junge Frau, welche jetzt wieder hereintrat, bemerkte, daß ich das Bild betrachtete.

„Wir haben es schon früh verloren," sagte sie mit leiser, fast tonloser Stimme, „es war unser Einziges. Wenn es noch lebte, wären wir nicht so arm. Der Tod des Kindes hat meinen Mann so angegriffen. Erst seit jener Zeit ist er so — so — verändert."

Das Sprechen wurde ihr sichtlich schwer. Ich verabschiedete mich. Es dämmerte bereits, als ich über den Hof schritt. Aus der Küche schallte

die laute, zornig klingende Stimme der Wirthin, eine Männerstimme antwortete in bittendem, fast weinerlichem Ton. Die Mädchen lachten. „Bleiben Sie mir mit dem Zeug aus der Küche!" schalt die erregte Frau. „Glauben Sie, daß ich alle Tage Zeit habe, Ihre Stichlinge zu braten?" An der geöffneten Thür vorübergehend, gewahrte ich den Tanzmeister, der in geknickter Haltung vor dem Küchentisch stand. Auf demselben lag ein Haufen kaum fingerlanger Fische, die er mit wehmüthiger Miene betrachtete. Ich ging eilig vorüber. „Also kein Abendessen," hörte ich ihn noch sagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später befand ich mich der Verabredung gemäß mit dem Doctor auf den Niederungen, welche sich längs des Grambower Sees hinziehen.

Trotz der frühen Morgenstunde war es schon empfindlich heiß. Seit mehreren Tagen hatte es nicht geregnet, und der ausgedörrte Boden lechzte nach Erfrischung. Das harte, trockene Gras raschelte wie Heu unter unsern Schritten. Wo der moorige Boden zu Tage trat, klafften breite Sprünge und Risse in der schwarzen Erdkruste. Die Hunde suchten mühsam und verdrossen. Die Trockenheit der Luft erschwerte ihnen die Arbeit. Die Becassinen gingen meist außer Schußweite auf und die Jagdbeute war demnach gering. In der Nähe eines der Grambower Seen trennten wir uns. Jeder sollte einen Theil des Uferrandes absuchen, drüben wollten wir wieder zusammen treffen. Die Hitze war unerträglich. Aber eine große, dunkle Wolkenwand, die sich am Horizont heraufschob, verkündete den Anzug eines Gewitters; bald ließ sich auch ferner Donner vernehmen. Mein Hund, durch ein Bad im See erfrischt, galoppirte mit triefendem Fell vor mir her. Plötzlich, als wir eine Biegung des Ufers umschritten hatten, stutzte er und schlich knurrend mit gesenkter Ruthe um einen Haufen getrockneten Rohres, das die Fischer dort aufgeschichtet hatten. Näherkommend gewahrte ich einen Mann, welcher langausgestreckt in dem kurzen Schatten dieser Rohrpyramide lag. Er schien zu schlafen; er lag auf dem Rücken und hatte ein buntes Taschentuch zum Schutz gegen die Fliegen über das Gesicht gebreitet. Eine Angel und eine grüne Botanisirtrommel, die daneben im Grase lagen, verriethen mir, wer der Schläfer war. Da ich keine Lust hatte, festzustellen, ob diese Ermattung durch die Einwirkung der Temperatur oder des Alkohols veranlaßt war, pfiff ich leise meinem Hund und wollte vorübergehen, als der Schläfer, durch meine Tritte erweckt, das Tuch vom Gesicht zog und behend auf die Beine sprang. Er begrüßte mich mit sichtlicher Freude und drückte mir mit warmen Worten seinen Dank aus für den Besuch, den ich seiner Frau abgestattet hatte.

„Es hat uns das in den Augen des Wirths sehr gehoben," fügte er hinzu; „wir werden nun auch endlich ein besseres Zimmer erhalten. Meiner armen Frau geht es wieder recht schlecht in den letzten Tagen."

Ich sagte ihm nun, welchen sympathischen Eindruck seine Frau bei mir

hinterlassen, wie dringend nothwendig es mir erscheine, daß er durch eine geregelte Beschäftigung zu geordneter Lebensweise und gesichertem Einkommen gelange und daß ich ihm gern dazu behülflich sein wolle. Dieser Vorschlag machte nicht den Eindruck, den ich erwartet.

„Es ist sehr gütig von Ihnen,“ sagte er verlegen und ausweichend. „Eine Anstellung — ja, ja, das wäre recht schön, aber — ich glaube nicht, daß ich dafür passe. Vielleicht vor 10 oder 15 Jahren — da wäre es am Ende noch gegangen, aber jetzt! —“

„Nun, — Sie sind doch noch nicht in dem Alter, wo ein Wechsel der Lebensstellung unausführbar ist.“ Allerdings wäre es mir, indem ich ihm bei diesen Worten prüfend in's Gesicht schaute, schwer geworden, sein Alter zu bestimmen. Die gefurchten Züge und der matte Blick paßten nicht zu der noch kräftigen und elastischen Gestalt.

„Alter!“ wiederholte er. „Was will das sagen! Nicht die Jahre, sondern die Erlebnisse bestimmen das Alter des Menschen. Und übrigens — es würde sich doch wohl um irgend eine Beschäftigung in einem Bureau handeln. Dazu tauge ich nun einmal nicht. Ich bin ungeschickt mit der Feder. Meine Kunst steckt in meinen Sprunggelenken.“ Er lachte und schnellte das eine Bein mit affectirter Bewegung nach der Seite empor. „Wer nimmt auch einen alten Balletmeister?“ fügte er achselzuckend hinzu.

Dies Benehmen verdroß mich. „Balletmeister? Hören Sie einmal, Herr Müller,“ erwiderte ich trocken und ihn scharf fixirend, „gestatten Sie mir eine Bemerkung. Jeder Mensch hat das Recht, wenn es ihm Vergnügen macht oder nützlich erscheint, eine Maske vor's Gesicht zu nehmen. Ich kenne Leute, die sie ihr ganzes Leben über nicht ablegen. — Aber man muß sie dann auch so wählen, daß sie das Gesicht deckt, sonst wirkt es komisch oder gar abstoßend. — Nun will ich Ihnen nur sagen: die Ihrige schließt nicht.“

„Maske! — wie so — was meinen Sie damit?“ Er blickte verlegen zur Seite.

„Ich meine, daß kein ungewöhnlicher Aufwand von Scharfsinn dazu nöthig ist, um festzustellen, daß Sie die Tanzkunst nicht professionell erlernt haben. Sie sind jetzt Tanzlehrer, verdienen damit Ihren Unterhalt, — das weiß ich. Auch bezweifle ich gar nicht, daß Sie dies Geschäft sehr gut verstehen. Wenn man aber ein so geübter Waidmann ist, wie Sie dies bei unserer ersten Begegnung bewiesen haben, wenn man in der Unterhaltung Bildung und Kenntnisse verräth, die man nicht im Bühnenleben zu erwerben pflegt, so muß man nicht ein alter Balletmeister sein wollen. Das stimmt nicht und wirkt unangenehm. Sie brauchen ja nicht zu sagen, was Sie früher waren. Ich habe Sie nie danach gefragt und will mich auch, wenn es Ihnen unbequem, bei Andern nicht danach erkundigen. Aber lassen Sie das Komödiespielen oder führen Sie Ihre

Rolle besser durch! Nehmen Sie mir diesen Rath nicht übel — und damit Adieu!"

Ich reichte ihm meine Hand zum Abschied. Er bemerkte es nicht; sein Blick war zu Boden gesenkt. Ich glaubte schon, er sei beleidigt.

„Sie haben ganz Recht," sagte er dann nach einer kurzen Pause, und seine Stimme zitterte etwas. „Es ist dumm und albern, wenn man eine so einfache Rolle nicht durchführen kann. Aber glauben Sie mir, ich habe sie nicht zu meiner eigenen Belustigung gewählt. Wie gern möchte ich die Narrenjacke abwerfen! Aber meinen Sie denn, die Grambower Spießbürger würden mir ihre Backfische anvertrauen, wenn sie wüßten, daß ich ein verabschiedeter Offizier bin und eigentlich von der Lingen heiße?" — Er hatte die letzten Worte leise, zögernd gesprochen.

„Von der Lingen," wiederholte ich erstaunt. „Ich kenne verschiedene Mitglieder dieser Familie. Sie stammten alle aus dem Hannöverschen. Einer, dem ich früher häufig begegnet bin, stand bei den Cambridge-Dragonern."

„Das war mein Vetter. Wir waren unserer mehrere in der Hannöverschen Armee. Ich selbst habe zehn Jahre im Leibregiment gedient. Sie werden das ja nicht weiter erzählen in der hiesigen Gegend. Ich weiß das auch ohne Ihre Zusicherung," fuhr er rasch fort, als ich etwas sagen wollte. „Aber Sie werden nun auch einsehen, wie schwer es für mich ist, eine Anstellung zu finden. Da muß man immer Papiere beibringen: Geburtsschein, Militärpaß, Führungsatteste, Trauschein — was weiß ich Alles! Da genügt mein Schweizer Paß nicht mehr, wenn er auch für die Grambower Polizei ausreicht. Müller — das klingt so harmlos, so unverfänglich, fast anonym! Aber sind Sie sicher, daß Ihr Herr Vetter oder Ihr Freund, der Graf Pahlen, sich für diesen Herrn Müller besonders interessiren würde, wenn es herauskäme, daß derselbe eigentlich ein heruntergekommener Edelmann und seine Verbindung mit Frau Müller leider noch immer nicht standesamtlich beurkundet ist?"

„Das käme noch auf den Versuch an!" erwiderte ich, obgleich mir im Grunde seine Bedenken nicht ganz ungerechtfertigt erschienen. „Und Sie müssen es versuchen! Schon aus Rücksicht für Ihre Frau —"

„Meine Frau — Ach Gott, meine arme, gute Lucie, — aber sie weiß ja am Besten, wie schwer es ist, wieder in's Geleise zu kommen, wenn uns das Schicksal einmal mit kräftigem Fußtritt aus der Bahn geschleudert hat. Ich könnte Ihnen davon Einiges erzählen; aber es ist schauderhaft langweilig, anderer Leute Lebensschicksale anzuhören und dann —"

Ein kräftiger Donnerschlag unterbrach ihn. Wir blickten nach Oben. Der Himmel war schwarz bezogen. Schon fielen einige schwere Regentropfen; ein kurzer Windstoß strich über den See und rauschte in dem hohen Schilf des Ufers.

„Ich weiß eine gute Unterkunft in der Nähe," sagte mein Begleiter

und raffte eilig sein Geräth zusammen. „Aber wir müssen rasch machen, wenn wir nicht den Regen auf der Haut fühlen wollen. Und was mich betrifft, so kann ich mir den Luxus eines häufigen Toilettenwechsels nicht gestatten."

Ich folgte meinem Führer, der am Ufer voranschritt. Einige hundert Schritte weiter befand sich die Stelle, wo der Fischer seine Kähne anzulegen pflegte. Die Weiden, die hier standen, waren durch Stangen verbunden, an welchen die Netze getrocknet wurden, und zwischen zwei Bäumen war ein aus Reisern geflochtenes Schutzdach angebracht, das durch ein darübergelegtes getheertes Segel schon einen tüchtigen Regen abhalten konnte. Wir erreichten den Ort noch rechtzeitig. Bald rauschte der Regen prasselnd hernieder; gierig trank der durstige Boden die ersehnte Flüssigkeit. Oben am Himmel in den höheren Luftschichten wirbelten die Wolkenmassen durcheinander, während unten völlige Windstille herrschte. Wir hatten uns auf eine kleine, rohgezimmerte Holzbank gesetzt. Ich theilte mit meinem Gefährten das reichliche Frühstück, das mir die sorgsame Wirthschafterin des Forsthofes in die Jagdtasche gepackt hatte. Er war sehr aufgeräumt und gesprächig. Der kleine Zwischenfall hatte die sentimentale Anwandelung von vorhin verscheucht, und meine Cognacflasche that das ihrige, ihn wieder in die gewohnte Stimmung zu versetzen.

„Sie müssen nun meine Bekenntnisse hören," sagte er launig. „Der Himmel will es so, indem er Sie für eine halbe Stunde an meine Seite kettet. Vertrauen ist die einzige Form, in der ich Ihnen für Ihre Theilnahme und die angebotene Hülfe danken kann. Freilich — so amüsant wie die Confessions eines Rousseau wird meine Beichte nicht ausfallen; dafür ist sie aber wahrheitsgetreuer. Das Alltägliche ist immer trocken, wie altes Commißbrot. Wenn ich gar zu langweilig werde, so entziehen Sie mir das Wort."

Es schien ihm ein Bedürfniß, sich einmal auszusprechen; ich ließ ihn gern gewähren. Er erzählte nun, daß er in der Stadt Hannover aufgewachsen sei, wo sein Vater als pensionirter Major gelebt habe. Es sei knapp zugegangen im elterlichen Hause. Dieser Zweig seiner Familie sei von jeher arm gewesen. Sein Vater habe sich kümmerlich durchschlagen müssen; mit den reicheren Verwandten habe er nicht gern verkehrt.

„Sie werden mir's vielleicht nicht glauben," bemerkte er mit etwas bitterem Lächeln, „aber ich war damals ein sehr fleißiger und ordentlicher Junge, so eine Art Musterknabe. Immer gute Zeugnisse, glattes Examen, im Cadettencorps vorzügliches Führungsattest. Die Sache nahm einen guten Anfang. Die erste Enttäuschung war mir, daß ich nicht bei der Cavallerie eintreten konnte, für die ich eine große Vorliebe hatte. Aber mein Vater hätte mir die dafür nöthige hohe Zulage nicht geben können. Er lebte von seiner Pension — 800 Thaler; Sie wissen, was das sagen will, bei den Ansprüchen, die an einen Edelmann und ehemaligen Offizier gestellt

werden. — Glänzende Misère! Alles Talmi! Livreebedienter, d. h. irgend ein Hausknecht in gestreifter Weste und Gamaschen; aber geflickte Tischtücher und stählerne Gabeln, außer wenn Gäste da sind. Dann wird das Nöthige vom Restaurateur gepumpt. Aber mit 17 Jahren, mit gutem Humor und gesundem Appetit hat man kein Auge für solche Kleinigkeiten, und wenn ich in den Ferienzeiten aus dem Cadettencorps in das elterliche Haus zurückgekommen war, hatte ich mich nur der goldenen Freiheit erfreut. Der Himmel hing mir voller Geigen. Die erste Saite platzte, als ich auf Sporen und Schleppsäbel verzichten mußte. Aber die Epauletten ließen mich diese Enttäuschung bald verschmerzen. Ich trat in's Leibregiment. Mein Vater gab mir 10 Thaler monatliche Zulage. Wie er es machte, ist mir noch heutzutage ein Räthsel. Vielleicht schrieb er heimlich für Geld Noten ab oder so etwas. Bemerkt habe ich nichts und kann es also nicht beschwören. Aber als er nach ein paar Jahren starb, war nichts da — rein gar nichts. Meine Mutter war schon lange todt, zwei ältere Schwestern an Offiziere verheirathet. Es ging ihnen auch nur kümmerlich. Die Kosten des Begräbnisses übernahm der König. Es war sehr feierlich; man schoß drei Salven über's Grab, denn mein Vater hatte noch 1815 mitgemacht. Aber nun war's aus mit der Zulage und ohne eine solche konnte ich doch nicht fortdienen. Ein Freund meines Vaters, der dem Hof nahe stand, verwendete sich beim König. Ich erhielt einen Zuschuß aus der Schatulle, nicht viel, aber doch gerade genug, um bei peinlicher Oekonomie auszukommen. Wären nur die vielen Ehrenausgaben nicht gewesen; die Regimentsfeste, die wöchentlichen Liebesmahle mit Champagner, die Geschenke an Hochzeit machende Kameraden oder Jubiläum feiernde Vorgesetzte. Das Regiment führte einen gewissen Aufwand. Die Meß war anspruchsvoll eingerichtet. Man mußte im Theater erscheinen, an Hoffesten, Maskeraden, Picknicks und sonstigen kostspieligen Vergnügungen Theil nehmen. Die meisten meiner Kameraden waren reich oder doch wohlhabend, und für die, welche den Train nicht mitmachen konnten, war ja Simon Seelig da. Wollen Sie's glauben? Ich habe mich sechs Jahre als Lieutenant gehalten, ohne andere Schulden zu machen, als die beim Schneider — und die zählen bekanntlich nicht. Aber wie schwierig war das Alles. Wie mußte genau combinirt, berechnet, erwogen werden, was man mitmachen konnte oder nicht. Wie viel Entsagung forderte es von einem jungen, lebenslustigen Menschen, wie viel Ausflüchte, Demüthigungen und kleine Bassessen. Es durfte doch Niemand merken, daß man finanziell genirt war. Ein Offizier sollte immer glänzend, freigebig auftreten. Es war ein ewiges Schiebeln, sich Wenden und Drücken. — Aber was erzähle ich Ihnen das! Sie können sich ja kein Bild machen von solchem vornehmen Proletarierleben."

„Doch, doch, ich kenne das," wandte ich ein.

„Ja, Sie kennen es — vom Hörensagen, durch Erzählung Anderer oder aus Büchern. Aber das wissen Sie nicht, wie Einem zu Muthe ist,

wenn er am 25. des Monats seinen letzten Thaler für einen Wohlthätigkeitsbazar ausgegeben hat und nun während der letzten fünf Tage bei bekannten Familien eine Tasse Thee und ein Butterbrot sucht, um nicht hungrig zu Bett zu gehen. Aber immer sicheres Auftreten, tadelloser Anzug, frische Handschuhe — na, eine gewisse Zeit hält man das aus. Aber die Ansprüche wachsen und die Einnahmen bleiben dieselben. Dann kommen die kleinen Klapperschulden, die bescheidenen Anleihen bei Kameraden — die man später vergißt — und eines schönen Tages langt man denn auch bei Simon Seelig an und hat so einen infamen Zettel unterschrieben. Nun ist's natürlich vorbei mit Sparen und Haushalten. — Wozu auch? Man kann die ersten hundert Thaler so wenig bezahlen wie die nächsten dreihundert. Und so geht's weiter. Eigentlich war das meine beste Zeit. Jetzt genoß ich mein Leben und meine Jugend, machte Besuche auf dem Lande, ging viel auf Jagd, war mit einem Wort ein flotter Kerl. Das gefiel den Leuten; sie wußten ja nichts von Simon Seelig, oder wenn sie's wußten, dachten sie: was geht's uns an. Ich war ein gesuchter Tänzer. Natürlich kamen nun auch die Weiber an die Reihe, d. h. was man denn so in einer kleinen Residenz erlebt. Und schließlich hätte sich das Alles sehr befriedigend gelöst. Ich verlobte mich mit einem jungen und sehr reichen Mädchen, einer Tochter des Grafen A.; Sie kennen ihn vielleicht. — Nicht? — Nun ich dachte. Er spielte damals in Hannover eine gewisse Rolle, war bei Hofe sehr beliebt, galt für einen der echtesten ‚Weißgelben'. Später, nach 66 ist er mit Sack und Pack zu den Preußen übergegangen. Nun damals, wie gesagt, war er eins von den gros bonnets in Herrenhausen. Es war Alles in schönster Ordnung. Die paar tausend Thaler hätte der Schwiegervater, ohne mit der Wimper zu zucken, bezahlt; aber — sehen Sie, nun kommt schon wieder so ein ‚Sauhieb' des Schicksals. Der Tag der Hochzeit war schon festgesetzt, da legt sich meine Braut hin, bekommt das Scharlachfieber und stirbt nach acht Tagen."

„Sie Aermster, welch harter Schlag muß das für Sie gewesen sein!"

„Ja, ja, ich war anfangs wie betäubt, aber dann —" er lachte bitter. — „dann kamen wieder die kleinen Sorgen und Quälereien und ließen den Schmerz gar nicht recht aufkommen. Ich hatte meine Braut geliebt, wirklich geliebt; und doch war bald das peinliche Gefühl, daß die Geldnoth wieder anfing, mächtiger und niederdrückender als jede andere Empfindung. Es ist gemein, — aber es ist so. Ich sollte es eigentlich nicht erzählen. Mancher würde es vielleicht nicht thun oder sich auch einbilden, er habe das alles gar nicht so empfunden, es seien das alles nur Regungen eines edlen und gerechten Schmerzes gewesen, ohne jeden Beigeschmack selbstsüchtigen Bedauerns. Bah — als ob nicht im Grunde alles Egoismus wäre, die Liebe wie der Schmerz; die Hoffnung und die Reue! Ich meine aber: wenn Einer schon einmal sein Innerstes umkrempelt, dann auch heraus mit allem, was darin ist! Nun wie gesagt, mein Herzeleid wurde vergiftet un-

entehrt durch den geheimen Ingrimm über die zerschlagene Partie. Natürlich rückten mir auch die Gläubiger wieder auf den Leib. Was sollte ich machen? Ich prolongirte weiter. Das war etwa 1865. In zwei Jahren mußte ich Hauptmann sein und dann konnte ich ja abzahlen. Das war aber wieder eine falsche Berechnung. Freilich, wer hätte die nächsten Ereignisse vorhersehen können. Es kam der Krieg, Langensalza, die Capitulation — nun kurz, alles was Sie wissen. Die hannöversche Armee wurde von der Tafel gewischt und damit gingen viele hoffnungsvolle oder doch noch gesicherte Existenzen unter. Ein halbes Jahr trieb ich mich bei Verwandten herum. Man wußte ja noch nicht, wie die Sache werden würde. Viele glaubten an eine baldige Wiederherstellung des Welfenthrones, an Abdankung des Königs und Wiedereinsetzung des Kronprinzen. Ich theilte diese Hoffnungen. Man hofft, was man wünscht. Außerdem war ich in welfischen Traditionen erzogen; an das Königshaus ketteten mich Dankbarkeit und eigenes Interesse. Ich war mit den Andern in Hietzing. Enttäuscht kehrten wir zurück. Man muß sagen: der König that für seine Offiziere, was er konnte; aber mein Gott, er konnte doch nicht alle pensioniren. Die Mittellosen — auch ich war darunter — erhielten Unterstützungen. Aber das reichte nur für kurze Zeit. Viele meiner Kameraden traten in sächsische Dienste, andere gingen zu den Preußen über. Ich konnte ihnen nicht folgen, meiner Schulden wegen. Diese schleppte ich mit, wie der Galeerensträfling seine Kugel. Simon Seelig ließ keinen aus den Augen, der sich ihm einmal verschrieben. Außerdem hoffte ich, wie gesagt, auf einen Umschwung in der Politik. Wenn ich darin irrte, so theilte ich diesen Irrthum mit vielen Klügeren.

Nun begann für mich eine elende Epoche: die Zeit des Suchens nach Erwerb oder Anstellung. Keinem wird das, behaupte ich, so schwer gemacht, wie einem verabschiedeten Offizier. Seine einseitige Ausbildung verschließt ihm den Zugang zu jedem anderen Beruf. Wenn er eine schlechte Handschrift hat, kann er nicht einmal in der Subalterncarrière ankommen. Ist er gar vom Adel, so findet er doppelte Schwierigkeiten. Ich wollte in ein Bankhaus eintreten, war ganz bereit, von der Pike auf zu dienen, meine Verwandten empfahlen mich an einige große Handelshäuser; ich war bei den Herren Schrieder und Hanisch in Hamburg, bei Carl Webmann in Frankfurt. Die Chefs empfingen mich sehr liebenswürdig, boten mir ausgezeichnete Cigarren an, plauderten von diesem und jenem; aber wenn die Rede auf die Anstellung kam, dann waren alle Plätze besetzt oder schon vergeben. Es waren da Rücksichten auf ältere Anwärter zu nehmen; von Gehalt hätte für den Anfang ohnehin nicht die Rede sein können u. s. w. pour dorer la pillule, wurde ich zum Diner eingeladen, die Frau vom Hause nahm meinen Arm, man scherzte und lachte auf der Terrasse. Wenn ich aber Abends nach meinem kleinen Hotel zurückkehrte, war ich um eine bittere Erfahrung reicher. — Ich will Sie mit den Details dieser Periode

meines Lebens nicht langweilen. Ich habe nachher Schwereres durchgemacht, aber doch waren diese ersten moralischen Fußtritte die empfindlichsten. Feinstes Ehrgefühl und übermäßige Selbstschätzung werden ja dem Offizier systematisch anerzogen. Es ist niederträchtig, wenn man fühlt, wie einem eine Haut über die andere wächst. Anfangs zuckt man zusammen beim Nadelstich einer unverbindlichen Redewendung und schließlich reagirt man kaum noch auf Grobheiten. Ja, Voltaire hat Recht: le malheur avilit. Das sind am Ende noch kleine harmlose Kniffe, wenn man im Gasthof seine Kleider selbst ausbürstet und den Handkoffer auf die Bahn trägt, um dem Hausknecht kein Trinkgeld geben zu müssen. Man thut, als bemerke man nicht die unverschämte Miene des Portiers, wenn er, ohne an die Mütze zu fassen, sein ‚Empfehle mich, Herr Baron' nachruft. Ich kenne ganz reiche Leute, die es nicht anders machen. Aber das Herumlaufen in Schmutz und Regenwetter, das Antichambriren bei kleinen Beamten oder groben Agenten und dann die vergeblichen Gänge. Das Horchen und Spähen nach allen Seiten, — wenn man eine Zeitung in die Hand nimmt, nur den Annoncentheil durchfliegen; bei jedem Menschen, den man gekannt hat oder neu kennen lernt, im Stillen immer nur die eine Frage: was könnte Der dir nützen? — Und dabei muß man doch eine gewisse Würde bewahren, eine anständige Haltung. Man darf nicht ungeduldig, nicht aufdringlich sein. Man affectirt Gleichgültigkeit und äußere Ruhe, wenn man bei einem alten Bekannten oder ehemaligen Kameraden sitzt und plaudert, streicht nachlässig die Asche von der Cigarre, während man im Stillen doch nur daran denkt, wie man dem Gespräch eine Wendung geben könnte, damit der harmlose Freund nicht all zu sehr erschrickt, wenn man ihn schließlich — um 5 Thaler bittet. — Oh, wie das Alles ekelhaft ist! — Pfui Teufel!"

Er spie vor sich hin, stand auf und ging einige Male vor unserm Sitz auf und nieder, des Regens nicht achtend, der noch immer eintönig herniederrauschte und den sein dünner, leinener Anzug auffog wie Löschpapier. Ich fühlte ein aufrichtiges Mitleid mit dem armen Teufel. Er war tief gesunken, aber man merkte deutlich: er hatte die Empfindung seines Fallens gehabt. Trotz Cynismus und frivoler Selbstironie ging doch ein schwermüthiger Zug durch seine Darstellung. Sein Ehrgefühl hatte eine lange Agonie durchgemacht, vielleicht war es auch jetzt noch nicht ganz erstorben. Jedenfalls litt er, schämte sich aber, es zu zeigen.

„Konnten Ihre Verwandten denn nichts für Sie thun?"

„Verwandte, ja, das sind die rechten Helfer in der Noth!" — Er setzte sich wieder neben mich auf die Bank. „Uebrigens muß ich sagen, daß sich einige meiner annahmen — natürlich nur so lange, als ich noch präsentabel war, einen feinen Frack und gute Wäsche besaß und einen Hühnerhund hielt. Da hieß es denn: ‚Der arme Vetter, es wird sich schon etwas für ihn finden, vielleicht im Consulatsdienst oder gar in der österreichischen Diplomatie.' Man sprach auch von einer Anstellung an einem kleinen Hofe,

in Gera werde ein Theaterintendant gesucht, es sei eine Stelle als Kammerherr frei bei der Fürstin X. und was dergleichen mehr war. Man konnte doch nicht an der gräflichen Tafel oder bei der Parforcejagd erzählen, daß der liebe Vetter recht froh gewesen wäre, die Agentur einer Lebensversicherungs-Gesellschaft zu übernehmen. — Diplomat! Kammerherr! — es war zum Lachen! — Zwei Monate später hatte ich eine Stelle als Schreiber bei der Direction der Bergisch-Märkischen Eisenbahn. Aber ich blieb nicht lange, der Ton gefiel mir nicht. Ich steckte noch voller Vorurtheile. Unser Einem müssen die in der Jugend gepflegten künstlichen Prätensionen erst mit den Kleidern vom Leibe faulen, ehe man mürbe wird und vergißt, daß das porte-epée nicht mehr an der linken Seite hängt."

„Ich kann mir denken, daß viel Selbstüberwindung dazu gehört; aber ich meine doch, daß eine ehrliche Arbeit — —"

„Ja, Arbeit! das ist's eben, da sitzt der Haken! Zu dem, was man Arbeit nennt d. h. acht Stunden Bureaudienst, war ich eben nicht erzogen. Acht Stunden in der Luft, auf dem Exercirplatz, beim Manöver, auf der Jagd — die hielt ich aus, aber auf dem Drehstuhl sitzen und Tabellen ausfüllen — na, es war auch danach!"

„Konnten Sie denn nicht die Landwirthschaft oder einen analogen Beruf wählen?"

„Landwirth? — ja, das hätte mir gepaßt. Aber zum Pachten gehört Geld und ich hatte Schulden.. Und dann — ich frage Sie — wer nimmt einen verabschiedeten Infanterielieutenant als Gutsverwalter. Einem Vetter von mir, der gleichfalls den Abschied hatte nehmen müssen, erging es besser: er war Cavalerist und verstand viel von Pferden. So bekam er denn eine Stelle als Stallmeister bei einem reichen ungarischen Grafen, der ein Gestüt hatte und Rennpferde hielt. Ich begegnete ihm einmal in Wien, als ich von Hietzing zurückkam; fast hätte ich ihn nicht wiedererkannt. Er hatte den Schnurrbart rasirt und die Haare nach vorn gebürstet, wie ein englischer Trainer. Ich sah ihn vor einem großen Hause am Schottenring mit einem vornehm aussehenden Gentleman sprechen, seinem Brotherrn vermuthlich; denn er stand sehr bescheiden da, hatte den Hut in der Hand und sagte immer: ‚Sehr wohl, Herr Graf, — ganz Recht, Herr Graf, — wie Sie befehlen, Herr Graf.‘ Dieser aber behandelte ihn sehr von oben herab und hatte eine Cigarrette zwischen den Lippen, die immer hin und her wackelte, während er sprach. Mein armer Vetter that mir leid; er war am Ende nicht viel anderes als ein Reitknecht. Wie man doch herunterkommen kann, dachte ich bei mir, während ich vorüberging. Freilich, damals ahnte ich noch nicht, daß ich selbst später einmal — — Uebrigens soll es ihm jetzt ganz gut gehen. Er hat was zusammengebracht — Halftergeld, kleine Nebenverdienste beim Hafer-Einkaufen, Reisediäten und was sonst beim Sport der großen Herren abfällt. Er hat geheirathet, betreibt einen kleinen Pferdehandel auf eigene Rechnung, besorgt Jucker für seine ehe-

maligen Kameraden in Deutschland; er versteht eben etwas von der Sache. Schon als Lieutenant machte er sich eine ganz hübsche Zulage damit, während ich — — ja, wo war ich denn gleich stehen geblieben?"

„Sie sagten, daß Sie die Stelle bei der Eisenbahn-Direction aufgaben."

„Ganz recht, bei der Bergisch-Märkischen. Ich hielt mich noch zu gut für solche Beschäftigung und schnappte ab. Nun ging das Suchen wieder an, aber diesmal hatte ich Glück. Ich kam durch Verwendung einiger enragirter Welfen nach Paris. Damals war dort eine Zeitung begründet, die ‚Situation,' die gegen Preußen agitiren sollte. Sie erinnern sich der Angelegenheit wohl? Das Blatt wurde durch hannöversches Geld unterhalten und von Hietzing aus inspirirt. Man wollte die Franzosen für die Sache des vertriebenen Königs interessiren. An Sympathien fehlte es in Paris nicht; aber man fing es zu ungeschickt an, zu grob, machte unnöthiges Aufsehen — doch davon nachher. Ich wurde bei der Redaction angestellt und gut bezahlt. Wir lebten alle herrlich und in Freuden, an Geld war kein Mangel, es ging alles auf ‚Regiments Unkosten.' Aber das Dumme war, daß ich kein Talent zur Schriftstellerei hatte. Mein Stil war kläglich und meine Kenntniß im Französischen noch mangelhaft. So wurde ich denn von der Redaction als Galopin verwendet, als Reporter für die petites nouvelles du jour. Ich trieb mich den Tag über auf den Boulevards und in den Cafés herum und lernte so die ganze Bohême des Journalismus kennen. Welch' eine Gesellschaft, heiliger Gott! Aber ich gewöhnte mich daran, das Bummelleben gefiel mir. — Nun, Sie kennen ja Paris und seinen Zauber. Ich war namentlich mit einem Polen sehr befreundet, einem Herrn von Lipanski. Er war in den dreiundsechsziger Aufstand verwickelt gewesen und mit vielen andern zum Tode verurtheilt. Wir waren sehr intim, wohnten zusammen, hatten alles gemeinschaftlich — eine Laus und eine Seele, wie Heine sagt. — Dieser Mensch ist mein böser Genius gewesen. Er imponirte mir, seine gewandten Umgangsformen hatten etwas Bestechendes. Auch hielt ich ihn, obwohl für leichtsinnig, doch für ehrenhaft. Später sollte ich erfahren, daß der Lump auch ein Schuft war, ein gemeiner, niederträchtiger Hallunke. Er hat mich um alles betrogen, um alles, was mir lieb und werth war, was mich noch an's Leben kettete. Und dieser Kerl — mich packt eine Wuth, wenn ich nur an ihn denke — war damals mein Freund; er that wenigstens so, und ich Esel glaubte an ihn und an seine Zuneigung."

„Hatten Sie denn nicht einigen Anhalt an Ihren Landsleuten? Es befanden sich doch damals so viele Hannoveraner in Paris. Man begann ja sogar eine Welfenlegion zu bilden."

„Ach, das war ja Alles Schwindel; unfruchtbare Reclame für eine verlorene Sache. Die ganze Unterlage war morsch; sie konnte uns keine Stütze gewähren. Und dann herrschte Uneinigkeit im eigenen Lager. Bei den Polen war es anders, die hielten zusammen. Das Emigrationscomité

verfügte über reiche Fonds und half jedem Ankömmling aus. Aber wir Hannoveraner liefen auseinander. Das ist ja so deutsche Art im Auslande. Was sollten wir uns auch gegenseitig nützen? Jeder hielt sich argwöhnisch die Taschen zu. Mein Pole war gefälliger. Er führte mich überall ein. Ich gelangte sogar in die Tuilerien, was freilich nicht übermäßig schwierig war. Kurz, es war eine flotte Zeit. Tags über flanirt, Abends im Theater, wozu man als Journalist Freikarten erhielt; später in Mabile, bei Bullier, in der Closerie des Lilas oder ein kleiner bac im Cabinet eines Restaurants und dazwischen natürlich die Zoës, Coras &c. — nun, Sie können sich das Uebrige denken. Aber eines schönen Morgens war die ganze Herrlichkeit zum Teufel. Sie hatten es wohl zu toll getrieben in der Redaction mit ihren Hetzartikeln und der geheimen Agitation und Herr von Bismarck machte der Sache mit einem Schlage ein Ende. Sie erinnern sich wohl?"

„Freilich, die Beschlagnahme des Welfenfonds war das radicalste Mittel."

„Ja, aber für uns war es schlimm. Als diese Quelle versiegte, stand die Redactionsmühle still; das Geklapper war mit einem Mal zu Ende. Unser Chefredacteur schloß die Bude zu und zahlte Jedem noch 200 Francs aus — zur Heimreise nach Deutschland, wie er sagte. Da saß ich wieder auf dem Trocknen. Sie sehen, ich bin ein Opfer der preußischen Politik. Natürlich blieb ich in Paris. Was sollte ich auch in der Heimat? — Lassen Sie mich die nächsten Jahre übergehen, es ist die alte Geschichte. Immer von Stufe zu Stufe. Wenn Sie mich fragten, was ich Alles getrieben habe — ich könnte es bei Gott nicht mehr aufzählen. Es giebt Gewerbe, die ihren Mann nähren, aber die man nicht nennen kann. Und was das Schlimmste ist, ich fühlte mich gar nicht sehr unglücklich in dieser Existenz. In der Umgebung, in der ich lebte, kam ich mir immer noch als der relativ Anständigste, jedenfalls als der Vornehmste vor. Das schmeichelte der Eitelkeit. Meine Vergangenheit war doch wenigstens intact, meine Abstammung rein, mein Adel authentisch. Bei allen diesen Abenteuer-Existenzen, zwischen den Pseudogräfinnen und Phantasiebaronen, neben den durchgebrannten Kassirern, verlotterten Schauspielern, weggejagten Kellnern blieb ich doch immer der deutsche Edelmann: „C'est un véritable baron," hieß es. Und das zog in diesen Kreisen. — Wovon ich lebte, werden Sie wissen wollen. — Schweigen wir darüber; nur das kann ich Ihnen sagen — Sie mögen's nun glauben oder nicht — ich habe weder Wechsel gefälscht noch falsch gespielt. Die Polizei konnte mir nichts anhaben. Nach drei Jahren hatte ich den Schlamm so ziemlich aller Pariser Pfützen an den Stiefeln und schließlich stieg mir auch der Ekel bis zum Halse. Ich wollte fort; vielleicht mußte ich auch — das kommt auf eins hinaus. Ich kannte den Chef de cuisine bei Véfour, Sie wissen, das große Restaurant im Palais Royal. Dieser hatte damals auch das Restaurant in Homburg gepachtet. Er verschaffte mir eine Stelle bei der dortigen Spielbank — mit anderen Worten: ich wurde Croupier."

„Das war also vor dem deutsch-französischen Kriege?"

„Ja, im Frühjahr 70."

„Traten Sie denn unter Ihrem wirklichen Namen in diese Stellung ein?"

„Bewahre! Meine adlige Herkunft wäre mir dabei nur hinderlich gewesen. Ich nannte mich Meunier. — Uebrigens führten die meisten meiner Collegen einen nom de guerre. Im Geschäft nannten wir uns nur: M. Charles, M. Philippe &c."

„Sie hatten wohl eine sehr gute Einnahme?"

„Ja, man war ausreichend bezahlt. Natürlich, man kann nicht von Leuten, die täglich Hunderttausende durch die Finger laufen lassen, Ehrlichkeit erwarten, wenn sie finanzielle Sorgen haben. Ich konnte sogar meine Schulden abzahlen. Ueberhaupt habe ich nie eine so solide, ordentliche Lebensweise geführt, als während der Zeit, wo ich im Dienst eines Spielpächters war. — Und doch gehört dies Gewerbe noch zu den unehrlichen. Man kann heutzutage fast Alles treiben und genießt einer gewissen Consideration, nur Croupier oder Kunstreiter darf man nicht sein. Finden Sie nicht auch? Na, ich sollte das bald merken. Ich lebte sehr zurückgezogen, verkehrte mit Niemand; in meinen Freistunden las ich viel und suchte die Lücken meiner Cadettenerziehung auszuflicken. Viel freie Zeit hat man nicht. Das Geschäft ist mühsam und angreifend. Man wechselt nur alle drei Stunden; und dann die Hitze, das Gaslicht, die schlechte Luft, die Ausdünstung der vielen Menschen, die dicht um einen herumgedrängt stehen! Die verschiedenen Gerüche, die man da athmet. — Es ist gar kein so leichtes Brot, wie man denkt. Spaßhaft ist es bisweilen, namentlich zuerst, wenn man sich noch für die Points interessirt; und dann die verschiedenen Gesichter — die Ausrufe — Herr Gott! Was erlebt man oft für Gemeinheiten. Wahrhaftig, der leichtsinnigste Mensch muß zum Melancholiker werden, wenn er das Jahre lang tagtäglich mit ansieht. Auch ich bekam eine wahre Sehnsucht nach ehrbaren Verhältnissen. Oft sah ich Bekannte aus früherer Zeit an's Roulette treten. Wie beneidete ich sie. Ich wollte mich um jeden Preis wieder herausarbeiten, rehabilitiren, irgendwo im Hannöverschen eine kleine bescheidene Anstellung suchen, mir ein eigenes Heim gründen. Wenn ich in den Taunus-Anlagen spazieren ging, machte ich Pläne, sah mich im Geist auf irgend einem Haidedorfe als Steuerbeamter oder Postmeister — ein nettes Häuschen mit kleinem Garten davor, eine Laube mit bunten Bohnen berankt, dazu eine nette kleine Frau, häusliches Glück, gemüthliche Stunden, an Winterabenden ein Whist mit dem Pastor und dem Förster — wie Sie sehen, ein rührendes Zukunfts-Idyll. Ich hielt das Alles für möglich, für ausführbar. Ja, wenn ich nur nicht Croupier geworden wäre! Ich ahnte anfangs nicht, daß ich mir damit die Rückkehr in die Heimat abgeschnitten. Ich merkte es auch erst ganz plötzlich. Da kam eines Tages ein ehemaliger Regimentskamerad in den Spielsaal — mit seiner Frau; ich kannte sie sehr gut. Wir hatten viel zusammen getanzt. Ich sehe sie noch, wie sie mir

gegenüberstanden an der andern Seite des Tisches. Er setzte ein paar Thaler und sah nach der Kugel. Sie schaute umher. Plötzlich sieht sie mich und stößt ihren Mann an. Ich hörte nicht, aber ich fühlte, wie sie sagte: ‚Du, ist das nicht —‘ Er sah auf, fixirte mich, wurde ganz roth und verlegen und senkte den Blick schnell wieder auf das grüne Tuch. Als die Nummer heraus war, drehte er sich um, gab seiner Frau den Arm und trat mit ihr an einen der andern Tische. Sie sah über die Schulter noch einmal schnell nach mir hin. Wenn ich in einer Sträflingsjacke gesteckt hätte, ihr Blick hätte nichts Anderes ausdrücken können! Es lag Mitleid und Schrecken darin. Können Sie sich denken, wie mir zu Muth war?"

Er lachte kurz auf, so laut und hell, daß mein Hund, der schlafend neben uns lag, erschreckt auffuhr und uns verwundert ansah. Mein Begleiter hatte ein paar Steinchen vom Boden aufgenommen und spielte damit.

„Sehen Sie, das ist das Niederträchtige im Leben," sagte er nach einer Pause mit veränderter, gelassen klingender Stimme, „daß man jedes Mal, wenn man sich aufrappeln möchte aus der Misère, wenn man ein Heimweh bekommt nach geordneten Verhältnissen — daß Einem dann ein Knüttel zwischen die Beine geworfen wird. Als ich in Paris ein Lumpenleben führte, da standen mir die Salons noch offen. Wären meine Schulden nicht gewesen, so hätte ich damals noch daheim wieder in die Armee eintreten können. Es lag ja nichts gegen mich vor. Ich habe Leute gekannt, die in Australien die Schafe gehütet oder in Chicago Stiefel geputzt hatten, und sich wieder vollständig rehabilitirten. Das war ja im Auslande gewesen, Niemand wußte es oder konnte es beweisen. Sie sprachen dann später von ihren ‚Reisen‘ in Amerika und die Gesellschaft beruhigte sich. Hat man aber einmal in Deutschland ein Geschäft betrieben, das nicht als fair gilt, dann sind die Brücken ein für alle Mal abgebrochen. Viele meiner Bekannten hatten mich in Homburg gesehen, einige mich auch auf der Straße begrüßt, angeredet — ‚Wie, Du auch hier?! — Wie geht's, was treibst Du? Wir haben uns ja seit einer Ewigkeit nicht gesehen.‘ Wenn sie aber nachher erfuhren, daß ich wohl spielte, aber nicht für eigene Rechnung, da war es natürlich aus mit der Freude des Wiedersehens. Wenn sie mir begegneten, gingen sie über die Straße und traten an ein Schaufenster, um nicht wieder grüßen zu müssen. Von da ab war ich es, der auswich.

„Ein unsägliches Gefühl der Bitterkeit überkam mich; ich fühlte, daß das Tischtuch zwischen mir und den heimischen Kreisen zerschnitten, daß keine Rückkehr in die alten Verhältnisse möglich war. Ich kam mir verlassen, ausgestoßen, heimatlos vor. Bis dahin hatten mich jugendlicher Uebermuth, Leichtsinn und Humor über Wasser gehalten; jetzt versank ich in tiefe Schwermuth."

„Aber übertrieben Sie nicht die Schwierigkeiten Ihrer Lage?"

„Man übertreibt immer, wenn man Zorn oder — Scham empfindet. In dieser Stimmung fand mich der Krieg. Sie werden begreifen, daß ich

mich nicht zum Wiedereintritt meldete. Die politischen Fragen waren mir gleichgültig geworden. Alle soldatischen Regungen zurückgedrängt und erstickt. — Was gingen mich die Siege der preußischen Regimenter an oder die Einheit Deutschlands; — ‚was war mir Hekuba!‘ Der Krieg hatte mich nicht vom grünen Tisch fortgelockt; aber der Friede hob mich aus dem Sattel. Wieder war es ein politisches Ereigniß, das mich der Existenzmittel beraubte: die deutsche Reichsgesetzgebung hob die Spielbanken auf. Viele meiner Collegen fanden ein Engagement in Monaco, Spaa oder Saxon-les-bains. Mir wurde es nicht so gut. Nach monatelangen Irrfahrten, die meine kleinen Ersparnisse aufzehrten, strandete ich endlich in der Schweiz, dem gastfreien Asyl aller Heimatlosen. In Vevey ging es mir eine Zeit lang ganz gut. Ich war Sprach- und Tanzlehrer. Später kamen Ereignisse, die mich forttrieben. Seit vier Jahren lebe ich wieder in Norddeutschland. — Was soll ich Ihnen noch weiter erzählen? — Da haben Sie meine ganze Lebensgeschichte!“ rief er mit verändertem Ton. „Ein dürftiger Stoff. Keine Abenteuer, keine Pointen, keine überraschenden Wendungen oder spannenden Conflicte! — Wo bleibt da die dramatische Tragik? — Eine trübselige Odyssee, was? — Der Held: ein vom Schicksal geprellter Narr! Man kann ihn vielleicht bedauern, aber man gähnt dabei. Das Ganze nüchtern und langweilig, ärgerlich und herabstimmend wie eine verregnete Landpartie! — Oh, ich kenne Leute, die interessantere Dinge zu erzählen hätten; sie sind schön weich gebettet, in Amt und Würden, und doch enthält ihr Tagebuch merkwürdige Episoden, die den Leser in Athem versetzen, ja vielleicht den abgebrühtesten Criminalisten noch in Spannung halten würden!“

„Aber dies Bewußtsein der Ehrenhaftigkeit muß Ihnen ja gerade bei allen Unbilden des Schicksals zum Trost gereicht haben!“ wandte ich ein. „Mit diesem Gefühl werden Sie auch —“

„O bitte, bitte, lassen wir das! Wenn man unten im Sumpfe steckt und nach den sonnigen Höhen des Lebens hinausblickt, wo schäbige Halunken umherstolziren, dann ist es ein schwacher Trost, sich selbstzufrieden auf den Bauch zu klopfen und dabei zu sagen: ‚Du bist doch ein famoser Kerl; immer ehrlich und anständig geblieben, hast deine Hände lieber in die eigenen leeren Hosentaschen gesteckt als in den vollen Sack des Nachbars!‘ Ja, es mag Naturen geben, denen ein solcher Monolog Befriedigung gewährt. Aber wenn man hungert, lieber Herr, wenn man hungert! Glauben Sie, daß es dann genügt, sich mit Trostsprüchen zu mästen, die wohlfeil sind wie Brombeeren? — Es mag das auch noch angehen, wenn man tief einschneidende, zermalmende Schläge des Schicksals empfangen hat. — Aber herumgestoßen werden, immer nur Fußtritte oder Nasenstüber erhalten, stets die Peitsche eines tückischen Zufalls auf dem Rücken fühlen — das ermüdet! Mit kleinlichen Widerwärtigkeiten kämpfen, durch alberne Enttäuschungen niedergedrückt und lächerliches Mißgeschick wieder aufgeschreckt werden —

sehen Sie, dann wird man verdrießlich, und es überkommt einen der Ekel über die Jämmerlichkeit des Lebens. — Vieles kann der Mensch überwinden: Schmerz, Furcht, Gram, Verzweiflung; aber gegen die Einwirkung des Ekels sind wir machtlos. — Können Sie eine Kröte anfassen, sich eine Kreuzspinne über die Nase laufen lassen oder eine widerliche Flüssigkeit trinken? — Nun, mir ist ein solches Gebräu vorgesetzt und, wenn auch Andere vielleicht noch begierig an dem Rand des Lebensbechers schmatzen, so werden Sie es doch begreifen, daß mich mitunter die Lust anwandelt, die schaale Neige wegzuschütten und das Gefäß gegen die Wand zu schleudern. — Das Stück ist zu dumm! Ich mag den letzten Act nicht mehr sehen. Let us sleep! Wie Hamlet bin auch ich müde und gehe nach Hause."

„Nein, nein!" sagte ich schnell und ergriff seine Hand. „Sie müssen noch bleiben und ausharren! Vielleicht ist der letzte Act gerade der beste. Sie dürfen nicht fort, bedenken Sie die Lage Ihrer armen Frau — Sie haben doch jedenfalls Verpflichtungen — —"

Ich hatte das peinliche Gefühl, etwas sagen zu müssen, und doch war es schwer, das rechte Wort zu finden. Ich sprach allgemein von der Möglichkeit besserer Aussichten, von dem Vortheil seiner Bildung und guten Erziehung. Hier unterbrach er mich.

„Gute Erziehung, sagen Sie! Das ist es ja eben! Die meinige war gründlich verfehlt. — Ein einseitiger, oberflächlicher Drill im Cadettenhause; alles nur für den einen Beruf berechnet und zugespitzt. — Nichts gelernt, was ich später hätte brauchen können, als ich den bunten Rock auszog! Mit 17 Jahren, wo einem eigentlich erst das Verständniß für den Werth der Wissenschaft aufdämmert, hinaus in die Welt, halbreif und altklug zugleich, den Beutel leer, aber goldene Litzen am Kragen, das Herz erfüllt von Wünschen und Hoffnungen, den Kopf vollgepfropft mit Prätensionen und Vorurtheilen! — Standesehre, Corpsgeist, Familientradition — Alles schönklingende Namen für eine Assecuranz auf gegenseitige Bewunderung oder Nachsicht! — Aber die Actien gelten nicht auf dem großen Markt des Lebens. Sie lauten auf den Inhaber und werden nicht tracirt an der Börse, wo man mit Leistungen und Interessen handelt!"

„Sie irren!" bemerkte ich etwas ernster. „Alle diese Dinge haben ihren Werth noch heute und überall, wo es nicht den Umsatz rein materieller Güter gilt. Nur darf der Indossant sie nicht am Terminstage verfallen lassen. — Unser Offiziercorps hat die Wechsel pünktlich eingelöst auf den Schlachtfeldern in Böhmen und Frankreich. Gerade in dem, was Sie für überflüssig halten, liegt die Stärke unserer Armee. Strenge Pflichterfüllung, treue Hingebung für ideale Ziele, die Mißachtung materieller Vortheile hat uns zu den Siegen verholfen, und allein in der Pflege dieser Gesinnung liegt eine Bürgschaft für die Zukunft. — Doch ich will darüber mit Ihnen nicht discutiren, ich begreife ja, daß Sie bitter und hart urtheilen müssen.

Nur seien Sie auch gerecht! — Uebrigens bemerkten Sie ja vorhin, daß es Ihnen eine Zeit lang wieder viel besser ergangen sei."

„Ja, allerdings! Damals war ich einer gesicherten Existenz nahe, ganz nahe. Da kam wieder so ein Krach, — aber das ist ja Lyrik! Am Ende würde ich noch sentimental. Meine Historie verträgt nur die derben Farben der Selbstironie; sonst wird sie fad und geschmacklos. Nichts ist widerwärtiger als — ein weinender Clown! Indessen — Sie sagten, ich sei ungerecht. — Da will ich Ihnen denn doch noch etwas erzählen, was meine Stimmung vielleicht besser erklärt.

Ich hatte mich, wie gesagt, in der Schweiz etablirt, in Vevey, und gab Unterricht in verschiedenen Privathäusern, unter andern auch in einer Villa, die oberhalb der Stadt in der Nähe vom Schloß Hauteville lag. Eines Tages, — es war ein heißer Augustnachmittag, die Sonne brannte auf den nach Süden gelegenen Berghängen, — kroch ich den staubigen Weg zwischen den Weingärten empor. Rechts und links von der Straße liegen hin und wieder freundliche Landhäuser zwischen wohlgepflegten Gärten. Aus einem derselben ertönten fröhliche Kinderstimmen. Ich ging müde und gelangweilt an den von der Sonne durchglühten heißen Mauern hin. Plötzlich fühlte ich mich am Kopfe getroffen. Ein lederner Ball, so wie ihn die Engländer zum Lawn-Tennis-Spiel gebrauchen, war über die Mauer geflogen und rollte nun in den Staub der Landstraße. Ein helles, mehrstimmiges Lachen erklang aus dem Garten.

‚Oh wie ungeschickt, Lucie, wie ungeschickt — was haben Sie gemacht! Nun ist er fort.‘

Gleich darauf erschienen die rosigen, erhitzten, von langen blonden Haaren umwallten Gesichter einiger kleinen Mädchen über der Mauer, fuhren aber erschrocken zurück, als sie den fremden Mann dicht vor sich erblickten. Es folgte leises Kichern und Geflüster, dann öffnete sich eine Thür und eine junge Dame trat heraus, wohl ohne Zweifel die ungeschickte Miß Lucie. Ich hatte den Ball aufgehoben und überreichte ihn ihr mit höflichem Gruß. — Glauben Sie an sympathetische Einwirkungen, — an jenes unerklärliche Gefühl, das uns blitzartig bei einer ersten Begegnung mit irgend einer Person befällt, dies plötzliche Gefühl der Zuneigung oder des Widerwillens? Sie glauben wahrscheinlich nicht daran; — es ist auch Unsinn — man redet sich das später ein. Es kommt auch nur in Romanen vor, wo der Autor einen Knalleffect braucht, oder in den Wagner'schen Opern. Sie wissen ja: der gewisse lange Blick — Senta und der Holländer. — Nun, man mag darüber denken wie man will, aber merkwürdig war es doch, daß mich beim ersten Anblick dieses jungen Mädchens der Gedanke durchzuckte: ‚Die wird in meinem wüsten, zerfahrenen Leben eine Rolle spielen.‘ Unsere Blicke begegneten sich, ihre Augen waren eigentlich nicht schön, hatten aber einen so merkwürdigen, fragenden oder träumerischen Ausdruck. Sehen Sie, noch jetzt — und es sind doch bald acht Jahre her — wenn ich die Augen

schließe und meine Gedanken zurückwandern lasse, sehe ich die Erscheinung ganz deutlich vor mir: die schlanke, feine, schmächtige Gestalt in dem offenen Thürbogen, den Sommerhut auf dem dunklen, vollen Haar, dazu den halb sinnenden, halb verlegenen Ausdruck der großen grauen Augen. Sie waren ganz hell, mit einem schwarzen Rand — das war eigentlich das Merkwürdigste an dem Gesicht — mein Gott! wie hat es sich seitdem verändert."

Er strich sich mit der Hand über's Gesicht. „Nun also," fuhr er fort, „ja, wie war es doch gleich, richtig: wir standen uns gegenüber und starrten uns an. Dann fiel ihr Blick auf die eingedrückte, staubige Stelle an meinem Hut, wo ihn der Ball getroffen, und ein muthwilliges Lächeln zuckte um ihren Mund. Sie nickte leicht mit dem Kopf, sagte ein leises ‚Ich danke!' und weg war sie; die Thür fiel in's Schloß, man hörte wieder das unterdrückte Kichern der Kinder und ich ging meiner Wege.

Es war nichts Besonderes an dieser Begegnung — so etwas kommt alle Tage vor; aber für mich ward es ein Ereigniß, und zwar ein bedeutsames. Ich hatte manches Abenteuer gehabt in meinem unsteten Leben, mit vielen und vielerlei Frauen verkehrt — nun, Sie können sich ja denken, von welcher Gattung die meisten waren. Ekel, Ueberdruß und Enttäuschungen hatten mich schließlich dem weiblichen Umgang ganz entfremdet. Und nun mußte ich mich plötzlich in eine kleine Gouvernante verlieben, die nicht einmal hübsch war; und nicht blos verlieben, denn das war mir ja oft passirt. Nein, ein ganz neues, seltsames Gefühl überkam mich. Ich will mich aber nicht auf psychologische Analysen weiter einlassen. Kurz, nach einigen Wochen war ich plötzlich ein anderer Mensch. Die Bekanntschaft mit Fräulein Lucie hatte sich auch dort fortgesponnen, wo sie angeknüpft war. Sie wohnte in Vevey bei einer alten, halb stumpfsinnigen Verwandten, welche sie durch Stundengeben ernährte. Auf dem Weg nach der Villa des Engländers, wo sie Unterricht gab und oft halbe Tage verweilte, trafen wir später mehrmals zusammen. Nun, die Sache machte sich ganz, wie das in solchen Fällen zu gehen pflegt. Sie war arm, ich auch; sie mußte sich plagen, mir ging's nicht besser. Da waren schon viele Berührungspunkte. Eine eigentliche Aussprache fand nicht statt. Sie war sehr scheu und zurückhaltend. Das imponirte mir, ich war verlegen wie ein Fähnrich. Ob sie meine Gefühle erwiderte, konnte ich gar nicht recht feststellen, und doch baute ich schon einen Lebensplan darauf. Auch sie ging darauf ein, nahm Theil an meinen Ansichten und Projecten. Wir konnten uns nur selten sehen. Sie erlaubte mir nicht, sie zu besuchen; des Geredes wegen, sagte sie. Verlobt waren wir ja auch nicht, aber doch hielt ich mich für gebunden und alle meine Gedanken drehten sich nur um die eine Frage, wie ich mir eine sichere Existenz gründen und die kleine Lucie heimführen könnte. Es waren wieder die alten bürgerlichen Hausvaterideen und diesmal schien ein glücklicher Zufall sie in der That der Ausführung näher zu bringen. Im Kloster Lüne starb eine alte Tante von mir, die dort als Stiftsdame gelebt. Ich hatte sie längst vergessen. Sie aber hatte

meiner gedacht und mir ein Legat von 5000 Thalern ausgesetzt. Das war ein Vermögen für meine damaligen Verhältnisse; die Nachricht kam mir ganz unerwartet und auf weiten Umwegen. Denn es hatte lange gedauert, bis die heimischen Behörden meinen Aufenthaltsort ermittelten. Ich nannte mich in der Schweiz natürlich auch nur Meunier. Mein Plan war, ein kleines Haus zu miethen, zu möbliren und eine Pension einzurichten. Das ist am Genfer See das vortheilhafteste Geschäft. Daneben konnten wir Beide noch Privatunterricht geben. Ich träumte von einer behaglichen Häuslichkeit und ruhigen friedlichen Tagen — kurz, ich schwamm in einem Meer schöner Hoffnungen. Um die kleine Erbschaft zu erheben, mußte ich nach Hannover, denn ich besaß nicht die nöthigen Papiere, um meine Ansprüche zu legitimiren. Meiner Lucie sagte ich, es seien Familienangelegenheiten, die meine Reise nothwendig machten. Erst wenn Alles geregelt und ich mit dem Geld in der Tasche zurückgekehrt war, wollte ich um diese kleine Hand bitten. Noch wagte ich nicht, dieses zarte Geschöpf, für das ich eine so tiefe Neigung empfand, an meine unsichere Existenz zu ketten, und ihres Jaworts glaubte ich sicher zu sein. Wenige Tage vor meiner Abreise saß ich in einem Kaffeehause und las in einer Zeitung — da legt sich plötzlich eine Hand auf meinen Arm, ich blicke auf, wer steht von mir, mein Pole. Na, die Freude war groß. Von meiner Seite ganz ungeheuchelt. Wir hatten uns in Paris als die besten Freunde getrennt. Er war mit einer älteren Russin auf Reisen gegangen; unter welcher Form diese Reisebegleitung stattfand, war nicht ganz klar. Aber wer fragte damals in dem Kreise, in dem ich lebte, nach solchen Kleinigkeiten. Es sei eine russische Nihilistin, hieß es, sie reise in geheimer politischer Mission — jedenfalls war sie sehr reich. So war mir Freund Lipanski aus den Augen gekommen. Wir hatten uns natürlich viel zu erzählen. Er war sehr gesprächig, geistreich und witzig wie früher, aber nicht mehr so elegant in seiner äußeren Erscheinung. Es schien ihm gegenwärtig nicht brillant zu gehen, obwohl er nichts davon merken ließ. Er sagte, er sei bei der Redaction eines in Genf erscheinenden nihilistischen Blattes betheiligt, reise viel in Angelegenheiten des polnischen Revolutionscomités; er renommirte mit seinen vornehmen Verbindungen; augenblicklich erhole er sich in Vevey von den Anstrengungen seiner aufreibenden politischen Wirksamkeit. Er wohnte natürlich im Hotel „Monet“ und verkehrte in einem Kreis vornehmer Freunde. Er fragte auch sehr theilnehmend nach meinen Verhältnissen, bot mir seine Hülfe, seinen Rath an, wollte mich der Fürstin X, dem Graf N. vorstellen, — nun, ich setzte ihnen offen meine Lage auseinander, sprach von meinen Aussichten und Hoffnungen, von der Erbschaft, ja sogar, als wir eine Flasche Wein getrunken und Arm im Arm nach Hause wanderten, von der kleinen Lucie und meinen Heirathsplänen. Er ging so freundlich auf alles das ein, lobte meine soliden Grundsätze, beneidete mich um die Aussichten einer friedlichen Häuslichkeit, welche ihm, dem Vaterlandslosen und für die Befreiung seines Volkes

Kämpfenden, für lange, wenn nicht für immer verschlossen seien — kurz, in den wenigen Tagen, die mir noch bis zur Abreise blieben, war das alte Freundschaftsband wieder fest geknüpft. Er besuchte mich täglich und ich stellte ihn auch meiner jungen Freundin vor. Er war gegen diese sehr höflich und zuvorkommend und ich bat ihn, mir gelegentlich über Lucie Nachrichten zu geben; ihr selbst zu schreiben, wagte ich nicht, denn unser Verkehr war noch immer ein äußerlich förmlicher geblieben, auch hatte Luciens Benehmen eine größere Vertraulichkeit nicht zugelassen, und ich war, wie gesagt, diesem Mädchen gegenüber von einer fast lächerlichen Befangenheit. Ja, ich war sogar albern genug, meinen Freund zu bitten, das Terrain für meine Brautwerbung noch während meiner Abwesenheit zu präpariren. Er konnte mir diesen Dienst wohl leisten, denn ich hatte ja oft in Paris bei seinen Liebesaffairen den ‚Elephanten' gespielt. Er war auch ganz bereit dazu und versprach es mir noch beim Abschied mit einem warmen Händedruck. Ich hatte meinen Aufenthalt in der Heimat auf vierzehn Tage berechnet; aber die Erbschaftsangelegenheit erledigte sich nicht so schnell, wie ich gehofft. Es waren da Papiere zu beschaffen, Einsprüche entfernter Verwandten zu beseitigen, ein etwas unklares Codicill der alten Tante hob die früheren Bestimmungen theilweise auf. Einen Anwalt wollte ich nicht nehmen, der hohen Gebühren wegen; schließlich mußte ich doch dazu schreiten — das alles kostete Zeit, Geld, Mühe und ward mir zur Quelle zahlreicher Verdrießlichkeiten. Zum Glück waren die Briefe meines Freundes D. erfreulich und beruhigend. Aber je länger sich die Regelung der Hinterlassenschaft hinauszog, desto nervöser wurde ich.

Endlich nach qualvollen sechs Wochen kam eine Art Vergleich zu Stande. Tausend Thaler der kleinen Erbschaft freilich hatte ich eingebüßt, aber mit dem Rest konnte ich die Rückreise antreten. Verstimmt über den Verlust, gereizt und halb krank bestieg ich den Zug. Es war schon Winter geworden. Natürlich fuhr ich der Ersparniß wegen in der dritten Klasse und mit Personenzügen. Ich brauchte drei Tage und drei Nächte für die Fahrt. Unterwegs hatte ich mich erkältet und von heftigem Fieber geschüttelt, langte ich endlich erschöpft in Vevey an. Mein erster Weg war in's Hotel ‚Monet'. Der Pole war ausgegangen, ich hinterließ ihm die Adresse des kleinen Gasthofs, in dem ich abgestiegen war. Daheim wartete ich eine, zwei Stunden; ich fühlte mich krank, zum Tode ermattet, aber die innere Aufregung und Ungeduld ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Die Sehnsucht nach der Geliebten war zu mächtig — wozu auch jetzt noch die kleinen Bedenklichkeiten! Ich sprang auf und eilte nach dem Hause, das sie bewohnte und das ich bisher nie betreten. Es war eine Miethswohnung im dritten Stockwerk. Oft hatte ich Abends von der Straße zu den matterleuchteten Fenstern hinaufgeblickt. Jetzt war es heller Tag, ein klarer kalter Decembermorgen. Als ich die schmale, steile Treppe hinaufklomm, mußte ich stehen bleiben und mich am Geländer halten. Eine Art Schwindel befiel mich. War es das

Pochen meines aufgeregten Herzens oder körperliche Schwäche — aber nur vorwärts! jetzt durfte ich nicht krank sein. Ich schleppte mich weiter. Oben wohnten verschiedene Parteien, endlich fand ich die richtige Thür. Nach mehrmaligem Klingeln — die zwei Minuten, die ich wartete, dünkten mich eine Ewigkeit — wurde geöffnet. Eine alte Frau mit blödem Gesichtsausdruck erschien in der Thür. Ich fragte nach Fräulein Lucie. Sie war nicht zu Hause; wann sie wiederkäme? sie wäre verreist. — Verreist? wohin? seit wann? — Seit vierzehn Tagen. — Aber mein Gott, das war ja nicht möglich, der letzte Brief meines Freundes, der kaum acht Tage alt war, hatte ja nichts davon erwähnt, und warum verreist? mit der englischen Familie etwa? die Alte wußte nichts davon; sie war halb blödsinnig. Ihre ungereimten Antworten brachten mich zur Verzweiflung: je stürmischer ich fragte, desto verwirrter wurde sie. Aber was soll denn das heißen? Ein Gedanke durchzuckte mich, ein entsetzlicher Argwohn. Sie war vielleicht da im Zimmer und hörte, was wir auf dem Corridor sprachen. Es war alles so verabredet, sie ließ mich abweisen, wollte mich nicht wiedersehen; gewiß, man hatte mich verleumdet, — irgend ein albernes Mißverständniß. Ich schob die Alte bei Seite und eilte in's Zimmer. Es war leer. Ich öffnete sogar die Thür der Kammer. Auch hier Niemand. Ich sah mich im Zimmer um — lag denn hier nichts von Luciens Sachen? — Nein, wahrhaftig; nichts! Einfaches Mobiliar, ärmlicher Hausrath. Die alte Frau ließ mich ruhig gewähren. Sie hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und zwinkerte mich mit ihren blöden Augen an. Hier konnte ich nichts erfahren, das war klar. — Aber um's Himmels willen, wo war sie? Was war denn geschehen? Ich raste aus dem Zimmer. Alle Schwäche war überwunden. Ich rannte nach dem Hotel ‚Monet'. Der Pole war wieder nicht da. Er war zurückgekehrt, hatte meine Karte gefunden und war wieder ausgegangen, — wahrscheinlich zu mir. Ich eilte in den Gasthof. Richtig, als ich eintrat, sah ich ihn am Fenster sitzen und eine Cigarrette rauchen. Ich wollte auf ihn zuspringen, ihn an der Gurgel packen — aber da stand ich wie gelähmt.

„Wo, wo ist Lucie?" brachte ich mühsam hervor.

Ich sah noch, wie er ruhig aufstand, den Stumpf der Cigarrette zum offenen Fenster hinauswarf — dann begann sich Alles zu drehen, zahllose Feuerkugeln platzten vor meinen Augen und ich rollte auf den Fußboden hin.

Dramatisch, nicht wahr? Die Schlußscene des vierten Acts ganz effectvoll. — Haha! wenn nur der fünfte nicht so verdammt langweilig wäre. Ja, wenn ich den polnischen Hallunken aus dem Fenster geworfen, meine Exgeliebte im Genfer See ertränkt und mir selbst mit dem Rasirmesser die Adern geöffnet hätte, dann wäre das Melodram fertig. Aber in Wirklichkeit geht's ja immer viel prosaischer zu: anstatt Gift und Dolch — Krankensuppe und Medicin. Mein Gott, die ganze Geschichte hat von da an ja überhaupt nur noch ein pathologisches Interesse. Sie können sich ja das Ende denken."

„Doch nicht ganz," erwiderte ich. „Sie wurden krank, bekamen wahrscheinlich ein Nervenfieber. — Aber später, als Sie sich erholten — —"

„Nun, mit der Convalescenz ging es verflucht langsam. Nach ein paar Tagen kam ich zu mir; ich lag im großen Saal des städtischen Krankenhauses. Allmählich kehrte die Erinnerung zurück. Ich besann mich auf die letzten Ereignisse. Der Krankenwärter konnte mir nicht viel sagen. Später kam der Director. Von ihm erfuhr ich, daß der Wirth des Gasthofes mich hatte fortschaffen lassen. Ein Typhuskranker vermehrt die Annehmlichkeiten eines Hotels bekanntlich nicht. Wo war denn mein Koffer? Ich hatte ihn ja noch gar nicht ausgepackt. ‚Auf der Polizei abgegeben.' — Und meine Brieftasche? — ‚Was für eine Brieftasche?' hieß es.

„Nun die, welche in der Brusttasche meines Rocks gesteckt hat. Ich hatte sie ja nicht von mir gelassen. Enthielt sie doch mein ganzes Vermögen. Die zwölf Tausendmarkscheine, die mir das Gericht in Lüneburg ausgezahlt hatte. Mein Gott, die Brieftasche! rief ich immer, sie muß ja da sein.

„Niemand wußte etwas davon. In den Kleidungsstücken, welche im Bureau des Krankenhauses genau durchsucht waren, hatte man sie nicht gefunden. Uhr und Portemonnaie waren da, auch sonstige Kleinigkeiten. — Aber die Brieftasche! Ich wußte doch bestimmt, daß ich sie bei mir gehabt, als ich in den Gasthof zurückgekehrt war. Wer hatte denn zuletzt — — Herr Gott, der Pole! Wo war er, warum kam er nicht zu mir? Ich gerieth in die äußerste Aufregung. Man schickte auf meinen Wunsch in's Hotel ‚Monet'. Der Pole war fort, am Abend nach meiner Erkrankung abgereist, Niemand wußte wohin. Eine Adresse hatte er nicht hinterlassen. Ein schauerlicher Gedanke überfiel mich, eine entsetzliche Ahnung: Er und Lucie — nein, das war doch nicht möglich. — Und dennoch. Na, Sie können sich denken, daß das Phantasiren nun erst recht losging."

„Sie blieben wohl lange im Krankenhause?"

„Ja, ein paar Monate, genau weiß ich es selbst nicht mehr. Als ich endlich entlassen wurde, war es für Nachforschungen natürlich zu spät. Wie sollte ich armer Teufel ohne Geld, ohne Verbindungen einen gewandten Schwindler ausfindig machen, der entweder längst flüchtig geworden war oder in irgend einem kleinen schweizerischen Nest unter falschem Namen lebte. Mit den Behörden mochte ich selbst nicht viel zu thun haben."

„Machten Sie denn gar keine Versuche, den Aufenthaltsort des Flüchtlings zu ermitteln?"

„Ja, aber es war vergebens. Ich durchstreifte die Villenstädte des Seeufers. Nirgends eine Spur, ich habe nie etwas wieder von ihm gehört."

„Und jenes junge Mädchen; sie war doch nicht etwa auch — —"

Er lachte. „Ja, ja, sie war! — Allerdings war sie. — Wenn ich auch mildernde Umstände: die Unwissenheit, Arglosigkeit und gänzlichen Mangel an Menschenkenntniß gelten lassen will — mein Gott! Die armen

Dinger sind ja meist schlimm daran, in solchen Fällen — freilich, albern genug war es doch, dem mit Pariser Firniß übertünchten Slaven in's Netz zu laufen."

„Aber wie war denn das möglich? Hatten Sie sich wirklich so in dem Mädchen getäuscht?"

„Das eigentlich nicht. Es war eben ein Bubenstück. Der Hallunke hatte ihr eingeredet, ich würde nicht wiederkommen, sei in der Heimat gefesselt. Er las das aus gefälschten Briefen vor, die er von mir erhalten haben wollte. Sie war einfältig genug, das Alles zu glauben — freilich hatte ich mich ja auch vorher nicht deutlich genug gegen sie ausgesprochen. Nun trat mein ehrlicher Freund natürlich als Ersatzmann ein, spielte den Schutzgeist, brachte sie nach Evian in eine hochachtbare Familie, wie er sagte. Na, es war eine nette Gesellschaft, in die sie gerieth. Verrath, Lüge, Ueberredung — nun das ganze Arsenal des Teufels, wenn er eine Seele verderben will. Es ist die alte Geschichte! — Es sind schon Stärkere dabei unterlegen."

„Und haben Sie sie wiedergesehen?"

„Wiedergesehen?" fragte er und sah mir erstaunt in's Gesicht. „Ja, jo — ich vergaß —". Er stand auf, trat vor mich hin und während er die erhobene Rechte ausstreckte, um zu prüfen, ob noch Regentropfen fielen, sagte er, mir halb den Rücken zuwendend:

„Seit acht Jahren leben wir zusammen. Warum soll ich es schließlich Ihnen nicht sagen, da Sie es ja doch errathen würden. Sie war mir vom Schicksal bestimmt. Das fühlte ich ganz deutlich an jenem Abend, als ich sie in Genf wiedertraf. Es war schon spät; ich kam aus einer Gesellschaft im Hotel des Bergues. Damals hatte ich noch sehr anständige Bekanntschaften. Wie ich über die place Rousseau komme, stehen da eine Menge Menschen um ein dürftig gekleidetes Frauenzimmer herum, die ohnmächtig auf dem Pflaster lag. Das Gaslicht fiel auf ihr Gesicht. Ich stieß die Leute bei Seite, rief nach einem Wagen; wir hoben sie auf und brachten sie nach meiner Wohnung. — Seitdem haben wir uns nicht mehr getrennt."

Er hatte die letzten Sätze mit leiser Stimme vor sich hin gesprochen, den Blick in die Ferne gerichtet. Ich stand auf und drückte ihm die Hand. Wir schwiegen. Es hatte zu regnen aufgehört; das Gewitter zog grollend ab; hin und wieder brach ein Sonnenstrahl durch's Gewölk. Wir setzten unsern Weg am Ufer fort. Mein Begleiter wollte nach der Stadt zurückkehren; ich gedachte den Doctor noch am untern Ufer des Sees zu treffen.

Ein kräftiger Geruch von nassem Erdreich stieg aus dem Boden auf; durch die Landschaft strich es wie ein frischer Athem. Rothäugige Bleßhühner zogen aus dem Röhricht auf den See hinaus, schüttelten das Wasser von ihren Flügeln und lockten mit klagendem Ton ihre Jungen. Der Rohr-

sperling begann wieder sein scheltendes Geschrei. Pluto suchte emsig mit neu erwachter Jagdlust in den Büschen.

„Sie wissen nun," begann mein Gefährte nach einiger Zeit, „warum es mir schwer, ja unmöglich sein wird, eine sichere Anstellung zu finden. Ich schleppe meine Vergangenheit mit mir herum, wie der Galeerensclave seine Kugel. So etwas löscht sich nicht aus. Die schönsten Zeugnisse und Empfehlungen würden nichts helfen. Glauben Sie wirklich, die Behörde oder die Privatperson, bei der Sie sich für mich verwenden wollen, würde nicht Anstoß nehmen an dem ehemaligen Offizier, der Journalist, Croupier und Tanzmeister wurde? Nein, so edel sind die Menschen nicht! In großen Städten und in gewissen Berufszweigen, in der journalistischen Welt, unter Künstlern und Schriftstellern, im Auslande zumal, in jener kosmopolitischen, vornehmen Bohême, der ich auch einst angehörte, da ist man freilich weniger scrupulös. Die Leistung genügt, mitunter auch nur der Schein. Immerhin wird man für das gehalten, was man zu sein vorgiebt oder auch ist. Nach der Provenienz der Waare fragen die Wenigsten. Die Qualität ist das Entscheidende. Aber hier bei uns in Deutschland, in der Provinz, im bureaukratischen oder bürgerlichen Kleinleben, da will man immer wissen: wieso, woher und warum? Und wenn sich dann Lücken im Vorleben finden oder Abweichungen von dem einmal überlieferten Herkommen, wenn der Herr Lieutenant eine Subalternstelle annimmt oder der arme Edelmann ein Gewerbe ergreift, das nicht für standesgemäß gilt, dann heißt es gleich: ‚Aha, da muß wohl etwas vorgekommen sein,' und man zieht sich vorsichtig von dem unsicheren Cantonisten zurück."

Ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „wenn Sie auf irgend einem Ladenschild, auf dem sich die unauffällige Bezeichnung Müller oder Schmidt findet, — wenn Sie da lesen würden: von Pahlen, von Strichow oder sonst irgend einen bekannten Namen unseres norddeutschen Adels, — Sie würden auch stehen bleiben und sich verwundert fragen: ‚Mein Gott, wie ist denn der Mann in diese Lage gekommen?' Und doch ist dieser Herr Schmidt vielleicht ein grundehrlicher Kerl. Sein Geschäft geht gut. Er ernährt eine zahlreiche Familie und kann seine Jungens, wenn er Lust hat, einmal studiren lassen. Mancher von uns könnte auf diese Weise auch sein gutes Auskommen haben, aber sein Name, seine Herkunft und der ganze Ballast von Standesvorurtheilen, den er als überflüssiges Gepäck durch das Leben mit sich schleppt, bilden ebensoviele unübersteigliche Schranken. Auch ich habe mir lange den Kopf daran eingerannt, bis ich endlich den ganzen Plunder über Bord warf und frei zu sein glaubte.

„Schöne Freiheit das! Neulich habe ich gar, um den Wirth nur bei guter Laune zu erhalten, bei einem Kränzchen der ehrsamen Grambower Honoratioren zum Tanz spielen müssen. In den Zwischenpausen der Quadrille konnte ich dann durch den dünnen Bretterfußboden meine Frau in

der Kammer unter mir husten hören. Ja, ja, ich kann auch singen, wie es in dem Levassor'schen Couplet heißt:

Je suis choriste,
Quel pauvre métier!
Joyeux ou triste
Faut toujours chanter."

Er sang die Melodie mit halber Stimme. Die alte Bitterkeit war wieder über ihn gekommen. Ich versuchte die Unterhaltung auf andere Gegenstände zu lenken. Aber er kehrte eigensinnig immer zu seinen selbstquälerischen Betrachtungen zurück.

In der Nähe fielen rasch auf einander zwei Schüsse; wir hörten die Stimme des Doctors, der seinen Hund rief. Mein Begleiter schien dem Arzt nicht gern begegnen zu wollen. Er verabschiedete sich rasch und schritt seitwärts über das Feld dem Städtchen zu.

Ich fand meinen Jagdgenossen in schlechtester Laune, weniger des Regens als der gestörten Jagd wegen. Seine Zeit war gemessen. Er mußte zu seinen Kranken zurückkehren. Da wir uns ganz in der Nähe des Pahlen'schen Schloßparkes befanden, so beschloß ich, bei meinen Freunden vorzusprechen und die Verwendung der gutherzigen Gräfin für das Müller'sche Ehepaar nachzusuchen. Als ich dem Arzt dies beim Abschied mittheilte, meinte er:

„Versuchen Sie es immerhin! Nach meinen bisherigen Erfahrungen glaube ich nicht an die Rehabilitirung solcher Subjecte. Dies Volk hängt doch zu sehr am Zigeunerleben. Auch giebt es einen Grad moralischer Entartung, wo der Mensch einfach durch Energielosigkeit zu Grunde geht. Er braucht noch gar kein schlechter Kerl zu sein oder verbrecherische Anlagen zu haben. Er folgt dem Gesetz der eigenen Schwere, die ihn zu Boden zieht."

„Sie sind ein trauriger Pessimist, Doctor."

„Mag sein! Jeder urtheilt nach dem, was er erlebt."

„In jedem Deutschen," wandte ich ein, „steckt ein Stück Philister. Vielleicht gelingt es, auch bei meinem Schützling die biedere Seite des Nationalcharakters wieder zu beleben. Schon der unglücklichen Frau wegen muß es versucht werden."

„Gewiß! Ich will nicht abrathen," erwiderte der alte Herr und zog seinem Hunde die Fangleine durch den Ring des Halsbands. „Ihr Freund Müller ist noch keiner von den Schlimmsten; er ist wenigstens ein unschädlicher Vagabond. Verschaffen Sie ihm nur eine Stelle mit 800 Thalern Gehalt, aber dann schließen Sie auch alle Schänken im Ort und auf zwei Meilen im Umkreis! Wenn's hilft! — denn der Apotheker verkauft ja Weingeist und der Krämer Brennspiritus. — Ja, ja, Sie lächeln ungläubig Verlassen Sie sich auf einen alten Practikus! Ich habe schon Manchen von der Sorte im Hospital enden sehen oder — im Landarbeitshaus!"

Damit trennten wir uns. Ich fand meine Freunde auf dem Schloß beim Frühstück in der kühlen, geräumigen Vorhalle. Herr Rospetti war nicht anwesend. Es hieß, er sei zu einem Spaziergang aufgebrochen. Die Gräfin nahm mein Anliegen mit dem Eifer und der Herzlichkeit auf, welche man stets von ihr erwarten konnte, wenn es sich um ein gutes Werk handelte. Der Hausherr zeigte sich weniger entgegenkommend. Er schien die Ansichten des Arztes zu theilen. Seine Gemahlin hatte aber sogleich einen Vorschlag in Bereitschaft. Sie hatte in Dorf Pahlen unter Beihülfe des Pastors einen Kindergarten gegründet, wo die kleinen Kinder der Tagelöhner, während ihre Eltern bei der Arbeit waren, in den Vor- und Nachmittagstunden beschäftigt und beaufsichtigt werden sollten. Das Local war schon fertiggestellt, das Aufsichtspersonal aber nicht vollzählig. Die kränkliche Frau des Tanzmeisters konnte hier eine leichte, dankbare Aufgabe und geeignete Thätigkeit finden. Sie könne ihren Platz schon in den nächsten Tagen antreten. Der Mann solle einstweilen in Grambow bleiben. Für die nächsten Monate war also für die Familie gesorgt. Ich brach bald wieder auf und gedachte die gute Nachricht noch heute nach dem „Erbgroßherzog" zu bringen. Als ich bei Verlassen des Hofes in die Chaussee einbog, stieß ich auf Herrn Rospetti, der sich im Schatten einer Kornmiete gelagert hatte und eine Zeitung las. Er that außerordentlich erfreut über die Begegnung und bat, sich mir anschließen zu dürfen. Meine Bemerkung, daß ich in Grambow zu thun habe und die Chaussee dorthin wenig Schatten biete, schreckte ihn nicht ab. Es sei ihm ganz recht, das Städtchen zu besuchen; er könne dann gleich auf dem Telegraphenamt eine Depesche abgeben. Die Hitze sei ihm nicht unbequem, er sei in Rom an eine ganz andere Temperatur gewöhnt.

Natürlich begann er gleich wieder zu politisiren. Sein Redestrom ergoß sich breit und behaglich über das ganze Gebiet der herrschenden Zeit- und Streitfragen. Dieser Mann schien omni re scibili, quibusdam aliis bewandert. Aber es schien auch nur so. Denn die Phrase dominirte; die Schlagworte der Parteien, der verbrauchte Jargon der Tagespresse, wenngleich geschickt verwendet und mit diplomatischem Klatsch und witzigen Anekdoten gewürzt, vermochte dennoch über den Dilettantismus des Redenden nicht zu täuschen. In raschem Fluge, wie auf Doctor Fausts Zaubermantel, entführte er mich zu den höchsten Regionen der europäischen Politik. Dort schien er vollkommen zu Hause; er hatte freien Zutritt zu den Cabinetten der Minister und den Vorzimmern der Monarchen, trat unangemeldet in die Kanzleien der Diplomatie und die Redactionslocale der großen Weltblätter. Ueberall war er bekannt, überall hatte er Freunde und Verbindungen. Sein Vortrag — denn ich sprach nur wenig — hatte etwas von der geistreichen Oberflächlichkeit und der anmaßenden, prunkhaften Rhetorik eines „Figaro"-Artikels. Vorgestern hatte ich in Herrn Rospetti noch einen politischen Agenten oder selbst religiösen Schwärmer zu

erkennen geglaubt. Die andachtsvolle Sprache, die wehmuthsvolle Resignation, welche über sein Wesen ausgegossen lag, die feine Mischung von Sakristan und Weltmann waren wohl für die ekstatische Sinnesart der Comtesse Lori und das weiche, empfängliche Gemüth der gutherzigen Gräfin berechnet gewesen; heute erschien er mir als ein journalistischer Landsknecht. Für einen Fanatiker war er nicht einseitig genug, für einen Intriguanten zu geschwätzig.

Auch so ein Declassirter — dachte ich bei mir; vielleicht einer von den publicistischen Parasiten, wie sie die Treibhausluft der großen Städte zeitigt; eine jener ausgelöschten Individualitäten, welche Stimme und Feder an den Meistbietenden verkaufen; etwas Mutterwitz, ein oberflächlicher Firniß von Bildung, ein guter Vorrath von Redensarten, sehr viel Unverschämtheit und eine im Feuer socialen Ungemachs erprobte Gewissenlosigkeit, — damit kann man schon vorwärtskommen. Ein häßliches Unkraut auf dem Boden der Publicistik. Nicht giftig gerade, aber schädlich, weil es Alles überwuchert und die besseren Triebe erstickt.

Vor uns lag die sonnige Chaussee gradlinig, heiß und staubig. Nach verfehlter Jagd noch einen politischen Vortrag anhören zu müssen, war hart. Aber ich mußte ausharren. — Endlich war auch der „Erbgroßherzog" erreicht.

Ich schlug meinem Begleiter vor, mit mir einzutreten und eine Erfrischung zu nehmen, was er auch bereitwilligst annahm. Aus dem Gastzimmer schollen lärmende Stimmen. Durch die in der Thür angebrachte Fensterscheibe, vor welcher der kleine, rothwollene Vorhang halb zurückgezogen war, konnte ich den Tanzmeister erkennen, der lebhaft gesticulirend mit einigen Zechgenossen an dem Tische saß. Sein glühendes Gesicht und der gläserne Ausdruck der Augen verrieth, daß der Frühschoppen schon vor längerer Zeit seinen Anfang genommen.

„Können wir uns nicht auf einen andern Platz setzen?" fragte ich den herbeieilenden Kellner.

„O ja" erwiderte er, „wir haben im Garten eine Veranda. Soll ich dort decken?"

Wir fanden den Platz ganz geeignet. Er war kühl und schattig. Ich bestellte ein ländliches Frühstück; der Italiener wünschte eine Limonade. Bald war die Unterhaltung wieder in vollem Gange, d. h. mein Genosse sprach unaufhörlich, während ich meine Aufmerksamkeit mehr dem Frühstück zuwandte. Plötzlich brach er im Satze ab. Ich sah auf; er war leichenblaß geworden und blickte starr an mir vorüber nach dem Hofe hin.

„Was ist Ihnen? Sind Sie unwohl?"

„O nichts, nichts!" stammelte er, sich mühsam fassend. „Die Hitze — ein leichter Schwindel!"

In diesem Augenblick fiel ein Schatten durch den Eingang der Laube. Ich wandte mich um und gewahrte den Tanzmeister. Er schien total be-

trunken, denn er lehnte sich schwankend an einen Pfeiler des Eingangs, während seine Blicke mit unheimlichem Glanze auf meinen Nachbar gerichtet waren.

„Lassen Sie uns gehen!“ sagte dieser und stand auf. „Sehen Sie dort, ein Betrunkener!“

„Oho!“ schrie der Tanzmeister, „wollen Sie schon wieder fort? Bitte, bleiben Sie doch! Ich möchte mit dem Herrn gern ein paar Worte reden. — Nun, wie geht's, altes Haus? Führt Dich der Teufel wieder einmal auf meinen Weg? Giebt's hier ein Gaunerstückchen auszuführen, einen Gimpel zu fangen oder ein Mädchen zu entführen? — Hoho, Sie sind ja diesmal wieder in famoser Gesellschaft!“

„Sind Sie verrückt, Müller?“ rief ich ihm zu.

„Verrückt?“ lachte er. „O, ich war nie so vernünftig. Glauben Sie, daß ich die Satansfratze da nicht mehr erkenne, weil er sich den Bart abgeschnitten hat? — Nun, und mich will er nicht wiedererkennen? — Schuft, Elender!“ preßte er zwischen den Zähnen hervor. Er wankte mit unsicheren Schritten auf unsern Tisch zu, stützte sich mit beiden Armen darauf und reckte sein widerlich verzerrtes Gesicht dem Italiener entgegen, der bleich und wie fassungslos stehen blieb. „Lipanski, alter Freund, feiger Verräther!“ stieß er hervor und spie dem Fremden in's Gesicht.

Ich erwartete, dieser würde den Unglücklichen zu Boden schlagen und ergriff seinen Arm.

„Mäßigen Sie Sich, Herr Rospetti, ich beschwöre Sie! Nur keine Gewaltthat!“

Das Gesicht des Italieners ging in ein häßliches Grün über, seine Lippen bebten, aber er zog sein Taschentuch hervor und wischte sich die Wange ab. „Ein Mißverständniß,“ murmelte er und versuchte zu lächeln, „eine alberne Verwechselung! Am besten ist es, wenn wir die Polizei —“

Müller lachte höhnisch auf.

„Die Polizei! Ja, ruf sie nur! Sie wird sich sehr freuen, die Bekanntschaft des Herrn von Lipanski zu machen! Gilt Dein Steckbrief noch oder bist Du vielleicht begnadigt inzwischen? — Hölle und Teufel, unsere Abrechnung muß erst in's Reine kommen!“

Seine Blicke flogen wildsuchend umher. Mit einem Griff, ehe ich es hindern konnte, hatte er das Tischmesser ergriffen und drang auf den Italiener ein.

„Um's Himmelswillen, schützen Sie mich!“ stöhnte dieser, den Griff des Rasenden an der Kehle fühlend, während seine Hände den mit dem Messer bewehrten Arm des Angreifers umklammerten. Mit einem Satz war ich um den Tisch herumgesprungen, hatte den Wüthenden gepackt und ihm das Messer entwunden, das ich weit fortschleuderte.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ rief ich dem Italiener zu, der auch sogleich nach seinem Hute griff.

„Charles, Charles," um Gotteswillen, was geht hier vor!" ertönte eine Stimme, die Glasthür klirrte, und die junge Frau erschien in dem Eingang der Veranda. Sie wollte auf ihren Mann zueilen, den ich noch immer mit beiden Armen gepackt hielt. Plötzlich aber blieb sie stehen und starrte mit sprachlosem Entsetzen auf den Fremden. Leichenblässe überzog ihr Gesicht.

„Nun, gefällt sie Dir noch, alter Junge?" lachte mit heiserer Stimme der Trunkene. „Lassen Sie mich los, Herr! Was mischen Sie sich in meine Angelegenheiten, — lassen Sie los, sage ich, oder" —

„So gehen Sie doch endlich!" rief ich ungeduldig dem Italiener zu. „Ich kann den Mann hier nicht mehr halten!"

Rospetti that einige Schritte nach dem Eingang zu. Aber er stockte. Er hätte dicht an der jungen Frau vorübergehen müssen. Es war, als ob ihr Blick ihn an die Stelle bannte. Mühsam rang er nach Athem, dicker Schweiß perlte auf seiner Stirn. Wieder setzte er zum Gehen an.

„Pardon, Madame!" flüsterte er fast tonlos und wollte vorüber.

Aber beim ersten Ton dieser Stimme schien auch die Starrheit zu weichen, welche die Frau gefangen hielt. Sie streckte die Arme wie abwehrend vor sich hin, ihre Finger griffen in der Luft herum, ein Schauer überflog ihren Körper, dann plötzlich mit einem leisen Weheruf fuhr sie mit den Händen wieder nach der Brust, ein Blutstrom quoll aus dem Munde, sie warf den Kopf zurück, drehte sich um sich selbst und brach zusammen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später trat der Arzt, den man eilig gerufen, in das Gastzimmer, wo ich den Ausgang der Untersuchung in ängstlicher Spannung erwartete. Der Wirth leistete mir Gesellschaft. Er schien von dem traurigen Zwischenfall sehr bewegt und ging öfters nach dem Glasschrank, wo die Liqueurflaschen standen. Die Wirthin war bei der Kranken beschäftigt. Die häßliche Scene, der ich beigewohnt, war im Vorderhaus unbemerkt geblieben. Der Italiener war verschwunden. Man hatte ihn eiligst den Weg nach Burg Pahlen einschlagen sehen. Daß die kranke Frau des Tanzmeisters einen Blutsturz bekommen hatte, war für die Hausbewohner nicht überraschend gewesen; die Frau kränkelte ja schon so lange.

„Nun, wie steht es?" rief ich dem Doctor entgegen. Er zuckte die Achseln und ging mit ernster Miene im Zimmer auf und ab.

„So geben Sie wenig Hoffnung?"

„Sie wird den Abend nicht erleben."

Wir schwiegen alle drei.

„Und der Mann?" fragte ich nach einer Pause. „Weiß er es? Ist er gefaßt?"

„Er sitzt an ihrem Bett und hält ihre Hand in der seinigen. Er ist ganz still und vernünftig."

Ich kehrte nach Domnitz zurück. Die Frau starb um 6 Uhr Abends. Sie hatte wenig gelitten und fast kein Wort mehr gesprochen. In der Hand hielt sie die Photographie, die auf der Kommode gestanden. Man hat sie ihr mit in's Grab gegeben. —

Am nächsten Morgen begab ich mich nach Burg Pahlen, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit; ich fürchtete peinliche Aufklärungen. Der Graf war nicht zu Hause. Die Gräfin kam mir schon in der Vorhalle entgegen.

„Denken Sie sich, mein Lieber! Welche Unannehmlichkeit! Herr Rospetti hat gestern, als er auf dem Telegraphenamt war, eine eben für ihn eingelaufene Depesche vorgefunden, die seine sofortige Abreise nöthig machte. Wichtige Vorgänge rufen ihn nach Rom. Gustav hat ihn noch am Nachmittag zur Bahn fahren lassen. Und ich hatte mich so auf seinen längern Besuch gefreut! Quel guignon!"

„Ich kann Ihren Schmerz vollkommen begreifen, theuerste Gräfin."

„Welch' ein interessanter Mann! Diese umfassenden Kenntnisse! Solche Naturen sind selten!"

„Gottlob ja!"

„Was sagen Sie!"

„Leider!" verbesserte ich mich schnell. „Jetzt, wo ich Herrn Rospetti näher kenne, trage ich ein unbeschreibliches Verlangen danach, mich noch einmal gründlich mit ihm auszusprechen."

„Nicht wahr, Sie haben ihn schätzen gelernt? Und diese feinen, distinguirten Formen! Man erkennt doch gleich die vornehme Abkunft!"

„Vornehme Abkunft? Wie so?"

„Nun, ich sollte das zwar eigentlich nicht sagen," meinte die Gräfin und spielte mit ihren Ringen, „aber jetzt, da er fort ist und ich Sie als discret kenne — — Rospetti ist nicht sein eigentlicher Name, er führt ihn nur als Journalist. Sie verstehen, ein nom de guerre, für die Presse. Er stammt aus einer sehr vornehmen, polnischen Familie, Laputski oder Lapinski, so etwas Aehnliches. Wer kann diese Namen behalten!"

„Vielleicht Lipanski!" warf ich ein.

„Ja, ja, ich glaube, so war es. Aber ich kann Sie beruhigen, Sie werden unsern Freund wiedersehen. Er kehrt in einigen Monaten nach Deutschland zurück und hat es mir bestimmt versprochen, mich wieder zu besuchen."

„Ich fürchte, Gräfin, Sie werden ihn vergeblich erwarten. Oder sollten Sie ihren Beitrag für die Herausgabe des berühmten „Trombone" noch nicht entrichtet haben?"

„Unverbesserlicher Spötter!" schalt sie und schlug mit dem Fächer nach mir. Doch bewies ihr Erröthen, daß der polnische Italiener die kurze Zeit seiner Anwesenheit schon ausgenutzt hatte.

Ich brauchte also nicht zu besorgen, daß sich der Abenteurer noch einmal auf Burg Pahlen würde sehen lassen und hielt es für überflüssig, das, was ich von ihm wußte, weiter mitzutheilen.

Ob der „Trombone" wohl erschienen ist? — Leider habe ich keine Verbindungen in Italien, die mich darüber aufklären könnten.

— — — — — — — — — — — — — —

Etwa zwei Monate später — ich befand mich längst wieder in Berlin und in voller Amtstätigkeit — erhielt ich einen Brief meines Vetters aus Domnitz. Es handelte sich um eine Büchsflinte, deren Bestellung ich übernommen und die er nach besonderen Angaben construirt sehen wollte. Nach einer langen, ausführlichen Beschreibung der technischen Erfordernisse dieser Waffe hieß es am Schlusse des Briefes: „Ich habe in den letzten Tagen viel Scherereien von einem unangenehmen Vorfall gehabt. Du erinnerst Dich wohl noch des Tanzmeisters Müller, für dessen Frau sich die Gräfin Pahlen interessirte und der Dir einmal den Rehbock suchen half? Denke Dir, der Kerl ist vor einigen Tagen von meinen Holzarbeitern in einem Torfstich ertrunken aufgefunden; er mußte schon ein paar Tage drin gelegen haben. Ob hier ein Selbstmord oder ein Unglücksfall vorliegt, ist schwer festzustellen. Der Mensch war notorisch ein Säufer und seit dem Tode seiner Frau keinen Tag mehr nüchtern. Da nun die Leiche auf meinem Revier gefunden wurde, hatte ich Autopsie, Beerdigung und alles Uebrige zu veranlassen und schließlich noch Streit mit dem Magistrat von Grambow, der die Kosten nicht übernehmen wollte. Man hat nichts als Aerger von diesen Vagabonden! — Im Boxiner Winkel wechselt jetzt viel Damwild aus dem Grambower Stadtforst herüber. Mein Jäger hat gestern einen Spießer geschossen."

Zur Aussöhnung mit dem Darwinismus.

Von

Rudolf Seydel.

— Leipzig. —

Es sind nicht zwanzig Jahre, daß mir ein Engländer, der bei uns studirte, seine Verwunderung über den Ernst aussprach, mit welchem in Deutschland die Darwinische Lehre über die Entstehung der Arten als Gegenstand einer gelehrten Controverse behandelt werde: in England spotte man meist darüber und benutze die Consequenzen zu scherzhafter Erfindung lächerlicher Combinationen; und es sind nicht fünfundzwanzig Jahre, daß ein Darwinist unter deutschen Naturforschern noch eine Sonderlingsrolle spielte und schweren Stand in der Vertheidigung seiner wissenschaftlichen Würde hatte. Gegenwärtig dürfen wir das Allgemeine darwinistischer Grundanschauungen als ein in die herrschende Gedankenwelt eindringendes Motiv bezeichnen, das sogar volksthümlich zu werden beginnt, jedenfalls die wissenschaftliche Forschung in weit um sich greifenden Wellenschlägen und in ihren verschiedensten Gebieten maßgebend bewegt. Verbesserungen im Einzelnen, Vermittelungsvorschläge, Verknüpfungen mit dem Gottes- und Geistesglauben einer idealistischen Ueberzeugung, konnten dann nicht ausbleiben, und vielfach haben darwinistisch gesinnte Naturforscher von Fach selbst die Hand geboten und Wege gezeigt zu einer Aussöhnung, Verschmelzung, compromißartigen Zusammenarbeitung theologisch-philosophischer und darwinistisch-naturwissenschaftlicher Ergebnisse. Das Folgende will in seiner Weise dem gleichen Ziele dienen.

Was ist denn Darwinismus? Der naturwissenschaftliche Heißsporn, der über Gräben und Dornhecken hinweg unaufhaltsam dem Ziele principieller Allgemeinheiten zustrebt, antwortet wohl hierauf: Darwinismus ist der Sieg der mechanischen Erklärungsweise über alle vermeintlichen

Zweckursachen und Zielbestrebungen, über alle „Teleologie", gerade in dem Gebiete, in welchem die Teleologie scheinbar am unvermeidlichsten sich aufdrängt, im Gebiete der Lebenserscheinungen und der Formen organischen Gliederbaues; Darwinismus ist die Zurückführung des Lebendigen, trotz der bunten Mannigfaltigkeit seiner Gestalten und der offenbaren Zweckmäßigkeit seiner wichtigsten Einrichtungen und Functionen, auf lediglich mechanische Entstehungsursachen. Wir werden sogleich uns nach dem Sinne dieses Zauberworts „mechanisch" näher erkundigen Jetzt möchten wir nur bemerken, daß das Eigenthümliche des Darwinismus, was ihn zum Darwinismus macht, doch auf alle Fälle in den besonderen Lehrsätzen und Hypothesen bestehen muß, wodurch ihm gelungen wäre, jene schon vor ihm vielfach versuchte Mechanisirung des Lebens nun in der That endgültig zu vollziehen. An diesem Erfolge zu zweifeln, bleibt dann immer noch übrig, auch wenn das Eigenthümliche des Darwinismus sich bewahrheitet, oder es sind wenigstens zwei sehr verschiedene Fragen, erstens, ob dieses Eigenthümliche Wahrheit habe, und zweitens,' ob wirklich damit eine „mechanische" Erklärung des Lebens unterstützt werde. Es kommt sogar wenig darauf an, wie Darwin selbst sich über diesen Punkt geäußert haben mag. Seine Aufgabe, Gegenstand seiner Forschung und seiner Werke, wär nicht, die Tragweite des Begriffs des Mechanischen zu untersuchen. Er ist vielmehr nur dadurch der Urheber einer bestimmten, nach ihm zu nennenden Theorie, daß er durch beobachtete Thatsachen sich dazu getrieben fand, die bisher für fest und ursprünglich angesehenen sogenannten „Gattungen" und „Arten" der Lebewesen für bloße „Varietäten" und für jederzeit noch weiter variable Varietäten zu halten, und in Folge dessen für ihre Entstehung gewisse Ursachen in Anspruch zu nehmen, durch welche man schon immer Varietäten entstehen sah und selbst erzeugte. Sollte sich finden, daß diese Ursachen, auf den ersten Anschein „mechanische", doch nur theilweis oder gar nicht diese Benennung rechtfertigen, so würde kein Steinchen des Aufbaus der darwinistischen Lehre damit verrückt werden, Darwinismus würde Darwinismus bleiben.

Eine auf den angeblich mechanischen Charakter des Darwinismus gerichtete Untersuchung hätte nun vor Allem festzustellen, was „mechanisch" heißen soll. Dieses Wort gehört zu den vielen, welche Jedermann im Munde führt, als entscheidende Schlagwörter benutzt, und über deren Sinnesbegrenzung doch selten Jemand im Klaren ist. Wir werden kaum irren, wenn wir in allem „mechanischen" Erklären als das eigentlich Erklärende, als das Element, wodurch die davon gerühmte wissenschaftliche Befriedigung zum Bewußtsein kommen soll, die Berechnung ansehen, und demgemäß die arithmetische Denknothwendigkeit ausschließlich als das im Grunde Gemeinte aus dem dunkeln Begriffe des Mechanischen herausheben.*) Allerdings ist noch

*) Aus diesem Gesichtspunkte entwirft auch Dubois-Reymonds bekannte Rede „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" in ihrem Eingange das Ideal der Wissenschaft und findet dessen mustergültige Verwirklichung in der Astronomie.

Etwas als Mittel gefordert, um diesen Factor und seine Wirkungen völlig isoliren zu können: man muß zu diesem Behufe mindestens alle Veränderungen — denn nur auf diese, nicht auf das ruhige Dasein, erstreckt sich das Erklärungsbedürfniß des Mechanisten — für unser Vorstellen in derartige Veränderungen verwandelt haben, welche sich rein arithmetisch ausdrücken lassen, und muß alles Zwischentreten von Einwirkungen beseitigt haben, durch welche die rein arithmetische Ableitung eines Zustandes aus dem andern unterbrochen werden könnte. Das heißt: man muß Alles, was geschieht, als geschehend an einer Masse todter Dinge auffassen, welche immer bleiben, was sie sind und waren, und welche daher niemals durch qualitative Veränderungen oder inhaltlich bedeutsame Einwirkungen ein Element hereinbringen können, welches arithmetisch, also quantitativ, nicht mehr zu bezeichnen wäre.

Wir können uns hiernach ein deutliches Bild machen von einer wissenschaftlichen Durchführung des mechanischen Erklärungsprincips, von dem mechanistischen Ideale der Wissenschaft. Es ist das Bild einer Welt von unübersehlich vielen, qualitativ mindestens gleichgültigen, am liebsten ganz qualitätlosen, sich ewig gleich bleibenden Stofftheilen, die sich in bestimmten Lagen und Bewegungszuständen befinden, und nur durch die Art der Raumerfüllung, also durch Größe und Gestalt, und durch die Art der Bewegung, differente Wirkungen ausüben. Auf eine völlig unbekannte Weise freilich, aber mit gesetzmäßiger, arithmetisch ausdrückbarer Regelmäßigkeit, sind so diese Stofftheile die Ursachen neuer Bewegungszustände und neuer Gruppirungen innerhalb der durch sie zusammengesetzten Masse, und diese neuen Zustände ebenso wieder die Ursache der folgenden.

Aber ist denn nicht die Aufgabe aller Wissenschaft Wahrheit? — d. h. Erkenntniß unserer wirklichen Welt? Von unserer wirklichen Welt, die uns doch zuerst all die Probleme gestellt hat, zu deren Lösung der Naturforscher seine Hypothesen ersinnt, von ihr ist hier keine Rede mehr. Man bringt uns an Stelle derselben ein völlig erfundenes Weltbild entgegen, das Bild einer Welt, wie sie sein müßte, um möglichst arithmetisch erklärbar zu sein. Unsere Welt hat qualitative Unterschiede, qualitative Veränderungen, diese hat oder verwendet wenigstens nur quantitative; unsere Welt beherbergt Bewußtseinsinhalte und kennt auch innerhalb dieses Bereichs Unterschiede und Veränderungen, die des Mechanisten zeigt nur wechselnde Raumformen und Ortsveränderungen. Und noch eine andere Verwunderung steigt in uns auf. Erklärt sollen die Bewegungen des Stoffes sein durch die Erfindung früherer Bewegungen, aus denen sie sich berechnen lassen? Sind denn frühere Bewegungen weniger räthselhaft als spätere und gegenwärtige, und ist die Ableitung aus einem Wunder, einem Räthsel, einem Problem, eine Erklärung?

Ernste Naturforscher beschränken sich darauf, die mechanische Erklärung als „Maxime" zu handhaben, durch welche der Naturwissenschaft — neben

andern, ebenso wohlberechtigten Wissenschaften — ihr eigenthümliches Gebiet abgesteckt nnd ihre eigenthümliche Methode zugewiesen werde. Der Naturforscher soll versuchen, möglichst Alles aus gesetzlichen Bewegungswirkungen todter und qualitativ außer Betracht fallender Träger exact zu berechnen; er soll sehen, wieweit er damit komme, ohne behaupten zu wollen, daß wirklich Alles so entstehe. Dies klingt sehr vernünftig, hat aber doch seine großen Bedenken, die uns zu dem Urtheile nöthigen dürften, es sei besser, alle Wissenschaft nur aus der einzigen Maxime zu betreiben, für jede Erscheinung die erfahrungs- und sachgemäß wahrscheinlichste und entsprechendste Ursache ausfinden zu wollen.

Ich schaue aus einem sehr hoch gelegenen Fenster auf einen Marktplatz, auf welchem soeben die Sedanfeier stattfindet; der Festredner ist vor einer mächtigen Menschenmenge im Sprechen begriffen; ich sehe seine gesticulirenden Arme fliegen, bisweilen geräth sein ganzer Körper in eine wahrhaft convulsivische Bewegung, aber der Ferne wegen höre ich nichts. Die Stille weckt den Naturforscher in mir, der wohl nicht so leicht sich regen würde, wenn die gesprochenen Worte mein Ohr träfen und nach anderer Richtung mein Gedankenspiel in Bewegung setzten. So aber taucht in der That jene „Maxime" in mir auf und will ihr Recht fordern. Natürlich können alle Bewegungen des eifrigen Redners mechanisch erklärt werden: sie sind ja sämmtlich Bewegungen von Stofftheilen, wie sie allenthalben entstehen können aus den bekannten physikalischen Bewegungskräften gemäß den Gesetzen dieser. Um jener Maxime treu zu bleiben, habe ich also nur nöthig, da, wo die erfahrungsmäßig indicirten mechanischen Ursachen abreißen, weitere dergleichen zu erfinden. Ich werde diese erfundenen Ursachen aus weiser Vorsicht in Regionen verlegen, in welche mir Niemand folgen kann, um Thatbestände aufzunehmen. Ich lasse also zunächst natürlich die Armknochen durch Armmuskeln heben, die Armmuskeln durch Nerven contrahiren; für Letzteres nehme ich eine nach moderner Physik entworfene mechanische Vorstellung elektrischer Ströme zu Hülfe; ich lasse dann im Gehirn die Stofftheile im Momente so gruppirt sein, daß gerade in diesen Nerven diese Strömungen nach physikalisch-mechanischen Gesetzen entstehen mußten; diese Gruppirung im Gehirn hat natürlich ihre Ursachen gehabt; sie ist etwa entstanden durch Nachbargruppirungen, diese wieder durch Blutströmungen bestimmter Art, diese durch Verdauungsprocesse, Einathmungen, vielleicht auch durch Erregungen sensibler Nerven von Außen. Diese Erregungen halfen übrigens auch direct die Stoffgruppirung im Gehirn herbeiführen, ja sogar ohne Vermittelung des Gehirns können sie unter Umständen zu mechanischen Hebeln werden für die motorischen Nerven, um Muskelbewegungen folgen zu sehen. Außer den Armbewegungen wären auch die Zuckungen und Renkungen des übrigen Körpers in dieser Weise — thatsächlich wie Krampfauslösungen — aufzufassen. Gleichzeitig sind bei dem Redner Mundbewegungen entstanden, durch welche in der Luft physikalisch

„Schallwellen" erzeugt werden, die sodann in den Hörern weitere Folgen haben. Die Mundbewegungen sind ebenfalls durch die Ursachreihe von Muskel-, Nerven-, Lungen- und Herzthätigkeiten und durch physikalische Einwirkungen von Außen zu erklären. Man kann auch erbliche Einflüsse hinzunehmen, man muß es vielleicht sogar. Das Gehirn des Redners und die Leitungsbahnen (Reflexbogen) zwischen seinen sensiblen und seinen motorischen Nervenganglien sind erblicher Weise — auch dies in Folge der Uebertragung lediglich mechanisch-physikalischer Vorgänge von den Eltern auf die Kinder — so disponirt, daß jene Armbewegungen immer mit jenen Mundbewegungen und beide immer im Gefolge gewisser Affectionen durch Luft und Licht auftreten. Schwinge ich nicht ganz correct auf diese Weise den Zauberstab der mechanistisch-naturwissenschaftlichen Maxime? Warum doch hält mich Jedermann — ich glaube, im Stillen der Mechanist selbst — für einen Narren, sobald ich daraus Ernst mache?

Darauf ist die Antwort gar nicht leicht. Gerade das Selbstverständlichste ist am schwersten auseinanderzusetzen. Vielleicht ist die richtigste Antwort die: es wird in einer solchen Erklärung eine überaus große Kunst der Erfindung an einen weitläufigen und verwickelten Apparat gewendet, um die gewöhnliche, einfache, Allen als natürlich einleuchtende Auffassung zurückzudrängen, und doch werden die Unerklärlichkeiten, statt aufgehoben, nur ins Ungemessene gesteigert. Die einfache, natürliche Auffassung, deren auch der Naturforscher sich stets bedienen wird, wenn er nicht „wissenschaftlich", sondern im Alltagsleben „als Mensch zu Menschen" redet, ist in unserem Falle die: wesentlich Gedanken- und Gefühlsinhalt im Geiste des Redners haben, theils durch seinen bewußten Willen, theils mehr trieb- oder gewohnheitsmäßig, die Nervencentren in der Weise beeinflußt, daß Arm-, Körper- und Mundbewegungen, sowie die sprachlichen Schallwellen, in der bestimmten Weise folgen mußten; nur beiläufig treten weitere körperliche Factoren hinzu, welche von allen Seiten her auf die specielle Gestaltung der Bewegungen Einfluß üben, das Gewicht der Arme, die Enge des Rocks, erhitztes Blut, ein fehlender Zahn, überhaupt die Beschaffenheit aller der bewegten Stofftheile und ihrer Umgebungen. Wir wissen wohl, daß auch diese Auffassung die größten Räthsel birgt und ungelöst läßt; aber jene mechanistische Vorstellung erscheint ihr gegenüber namentlich deshalb in so wunderlichem Nachtheile, weil sie das einzige Licht, das die fraglichen Vorgänge uns noch einigermaßen erhellen konnte, unbarmherzig auslöscht und die so hergestellte völlige Nacht für sonnenhellen Tag ausgiebt. Das einzige Licht, das wir meinen, leuchtet dort in der Beziehung eines Gedanken- und Gefühlsinhaltes zu den zu erklärenden Körperbewegungen. Diese Bewegungen werden durch solche Beleuchtung mit einem Schlage verständlich: wir sehen ein, inwiefern gerade diese Bewegungen erfolgen mußten, wenn auch freilich dunkel bleibt, wie Geist, Trieb und Wille es

anfingen, sie hervorzurufen. Die mechanistische Auffassung aber läßt Alles dunkel: sie leitet die Bewegungen nur aus früheren, ebenso räthselhaften Bewegungen und Stoffgruppirungen ab, die noch dazu nur zu diesem Behufe erfunden sind; sie weiß ebenfalls nicht, wie die sogenannten bewegenden „Kräfte" es anfingen, die Bewegungen hervorzurufen; und überdies fügt sie ein neues Räthsel hinzu, das für sie indessen wohl weit mehr als ein Räthsel, nämlich ein tödtlicher Widerspruch gegen sich selbst, der Selbstmord der mechanischen Ansicht ist. Sie muß doch zugestehen, daß jener Redner Gedanken, Gefühle, Triebe, Absichten hat; zugestehen, daß diese innerlichen, geistigen Phänomene so frappante Beziehungen zeigen zu seinen Gesten und seinen gesprochenen Worten, daß die Annahme ganz von selbst sich aufdrängt, Gesten und Worte seien verursacht durch jenen Geistesinhalt, und seien vom Redner selbst dazu bestimmt worden, diesen Inhalt zu verrathen; zugestehen, daß, während die Hörer durch die auf ihre Gehörorgane zuströmenden Schallwellen afficirt werden, wieder in ihren Geistern der gleiche Inhalt sich regt, daß sie, wie man zu sagen pflegt, des Redners Worte verstehen und seine Gefühle mitfühlen; zugestehen endlich, daß der Redner selbst, und wäre er der kühnste Mechanist, doch niemals dem entgehen kann, in seinem Selbstbewußtsein sich als den wollenden, denkenden und fühlenden Urheber der Worte und Gesten zu spiegeln, der sogar genöthigt ist, zuvor darüber nachzudenken, wie er wohl am angemessensten, richtigsten und wirksamsten sprechen möge, und dem es nicht selten begegnet, wenn seine Gedanken abirren, das rechte Wort zu verfehlen. Für alle diese höchst auffälligen, unbestreitbaren Thatsachen hat die mechanische Ansicht in ihrem eigenen Umkreise natürlich keinen Platz. Sie greift deshalb in älterer und jüngster Zeit gern zu dem Auswege, sich zwei parallele Ströme des Geschehens zu denken, die ohne jede Verbindung neben einander herlaufen: die Körper-, Arm- und Mundbewegungen unseres Festredners gehören dem mechanischen Strome an und kommen zu Stande, wie wir es oben im Sinne der naturwissenschaftlichen „Maxime" auszumalen suchten; die Gedanken, Gefühle, Triebe, Absichten des Mannes laufen nebenher, gleichzeitig, durch eine wunderbare Einrichtung des Universums in die merkwürdigste harmonische Beziehung zu den Körperbewegungen des andern Stromes gestellt. In dem Momente z. B., als der Redner den Gedanken „Einheit Deutschlands" gedacht und den Inhalt dieses Gedankens tief empfunden hat, tönt auch sein Mund die Worte „Einheit Deutschlands" aus, laut hörbar, in gutem Deutsch, und werden seine Arme ekstatisch emporgeschleudert, und in dem Momente, als die hierdurch erregten Schallwellen die Hörnerven der versammelten Menge treffen, entsteht im Geiste jedes Einzelnen wieder Gedanke und Gefühl der Einheit Deutschlands. Wie wunderbar! Und das heißt „erklären", sogar „mechanisch" erklären? Da wirft man unablässig den Theologen ihren „Aberglauben" und ihre „Mythologie" an den Kopf. Wir

können uns schwer versagen, jene Parallelströme noch etwas näher auf ihre einzelnen Tropfen zu untersuchen. Dem Redner ging z. B. im Drange seines Feuergeistes einmal bei Erwähnung der deutschen Einheit rasch und im gleichen Moment das Rachegelüst Frankreichs durch den Sinn, — er versprach sich in Folge dessen und sagte „die deutsche Rache" statt „die deutsche Einheit". Hier hatte die wunderbare Parallelgestaltung des Universums von Urzeiten her einerseits die mechanischen Bedingungen auf die Schallwellen für die Worte „deutsche Rache" angelegt, andererseits die geistigen Bedingungen, ganz unabhängig davon, auf das gleichzeitige Erscheinen der Gedanken „deutsche Einheit" und „französische Rache". Scherzhaftes Universum!

Manche Leser werden glauben, ich kämpfe mit Windmühlen. Wäre es so! Doch angenommen, der menschliche Willens- und Geisteseinfluß auf den eigenen und fremde Körper sei allgemein anerkannt, warum soll man nicht das Entsprechende für die Thierwelt gelten lassen? Durch diese Frage zeigt sich, daß wir von unserm Gegenstande uns gar nicht so weit entfernt haben, als es scheinen mochte.

Die Thierwelt, in der großen, bunten Mannigfaltigkeit ihrer Lebensformen, in dem Gewirre ihres eifrigen, gierigen, listigen, sorglichen Thuns und Treibens, in ihrem Aufmerken, Reagiren auf Reize, ihren leidenschaftlichen Ausdrücken für Lust und Wehe, überblicken wir von unserer hohen menschlichen Warte aus ähnlich, wie dort der Naturforscher den Markt voll festfeiernder Menschenkinder. Sollte die Verwechselung der großen bewegten Thiergemeinde mit einem nur physikalisch angestoßenen, in Schwingungs- und Flugbewegungen versetzten Atomenhaufen berechtigter sein, als die Verwechselung eines menschlichen Volksfestes mit einem ebensolchen Haufen? Am wenigsten haben die Darwinianer Ursache, eine derartige Kluft weiten generellen Unterschieds zwischen den Vorgängen in der Menschenwelt und denen in der Thierwelt zu befestigen. Sie lehren uns den Menschen als den bevorzugtesten Sprößling aus demselben Stamme erkennen, aus welchem auch seine minderbegabten „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser" — wie Faust sagt — hervorgegangen sind. Sie lehren uns ferner die Stufenleiter „vom Wurme bis zum griech'schen Seher" als eine streng stetige auffassen, in der es keinen Sprung, nur kleinste Fortschritte giebt, die sich erst in Jahrtausenden zu merkbaren Gattungsunterschieden summiren. Wenn aber diese Stetigkeit des Uebergangs in Bezug auf Mensch und Thier correct durchgeführt werden soll, so bleibt nach Obigem nur noch möglich, anstatt den Menschen, wie das Thier, zu mechanisiren, vielmehr das Thier wie den Menschen, durch Willensgedanken seinen Körper lenken zu lassen. Darwin selbst hat niemals verleugnet, daß der Mensch seinen gedachten Zwecken durch Willensanstrengung mit sorgfältiger Ueberlegung der Mittel Realität giebt, und unterscheidet z. B. sehr geflissentlich zwischen der unwillkürlichen, mechanischen Zuchtwahl einerseits, für welche dieser Ausdruck nur

ein bildlicher ist und die Bezeichnung „Ueberleben des Passendsten" richtiger wäre*), und andererseits der absichtlichen, künstlichen Auslese des menschlichen Gärtners, Landwirths, Pferdezüchters, der für seine Zwecke mühsam die Mittel erdenkt und zusammenbringt. Darwin selbst hätte also allen Grund gehabt, den fließenden Unterschied zwischen Thier und Mensch unter Anderem auch durch die oft so deutliche Verstandes- und Willensthätigkeit der Thiere zu belegen. Die Bedeutung dieses psychischen Factors für die Höherentwickelung der Gattungen ist auch ganz im darwinistischen Sinne verwerthbar. Sichtlich verschafft die vom Denken ausgehende Zweckthätigkeit dem begabtesten, klügsten, energischsten Volke alle die Vortheile, durch die es seine kenntnißloseren, geistes- und willensschwächeren Mitbewerber im Kampfe ums Dasein schlagen muß, wie schon im Einzelleben auf dieselbe Weise z. B. der umsichtigere Kaufmann den minder gewandten Concurrenten überwindet. Diese Zweckthätigkeit ist also unter diejenigen Variationen des animalischen Gattungscharakters aufzunehmen, welche durch ihre Anhäufung oder Steigerung nach Darwins Theorie allmählich immer höher geartete, im Daseinskampfe siegreiche Varietäten erzeugen. Und unter allen Abwandlnngen des Wirbelthiertypus ist die Steigerung des Denkens und zweckvollen Wollens zweifellos die weitaus mächtigste geworden; sie ist die Ursache der Erhebung des höheren Menschen über den niederen; sie wird auch die wesentlichste Ursache gewesen sein für die Erhebung des niedersten Menschen über das Thier. Schon der niederste Mensch, der den Affen Vetter nannte, hat sich Werkzeuge gefertigt, durch Reiben Feuer entzündet, mit Ueberlegung Gefangene gemacht, durch Ueberredung mit Worten, deren Sinn er zuvor denken mußte, Frauen geworben und Männer betrogen; er hat durch die gleiche zweckthätige Klugheit und Energie auch seine nächsten Thierahnen überwältigt und überlistet. Wo bliebe aber die allmähliche Steigerung des siegreichen Organs, wenn nicht mindestens schon der Nasenaffe (semnopithecus nasicus, dessen frappant menschliches Portrait Häckels „Anthropogenie" in Figur 125 liefert), ganz zweifellos Orang und Schimpanse, auch ihrerseits durch zweckvolles Wollen die Mittel ihres Daseins ergreifen? Ja, ist nicht nach derselben Lehre am wahrscheinlichsten, daß dies alle Thiere thun, in langsam nur verarmender und sich abschwächender Analogie mit dem Menschen, bis hinab zur Amöbe und zu dem gesammten Protistenreiche? Vielleicht auch die Pflanzen, im letzten Verglühen gleichsam des Lichtschimmers, den die Stetigkeitsansicht des Darwinismus nach der Methode absteigender Analogie in das Innere aller lebenden Wesen wirft.**)

*) Ueber die Entstehung der Arten. Deutsch von Bronn und Carus. 5. Auflage. 1872. Seite 74 ff.

**) Das Material für diese äußerste Consequenz liefert uns wieder Darwin selbst in seinem Buche über „die Bewegungen und Lebensweise der kletternden Pflanzen", deutsch von Carus, Stuttgart 1876.

Daß für die Thierwelt die Consequenzen der mechanischen Ansicht nicht minder horrible werden würden, als für den Markt des menschlichen Lebens, bedarf wahrlich kaum der Belege. Es ist keineswegs nöthig, dazu das Erstaunlichste zusammenzusuchen, was die Naturgeschichten und Specialwerke über Handlungen und Sitten, Listen, Kämpfe, Gesellschaftseinrichtungen der Thiere melden. Die alltäglichsten, scheinbar einfachsten Verrichtungen und Unternehmungen sind ganz ebenso lehrreich und fast aus denselben Gesichtspunkten. Jeder plötzliche Anfang einer Bewegung eines Thiers, Auffliegen, Davonlaufen, jedes ebenso plötzliche Stehenbleiben, sich Setzen, Niederlegen genügt, um über die „mechanischen“ Ursachen hinausgeführt zu werden, welche zunächst im Nerven- und Muskelsystem walten. Seltnere und complicirtere Thiergeschichten sind nur dann von besonderem Werth für unsere Fragen, wenn sie uns zeigen, daß man mit altererbten Anpassungen und regelmäßigen Parallelvorgängen nicht auskommt, sondern zu einzigartigen Vorgängen auch einzigartige Parallelen von dem wunderbaren Universum angeordnet sind. Es ist noch wenig, wenn mir ein Aeffchen durch sein Gitter eine harte Haselnuß mit bittender Geberde zureichte, eifrig mein Thun mit den Blicken verfolgte, als ich sie ihm abnahm, durch Springen und Mundöffnen sie wiederverlangte, nachdem ich sie aufgeschlagen, zuletzt die Pfote verständnißvoll entgegenstreckte, als ich mich wieder annäherte. Unschätzbar aber ist folgendes Erlebniß des berühmten Zoologen Leuckart, gewiß des unverwerflichsten Zeugen. Er befestigte um einen von Ameisen besuchten Baum ein mit Tabaksjauche durchtränktes Band; die Ameisen, welche im Herabsteigen begriffen waren, ließen sich über das Band hinweg zu Boden fallen; die von unten hinaufsteigenden standen erst eine Zeit still, endlich sah man sie „umkehren, wieder hinabsteigen und bald zurückkommen, wobei jede ein Sandkörnchen herbeischleppte: so construirten sie einen Damm oder eine erhöhte Straße über den Tabakssaft, auf der sie dann in dichten Schaaren hinübergelangten“.*) Hiermit sind wir von den uns Menschen anatomisch näher stehenden und zugleich durch Umgang vertrautesten Thieren durch einen großen Sprung unter die sogenannten „niederen“ animalischen Wesen gerathen, und doch haben sich die Analogien menschlicher Gedanken- und Willensthätigkeit eher gesteigert als abgeschwächt. Auch an dem allertiefsten Punkte der Scala an der Wurzel unseres von Darwin und Häckel gezeichneten Stammbaums, bleibt die Lebensweise im Princip dieselbe, daher denn auch die Abenteuerlichkeit der mechanischen Auffassung die gleiche. Wenn der unterhaltende Lieblingsfisch der Japanerinnen, toxotes jaculator (Schützenfisch), treffsicher seine Insectenbeute durch ausgespritzte Wassertropfen von den Zweigen überhängender Pflanzen herunterschießt, so ist dies im Grunde nicht um ein Haar erstaunlicher und kein größerer Beweis von Willensthätigkeit, als

*) „Grenzboten“ 1882, Nr. 32, in einem Artikel „Ameisenleben“, der das Buch von John Lubbock „The Ants, the Bees and the Wesps“ bespricht (jetzt auch deutsch vorhanden), welches voll ist von Mittheilungen solcher Art.

wenn die Amöbe „Scheinfüße“ ausstreckt, wo sie ein Fressen spürt, und sie eilig *zurückzieht*, d. h. in der allgemeinen Stoffmasse ihres Leibes wieder aufgehen läßt, wo sie auf ein Hinderniß stößt.

Jetzt sind wir an dem Punkte angelangt, an welchem nun rasch und einfach sich die Anwendungen auf die darwinistische Lehre von der *Entstehung der Arten* ergeben müssen. „Entstehung der Arten“ heißt soviel als Entstehung von zweckvoll zusammenstimmenden oder doch charakteristischen *Gliedmaßen* an Thierwesen, die sich mehr und minder gleichen, beziehentlich Abänderung dieser Gliedmaßen an den folgenden Generationen. Wir fragen jetzt: wenn die Willensgedanken und Willensanstrengungen im Thiere überhaupt wirken, zweifellos wirken, wo es gilt, Glieder zu *benutzen*, warum sollen diese Factoren ruhen und nur das Zusehen haben, wo es gilt, Glieder zu *bauen*? Aber diese Frage ist ja schon überholt und in unserm Sinne beantwortet durch das, was wir von den ebengenannten *Amöben* und von allen jenen Elementarorganismen wissen, welche von den Darwinisten treffend „Organismen ohne Organe“ genannt werden. Bei diesen fällt zumeist der *Gebrauch* der Organe mit dem *Bauen* der Organe in Eins: dieselbe Lebensthätigkeit, die wir als eine Willensthätigkeit oder Zieltendenz auffassen mußten, *erzeugt* hier Organe für den Moment ihres Gebrauchs, und ihr Gebrauch ist dann selbst nichts Anderes als ihre Erzeugung; einen Fuß *ausstrecken* ist hier ganz dasselbe, wie einen Fuß aus Stoffmasse *hervorbringen*, den Mund *öffnen* ganz dasselbe, wie einen Mund *gestalten*. Auf diese unsre fernsten Ahnen müssen wir zurückgehen, wenn wir als gute Darwinisten von irgend einem Stücke des lebendigen Daseins nach der ersten Entstehung suchen. Das heißt in Bezug auf Entstehung der Organe: wir sind als gute Darwinisten zu der Ansicht genöthigt, *daß die Organe ursprünglich durch Willensthätigkeit in der Tendenz auf Erreichung bestimmter Ziele des lebenden Wesens entstehen*. Die fortgehende Einwirkung des Willens auf die Stofftheile in den gleichen Richtungen, die Vererbung, die Fortsetzung und Steigerung derselben Bemühungen durch Generationen hindurch, in natürlicher Abhängigkeit von äußerer Umgebung, namentlich von den vorhandenen Nahrungs- und Baustoffen, führt dann in den begünstigteren Individuen jenes primitivsten Reiches und in ihren Complexen feste Organe herbei. Da im Anfange nur von Wasserthierchen die Rede sein kann, so werden zunächst nur der Scheinmund und Scheinafter — bloße ad hoc entstehende, momentane Oeffnungen — gleichsam zu bleibenden Formeh gerinnen und eine feste Leibeshöhle begrenzen; später werden sich auch die Scheinfüße consolidiren, zu Flossen, zu Flügeln, zu Greif-, Lauf- und Kletterorganen. So erheben sich höher geartete Klassen, die nicht so leicht dem Zerfließen und Zerreißen unterliegen und ihre Glieder jeden Augenblick bereit haben, über den großen Haufen der im alten Zustande verharrenden Urthiere: der Proceß der Entwickelung, der aufsteigenden Transmutation, ist im Gange.

Alle die bekannten Erklärungsmethoden des Darwinismus sollen hereinfluthen in dieses Bett, das wir hiermit gegraben, und in welchem erst ihre volle Macht zu Jedermanns Ueberzeugung zur Geltung zu kommen vermag. Eine der vorzüglichsten Schriften über die darwinistische Lehre in ihren principiellen Grundlagen ist die von Ed. von Hartmann: „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" (1875). Unsere bisherigen Betrachtungen führen uns auf den Inhalt dieses Buches in gerader Linie zu, so daß wir es jetzt nur auszuziehen brauchten, um von dem gewonnenen Standpunkte aus in die Einzelheiten einzutreten. Vor Allem zeigt Hartmann unwiderleglich, wie Darwin selbst in seinen Principien häufig eine geistig-teleologische Causalität verbirgt und verwendet. Dies gilt in erster Reihe von der geschlechtlichen Zuchtwahl, welche durch Reize der Schönheit, Fruchtbarkeit und Kraft, sowie durch die zweckvollen Kampfbewegungen der ihre Nebenbuhler besiegenden Werber, also entweder durch Anregungen und Begünstigungen einer Zieltendenz und der auf sie gerichteten Lust, oder durch directe Willensthaten, zu Stande kommt. Aber auch zwei andere von Darwin erkannte Hebel für die Zutagförderung bedeutsamer und erblicher Abwandlungen der Arten sind ohne diesen innerlichen Factor teleologischer Kraftentfaltung unverständlich: das Princip der „Correlation", nach welchem eine Abänderung an einem Gliede die Abänderung eines anderen Gliedes nach sich zieht, z. B. die Zahnbildung eine Veränderung der Verdauungsorgane zum Behufe des Fleischfressens, oder umgekehrt, und das schon von Lamarck zur Erklärung nützlicher Umgestaltung der Gliedmaßen benutzte Princip des „Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe". Von der Correlation, in Bezug auf welche Darwin die vollkommenste Unkenntniß der Ursachen eingesteht, weist Hartmann ausführlich und schlagend nach, daß ihrem weitausgedehnten und herrschenden zweckvollen Walten gegenüber die von Darwin über das Maß bevorzugte „natürliche Auslese im Kampf um's Dasein" als ein zwar mitwirkendes, aber nur beiläufiges Moment zur Seite tritt. Der „Gebrauch" der Organe aber, was ist er anders als eben jenes, durch alle bisherigen Erörterungen von uns aus der mechanistischen Verschwemmung gerettete causale Walten des zweckvollen Willens im Stoffe? „Wille" soll hier natürlich immer eine zunächst unbewußte Zieltendenz heißen, die erst in höheren Thierarten Bewußtseinsformen anzunehmen beginnt. Wenn ein Thier seine Glieder in Anwendung setzt, zur Ernährung, im Kampfe, zur Flucht, zum Bauen, zur Fortpflanzung, so stehen wir in jedem Falle immer von Neuem vor Handlungen der Art, wie wir sie oben besprachen, um uns von der Sonderbarkeit der mechanischen Ansicht zu überzeugen. Denke man sich einen eiweißartigen Schleimtropfen über eine geneigte Fläche nach den Fallgesetzen abwärts gleitend, die von der Fläche dargebotenen Furchen ausfüllend und so sternartig sich auszackend, dann wieder zusammenrinnend, über Stoffe wegfließend, die theilweise von ihm aufgesaugt werden, theilweise unverändert hinter ihm wieder zum Vorschein

kommen: da ist freilich kein Zielstreben, aber auch kein Gliedergebrauch; ein solcher Tropfen ist keine Amöbe. Die Amöbe streckt Füße aus, auch wo keine Vertiefungen sind, bewegt sich nicht nur abwärts, vergrößert sich nicht in's Endlose durch Alles, was mit ihr physisch zusammenzufließen vermag, sondern nach Erreichung einer bestimmten Grenze des Wachsthums zerfällt sie in junge Amöben, welche wieder fressen, kriechen, sich ebenso vermehren. Andere Arten kapseln sich ein, zertheilen sich im Schutze der festen Hülle, die von den jugendlichen Nachkommen gesprengt wird und diese, mit Geißelfortsätzen begabt, rudern munter davon. Deutet schon bei diesen einfachsten Lebewesen Alles auf Willensthaten, was einen gliederartigen „Gebrauch" des Stoffes bekundet, um wie viel mehr beim vollendeteren Thier! Verändern, verbessern sich nun im Gefolge solchen Gebrauchs in der Richtung auf dessen Ziele die benutzten Glieder, wachsen die Schwimmhäute, schärfen sich die Krallen, so ist jene Willensthätigkeit jedesfalls die erste Ursache dazu gewesen, wenn auch günstige Mittel und physische Vorgänge noch so sehr unterstützend entgegenkommen mögen. Endlich ist ja auch die Vererbung, wie alle Darwinisten zugestehen, ein noch nicht im Mindesten „mechanisch" faßbarer Vorgang; es spricht vielmehr Alles dafür, daß Gliedmaßen sich ebenso durch zweckvolle Bildungstendenzen vererben, wie Handlungsweisen, z. B. das Picken der Vögel, das Schwimmen der oft von Hennen ausgebrüteten, von keiner Mutter unterwiesenen Entchen, durch einen zweckvollen Trieb. Uebrigens zeigt ein antimechanistischer, teleologischer Charakter in der Lehre Darwins sich keineswegs nur bei diesen einzelnen Erklärungsmitteln; eines seiner Hauptwerke, das über den „Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren", ist von Anfang bis Ende an die Voraussetzung gebunden und arbeitet mit ihr, daß die Gemüthsbewegungen und darin enthaltenen Triebe, Zieltendenzen, als innerste Ursache für die körperlichen Erscheinungen, welche dort in Rede stehen, zu gelten haben.

Was allein noch von darwinistischen Erklärungsmitteln den Anschein des „Mechanischen" eher zu behaupten vermag, ist die vielberufene „natürliche Auslese" auf Grund der „Variabilität", d. h. die Thatsache, daß alle Individuen einer Art doch irgendwie von einander verschieden ausfallen, diejenigen Varietäten aber, welche nicht genügend fähig sind, sich den Umständen „anzupassen" und sich im Andrange schädigender Concurrenz zu erhalten, häufig zu Grunde gehen, ehe ihnen eine Nachkommenschaft erblühen konnte. Zweifellos entstehen auf diesem Wege höher entwickelte, besser ausgestattete Organismen aus unfähigeren, weniger reich und weniger zweckvoll gegliederten; aber selbstverständlich ist eine solche bessere Ausstattung nur dadurch eine bessere und nur dadurch für die Forterhaltung aussichtsvoll, daß der Gebrauch der Glieder stattfindet und den Erhaltungskampf trägt, und daß die verbesserten Glieder sich vererben. Sind sonach „Gebrauch" und „Vererbung", die wir als Wirkungen des Zielstrebens im Thier

reclamirt haben, auf keine Weise für Darwins Lehre zu entbehren, und durchdringen und tragen sie auch die „natürliche Auslese," warum soll nicht das darin waltende Zielstreben schon von vornherein herangezogen werden, um in sehr vielen Stücken das Variiren überhaupt, jedesfalls, um die allmähliche Anbildung verbesserter und neuer nützlicher Gliedmaßen verständlich zu machen? Zumal es doch höchst gewagt bleibt, zu denken, ein kleiner, zufällig hervorgewachsener, zunächst noch unnützer Ansatz zu einem neuen Organ, zu einer Flosse, einem Schweife, zu Geschlechtsdrüsen, Augen, Ohren, zu einem Gehirn, habe schon die Erhaltung einer Varietät begünstigt, und so sei endlich durch fortwährendes Ueberleben und sich Fortpflanzen derjenigen Individuen, welche das immer noch unnütze, aber für den künftigen Gebrauch späterer Generationen sich vorbereitende Organ am weitesten seinem Ziele angenähert an sich trugen, das gegenwärtige System zweckvoll ineinandergreifender Glieder entstanden.

Mit Recht sagt Fechner*): „Der Hahn hat Sporen an den Füßen, eine Federmähne, einen hohen rothen Kamm. Man erklärt die beiden ersten Einrichtungen nach dem Principe des Kampfes um das Dasein dadurch, daß Hähne, an denen dergleichen sich zufällig ausbildete, durch die Sporen ihren Gegnern im Kampfe überlegen und durch die Mähne besser gegen deren Bisse geschützt wurden, also den Platz auf dem Felde des Kampfes behielten. Aber unstreitig hätte man lange auf das Eintreten solcher Zufälligkeiten warten müssen, und wenn man bedenkt, daß bei allen anderen Thieren ähnliche Zufälligkeiten angenommen werden müßten, um das Zustandekommen ihrer Zweckeinrichtungen zu erklären, so wird der Vorstellung schwindeln. Ich denke vielmehr, als die Organisation noch leichter veränderlich war, vermochte das psychische Streben, dem Gegner im Kampfe tüchtig zuzusetzen, sich vor seinen Angriffen zu schützen, und der Zorn gegen ihn, die noch heute den Sporen in Thätigkeit setzen, die Federmähnen sträuben und den Kamm schwellen machen, diese Theile durch demgemäße Abänderung der Bildungsprocesse wenn nicht an den fertigen Hähnen hervorzutreiben, aber die Anlage dazu den Keimen und hiermit den Nachkommen einzupflanzen."

Wir haben nur hinzuzufügen, daß wir auch eine solche, durch Zielstreben eingeleitete und hervorgebrachte Abänderung und Entwickelung als eine allmähliche, allmählich zu Verbesserungen, reicheren Gliederungen, Erhöhungen der Intelligenzstufe, und zu neuen festen Gattungen führende angesehen wissen wollen. Wir wiederholen ferner, daß wir innerhalb des so aufgefaßten Entwickelungswegs die natürliche Auslese im Kampfe um's Dasein durchaus als einen sehr wirksamen Factor anerkennen, den wir sogar nur bei unserer Auffassung für wirksam halten können, da ihm nach unserer

---

*) Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen, Leipzig 1873, S. 71 f.

Ueberzeugung ohne jenes Zielstreben die verbesserten Glieder meist fehlen würden, die er bewahren und vererben soll. Wir unterlassen auch nicht, ausdrücklich zu betonen, daß wir äußerer, selbst zufälliger Anstöße und zufällig zugewachsener Vortheile oder Ansätze zu veränderten Gliedmaßen durchaus nicht völlig entrathen wollen. Eine am Kopfende eines Wurmleibes durch die vorstoßenden Bewegungen dünn und durchsichtig gewordene Hautstelle, welche dem Lichte zuließ, dem Thiere angenehme Empfindungen zu erregen und von seiner Beute oder den Hindernissen seines Wegs ihm Bilder zu entwerfen, mag immerhin den Willenstrieben des Thieres den Anstoß zu der Bemühung gegeben haben, diese Lichtstelle möglichst rein zu erhalten, immer durchsichtiger zu gestalten, alle sich bietenden Gelegenheiten und Mittel zu benutzen, um diese Einrichtung zu fixiren und zu vervollkommnen. Ganz so sehen wir in der Geschichte der menschlichen Erfindungen äußere Anstöße, Erfahrungen von Vortheil und Nachtheil, auch Zufälle, zu Hebeln des erfinderischen Geistes und der Arbeitsenergie des Willens werden; aber wird Jemand behaupten, das Fernrohr habe sich durch allmähliches Anschießen von Theilen und Forterhaltung derselben von selbst stufenweise aus der Brille entwickelt?

Man bemerke, daß auch das Gesetz der Allmählichkeit ganz ebenso in der Geschichte der Menschencultur waltet, wie das Gesetz der Einwirkung äußerer und zufälliger Anstöße. Ja, selbst die Erscheinung der rudimentären Organe, in verkümmertem Zustande zwecklos fortgeführter, einst zweckvoller Gebilde, woraus der mechanistisch gesinnte Darwinismus so viel Capital schlägt, findet sich ganz ebenso in menschlichen Einrichtungen. Z. B. sind die rothen Lappen am Kopfgeschirr ländlicher Zugpferde der forterhaltene Rest einer Vorrichtung, die man einst zur Abwehr von Bezauberungen für nöthig hielt, und der moderne kleine Mützenschirm, namentlich an Schülermützen, ist bei seiner völligen Nutzlosigkeit ein deutliches rudimentäres Organ, der verkümmerte Rest eines Angriffs- und Beschattungsmittels. Endlich zeigen die menschlichen Kunst- und Willensproducte auch allenthalben, und umsomehr, je weiter zurück wir in die Vergangenheit eines Volkes oder je tiefer wir in seine niederen Bildungsschichten greifen, Unzweckmäßigkeiten, Unbeholfenheiten, ja Albernheiten, Mängel aus Stoffarmuth, geringer Erfahrung, Thorheit und Schwäche, Gewohnheit und Trägheit, oder es kreuzen auch den geschicktesten Willen die unüberwindlichen physikalischen Eigenschaften der verwendeten Stoffe: — so entstehen hier massenhafte Beispiele für jenes besonders von Häckel gepflegte und für die mechanistische Lehre ausgebeutete Capitel der „Dysteleologie“. Trotz alledem hören wir nicht auf, die menschlichen Erfindungen für Erzeugnisse des Denkens und Wollens, für Ergebnisse des Zweckstrebens und Mittelsuchens zu halten. Warum sollten uns die gleichen Züge bei der Thierwelt dazu veranlassen, diese natürlichste und einfachste Auffassung durch den bis zur Absurdität unwahrscheinlichen, verzwickten Apparat der zufälligen Häufung mechanischer

Ursachen zu ersetzen? Wenn doch, um es zu wiederholen, der Darwinismus selbst uns lehrt, das Menschenleben als stetige Weiterführung des Thierlebens anzusehen, also das letztere als den Beginn des ersteren?

Hatte es, wie wir gezeigt haben, unendlich viel gegen sich und verwickelte es in unabsehliche Schwierigkeiten, das Menschenleben nach Analogie eines Thierlebens aufzufassen, welches mechanisch verläuft, so werden wir, um die stetige Linie der Entwickelung im Sinne des Darwinismus durchzuführen, das Thierleben nach Analogie eines Menschenlebens auffassen, welches geschichtlich verläuft. Im gleichen Sinne sagt Karl Snell*), ein Naturforscher von Fach, dessen geistestiefe, so oft den Nagel auf den Kopf treffende Grundgedanken leider immer noch der verdienten Verwerthung harren: „Wir wollen die Natur betrachten nach Analogie der Geschichte, und insbesondere die Entwickelung der natürlichen Organismen nach Analogie der Entwickelung der geschichtlich-socialen Organismen. Und da diese letztere zum großen Theil in die geschichtliche Erinnerung fällt, so erhalten wir für die Entwickelung des Organischen überhaupt erst einen wirklichen Erfahrungsinhalt."

Aber längst schon hält man gegen uns die Waffe der „Axiome der Naturwissenschaft" bereit, welche ebenso feststehen, wie die Axiome der Mathematik, aus unwandelbaren Gesetzen des menschlichen Verstandes hervorgehend. Sie könne niemals ein Naturforscher ungestraft ignoriren. Diese Axiome sind von Wundt in einer weit bekannten und benutzten, äußerst scharfsinnigen Abhandlung**) zu folgender fester Formulirung gebracht worden: 1) alle Ursachen in der Natur sind Bewegungsursachen; 2) jede Bewegungsursache liegt außerhalb des Bewegten; 3) alle Bewegungsursachen wirken in der Richtung der geraden Verbindungslinie ihres Ausgangs- und Angriffspunktes; 4) die Wirkung jeder Ursache verharrt; 5) jeder Wirkung entspricht eine ihr gleiche Gegenwirkung; 6) jede Wirkung ist äquivalent ihrer Ursache. Dieses letzte Axiom ist identisch mit dem seit einigen Jahrzehnten erst mit vollem Bewußtsein der Naturwissenschaft zu Grunde gelegten Gesetze der Erhaltung der Kraft, welches einst der verstorbene Albert Lange mir gegenüber in einer unbegreiflichen Verkennung der Sachlage gegen die Willens- und Gedankenwirkungen ausspielte.†) Wir müssen zunächst fragen, ob unter „Natur" dort bei Wundt die ganze Welt mit Allem, was in ihr geschieht, und mithin unter Physik nicht allein Naturwissenschaft

*) In der Schrift „Die Schöpfung des Menschen", Leipzig 1863, S. 62 f., in welcher der oben citirte Gedanke eine treffliche Ausführung erhalten hat. — Noch manche Namen von Naturforschern berühmten Klanges, so vor allen den Karl Ernst von Bärs, dessen Begriff „Zielstrebigkeit" allgemein bekannt ist, könnten wir für uns anführen.

**) Die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Causalprincip. Erlangen 1866.

†) In seiner „Geschichte des Materialismus", 2. Auflage, 2. Buch, Iserlohn 1875, S. 440 ff.

überhaupt, sondern sogar die Summe aller Wissenschaften verstanden werden solle. Diese Frage muß verneint werden, und jeder Kenner der Schriften Wundts wird uns zustimmen, wenn wir versichern, daß dieser wahrhaft philosophische Naturforscher weit entfernt ist, sie zu bejahen. Dazu gehörte übrigens heutzutage ein ungewöhnliches Maß von Kurzsichtigkeit, wo es doch in Jedermanns Munde ist, daß unsere Empfindungen ihrer Qualität nach, z. B. süß, grün, Schmerz, und unsere Gedanken ihrem Inhalte nach lediglich Zustände unseres Innern und keine „Bewegungen" sind. Eine Bewegung hat Richtung, Geschwindigkeit, Dauer, Ausgangs- und Endpunkt, aber sie ist nicht „grün" oder „süß", und in ihrem eigenen Begriffe liegt Nichts von Schmerz oder von einem Gedankeninhalte, wie etwa vom Gedankeninhalte „Rachsucht" oder „Einheit Deutschlands" und dergleichen. Bewegung ist eben nichts Anderes als Ortsveränderung, und so sind eben nur Ortsveränderungen Bewegungen; jede Bestimmung aber, die über den Begriff der Ortsveränderung hinaus hinzutritt, kann zwar vielleicht durch Bewegungen veranlaßt, hervorgelockt, verursacht sein, aber sie ist nicht selbst eine Bewegung. Es giebt also Ereignisse, die nicht Bewegungen sind, mithin giebt es auch Ursachen, die nicht Bewegungsursachen sind. Hieraus folgt, daß in Wundts erstem Axiom: „In der Natur sind alle Ursachen Bewegungsursachen" und in seiner Ueberschrift „Physikalische Axiome" die Worte „Natur" und „physikalisch" von einschränkender Bedeutung sind. Soweit das Universum „Natur" ist und soweit die Wissenschaft „Physik" ist, gelten darin jene sechs Axiome. Wer könnte hiergegen Etwas einzuwenden haben? Natürlich entziehen sich diese Axiome jeder Anzweifelung, solange nicht näher bestimmt worden ist, wieweit das Universum „Natur" heißen dürfe, und wieweit die Wissenschaft „Physik" sei. Man könnte sogar leicht darauf verfallen, diese Bestimmung selbst wieder durch jene Axiome zu geben, also zu sagen: „Natur" nennen wir das Universum nur soweit, als darin diese Axiome gelten, und eben soweit nennen wir die Wissenschaften „physikalische". Die Unverfänglichkeit der Axiome der Physik wäre dann am sichtbarsten. Jedesfalls dürfen wir verlangen, daß man der Wissenschaft des Wirklichen, welche nicht frei in der Luft schweben und nicht nur als subjective Geistesübung betrieben werden soll, das Recht einräume, die geistigen Thatsachen ebenfalls als wirkende Ursachen, als Kräfte, zu betrachten, wo uns die Erfahrung so deutlich dazu zwingt, wie das im Reiche des Lebendigen der Fall ist. Als Wirkungen wird man die geistigen Erscheinungen doch nicht los; warum sollen sie nicht auch Ursachen sein? Es wäre ein seltsames Ding, welches Dasein hätte und doch Nichts bewirkte. Man sagt: Körperbewegungen können nicht durch Gedanken, durch Wollen, erzeugt werden. Woher weiß man das, da doch Aller Erfahrung anders redet? Das a priori Aburtheilen, welches man den Philosophen so schwer anzurechnen pflegt, ist für die Naturwissenschaft weit unverzeihlicher. Weiß man überhaupt, was Körper ist? Wie nun, wenn

auch die Körper sich schließlich ganz und gar in Thätigkeitscentren auflösten von derselben geistigen Art, wie unser wollendes Ich, nur ohne Bewußtsein, mit ärmstem, gleichförmigstem Inhalte, in vollkommenster gesetzlicher Gebundenheit wirkend? Aber das Gesetz der Erhaltung der Kraft!

Seien wir concret. Ich stehe vor meinem Hause, habe die Absicht spazieren zu gehen, verharre einige Minuten zögernd, weil ich nicht weiß, welche Richtung ich einschlagen soll. Jetzt steigt in mir der Gedanke auf: „Dort im Dorfe M. giebt es einen neuen Schulbau, den ich noch nicht gesehen und mit dem unserigen verglichen habe." Alsbald geschieht eine Willensthat im Sinne dieses Gedankens, mein Körper dreht sich nach M. zu. Ist wohl dem Gesetze der Erhaltung der Kraft irgend ein Leid's geschehen, wenn ich den Willen hier als die Ursache ansehe, wodurch die motorischen Nervencentren in Benutzung kommen, welche dann „mechanisch" die nach M. führenden Bewegungen auslösten? Als diese motorischen Centren sich noch in Ruhe befanden, war ein Spannungszustand vorhanden, der durch meine Willensthat aufgehoben wurde: aus Spannkräften wurden lebendige Kräfte. Diesen Unterschied kennt der Physiker gar wohl und wendet ihn überall an, ja er drückt damit das Gesetz der Erhaltung der Kraft selbst aus, wenn er es schärfer, genauer, brauchbarer formuliren will. Das lehrt uns Niemand deutlicher als Wundt.*) „Die Summe der lebendigen und Spannkräfte bleibt immer erhalten" — so lautet dann die Formel. Die Sehne eines Bogens ist gespannt; sie wird losgedrückt; die Spannkräfte setzen sich um in die lebendige Kraft, mit der die Sehne zurückschnellt, dann in die des fliegenden Pfeils; was von Spannkräften hierbei verloren geht, wird an lebendiger Kraft eingebracht; die Summe beider im Weltall wird durch diese Verschiebung der Summanden nicht verändert, denn 5 + 2 ist gerade soviel als 2 + 5. Unsere motorischen Nervencentren gleichen solchen angespannten Bogensehnen. Ehe ich mich für den Weg nach M. entschied, war keiner der Pfeile abgeschossen. Mein Willensgedanke drückt und „zielt" — das ist seine „Zieltendenz", das ist seine ihm eigenthümliche Causalität. Doch dies ist ja natürlich bildlich gesprochen. Sagen wir: unser Wille setzt auf eine uns unbekannte Weise Spannkräfte in lebendige Kräfte um, wie es seinen Zwecken entspricht. Dies läßt sich auf alle die Zielthätigkeiten übertragen, die wir für die lebendige Natur auch außerhalb und unterhalb des Menschenreichs in Anspruch nahmen. So widerspricht solche Zielthätigkeit keineswegs dem Gesetze der Erhaltung der Kraft, sie bedient sich vielmehr desselben. Aber ist dies noch „Natur"? Der Name ist gleichgültig; ist es nicht Natur, so ist es Geschichte. Das ganze Universum ist weit mehr Geschichte, als Natur, wenn man nun einmal nöthig zu haben glaubt, mit dem schönen lieben Worte „Natur" nur das Todte zu benennen. Ja, wir kommen auf eine frühere Andeutung zurück:

*) A. a. O. in der Erläuterung des sechsten Axioms, S. 57 ff.

es giebt dann wahrscheinlich überhaupt nirgends Natur; denn was wäre wohl völlig todt? Man wird zuletzt wohl alle „lebendigen Kräfte" und „Spannkräfte" als dirigirende Zieltendenzen auffassen lernen, welche in geistartigen, stoff- und raumlosen Thätigkeitsmittelpunkten ihren Sitz haben, und so das Universum aus einem ersten, ewigen Willen, einem Urwillen zu begreifen suchen, dessen Zieltendenzen sich auf unsrer Erde freilich nur in langsam aufsteigender Entwickelung verwirklichen, auf anderen Weltkörpern vielleicht ganz anders.

Wir haben bereits zugestanden: erklärt würde auch so immer noch sehr wenig, und die Berechenbarkeit vollends gewinnt dabei Nichts. Aber da, wo die mechanische Ansicht ein völliges Dunkel ließ und die Unbegreiflichkeiten in einer Weise häufte, daß die barockesten Wundergeschichten dagegen wie Berichte aus dem Alltagsleben klingen, da legen wir durch den Begriff des Zielstrebens oder Wollens ein Zwischenglied ein, das wenigstens den Hergang erläutert, ihn unter Analogie des Selbsterlebten stellt, jene neu erfundenen Wunder überflüssig macht, und durch seine überwältigende Wahrscheinlichkeit von selbst Alles fortreißt, so daß auch der consequenteste Mechanist sich seiner wider Willen fortwährend bedienen muß. Gewiß, wir können nicht sagen, wie der Willensgedanke auf motorische Nerven wirkt, aber sollen alle die soeben aufgezählten Vortheile uns nicht bewegen, wenigstens anzuerkennen, daß er wirkt, zumal wir ja ganz eben so wenig wissen, wie die Schwere, wie die Elasticität, wie überhaupt die „mechanischen" Kräfte wirken?

Mit der Sicherung der Willenscausalität in solcher Durchführung sind alle Bedenken geschwunden, die von sittlicher und religiöser Seite gegen den Darwinismus mit Recht erhoben werden können. In diesem Sinne ist durch die von uns angestellten Betrachtungen eine Aussöhnung mit dem Darwinismus möglich, dessen Bewährung, Modification, specielle Ausbildung wir dann eben so ruhig, ja mit Hoffnungen und Sympathien verfolgen dürfen, wie die jeder anderen lichtgebenden Hypothese.

Ein goldener Faden.

Von

Elise Orzeszko.*)

— Wilna. —

Ist ein Wetter wie das heutige schön oder häßlich zu nennen? Auf diese Frage wüßte ich selber keine Antwort. Das hängt vom Geschmack und auch von der Gemüthsverfassung ab. Manche Leute lieben die glühende Sonne und das mit glänzenden Lichtfunken besäete Firmament, andere, die vielleicht ein wenig müde sind — wer außer ihnen könnte sagen warum? — versenken ihren Blick mit Wonne in ein umwölktes Himmelsgewölbe, in Nebel und Dämmerung.

Heute Nachmittag ging ich am Hof vorbei, den Fahrweg entlang, weit, weit in's Feld hinaus. Es ist zwar noch Sommer, aber das Getreide ist schon geschnitten, die Erde mit stacheligen Stoppeln bedeckt, und zwischen diesen zeigen sich hie und da Klee, Wollkraut und Felderbsen. Die Birnbäume, welche die öden Felder bewachen, sind noch grün, aber dunkel und ermattet von Hitze und Staub, während die vergelbten Zweige der um den Garten und am Wege wachsenden Birken und Erlen aus der Ferne wie eherne Standbilder glänzen. Aber nirgends ist eine Spur von menschlicher Arbeit sichtbar, von dem Leben und der Bewegung, die sie erzeugt. Selbst das Dorf, dessen Hütten in langer Reihe auf dem Grund des halbrunden Waldes schimmern, giebt kein Lebenszeichen von sich. Nur aus weiter Ferne, von der entgegengesetzten Seite des Weges herüber, dringen die melancholischen Rufe, womit die Pflüger ihre faulen Ochsen antreiben, vom Hofe ertönt das Geräusch der Dreschmaschine, das einem unterirdischen

*) Mit Erlaubniß der Verfasserin aus dem Polnischen übertragen von M. Posner in Warschau.

Donner gleicht, hinter dem dunklen Walde erheben sich graue, die Weidestellen bezeichnende Rauchwolken, und von Zeit zu Zeit hört man die durchdringenden Stimmen der Weidenpfeifen, deren Musik in einigen wehmüthigen, in's Unendliche wiederholten Tönen besteht. Und über Allem ruht ein von weißen Wolken bedeckter Himmel, sie erstrecken sich von einem Ende des Horizonts bis zum anderen, und nehmen nur hin und wieder eine dunklere Färbung und bestimmte Umrisse an. In der Mitte dieses Himmels, an dem Orte, wo die weißen, die Form eines Fetzens bildenden Wolken ein wenig auseinanderstehen, erscheint hinter einem Nebel die Sonnenscheibe ohne Strahlen, einer runden blaßgoldenen Oblate ähnlich. Doch ich täusche mich. Sie war nicht ganz ohne Strahlen. Als ich nämlich mein Auge den Schwalben nachschweifen ließ, die in langer, schwarzer Reihe nach Westen zogen, blickte ich auch in die bleiche, traurige Sonne, und ich sah einen Strahl, einen einzigen, wie einen goldenen Faden, der glänzt und hoch oben abreißt.

Wer kann mir die überirdischen Wege weisen, auf denen die Erinnerungen zu uns geflogen kommen? Wer kann mir sagen, warum das heutige, so traurige und stille Wetter eine mir ehemals bekannte Frau und einen Moment aus ihrem Leben vor meinem Gedächtniß auftauchen ließ? Es war eine so plötzliche, eine so deutliche Erinnerung, daß in dem Augenblick, da ich den Sonnenstrahl sah, zwischen ihm und meinen Augen wie lebend, ja lächelnd das schöne, und mehr noch interessante als schöne Gesicht von Felicie Olinska vorüberglitt.

Das erste Mal sah ich sie, als ich, vom Lande nach Ongrod gekommen war und das Haus Joseph Olinski's besuchte. Da ich ihn in Geldgeschäften besuchte, hatte ich schon vorher etwas über ihn zu erfahren gesucht. Ich wußte also, daß er, ein ehemaliger Gutsbesitzer, sein Gut verkauft hatte, und halb aus Nothwendigkeit, halb aus freiem Willen in die Stadt gezogen war, daß er ein Mensch von hoher Ehrenhaftigkeit, ziemlich wohlhabend, aber durchaus nicht reich sei, daß er in seinem Hause viele, zur näheren und weiteren Familie gehörende Personen beherberge, und schließlich, daß er zum zweiten Male geheirathet und drei Kinder aus erster Ehe habe. Soweit mit den Verhältnissen vertraut, betrat ich einen großen Saal, in dem sich mehrere Personen verschiedenen Alters und verschiedenen Geschlechts befanden.

Der Hausherr, ein ungefähr fünfzigjähriger Mann, kam mir vom Kartentisch entgegen, von dem er sich erhoben hatte. Sein Aeußeres war etwas träge und schläfrig, aber äußerst sympathisch. Groß und breitschulterig, mochte er in der Jugend eine schöne Figur gehabt haben, welche jedoch jetzt durch übermäßige Corpulenz beeinträchtigt wurde. Das hellblonde, ergrauende Haar stach sonderbar von dem blühenden Gesicht ab, in dessen Mitte ein paar blaßblaue herzensgute Augen glänzten. Diese Güte, die sich so deutlich nicht nur im Blick, sondern auch im Ausdrucke des Mundes und

im Lächeln kund gab, machte ihn eben so sympathisch. Er begrüßte mich, nicht wie eine in Geschäften gekommene Person, sondern wie einen lieben Gast, und führte mich sofort, etwas linkisch zwar, aber sehr freundlich, in den Kreis seiner Familie ein. Das geschah auf folgende Weise: Ich hörte erst meinen eigenen Namen, und dann fünf Minuten hindurch die Namen und Titel der mir vorgestellten Personen.

„Meine Mutter, Franziska Olinska, meine Tante Anna Liniewska, mein Onkel Alois Choimski, meine Schwester Michaline Olinska, meine Tochter Emilie, mein Sohn Wladislaw, mein kleiner Sohn Mieczys, Frau Susanne Skwierska, Herr Ludwig Okimski, unsere Gäste und Freunde."

Als er fertig war, frug er:

„Wo ist Felicie?"

Diese Frage gab die Anregung zu folgendem kurzen, aber lebhaften Gespräch:

„Sie ist ja in die Stadt gegangen."

„Wozu?"

„Nun, um Kuchen zu kaufen."

„Was für Kuchen?"

„Nun, zum Kaffee, lieber Joseph."

„Warum ist nicht jemand anders gegangen?"

„Aber Papa, es macht Dir's ja doch Niemand so recht."

„Das ist wahr. Sie wird wohl aber bald zurückkommen?"

„Natürlich; ohne sie könnten wir ja nicht einmal ‚Wer ist der Schalk?' spielen."

„Warum könnt ihr das nicht?"

„Weil sie den Schlüssel von der Kommode hat, in der die Karten sind."

„Entschuldigen Sie vielmals," wendete sich Herr Olinski jetzt zu mir, „aber ich wollte Ihnen auch noch meine Frau vorstellen. Wie Sie sehen, bilden wir einen ziemlich zahlreichen Kreis. Aber ein Tag vergeht nach dem andern, und es ist ganz gut so. Ich werde Ihnen sogar eingestehen, obgleich es uns vielleicht nicht gerade zur Ehre gereicht, das wir uns bedeutend behaglicher fühlen, seit wir das Land mit seinen Sorgen und seiner Langeweile hinter uns haben. Hier ist es doch ganz anders; bald kommt der, bald jener zu Besuch, man plaudert ein wenig, spielt préférence."

„Die Kirche ist nah," unterbrach ihn die Mutter.

„Der Doctor und die Apotheke bei der Hand," warf die Tante ein.

„Die Zei—Zei—Zeitungen alle Ta—Ta—Tage," sagte der stark stotternde Onkel.

„Oh! Wäre nicht das leidige Gymnasium, so würde ich auch ein Freund der Stadt sein," lachte ein achtzehnjähriger Knabe in Schüleruniform.

„Stadt! Schäme Dich doch, Wladek, so einem Neste den Namen ‚Stadt' zu geben," bemerkte ärgerlich Emilie, die zwanzigjährige Tochter des Hauses.

die geschminkt, mit Locken, Bändern und Pantöffelchen, aus denen rosa Strümpfe hervorschauten, in etwas nachlässiger Haltung auf einer Chaiselongue saß.

„Entschuldigen Sie," wiederholte nochmals der freundliche Wirth, „aber Sie wünschten geschäftlich mit mir zu conferiren, ich bitte, bitte recht sehr . . ."

Und mit diesen Worten führte er mich zu einem Kanapee, das sich in solcher Entfernung von dem belebteren Theil des Salons befand, daß selbst ein vertrauliches Gespräch in aller Ruhe dort geführt werden konnte. Uebrigens war mein Geschäft weder geheimnißvoll, noch sehr wichtig. Während wir verhandelten, hatte ich Muße, die im Saal versammelten Personen zu betrachten. Es waren sehr verschiedene Gestalten, aber keine bot etwas Außergewöhnliches dar.

Die Mutter war eine recht angenehme Greisin. Die blüthenweiße Krause ihrer Haube bildete einen hübschen Rahmen für das zwar runzlige, aber runde und nicht farblose Gesicht, dessen ziemlich gewöhnliche, wenngleich nicht unangenehme Züge sich auf frappante Weise in dem Gesicht des Sohnes wiederholten. Sie saß eben am aufgeschlagenen Kartentisch, von dem Herr Joseph aufgestanden war und den auch die Hausfreunde umgaben. Die Unterbrechung ihres liebsten Vergnügens machte sie sichtlich ungeduldig. Trotzdem unterhielt sie sich fortwährend mit den neben ihr sitzenden Freundinnen, die ich jedoch, da ich sie gut kannte, zu betrachten nicht für nöthig fand. Ich hörte nur, daß Frau Skwierska, eine vierzigjährige Beamtenwittwe, deren Tugend eben so groß war wie ihre Beredtsamkeit, die vorwöchentliche Predigt des Pfarrers Hajdecki in der Kathedrale fast wörtlich und mit Gesten und einer Mimik wiederholte, um die sie manch' Einer von den Rednern der hohen Schule beneiden könnte.

Der runde, kleine und glattrasirte Ludwig Okimski dagegen, ein Bürger, in der ganzen Stadt durch seinen Humor und prächtigen Witz bekannt, bediente sich der unbenutzten Karten, um verschiedene, fast an Zauberei grenzende Kunststücke zu machen. Er versteckte die Karten, die er in beiden Händen hielt, auf dem Rücken, legte sie dann auf den Tisch, mischte sie wieder mit unglaublicher Geschicklichkeit durcheinander und wandte sich dabei vorzugsweise an Fräulein Michaline Olinska, deren prachtvolles und prachtvoll frisirtes Haar ein Gesicht umgab, das wohl recht hübsch mochte gewesen sein, aber jetzt über dreißig Jahre zeigte, welk war, und die Spuren vieler Enttäuschungen trug. Trotz dieser Enttäuschungen blickten ihre Augen mit vielem Interesse in Herrn Ludwigs glatt rasirtes, volles, heiteres Gesicht.

Die zwei Gymnasiasten, der eine noch ein Kind, der andere ein heranwachsender Jüngling, empfanden beim Anblick der Kartenkunststücke kein anderes Gefühl, als die höchste Lust, diese Mysterien zu durchdringen und sie sich zu eigen zu machen. Zu diesem Zwecke bestürmten sie den glücklichen Besitzer derselben mit einem so betäubenden Hagel von Bitten

und Fragen, daß selbst Alois Choimski, der magere und kahle Exprofessor, der in seiner mit goldenen Knöpfen versehenen Professorenuniform Zeitung lesend am Fenster saß, vor Aerger zischte, und sein Blatt alle Augenblicke gegen die lärmende Gruppe schwenkte, was wiederum ein entsetzliches knisterndes Geräusch verursachte.

Dieses Geräusch reizte, wie es schien, die Nerven der nicht jungen, blassen und augenscheinlich sehr guten Tante Anna Liniewska, welche in ihre Stickerei, eine netzartige Decke mit bunter Wolle, versunken, von Zeit zu Zeit den Kopf emporhob und Herrn Alois zischend zur Ruhe wies. So oft dies geschah, bückte sich Herr Alois mit einem fast gerührten Gesichtsausdruck zu ihr nieder, und küßte ihre mit einer langen Nadel versehene Hand, was sie bis zum nächsten Geräusch vollkommen besänftigte.

Eine größere und dauerndere Sorge bereitete ihr die Wahl der Farben zu ihrer Stickarbeit, denn plötzlich hob sie den Kopf, den ein etwas kokettes Häubchen zierte und rief, voller Verzweiflung die Hände zusammenschlagend:

„Aber liebe Frau Susanne, so rathen Sie mir doch! Ich weiß wirklich nicht, ob ich hier eine rothe oder eine gelbe Rose hinsetzen soll?“

Einen Augenblick nachdem sie die Frage gethan, war die ganze Gesellschaft mit Ausnahme des Exprofessors in zwei Lager getheilt, in das der rothen und der gelben Rose. Die Großmama, Okimski, die Gymnasiasten, selbst die hübsche und bisher schweigend ihre rosa Strümpfe betrachtende Emilie ertheilten Rathschläge und tauschten ihre Ansichten aus. Jetzt sprach sogar Emilie am lautesten und eifrigsten. Nicht etwa, daß sie eine besondere Liebhaberin von Handarbeiten gewesen wäre, aber hier handelte es sich um den guten Geschmack und auf diesem Felde gebührte ihr die Palme. Der gute Geschmack war ihre Specialität, Beweis dessen die malerische Draperie ihres Kleides und die rosa Strümpfe.

Inmitten dieses, durch Tante Anna hervorgerufenen Trubels erklang plötzlich wie eine schmerzliche Klage die Stimme der Greisin:

„Warum giebt es keinen Kaffee?“

„Fely ist noch nicht da,“ antworteten fast alle Stimmen im Chor.

„Aber warum bleibt sie so lange aus?“

„Vielleicht ist sie spazieren gegangen?“

„Das wäre gerade zu gelegener Zeit!“

„Vielleicht hat sie irgendwo eine schöne Aussicht gefunden, sie ist so eine Naturfreundin!“

„Und hat uns und unseren Kaffee vergessen.“

„Frau Felicie sieht heute schlecht aus; vielleicht ist sie leidend.“

„Und wer ist Schuld daran? Sie liest des Nachts und sieht dann schlecht aus. Sag' ich doch immer, daß alle diese Weisheit für eine Frau —“

„Do—Do—Don Carlos sch—sch—schlägt sich,“ rief plötzlich Herr Alois vom Stuhle aufspringend. „Wie—wieder schlägt —“

Plötzlich ging die Thüre auf, und ein junger, mir wohlbekannter Beamter trat herein. Es war ein hübscher, wohlerzogener Jüngling von nicht gerade großer Bildung, aber mit einem sehr entzündlichen und nach Liebe verlangendem Herzen. Was ihn am meisten kennzeichnete, war nämlich, daß er immer in irgend eine junge Frau oder in ein Fräulein verliebt war. Zu arm noch, um zu heirathen, opferte er auf den Altären aller Schönheiten Ongrods. Außer Frauen und Mädchen liebte er aber auch die Poesie. Er besaß ein gutes Gedächtniß, mehr als gewöhnliches Declamationstalent, und entwickelte im Gespräch einen sehr blumenreichen Stil. Diese Eigenschaften erwarben ihm einen hohen Grad von Sympathie und Achtung unter den Damen der Stadt. Auch jetzt, bei seinem Eintreten in den Salon des Herren Olinski zeigte sich diese allgemeine Sympathie.

Am lebhaftesten machte sie sich bei Fräulein Emilie bemerkbar, was übrigens ganz in der Ordnung war, denn der erste Blick aus Herrn Theophils schwarzen Augen galt ihr, aber auch Fräulein Michaline schien elektrisirt und rief mit einer Lebhaftigkeit, die ihr welkes Gesicht verjüngte, jetzt, da Herr Theophil gekommen sei, müsse man zu spielen anfangen, man wisse ja schon im Voraus, wer die Haube werde aufsetzen müssen.

Es erwies sich jedoch, daß man ohne Felicie weder Kaffee trinken, noch das beliebte Gesellschaftsspiel arrangiren konnte. Das ganze Haus, sonst so bequem und für das Vergnügen eingerichtet, war in ihrer Abwesenheit wie gelähmt. Wieder ertönten Rufe und Klagen.

„Wo ist Felicie? Warum bleibt sie so lange in der Stadt?"

Mein geschäftliches Gespräch mit dem Hausherrn war beendet, aber wäre das selbst nicht gewesen, ich hätte gethan als wäre ich fertig, denn das Nachmittagsschläfchen umschleierte seine sanften Augen wie mit einem Nebel, und der Ausdruck eines schweren Kampfes mit demselben bedeckte sein gutes, ehrliches Gesicht. Trotzdem er jedoch furchtbar schläfrig war, beeinträchtigte dieses seine Freundlichkeit nicht im Geringsten. Er forderte mich auf zum Kaffee zu bleiben, und Mutter, Tante, Schwester und Tochter wiederholten die Einladung. Als sie mich jedoch zum Weggehen entschlossen sahen, nahmen sie mir das Versprechen ab, ihr Haus ein anderes mal und zwar so bald als möglich auf längere Zeit zu besuchen. Dann begleitete mich Herr Joseph bis zur Thür des Vorzimmers, und während sein älterer Sohn mir mit höflicher Eile den Mantel umgab, ertheilte er mir trotz der Müdigkeit, die ihm selbst die Spache erschwerte, Rathschläge und Versicherungen betreffs meines Geschäfts, die sowohl von der Ehrenhaftigkeit seines Charakters, wie von der Güte seines Herzens zeugten.

Die Wohnung der Olinskis befand sich im zweiten Stock eines Hauses der Stadt. Als ich die Treppe hinunterstieg, sah ich eine an einer Biegung derselben stehende Frau, deren Stellung mich frappirte und fast befremdete. Sie war schlank, sehr gut gebaut, trug einen dunklen Mantel und schwarzen Hut, unter dem ein dicker, glänzender, kastanienbrauner Zopf sichtbar war.

Sie stand ganz unbeweglich, den Ellbogen auf das Geländer der Treppe gestützt, den Körper nach vorn gebeugt, das Gesicht auf die Hand gelehnt. Diese Stellung war sehr beredt, sie drückte Ermüdung und Nachdenken aus. Von ihrem Gesicht konnte ich nur einen Theil der weißen Stirn und große, dunkelblaue von den halbgesenkten Lidern verdeckte Augen sehen, die traurig, ach furchtbar traurig zur Erde blickten. Das Uebrige wurde mir durch ihre Stellung verdeckt. Sie überhörte meine nahenden Schritte und neugierig betrachtete ich sie einen Augenblick. Ich errieth, wer sie war, denn in der andern, kraftlos herabgesunkenen Hand hielt sie einen großen, verdeckten Korb, der sicherlich die Kuchen zum Kaffee enthielt. Darum war sie so lange nicht zurückgekommen, und so zu ungelegener Zeit weggeblieben? Aber was mochte es gewesen sein, das sie hier ergriffen und festgehalten? War es die nach einem Augenblick der Ruhe sich sehnende Ermüdung? Oder ein zudringlicher, nicht zu bannender Gedanke? Oder ein Augenblick der Reue und des Kampfes, der ihre Kräfte zu übersteigen drohte? Alles dieses war in ihrer Stellung und im Ausdruck ihrer Augen zu lesen. Endlich hörte sie meine Schritte, wie aus tiefem Schlaf geweckt raffte sie sich auf, und lief so rasch die Treppen hinauf, daß das weiße, zarte, kameenartige Profil ihres Gesichts vor meinen Augen flugs vorüberhuschte.

Kaum war ich auf der Straße und einige hundert Schritte von Olinskis Wohnung entfernt, als ich von ferne Herrn Adam Tarnicki erkannte, der mir entgegen kam. Es war unmöglich, ihn nicht schon von Weitem zu erkennen; die Haltung voller Kraft und Ruhe, die stolze Denkerstirn, und eine gewisse Vornehmheit in Gang und Geberde, welche das Gepräge des Aeußeren eines hochcivilisirten Menschen bilden, unterschieden ihn nicht nur auf der Straße, sondern überall von der Menge. Würden wir die Natur nach uns beurtheilen, wir könnten glauben, daß sie Anfälle guter und böser Laune, Augenblicke gesammelten, energischen und ermüdeten nachlässigen Schaffens habe. Wäre ich dieses Glaubens, ich wäre überzeugt, sie habe Adam Tarnicki in einem Moment großer Herzensgüte und schöner Eingebung geschaffen. Er war unbedingt eines der besten, vollkommensten Organismen, die man auf der Erde finden kann. Von Beruf Landwirth, war er ein Verehrer und Kenner der Wissenschaften, und in seiner Brust glühte ein Funke von Poesie und Enthusiasmus, der den Grund von vielen seiner Tugenden und Leiden bildete. Häufig sagte ich ihm neckend, er begehe eine schwere Sünde, daß er sich so lange keinen eigenen Herd gründe, oder mit einfachen Worten nicht heirathe. „Sie werden bald vierzig Jahre, wann werden Sie die Wärme des eigenen Herdes genießen? Wann werden Sie der Gesellschaft einen Sohn erziehen, der Ihnen ähnlich sein soll? Wann schließlich werden Sie ein zum unglücklichen Geschlecht gehörendes Wesen glücklich machen?" Auf diese Fragen pflegte er manchmal scherzend, öfters jedoch mit ernsten und selbst traurigen Worten zu antworten:

„Ich habe keine gefunden, ich habe keine gesehen, ich kenne keine."

Er hatte nicht gefunden, nicht gesehen, er hatte keine Frau kennen gelernt, die den Bedürfnissen seines Geistes und Herzens entsprochen hätte. Er lebte leider nicht nur mit dem Herzen, wobei man doch am glücklichsten ist; denn lebt man noch daneben mit dem Kopfe, gleich macht das Herz sonderbare, zahlreiche und sehr große Ansprüche. Seit einiger Zeit jedoch hatte ich bemerkt, daß dieses Gesprächsthema auf Herrn Tarnicki einen peinlichen Eindruck zu machen schien. Ich berührte es daher nicht mehr und nur manchmal fragte ich mich in meiner Einsamkeit: „Sollte er endlich gefunden, gesehen, erkannt haben?"

Wir begrüßten uns wie gewöhnlich, freundschaftlich und herzlich. Ich sagte ihm gleich, ich käme von Olinskis.

„Und ich gehe zu ihnen," erwiderte er.

Ich hatte nie gehört, daß er die Familie kenne. Er sagte mir, er kenne sie seit einem Jahr, habe sie Anfangs sehr häufig, dann seltener besucht, jedes Mal jedoch, wenn er in der Stadt sei, was alle paar Wochen, manchmal jede Woche geschehe. Plötzlich kam mir der Gedanke, Herr Adam sei in letzter Zeit viel häufiger in Ongrod als früher. Ich äußerte ihn jedoch nicht, erzählte hingegen ziemlich weitläufig, wie ich heute Felicie Olinska flüchtig erblickt, was ich aus ihrem Auftreten und ihren Augen errathen hatte, wie mädchenhaft mir ihre Figur, wie rein, zart und nur etwas ermüdet die Linien ihres Profils erschienen war.

Herr Adam schwieg. Er ging neben mir her, und als ich zu ihm emporschaute, sah ich, daß sein Gesicht sonderbar umwölkt war. Es ist nicht möglich, die plötzliche Aenderung in seinen Zügen mit anderen Worten zu bezeichnen. Sie erinnerten an die Oberfläche eines tiefen Wassers, das eine muthwillige Hand durch einen Steinwurf getrübt. Es entstehen dann gewaltsame Bewegungen, die Linien vertiefen sich, und Lichter blitzen, welche sonst, wenn der Tag nebelig, und das Wasser nicht blau und nicht durchsichtig ist, trübe und farblos sind.

Ich kam später aus verschiedenen Gründen sehr häufig zu Olinskis. Bei meinem zweiten Besuche lernte ich Felicie kennen. Ich weiß nicht genau, wie alt sie damals war. Sie konnte nicht mehr so sehr jung sein, da bereits zehn Jahre seit ihrer Hochzeit verflossen waren, und doch hatte ich mich nicht getäuscht, als ich Herrn Adam gesagt hatte, ihre Figur und alle ihre Bewegungen trügen das Gepräge der Mädchenhaftigkeit. Wenn man sie von Weitem sah, wie sie in einem einfachen Kleide und einer Wirthschaftsschürze, das Haar glatt gescheitelt und hinten in einen prächtigen Zopf geflochten, stets thätig, Alle bedienend, lebhaft und leicht durch die Zimmer schritt, man hätte sie für eine ganz junge Tochter des Hauses, ein noch nicht zwanzigjähriges Mädchen halten können. Diese Mädchenhaftigkeit, oder um mich richtiger auszudrücken, diese Jungfräulichkeit ihrer Erscheinung konnte eben so gut auf die große Einfachheit ihres Anzugs und Auftretens, als auf die Zartheit und vollkommene Harmonie ihrer Formen zurück-

geführt werden. Das ovale, rein griechische Profil ihres Gesichts, die in gerader Linie von der Stirn kommende Nase und die sanfte Wölbung der rosa Lippen gaben ihr ebenfalls das Aussehen erster Jugend. Erst, wenn man ihr voll in's Gesicht schaute, offenbarte sich in ihr nicht das junge Mädchen, sondern die Frau, und zwar die Frau, deren schöne Stirn nicht die atlasgleiche Glätte des Lilienblattes, und deren längliche, große blaue Augen nicht die ruhige Bläue des Frühlings hatte. Im Gegentheil, ihr von Natur sehr weißer Teint war schon müde und verblaßt, und der ernste, durchdringende Blick, aus dessen Tiefe heiße Strahlen glänzten, verrieth den glühenden Mittag des Lebens, die Fülle der Gedanken und Empfindungen. Am schönsten war sie, wenn sie sprach oder lachte, denn ihre Stimme war metallreich und elastisch, ihr Mienenspiel ein lebhaftes, und in der Erregung und Heiterkeit sprühten ihre Augen blitzende Funken.

Sie lachte gerade, als ich den Salon betrat, und noch im Nebenzimmer hörte ich die perlengleich rollende, kurze Skala dieses Lachens. Der kleine Mieczys hatte sie um die Taille genommen während sie das Kaffeebrett mit voll eingeschenkten Gläsern trug und herzte und küßte sie mit großer Gefahr für die darauf befindlichen Gegenstände. Das war die Ursache ihrer Heiterkeit.

Die Großmama mußte wohl für ihren Kaffee fürchten, denn mit dem ihr eigenen, einer schmerzlichen Klage gleichenden Tonfall der Stimme rief sie:

„Wirklich, Fely, Du hast den Jungen so verzogen, daß man nicht einen Augenblick Ruhe —"

„Aber Mama Fely erzieht ihn ja nach einer neuen klugen Methode," unterbrach sie Fräulein Michaline mit einem blitzenden Seitenblick auf die Schwägerin.

Felicies Lachen verstummte, wie das Geräusch einer plötzlich gerissenen Perlenschnur. Sie schob das Kind bei Seite, stellte das Brett auf den Tisch, und fing an den Kaffee herumzureichen. In diesem Augenblick wurde mein Eintreten bemerkt, und die frohen, aber lärmenden Ausrufe der Begrüßung betäubten mich fast. Die Freude in Herrn Olinskis Haus beim Erscheinen eines Gastes war stets so groß als wäre es wirklich und jedesmal, wie das Sprüchwort sagt, die Erscheinung Gottes. Joseph, der den Kartentisch verlassen hatte, stellte mir seine Frau vor. Sie drückte mir warm und herzlich die Hand, sah mich an mit ihrem ernsten, glänzenden Blick, und beschäftigte sich weiter mit dem Umherreichen des Kaffees. Die zwar wohlhabende, aber nicht reiche Familie hielt, wie es schien, wenig Dienerschaft.

Die geographische und topographische Eintheilung des Salons war in diesem Augenblick folgende: Im Centrum thronte der Kartentisch, an dem der Hausherr, seine Mutter und Frau Skwierska saßen. Man spielte hier en trois, denn Ludwig Okimski war an den Nebentisch emigrirt, der sich zwischen dem Kanapee und den Fauteuils befand, welche die Damen Michaline

und Emilie, die beiden Gymnasiasten und Herr Theophil Siekierski einnahmen. Jede dieser Personen hielt Karten in der Hand und die ganze Gesellschaft spielte: „Wer ist der Schalk?"

Am Fenster, das Gesicht mit einer Zeitung verdeckt, saß der Onkel, der Exprofessor, und ein paar Schritte weiter stickte Tante Liniewski eine weiße oder gelbe Rose in ihre netzartige Decke.

Mein Kommen hatte wieder das gewöhnliche Nachmittagsvergnügen unterbrochen, und während ich, neben der Greisin sitzend, einen Vortrag über die vorzügliche Wirkung der Lakritze gegen den Husten, und die Beweisführung von Frau Skwierska, daß Haferzucker unstreitig besser sei, anhörte, zeigte Herr Okimski am langen Tisch vor dem Kanapee Fräulein Michaline ein Kunststück, aber nicht mit Karten, sondern mit Messern; die über den Tisch gebückten Gymnasiasten machten laute und eifrige Studien darüber, und Herr Theophil declamirte halblaut für Fräulein Emilie das neueste Gedicht von einem gebrochenen Herzen, das er in einer Zeitung gelesen. Dabei entwickelte sich ein allgemeines, aber sehr eifriges Kaffeetrinken, oder eigentlich Essen. Auf jeden der Tische hatte Felicie thurmhoch mit verschiedenem Backwerk gefüllte Körbe und Töpfchen mit schöner, dicker Sahne gestellt. Alle Hände bewegten sich um Gläser, Körbe, Töpfchen, alle Kinnladen bewegten sich ebenfalls, ohne darum die Zungen zur Ruhe zu verdammen. Man aß hier fast so viel wie man sprach. Am langen Tische lachte man laut über die Kunststücke Okimskis, und in dieses Lachen mischte sich nur ein trauriger Ton, der Ton, von dem Herzen das gebrochen. Aber selbst dieser wurde durch das Essen, das den Mund des singenden Barden füllte, ein wenig gedämpft.

Nach langem Bitten meinerseits, und energischem allgemeinen Protest der Gesellschaft, ging dieselbe doch darauf ein, ihr Spiel wieder aufzunehmen. In diesem Augenblick stand Felicie neben mir und lud mich mit einer Bewegung auf ein abseits stehendes Kanapee. Ein Gegenstand der Unterhaltung war bald gefunden, hatten wir doch einen gemeinsamen Bekannten. Sie setzte sich neben mich hin und begann:

„Ich habe sehr gewünscht, Sie kennen zu lernen, Herr Tarnicki hat mir viel von Ihnen erzählt. Er ist Ihnen ein wahrer Freund."

Sie sagte das freundlich, mich mit ihren großen ernsten Augen ruhig und sicher anblickend. Ich entgegnete, Herr Adam gehöre zu den wenigen Menschen, deren Freundschaft nicht nur freue, sondern auch ehre.

„Sie werden das sicherlich besser und genauer wissen als ich," erwiderte sie.

Froh, von meinem Freunde reden zu können, fing ich an von den mir genau bekannten Bemühungen zu erzählen, die Herr Tarnicki mache, um die Landwirthschaft und die physische und moralische Entwickelung des Landvolkes zu heben, von der Ausdauer, mit der er seine wissenschaftlichen und socialen Ueberzeugungen äußere und verbreite, trotz der Verdrießlichkeiten und Verluste, die er dafür erdulden müsse; von seinem Haus, welches auf

eine ziemliche Strecke in der Runde der einzige Mittelpunkt des Lichtes, des Fortschritts, der Anregung sei.

Je länger ich sprach, desto mehr bemerkte ich, wie sich Teint, Haltung und Blick der zuhörenden Frau belebten und einen Ausdruck annahmen, der deutlich das Gefühl von Glück und Stolz verrieth. Es war augenscheinlich meine Erzählung, die sie so stolz und glücklich machte. Ihre Wangen bedeckte ein leises Roth, ihre Augen strahlten in ruhigem Glanze. Den Kopf mit einer unwillkürlichen Bewegung erhebend, und in enthusiastischer Freude die schönen nervösen Hände faltend, rief sie aus:

„Oh, welch' Glück, daß es solche Menschen auf der Welt giebt!"

Rasch jedoch, und sichtlich geübt ihre Empfindungen zu unterdrücken, beherrschte sie ihren Enthusiasmus und sagte ruhig:

„Ich wußte das Alles schon früher, aber ich kannte es nicht so genau. Ich spreche mit Niemand über Derartiges. Auch ich verdanke Herrn Tarnicki viel. Wir sehen uns selten und sprechen sehr wenig mit einander, und doch haben mir diese Gespräche und die Bücher, die er mir borgt, die Augen über vieles geöffnet, — obgleich — — —"

Sie schwieg nachdenklich und nach einem Augenblick fügte sie, den Blick zur Erde gesenkt, hinzu:

„Obgleich ich nicht weiß, ob es eine Wohlthat ist, Jemandem die Augen zu öffnen."

„Wären Sie eine Anhängerin der heiligen Armuth des Geistes?" fragte ich.

„Nein," antwortete sie rasch, „sicherlich nicht. Ich denke im Gegentheil, daß die Reichen im Geiste, diejenigen, die viel wissen, viel denken, viel fühlen, die Blüthe der Menschheit, vielleicht die ganze Menschheit sind, aber — — — —"

Sie hob den Kopf und schloß lächelnd:

„Aber es scheint mir doch, daß Säuglinge die glücklichsten Geschöpfe unter der Sonne sind. Keine Pflichten, kein Gewissen, keinen Kampf, die vollkommenste Gleichgültigkeit für Alles, was nicht sie selber betrifft, das vollständigste Nichtwissen. Dabei sind immer Arme bereit, die sie umfassen, wiegen und an sich drücken."

Ihre Stimme zitterte ein wenig, aber zu gleicher Zeit lachte sie fast laut.

„Sie werden sagen, daß ich mir selber widerspreche? das ist wahr. Die menschlichen Wünsche und Urtheile sind ja voller Widersprüche. Dieses Mal jedoch wird es mir vielleicht möglich sein, diese scheinbaren Gegensätze zu vereinen. Die Würde des Menschen und sein Glück sind ja zwei verschiedene Sachen. Es scheint mir also, daß die Reichen im Geiste die würdigsten, die Armen jedoch die glücklichsten sind. Nicht wahr?"

Ich wollte antworten, aber vom Preference-Tisch herüber erklang die laute und klagende Stimme der Greisin.

„Fely! Frau Skwierska hat keinen Kaffee."

Sie stand rasch auf und verließ, mich mit einem Neigen des Kopfes um Entschuldigung bittend, das Zimmer. In diesem Augenblick entstand am Nebentisch vor dem Kanapee ein unbeschreiblicher Lärm.

Das Spiel war beendet, die Karte, welche mit der unter einem Cigarrenkasten versteckten ein Paar bildete, fand sich in Herrn Okimskis voller, fetter Hand. Es wurde ihm eine weiße Haube mit großer, breiter Krause aufgesetzt. Fräulein Michaline schmückte ihn eigenhändig mit diesem Putz, wofür er einen flüchtigen Kuß auf ihre Hand drückte. Dann, um zu beweisen, wie heldenhaft er sein Unglück zu tragen verstehe, faltete er die Hände und fing an, mit entsprechenden Körper- und Kopfbewegungen nachzumachen, wie die alten Weiber in der Kirche ihre Gebete plärren. Er machte einer halb betrunkenen Frau nach, und that dies so vorzüglich, daß selbst die Preferencespieler ihr Spiel unterbrachen und ihm zuschauten, und Herr Joseph rief sich zu mir wendend, herzlich lachend:

„Was für ein unschätzbarer Komiker der Herr Ludwig doch ist!"

„Un . . . un . . . unschätzbar," rief auch der Exprofessor, den die vorzügliche Nachahmung der betenden Bettlerin von dem weiten Horizont der europäischen Politik in die Freuden des Familienlebens zurückgeführt hatte. Sein Ausruf verursachte neue Freude. Okimski sprang von Stuhle auf.

„Herr Professor, Sie müssen mit uns spielen!"

„Bitte Onkel, bitte, Sie werden gewiß die Haube vom Herrn Ludwig erben!"

„Oh, si . . . si . . . sicherlich! ich bin doch so muth . . . muth . . . muthwillig!"

„Fely spielt heut nicht mit, und da sind wir so wenig Personen!" Der ganze Haufen überfiel den Professor und zog ihn an den Händen und den Schößen seiner alten Uniform an den Tisch. Als Tante Liniewska die verzweifelte Lage ihres Freundes sah, beschloß sie, sie mit ihm zu theilen. Mit einer energischen Bewegung streifte sie Netze und bunte Wolle von ihren Knien und erhob sich.

„Wartet nur," sagte sie. „Als ich jung war, neckte ich auch gern, vielleicht werde ich noch jetzt die Leute foppen können. Gebt mir einen Stuhl!"

Die Freude über die Theilnahme der beiden Alten am Spiel war eine allgemeine. Man setzte sie nebeneinander, und gleich hieß es: „Onkel und Tante sehen aus wie der Herr Pastor und die Frau Pastorin!"

„Spielen wir ‚Herr Pastor und Frau Pastorin!' ich habe die Pastoren so gerne!" rief Fräulein Michaline mit einem feurigen Blick auf Okimski, der reformirter Confession war.

Gesagt, gethan. In einem Nu wurde aus: „Wer ist der Schalk?" „Herr Pastor und Frau Pastorin".

Felicie brachte Kaffe für Frau Skwierska, hinter ihr erschien das Dienstmädchen mit Körben voll Obst und Stößen von Desserttellern und Messern, die sie auf den verschiedenen Tischen unterzubringen suchte.

„Ach welch' schöne Aepfel!" rief Herr Joseph, ich dachte gar nicht, daß man um diese Jahreszeit noch so schönes Obst bekommt! Aber was würde auch meine Fely nicht finden!"

Da sie eine Apfelsine für seine Mutter schälend, neben ihm stand, küßte er ihr die Hand.

„Das muß man gestehen," sagte darauf Frau Skwierska, „Herr Joseph ist ein selten guter Mann. Für Alles dankt er seiner Frau so hübsch und höflich."

„Fely, eine Fußbank!" klagte die Greisin.

Sie brachte der Mutter eine Fußbank, und kehrte zu mir zurück. Auch ich hatte schon meinen Kaffee getrunken und war beim Obst angelangt. Vom Obst ging das Gespräch leicht auf das Landleben über, und ich erfuhr, daß Felicie auf dem Lande geboren und erzogen worden sei.

„Ich weiß wohl," sagte sie, „daß große Städte nothwendig sind und daß sie auch sehr heiter sein können, aber wozu die kleinen Städte existiren, das ist mir unbegreiflich."

„In dem Dorf, wo ich geboren wurde," erzählte sie nach einer Weile, „erinnere ich mich einer Stelle, die ich vorzugsweise liebte. Es war eine Wiese, nichts als eine niedrige Wiese mit immer grünem Gras, aus dem hier und da rosenfarbiger Klee hervorschaute. An einem Orte wuchs dort —"

„Fely! möchtest Du nicht etwas von dem guten Ratafia bringen? Du weißt schon! Sie werden auch davon nehmen, er ist ganz leicht!"

Ich weiß nicht warum, aber die Schlüssel in der Tasche ihrer Schürze klapperten ziemlich laut, als sie aufstand und herausging. Binnen Kurzem kehrte sie zurück, gefolgt von dem Dienstmädchen, das auf einem Kaffeebrett Ratafia und kleine Gläser trug. Sie goß ihn ein, und reichte ihn den verschiedenen Gruppen der Spielenden. Großmama trank keinen Ratafia, und wünschte ihr Kästchen mit Lakritze. Auch dieses brachte sie. Der Mann küßte ihr wiederum die Hand. Sie kehrte zu unserem Kanapee zurück, und als hätte Nichts ihre Erzählung oder wenigstens ihren Gedankengang unterbrochen, fuhr sie fort.

„Dort wuchs eine Gruppe sehr alter Erlen, unter denen es am heißen Sommervormittag so still war wie im Himmel. Nur die Goldamseln pfiffen. Und jetzt noch, wenn ich die Augen schließe, sehe ich die alte, schiefe Erle vor mir, und mir ist, als höre ich das Pfeifen der Goldamseln. Haben Sie noch nie solche Hallucinationen gehabt? Ich sehr häufig, und am häufigsten, wenn ich müde bin. Dann brauche ich nur die Augen zu schließen, und sofort sehe ich verschiedene Bilder und Gesichter .... rasch, unglaublich rasch erscheinen und verschwinden sie. Aber manchmal erscheint ein Gesicht so deutlich und bleibt so lange vor meinen Augen stehen." — — —

Im Salon wurde es dämmerig und still. Der Hausherr und seine Mutter waren am Preferencetisch eingeschlafen, oder eigentlich eingeschlummert auf denselben Sesseln und fast in denselben Stellungen, in welchen sie früher

gespielt hatten. Die Greisin hielt sogar noch die Karten fächerartig in der Hand, welche jedoch nach und nach aus ihren Fingern glitten. Herrn Josephs Karten lagen schon längst halb auf seinen Knieen, halb auf der Erde, und er schnarchte leise. Frau Skwierska und die Gymnasiasten waren verschwunden, und in den Ecken hörte man gedämpftes Flüstern. Die Tante und der Onkel flüsterten von den guten alten Zeiten, Fräulein Michaline und Herr Okinski davon, ob beim Heirathen eines vierzigjährigen Mannes das Herz, die Leute oder der Teufel die Hauptrolle spiele, Fräulein Emilie und Herr Theophil erörterten die Frage, ob unerwiderte Liebe tödte oder nicht? Auf diese vier Paare, wie auch auf die Tische, welche voll von auseinandergeworfenen Karten, leeren Gläsern, Gläschen, Töpfchen, Kuchenresten, Obstschalen und schmutzigen Messern waren, senkte sich langsam eine graue Wolke, gebildet von Cigarren- und Cigarrettendampf und von dem durch die drei großen Fenster hereindringenden Nebel.

„Haben Sie einmal das Dorf gesehen, in dem Herr Tarnicki wohnt?" fragte mich leise die neben mir sitzende Frau.

Ohne meine Antwort abzuwarten, frug sie weiter:

„Haben Sie nicht auch das Gefühl, daß Sie den Ort kennen lernen möchten, wo Menschen wohnen, die Ihnen mehr sind, als die Secunden, die diese Uhr so monoton, so eintönig schlägt?"

Ich antwortete nicht sogleich. Unwillkürlich horchte ich auf das Ticken der in der Ecke des Salons stehenden Uhr. Auch sie hörte hin.

„Werden Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß man im Herzen eine traurige Freude haben kann, welche in der Dämmerstunde, wenn es stiller um uns wird und wir Nichts zu thun haben, sich wie ein goldener Faden durch diese Secunden schlingt?"

Einer unserer Humoristen sagt irgendwo sehr witzig, wer die Achtbarkeit seines Helden nach einem anderen Ort übertragen lassen wolle, müsse zu diesem Zweck einen besonderen Waggon miethen, so groß wäre dieselbe. Ich dachte manchmal, um die Achtbarkeit der Familie Olinski zu übertragen, müsse man einen ganzen und langen Güterzug haben, so viel war ihrer da. Ich täuschte mich nicht, als ich auf den ersten Blick urtheilte, Frau Franziska Olinska sei eine gute und gottesfürchtige Matrone. Ich erfuhr später, ihr langes Leben sei einem Thautropfen zu vergleichen, auf dem nur ganz wenig Staub des Weges sich angesetzt. Sie war erst Tochter, dann Frau, dann Mutter, dann Großmutter gewesen, hatte jede damit verbundene Thätigkeit regelrecht erfüllt, alle die Ihren genügend geliebt, und war von ihnen genügend wieder geliebt worden, hatte weder moralische, noch materielle Katastrophen durchgemacht, und auch jetzt, bei ihrem Sohne wohnend, lebte sie von ihren eigenen Fonds, die zwar nicht groß, aber immerhin genügend waren.

Und ihr Sohn, Herr Joseph? Er war seiner Mutter ungemein ähnlich. Dieselben gewöhnlichen, aber angenehmen Gesichtszüge, dieselbe

Reinheit des Lebenswandels und das Regelrechte der Gefühle. Er hatte niemals Jemanden gekränkt, und Jedem nach Möglichkeit kleine Gefälligkeiten zu erweisen gesucht. Jeden Sonnabend vertheilte er einen Rubel, den er erst in einzelne Groschen umgewechselt hatte, unter Arme, und die vollkommenste Zufriedenheit mit seinem Leben und der Lage, die ihm zu Theil geworden, machte ihn sanft und heiter. Zwar hatte ich mehrere Male gesehen, wie er unter dem Einfluß einer kleinen Sorge oder Verdrießlichkeit sich voller Ungeduld hin und her warf, wie ein Gefangener, der an seinen laut klirrenden Ketten rüttelt. Oder er weinte auch ein wenig. Da ihn aber selbst kleine Aergernisse selten trafen, war die heitere Güte sein normaler Zustand geblieben.

Um die Tugenden und Eigenschaften dieser zwei Hauptpersonen gruppirten sich diejenigen der anderen Mitglieder der Familie. Am meisten rührte mich immer die Freundschaft und Ehrerbietung, die der Exprofessor Choimski der sanften und sehr armen Tante Liniewska bewies. In diesen Freundschaftsbezeugungen lag sehr viel Zartheit und Herzensgüte, denn sie entsprangen hauptsächlich der Rücksicht auf die Armuth der Tante, und auf ihre Stellung, welche die schwierigste im Hause war. Sie war ihm herzlich dankbar dafür, was auch etwas auf dieser Welt bedeutet, und es schien mir sogar, als ob das zwischen diesem Paar herrschende Gefühl wärmer wäre als es bloße Freundschaft zu sein pflegt. Ich konnte auch nie den Gedanken abwehren, daß die Zeitungsmanie des Herrn Alois einer Wißbegierde entspringe, welche die Geschicke der Welt in ihm weckten, und die Manie zu Handarbeiten der Tante Liniewska schrieb ich ihrem guten Willen zu, dem Hause, in dem sie ein Unterkommen gefunden, ihre Dankbarkeit zu beweisen. Die jungen Damen dagegen, Michaline, und Emilie fühlten zwar nicht im Geringsten das Bedürfniß, irgend Jemand einen Gefallen zu erweisen, sie wollten aber auch Niemandem schaden, und für viele Leute muß das auch genug sein. Sie hatten nur den Wunsch, zu gefallen und zu heirathen, und bis dahin wollten sie, je nach der momentanen Stellung, die sie einnahmen, ungestört und bequem auf Kanapees, Chaiselongues und Fauteuils sitzen können. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die täglichen Zerstreuungen und Vergnügungen der Familie vollkommen harmloser Art waren, und nur ausgesprochen schlechter Wille konnte in ihnen etwas Unrechtes, oder auch nur Schädliches sehen.

Oder kann es etwa Unrecht sein, wenn man seine Zeit bis Mittag zwischen Schlafen, Essen und Trinken eintheilt? den Nachmittag mit Preference, Gesellschaftsspielen, Kunststücken mit Karten und Messern, Hersagen von Gedichten vom gebrochenen Herzen, und Streitigkeiten über die rothe oder gelbe Rose einer Stickerei verbringt? den Abend wiederum mit Trinken, Essen und gemüthlichem Plaudern? Die Hausfreunde stimmten zu dem Tone des Hauses. Es war unter ihnen Allen keine einzige mit einer Todsünde belastete Seele. Selbst Klatschen brachten sie nicht mit, und niemals hörte man dort ein Verdammungsurtheil, mochte der Grund davon

auch darin zu suchen sein, daß sie überhaupt nie ein Urtheil über irgend etwas fällten, das sich außerhalb ihrer vier Wände befand.

Und doch konnten diese ruhigen und achtbaren Leute, die über Nichts und Niemand ein Urtheil fällten, es nicht verhindern, daß man verschiedene Ansichten über sie aussprach. Eines Tages, als mir der junge Theophil Siekierski begegnete, frug er mich:

„Haben Sie bemerkt, wie wenig Seele bei Olinskis im Hause zu finden ist?"

Die Bemerkung war ziemlich treffend und originell. Um jedoch die Summe der Seele in Herrn Theophil selber auf die Probe zu stellen fragte ich:

„Und Fräulein Emilie?"

„Oh gnädige Frau," rief er aus, „das ist die einzige Person unter ihnen mit höherer geistiger Flugkraft!"

„Wie," sagte ich, „und Frau Felicie. Die ist doch sehr hübsch!"

„Nicht so hübsch und nicht so jung wie Fräulein Emilie," erwiderte der nach Seele Forschende, und der Bewunderer höherer, geistiger Flugkraft.

Etwas anders schilderte sie Adam Tarnicki, als wir einst zusammen die Wohnung von Olinskis verließen.

„Wenn Sie diese Menschen ansehen," sagte er, „errathen Sie manchen der Hauptgründe des traurigen ökonomischen Zustandes, in dem unser Land sich befindet?"

„Es wird mir genügen," erwiderte ich, „wenn ich das ökonomische Geheimniß dieses einen Hauses errathe. Das Unverhältnißmäßige der Production und Consumtion ist mir unbegreiflich."

„Leider!" seufzte Herr Adam, „ich hab's verstanden, eine der traurigsten Erscheinungen der Erde hat's mir erklärt."

„Darf man fragen, welche?"

„Die Intelligenz im Dienste bei . . . "

Er blieb plötzlich stehen, und reichte mir die Hand zum Abschied Mir war als führe ein zorniger Blitz aus seinen Augen.

„Das ist wahr!" rief ich aus, „Frau Felicie ist die Intelligenz, welche . . . "

„Sprechen Sie nicht weiter, „unterbrach er mich fast heftig, „und sprechen wir nie über diesen Gegenstand. Es giebt Gefühle und Gedanken, denen man mit Worten nicht nahe kommen darf, sie könnten sonst wie die Saite eines Instruments zu singen und klingen anfangen, und vergessen, daß sie zu ewigem Schweigen verdammt sind."

„Aber das Schweigen ist schwer," sagte ich.

„Trauern Sie nicht darüber; ergreifen Sie lieber die Gelegenheit und lernen Sie, wie man ein schweres Leben erträgt."

In der That, es war ein schweres Leben; schwer in jeder Secunde, deren Verstreichen die Uhr in der Ecke monoton tickend ankündigte.

Zu Anfang, wenn ich beobachtete, wie sie vom Morgen bis zur Nacht rechnete, kaufte, räumte, sparte, kam wenn sie gerufen wurde, reichte was man wünschte, Gesellschaftsspiele und Preference spielte, den Kunststücken zusah, die Gedichte anhörte, die beiden Knaben unterrichtete und erzog — fruchtlos, denn die Atmosphäre des Hauses verdarb ja immer wieder ihre Arbeit — fragte ich mich mit Staunen: wie kann ein menschliches Wesen seinem eigenen Willen so ganz, so absolut entsagen. Dann jedoch als ich sie näher kennen, und an den Bewegungen der Züge und dem Aufblitzen der Augen ihre Gedanken errathen lernte, dachte ich häufig, sie besitze einen ungewöhnlich festen Willen. Einmal, als wir schon intime Freundschaft geschlossen hatten, sagte sie mir:

„Ich war allein auf der Welt, hatte nichts und Niemand. Das ist meine Familie, ihr verdanke ich Alles."

Manchmal verrieth ein Zucken der Brauen oder ein krampfhaftes Zusammenziehen des Mundes die innere Unruhe. Aber einmal nur sagte sie halblaut, sich in einem solchen Augenblick zu mir setzend:

„Wenn ich an ein Paradies glaubte, dann wäre es mir ein solches, wo man nicht ißt, nicht trinkt und keine Gesellschaftsspiele spielt."

„Aber was thut man sonst dort?" fragte ich scherzend.

Sie wurde nachdenklich, dann aber antwortete sie rasch und mit einem kurzen Lachen:

„Weiß ich? Mögen doch diejenigen vom Paradies erzählen, die es kennen, und vielleicht einmal dort waren."

Welches Vergnügen hatte sie nun aber für sich? Sie las nicht viel, manchmal früh zwischen den Vorbereitungen zum Mittag und dem Auftragen des Thees, manchmal Abends zwischen Kaffee, Nachmittagsvergnügungen und Abendbrot, am häufigsten des Nachts.

„Joseph sieht's nicht gern, wenn ich lese," erzählte sie mir, „und um Nichts in der Welt möchte ich mit ihm streiten oder ihn betrüben. Zum Glück schläft er so fest und tief, daß er selbst dann nicht aufwachen würde, wenn ich in einem Anfall von herzlichem Lachen neben ihm stürbe."

Eines Tages als ich das Haus betrat, fand ich es ausnahmsweise leer, und Felicie am Clavier. Als sie mich erblickte, rief sie mir zu:

„Sie sind Alle zum Nachmittagsgottesdienst gegangen, Joseph mit seiner Mutter, der Onkel mit der Tante, Herr Okimski mit Michaline und Herr Theophil mit Emilie. Frau Skwierska wünschte zwar, daß ich sie begleite, da ich aber entschieden ablehnte, ging sie allein und so kann ich ruhig Clavier spielen."

Sie hatte keine sehr große Fertigkeit im Spiel, da es ihr immer sowohl an Zeit wie an Mitteln gefehlt hatte, dieselbe zu erwerben, aber ihr Spiel trug das Gepräge der Begeisterung und eines nicht gewöhnlichen Talents. Sie war fast Künstlerin.

Während der letzten Monate hatte ich Adam Tarnicki nur einige Male bei Olinskis gesehen. Seine Besuche waren selten und kurz; kaum daß sie sich über eine Stunde ausdehnten; aber er brachte immer einen frischen Lufthauch mit, einen Widerschein neuerer, weit, weit von diesem Hause entfernter Welten. Selbstverständlich sprach er hier nur von gewöhnlichen, alltäglichen Dingen, aber ich hatte schon häufig Gelegenheit, zu bemerken, daß das Gespräch eines gebildeten intelligenten Menschen über Wind und Wetter mehr unterhält und den Geist erfrischt, als die Auseinandersetzung eines Dummkopfes über Philosophie. Nun ist es ja allbekannt, daß es Lagen giebt, in denen der Gebildete und Intelligente von Wind und Wetter sprechen muß und eine gewisse Art von Dummköpfen gerade über Philosophie discutirt.

So oft er den Saal betrat, blieb Felicie mehrere Secunden hindurch wie eingewurzelt an dem Orte stehen, wo sie sein Eintreten gefunden. Dann jedoch ging sie rasch auf ihn zu, und wenn sie ihm mit einer herzlichen Geberde der Begrüßung beide Hände entgegenhielt, glänzten ihre Augen, die sie zu seinem Gesicht emporhob, voller Glück. Er schien hier auch heiterer zu sein, als irgendwo anders. Jedoch nicht lange. Alle fühlten sich verpflichtet, einen Gast wie Herrn Adam zu unterhalten — und sie unterhielten ihn auch. Felicies Stimme vernahm man am seltensten in diesem Chor, am lautesten die stotternde Sprache Choimskis, der Herrn Adam seine politischen Hypothesen auseinandersetzte und ihn dabei im Eifer des Gesprächs den Fenstern des Saales immer näher brachte.

Manchmal verfloß eine ganze Stunde in dieser Weise, und Gast und Hausfrau, getrennt durch den ganzen Raum des Zimmers, versuchten nicht sich einander zu nähern; sie schienen es auch gar nicht zu wünschen. Nur nach und nach schwand aus ihren Zügen das Glück, und aus seinen die Heiterkeit. Dann, unmittelbar vor dem Weggehen, unterhielt er sich mit ihr fünf oder zehn Minuten laut in Gegenwart Aller von einem Buch, einem Musikstück oder irgend einer Angelegenheit draußen in Gottes schöner Welt. An diesem Gespräch nahmen die Andern aber niemals Theil, sie merkten auch nicht, wie zwei Paar Augen sich fest und tief in's Gesicht sahen, und wie es über sie kam, wie ein plötzliches Erwachen. Felicie wandte sich um und begann schnell wieder zu sprechen und zu lachen, Herr Adam griff nach seinem Hut und empfahl sich. Nach vielen Wochen kam er wieder einmal.

Bei einem dieser Besuche, als er mit einem witzigen Einfall das Gespräch mit Fräulein Emilie, die ihn fragte, ob er schwarze oder blaue Augen vorziehe, abgebrochen hatte, bat er Felicie, ihm etwas vorzuspielen. Ich glaubte, dieses Ersuchen entspringe der Sehnsucht, einmal wenigstens bei den Klängen der Musik mit ihr allein sprechen zu können. Ich weiß nicht, ob derselbe Gedanke nicht auch Felicie durch den Kopf fuhr, denn sie sah ganz verwirrt aus und blieb sitzen.

Nach kurzer Zeit jedoch stand sie auf und ruhig, ein Lächeln auf den Lippen, aber Flammen in den Augen, trat sie an's Clavier. Herr Joseph, der auf Herrn Tarnickis Bitte die Partie zu Ende spielte, lächelte zufrieden und drehte seinen mächtigen Schnurrbart. Es schmeichelte ihm sichtlich, daß seine Frau im Stande war, einen so geistvollen Gast zu amüsiren.

Sie setzte sich an's Clavier und spielte. Er blieb in ihrer Nähe und sein Blick hing an ihrem Kopfe, dessen Haar in den Sonnenstrahlen goldig erglänzte. Sie spielte lange und kein Wort fiel zwischen den Beiden. Aber Felicies Spiel wurde immer langsamer, singender, schwächer, bis es schließlich ganz verstummte. Ihre Hände glitten vom Clavier herab und rasch, mit gesenktem Haupt, verließ sie das Zimmer. Als sie nach einigen Minuten zurückkehrte, war Herr Adam schon fort. Da er Eile hatte, noch heute auf's Land zurückzukehren, hatte er mit Lächeln und allseitigen Verbeugungen Abschied genommen, nachdem er noch Fräulein Michaline sehr höflich ersucht hatte, ihn bei ihrer Schwägerin zu entschuldigen. —

Und die Uhr steht immer noch in der Ecke und tickt eintönig und monoton ihre Secunden; und dieser Klang ist vielleicht einer von den unsichtbaren Wegen, auf welchen die Erinnerungen zu uns geflogen kommen!

Als ich eines Tages zu Olinskis kam, schien mir Felicie sehr verändert. Ihr Gesicht verrieth eine geheime Erregung, die Augen blickten tiefer und glänzten heißer als sonst.

Bei meinem Eintreten rief Herr Joseph:

„Eine merkwürdige Sympathie besteht doch zwischen Ihnen und Herrn Tarnicki. Michaline hat heute Einkäufe in der Stadt besorgt und da ist sie ihm begegnet. Er sagte, er würde Nachmittag bei uns sein.“

„Es ist das erste Mal, daß er sich anmeldet,“ bemerkte Michaline, „sonst kommt er immer ganz unerwartet.“

„Er ist ein ehrenhafter und vernünftiger Mensch,“ rief Herr Joseph, „o sehr vernünftig!“

„Ein vermögender und achtbarer Bürger,“ fügte seine Mutter hinzu.

„Und sehr hübsch“, ergänzte Fräulein Emilie, „obgleich er blond ist, und ich im Allgemeinen,“ fügte sie mit einem Seitenblick auf Herrn Theophil hinzu, der brünett war, „blonde Männer nicht gern habe.“

Felicie setzte sich mit einer Handarbeit an den größeren Tisch, aber die Arbeit entfiel bald ihrer Hand und blieb auf ihren Knieen liegen.

„Ach, was für Kopfschmerzen habe ich heute!“ flüsterte sie Fräulein Emilie leise zu, so leise, als schäme sie sich ihrer Klage.

„Ich werde sie auch bald haben, ich fühle schon einen Druck in den Schläfen,“ erwiderte das junge, rothwangige und gesund gebaute Fräulein.

Es war die Zeit des allgemeinen Kaffeetrinkens. Es wünschte wieder Jemand etwas Besonderes. Mit einer etwas mißmuthigen Bewegung hob Felicie den Kopf und wandte sich an ihre Schwägerin:

„Ich bitte Dich, Michaline, vertritt mich heute."

Das Fräulein, das neben ihrem Freier oder auch nur Anbeter saß, erhob sich vom Kanapee, aber so träge und unlustig, daß Felicie sie mit einer leisen Berührung ihrer Hand und einer Bewegung des Kopfes zurückhielt und selber hinauseilte.

„Frau Felicie ist wirklich unermüdlich," sagte ich zur alten Frau, mich neben sie setzend.

„Sie ist eine recht brave Frau," erwiderte sie zerstreut, die Karten zum Preference-Spiel weiter mischend, „recht gut!"

Herr Joseph protestirte lebhaft.

„Wie, Mama, recht brav? Das ist ein Engel, aber keine Frau. Man muß wirklich solches Glück in Allem haben wie ich, um es zweimal so gut zu treffen. Meine erste Frau war auch ein Engel. Ich verlor sie. Das Haus blieb ohne Hausfrau, kleine Kinder ohne Mutter. . . . Und jetzt habe ich wieder so eine gute, ehrenhafte, arbeitsame Frau — nun, Gott sei Dank!"

Unwillkürlich fiel mir Feliciens Bemerkung über die Säuglinge ein, die immer zum Schutz bereite Arme in ihrer Nähe finden.

Nach einer Weile fragte ich sie: „Was fehlt Dir heut?"

„Ich weiß nicht," erwiderte sie, „ich habe manchmal Tage, an denen ich matt bin, wie ein Kind, das sich müde geweint hat!" und lächelnd fügte sie hinzu: „Aber das geht vorüber!"

Es war das erste Mal, daß ich es wagte, ihre persönlichen Angelegenheiten und Gefühle zu berühren.

„Fühlst Du Dich nicht manchmal erbittert und gekränkt?" fragte ich zögernd.

Sie schaute mich verwundert an.

„Erbittert?" fragte sie, „warum? Hat mir denn Jemand was zu Leide gethan? Sind denn die Menschen schuld daran, daß ich gerade so bin und nicht anders? Wäre ich ihrer Hände Werk, sie hätten sich vielleicht erbarmt und mich nicht mit Dingen gequält, die für mein Leben ganz unnütz sind. Aber sie haben mich nicht geschaffen.

Man rief sie zum Gesellschaftsspiel. Sie stand auf, ich hielt sie jedoch zurück.

„Wozu legst Du Dir diesen Zwang auf, der doch so ganz zwecklos ist?"

„Es ist ganz gleich," erwiderte sie rasch und ihre Augenbrauen zuckten. „Ganz gleich!"

Kaum hatte das Spiel begonnen, als Herr Adam eintrat. Ich bemerkte, daß auch er heute nicht ganz so aussah, wie sonst. Es giebt schon

solche Tage, an denen den Menschen alles schwerer fällt und sich schmerzlicher, stürmischer gestaltet.

Felicie und er begrüßten sich sonderbar kühl und ungewöhnlich förmlich. Wenn die Flamme auflodert und um sich greift, dachte ich, suchen wir Bollwerke zwischen sie und uns zu schieben.

Nach kurzem Gespräch mit Herrn Joseph und seiner Mutter bat Tarnicki, sie möchten doch die mit Frau Skwierska begonnene Partie fortsetzen, und geschickt zwischen dem Exprofessor, der ihn mit seiner Politik angeln und Fräulein Emilie, die ihn in das Netz ihrer Blicke und scherzenden Fragen locken wollte, lavirend, gelangte er hinter Feliciens Stuhl. Sie hielt die Karten fächerartig in der Hand und suchte sorgfältig die Paare zusammen.

„Ein interessantes Spiel!“ sagte Tarnicki mit großem Ernst.

„Sehr interessant!“ erwiderte Felicie lächelnd und in ihren Augen erglänzten Thränen.

„Wir bitten mitzuhalten!“ erklang's im Chor.

Er verneigte sich höflich.

Ich bitte um Entschuldigung, aber ich habe eben ein Buch mitgebracht, das Frau Felicie gewünscht hat, und wollte vorschlagen, daß wir die Illustrationen zusammen durchsehen. Der reinste und großartigste Doré.“

Ich sah, daß sie zitterte.

„Sogleich!“ rief sie mit ihrer Silberstimme. „Jetzt kann ich aber nicht weggehen, ohne das Spiel zu verderben. Ich werde nur die Partie zu Ende bringen.“

Er kreuzte die Arme über der Brust, und hinter ihrem Stuhl stehen bleibend, prophezeite er Fräulein Emilie, diesmal werde sie der Schalk sein, und ihren Kopf mit einem Männerhut zieren müssen. Es kam in der That so, und um den Tisch entstand Lärm und Gelächter. Die Karte ohne Partner blieb in Emiliens Hand und auf ihrem Kopf befand sich der Hut von Herrn Theophil, der ihr sehr gut zu Gesicht stand.

Felicie stand auf, Tarnicki nahm das Buch, das er mitgebracht hatte, vom Tisch.

Von meinem Sitze aus konnte ich beobachten, wie sie sich im Nebenzimmer, dem sogenannten Cabinet, an's Fenster stellten und wie Felicie, das große und schöne Buch in der Hand haltend, langsam die Blätter umwendete.

Diesmal unterhielten sie sich mit einander. Bruchstücke des Gesprächs drangen sogar bis zu mir. Sie sprachen von der „Göttlichen Komödie“, von Dante und von dem genialen Zeichner, dessen Werke voll düsterer Phantasie sie mit gesenkten Blicken betrachteten, bald erklärte oder erzählte er ihr etwas, und schwieg plötzlich; sie antwortete, fragte, las eine oder die andere Strophe des Gedichtes laut vor und in der Mitte des Satzes, der Strophe, schwieg sie ebenfalls. Ein Strahl der untergehenden Sonne fiel auf sie und so stand sie da, in dieser warmen, goldigen Beleuchtung. Er etwas im Schatten,

die Stirne bleich, die Brauen zusammengezogen, die Augen nicht mehr auf das Buch, sondern auf ihr Gesicht geheftet, das vom blendenden Sonnenlicht übergossen, aber unbeweglich wie Marmor war. In diesem Augenblick reichten sie sich die Hände zum Abschied. Lächelnd wechselten sie noch einige Worte mit einander, ich glaube sogar, sie lachten bei Erwähnung eines gemeinsamen Bekannten. Dann verabschiedete sich Tarnicki höflich, ja sogar freundlich von der im Salon versammelten Gesellschaft und einmal warf er, schon auf der Schwelle, noch einen Blick in das Cabinet hinein, in dem er vor einem Augenblick mit Felicie gesprochen hatte. Mit dem Hut in der Hand blieb er stehen, als erwarte er etwas. Ich beobachtete ihn aufmerksam. Die Saite, von der er einst gesprochen, mußte an diesem Tage sonderbare wirre Lieder in ihm tönen. Aber außer ihm hörte sie Niemand.

Eine halbe Stunde später schlummerten, oder richtiger schliefen Herr Joseph und seine Mutter am Preferencetisch. Seine Karten lagen schon auf der Erde, die ihren entfielen ihrer Hand langsam und allmählich. An dem einen Fenster hielten Frau Skwierska und Tante Liniewska ein Deckchen an ihren vier Ecken in der Hand und stritten halblaut aber sehr eifrig über Form und Farbe der Rosen oder Arabesken. Am andern Fenster lachten und kicherten die beiden Gymnasiasten. Zu beiden Seiten des größeren Tisches flüsterten die beiden Paare, das junge und das nicht junge. Und auf Tischen und Fenstern standen Gläser, Gläschen, Töpfchen, lagen Ueberreste von Kuchen und ganze Berge von Obstschalen.

Ich ging hinaus, um Felicie aufzusuchen.

Sie saß in Thränen aufgelöst, mit glühendem Gesicht im Hintergrund des Cabinets. Es war das erste und letzte Mal, daß ich sie weinen sah. Es war ein leises, trauriges, trostloses Weinen. Ich wollte mich entfernen, aber sie bemerkte mich und winkte mir näher zu treten. Sie ergriff meine Hand, lehnte sich an meine Schulter, und mit fieberndem Gesicht und erregter Stimme begann sie zu sprechen:

„Ich weiß nicht, wirst Du es ein Unrecht oder ein Unglück nennen, aber ich kann es nicht aus meinem Herzen reißen. Ich weiß auch nicht, ob es Wahnsinn oder Vernunft ist, aber wir werden nie mit einander darüber sprechen, nie, nie nie — niemals auch nur mit einem Worte es erwähnen.“ Sie drückte beide Hände auf das klopfende Herz, um ihr Schluchzen zu unterdrücken, und mit einer hastigen Bewegung trocknete sie die Thränen, die ihr Gesicht von Neuem überströmten. Immer rascher und immer leiser sprach sie:

„Ich will nicht, daß ein Wort von ihm oder von mir unsere reinen Erinnerungen trübe, so rein sind sie und stehen doch wie ewig festgebannt vor meinen Augen. Augenblicke wie Blitze und wie sehnsüchtig, ach, wie sehnsüchtig erwarte ich sie! In acht, in vierzehn Tagen — übermorgen — morgen. Und sie entfliehen ohne Klang und dann kommen sie wieder, und wieder, und so wird es immer — so muß es ewig bleiben!“

Sie fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht. Nach und nach gelang es ihr, sich zu beherrschen, und man sah, daß sie über Etwas nachdachte. Dann faßte sie wieder meine Hand und sprach, diesmal jedoch langsam und mit Ueberlegung:

„Höre! es giebt ja nicht viele Menschen in der Welt, denen es vergönnt wäre, sich ihr Loos selber zu wählen. Fast Allen drückt ein gewisses Etwas, das nicht unser Wille und unsere eigene Wahl ist, Spindel und Knäuel in die Hand, und wir müssen dann den langen Faden des Lebens fortspinnen. Die Fäden aber sind gar verschiedenfarbig. Grau ist die Farbe des meinigen. Nicht ein rosiges Streifchen ist darin zu finden, aschgrau sind alle Schattirungen."

Sie lächelte mit zitternden Lippen, und mit einer energischen Bewegung richtete sie sich auf.

„Aber das thut nichts! Ich werde schweigen, und mit reinem Herzen und reiner Stirne weiter spinnen — bis an's Ende!"

„Und der goldene Faden, von dem Du mir einst gesprochen?"

Fest, sehr fest drückte sie meine Hand und erwiderte:

„Dieser goldene Faden blitzte einmal, unerwartet, ungerufen vor meinen Augen auf. Er erglänzte hoch über meinem grauen Gewebe und wird immer dort bleiben. Er leuchtet von oben — wie ein Sonnenstrahl. Und wenn ich sehr müde bin und sehr traurig, dann hebe ich die Augen zu ihm empor, und das giebt mir wieder etwas Kraft und Ruhe."

Während sie so sprach, blickte sie in die Höhe, und erhob die gefalteten Hände wie zum Gebet. Und zwei stille lautlose Thränen flossen ihre Wangen herab. Nach einer Weile jedoch, die Augen mit beiden Händen bedeckend, begann sie wieder ganz leise:

„Denn das Bewußtsein, daß ein guter, schöner, großer Mensch manchmal herzlich und mit Sehnsucht an uns denkt — und manchmal von einem unermeßlichen aber unmöglichen Glück träumen — ist das nicht eine große und doch traurige Freude?"

Nach einem Augenblicke fügte sie hinzu: „Das ist meine einzige Freude auf dieser Welt!"

Ich streckte die Arme aus, um sie zu umfassen und an mein Herz zu drücken, ich wollte ihr Vieles, Vieles sagen — aber auf der Schwelle des Cabinets erschien der Exprofessor; die Zeitung mit beiden Händen haltend, näherte er sich uns lebhaften Schrittes, setzte sich neben uns und begann:

„Eine wich—wich—wichtige Nachricht! Aus dem Ver—Ver—Verlauf der eu—eu—europäischen Verhandlungen kann man sch—sch—schließen, daß die Ge—Gesandten in Kon—Kon—Konstantinopel von der Pforte Nach—Nach—Nachgiebigkeit zu Gun—Gun—Gunsten Griechenlands erwarten."

Kurze Zeit darauf führten mich verschiedene von mir unabhängige Verhältnisse in eine andere Gegend. Olinskis und Tarnicki verschwanden aus meinem Gesichtskreis, und lange wußte ich nicht, wie es ihnen erging. Erst einige Jahre nach meiner Entfernung aus Ongrod erhielt ich von Herrn Adam einen Brief, worin mich derselbe benachrichtigte, er thue endlich das, wozu ich ihm so eifrig gerathen, er heirathe. Die Frau seiner Wahl war mir ganz unbekannt.

Nachdenklich hielt ich den Brief in der Hand. War er ein Zeugniß, daß Herr Adam endlich gesehen, gefunden, erkannt hatte? Ich glaube kaum Man kann nie mit Sicherheit behaupten, daß eine Thatsache das beweist, was sie zu beweisen scheint. Es war zufällig eine Zeit, ein Augenblick, eine Gelegenheit gekommen. Alltäglich und natürlich.

Und wieder verfloß eine geraume Zeit — zwei oder drei Jahre — als mich der Zufall mit Herrn Theophil Siekierski, dem einst täglichen Gaste von Olinskis zusammenführte. Hastig erkundigte ich mich vor Allem nach Frau Felicie, und unwillkürlich an das von Herrn Theophil vorgetragene Gedicht „vom gebrochenen Herzen" denkend, faßte ich meine Frage in zwei Worte zusammen:

„Lebt sie?"

„Natürlich, sie lebt so wie früher," antwortete Herr Theophil.

„Sehr natürlich."

Goethe und Wetzlar.

Von

Adolf Lindenborn.

— Wetzlar. —

Es war am 2. October des vorigen Jahres, als die in dem benachbarten Gießen tagende 38. Philologenversammlung in corpore das alte Wetzlar aufsuchte. Diese altberühmte Stadt trägt heute einen gegen früher wesentlich verschiedenen Charakter; sie zehrt zum großen Theil von einer ruhmreichen Vergangenheit. Die Zeiten des weiland Reichskammergerichts sind vorüber; bei der vor einigen Jahren stattgehabten Neuvertheilung der Gerichte ist bezüglich des Ortes für ein Landgericht der nassauischen Stadt Limburg der Vorzug vor Wetzlar eingeräumt worden; das Rheinische Jägerbataillon Nr. 8, welches lange Zeit in der Stadt garnisonirt hatte, wurde nach den Kriegsjahren 1870/71 weiter nach Westen in das Elsaß vorgeschoben. So ist denn der Stadt nur das Gymnasium geblieben, die vielen mit Rotheisenstein befrachteten Wagen, welche die Stadt täglich passiren, gewähren ein lebendiges Bild modernster Industrie.

So war es denn naturgemäß, daß der Philologentag bei seinem Abstecher, den er nach Wetzlar unternahm, ganz vorwiegend den Goethe-Stätten seine Aufmerksamkeit zuwandte und in den Spuren des Altmeisters wandelte. Was die Stadt an der Lahn nach dieser Seite hin bietet, darüber soll hier Bericht erstattet werden von einem Referenten, der Wetzlar nicht erst von gestern her kennt, und der es sich zur Aufgabe machen wird, auf Grund seiner Kenntniß der Verhältnisse nach Kräften genaue Daten hier mitzutheilen. Die Kenner der Goethe-Literatur wissen, daß zwei Bücher vor Allem Aufschluß über die Anwesenheit Goethes in der in Rede stehenden Stadt und über die Entstehung von und die Thatsachen in Werthers Leiden darbieten, nämlich aus früherer Zeit die Schrift von A. Kestner: Goethe und Werther, 2. Auflage, 1855, und aus neuester Zeit das Buch von Wilhelm Herbst, zuletzt Professor in Halle: Ueber Goethe und Wetzlar. 1882. Herbsts Vater war Gymnasial-Oberlehrer in der Lahnstadt; die Zustände und Verhältnisse daselbst waren deshalb dem auch sonst um die Geschichte der deutschen Literatur hochverdienten Manne von Jugend auf vertraut. Man kann unbesorgt sich auch hier seiner bewährten Führung überlassen.

In dem Archiv des Reichskammergerichts, zu welchem in entgegenkommender Freundlichkeit Archivar Dr. Göcke den Zutritt gewährt, findet sich, soweit bekannt geworden, nur eine einzige Zeile von Goethes Hand: am 25. Mai 1772 trug er seinen Namen in das Register der Praktikanten ein. Von wie vielen Goethe-Forschern und -Verehrern mag diese eine Zeile schon in genauen Augenschein genommen worden sein! Der Dichter schreibt seinen Namen so, wie er heutzutage stets geschrieben wird: Goethe. Seine Vorfahren in Frankfurt zeichneten sich Göthe, wie wir noch ganz vor Kurzem in einer Klageschrift (sie ist im Besitz des durch seine archivalisch-geschichtlichen Kenntnisse bekannten, sehr unterrichteten Pfarrers Allmenröder zu Oberbiel bei Wetzlar) eines Ahnen des Dichters gegen das Frankfurter Haus Textor selber gelesen haben. Daraus geht hervor, daß dieselben Familien, welche sich später im Lauf der Geschichte verwandtschaftlich nahe treten sollten, seiner Zeit mit einander in gerichtlicher Fehde lagen.

Die Stadt Wetzlar hat vor einigen Jahren an den aus Goethes Leben und Aufenthalt im Sommer 1772 bekannt gewordenen Wohnungen Tafeln mit den nöthigen Inschriften anbringen lassen, so daß es dem Goethefreund leicht gemacht ist, diese Stätten resp. Häuser aufzusuchen. Die Wohnungen von Goethe, Jerusalem, Lotte Buff u. s. w. haben jedenfalls im Laufe der Zeit verschiedene Aenderungen erfahren, und es dürfte genügen, von außen sich die betreffenden Wohnungen anzusehen, wenn nicht etwa in ihnen einzelne Erinnerungszeichen an die vergangene Zeit aufbewahrt oder gesammelt sind.

Die alten Gassen und Gäßchen der freien Reichsstadt sind enge und bescheiden genug gewesen; die Häuser zeugen auch ihrerseits nicht von großer Pracht und Herrlichkeit. In der Gewandtsgasse, unweit vom Dom und dem an ihn angrenzenden Buttermarkt, liegt Goethes Wohnung, der kleinen sogenannten reformirten Kirche gegenüber die mit einem kleinen Erker ausgestattete Wohnung von Karl Wilhelm Jerusalem, der hier am 30. October des Jahres 1772 ein frühes plötzliches Ende fand. In unserer Hand befinden sich seine philosophischen Aufsätze: 1. daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt sein kann; 2. über die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstracten Begriffe; 3. über die Freiheit; 4. über die Mendelssohn'sche Theorie vom sinnlichen Vergnügen; 5. über die vermischten Empfindungen; herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing (1776. Braunschweig, Buchhandlung des Fürstlichen Waisenhauses). Die Schrift zählt 102 Seiten klein 8°; Lessings Einleitung 12 Seiten, sein Nachwort oder „Zusätze des Herausgebers" ebenfalls 12 Seiten. Von hohem Interesse ist Lessings Urtheil über Jerusalem, in gleicher Weise bedeutungsvoll wegen des Lobspenders wie wegen des Gelobten. Seine Laufbahn, so lauten Lessings einleitende Worte, war kurz, sein Lauf schnell. Doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel Leben ist: so war seiner Jahre nur für uns zu wenig.... Ich genoß seine Freundschaft nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn.... Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer. Der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.... Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war: das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. Ich glaube ihnen Alles, was sie davon sagen.... Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? Daß dieser feurige Geist nicht immer sprühte und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäftigt war,

und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme als Wärme ohne Licht befriedigten?

Wenn ich auch mit Bekanntmachung dieser Ueberbleibsel seines hellen Verstandes weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu ründen: wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

So Lessing über den Freund. In Wetzlar erinnert an ihn lediglich das Erkerstübchen, einige Schritte von der reformirten Kirche gelegen; seine Grabstätte ist unbekannt, wenn auch die Speculation sie in Wetzlar oder Garbenheim (Wahlheim) gerne aufzeigen möchte. Die gewissenhafte Kritik hat die Aufgabe, dergleichen Vorspiegelungen und Illusionen zu beseitigen.

Diese letztere Thätigkeit mag immerhin auch an einzelne Ausstattungsstücke des Lotte-Zimmers innerhalb des Hofes des „Deutschen Hauses" gewendet werden. Hier hat man in sehr bescheidenem Raume, der an längst vergangene Zeiten erinnert, allerhand zusammengestellt: Handarbeiten, Schriftstücke, alterthümliches Meublement: das Alles mag an die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gemahnen. Sonderlichen Werth werden die Goethefreunde den wenigen Reminiscenzen nicht beimessen; indeß zur Anschauung können sie immerhin bringen, wie schlicht, einfach und bescheiden man zu den Lebzeiten des großen Dichterpaares im Kreise ihrer näheren Freunde sich einzurichten und zu leben pflegte. Wer einzelne Schriftstücke von Lottes Hand, Briefe wie Gedichte näher einsehen will, der wird freundliche und gemüthvolle Aufnahme im Hause des Besitzers, Pfarrer Briegleb zu Heuchelheim bei Gießen, allezeit finden.

Im deutschen Hause wohnte Lotte mit Vater und Geschwistern; in diesem unserm Jahrhundert war dasselbe Gebäude eine Stätte für Schulen und späterhin Kaserne. In guter Jahreszeit erging sich die Buff'sche Familie wohl auch auf einem jetzt dem Fürstlich Solms'schen Hause zugehörigen Hofe, ½ bis ¾ Stunde außerhalb von Wetzlar gelegen.

In einem an der Geckburg liegenden, im vorigen Jahrhundert von dem Major Buff, dem Bruder des Amtmann Buff, bewohnten Hause (jetzt im Besitze der Familie Neubauer) findet sich noch heute eine Fenster-Inschrift, wie man behauptet: von Goethes eigener Hand. Der Dichter traf in diesem Hause zum öftern mit der von ihm angebeteten Lotte zusammen. Die Worte, welche eine der Fensterscheiben trägt: „Dein Mund geschaffen nur zum Küssen!" sollen an diese Stunden erinnern.

Was im Uebrigen die Beziehungen des Dichters zu Kestner und zur Familie Buff betrifft, so mag auch hier, da wir vor Allem die localen Erinnerungen und Hinweise in den Vordergrund zu stellen beflissen sind, auf die beiden oben genannten Schriften von A. Kestner und Wilhelm Herbst verwiesen werden.

Gehen wir nun weiter auf Goethes Spuren in Wetzlar und lenken wir unsere Schritte nach außerhalb der Stadt, so finden wir nordöstlich wenige Minuten vor dem Wöllbacher Thore auch ohne besonderen Cicerone den Goethe-Brunnen, an den der Dichter gebannt war „wie Melusine mit ihren Schwestern" (Werthers Leiden, Brief vom 12. Mai).

Goethe selbst ist auch für die heutige Zeit der beste Wegweiser; seine den Brunnen und seine Umgebung vor das Auge des Lesers malenden Worte zeichnen durchaus auch die Situation von heute: „Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts; das hat Alles so was Anzügliches, was Schauerliches. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann!"

Da noch heute nur wenige Schritte aus dem Lärm und Verkehr der Stadt mitten in die ländliche Stille und Idylle an diesem Brunnen führen, so vergegenwärtigen wir uns leicht, wie der Dichter seinen Empfindungen Ausdruck verleihen kann: „Es lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben."

Von dem Brunnen wenden wir uns in gleicher Richtung nach „Wahlheim". In einer kleinen halben Stunde (Goethe im Briefe vom 26. Mai sagt: Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort ꝛc.) gelangt man von Wetzlar aus lahnaufwärts auf der linken Seite des Flusses nach Garbenheim. Es ist genau so wie der Dichter die Lage des Dorfes schildert: „Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, übersieht man auf einmal das ganze Thal.

Um die herrliche Gegend zu genießen und um sich im Geiste in die Sommertage des Jahres 1772 zurück zu versetzen, nicht um besonderer greifbarer Reminiscenzen an jene Zeiten habhaft zu werden, mag der Goethefreund den Weg nach Garbenheim einschlagen. Ein gewaltiger Brand, der im Jahre 1866 gleich nach Beendigung des damaligen Krieges im genannten Dorfe ausbrach, verzehrte einen großen Theil desselben mit Kirche, Schul- und Pfarrhaus und vernichtete auch einzelne altehrwürdige Bäume inmitten des Dorfes, sodaß nun des Dichters Schilderung nicht mehr zutreffend sein kann: „Was über Alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgestreckten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden."

Auch Wetzlars Umgebung kennt einzelne industrielle Seelen, die auf den Geldbeutel der Goethe-Enthusiasten und -Sammler speculiren; wir warnen nachdrücklich vor ihnen. In Goethes Wahlheim ist ebensowenig etwas von Gegenständen und Reliquien zu finden, die an Goethe unmittelbar erinnern, als etwa auf der Wartburg das gewaltige Loch in der Wand neben Luthers Schreibtisch an den Wurf mit dem Tintenfaß gemahnen kann, mit welchem der Reformator den Satanas zu verscheuchen gedachte.

Auf einer Ausgabe von den Leiden des jungen Werther, die wir im Goethe-Hause zu Frankfurt ausgelegt sahen, ist „Wahlheim" die Ehre des Druck- und Verlagsortes auf dem Titelblatt zugedacht: ob der Druck (Nachdruck?) in Wetzlar selber oder sonstwo stattgefunden hat, vermögen wir nicht zu sagen. Im Lotte-Zimmer oder sonstwo in Wetzlar ist uns diese Ausgabe des Büchleins mit dem Verlagsort: Wahlheim nicht zu Gesicht gekommen.

Wir führen nun endlich noch den Goetheleser durch das „Oberthor" in südlicher Richtung von der Stadt nach dem Dorfe Volpertshausen, etwa 1¼ Stunde von Wetzlar entfernt und an einer Abdachung des Stoppelberges gelegen.

Das Forsthaus, welches rechter Hand von dem Wanderer im Walde liegt, hat mit Goethe und Lotte Buff nichts zu thun. An dasselbe knüpfen sich, soweit wir in Erfahrung bringen konnten, keinerlei Erinnerungen, welche in Werthers Leiden etwa niedergelegt oder leise berührt wären.

Es ist des Dichters freie Phantasie, wenn er (im Briefe vom 21. Junius) in die Worte ausbricht:

Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebene über den Fluß gesehen!"

Einer der herrlichsten Briefe und eine der glanzvollsten Schilderungen, aus der dem Freunde des Dichters selber „erquickendster Wohlgeruch aufsteigt", enthält die Darstellung des Balles und der Gewitternacht zu Volpertshausen. Die Gesellschaft

brachte diese Nacht in einem geräumigen Hause am Eingang des Dorfes zu, welches damals Forsthaus (Jagdhaus), heute und zwar seit geraumer Zeit bereits Schulhaus ist

Goethe selber nennt uns des Dorfes Namen — nur daß er aus dem Anfangslaut V ein W gestaltet, in dem Briefe an Kestner: Frankfurt, am 25. September 1772 (Freitag den 11. September hatte er Wetzlar mit den letzten Worten an Lotte verlassen: Gepackt ist's, Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde, so bin ich weg): „Bei Gott, ich bin ein Narr, wenn ich am gescheutsten bin und mein Genius ein böser Genius, der mich nach Wolpertshausen kutschirte und doch ein guter Genius. Meine Tage in W. wollte ich nicht besser zugebracht haben." Auf diese Landpartie nach Volpertshausen beziehen sich Kestners Worte: Dienstag, den 9. Juni 1772 fügte es sich (mithin gerade 14 Tage nachdem Goethe seinen Namen in das Verzeichniß der Praktikanten eingetragen hatte), daß Goethe mit bei einem Ball auf dem Lande war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen. Sie zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Er war den Tag ausgelassen lustig, Lottchen eroberte ihn ganz. Andern Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte." Damit stimmt überein der Brief vom 19. Junius (Werthers Leiden): Da verließ ich sie mit der Bitte, sie selbigen Tages noch sehen zu dürfen. Sie gestand mir's zu, und ich bin gekommen; und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben &c. Auch in Volpertshausen haben wir genau nachgeforscht, um irgendwo eine Reminiscenz an den Sommer 1772 zu entdecken; wir haben keinerlei geschichtliche Notiz, die an diese Zeit erinnerte, gefunden. Daß der Ball in dem jetzigen Schulhause stattgefunden, daran kann kein Zweifel sein.

So möchten wir denn schließlich den Goethefreund einladen, selber einmal „in diese paradiesische Gegend voll unaussprechlicher Schönheit der Natur" zu kommen, wo jeder Baum, jede Hecke ein Strauß von Blüthen ist, wie der Dichter am 4. Mai schreibt, und gleich ihm „zum Maikäfer zu werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumschweben und alle seine Nahrung darin finden zu können".

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Gebr. Bornträger.

Die Untersuchungen eines Darwin, Huxley, Häckel u. A. haben das Interesse für die Entwickelungsgeschichte der Erde und ihrer Bewohner weit über die Grenzen der Fachmänner hinausgetragen und in den weitesten Kreisen großes Aufsehen erregt. Aber das Studium der einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten war dem Laien erschwert, ja größtentheils unmöglich. Denn abgesehen von der Zeit, die man benöthigt, um z. B. die Arbeiten eines Charles Darwin zu lesen, fehlt es den meisten an einer genügenden naturwissenschaftlichen Vorbildung, um dieselben zu studiren. Um daher das Verständniß der Entwickelungsgeschichte zu ermöglichen resp. zu erleichtern, war es nöthig, mit geschickter Hand aus der großen Fülle des Stoffes zu wählen und das Ausgesuchte in „gemeinverständlicher Fassung" vorzutragen. Zu den ersten, die ein solches Unternehmen mit unstreitig glücklichem Erfolge durchführten, gehört Carus Sterne.

Das Buch von Carus Sterne: „Werden und Vergehen" liegt in dritter Auflage vor uns als ein voluminöser Band von 800 Seiten. Er beginnt mit der Bildung unseres Planeten. Nach der Hypothese von Kant-Laplace zerfielen die Weltnebel in kleinere Gaslinsen, die je einem Gestirnsysteme das Dasein gaben. Unser Sonnensystem ist aus einer eben solchen Gaslinse entstanden, deren Ausdehnung bis zum äußersten Planeten unseres Systems reichte. Durch Zusammenziehung des Sonnennebels entstand Wärme und Rotationsbewegung und diese letztere war so stark, daß die Centrifugalkraft die Anziehung übertraf und sich demnach die äußeren Nebelmassen vom Centralkörper loslösten. Auf diese Weise wurden die Planeten unseres Sonnensystems in das Weltall hinausgeschleudert und indem sich bei ihnen derselbe Proceß erneuerte, bildeten sie ihre Monde und Ringe.

Im kalten Weltenraume verdichtete sich der Erdnebel und erhielt nach und nach eine feste Schale; die Wassermassen, die in Folge der hohen Temperatur die Erde in Gasform umgaben, schlugen sich allmählich nieder. So wurde langsam die Möglichkeit für die Existenz lebender Wesen vorbereitet. In welcher Weise der erste Organismus auf der Erde geschaffen, oder durch mechanische Kräfte entstanden, ist vorläufig für die Wissenschaft noch eine offene Frage.

Kärtchen zur Auffindung des Andromeda-Nebels.
Aus: Carus Sterne, Werden und Vergehen. Berlin, Gebr. Borntraeger.

Aus den niedrigsten organischen Wesen lassen sich in stetiger Folge die höchsten Bildungen des Pflanzen- und Thierreichs ableiten. Zwar finden wir bei den jetzt lebenden Arten oft Sprünge, bei denen die Bindeglieder fehlen, die geeignet wären, die Verbindung herzustellen; aber hier stehen uns die Versteinerungen der übereinander gelagerten Absatzbildungen als sichere Führer zur Seite und machen uns bekannt mit den Repräsentanten jetzt ausgestorbener Arten.

Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts waren die meisten Naturforscher der Ansicht, daß die Arten und Gattungen streng von einander geschieden seien. Noch Linné sagte: „Species tot sunt diversae, quot variae ab initio creavit infinitum ens.“ Erasmus Darwin, der Großvater des berühmten Charles Darwin, und Lamarck legten den Grund zur Descendenztheorie. Von den untersten Organismen ausgehend ist die Entwickelung bis zu den Säugethieren in großen Umrissen etwa folgende: Protisten, Polypen, Korallen, Würmer, Stachelthiere, Weichthiere, Gliederfüßler, Schädellose, Fische, Amphibien, Reptile, Vögel, Säugethiere.

Die obersten Stufen der Säugethiere bilden: Affe — Mensch. Man hat Darwin ruhig seines Weges ziehen lassen, so lange er den Menschen außerhalb des Kreises seiner Be-

Entwickelungszustände der Haie.
Aus: Carus Sterne, Werden und Vergehen.
Berlin, Gebr. Borntraeger.

trachtungen ließ: denn stets hatte man sich bemüht, tiefgreifende Unterschiede im Bau der Menschen und Affen aufzufinden. Aber alle Bemühungen in dieser Beziehung waren vergebens. Trotzdem haben Darwin und seine Anhänger nie behauptet, daß der Mensch vom Affen abstamme, und diese leider noch sehr verbreitete Ansicht ist nur eine falsche Unterstellung der Gegner. Die Urheber der sogenannten „Affen-

Durchschnitt der Gailenreuther Höhle.
Aus: Carus Sterne, Werden und Vergehen. Berlin. Gebr. Borntraeger.

theorie“ haben nie etwas Anderes geglaubt, als daß die heute lebenden Affen als mehr oder weniger entfernte Vettern des Menschen betrachtet werden müssen und daß zwischen beiden Mittelformen existirt haben.

Die ersten Menschen, deren Vorhandensein wir vielleicht schon in die Tertiärzeit zurückverlegen müssen, ähnelten in ihrer Lebensweise noch sehr ihren thierischen Vor-

fahren. Aber bald gewann der Mensch durch die Ausbildung der Sprache und durch seine überragenden geistigen Fähigkeiten die Obergewalt über seine Umgebung. Er verfertigte Waffen von Stein und Bronce, mit denen er seine Feinde erlegte, deren Fleisch ihm als Nahrung und deren Bekleidung ihm zum Schutze gegen äußere Wetterverhältnisse diente. Der Mensch machte sich auf diese Weise zum Herrn der Erde.

Als die Principien der Descendenztheorie von Lamarck gelehrt waren, fragte man sich, welches die Kräfte gewesen sein, die solche Veränderungen hervorgebracht hätten, und ob dieselben heute noch wirkten. Charles Darwin gebührt das ungeschmälerte

Englischer rother Elsterkropfer.
Aus: Carus Sterne, Werden und Vergehen. Berlin, Gebr. Borntraeger.

Verdienst, hier bahnbrechend gearbeitet zu haben. Die „natürliche Züchtung“ wird bedingt durch den Kampf um's Dasein. Diejenigen Wesen, die sich den gegebenen Verhältnissen am besten anpassen, bleiben Sieger, die anderen müssen untergehen oder verkümmern. Dieses Princip genügt, um das weitere Entwickeln und Degeneriren der Arten zu erklären. Der Zweckbegriff, der alte Zankapfel der Philosophen, ist mit dieser Erklärung des Entstehens und Vergehens aus der Welt geschafft.

Nachdem uns Sterne auf diese Weise eine Entwickelung der Erde von ihrem Entstehen bis auf unsere Zeit gegeben, schließt er sein Buch mit einem kleinen Ausblick auf die Zukunft unseres Planeten.

Dem Texte des Buches ist eine große Anzahl von Zeichnungen und Figurentafeln beigefügt, die das Verständniß der besprochenen Materie veranschaulichen und erleichtern. Die meisten Kapitel des Buches sind derartig in sich abgeschlossen, daß sie leicht ohne Kenntniß der vorhergegangenen Ausführungen verstanden werden können.

Ein kleiner Fehler von Sternes Werke scheint mir die detaillirte Ausführung der Kapitel IV—XV, in welchen die Entwickelungsgeschichte des Pflanzen- und Thierreichs gegeben wird. Für den Laien sind die Entwickelungen zu speciell und zu gelehrt. Es könnte dieser Theil des Buches mit Vortheil für den Leser verkürzt werden. M. H.

Französische Bücher.

Aus dem Verlage von A. Quantin, Paris.

Wer früher von einem Ausfluge nach Paris in seine Heimat zurückkehrte, der wußte nicht genug zu erzählen von den großartigen Genüssen aller Art, die die wunderschöne Stadt an der Seine allen Fremden bot.

O Paris, o Paris! Infidèle maîtresse!
Qu'on veut toujours quitter, et qu'on reprend toujours!

In jeder, aber auch in jeder einzelnen Beziehung stand Paris unvergleichlich hoch über allen andern Städten; nirgends war man so gut aufgehoben, so gut verpflegt, so höflich behandelt; nirgends war es unterhaltender und interessanter, nirgends waren die herrlichen Kunstschätze zugänglicher als dort. Erfrischt und entzückt, mit einem gewissen wehmüthigen Bedauern und zugleich mit dem festen Vorsatze, sobald wie möglich wiederzukommen, nahm man von der gastlichen Hauptstadt Abschied.

Das hat sich seit einigen Jahren geändert. Jetzt hört man von den Besuchern der französischen Hauptstadt vielfache Klagen darüber, daß Paris erheblich zurückgehe und daß die leidige Politik auf die städtische Bevölkerung sowohl, als auch auf den früher so angenehmen Verkehr der Fremden unfreundlich eingewirkt habe; die angenehme Lustigkeit und Leichtlebigkeit habe einer verdrießlichen Stimmung Platz gemacht; von dem einst so ungemein gefälligen und bestechenden Tone der vollkommenen Höflichkeit, der den öffentlichen Verkehr daselbst so vortheilhaft vor allen übrigen auszeichnete, sei jetzt nur noch wenig zu verspüren. Genauere Kenner der Verhältnisse, die mit dem Leben in den Pariser Salons wohl vertraut sind, beschweren sich darüber, daß sich auch da der Ton des Umgangs bedeutend verschlimmert habe. Kurz und gut, Paris wird nicht mehr kritiklos bewundert, der Fremde kritisirt vielmehr jetzt ziemlich stark, er vergleicht die einst unvergleichliche Stadt mit anderen und fällt bisweilen ein Urtheil, das keineswegs schmeichelhaft für Paris lautet.

Man könnte leicht glauben, daß diese verminderte Werthschätzung bei uns Deutschen auf eine gewisse Voreingenommenheit zurückzuführen sei, und wenn eine solche bei unsern Landsleuten bestände, so wäre sie in der That nicht erstaunlich. Man wird es uns füglich nicht verargen können, daß wir einer Stadt nicht mehr mit der vollen Sympathie entgegenkommen, welche Herrn Déroulède, der uns als eine Räuber- und Mörderbande hinzustellen für seine Lebensaufgabe erkennt, hunderttausend Stimmen bei der Wahl giebt. Wir sind also wirklich zu stark betheiligt, um in dieser Angelegenheit selbst Richter zu sein. Aber die Klage über den Rückgang von Paris wird auch von einer Seite erhoben, die über jeden Verdacht einer parteiischen und unliebsamen Stimmung gegen den Mittelpunkt Frankreichs erhaben ist: gelegentlich der Vorbereitungen zur nächsten Weltausstellung hat ein officieller Vertreter der französischen Regierung die Verwirklichung dieses Vorhabens auch hauptsächlich mit der Nothwendigkeit begründet, den Fremden, „die den Weg nach Paris vergessen zu haben scheinen", diesen Weg wieder zu erschließen.

Wir können es nicht für ein Unglück halten, daß man in Deutschland von der abgöttischen Verehrung der Pariser Herrlichkeiten einigermaßen abgekommen ist; aber wenn wir auch Grund zur Verstimmung haben und es sogar in gewissem Sinne ent-

schuldbar finden würden, daß dieselbe bei uns zu einer unberechtigten Unterschätzung führen könnte, so wollen wir doch gern zugeben, daß in vielen Beziehungen Paris noch immer auf einer der obersten Stufen steht. In vielen Punkten wollen wir es noch gern als Muster gelten lassen. Der Sinn für schöne Bücher z. B., der in Deutschland erst in jüngster Zeit geweckt ist, ist bei uns noch viel weniger verbreitet und viel weniger entwickelt als in Paris.

Unter denjenigen Buchhandlungen, die es sich vor allen angelegen sein lassen, ihre Werke in einer künstlerisch wahrhaft schönen Weise auszustatten, die alle Einzelheiten mit derselben Sorgfalt und demselben fein entwickelten Geschmacke pflegen, die auf schön geformte Schrift, saubersten Druck, gutes Papier und vornehmsten Ausschmuck in Kopfleisten, Schlußstücken und Kunstbeilagen den größten Werth legen, nimmt das Haus von A. Quantin, auf das wir als die Verlagshandlung der schönst ausgestatteten Zeitschrift „Le Livre“ an dieser Stelle schon mehrfach rühmend hingewiesen haben, unstreitig eine erste Stelle ein. Wir wollen heute eine Reihe von Werken, die in diesem Verlage erschienen sind, hier kurz anführen.

Zu den werthvollsten Veröffentlichungen rechnen wir die Sammlung der Meisterwerke zeitgenössischer Romane, von denen bisher drei erschienen sind: Gustave Flaubert: „Madame Bovary“, Octave Feuillet: „Monsieur de Camors“, und H. de Balzac: „Le père Goriot“.

Diese Ausgabe in Groß-Octav, typographisch auf das Vollkommenste hergestellt, enthält zu jedem Roman etwa zehn bis zwölf meisterliche Radirungen nach Zeichnungen des ersten lebenden Künstler Frankreichs. Nicht ohne ein gewisses Gefühl des Neides durchblättern wir diese herrlichen Bände, nicht ohne den Nebengedanken: weshalb haben wir noch kein Publikum für Prachtausgaben dieser Art? Wären Auerbach, Keller, Heyse, Spielhagen nicht würdig, in einem ebenso kostbaren und geschmackvollen Gewande vor unserm Publikum zu erscheinen? Und welche Entfernung besteht zwischen jenen Ausgaben, die wir als „Prachtwerke“ bezeichnen, und diesen ruhigen, stillen, vornehmen Kunstwerken! Und wenn wir eine Gesammtausgabe machen, — wie dürftig sehen unsere, selbst die bestausgestatteten, neben jenen glänzenden Werken aus, welche die Franzosen veranstalten!

Vor uns liegen sieben Bände der Gesammtausgabe von Gustave Flaubert, die vollständig in acht Bänden erschienen sein werden — stattliche Bände in großer breiter Schrift, ohne Raumknauserei, mit schönem, starkem, festem Papier, in würdigem Format. Es ist ein Vergnügen, in dieser Ausstattung die Werke Flauberts, der unter den französischen Dichtern dieses Jahrhunderts unzweifelhaft eine der ersten Stellen einnimmt, noch einmal zu lesen.

Und wiederum müssen wir unwillkürlich einen Seitenblick werfen auf die Ausgaben unserer großen Dichter und mit Bedauern daran denken, wie sehr uns das Lesen der werthvollen historisch-kritischen Schiller-Ausgabe durch die beigefügten Textvarianten, und wie das Auffinden durch den Mangel eines Registers erschwert wird; wie sich in die neueste große Goethe-Ausgabe von Cotta (1882) ein so entsetzlich sinnentstellender Druckfehler wie der folgende:

„Lose, faßliche Geberden
Können nicht verführen“

anstatt:

„Können mich verführen“

hat einschleichen dürfen: wie, seitdem die große Lessing-Ausgabe von Lachmann und Maltzahn vom Büchermarkte verschwunden ist, auch nicht eine einzige Ausgabe in Deutschland aufzutreiben ist, die die unsterblichen Meisterwerke des Begründers unserer klassischen Literatur in einer nur halbwegs anständigen Ausstattung (ohne Illustrationen) bringt*); wie von Heinrich von Kleist noch keine vollständige, dem Werthe seiner Dichtung äußerlich irgendwie entsprechende Ausgabe vorhanden ist.

---

*) Diese Zeilen waren geschrieben, als uns der erste Band der neuen großen Lessing-Ausgabe zuging — wiederum mit den zahlreichen Textvarianten in Fußnoten, deren philologischer und bibliographischer Werth nicht bestritten werden soll: die aber die Annehmlichkeit des Lesens, namentlich der freien Dichtungen, keineswegs erhöhen.

Ein Prachtwerk ganz anderer Art ist „La Française du siècle, moeurs-modes-usages“ von Octave Uzanne. An der überaus anmuthigen Wirkung dieses reizenden Bandes haben der Schriftsteller, der es geschrieben, und die Künstler, die es geschmückt, gleichen Antheil. Uzanne, der schon sehr liebenswürdige und ebenso schön ausgestattete Monographien geschrieben hat über den „Fächer“, „Schirm, Handschuh und Muff“ und „Seine Hoheit das Weib“, schildert in diesem Bande die Französin vom Beginn des Jahrhunderts bis auf unsere Tage, von den „Nymphen“ und „Merveilleusen“ und den Göttinnen des Jahres VIII bis zu den Koketten des Ersten Kaiserreichs und den Schönen der Restauration, von den eleganten Damen aus der Zeit des Romantismus, den „Lionnes“ und „Fashionables“ bis zur Pariserin des Zweiten Kaiserreichs und zu unseren Zeitgenossinnen der Zweiten Republik. Er schildert in anmuthig plauderndem Stile die berühmtesten typischen Damen, die Lebensgewohnheiten, die Liebhabereien und vor Allem die Moden mit ihren seltsamen Launen. Zu dem unterhaltenden und graziösen Texte kommen durchaus entsprechende zierliche Kunstbeilagen von geradezu vollendeter technischer Ausführung.

Wir kehren zu den „farbigen Kupfern“ unserer Väter wieder zurück. Aber welche Fortschritte hat die moderne Technik gemacht! Auch hier sind die einzelnen Bilder durch Kupferstich hergestellt und mit farbigen Platten gedruckt, nach Aquarellen von Lynch. Von der Sorgfalt, mit der diese Blätter hergestellt sind, wird schon die einfache Mittheilung, daß zum Druck eines einzigen solchen Blattes fünfzig verschiedene farbige Platten verwendet werden mußten, einen Begriff geben können. Die Wirkung ist aber auch eine vollkommene. Mit der Lupe in der Hand vermag man nicht die leiseste Unebenheit und Unrichtigkeit wahrzunehmen; man möchte glauben, daß jedes Blatt von einem wahren Künstler mit der Hand colorirt worden ist. Außer den zehn großen Kunstblättern haben alle Kapitel an Stelle der Kopfleiste und der Initiale noch kleinere, ebenfalls durch Kupferstich und farbigen Druck hergestellte Compositionen, sowie eine Anzahl von Holzschnitten als Schlußstücke und auf den Schmutztiteln, von denen jeder einzelne eine besondere Besprechung verdienen würde, so allerliebst sind sie. Wir haben seit langer Zeit kaum ein gefälliger und schöner ausgestattetes Buch in Händen gehabt.

Sehr stattlich nimmt sich die Schilderung Englands, Schottlands und Irlands aus („L'Angleterre, l'Écosse et l'Irlande“) von P. Villars, die auf das Verschwenderischste mit Holzschnitten geschmückt ist; das etwa 700 Seiten zählende Werk enthält deren nicht weniger als 600.

Der Band „Französische Sagen“ („Les Légendes de France“), ebenfalls mit schönen Illustrationen, führt uns zu den Kinderschriften. Dieser Band ist für die „reifere Jugend“ berechnet, aber auch der Erwachsene wird die schönen und sinnigen Sagen gern lesen. Für kleinere Kinder hat dieselbe Verlagsanstalt verschiedene Serien veranstaltet der allerverschiedensten Art, mit belehrender und unterhaltender Tendenz und für Kinder jeden Alters, Schriften zu jedem Preise. Einige sind spottwohlfeil. Da sind z. B. die „Albums“, die von 15 Centimes bis 1 Franc 25 Centimes, je nach dem Formate und dem Umfange, kosten. Sie enthalten die bekannten Kindergeschichten, wie „Don Quixote“, „Robinson Crusoe“, „Münchhausen“, „Der gestiefelte Kater“, oder hübsch erfundene Märchen über die Hausthiere, über die Blumen, oder auch bekannte Volkslieder wie „Malb'rough“, „Mutter Michel“ u. s. w. Selbst bei den allerbilligsten ist die Ausstattung geradezu mustergültig: schönes starkes Papier, große deutliche Schrift und Illustrationen, die von den ersten Künstlern componirt und so recht für das Kinderauge bestimmt sind, natürlich in Buntdruck. Die Sachen wären zu diesen unbegreiflich niedrigen Preisen gar nicht herzustellen, wenn nicht von vornherein auf einen überaus starken Absatz mit Sicherheit gerechnet werden könnte.

In einigen mit größerem Luxus hergestellten Kinderbüchern, wie „La journée de bébé“, ist der Einfluß der Kate Greenaway unverkennbar; aber mit welchem Talente hat sich der Illustrator Bouisset in die Art der Kate Greenaway hineingelebt! Er ist kein Plagiator, er ist ein gelehriger Schüler und Fortsetzer; es ist dieselbe drollige gezierte Naivetät, derselbe reizende Unsinn in der Anordnung und auch dieselbe Kunstfertigkeit. Die Sachen sind köstlich gezeichnet.

Wenn wir an die A-B-C-Fibeln unserer Kindheit denken, an die ersten Ausgaben des „Struwelpeter“, und sehen jetzt diese Kinderschriften an, die in ihrem Geschmacke,

in der Sauberkeit der Herstellung, und zwar unter voller Berücksichtigung der Wirkung auf das Kindergemüth, als unübertreffliche bezeichnet werden müssen, dann dürfen wir wirklich sagen, daß wenigstens in Beziehung auf die Jugendschriften die Klage um die gute alte Zeit nicht berechtigt ist. P. L.

Bibliographische Notizen.

Die russischen Erzähler erfreuen sich mit Recht bei uns in jüngerer Zeit lebhafter Beachtung. Neben Turgenjew ist es in erster Linie Tolstoi, der als Repräsentant des kräftigen, gesunden Realismus aufgefaßt zu werden verdient, welcher die russische Schule vor der französischen auszeichnet. Zwei Werke Tolstois liegen uns vor: Die prächtige Novelle

„Die Kosaken", aus dem Russischen von G. Keuchel (Berlin, A. Deubner),

versetzt uns in die Gebirgswelt des Kaukasus, eine Welt, die dem deutschen Leser, der sich nicht mit Puschkin und Lermontow beschäftigt hat, neu ist. Mitten in die ursprünglichen Verhältnisse eines kaukasischen Dorfes stellt er einen jungen Mann aus Moskau, der das Leben genossen hat und nun, des Genusses müde, sich zurückzieht, um in den natürlichen Verhältnissen und Lebensbedingungen sich sozusagen wieder gesund zu baden. Das Liebesverhältniß, das sich hier zwischen ihm und einem Dorfmädchen entwickelt, ist in allen Einzelnheiten auf's Feinste durchgeführt. Aber es giebt keine Versöhnung der übertünchten Cultur und der natürlichen Einfachheit — das ist der Grundgedanke der Novelle — und der Moskauer Jüngling Olenin kehrt unbefriedigt in seine Heimat zurück.

Gleichzeitig veröffentlicht Paul Wilhelm Graff eine Uebersetzung von

Anna Karenina, Roman in sechs Büchern von Graf L. N. Tolstoi (Berlin, Richard Wilhelmi), drei Bände.

Eine groß angelegte Ehebruchs-Geschichte, die sich jedoch weit entfernt hält von den Tendenzen französischer Romane ähnlicher Gattung, der vielmehr ein ethischer Gedanke zu Grunde liegt und ein sittlich befriedigender Abschluß gegeben ist.

Eine dritte Uebersetzung aus dem Russischen ist

Oblomow, Roman von J. A. Gontscharow. Aus dem Russischen von Gustav Keuchel (Berlin, A. Deubner).

Gontscharow wird in Rußland bedingungslos neben Turgenjew gestellt. Seine Art zu schaffen ist allerdings eine ganz andere. Wenn wir unseren Maßstab, das heißt den Maßstab eines deutschen Lesers anlegen, werden wir dem russischen Publikum nur zum Theil beistimmen. Für uns ist Gontscharow, da uns der Gegenstand seiner Schilderung nicht in gleicher Weise interessirt, wie die Russen, etwas zu weitschweifig. Turgenjews Charakteristik geht trotz der bisweilen sehr feinen Ausmalung unbedeutender Einzelzüge doch stets in's Große. Gontscharow führt jeden kleinsten Strich auf's Zarteste aus; ihm ist nicht die Fabel die Hauptsache, sondern der Mensch, und dieser Mensch ist in diesem Falle der Held seiner Erzählung, Oblomow. Oblomow ist ein furchtbar gelungenes Abbild eines russischen Jünglings, wie er Jahrzehnte lang war: kühn in seinen Anläufen, phantasievoll in der Ersinnung von Plänen — träge in der Ausführung; und an der Trägheit geht er zu Grunde. Nirgends ist die Energielosigkeit, die nicht blos dem Russen, sondern im Allgemeinen dem slavischen Stamme eigen ist, so erschreckend treu gezeichnet wie in Oblomow. —

Die erwähnten drei Uebersetzungen sind allerdings schwach. Schon in ganz geringen Aeußerlichkeiten zeigt sich die Flüchtigkeit der Arbeit. Während in der Vorrede von Eugen Zabel immer richtig „Karenin" gesagt wird, heißt es auf dem Titel „Anna Karenina". Aber nicht diese kleine Aeußerlichkeit ist es, um derentwillen wir die Uebersetzung als schwach bezeichnen. Es ließe sich aus den erwähnten drei Romanen ein ganz großes Sündenregister aufstellen. Hier ist jedoch nicht der Ort dazu.

Die Romane selbst verdienen im höchsten Grade die Beachtung des deutschen Publikums, und wir mögen ihm den Genuß bei Leibe nicht verkümmern. rl.

Guitarrenklänge, Volks- und volksthümliche Lieder Spaniens, Uebersetzungen nebst Anhang eigener Gedichte von Günther Walling (Leipzig, Wilhelm Friedrich).

Eine Sammlung von spanischen Volksliedern und Uebersetzungen spanischer Kunst-

dichter. Zum Schlusse fügt Walling eigene Dichtungen „Bilder und Sagen“ an. Die kleinen spanischen Lieder können uns, rein ästhetisch betrachtet, nicht alle Geschmack abgewinnen; es ist manches darin, für welches wir nicht volles Verständniß oder, richtiger gesagt, das volle Nachempfinden haben. Das wird uns besonders klar, wenn wir Wallings eigene Gedichte lesen, die sich dem Tone der übersetzten anschließen. Walling erweist sich in ihnen als ein sehr begabter Dichter, und die ganze Sammlung ist trotz der ausgesprochenen Bemängelung eine sehr beachtenswerthe Gabe für jeden Literaturfreund, da sie uns gewisse spanische Liedformen und Kunstdichter zum ersten Male vorführt. Die Anmerkungen und die musikalischen Beigaben erleichtern das Verständniß des Fremden. av.

„Bildersaal der Weltliteratur“ von Dr. Johannes Scherr (dritte neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage in drei Bänden. Stuttgart, Gebr. Kröner), eine Blüthenlese von Dichtungen zur Begleitung der Geschichte der Universal-Literatur.

Mit der 30. Lieferung liegt dieses längst bekannte und von Allen geschätzte Werk in drei Bänden abgeschlossen vor. Der Bildersaal umfaßte früher nur zwei Bände. Er ist also um einen großen Band gewachsen. Die Vermehrung kam besonders der deutschen Literatur zu gute, die nun einen ganzen — den zweiten — Band ausfüllt und somit zu einem selbständigen Buche geworden ist. Ganz besonders sind die modernen Dichter reich vertreten, und Scherr wählt mit feinem Verständniß nicht blos unter den berühmtesten Namen und unter den besten Producten der Neuzeit, er versteht es auch, durch charakteristische, wenn auch, ästhetisch betrachtet, minderwerthige Proben die Bestrebungen der jüngsten Decennien nach allen Seiten zu charakterisiren. Aber auch der erste Band ist reichlich vermehrt aus dem großen Schatz vorzüglicher deutscher Uebertragungen. Denn es ist bekanntlich einer der großen Vorzüge des Bildersaals, daß er in den Proben fremder Dichtung zugleich bemüht ist, möglichst viel Uebersetzer vorzuführen und auf diese Weise zu bekunden, wie vielseitig sich die Uebersetzungskunst in Deutschland entwickelt hat. Scherrs Bildersaal ist ein Buch für Gelehrte wie für Nichtgelehrte. Den Ersteren giebt es eine bequeme historische Chrestomathie zur literar-historischen Forschung an die Hand, dem größeren Publikum bietet es eine Auswahl hervorragender Dichtungen aller Länder und Zeiten, wie sie in keiner Literatur wieder vorhanden ist. rl.

„Lebens-Chronik“, Verlag des Berliner Lith. Institut (Jul. Moser), Berlin.

Die Lebens-Chronik soll die Möglichkeit gewähren, die bedeutungsvollen Momente im Leben des Kindes, des Jünglings und der Jungfrau, des Mannes und der Ehefrau, mithin jedes Einzelnen von der Wiege bis in das reife Alter in Erinnerungszeichen, Abbildungen, Aufzeichnungen und Gedenkblättern verschiedenster Art festzuhalten und als bleibenden Besitz in unserem Gedächtniß pietätvoll aufzubewahren. Sie ist so eingerichtet, daß allen Vorkommnissen des Lebens der geeignete Platz gesichert ist und der Besitzer des Albums über die Ausnutzung des Raumes keinen Augenblick zweifelhaft sein wird. Es ist ein Geschenkbuch, das gefühlvollen Gemüthern Freude machen wird.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bibliothek für moderne Völkerkunde. Dritter Band. Grossbritannien und Irland. Nach eigenen Beobachtungen geschildert von H. Neelmeyer-Vukassowitsch. Lieferung 29—36. Leipzig, Verlag von Franz Duncker.

Brenning, Emil, Geschichte der deutschen Literatur. 8., 9. und 10. Lfrg. Lahr, Verlag von Moritz Schauenburg.

Brosch, Moritz, Oliver Cromwell und die puritanische Revolution. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten und Loening.

Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universalbibliothek für Gebildete. Band XLIV. Vitus Graber, Die äusseren Werkzeuge der Wirbelthiere. Mit 144 in den Text gedruckten Abbildungen. — Band XLVI. Ernst Hopp. Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. III. Abth. Vom Ausbruch des Bürgerkrieges bis auf die Gegenwart. Mit 140 in den Text gedruckten Abbildungen und Karten. Leipzig, G. Freytag, Prag, F. Tempsky.

Erman, Adolf, Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. Lieferg. 5—8. Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Eyth, Max, Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen. II. Ausgabe. 2. Amerika. Heidelberg, Carl Winter's Univers.-Buchhandlung.

Frenzel, Karl, Die Kunst und das Strafgesetz. Dritte Auflage. Berlin, Verlag von Walther & Apolant.

— Neue Novellen. Erster Band: Die Mutter — Die Verlobung. — Zweiter Band: — Der Spielmann — Das Kind. Berlin, Verlag von Rudolf Waldern.

— Des Lebens Ueberdruss. Eine Berliner Geschichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Frimmel, Dr. Th., Die Apokalypse in den Bilderhandschriften des Mittelalters. Eine kunstgeschichtliche Untersuchung. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerolds Sohn.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. VI. Nach der Schablone. Das Vorrecht der Frau. Wien, Verlag von Carl Gräser.

Hagemann, Dr. August, Vorträge für die gebildete Welt. 1. Schillers Braut von Messina. — 2. Goethes Iphigenie auf Tauris. — 3. Lessings Emilia Galotti. Leipzig, Gustav Brauns.

Heusenstamm, Theodor Graf von, Maske und Lyra. Leipzig, Otto Wigand.

Hirsch, Repertorium hervorragender Aufsätze der in- und ausländischen Militär-Journalistik aus den Jahren 1881—1883. Unter Mitwirkung des Premier-Lieutenants Thiel, des Lieutenants Kowalski u. m. a. herausgegeben. Köln, Karl Warnitz & Co.

Hörschelmann, E. von, Im Banne der Schmach Roman. Leipzig, Verlag von Franz Duncker

Ibsen, Henrik, Gedichte. In deutschen Nachbildungen. Wolfenbüttel, Verlag von Jul. Zwissler.

Katalog des Kunstvereins der photograph. Gesellschaft Berlin.

Khull, Dr. Ferdinand, Geschichte der altdeutschen Dichtung. Graz, Leuschner & Lubensky, k. k. Univers.-Buchhandlung.

Kingsley, Charles, Elisabeth von Thüringen. Ein dramatisches Gedicht. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt von Pauline Spangenberg. Zweite, neubearbeitete Auflage. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Kohut, Dr. Adolf, Moderne Geistesheroen, Berlin, Wilh. Issleib (Gustav Schuhr).

Kostomarow, N., Russische Geschichte in Biographieen. Nach der 2. Auflage des russischen Originals von W. Henckel. Lieferung II. und III. Leipzig, Verlag von Franz Duncker.

Lang, Paul, Bündner und Schwaben. Eine Geschichte aus Schillers Jugendzeit. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co.

Legerlotz, Gustav, Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen. Salzwedel, Verlag von Gust. Klingenstein.

Leonhardi, Gustav, Das Leben der Mutter in Gebet und Lied. Den deutschen Frauen und Müttern gewidmet. Leipzig, Verlag von Joh. Lehmann.

Lindau, Rudolph, Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen. Berlin, Verl. von F. u. P. Lehmann.

Löher, Franz von, Beiträge zur Geschichts- und Völkerkunde. II. Band Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

Meinhardt, Albert, Reisenovellen. Schloss Polia — Der Bildhauer von Canterets — Frau Antjo — Regatta. Berlin, Verlag von Gebr. Pätel.

Müller, Dr. Fr., Siebenbürg.-deutsche Volksbücher. I. Band. Siebenbürgische Sagen. Wien, Carl Gräser.

Oechelhäuser, Wilh., Einführungen in Shakespeares Bühnen-Dramen und Charakteristik sämmtlicher Rollen. 2. revidirte Aufl. I. u. II. Band. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Putlitz, Gustav zu, Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Berlin, Verlag von Gebr. Pätel.

Rée, Dr. Paul, Die Illusion der Willensfreiheit. Ihre Ursachen und Folgen. Berlin, Carl Dunckers Verlag (C. Heymons).

Rowel, M., Briefe aus der Hölle. Frei nach dem Dänischen. 21.—30. Tausend. Leipzig, Verlag von Johannes Lehmann.

Rüdiger, Otto, Die letzten Marienbilder. Eine Lübecker Künstlergeschichte. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Sack, Eduard, Schlaglichter zur Volksbildung. Heft 1. u. 2. Nürnberg, Verlag v. Wörlein & Co.

Schubin, Ossip, Unter uns. Roman in drei Büchern. Zweite Auflage in einem Bande. Berlin, Verlag von Gebr. Pätel.

Schumann, Clara, Jugendbriefe von Robert Schumann. Nach den Originalen mitgetheilt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Semmig, Hermann, Schlesiens Reformirung und Katholisirung und seine Rettung durch Friedrich den Grossen. Nebst einem Anhang: Die Zukunft der katholischen Völker. Leipzig, Verlag von Eugen Peterson.

Spitzer, D., Wiener Spaziergänge. Sechste Sammlung. II. Auflage. Leipzig, Verlag von Jul. Klinkhart.

Tellmann, Conrad, Vom Wegrand. Novellistische Skizzen. Leipzig, Verlag von Oswald Mutze.

Verne, Julius, Der Südstern oder das Land der Diamanten. Autorisirte Ausgabe. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Weber, M., Ueber die socialen Pflichten der Familie. Gesammelte populäre Aufsätze. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von Theodor Hofmann.

Wothe, Anny, Ein Rosenstrauss. Allen deutschen Frauen und Mädchen dargeboten. II. Aufl. Stuttgart, Druck und Verlag von Rudolf Glaser & Co.

Ziegler, Ernst, Mein Debut, mit einem photolithographirten Vorredebrief von Emile Zola. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Zöller, Hugo, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste. IV. Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Dritter, mit 4 Karten und 18 Illustrationen ausgestatteter Band. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, **32** *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, **25** *Pf.*
die Gefässe mit einbegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i.B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern.	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Nord und 5Ã¼d.
Eine deutsche Monatsschrift
Herausgegeben
Paul Lindau.
Ã¶echsunddreiÃŸigster Band.

Vr eSl su.
Druck vnd Verlag vsn S. Schottlaender

Inhalt des 56. Bandes.

Zsnusr. — Februar. — März.

1886.

«

Inhalt des 56, Bandes,

Januar l,886.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Lrnst Lurtius.
Radirung von Wilhelm Arauskopf in München.

»Nord und Slld^ erscheint am Anfang jede! Mona» In heften mit je einer «umibeilage.
— preli xro «vnartal <I yefte) S Mark. >»
Alle Buchhandlungen »nd poftanAalten nelzmkn jederzeit vestellungen an.
Alle ans den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" bezügliche»
Sendungen find an die «edsnion nach »reKlSu, Siebenhufenerftrage 2 z, vhne
Angabe ein» Personennamen» zu richten.

Die Mütter.

Erzählung

von

Ernst Wiche«.

— Königsberg. —

der Hochsaison des letzten Sommers erregte in dem berühmten
deutschen Badeorte

Ich bitte aus leichtbegreiflichen Gründen mir den Namen des
berühmten deutschen Badeortes, in welchem sich in der Hochsaison des letzten
Sommers die nachfolgenden Ereignisse abspielten, freundlichst zu erlassen.
Nicht einmal einen Buchstaben, wie wohl sonst üblich, möchte ich zur
Orientirung Herfetzen. Denn es versteht sich von selbst, daß ich nur durch
die gröblichste Indiskretion allzu dünner Wände und schlecht schließender
Thüren, wie sie leider in großen Badehotels stets die Scheidung der einzelnen
Logis zu bewirken pflegen, hinter intime Dinge gekommen sein kann, die man
naturgemäß unter vier Augen verhandelt, und es wäre mir unlieb, wenn
man auch nur zu rathen versuchte, ob man nicht selbst einen Theil der
Begebenheiten — freilich ohne ihre tieferen Beziehungen zu kennen — mit
erlebt hätte.

Uebrigens ist es durchaus nicht meine Absicht, die Neugierde auf etwas
ganz außerordentliches zu spannen. Es kann sein, daß ich mich täusche, und
die Vorkommnisse, von denen ich zu berichten habe, so alltäglich und selbst-
verständlich erscheinen, daß ich Feder und Tinte sparen konnte.

Wie dem auch sei, ich sage der Wahrheit gemäß, daß an diesem nicht
genannten Orte, der durch seinen großweltlichen Charakter den ersten Anspruch
daraus hat, das Wundersamste kaum flüchtig zur Beachtung kommen zu
lasseu, einige Zeit lang eine Mutter mit drei Töchtern ein gewisses Aufsehen
erregte. Ich will nicht behaupten, daß sie dasselbe irgendwie herausforderte.

Ernst Wickert in Königsberg,
Da aber eine Mutter mit drei bildhübschen Töchtern im Alter von einund-
zwanzig bis siebzehn Jahren unter allen Umständen die Aufmerksamkeit auf
sich zu ziehen geeignet ist. und an einem Badeort der größte Theil der
Gesellschaft sich grundsätzlich in der Lage befindet, gar nichts anderes zu
thun zu haben, als auf der Terrasse des Hotels, im Speisesaal und auf der
Promenade Beobachtungen anzustellen, die sich auf den lieben Nächsten beziehen,
so hätte es vielleicht nicht einmal besonderer Umstände bedurft, diesen Gästen
eine irkeHr.-'sls getvöWZch^'.THeilnahme zu sichern. Es steht fest, daß man
von ihnen'allgemein sprach" che man noch ihren Namen kannte.
/ReiH?: H^e'.iedenf<illS^. Der Hotelier hielt für sie in der ersten Etage
einen reizenden Salon mit Balcon. zwei Schlafzimmer und einen Garderoben-
raum bereit, in den das Bett für die Jungfer zu stellen war, Sie langten
mit einer Masse von Koffern, Körben. Schachteln und sonstigen Gepäckstücken
an, die der Hotel-Omnibus nicht in einer Ladung zu bewältigen im Stande
gewesen war. Täglich machten sie dreimal höchst geschmackvoll Toilette, und
mindestens vierzehn Tage lang war es auch den aufmerksamsten Augen nicht
möglich, dieselbe Robe, denselben Hut, denselben Sonnenschirm wieder zu
erspähen. Mag man ein wenig übertrieben haben; aber daß ein ganzes
Modemagazin zur Stelle war und die Auswahl stets mit peinlichster Rück-
sicht auf die Tageszeit, den Zweck, das Wetter und besonders auf das
Ensemble der vier zusammengehörigen Erscheinungen erfolgte, konnte Niemand
entgehen.
In das Fremdenbuch waren sie eingeschrieben als Commerzienräthin
Mathilde Soundso aus .., (einem bedeutenden Fabrikort) mit ihren Töchtern
Cilly, Ella und Charlotte. Der letzte Name war wieder ausgestrichen und
durch Lolo ersetzt. Der Strich war so kräftig geführt, daß die Spitze der
Feder in's Papier gerissen hatte.
Cilly war eine schmächtige Blondine mit einem sehr zierlichen, immer
etwas bleichen Gesichtchen. Sie vermied offenbar Roth aufzulegen. Ihr
Teint erschien noch zarter unter dem kleinen weißen Schleier, der nur bis
zur Nasenspitze reichte und den sie sehr liebte. Ihre dunkelblauen Augen
hatten darunter etwas zärtlich Schmachtendes, die kleinen Löckchen auf der
Stirn und die langen Wimpern, die sich stets ganz langsam hoben und
senkten, einen Schimmer in's Aschfarbige. Sie trug meist auf Spaziergängen
ein Skizzenbuch in der Hand, aber man hatte sie nicht darin zeichnen sehen,
und sie hielt auch den Inhalt vor allen fremden Blicken geheim. Sie müsse
eine ganz einsame Stunde abwarten, versicherte sie. Es war nicht ihre
Schuld, daß die Gesellschaft es zu einer solchen nie kommen ließ.
Kräftiger gewachsen, voller, frischer von Farbe zeigte sich Ella. Sie
hatte wunderschöne Zähne und lachte gern. Die Mama konnte in ihrer
Jugend so ausgesehen haben ; sie hatte auch deren braunes Haar und rundes
Kinn mit dem Grübchen geerbt. Sie musicirte und fang, ließ sich auch nie
lange um eine» Vortrag bitten und nahm Lobsprüche ohne die geringste

Verlegenheit, aber auch nur mit der flüchtigsten Aufmerksamkeit entgegen. Mein Himmel! wenn man von früh auf die besten Lehrer gehabt und täglich fünf Stunden geübt hat, als ob man eine Virtuosin werden sollte... . Und ein paar leichte Liedchen —! Wem's nicht gefällt, der braucht ja nicht zuzuhören. Sie hatte eine gute Manier, mit Jedem munter zu verkehren, ohne doch eine zu dreiste Annäherung zu gestatten. Sie bildete stets den Mittelpunkt einer lustigen Gesellschaft.

Mit Lolo. der siebenzehnjährigen, hatte die Frau Mama ihre liebe Roth. Fortwährend mußte sie durch Blicke, Winke und leise Worte gezügelt werde». Sie war in ihrer äußeren Erscheinung, wenn nicht die hübscheste, doch die pikanteste von den drei Schwestern, kaum mittelgroß, aber die Schultern und das zierliche Näschen hoch tragend, schlank wie Cilly und voll wie Ella, halb Kind und halb Dame. Sie ließ das wellige kastanienbraune Haar, ohne alle Kunst in einen dicken, an der Spitze offenen Zopf geflochten, über den Rücken fallen und bewegte sich so lebhaft, daß er hundertmal von einer Schulter zur anderen hüpfte. Ihr steter Begleiter war Fips, ein kleiner Seidenspitz. Er wurde an einem blauen Seidenbande geführt, bei jeder Begegnung mit einem anderen Köter auf den Arm gehoben, geküßt, mit Zucker gefüttert, gelegentlich auch in der drolligsten Weise ausgescholten. Es sah recht niedlich aus, wenn sie mit den spitzen, rosigen Fingerchen das weißflockige Haar kämmte oder aus den langen Zotteln rund um den Kopf Zöpfe flocht, und es fanden sich auch immer vergnügte Zuschauer. Sie konnte aber auch, wie sie selbst versicherte, sehr ernst sein. Zu diesem Zwecke pflegte sie ein Pince-nez auf die Nase zu drücken und in der Stirn unter den krausen Härchen eine kleine Falte zu ziehen. Sie unterhielt sich dann nach Belieben über die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur, über Philosophie. Kunst und sogar Politik. Sie verfügte über eine Anzahl fertiger Urtheile, und brachte sie mit imponirender Sicherheit an den Mann. Durchaus nicht vorlaut und auch ohne jede Wichtigthuerei, aber offenbar selbst völlig überzeugt, und deshalb unangreifbar. Man hatte deshalb auch immer nur wenige Minuten ihr Ohr für denselben Gegenstand. Sie behauptete, daß sie einen dreibändigen Roman in zwei Stunden auslesen köune und daß sie über jede Zeitung nur einmal Hinblicken dürfe, um zu wissen, was darin stehe. Ganz ernst; und sie nahm's auch übel, wenn man lachte.

Es versteht sich von selbst, daß die Schwestern französisch und englisch parlirten. Ella, die Sängerin, sang auch geläufig und mit guter Aussprache italienische Arien.

Eine Mutter mit drei reizenden Töchtern in täglich dreimal wechselnden Toiletten an einem Badeort hat sonst die Vermuthung gegen sich, gewisse Absichten zu verfolgen. Natürlich wurde auch die Commerzienräthin darauf angesehen. Aber die Spottsucht selbst konnte kein Häkchen entdecken, an das sich etwas hängen ließe. Sie schien an den Mädchen selbst die

»„schuldigste Freude zu haben, und wenn ihr der Mutterstolz aus den Augen leuchtete, der Welt ein so ansprechendes Dreiblatt im reichsten Schmuck präsentiren zu dürfen, so hielt sie es doch sicher für ganz selbstverständlich, daß auch die Welt ihre Freude daran hätte und daß sich zur rechten Zeit ganz ohne ihr mütterliches Zuthun zu den Töchtern auch die Schwiegersöhne finden würden. Man brauchte sich wahrlich nicht zu bemühen. Eher war Grund, in der Ferne zu halten, was sich vorschnell über die Linie hinaus zu nähern versuchte, die dem Publikum gesteckt war. Bei dieser Unbefangenheit des Benehmens konnte es nicht fehlen, daß sich der Kreis der Verehrer bald mehr und mehr um die Damen verdichtete. Sobald es einigen älteren Herren gelungen war, eine Bekanntschaft anzuknüpfen, eiferten auch die jüngeren durch sie vorgestellt zu werden. Grafen und Barone so gut wie Söhne von anerkannten Millionären baten um die Gunst, die Damen auf der Promenade begleiten, im Curgartcn an ihrem Tisch Platz nehme» oder sie Abends in den Saal führen zu dürfen, Sie wurde auch geringeren Sterblichen mit derselbe» gleichmäßigen Freundlichkeit zu Theil, wenn sie sich zur „guten Gesellschaft" zu halten Bedürfnis; und Beruf fühlten.

Es war da eine Clique von jungen Leuten bemerkbar gewesen, die sich mit einer gewissen Ostentation auf sich selbst zurückgezogen und besonders den Umgang mit Familien, zu denen Töchter gehörten, vermieden hatten. Sie wollten „nicht genirt sein", spielten Morgens, Mittags und Abends ihren Skat, kegelten draußen in Bellcvue, tranken bei Tisch mit Kennerschaft „wenig aber gut", schlürften ihren Kaffee auf der Terrasse an der Promenade, auf zwei Stühlen liegend und den blauen Rauch der „echten" Cigarre den Vorübergehenden in's Gesicht paffend, plänkelten mit den hübschen Kellnerinnen im Rosenthal oder in der Klause und gähnten einander mit viel Behagen a», wenn der Stoff zur Unterhaltung über galante Abenteuer, merkwürdige Spielpartiecn, Wetten bei Pferderennen, allerhand Teufelskerle von Kameraden und dergleichen ausging. Einer der jüngsten dieser in ihrer Art exclusive» Gesellschaft, ein schlanker Mensch in den ersten Zwanzigern mit munteren Augen und schwarzem Bärtchen, von oben bis unten in einen gclblichgrauen Modcstoff gekleidet, den Hals in einen steifen Rundkragrn, die Manchetten mit Hufeisen statt der Knöpfe weit über die schmalen Hände hinausgehängt, wurde Herr Lieutenant, auch Lieutenant ohne Herr und von den Vertrauteren Max gerufen. Er erfreute sich großer Beliebtheit, wurde viel gehänselt und revanchirtc sich in einer gutmüthig-witzigen Weise, die immer die Lacher auf seine Seite brachte. Dieser geschlossene Kreis nun widerstand am längsten der Versuchung, sich durch die drei Schwestern aus seiner Daseiiisgewohnheit bringen zu lassen. Man zuckte die Achseln, man spöttelte, man überbot sich in scherzhaften Vergleichen, nm auch von den Schwächeren die Gefahr abzulenken, aber man brachte es doch nicht zu der Gleichgültigkeit, mit der man bis

5)
dahin über den gesammten Damenflor hinweggesehen hatte. Ein kahlkopfiger Assessor vom auswärtigen Amt interessirte sich merklich — natürlich nur von Weitem — für die Bleiche, ein junger Bankier, der für ein musikalisches Genie galt, weil er jede Operettenmelodie nachzupfcifen verstand, fühlte sich wie elcktrisnt. wenn das muntere Lachen der Braunen an sein Ohr schlug, und der Lieutenant konnte die Auge» nicht von der „allerliebsten Person, der Lolo" lassen. Er hatte ihren Vornamen schon ausgekundschaftet.
Man kam endlich überein, daß es doch unartig wäre, einer Vorstellung geflissentlich aus dem Wege zu gehen. Und dann wollte sich keiner vom Club ausschließen. Tie Herren wurden mit ungewöhnlicher Zurückhaltung und Förmlichkeit empfangen. Tie Damen behandelten sie so fremd, als ob sie eben erst in ihren Gesichtskreis gekommen wären, und das anscheinend ganz ohne Verstellung. Ter Lieutenant, der Fräulein Lolo mit Begeisterung versicherte, bisher nur im Friseurladen einen so prächtigen Zopf gesehen zu haben, wurde recht schnippisch mit der Antwort abgetrumpft, er sei auch da gekauft und nur angebunden. Sie sah ihn dabei mitleidig durch den Kneifer an und zog die Falte in der Stirn tiefer, als gewöhnlich. Es schien, daß sie ihn ein sür alle Mal abzufertigen beabsichtigte.
Tonnerwetter — hatte das Mädel Augen! So etwas hatte ihn „im ganzen Leben" noch nicht angeblitzt. Er spielte seitdem sehr nachlässig Skat, schob einen Rehbock nach dem andern, gönnte dem Menu keinen Blick, beobachtete minutenlang schweigend das Perlen des Champagners und ließ sich von der feschen Pepi dreimal fragen, ob sie ihm das Seidel wieder süllen dürfe. „Max, Mar,!" drohte der Kahlkopf, „mit Tir ist etwas vorgegangen."
„Merkt Ihr denn nicht, daß ich verliebt bin?" fragte der Lieutenant.
Er wollte damit jeden vordringlichen Scherz im Voraus abtrumpfen, und das gelang ihm auch, aber er wußte am besten, daß da gar nicht zu spaßen war. Er war wirklich verliebt und gleich, wie man zu sagen vflegt, bis über die Ohren. Vielleicht trotz seiner jungen Jahre zum hundertundersten Mal. aber „dies Mal ordentlich".
Es dauerte denn auch gar nicht lange, bis er gänzlich „ausriß" und nach dem Hotel übersiedelte, in dem die Damen logirten. Er hatte nun vollauf die gewünschte Gelegenheit, ihnen zu begegnen, zumal feine ganze Beschäftigung darin bestand, auf diese Gelegenheit zu passen. Er faß bei der IsKIs <I't>öts Lolo gegenüber und strengte seinen Kopf an, immer neue Anknüpfungspunkte zu ermitteln, wenn sie die glücklich entdeckten schnell wieder fallen ließ. Er verschaffte sich aus der Leihbibliothek die Bücher, von denen sie gesprochen halte, und las bis spät in dir Stacht hinein, um sich am anderen Tage zu überzeugen, daß sie nicht mehr darauf zurückgeführt sein wollte. Er erinnerte sich bereitwilligst aller der Museumsbilder, auf die sie zu sprechen kam, und gab Urtheile darüber ab, die so

verschwommen waren, daß sie nur mitleidig die Achseln zuckte. Das hinderte ik>n durchaus nicht, immer wieder anzusetzen. Er bemerkte bei ihr eine gewisse Vorliebe für's Militär. Sie zu nähren war nun sein eifrigstes Bemühen. Es entging ihm auch nicht, das; ihre Augen an seiner Person Gefallen fanden ; manchmal erhaschte er einen Blick, auch wenn er sie nicht gerade anredete. Darauf ließ sich weiter bauen.
Raschere und mehr entschiedene Fortschritte machte er, als er aus den glücklichen Gedanken kam, Fips alle die Zärtlichkeit zuzuwenden, die sich zur Zeit nicht gegen seine Herrin entladen konnte. Er entpuppte sich als ein großer Hundeliebhaber; besonders verehrte er die Seidenspitze wegen ihrer Schönheit und Klugheit. Fips war überdies das Muster der Wohlerzogenheit und des feinen Tactgefühls. Diese guten, freundlichen, aufmerksamen Augen! Dieses dankbare Gemüth! Dieses geschmeidige Anschmiegen! Und dieses muthige Selbstgefühl bei der Annäherung viel größerer Köter! Er wußte Fips an sich heranzulocken, nahm ihn auf den Schooß, streichelte ihn, drückte seine Schnauze an die Backe —: „ein süßes Thier!" Bei Spaziergängen theilte er die Sorge für Fips mit Lolv. Oft liefen sie ihm beide nach, ihn vor irgend einer Fährlichkeit zu bewahren. Er reinigte mit seinem Taschentuch die Pfötchen, wenn er sich auf dem Wege beschmutzt hatte; er trug im Gasthause das Täßchen mit der Milch herbei, die ihn erquicken sollte. Er liebkoste ihn, wenn sie ihn auf dem Arm trug, und kämmte mit ihr um die Wette die seidenen Zotteln, wobei sich dann wohl auch ihre Hände berührten. Lolo fand den jungen Mann, der sich mit ihrem Liebling so viel Mühe gab, mehr und mehr angenehm. Er muß ein guter Mensch fein, dachte sie. Sie drückte nun immer seltener das Pince nez auf die Nase, wenn sie mit ihm sprach, und zuckte nur noch ausnahmsweise die runden Achseln — was ihr übrigens sehr gut ließ — wenn er eine gar zu tolle literarische oder künstlerische Ungeheuerlichkeit producirte.
Unser Lieutenant durfte sich ohne Ueberhebung gestehen, daß er Eindruck gemacht habe und seine Chancen bei Lolo im Steigen seien. Er dachte jetzt schon allen Ernstes an ein engeres Verhciltniß. Es handelte sich zugleich unzweifelhaft um eine gute Partie. Anders ließ sich ja auch an's Heirathen gar nicht denken! Er war noch sehr jung, aber Lolo war mindestens fünf Jahre jünger — sie paßten trefflich zu einander. Als er so weit mit sich im Reinen war, zauste er fein Bärtchen nur noch, um den geschicktesten Feldzugsplan herauszuzupfen. Es mußte zunächst irgend etwas geschehen, was ihn mit einiger Sicherheit erkennen ließ, daß er bei Lolo gesiegt hätte. Einen Korb wollte er sich nicht holen, und so viel Menschenkenntnis) besaß er denn doch, um sich vorauszusagen, daß er bei der Mama unter alle» Umständen einen schweren Stand haben werde.
Sie beobachtete ihn bereits mit sehr mißtrauischen Blicken und beharrte ihm

gegenüber in förmlichem Wesen, so viel Anstrengung er sich'» auch kosten
ließ, sie durch allerhand Galanterie zu gewinnen.
Eines Tages schrieb er an einen Kameraden in der Garnison, und
bald darauf langte für ihn eine Postkiste «nd Helmschachtel an. Zur
Verwunderung der ganzen Hotelgesellschaft erschien er an der Tafel in der
allerdings sehr kleidsamen Uniform seines Cavallerie-Regiments, nachdem er
vorher bereits der Frau Commerzienrath in ihrem Salon so verwandelt
seine Visite abgestattet hatte. „Wozu aber diese Umstände, bester Herr
Lieutenant?" — „Es find durchaus keine Umstände, gnädigste Frau," ver-
sicherte er. ein klein wenig mehr als gewöhnlich näselnd, „lange schon war
es mein Wunsch, mich den verehrten Damen gleichsam auch officiell vorzu-
stellen. Es konnte das ohne parademäßigen Anzug nicht geschehen. Ein
Offizier in Civil ist nicht Fisch, nicht Vogel. Ah! Sie glauben nicht, wie
wohl ich mich wieder einmal in der Uniform fühle."
Sie kleidete ihn in der That trefflich. Seine hohe schlanke Figur kam
so erft voll zur Geltung. Die lebhaften Farben erhöhten noch die Frische
und den munteren Ausdruck seines Gesichtes. Unverkennbar gewann er in
Lolos Meinung, die sehr gut wußte, daß er sich nur für sie ausgeputzt
hatte. Als sie zufällig neben einander an einem der großen Spiegel vor-
beigingen, blickte sie verstohlen hinein, um sich an der Seite des hübschen
Offiziers zu sehen. Vielleicht sragte sie sich, welche Figur sie an seinem
Arme machen würde. Die Antwort mochte zufriedenstellend ausfallen, sie
erröthete und spielte mit dem Fächer.
Am Nachmittage miethete er vom Stallmeister dessen bestes Pferd zu
einem Spazierritt und wußte es so einzurichten, daß er den Damen mehr-
mals begegnete. Der Seidenspitz wurde sehr unruhig und mußte von Lolo
an die Leine genommen werden. Sie war aber gar nicht ärgerlich darüber.
Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich in einem langen Reitkleide, den Hut
mit blauem Schleier auf dem Köpfchen, eine Gerte mit silbernem Knopf in
der Hand, zu Pferde neben ihm dachte. Sie ritt so gm,! Selbst den
Rücken eines Esels verschmähte sie nicht, wenn's zur Burgruine hinaufging.
Wie sie heute seinen Gruß erwiderte, wußte er ganz genau, daß er ihr
sehr gefallen hatte.
Das gegenseitige Verständnis; der Beiden wurde nun offenbar von Tage
zu Tage inniger. Lolo war in Max gerade so verliebt, wie Max in Lolo.
Schon hörte man mitunter eine der Schwestern rufen: „Aber Lolo!" Die
Mama schob sich zwischen sie, wo sie nur konnte, ohne doch hindern zu
können, daß die mühsam Getrennten sich in der nächsten Minute wieder ver-
einigten. Eines Abends vor dem Schlafengehen kam es zwischen Mutter
und Tochter im Salon zu einer ernstlichen Aussprache. „Was soll das?"
meinte die Commerzienräthin. „Dieser junge Herr ist mit seiner Zudringlichkeit
denn doch zu ungenirt. Alle Welt beobachtet ihn schon, und es wird an
Glossen nicht fehlen. Tu aber. Charlotte. ... Ich verstehe Dich gar nicht.

Ein junges Mädchen läßt sich doch in dieser Weise nicht den Hof machen,
wenn nicht reelle Absichten —"
„Aber er hat sicher ganz reelle Absichten, Mama,"
„Dummes Zeug! Ein Lieutenant —! Wie kann da von reellen Ab-
sichten überhaupt die Rede sein?"
„Kann ein Lieutenant nicht Heirathen?"
„Ob er kann! Wenn er den Cvnsens erhält. , . . Aber das kommt
hier gar nicht in Frage. Er paßt nicht für Dich."
„Warum patzt er nicht! Er ist ein hübscher und liebenswürdiger Mensch."
„Ich begreife nicht, wie man ihn hübsch finden kann," bemerkte Ella
naserümpfend. „Nun ja — er hat eine ganz stattliche Figur, aber etwas
recht puppenhaft Freundliches im Gesicht."
„Das lasse ich noch gelten," sagte Cilly, ihre langen Wimpern senkend,
„aber liebenswürdig kann ich ihn doch beim besten Willen nicht nennen. Es
fehlt ihm die männliche Würde. Er macht seine Künste wie Fips, nm Dir
zu gefallen."
,,O — Ihr seid neidisch," schalt Low, feuerroth bis unter das Stirnhaar.
„O - ah
„Ach - !"
„Wie dem auch sei," fiel die Mama ein, „es kommt darauf recht wenig
an. Du weißt, Lolo, datz der Vater sich sehr ernstlich gegen das Militär
ausgesprochen hat. Nicht im Allgemeinen. Er. ist ein zu guter Patriot,
um die Armee nicht nach Gebühr hochzuhalten. Aber in seiner Familie
will er nicht genirt sein, und ein Offizier würde ihn geniren. Wie gesagt,
er hat sich bereits sehr bestimmt ausgesprochen,"
„Wenn ich ihm aber doch gut bin —!"
„Das ist eine Einbildung, liebes Kind, die bald wieder schwindet, wenn
Du Dir darüber klar geworden bist, daß aus der Sache nichts werden kann.
Ich hoffe, er ist in seiner Dreistigkeit noch nicht so weit gegangen, sich Dir
förmlich zu erklären."
„Allerdings förmlich, Mama. ..."
„Gut also. Es wird Deine Aufgabe sein, ihn so zu behandeln, daß
es zu einer Erklärung nicht kommt."
„Aber wie soll ich —?"
„Eine junge Dame hat es in der Hand. Es versteht sich von selbst,
daß man ihn nicht verletzen darf. Es genügt völlig, wenn ihm begreiflich wird,
daß ein Nähertreten nicht erwünscht ist. In seinem eigenen Interesse. . .
Es kann ihm doch nicht lieb sein, sich abweisen zu lassen."
Lolo weinte.
„Du bist ein rechtes ttind."
Die Thränen flössen reichlicher. „Es ist doch nur, weil ich die Jüngste
bin und weil bei uns alles nach der Ordnung gehen muß. Aber was kam,
ich dasür, wenn er mich liebt. . . ."

»Ich gönne ihn Dir von Herzen," lispelte Cillu, „ganz aufrichtig."
„Es eilt mir nicht so/ versicherte Ella lachend. „Und einen Lieutenant... .
Da hätte ich die Wahl. Ich könnte mich in keinen Mann verlieben, der
nicht wenigstens fünfzehn Jahre älter wäre, als ich."
.Und doch auch schon etwas hätte," setzte Cilly hinzu.
Die Commcrzienräthin nickte zustimmend.
„Wenn man so unpoetisch ist wie Ihr —!" schluchzte Lolo,
„Es läutet zu Tisch." bemerkte die Mama. „Du bist fthr roth, Lolo —
ich denke wir gehen voran."
„Geht nur — ich habe gar keinen Appetit."
Aber nach einer Viertelstunde fand sie sich doch bei der Tafel ein, wo
ihr Gegenüber schon sehr aufgeregt wartete. Sie hatte vielleicht absichtlich
nichts dazu gethan, ihre verweinten Augen zu Verstecken. Er merkte gleich,
daß etwas vorgegangen war, und ihre forcirte Lustigkeit bestärkte ihn in
diesem Verdacht. Dann behauptete sie, Fips sei unpäßlich und könne sich
bei dem heutigen Spaziergang nicht betheiligen; sie selbst müsse ihm natürlich
Gesellschaft leisten. Sie ging auch wirklich nach ihrem Zimmer hinauf.
Nun hatte auch der Lieutenant eine Ausrede. Er spazierte, seine Cigarre
rauchend, die Terrasse auf und ab. immer an dem Balcvn vorüber, auf
welchen sich die Thüren des bewußten Salons öffneten.
Nicht gar lange vergeblich. Lolo kam heraus, lehnte sich auf die Leisie
des eisernen Geländers und musterte den Himmel, der an Bläue nichts zu
wünschen übrig ließ.
„Fräulein —" hüstelte er hinauf.
„Ach — Sie sind es, Herr Lieutenant! Aber warum sind Sie nicht
mitgegangen?"
„Wie sollte ich. wenn Sie..."
„St! Die Kellner brauchen es doch nicht zn wissen!"
„Ich wollte nur sagen ..."
„Das Wetter ist heute wirklich sehr schön,"
„Ja. sehr schön "
„Tie Luft so warm und so still."
„Ja sehr warm und sehr still. Mir war's vor ein paar Stunden
aber doch, als ob ich's donnern hörte," bemerkte er pfiffig.
„Sie haben ein scharfes Ohr,"
„Hat's gedonnert?"
„Es kann wohl sein. Aengstigen Sic sich vor dem Gewitter, Herr
Lieutenant?"
„O — durchaus nicht,"
„Es thut meist nur so. Ein Bischen Spectakel,..."
„Vielleicht begnügt sich'S auch mit dem Wetterleuchten — ha. ha, ha!"
„Aber unterbrechen Sie doch nur meinetwegen Ihre Promenade nicht."
„Wenn Sie erlauben, setze ich mir lieber einen Stuhl —"

„Um HimmelSivillen, dann gehe ich sogleich hinein."
Er warf mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Cigarre fort,
besichtigte sehr aufmerksam die Brandstelle, blies den Rauch mit gespitztem
Munde bei Seite und drehte sich dabei langsam um sich selbst.
„Wie geht's unserm armen Kranken?" fragte er hinauf.
„Er schläft," antwortete sie, „danke für gütige Nachfrage."
„Doch nichts Bedenkliches?"
„Ich hoffe, nein. Es wäre auf die Dauer sehr langweilig, bei ihm
die barmherzige Schwester zu spielen. Fips hat so zarte Nerven. Das
Gewitter!!"
„Ich dachte es wohl."
„Warten Sie einmal... Sie entfernte sich und kam nach einer
Minute mit dem Patienten im Arm zurück. Sie hatte ihm ein Morgen-
häubchen aufgesetzt und einen Staubmantel umgelegt. Er sträubte sich gegen
diese Hüllen und fing an zu kläffen, da sie dieselben fester zusammenzog.
Sie lachte und ließ ihn laufen. Nun sah's aber dovpelt drollig aus, wenn
er sich in den langen Mantel verwickelte oder am Gitter aufsprang und das
Häubchen, das ihm bis über die Nase gefallen war. abzuschütteln versuchte.
Der Lieutenant klatschte Bravo. Das Amüsement dauerte gut eine Viertel-
stunde. Es fanden sich noch andere Zuschauer ein, selbst der Oberkellner
in Frack und weißer Binde, das Haar untadelig gescheitelt, stand lächelnd
in einiger Entfernung. Das schien Lolo zu verdrießen. Sie machte dem
Spiel ein Ende, lockte das Hündchen in's Zimmer und schloß hinter sich
und ihm die Thüren.
Max seufzte. Wie sollte er den Tag ohne Lolo verbringen? Und
was hatte sie eigentlich für einen Grund gehabt...? Es hatte gewittert —
ohne Frage. Und die Luft schien jetzt erst recht schwül zu werden. Was
sollte er thun? Sich vorsichtiger zurückhalten? Noch muthiger drauf los-
gehen? Bei Lolo dürfte er schon etwas wagen. Aber die Mama. . . .
Eine Partie Skat wäre ihm ein rechtes Labsal gewesen. Er schämte sich
nur, die alten Kameraden aufzusuchen, die ihn immer so malitiös grüßten.
Am anderen Tage schloß sich Lolo wieder den Ihrigen an, aber sie
ließ den ganzen Weg über das Pince-nez nicht von der Nase und handelte
wie ein Professor den jüngsten Gartenlauben-Roman ab.
Am dritten — man erkletterte die Burgruine — hielt sie's in dieser
Reserve nicht länger aus. sondern entrirte, da Max sich seiner guten Lunge
rühmte, alles mütterlichen Widerspruchs ungeachtet eine Wette, daß sie in
acht Minuten nicht nur oben auf dem Berge sein, sondern auch auf der
Zinne des alten Thurmes stehen und Schillers Taucher declamirrn wolle.
Nun mußte er ihr natürlich nacheilen, um oben die Uhr vergleichen zu können.
Sie entschwanden auf dem bewaldeten Zickzackwege bald den Blicken der
Uebrigen. Die Commerzienräthin konnte bei ihrer Corvulenz den Schritt
nur wenig beschleunigen, Cilly und Ella blieben gesittet an ihrer Seite. So

konnte der Taucher längst bis zum letzten Verse aufgesagt sein, wenn sie
unter dem Thurm anlangten.
Es hat sich nicht ermitteln lassen, ob auch nur der erste Vers wirklich
gesprochen ist. Als die Bäume einen Ausblick gestatteten, standen sie Beide
auf der Plattform sehr nahe bei einander und allem Anschein nach Hand
in Hand. Nur noch eine knappe Secunde lang. Dann eilte Lolo hinab
und mcmövrirte so geschickt mit ihrem Sonnenschirm, daß es nicht möglich
mar, ihr in's Gesicht zu sehen. Erst mehrere Minuten später erschien unter
dem Gewölbe der Eingangsthür der Lieutenant, etwas verlegen grüßend.
Er schlürfte sehr schnell seinen Kaffee und vermied es nach Lolo hinzublicken,
die sich ebenso still in eine Zeitung vertiefte. Von der Wette wurde gar
nicht mehr gesprochen. Auf dem ganzen Rückweg hielt sich der Lieutenant
zur Mama, während Lolo immer einige Schritte zurückblicb und Waldblumen
pflückte, Fips lief von dem einen zum andern und wunderte sich, daß man
ihn gar nicht beachtete. Eine solche Vernachlässigung seiner werthen Person
mußte ihm unerhört scheinen.
Es war etwas vorgefallen. Sicher! Ein Zweifel darüber konnte gar
nicht aufkommen. Die Cvmmerzienräthin war nur noch im Unklaren, ob
sie sich so oder so verständigt hätten. Sie hoffte, Charlotte werde ihm zu
verstehen gegeben haben, daß sein Werben zu dreist sei. Deshalb bei Beiden
die gekniffene Stimmung. Es war aber doch auch möglich, daß sie sich nach
der Aussprache des Ernstes der Situation bewußt geworden waren, und
fühlten, jetzt nicht unbefangen mit einander Verkehren zu können. Diese
Annahme gewann, je mehr sie alle Umstände erwog — und das geschah
während sie mit ihren Töchtern und dem Lieutenant über die gleichgültigsten
und entlegensten Tinge parlirte — leider mehr und mehr Bestand.
Im Hotel nach dem Abendessen, an dem Lolo wegen Kopfschmerzen
nicht Theil nahm, wurde das Töchterchen denn auch sogleich schars in's
Gebet genommen. Lolo gestand, daß sie sehr unbedacht gehandelt habe, als
sie die Wette vrovonirte. Denn wie sie auch gelaufen sei, Max habe sie
natürlich eingeholt und ihr gleich gesagt, daß er ihr gut sei und es nicht
länger zurückhalten könne und daß er der unglücklichste Mensch von der Welt
werden müßte, wenn sie nicht seine Frau würde. Sie sei so außer Athem
gewesen, daß sie anfangs gar nicht habe antworten können, und da habe er
noch dringlicher gefragt, ob sie ihm gut sei; sie solle nur sagen: ja oder
nein. Und da habe sie denn doch nicht lügen können nnd habe ja gesagt.
Ihre ernstliche Absicht sei aber gewesen, ihm auseinanderzusetzen, daß daraus
doch nichts werden könne, sobald sie nur erst wieder zu Athem gekommen
sein würde. Er habe das aber nicht abgewartet, sondern sie gleich stürmisch
umarmt und geküßt. Darüber sei sie freilich böse geworden, er habe aber
ihre Hand nicht mehr losgelassen und ihr immer gut zugeredet — und da
sei es auch schon zu spät gewesen, ihn abzuweisen, weil die Mama und die
Schwestern unten am Thurm erschienen wären.

Das klang Alles höchst glaubwürdig: die Commerzienräthin schüttelte aber
doch sehr bedenklich den Kopf. Das Abweisen werde jetzt viel schwieriger sein. Das
sei auch ihre Meinung, versicherte Lolo. Sie könne sich gar nicht vorstellen,
wie es gemacht werden solle. Sie küßte der Mama die Hände und bat sie
unter Thronen, sich ihrer beim Papa anzunehmen. Nur zur ersten Beruhigung
erhielt sie ein halbes Versprechen, sich's noch überlegen zu wollen.
Am nächsten Vormittage schickte der Lieutenant seine Visitenkarte hin-
ein. Er hatte zu dem bevorstehenden feierlichen Act wieder seine Parade-
uniform angelegt und hielt den Helm in der Hand. Er sah ein wenig bleich
aus und zwang sich z» einem Lächeln, als er die gnädige Frau um eine
Unterredung unter vier Augen bat. Die Räthin, die schon in Erwartung
dieses Besuchs frühzeitig große Toilette gemacht hatte, mußte ihm Stand
halten. Er gestand, daß er seine Leidenschaft zu Fräulein Charlotte gestern
nicht zu meistern vermocht und ihr ein Geständnis; ihrer Gegenneigung abgetrotzt
habe. Es fehle ihm nicht der Muth zu dem Wagniß, um ihre Hand an-
zuhalten, „Sie sind die Güte selbst, gnädigste Frau," schloß er, „stehen Sie
uns bei ein Ziel zu erringen, das unser Lebeusglück bedingt. Wir wissen,
wie sehr wir Ihres Beistandes bedürfen. Versagen Sic uns denselben
nicht, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein."
Er sah dabei die Näthin mit einem so zärtlich schmachtenden Blick an.
daß sie wohl ihr Herz bewegt fühlen mußte. Sie sagte sich aber auch
sogleich, daß sie keine Schwäche aufkommen lassen dürfe. Vorsichtig die
Balcouthür schließend und zum Sitzen nöthigcnd, antwortete sie daher mit
fester Stimme:
„Es thut mir sehr leid, verehrter Herr Lieutenant, daß Sie Lolo
beunruhigt haben. Sie ist noch ein rechtes Kind und hat in der Über-
raschung wohl kaum die passenden Worte gefunden. Ich will durchaus nicht
in Abrede stellen, daß Ihre Bemühungen um sie einen gewissen Erfolg
gehabt haben; aber eine Badcbekanntschaft ist doch zu flüchtig, um die
nöthigc Garantie für ein dauerndes Gefallen bieten zu können —"
„O, was das anbetrifft, gnädigste Frau," siel er lebhaft ein, „so scheint
niir jede Sorge überflüssig. Fräulein Lolo sehen und lieben, war bei mir
Eins. Nicht einen Augenblick habe ich geschwankt mir zu gestehen, daß es
kein zweites weibliches Wesen auf der Welt geben könne, zu dem sich mein
Herz je mit gleicher Stärke —"
„Gewiß, gewiß." dämpfte die Räthin sein immer Heller aufloderndes
Feuer, „Es wäre ja ganz unnatürlich, wenn Sie jetzt nicht so empfänden.
Aber bei Ihren zweiundzwanzig Jahren —"
„Dreiundzwcmzig, gnädigste Frau."
„Und wenn Sie drei für eins zuzulegen hätten — bei Ihrer großen
Jugend ist eine Uebereilung, eine Täuschung sehr leicht denkbar."
„Das muß ich entschieden bestreiten, gnädigste Frau. Bei der Solidität
meines Charakters, bei der Festigkeit meiner Grundsätze—"

„Ich zweifle daran nicht. Aber man hat Beispiele —"
„Auf Ehrenwort, gnadigste Frau! Ich bin ein Mensch, dem Sie
allen Beispielen zum Trotz unbedingtes Vertrauen schenken können. Wenn
ich sage, ich liebe Fräulein Lolo, so sage ich damit auch, daß ich sie ewig
lieben werde. Versteht sich ja auch bei einer so schönen und liebenswürdigen
Dame ganz von selbst,"
„Gut. gut! Ob aber meine Tochter ihres Gefühls ebenso sicher ist..."
„Das kann doch Niemand besser beurtheilen als Fräulein Lolo."
„Wer weiß? Sine Mutter blickt da sehr scharf."
„Aber Jeder hat doch sein eigenes Herz."
„Es ist oft ein recht schwaches und wandelbares Ding."
„Ah —! Ein Herz, das liebt —!"
„Wir wollen darüber nicht streiten. Jedenfalls ... die Liebe allein
thut's doch nicht. Ich bin ganz dafür, daß Ehen aus Neigung geschlossen
werden, aber — ganz kann die Vernunft doch nicht aus dem Spiel bleiben.
Und mein Mann schätzt die Vernunft sehr hoch. Ich kenne seine Ansichten
genau bei diesem Punkt. Er wird nie seine Zustimmung zu einer Ver-
bindung geben, die nicht in sich selbst einen völlig sichern Halt hat."
Mar zog die Augenbrauen auf und zupfte an seinem Bärtchen. „Sie
wollen damit andeuten, gnädigste Frau ..."
„Daß bei meinem Manne gewisse praktische Erwägungen im Vorder-
grunde stehen, die Sie wahrscheinlich werden gelten lassen müssen. Sie sind
Offizier, Ihre Gage —"
„Aber die kann doch nicht in Betracht kommen! Wenn Zwei einander
lieben . . , Ueberhaupt das Geld, gnädigste Frau — ich verachte es. Reich-
thum macht nicht glücklich. Wenn man nur immer so viel hat. als man
braucht . . . Nein, gnädigste Frau, Sie würden mich schwer kränken, wenn
Sie glauben könnten, daß eine Speculation meinerseits . . . Ach! Das regt
mich auf. Ich liebe Fräulein Lolo viel zu sehr, um an irgend etwas
Anderes denken zu können als an ihr Herz."
„So wären Sie also wirklich im Stande eine Frau zu ernähren?"
„Ich?" fragte er sehr verwundert.
„Nun ja — Sie."
„Von meiner Gage als Lieutenant?"
„Oder —"
„Aber, gnädigste Frau — es versteht sich doch ganz von selbst . . ."
„Erörtern wir also diese Frage nicht weiter. Es genügt, wenn ich
Sie versichere, daß sich bei meinem Manne da nichts von selbst versteht.
Er hat nun einmal als Kaufmann die eigensinnige Meinung, daß sein
Schwiegersohn ihn nichts kosten dürfe."
„Aber das sind ja ganz veraltete Anschauungen —"
Die Räthin erhob sich lächelnd.

„Mag fein. Wir können sie doch nicht andern. Ich kann Ihnen also
nur rathen, sich die Sache aus dem Sinn zu schlagen. Es ist in der Thcit
nicht die mindeste Aussicht —"
„O, gnädigste Frau." rief er ganz außer sich, „Sie können unmöglich
so grausam sein, das Glück zweier Menschen zerstören zu wollen. Ich
appellire an Ihr gutes— an Ihr großes Herz! Sie werden Ihren Herrn
Gemahl zu bestimmen wissen, seine Einwilligung zu geben. Nie werde ich
aufhören Lolo zu lieben — sagen Sie ihm das. Nie werde ich mich
nach der stolzesten Eroberung zu einem schmählichen Rückzug verstehen."
„Sagen Sie ihm das selbst. Ich fürchte, es wird wenig Eindruck auf
ihn machen. Jedenfalls muß ich Sie dringend ersuchen, seine Erklärung
abzuwarten und sich bis dahin jeder Einwirkung auf Lolos schwaches Herz
zu enthalten. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mich durch eine räumliche
Trennung der Notwendigkeit überheben wollten, Ihr Verhältnis; zu meiner
Tochter beaufsichtigen zu müssen."
„Was verlangen Sie von mir, gnädigste Frau? Nie — nie —"
„Uebrigens versichere ich Sie meiner größten Hochachtung und bedaure
zugleich von Herzen, daß die Umstände mich zu einem so unliebsamen
Bescheide zwingen."
Er küßte drei, vier Mal ihre Hand und sah sie inzwischen jedesmal
mit einem wchmüthig-bittenden Blick an. „Sie können unser guter Engel
werden," sagte er. „Wenn ich Ihnen nicht mißfalle ... rauben Sie mir
wenigstens nicht jede Hoffnung."
Die Räthin nickte ihm freundlich zu, verwies ihn aber nochmals an
ihren Mann. Der Lieutenant fühlte, daß er ohne Unbefcheidenheit nicht
weiter in sie dringen dürfe, und verabschiedete sich mit einem letzten Handkuß.
Sehr fatal! Was nun beginnen? An den Pnpa schreiben? Unsinn!
Eine höflich abweisende Antwort folgt umgehend. Selbst zu ihm reisen?
Der Erfolg ist ebenso unsicher. Also Hinhalten, diplomatisiren.
Lolo kam seinen Bemühungen, eine Minute des Alleinseins zur Ver-
ständigung zu erhaschen, freundlichst entgegen. Sie habe durch die Seiten-
thür Alles mit angehört, sagte sie.
„Und ist der Papa wirklich so schwer zu gewinnen?" fragte er.
„Ich glaube, die Mama hat ganz Recht." zischelte sie. „Papa denkt
fich's ganz anders."
„Und wenn Sie ihn recht herzlich bitten würden —"
„Das könnte nichts nützen, er würde doch den Kopf schütteln."
„Aber die Mama hal gewiß stärkeren Einfluß auf seine Entschließungen,
als sie» wahr haben will?"
Lolo nickte. „Wenn sie ernstlich wollte ... Sie setzt viel bei ihm
durch. Nicht wahr — sie ist noch immer eine hübsche Frau?"
„Eine sehr hübsche Frau. Ich finde das ganz begreiflich. Sie meinen
also, daß ich vorerst noch weiter bei der Mama — ?"

„Das ist die einzige Möglichkeit, an dm Papa heranzukommen."
„Und wollen Sie mir helfen, theuerste Lolo?"
„So viel ich kann. Wenn es sein muß, bin ich furchtbar eigensinnig."
„Das ist prächtig."
«Und gerade, wenn etwas durchaus nicht sein soll —"
„Ich lebe wieder auf/
Sie gingen einige Schritte stumm neben einander her.
.Haben Sie denn auch eine Mutter?" fragte Lolo schüchtern.
„Ja wohl. Eine großartige Frau, die mich zärtlich liebt. Sie wird
Ihnen sehr imponiren."
„Und einen Vater?"
„Auch den. Er ist Geheimer Rath im Ministerium der landwirthschaft-
lichen Angelegenheiten."
„Wie ist er?"
„Nu — wie die Väter so sind, wenn sie Söhne beim Militär haben.
Ein Bischen ängstlich — ein — Bischen peinlich in Geldangelegenheiten,
aber sonst ..."
„Und Sie meinen, daß von dieser Seite kein Widerspruch zu be-
fürchten ist?"
„Ach —! Die Alten müssen ja glücklich sein . . . Halt! Da bringen
Sie mich auf einen famosen Gedanken."
„Nun?"
„Wenn meine Mutter —"
„S—t! Man belauscht uns."
Cillv war von der Mama abgeschickt, sich unter irgend einem Vor-
wande dem Paar beizugesellen. Das Gespräch mußte abgebrochen werden.
Am nächsten Morgen wußte der Lieutenant Fips abzufangen und ihm
einen mit Bleifeder beschriebenen Streifen Papier um das Halsband zu
wickeln. Er durfte sich auf die Klugheit des Thiers verlassen, daß es ihn
in die rechten Hände kommen lasten würde.
Dann reiste er ab, zu großer Erleichterung der Commerzienräthin, die
sich freilich wunderte, daß er keinen formellen Abschied nahm. Sie hatte
sich den Sieg zu leicht gedacht. Nach drei Tagen schon kam er wieder,
diesmal in der Begleitung einer ältlichen, hageren, ganz in schwarze Seide
gekleideten Dame, die er als seine Mutter vorstellte. Sie nahm an der
Tafel neben ihm, der Commerzienräthin und ihren Töchtern gegenüber,
Plötz und unterhielt sich mit ihnen sehr liebenswürdig, aber etwas reservirt.
Sie erzählte, daß der Arzt ihr dringend einen, wenn auch nur kurzen Bade-
aufenthalt angerathen, und ihr Sohn sie bestimmt habe, ihn hierher zu be-
gleiten, wo sie die angenehmste Gesellschaft finden werde. Sie bat, sich den
Damen auf dem Spaziergang nach Tisch anschließen zu dürfen. Lolo wurde
natürlich möglichst unauffällig scharf beobachtet, was sie veranlaßt«, sich fast
nur mit Fips zu beschäftigen. Der Commerzienräthin ahnte nichts Gutes.

Es geschah denn auch bald, was sie erwartete. Die Geheime Rälhin
machte Andeutungen, daß ein ganz bestimmter Zweck sie herbeigeführt habe.
u»d bat um eine Gelegenheit, sich vertraulich aussprechen zu dürfen. Frau
Mathilde konnte nicht ausweichen. So wurde denn das Frühstück im Salon
aufgetragen, die Töchter entfernten sich auf einen Wink und die beiden
Damen blieben allem.
Die Commerzienräthin, so freundlich lächelnd sie die Wirthin spielte,
hatte ihre Brust mit doppeltem Stahl gepanzert: kein Zugestcindniß sollte
ihr abgerungen werden. Gegen alle Vorstellungen wollte sie taub sein.
„Volle Offenheit, meine verehrte gnädige Frau," begann die Geheime
Räthin mit leiser, ein wenig gespitzter Stimme, „volle Offenheit ist gewiß
das beste, wenn nicht einzige Mittel zu einer raschen Verständigung/
Die Commerzienräthin verbeugte sich auf ihrem Sessel kaum merklich
und ließ die seidene Quaste spielend durch ihre Hand gleiten, Sie wollte
die Gegnerin völlig an sich kommen lassen.
„Mein Sohn hat uns durch die Nachricht in eine leicht erklärliche Auf-
regung versetzt," fuhr dieselbe nach einem discreten Räuspern fort, „daß er
hier im Bade, wo er sich übrigens sehr gegen unfern Wunsch nur zum
Amüsement während seines Urlaubs aufhielt, die Bekanntschaft einer jungen,
schönen und ungemein reizenden jungen Dame gemacht, im Fluge ihr Herz
gewonnen und einen Antrag gewagt habe, der von ihr freundlich acceptirt sei."
„Sie sprechen von meiner Tochter —-
„Von Fräulein Charlotte. — Ich muß bekennen, daß ich bei einer
Wahl in großem Zweifel sein würde, wem von Ihren drei Fräulein Töchtern
ich den Preis der Schönheit zuerkennen sollte: Aber ich kann es verstehen,
daß ein selbst noch sehr junger Manu sich die jüngste ausgewühlt hat, um
sich rasch leidenschaftlich in sie zu verlieben."
„Meine Lolo ist noch ein rechtes Kind." bemerkte Frau Mathilde ge-
schmeichelt und doch wieder bemüht abzulenken.
„Das darf für ein junges Mädchen, das in solchem Wohlstande auf»
erzogen ist, eigentlich als ein großes Lob gelten," antwortete die Geheime
Räthin, halb die Augen schließend. „In der That — sie scheint sich
mit ganz besonderer Neigung ihrem Spitz zu widmen, der freilich ein sehr
niedliches Thierchen ist. Ein sehr kindlich unschuldiges Vergnügen! Ich
habe ihrem Spiel nur immer zusehen müssen."
„Fips ist jetzt obenauf. Zu Hause hat sie noch einen grünen Papagei,
auf den er allen Grund hat sehr eifersüchtig zu sein."
„Mein Sohn kann sich also gratuliren, beiden den Rang abgelaufen
zu haben. Ich setze voraus, daß er sich nicht Illusionen macht und mir
die Wahrheit sagt. Aber weshalb und weshalb nicht? Er ist — ich
darf's ohne mütterliche Eitelkeit sagen — ein so hübscher frischer Mensch.
Dabei ganz aufrichtig. Er hat uns auch nicht verschwiegen, daß er auf
ernstlichen Widerstand gestoßen ist."

Nun kommt's! dachte Frau Mathilde und stützte sich mit beiden Ell-
bogen auf die Seitenlehnen.
„Allerdings, mein Mann würde sehr entschieden —" murmelte sie.
,Und ebenso Sie selbst sind gegen diese Partie. Ich finde das so
durchaus natürlich, so verständig — ich würde es im Gegentheil unbegreiflich
und — verzeihen Sie den Ausdruck — geradezu leichtsinnig gefunden
haben, wenn Sie nicht den energischsten Widerstand geleistet hätten."
„Gnädige Frau ..." Die Commerzienräthin musterte ihren Besuch
mit einem etwas verwunderten Blick. Sie hatte auf eine so unbeschränkt
Anerkennung nicht gerechnet.
„Max hat mich gebeten, ihm Beistand zu leisten," nahm die Geheime
Räthin lächelnd wieder das Wort. „Sie können sich ja denken, daß so
ein Brausekopf Himmel und Erde in Bewegung setzen möchte, die Erfüllung
seines Herzenswunsches durchzusetzen. Ich habe es, ganz in Ueberein-
stimmung mit meinem Manne, für gut gehalten, ihn nicht abzuweisen. Es
darf sich aber Wohl von selbst verstehen, daß ich nicht mit der Absicht her«
gekommen bin, als zärtliche Mutter für ihn blindlings in's Feuer zu gehen.
Es kam vor allen Dingen darauf an, erst einmal mit ruhigen, ungeblendeten
Augen zu beobachten, sich den Betheiligten gegenüber ein Urtheil zu bilden.
Das habe ich ihm zugesagt. Er war freilich der zuversichtlichen Meinung,
ich dürfe Fräulein Lolo nur sehen, um sofort feine Partei zu ergreifen."
„Darin hat der Herr Lieutenant sich nun doch getäuscht?" holte Frau
Mathilde schon recht vorsichtig aus, indem sie sich in dem für ihre
Breite etwas zu engen Sessel in eine andere Stellung brachte und einen
Fuß über den andern legte. Sie hatte allerliebste kleine Füße und trug
das feinste Wiener Schuhwerk.
„O . . .! verstehen Sie mich nicht falsch, beste gnädige Frau," fiel
die Geheime Räthin ein, sich vorbeugend und ihre Hand drückend, „Ich
erlaubte mir schon zu bemerken, daß ich Fräulein Lolo ganz allerliebst,
ganz reizend finde; und wenn mein Max zehn Jahre älter wäre —"
„Ja wohl, der Herr Lieutenant ist noch recht jung," Was sollte
das?
„Mein Himmel, sehr jung. In acht Monaten wird er erst vier-
undzwanzig. Ich bitte Sie — was ist das für einen Mann — und nun
gar für einen Ehemann! Wenn er studirt hätte, er würde nur eben die
Farbenmütze abgelegt haben. In der Uniform fühlt er sich freilich, das
ist ja zu verstehen. Aber dreiundzwanzig Jahre bleiben doch was sie sind."
Ein leises Kopfschütteln. „So sind Sie also selbst gar nicht mit
seiner Verlobung zufrieden?"
Die Geheime Räthin drückte wieder, wie begütigend, ihre Hand.
„Meine verehrte gnädige Frau — was gönnt man seinen Kindern nicht
von Herzen, wenn man sie lieb hat? Wie ungern bereitet man ihnen einen
schweren Kummer? Wie nachgiebig ist man selbst gegen ihre unvernünftigsten

Wünsche? Aber ganz aufrichtig gesagt und unter uns: eher für ein
Unglück müßte ich es halten, als' für ein Glück, wenn er sich so früh
fesselte. Ich verkenne ja dabei gar nicht, wie wir's schon immer für eine
besondere Gunst des Schicksals zu nehmen haben, daß seine frühe Neigung
sich einem reichen Mädchen zuwandte —"
Die Commerzienräthin wurde unruhig,
„O — da überschätzen Sie doch —"
„Nein, nein — gewiß nicht. Es ist von großer Bedeutung für einen
Offizier, daß er reich heirathet — ich möchte sagen von der allergrößten
Bedeutung. Unser Sohn ist ja nicht ganz unbemittelt, aber das standes-
mäßige Leben kostet so viel, und besonders bei der Cavallerie, für die er
schwärmte . . . Eine reiche Partie wäre ja unter allen Umständen die
unbedingte Voraussetzung einer Heirath. Aber gleichwohl . . . Ein blut-
junger Lieutenant — kaum drei Jahre trägt er die Epaulettes. Es kann
bei dem jetzigen schlechten Avancement noch sechs oder sieben dauern, bis
er den Stern erhält, weitere fünf bis zum Hauptmann letzter Klasse —
der Major ist gar nicht abzusehen, wenn es so regulär weiter geht. Und
ein verheiratheter Offizier ist gebunden. Mein Mann hat einigen Einfluß,
sehen Sie, hofft durch seine Connexionen für ihn günstige Versetzungen und
besondere Begünstigungen zu erlangen. Was thut man nicht für seinen
Sohn? Max ist mit Leib und Seele Soldat, recht befähigt, gefällt sehr,
hat bei allen Offiziersdamen einen Stein im Brett... Ist er verheirathet.
so kümmert man sich nicht mehr um ihn. Das wird er dann, selbst
schmerzlich empfinden."
„Unter solchen Umständen aber —"
,.Nicht wahr? Sie verstehen, meine sehr verehrte Frau, daß unsere
Freude über dieses ganz unerwartete Ereigniß eben nicht groß sein konnte,
daß wir wenigstens nur mit gemischten Gefühlen . . . Ihr Herr Gemahl
ist Fabrikant," unterbrach sie sich gleichsam selbst.
„Jawohl."
„Strumpfwaaren-Fabrikant, wenn ich recht unterrichtet bin."
„Allerdings —"
„O — es thut nichts. Ein in kaufmännischen Kreisen jedenfalls hoch-
geachteter Mann, ein Großindustrieller —"
Die kleine Frau warf sich in die Brust. „Ein Mann, der sich durch
Fleiß und Tüchtigkeit selbst eine Situation in der Welt geschaffen hat, dessen
Wechsel in Amerika und Australien Cours haben —"
„Ein höchst respectabler Mann," fuhr die Geheime Räthin fort, ohne
eine Miene zu verziehen, „und ja auch durch den Titel Commerzienrath,
vielleicht gar durch einen Orden ausgezeichnet. Ich will nur sagen, daß
die Verbindung mit seiner Familie uns nur zur Ehre gereichen könnte."
„Ich hoffe —"
„O gewiß! Aber ich halte es doch für meine Pflicht, darauf auf-

merksam zu machen, daß unsere liebe Lolo sich nicht über die Stellung
täuschen dürfte, die sie als die Frau eines Lieutenants einzunehmen hätte.
Mein Himmel, in Offizierskreisen ... ich bin selbst darin aufgewachsen,
mein Vater war General . . . Man hat da sür solche Verhältnisse eine
eigene Schätzung, der Adel spielt noch immer eine große Rolle — auch
besonders bei der Cavallerie . . . Verstehen Sie mich nicht falsch, ich nehme
einfach die Dinge, wie sie liegen. Und ganz abgesehen davon: Sie
wissen wohl, daß unter den Offiziersdamen der militärische Rang des Mannes
entscheidet. Die Frau Lieutenant, und wenn sie über die herrlichsten Toiletten
verfügt und als ein Stern von Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzt,
wird sich bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern haben, was sie den
Damen der hohen Vorgesetzten schuldig ist, zu denen schon der Escadronchef
gehört.

Die Commerzienräthin kniff die Lippe und schob sich tiefer in den
Sessel hinein, als öb sie sich überzeugen wollte, noch fest zu sitzen. „Es scheint
mir, meine Gnädigste," sagte sie nach einer kleinen Weile, „daß Sie sich
ohne jeden zwingenden Grund so viel Mühe geben, mich abzuschrecken. Es
würde mir leid thun, wenn Ihr Herr Sohn Sie ungenau berichtet haben
sollte. Was ich ihm sagte, war durchaus ernst gemeint. Ich habe nur
den Wunsch, daß es Ihnen besser als mir gelingen möchte, ihn zum Verzicht auf ganz unerfüllbare Hoffnungen zu bewegen."

„Ich übernehme diese Aufgabe sehr ungern," versicherte die Geheime
Räthin. „Mein Max scheint an dem reizenden Mädchen wirklich mit einem
Stück feines Herzens zu hängen. Er ist mein ganzer Stolz, ich habe sein
volles Vertrauen. Es würde mir sehr weh thun, ihn betrüben zu müssen.
Wenn er aber erwartet, daß ich in Sie dringe —"

„Oh! Es erleichtert mich sehr zu erfahren, gnädige Frau, daß Sie
dieser Partie ebenso abgeneigt sind, als ich. Zwei so junge Menschen —"

„Nicht wahr? Noch halbe Kinder."

„Lolo wenigstens —"

„Auch Max hat durchaus noch nicht die Reife, die eine eheliche Verbindung voraussetzt."

„Und jedenfalls nicht eine Lebensstellung, die ihn zur Eingehung einer
solchen berechtigt. Nach unseren Anschauungen —"

„Wir theilen sie in diesem Falle durchaus. Die Abhängigkeit von
einem reichen Schwiegervater, der nicht die Ehre zu schätzen weiß, einen
Offizier zum Schwiegersohn zu haben, würde Max unerträglich werden."

„Und unsere Tochter ist zu sehr an ein Haus gewöhnt, das auf
eigenstem soliden Fundamente steht, um sich den nöthigen Respect vor
einein Eheherrn bewahren zu können, der gewissermaßen ihre Unterstützung
braucht."

„Es wäre mithin für beide Theile die größte Thorheit —"

„Ein geradezu unverantwortlicher Leichtsinn."

Die Geheime Räthin erhob sich. „Ich bin entzückt, so viel Ueberein-
stimmung der Meinungen anzutreffen."
Frau Mathilde schob den Sessel zurück. „So viel Verstiindnih für
die wahren Bedürfnisse einer glücklichen Ehe,"
„Wir sind also völlig darüber einig, im wohlverstandenen Interesse
unserer geliebten Kinder Alles daran zu setzen, den sehr unbedachten und
übereilten Schritt rückgängig zu machen."
„Völlig einig." Sie schüttelten einander die Hände,
„Ich bedaure unendlich," sagte die Geheime Räthin wehmüthig, „daß
die Umstände es uns nicht gestatten, zu einander in die innigste Beziehung
zu treten; wir würden uns dauernd so gut verständigt haben!"
„Ich danke Ihnen aufrichtig für ein so warmes Anerkenntniß," ver-
sicherte Frau Mathilde gerührt, .das mich sehr glücklich macht. Auch meine
freundschaftlichste Gesinnung ..."
Sie umarmten einander.
„Und nicht wahr, wir vereinigen unsere Bemühungen, es den Kindern
auf die mildeste und zarteste Weise begreiflich zu machen, daß leider die
Umstände gebieterisch das Aufgeben des sonst so schönen Planes einer Ver-
bindung für's Leben fordern."
„Lolo kennt bereits meine Meinung."
„Und ich darf also Max sagen, daß Sie unwandelbar bei derselben
verharren."
„Ich bitte darum, gnädige Frau."
Nochmalige Umarmung und einige herzliche Küsse.
Als die Geheime Räthin den Salon verließ, drückte sie das Spitzen-
tuch auf die feuchten Augen.
Dann folgten die Conferenzen zwischen Mutter und Tochter und zwischen
Mutter und Sohn.
Die Commerzienräthin schaffte sogleich ihrem Aerger ohne Rückhalt Luft.
Sie hatte erwartet, daß die Geheime Räthin für ihren Sohn alle Ueber-
redungskunst aufwenden würde, ihren Beistand zu gewinnen. Es war ihr
ganz sicheres Vornehmen, sich keine Concession abringen zu lassen, aber es
durfte ihr doch schmeicheln, ihrer Tochter wegen mit Bitten bestürmt zu
werden. Und nun dieses unvermuthete Entgegenkommen in ganz anderer
Weife — dieser wundersame Ton! — „Ich habe wie auf Nadeln gesessen,"
rief sie, „bin mit Nesseln gepeitscht worden. Diese hochmüthige Person!
Es kam ja kaum noch in Frage, wie wir uns zu der Sache stellten. Wir
hätten ja dankbar sein müssen, daß der Herr Lieutenant keinen Anstand
nahm, sich um die Tochter des Strumpfwaarenfabrikanten zu bewerben, der
ja als Commerzienrath immerhin noch acceptabel wäre. Als ob sie sich
nur zu entschuldigen hätte, daß sie ganz meiner Meinung sei — natürlich
nur in der Hauptsache. Es ist ihr gewiß sehr peinlich gewesen, mir andeuten

zu muffen, daß ihr Herr Sohn eigentlich viel zu schade für unsere Tochter sei, daß man sehr froh sein würde, wenn er sich mit heiler Haut aus der Schlinge herausziehen könnte, die er sich sehr unbedacht über den Kopf geworfen, Sie gab ja den Korb. Diese Blindschleiche! Und das Verdrießlichste ist, daß sie in Allem Recht hat. daß man ihr völlig zustimmen muß. Ich hoffe, daß Du eine Lection bekommen hast, Charlotte, die Dich klug macht!"

Lolo hatte feuerrothe Backen, vergoß reichliche Thränen und schluchzte, eine solche Falschheit habe sie gar nicht für möglich gehalten. Von allen diesen mütterlichen Bedenken könne sie auch nicht ein einziges als stichhaltig anerkennen. Es fei ihr übrigens ganz genug, daß Mar sie haben wolle — es werde sich ja nun zeigen, ob er charakterfest sei. Für sie selbst wäre es jetzt Ehrensache, ihm sein Wort nicht zurückzugeben. „Und wenn ich mir nicht das Mindeste aus ihm machte," schloß sie, „ich will beweisen, daß ich als die Frau eines Offiziers ganz an meinem Platz bin. Und wenn der Papa nicht nachgiebt, so soll er schon sehen, was mit mir geschieht."

Es ging darauf ein Brief an den Herrn Commerzienrath ab. Er war mit doppeltem Porto belastet, ein Beweis, daß zwei Bogen nicht ausgereicht hatten, den Fall gründlich zu beleuchten.

Die Geheime Räthin nahm ihren Sohn bei Seite und sagte ihm mit kummervoller Miene, dabei sein Gesicht streichelnd, daß Lolos Mutter sich in ihren Entschlüssen unabänderlich gezeigt habe. „Uebrigens kann ich der trefflichen und sehr verständigen Frau nur Recht geben," fuhr sie fort; „sie hat mich durchaus überzeugt." Und nun wiederholte sie ihm alle die Gründe, die sie selbst vorgebracht hatte, und schloß mit der dringenden Bitte, von jedem weiteren Versuch, Lolv noch einmal zu sehen und zu sprechen, Abstand zu nehmen und eiligst abzureisen. „Glaube mir nur," tröstete sie. „das ist nichts für Dich. Du bist in Lolo verliebt, das will ich Dir gar nicht verdenken. So etwas vergißt ein frischer junger Mensch rasch. Nach einigen Jahren wirst Du eine ganz andere Partie machen können, traue meinem Wort."

Max war zu verliebt, um sofort Vernunft annehmen zu können. „Ich merke wohl." sagte er. „daß Du mit diesem Ausfall der Sache sehr zufrieden bist. Verzeih mir, wenn ich sie gleichwohl nicht verloren gebe. Ich bin mündig."

Fips schnupperte um ihn herum. Lolo hatte ihn aus dem Zimmer gelassen. Er verstand ihre Absicht: offenbar wollte sie ihm Gelegenheit geben, ihr eine Botschaft zukommen zu lassen. Er schrieb auf einen Papierstreifen: „Die Mütter sind gegen uns verschworen, aber ich wehre mich wie ein Verzweifelter. Ohne Dich ist mir das Leben ohne Werth. Meine Mutter soll erfahren, wozu ich entschloffen bin. Bis in den Tod Dein getreuester — Mar." Der Spitz wurde damit zurückgeschickt.

Er langte eine Stunde darauf mit einem anderen Zettel im Halsbande

an. „Du kennst Deine Mutter schlecht. Sie hat Dich schmählich im Stich gelassen, Partei gegen uns ergriffen. Es muß etwas Fürchterliches geschehen. Vorläufig werde ich. so entsetzlich langweilig es auch ist, sterbenskrank. „Ich bin's schon jedenfalls. Bis in den Tod Deine getreueste — Lolo."
„Engel!" rief er. Das Briefchen küßte er und steckte es in die linke Westentasche, wo es seinem Herzen am nächsten war.
Lolo besaß Energie. Den ganzen Tag über ließen sich die Damen nicht sehen; am folgenden Morgen wurde der Arzt geholt, aus der Apotheke langte eine Flasche mit Medicin an, später eine Schachtel mit Pulver. Unter den Hotelgästen verbreitete sich die Nachricht, die jüngste Tochter^ der Frau Commerzienrath sei plötzlich schwer erkrankt, müsse das Bett hüten. Man erkundigte sich beim Arzt nach ihrem Befinden. „Etwas Gefährliches?" Er zuckte die Achseln. Anscheinend ein Nervenleiden — größte Vorsicht sei geboten.
Max wurde melancholisch. Er versäumte die Mahlzeiten, unternahm einsame Spaziergänge, grüßte Niemand, träumte in's Weite. Seine Mutter wurde besorgt, unruhig. „Lolo ist krank," sagte sie zu ihm, „aber nimm Dir's nicht so zu Herzen. Gewiß nur eine rasch vorübergehende Unpäßlichkeit. Ein so kräftiges junges Mädchen!"
Er schüttelte schwermüthig den Kopf. „Nein, das ist mehr. Bei ihrem tiefen Gemüth . . . Sie liebt mich und überwindet die Trennung nicht."
„Aber so fange doch keine Grillen!"
„Mutter!" — Er strafte sie mit einem strengen Blick.
„Ja — wer kann dafür? Die Commerzienräthin weißt Du doch ..."
„Du kannst mir nicht offen in die Augen sehen, Mutter. Wenn Du mich je lieb gehabt hättest ..."
„Aber wie kannst Du zweifeln?"
„Du würdest das rechte Wort gefunden haben, ihr Herz zu bewegen. Nun hast Du ihr sicher zum Munde gesprochen und sie in ihrer hartnäckigen Weigerung nur noch bestärkt. Wie wär's sonst möglich gewesen . . . Ach! ich fühle mich so unglücklich — ganz zerschlagen vom Geschick. Wenn Lolo . . . Ich überlebe es nicht."
Eines Tages, als sie unvermuthet in sein Zimmer trat, bemerkte sie vor ihm auf dem Tisch einen Revolver. Sie wollte eiligst Hand darauf legen, aber er zog ihn fort und steckte ihn in die Brusttasche. „Um Himmelswillen," rief sie kreidebleich, „womit beschäftigen sich Deine Gedanken."
„Immer mit Lolo, Mutter!" antwortete er seufzend und offenbar verwirrt.
„Aber diese Waffe?" —
„Ich führe einen Revolver stets mit mir."
„Das ist höchst unvorsichtig."
„O—o—o!"
„Und warum lag er jetzt auf dein Tisch?"

„Ich wollte ihn laden."
„Das wird nicht geschehen! Bersprich mir, Max
„Weshalb beunruhigst Du Dich? Ich habe vorläufig keine andere
Absicht, als meine Schießübungen wieder aufzunehmen."
„Vorläufig! Aber wenn man eine solche Mordwaffe bei sich trägt . . .
Ich bitte Dich, Max — flehentlich bitte ich Dich, unternimm nichts voreilig."
„Du bist sonderbar. Worauf soll ich warten?"
Er lächelte so eigen. Das Herz stand ihr still vor Beängstigung.
„Wenn ich hätte wissen können — " bebten ihre Lippen. „O, mein Gott!
es kann noch nicht zu spät sein."
Er sah sie mit trüben Augen an. „Woran denkst Du, Mutter?"
„Laß mir einige Tage Zeit. Ich will nochmals versuchen —"
Er sprang auf. „Bei der Commerzienräthin?"
Sie nickte. „Aber Du versprichst mir —?"
„Mit Freuden alles. Der Revolver bleibt ungeladen, wenn Du es
so willst/
„Du böser, böser Mensch," schmollte sie.
Es war ihr doch so unruhig zu Muth, daß sie meinte keine Minute
Zeit versäumen zu dürfen. Sie machte sich sogleich auf den Weg zur
Commerzienräthin.
Im oberen Corridor traf sie dieselbe, anscheinend ebenso aufgeregt,
wie sie selbst es war. „Ich wollte eben zu Ihnen," tönte es ihr entgegen.
„Und ich zu Ihnen." rief die Geheime Räthin. Im Eifer vergaß sie
ganz, welcher Vortheil sich ihr durch dies unerwartete Entgegenkommen bieten
konnte, wenn sie ihre Absicht nicht verrieth.
„Ach — ich bin so in Sorgen."
„Und ich erst!"
„Meine Lolo ist ernstlich krank, verfällt sichtlich —"
.Und Max droht gar ... Ach! es ist zu schrecklich."
Sie sanken einander in die Arme.
„Verehrtest« Frau —"
„Theuerste Freundin —"
Ein Kuß, ein zweiter und ein dritter.
„Aber, was soll man thun bei solcher Unvernunft?"
Das Hausmädchen erschien in der Thür eines kürzlich verlassenen Gast-
zimmers.
„Wir sind belauscht," zischelte die Commerzienräthin. „Erlauben Sie,
daß ich bei Ihnen eintrete —?"
„O, ich bitte sehr darum," antwortete die Geheime Räthin ebenso leise
ihr den Arm bietend.
Sie gingen die Treppe hinab und schlössen sich eine Stunde lang ein.
Die Folge dieser Unterredung war, daß von beiden Damen umfäng-
liche Briefe geschrieben wurden. Es langten Antworten an — man tele-

graphirte — empfing Depeschen — schrieb wieder — nochmals dringlicher
— erhielt Drahtantwort. Die Geheime Räthin hatte schon einen Brief in
Händen, der ihr ganze Vollmacht gab. Aber Frau Mathilde correspondirte
noch immer mit ihrem wahrscheinlich sehr störrischen Herrn Gemahl. Endlich
langte ein junger Mann aus seinem Comptoir, der Sohn eines Geschäfts-
freundes, mit einem Schlußschreiben an.
Der Herr Commerzienrath schrieb mit seiner großen, deutlichen Kauf-
mannshand: „Liebes Kind! Du willst es — mag es denn geschehen. Ich
gebe nach mit schwerem Herzen und noch schwererem Kopf. Vertraue
übrigens ebenso Deiner mütterlichen Sorge als — Klugheit. Klugheit, liebe
Mathilde! Es darf nicht zur förmlichen Verlobung kommen, bevor ganz
svecielle Festsetzungen — verbindlich für 'beide Theile, darüber getroffen sind,
was der Hausstand des jungen Paares kosten darf. WaS die beim Militär
vorgeschriebene Caution anbetrifft, so wäre mir's zwar lieb, wenn der
Geheime Rath das Document für seinen Sohn niederlegte, bin aber ein-
verstanden, daß dieser Bagatelle wegen kein langes Gerede zu machen ist.
Im übrigen ist Dir bekannt, daß mein ganzes Vermögen in den Fabriken
arbeitet, daß unser eigener Hausstand jährlich große Summen verschlingt,
daß wir noch zwei Töchter haben und daß unsere Söhne uns immer theurer
werden. Versorge Lolo also anständig, schiebe aber gleich jetzt einen Riegel
vor, wenn sich ungemessene Ansprüche melden. Man kann heut, wo der
andere Theil eifrig zum Ziel drängt, noch unter passablen Bedingungen
abschließen; hat man sich erst in der Hauptsache gebunden, so muß man sich
spater mit Anstand das Fell über die Ohren ziehen lassen. Dir selbst
würden nothwendige Einschränkungen dieserhalb sehr unbequem sein. — Es
geschieht niit gutem Vorbedacht, liebes Kind, daß ich Dir diesen Brief nicht
durch die Post, sondern durch den Sohn meines besten und (er hat mich in
der Tasche) vermögendsten Geschäftsfreundes, meinen Procuristen, zugehen lasse.
Dietrich ist, wie Du weißt, ein ebenso gescheidter, als zuverlässiger und
solider Mensch, dem man volles Vertrauen schenken kann. Er wird einmal
anderthalb Millionen erben und steht sich mit seiner Tantiöme schon jetzt
bei mir besser als ein Geheimer Rath. Er interessirt sich, wie ich durch
seinen Vater erfahren habe, sehr für Lolo, und es war denn auch, unter
uns gesagt, seit lange mein Lieblingswunsch, hier eine Verbindung auf
solidester Grundlage herzustellen, nur daß natürlich erst unsere älteren Töchter
angemessen versorgt sein müßten. Nun ist dieser treffliche Plan durchkreuzt.
Ich will nicht auf meinen Widerspruch zurückkommen. Ist Lolo nun ein-
mal durchaus so unverständig, so mag sie ihren Willen haben. Aber ich
gebe doch zu bedenken, daß man von Eurem Lieutenant eigentlich noch sehr
wenig weiß. Wird auch auf dem regulären Wege der Erkundigung nicht
viel über seinen Charakter, Passionen, Schulden :c. auszukundschaften fein.
Ein eleganter junger Mann, wie Dietrich, aber wird wenig Mühe haben,
sich mit ihm in intimeren Verkehr zu setzen und ihn bis auf den Grund

des Herzens zu prüfen. Er ist sehr geschickt und — bei der Sache inter-
esfirt. Ziehe deshalb, wenn ich Dir rathen kann, die Verhandlungen noch
einige Tage hin. Vielleicht ergiebt sich etwas. Klug, liebe Mathilde, klug!
Indem ich Dir aus der Ferne die kleine Hand küsse mit treuester Ver-
ehrung Dein Dich liebender — — — — — — — — — —"
Frau Mathilde las diesen inhaltschweren Brief w ohl sechs Mal durch
Er gab ihr viel zu denken — mehr als ihr lieb war. Wenn sie sich die
Wahrheit gestehen wollte, hatte sie Lolos Partie beim Papa viel weniger
aus wirklicher Besorgniß für die Kranke, als deshalb verfochten, weil die
Vornehmthuerei der Geheimen Räthin sie schwer verdrossen hatte. Es
war ihr eine Genugthuung, daß die Dame von der Leiter herabsteigen
mußte, auf die sie geklettert war, um ihr zu imponiren. Sie hätte jetzt
gern den Goldglanz leuchten lassen, der eine blendende Wirkung üben
konnte. Nun sollte sie kaufmännisch rechnen, handeln, die Sache hinziehen,
vielleicht wieder in Gefahr bringen . . . aber sie war eine gute Ehefrau.
Und klug? darauf meinte sie sich etwas einbilden zu können.
Lolo lag noch immer zu Bett — nun schon länger als acht Tage,
Sie war recht leichtsinnig krank geworden. Daß die Entscheidung so viel
Zeit beanspruchen könnte, hatte sie sich gar nicht als möglich gedacht. Um
leidender auszusehen, hatte sie die Fenster verhängen lassen. Man sollte
draußen doch auch wissen, daß hier Jemand krank sei, und sie ein wenig
bemitleiden. Nun konnte sie sich nicht einmal mit Romanlectüre unter-
halten, wenn sie unbeachtet war. — Bei ihrem Kopfleiden hatte sie selbst
nicht die Gesellschaft der Schwestern ertragen können; sie hatten sich daran ge-
wöhnt, sich in ihrer Nähe ganz still zu verhalten oder sie am liebsten gar
nicht zu beunruhigen. Wenn nicht wenigstens Fips seine Schuldigkeit ge-
ihan hätte. . .
Rem! es war auch so zum Verzweifeln langweilig. Wie endlos so
ein Tag wurde! Wie die Stunden von einem Schlagen der Uhr zum
andern sich dehnten! Hätte sie wenigstens immerfort schlafen können! Aber
jedes Zuviel bei Tage rächte sich grausam durch ein Zuwenig bei Nacht.
Solche halb durchwachte Nächte waren unerträglich. Sie hatte es über ihr
sonst so mitleidiges Herz gebracht, die Anderen zu wecken und in Angst zu
setzen. Der Arzt. mußte Schlafpulver verschreiben, aber sie wirkten bald
nicht mehr. Dabei sich täglich von ihm inquiriren lassen zu müssen, sein
Kopfschütteln zu sehen, feine Medicinen durchzuprobiren, zu hungern und
nicht einmal Appetit auf das unschuldige Krankensüppchen und die Semmel
vom gestrigen Tage verrathen zu dürfen! Draußen das herrliche Wetter.
Die Natur in ihrem schönsten Schmuck, Abends Mondschein, im Curgarten
Concert.... Und sie in dem engen Raum von der Hitze und den Fliegen
gequält, fehnsüchtig nach einer Abwechselung verlangend — wirklich zum
Verzweifeln!
Und das Alles für ihn! Es war ein fast übermenschliches Opfer, der

Liebe dargebracht. Sich todtschießen konnte gar nicht einmal so schrecklich sein. Und er hatte ja nur zu drohen! Es sollte ihr aber auch gedankt werden. Sie werde schon dafür sorgen, daß er sich noch in seinen spätesten Tagen daran erinnerte. Jeden Finger sollte er ihr tausendmal küssen; keine böse Laune dürste ihn verdrießen; in allem Kleinsten müßte er gehorsam sein. Ob es wohl noch eine zweite junge Dame gäbe, die das für den geliebten Mann litte? Unmöglich. Wenn sie sich nur hätte klarlegen können, warum sie sich eigentlich um ihn so erstaunlich viel Mühe gab. Was war's denn Großes? Es hatten ihr schon ganz andere Leute den Hof gemacht. Auch hübschere — auch Offiziere. Sie brauchte ja nur die Hand auszustrecken, um an jedem Finger einen Verehrer zu haben. Und nun für einen Zeconde-Lieutenant.... Unbegreiflich. Die Liebe — ja, ja. die Liebe!

„Mit wem sprachst Du vorhin im Salon, Mama?" fragte sie.

„Mit Herrn Dietrich."

„Der ist hier?"

„Der Papa hat ihn geschickt."

„Weshalb?"

„Ach — — er reist nach einigen Tagen in Geschäften weiter."

„Und bis dahin?"

„Will er sich hier amüsiren."

Lolo seufzte. „Amüsiren! — Weiß er, daß ich krank bin?"

„Gewiß."

„Thut es ihm nicht sehr leid?"

Die Commerzienräthin lächelte. „Ich hoffe, das versteht sich von selbst."

„Aber gesagt hat er nichts? Gar nicht einmal angedeutet, daß er meinetwegen... Er will sich eben amüsiren."

„Ja liebes Kind — Du kannst doch nicht erwarten, daß er um Dich in Sack und Asche trauern soll. Du hast ihm arg mitgespielt."

„Ich?"

„Nun — er ist denn doch Dein ältester und treuester Verehrer."

„Ja wohl! so im Allgemeinen "

„Ich fand seine Bescheidenheit immer sehr zu loben. Und bei Deiner großen Jugend. ... Ich denke, es ist Dir nicht entgangen, daß er sich Hoffnungen machte."

„Ich konnte ihn immer nicht leiden. Mama."

„Der Papa aber —"

„Gerade deshalb. Es sah so abgekartet aus. — Hat denn der Papa endlich geschrieben?"

„Ja. Dietrich brachte den Brief."

„Ah! Und er giebt nach?"

„Hm —! mit gewissem Vorbehalt. Tie Geldfrage muß erst noch gelöst werden."

„Das ist ja furchtbar prosaisch."

„Von der Luft könnt Ihr doch nicht leben. Ja, wenn Dein Lieutenant
ein künftiger Millionär wäre, wie Dietrich ..."
„Er kann General und Excellenz werden."
„Kann! Aber das dauert eine Weile. Nun — wie Du willst."
„Du bringst das Geschäft noch heute in Ordnung, nicht wahr, Mama?"
„Wir dürfen nichts übereilen. Einige Tage noch —"
„Ach!"
„Der Papa will's ausdrücklich so."
Lolo kehrte sich ärgerlich gegen die Wand.
T?r Arzt kam.
„Ich fühle mich eigentlich heute schon recht wohl," sagte sie, „und
möchte aufstehen."
„Morgen wollen wir sehen, liebes Fräulein."
„Und essen möchte ich —"
„Sie haben sich noch sehr zu schonen. So erfreulich mir dieser rasche
Umschlag ist — ich vertraue ihm nicht recht. Man muß jedenfalls ab-
warten. "
Noch eine Stunde hielt Lolo es im Bett aus. Im Salon plauderte»
die Schwestern leise mit Herrn Dietrich. Sie konnte nicht einmal das zehnte
Wort verstehen. „Nun ist's aber genug!" rief sie, warf die Decke zurück
und setzte sich aufrecht. Der Papa hatte ja nachgegeben. Was sollte sie
sich noch weiter kasteien? Sie warf die Kleider über, trat an s Fenster,
hob den Vorhang zur Seite. „Ach dieser köstliche blaue Himmel — dieser
Duft der Ferne...." Sie ordnete ihr Haar, flocht ein feuerrothes Band
in den dicken Zopf ein. zog ein reizendes Negligö an, trat in den Salon ein.
„Lolo! — Lolo! — Fräulein!" tönte es ihr überrascht entgegen.
„Denkt nur nicht, daß ich schon gesund bin," rief sie den Schwestern
zu. „Nicht wahr, ich sehe recht schlecht und angegriffen aus?" erkundigte
sie sich bei dem Procuristcn.
Er küßte ihr die Hand und beruhigte sie durch eine galante Redens-
art, zu der er doch einen fast schmerzlichen Ton wählte. Seine großen,
mandelförmigen Augen senkten sich wie geblendet und am Mundwinkel bildete
sich eine bittere Falte. „Ich werde mich daran gewöhnen müssen," sagte er,
„Ihre Schönheit ganz uneigennützig zu bewundern."
Er hakte den Daumen der linken Hand in die schwere Uhrkette ein,
als ob er den Arm stützen wollte. An dem kleinen Finger, der sich zierlich
ein wenig fortstreckte, funkelte ein Diamant von klarstem Wasser. Auch die
drei Chemisettknöpfe bekundeten seine Liebhaberei für edle Steine.
Der junge Mann ging als ein Freund des Hauses ab und zu. Stunden-
lang faß er im Salon und unterhielt sich mit den Damen. Lolo, die sich
der Gesellschaft nicht wieder zeigen wollte, „bis Alles geordnet" sei, war
damit sehr zufrieden. Mitunter traf er sie auch allein und durfte bleiben,
bis die Mama und die Schwestern sich wieder einfinden würden. Er spielte

mit ihr eine Partie Domino oder Karten; er spielte nach Kräften schlecht, um sie gewinnen zu lassen. „Wissen Sie, daß Sie mir einen großen Dienst erweisen könnten," sagte sie einmal bei solcher Gelegenheit, mitten im Spiel sich entschlossen unterbrechend.

„Ich bin natürlich mit Freuden zu jedem bereit," versicherte er.

„Der arme Lieutenant —"

Er rückte den Stuhl ein wenig. „Ah!"

„Da sind Sie also schon an der Grenze Ihrer Bereitwilligkeit."

„Ich bitte, sprechen Sie, bestes Fräulein. Es überraschte mich nur, daß Sie mir ..."

„Warum sollen wir so thun, als ob es sich um ein Geheimniß handelt? Ich denke. Sie wissen Alles."

„Wenigstens —"

„Nun gut. Sie sind nicht einverstanden — das setze ich voraus. Aber Sie waren mir immer ein aufrichtiger und sehr ergebener Freund."

Er drückte die Hand auf's Herz. „Fräulein Charlotte ..."

„Ich darf Ihnen vertrauen," fuhr sie fort. „Sehen Sie, wie das Verhältnis; zwischen mir und Max sich angesponnen und fortgesetzt hat. . . ganz regelmäßig hat's dabei nicht zugehen können. Wir haben heimlich correspondirt —"

„So?"

„Ja. Das heißt: von Anfang — um uns nothdürftig zu verständigen. Nachher aber, als ich schon krank war —"

„Sind Sie denn wirklich krank gewesen?"

„Aber — das ist ja ganz gleichgültig. Da also. . . Gut! Ich will Ihnen nichts verschweigend Fips war unser postillon ä'amour. Er trug die Briefchen am Halsband hin und her. Ich habe ihn dann noch zwei Mal abgeschickt, aber er hat mir nichts zurückgebracht. Ich muß glauben, daß die Kinder ihn abgefangen und geplündert haben, wenn nicht gar ein böswilliger Mensch. Wie dem auch sei, er hat gar keine Nachricht von mir und wird in Verzweiflung sein!"

Dietrich lächelte mit gesenkten Augen. „Der Lieutenant?"

„Kommt Ihnen das so komisch vor? Ich denke, er hat allen Grund dazu."

„Freilich wohl. — Und ich soll ihn trösten?"

„Ach — ihm nur sagen, daß ich wieder so ziemlich hergestellt bin. und daß der Papa nachgeben wird und schon an die Mama geschrieben hat. Der arme Mensch. Er hat sich gewiß indessen ganz vergrämt und verhärmt. Und nun ist's doch am Ende nicht mehr nöthig . . . Warum sehen Sie mich denn so verwunderlich an?"

„Aber der Herr Lieutenant ist ja ganz wohlauf und munter."

„Unmöglich."

„So oft ich ihn sehe, ist er in der Gesellschaft von mehreren Herren.

die einen Junggesellenclub bilden, wie man mir gesagt hat, spielt, ißt und V
trinkt mit ihnen."
„Sie können gar nicht den richtigen meinen."
„Aber Sie dürfen sich wirklich beruhigen. Gestern traf ich die Herren —
ich mag wohl zu ungewöhnlicher Zeit hinausgegangen sein — im Rosenthal,
wo die hübschen Kellnerinnen in Nationaltracht serviren. Sie hatten die
Röcke abgezogen —"
„Wie unschicklich!"
„Aber es war wirklich sehr heiß — und tanzten mit ihnen."
„Sie tanzten?"
„Zu einem Leierkasten, der zufällig zur Stelle war."
„Und Max?"
„Aber es war ja ein ganz harmloses Vergnügen. Die Mädchen
betrugen sich sehr anständig, und die Herren amüsirten sich köstlich."
„Und Max?"
„Der Herr Lieutenant natürlich auch."
„Sie irren in der Person."
„Aber ich bin ja in dem Kreise vorgestellt und sollte selbst mittanzen."
Lolo drückte das Pince-nez tiefer auf das feine Näschen und kreuzte
die Arme, so gut es ging, über der Brust. „Und der Leierkasten war ganz
zufällig da?" inquirirte sie scharf.
„Gewiß," versicherte er ganz treuherzig. „An den vorigen Tagen
hatte man sich mit dem alten, sehr verstimmten Clavier begnügt. Die Wirthin
soll drittehalb Tänze noch ganz singerfertig spielen."
Lolo stand auf und ging trappend im Salon auf und ab. „Es wäre
unerhört —" monologisirte sie halblaut. „Während ich sterbenskrank bin
und mich todt langweile . . . Ah!" Sie blieb stehen und klopfte mit der
Fußspitze auf.
Der Gast schien ängstlich zu werden. „Mein Himmel, wenn ich irgend
etwas gesagt haben sollte . . ."
„Sie müssen sich bei alledem getäuscht haben."
„Wenn Sie befehlen, gnädiges Fräulein —"
„Wie sieht Ihr — Ihr — Ihr Lieutenant aus?"
„Groß -"
„Ja."
„Schlank —"
„Ja."
„Sehr hübscher Mensch —
..Ja,"
„Dunkles Haar."
„Schwarz?"
„Oder braun —"
„Das ist ein Unterschied. Bart?"

„Schnurrbärtchen, spitz aufgedreht."
„Sehr spitz?«
„Nun . . ."
..Augen?«
„Ja, mein Fräulein, in die Augen Hab' ich ihm sv tief nicht gesehen."
„Aha! Da werden Sie schon unsicher. Die Augen sind doch die
Hauptsache. Ach! Wenn Sie mir eine große Gefälligkeit erweisen wollten.'
Erkundigen Sie sich doch einmal recht genau, wo er gewöhnlich die Abende
zugebracht hat."
„Das kann ich Ihnen schon jetzt sagen, bestes Fräulein. Im Operetten-
theater. Er hat mit dem Kahlkopf zusammen eine kleine Loge dicht über
der Bühne —"
„Nun weiß ich bestimmt, daß er's nicht ist," rief Lolo. „Max hat
mir gesagt, daß er die Operette nicht leiden kann und das Ballet wider-
wärtig findet."
„Aber um seinen Kummer zu betäuben ... Ich denke, er hat gedroht,
sich todtschießen zu wollen."
„Das thut er auch eher, als . . . Gehen wir auf den Balcon."
„Sie wollten — ?"
„Es ist hier so schwül."
„Wenn man uns da zusammen sieht —"
„Das thut gar nichts." Sie eilte hinaus und lehnte sich auf das
Geländer. „Vielleicht kommt er vorüber."
Dietrich folgte, blieb aber einen Schritt hinter ihr stehen.
„Treten Sie nur ganz dicht hier an mich heran," sagte sie, sich mit
dem Glase waffnend, „und paffen Sie gut auf."
„Man wird es auffallend finden, gnädiges Fräulein, daß Sie in Ab
Wesenheit der Ihrigen hier mit einem Herrn —"
„Aber darauf kann's ja gar nicht ankommen — gar nicht." Zehn
Minuten vergingen in tiefem Schweigen. Plötzlich gab sie ihm einen Stoß
mit dem Ellenbogen. „Der dort — er sieht nicht her. Ist er's?"
„Mein Fräulein, wie Sie die Sache aufzufassen scheinen . . . Ich
denuncire nicht gern."
„Ist er's?"
„Ich weiß nicht."
Lolo bis; die Lippe. „Gut, wie Sie wollen. Er ist's also nicht. —
Wissen Sie, daß ich große Lust habe, heute Abend in's Theater zu gehen.
Suchen Sie die Mama zu bestimmen und besorgen Sie die Billets."
Er verbeugte sich. „Ganz zu Ihrem Befehl."
Für den nächsten Vormittag hatten die beiden Mütter endlich die
wichtige Conferenz verabredet. Sie fand im Zimmer der Geheimen Räthin
statt. „Gottlob," sagt dieselbe, „daß wir so weit im Reinen sind."
Frau Mathilde seufzte. „Man muß sich eben fügen."

vie Mütter.
Die Geheime Räthin zuckte die Achseln. „Man muß sich fügen. Ohne einen bedeutenden Zuschuß allerdings . . ."
„Ich schlage vor," bemerkte die kleine Dame, „daß wir erst feststellen, was das junge Paar nothwendig braucht, um standesgemäß exiftiren zu können."
„Nun — zehntausend Mark jährlich —"
„Ah! Tos wäre viel zu viel. Ich bitte Sie, zehntausend? — Mit sechstausend, sollte ich meinen —"
„Wo denken Sie hin, beste Frau? Ein Offizier — und bei den Toilettenbedürfnissen Ihrer Tochter . . ."
„Wenn man auch noch eintausend zulegte —"
„Nein, nein! Zehntausend Mark brauchen sie unter allen Umständen."
„Sagen wir achttausend."
„Neuntausend wäre das Mindeste. Sie werden sehen, wie knavv das reicht."
„Also neuntausend. Wie viel bleibt Ihrem Herrn Sohn von seinem Gehalt nach allen Abzügen, wenn ich fragen darf!"
„Ach — gewiß lächerlich wenig. ÜZeine dreihundert Thaler. — Ein Lieutenant! — Max trinkt gern Champagner irnd raucht gute Cigarren. — Betrachten mir seine Gage als ein Taschengeld —"
„Aber dann müssen neuntausend Mark aufgebracht werden," bemerkte die Commerzienräthin mit sehr bedenklicher Miene. „Darf ich wissen, meine Gnädigste, wie viel Ihr Herr Gemahl davon auf fich nimmt?"
„O — mein Mann . . . Wir haben, um ganz aufrichtig zu sein, bisher jährlich sechshundert Thalcr zugelegt, überschreiten aber damit eigentlich schon die.Grenze!"
„Ächtzehnhundert Mark, Aber da würden ja noch siebentausend fehlen."
„Nun, ich denke, einem reichen Mann wäre es eine Kleinigkeit, uns auch noch ein wenig zu erleichtern. Fünfzehnhundert —"
„Sie scherzen. Wir haben unser ganzes Vermögen in den Fabriken stecken — die Einnahme» sind unsicher, bei schlechten Conjuncturen oft weit hinter den Erwartungen — unser Hansstand verschlingt große Summen .. . Mein Mann wird sicher schon erschrecken, wenn ich ihm von fünftausend schreibe."
„Aber Sie müssen sich doch überzeugen, verehrtest« Freundin —"
„Ich könnte mehr beim besten Willen nicht concediren."
„Ja — dann geht die Parne auseinander."
„Ich darf die Zukunft unseres einzigen Sohnes nicht gefährden lassen."
„Und ich habe auch an meine anderen Kinder zu denken."
Längere Pause, in der die Taschentücher sehr thätig,
„Wenn wir aus Liebe zu Max zweitausend Mark ausrunden wollten," begann die Geheime Näthin wieder mit weinerlicher Stimme.

„Machen Sie wenigstens dreitausend Mark vvll," proponirte Frau Mathilde. „Wir haben dann noch immer die doppelte Last zu tragen."
„Unmöglich! Wir können uns nicht ruiniren. Wenn Sie denn uner bittlich sind ..."
„Theilen wir den Rest. Fünfhundert —"
„Es ist uns wirklich unmöglich. Sic ahnen nicht, mit welchen Sorgen wir zu kämpfen haben. Wenn man repräsentiren soll ... O, ich bitte Sie, beweisen Sie die Noblesse Ihrer Gesinnung, indem Sie ohne Weiteres zustimmen."
Die Commerzicnräthin tupfte mit dem Tuch die Schweißtropfen von der rothglühenden Stirn. „Aber was soll denn werden, wenn erst Familie . . ." sagte sie, schon ziemlich matt.
„O — das sind Lm-a« posterior»«," antwortete ihre überlegene Partnerin lächelnd. „Siebentausend Mark — schlagen Sie ein. „Es ist nach den Verhaltnissen noch immer eine sehr bescheidene Leistung."
Frau Mathilde legte zögernd ihre kleine, runde Hand in die knochige Rechte der Geheimen Räthin.
„Und nun lassen Sie uns sogleich zu den Kindern gehen," sagte dieselbe, „ihnen ihr Glück zu verkünden." Sie ergriff den schüchtern dargebotenen Arm. „Franz!" rief sie auf der Treppe dem mit einem Theebrett vorbei, huschenden Zimmerkellner zu. „Bitten Sie meinen Sohn in den Salon der gnädigen Frau hinauf."
„Der Herr Lieutenant sind eben aufgestanden und bereits hinaufgegangen," berichtete Franz.
„Eben aufgestanden?" wiederholte die Geheime Räthin zweifelnd. „Es ist zwölf Uhr."
„Ja, aber der Herr Lieutenant sind auch erst um vier Uhr in's Bett gekommen," rrplicirte der Kellner, den Kopf aus der weißen Binde reckend. „Die Damen von der Oper blieben so lange!"
Frau Mathilde sühlte sich rasch fortgezogen. Sie öffnete die Thür zum Salon und ließ dem Gast den Vortritt. Die Räthin breitete eintretend die Arme aus, und rief- „Wir sind einig, Kinder — empfangt aus unserer Hand Euer Glück. Möge Eure Lebensbahn fortan glatt und eben —"
Sie hielt plötzlich ein und betrachtete mit einem erstaunten Blick erst ihren Sohn, der jämmerlich bleich in gebückter Haltung nicht weit von der Thür stand, dann Lolo, die feuerroth und mit verweinten Augen sich gegen den Sophatisch lehnte. Die Schwestern kamen ganz verschüchtert aus dem Schlafzimmer herein. Auf dem Balcon versteckt hinter der herabgelassenen Fenster-Jalousie regte sich Herr Dietrich, der Freund der Familie, möglichst wenig.
„Es ist aus zwischen uns," ließ Lolo sich energisch vernehmen, „gänzlich aus."
„Lolo!'
.Fräulein! Max! Willst Du mir erklären, lieber Sohn . .

„Es scheint wirklich das Beste zu sein, Mama," ließ der Lieutenant sich
mit gespielter Gleichgültigkeit vernehmen, „wenn wir einen Jrrthum redressiren,
der sich doch über kurz oder lang rächen würde. Fräulein Charlotte hat
mir soeben einen Austritt gemacht ..."
„Ich habe ihm ganz ruhig die Wahrheit gesagt/ versicherte Lolo eifrig,
sich an die Brust ihrer Mutter lehnend.
„Aber was in aller Welt kann denn . . fragte die Geheime Räthin,
nur mühsam ihren Aerger versteckend.
„Ich sah Fräulein Charlotte gestern im Theater," erklärte Max,
„eilte nach der Vorstellung auf sie zu, um ihr meine Freude darüber aus-
zusprechen, wurde aber launisch abgewiesen."
„Er konnte in's Theater gehen," fiel Lolo ein, „in eine Operette,
während ich—" ,
„Aber Sie waren ja auch im Theater, Fräulein/ bemerkte die Räthin
kopfschüttelnd.
„Nur um mich zu überzeugen, daß er wirklich wie jeden Abend da
zu finden sein würde," antwortete sie tief empört.
„Aber warum sollte ich nicht?"
„Gewiß! Auch draußen im Rosenthal mit den schönen Kellnerinnen
tanzen!'
„Ach! ein Spaß."
„Mein Herr, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich solche Späße nicht
verstehe. Sie mögen freilich denen sehr harmlos erscheinen, die kein Arg
darin sehen, die Nacht durch mit liebenswürdigen und sehr gefälligen Damen
von der Oper —"
„Mein Fräulein, ich habe Ihnen schon gesagt, daß nur der gerechte
Aerger über die kränkende Abweisung —"
„Als ob das eine Entschuldigung wäre, Mama! Wenn der Papa sich
einmal so etwas einfallen lassen sollte —!"
„Und überhaupt ist es mir nicht gegeben," sagte der Lieutenant, sich
hoch aufrichtend, „meine persönliche Freiheit in solcher Weise beschränken zu
lassen. Von der Frau, welche mich zu lieben versichert, fordere ich unbedingtes
Vertrauen. Eine junge Dame, die es über sich gewinnt, ihrem Bräutigam
einen Spion nachzuschicken —"
„Sie irren," erklärte der Prokurist vortretend, „ich stehe im Dienste
des Herrn Commerzienraths."
Lolo warf ihm einen freundlichen Blick zu.
Dann einige Minuten, die eine Ewigkeit schienen, allgemeines tiefes
Schweigen.
„Welches Glück!" rief die Geheime Räthin, die sich endlich von ihrem
Staunen erholt und gefaßt hatte. „Welches Glück, daß diese böse Affaire
so befriedigend endet! Gnädige Frau" — sie wandte sich mit Würde an
die Commerzienräthin — „gratuliren wir einander, daß ein günstiges

— Ernst Wichert in Königsberg.
Geschick noch in letzter Stunde unverhofft unsere sehnlichsten Wünsche in Erfüllung gehe» läßt. Kinder — wahre Kinder! O, wie Recht hatten wir—"
Sie trat Fips, der zwischen den Damen herumtänzelte, auf den Fuß.
Er versteckte sich heulend hinter Lolo.
„Deinen Arm, mein Sohn! Empfehlen wir uns den geehrten Damen.
Es ist mir wirklich eine große Freude gewesen . . . Dieses kleine Mißverständnis^ wird hoffentlich unsere freundschaftlichen Beziehungen nicht stören."
„O, wir können ja froh fein —"
„Ganz meine Meinung."
Max küßte der Commerzienräthin die Hand und schielte zu Lolo hinüber, die sich in diesem Augenblick abwendete. „Es thut mir bei alledem ungeheuer leid, gnädige Frau ... Ich bin wirklich kein schlimmer Kerl."
„Maz!" rief die Geheime Räthin.
„Ich komme, Mama."
Noch denselben Abend reisten Mutter und Sohn ab.
Zu derselben Zeit wurden im Salon der Commerzienräthin zwei Ricsenbouquets abgegeben.
In dem einen steckte die Karte des Lieutenants.
Der Spender des anderen wollte sich errathen lassen.
Am nächsten Vormittage erschienen die vier Damen in Begleitung des Herrn mit den drei Diamanten im Chemisett zur allgemeinen Verwunderung in noch nie gesehener Toilette auf der Promenade,
Fips hinkte ein wenig.

August Böckh.*)

von

45rnst ^urrins.

— Berlin, —

n den Männer», deren Marmorbüsten die Wände unserer Aula schmücken, ist Keiner mehr berechtigt, daß sein Geburtstag nach Kundert Jahren als ein Festtag der Universität gefeiert werde, als August Bockh.

Einer ihrer ersten Lehrer, bei ihrer Organisation wesentlich betheiligt, hat er einen der wichtigsten Zweige des akademischen Unterrichts 56 Jahre als ein Meister seiner Wissenschaft mit mustergültiger Pflichttreue und unvergleichlichem Erfolg vertreten, der Leiter beider Pflanzschuleu, in denen unsere Jünglinge zu Pflegern und Lehrern der PKilologie ausgebildet werden. Von 1811—1843 hat er dem Verzeichnisse unserer Vorlesungen durch sein Vorwort wissenschaftliche» Werth gegeben; von 1812 bis 1862 hat er als Professor der Beredsamkeit unser» Festversammlungen die Weihe verliehen. Ein auserwählter Vertrauensmann seiner Amtsgenossen, hat er sechs Mal das Tecanat seiner Facultät. fünf Mal das Rectorat verwaltet — in der That. ist unsere Universität ei» Bau aus lebendigen Steine», so ist August Böckh ein Gruud- und Eckstein derselben, ein Stück ihrer Geschichte, die ohne ihn nicht zu denken ist.

So gebührt ihm schon nach äußerlichem Maßstäbe in hervorragender Weise die Huldigung, zu der wir hier versammelt sind. Wie viel mehr

') Gedächtnisrede zur Siiculcnfcier von Bvckhs Gcbuitstnn, gehalten in der Aula der Friedrich Wilhclms-llnivcrsitiii zu Berlin am 24. November 1835,

erkennen wir dies, wenn wir uns seinen Lebensgang und den Inhalt seiner
Wirksamkeit vergegenwärtigen!
Böckhs Familie, der alten Reichsstadt Nördlingen entsprossen, war
reich an geistig angeregten Persönlichkeiten, von denen einzelne gegen Ende
des vorigen Jahrhunderts weitere Wirkungskreise aufsuchten.
Der Vater unseres Böckh trat in badischen Staatsdienst und starb
als Sccretcir des Hofraths in Karlsruhe, als August vier Jahre alt war.
Der Knabe fand auf dem dortigen Lyceum eine sehr glückliche Ausbildung
seiner vielseitigen Anlagen (1,791—1802). Außer den klassischen Sprachen
trieb er auch das Arabische, machte botanische Excursi onen und zeichnete
sich unter einem besonders anregenden Lehrer in der Mathematik aus.
Den Sinn für praktische Geschäftsführung, der ihm eigen war und
der sich in seinem älteren Bruder, dem badischen Finanzminister, glänzend
bemährt hat. können wir als eine Mitgift aus dem Elternhause ansehen,
das er 1803 verließ, um in Halle Theologie zu studiren.
Hier hatte Fr. August Wolfden unklaren Begriff der inimanioi'g, die als Neben-
fach der theologischen Studien angesehen wurden, zur Alterthumswisscnschaft aus»
gestaltet, und Böckh ging mit rascher Entschlossenheit in das neue Lager über.
Merkwürdig aber ist. daß er sich dem großen Philologen, unter dessen
Fahne er trat, nicht so nahe anschloß wie einem jüngeren Manne, welcher
ihm, da er sich in die Weisheit Platos szu vertiefen suchte, zur rechten
Stunde als der ersehnte Hierophant entgegentrat. Das war Schleiermacher.
Durch die zündende Berührung mit Plato und mit Schleiermacher,
in dem er dieselbe dialektische Kunst, dieselbe durch weise Besonnenheit
geregelte Phantasie wieder fand, hat Böckh zum guten Theil seine dauernde
Geistesrichtung erhalten, und was er jener Zeit tiefster Anregung verdankt,
bezeugt die erste, von ihm veröffentlichte deutsche Abhandlung, eine Anzeige
der Übersetzung des Philosophen, wo er seinem jugendlich warmen Herzen
in den Worten Luft macht: „Sagen wir es rund heraus! Noch Niemand
hat Plato so verstanden und Andere so verstehen gelehrt, wie Schleiermacher!"
Damals war er, nachdem er in Halle durch kritische Arbeite» über
Plato seine philologische Reife bezeugt hatte, und den Winter nach der
Schlacht bei Jena in Berlin als Mitglied des Seminars für gelehrte
Schulen zugebracht, in die Heimat zurückgekehrt, um sich Oktober 1807 an
der Heidelberger Universität zu habilitiren.
Hier empfing ihn ein ttreis hervorragender Männer, Fr. Creuzer,
Daub, Neander, Marhcineke, de Wette. Thibaut. Neben den Fachgelehrten
ein Kreis von Romantikern, Clemens Brentano, Achim von Arnim, Görres,
deren Tafelrunde er unter dem Namen Polyhistor beitrat. Bei dem an-
geborenen Zug zur Poesie, der ihn bis in späte Jahre getrieben hat, den
tieferen und zartere» Bewegungen seines Gemüthes rhythmischen Ausdruck zu
geben, hat er nie ein engherziger Alterthumsforscher sein können, und hat
auch Nicht-Philologen, wie seinem Freunde Fr. von Räumer, gegenüber.

energisch dagegen protestirt. hellenisch und modern, klassisch und romantisch als unvereinbare Gegensätze aufzufassen. Darum seine harmlose Freude an einem Kreise, wo in voller Freiheit der Geist sprühte, während er gleichzeitig in emsiger Forschung den Gesetzen nachspürte, welche die Dichtung der Alten regelten. Zunächst den Gesetzen des Dramas.

So erschien schon 1808 sein Buch über die Meister der Tragödie, worin er die bei erneuter Aufführung eingetretenen Aenderungen in den Terten des Aeschylos, Sophokles und Euripides. die Tradition der Kunst in den Dichterfamilien, die Reihenfolge der Bühnenstücke, die Beziehungen auf Zeitereignisse, die Zusammensetzung des Chors beleuchtete. Es war eine mannigfaltige Reihe von Betrachtungen, voll neuer Gesichtspunkte und Ergebnisse, ein Muster der höheren Kritik, die das Echte und Unechte, das Frühere und Spätere zu scheiden sucht.

Die Methode war von Plato übertragen, an dem Biickh zum Philologen geworden ist, und wer seine Tragiker rühmte, dem sagte er mit edler Bescheidenheit: „Das habe ich von Schleiermacher gelernt."

Inzwischen hatte sich der junge Professor als akademischer Lehrer und Seminardirector bewährt und stand schon in der Vorderreihe der Gelehrten Deutschlands, als in der preußischen Königsstadt die Universität gegründet wurde und Wilhelm von Humboldt auf hoher Warte die Umschau hielt unter den Männern der Wissenschaft, deren Persönlichkeit für das Gedeihen der neuen Stiftung eine Bürgschaft sein konnte.

Ihm lag die würdige Vertretung der klassischen Philologie ganz besonders am Herzen, und am 11. September 1«10 wurde durch die Hand des edlen Nicolovius der Ruf nach Heidelberg ausgefertigt.

Böckh antwortete am 17., er werde kommen aus Liebe zu dem frischen und kräftigen Geiste der neuen Gründung!

Wohl hing sein Herz mit warmer Heimatsliebe am badischen Lande.

Noch in späteren Jahren nannte er die Heidelberger Zeit, wo ihm so reiche Anregung und so rasche Anerkennung zu Theil geworden, seine goldbekränzte Jugendzeit — und doch konnte er nicht schwanken.

Dem Stammlande der Hohenzollern entsprossen, folgte er mit raschem Entschlüsse dem Rufe dieses Fürstenhauses, weil er an die vaterländische Mission ihres Staates glaubte, obwohl er ihn nur in seiner tiefste» Demüthigung kennen gelernt hatte.

Und wie fand er die Verhältnisse, nachdem er Ostern 1811 sein Amt angetreten hatte? Im folgenden Jahre lag die Hauptstadt voll französischer Truppen, deren Führer sich als die Herren geberdeten und bei den vaterländische» Feierlichkeiten in dieser Aula von Amtswegen anwesend zu sein verlangten.

Aber auch in den dunkelsten Tagen hat Böckh sich nie in die heitere Behaglichkeit des Neckarthals zurückgesehnt. Er war stolz darauf, daß die junge Universität ihre Feuerprobe so herrlich bestand. Er wünschte ihr Glück zur Verödung der Hörsäle, als' einer tausw intre,M>»tiä; gleich

Niebuhr begeisterte er die Jugend mit neu belebten Flammenworlen des Demosthenes und erkannte in der Vereinigung des kriegerischen Muths mit gelehrter Bildung, in der „<Zsrm»nis 1ittoi-i8 psritsr et ai-mi» s,«rat»^ das Ideal verwirklicht, das ihn nach Preußen gelockt hatte.

Ich konnte mir nicht versagen, der außerordentlichen Thatsachen zu gedenken, unter denen Böckh mit dem Staate, dem er nun sein Leben gewidmet, mit seiner Hauptstadt und ihrer Hochschule so rasch verwachsen ist. Ich kann aber nicht daran denken, den äußern Verlauf seines Lebens von Stufe zu Stufe zu begleite».

An dieser Stelle kann es nur meine Aufgabe sein, den iiinern Gehalt desselben im Umriß darzulegen, um uns in's Gedächtniß zu rufen, wie er unter seinen Zeitgenossen und mit ihnen gewirkt hat. Denn darum kehren wir ja so gern in jene Zeit zurück, da Böckh der Unsrige wurde, weil uns in ihrer geistigen Bewegung ein großer Zusammenhang unverkennbar ent-gegentritt.

Bis dahin war das Wirken unserer Gelehrten ein in sich abgeschlossenes, nach innen gewandtes. Jetzt traten Leben und Wissenschaft in näheren Zusammenhang, und die neue Zeit, die dem Vaterlandc tagte, wurde dadurch vorbereitet, daß die Vergangenheit eine ganz andere Stellung zur Gegen« wart einnahm. Mit der Liebe zur deutschen Vorzeit, die in der Romantik ihren Ausdruck fand, erwachte die Lust zum Sammeln von Urkunden und Denkmälern. Man wurde sich des Grundes bewußt, in welchem Kunst und Sitte wurzeln, man lernte das Recht begreife», wie es sich aus dem Volks» geist entwickelt; es war mit einem Wort der geschichtliche Sinn, der neu erwachte, der die Morgendämmerung der eignen Volksgeschichtc durchdrang. Alle Epochen der Mcnschengeschichle wnrden lebendiger, tiefer, umfassender erforscht, und so hat sich bei voller Freiheit individueller Entwickelung doch im Zusaininenhang mit dem, was Savigny und Jacob Grimm, was Schleieimacher und Niebuhr uns gewesen sind, auch Böckhs Lebenswerk voll' zogen.

Natürlich wurden nicht überall in gleicher Weise »ene Wissenschaften ge-gründet wie die deutsche Philologie und die Rechtsgcschichte. Für das klassische Alterthum hatte Heyne die historischen Probleme. gestellt und Winckelmann einen Thril geschichtlich durchgembeitet, während Fr. August Wolf, einem genialen Baumeister gleich, den Grundriß einer Alterthumslvissenschaft ent-worfen hatte. Aber es war ein Programm der Zukunft, ein Rahmen, dem der Inhalt fehlte. Was jene Männer in: Geiste schauten, ist über ihr Verstehen durch Böckh ausgeführt; was aber de», geschichtlichen Sinne, der sich wie ein befruchtender Strom über die Felder der Wissenschaft ergoß, besonders eigen war, nämlich das Erfassen des Volksthums als des mütter-lichen Bodens aller geschichtlichen Bildungen, und zweitens das Zusammen fassen der einzelne» Thatsachen einer Volksgeschichte zu einem Gesammt-bilde — das ist erst durch Böckh für das klassische Altcrthuni zu klarem

Bewußtsein gebracht und in bcwuuderuugcivürdigein Unifange ausgeführt morden.

Wie sehr ihm von Anfang an das hellenische Alterthum in seiner Totalität vvr Augen stand, zeigte sich darin, daß cr schon in Heidelberg ein Werk entwarf, das unter dem Namen Hellen das Leben der Griechen in alle» Erscheinungsformen darstellen sollte.

Zu diesem Ziele führten zwei Wege, einmal die Turchdringung des hellenischen Geistes in den höchsten Leistungen seines denkenden und dichtenden Vermögens, andererseits die Anschauung des praktischen Lebens, wie es die Alten in Gesetz und Sitte ausgebildet haben.

In ersterer Beziehung war Plato, der Jugendliebe Böckhs, nichts verwandter als der Dichtergeist Pindars. Beide hatten zur väterlichen Religion eine entsprechende Stellung; in Beiden erkannte cr, was ihm eine charakteristische Eigenthümlichkcit des hellenischen Geistes war, die Verbindung des erhabensten Schwunges einer kühnen Phantasie mit klarer Besonnenheit und folgerichtiger Gedankenführung. Bei keinem Lyriker war die ideale Geistessphäre mit dem ganzen Volksleben gleich eng verwachsen — und so wurde Pindar die erste große Ausgabe von Böckhs wissenschaftlicher Arbeit.

Tie Lyrik der Griechen war eine verschleierte Welt, deren Bcrslnndniß schon das Alterthum verloren hatte. Nach Vorgang späterer Grammatiker hatte man die lyrischen Strophen ganz äußerlich betrachtet und sich mit einer armseligen Silbenzählung begnügt, bis Gottfried Hermann die wissenschaftliche Forschung begann. Philosophische Sähe, namentlich das Causalitätsprincip, wurden angewendet, um das metrische Wechselverhältniß der Silben zu erklären. Böckhs historischer Sinn, aller Abstraktion und Uebertragung moderner Schulbcgrisfe abhold, zog die verschollenen Lehren der alte» Mnsiker wieder hervor und zeigte, wie in Tanz und Musik durch Verbindung verschiedenartiger Zciltheile, als Einheit im Wechsel der Rhythmus entstehe. Diese Theorie, wie das Vcrstöndniß eines Naturgesetzes in der Stille gereift, wurde auf k>ie Tichterwerke angewendet. Pindar war wegen der Wiederholung seiner Zlrophcn besonders geeignet, um an iksm die Theorie zu erproben.

Ter Tert des Dichters lag in wüster Unordnung, willkürlich gegliedert; Böckhs Scharfsinn gelang es, die untrüglichen Kennzeichen des Versschlusses bei Pindar nachzuweisen. Die Worlbrüche am Ende der Verse, die mit Recht Anstoß erregt hatten, fielen weg, und bei consequenter Durchführung der einfachsten Grundsätze gelang es, in dem scheinbaren Gewirr vvn Längen und Kürzen eine klare und zweckmäßige Ordnung herzustellen.

Tas war eine der schönsten philologischen Entdeckungen, ohne Vermehrung des Quellenmnterials durch methodisches Denken gesunden; es war die Grundlegung einer wissenschaftlichen Metrik, und wahrend bis dahin nur kleinere Strophe», wie die sapphische und alkäische, in ihrer lünstlerischrn Einheit verstanden wurden, konnten jetzt die größten Strophe» Pindars als

ein bis in die einzelnen Silbengruppen wohl vrgcmisirtes Ganze erkannt
und empfunden werden.
Mit der Anwendung der Theorie des Rhythmus anfPindar war natürlich
die kritische Untersuchung des Textes wie das Sammeln und Sichten der
Handschriften verbunden. Daran schloß sich die umfassende Bearbeitung des
ganzen Nachlasses. 1811 wurde die schon in Heidelberg vorbereitete Aus-
gabe begonnen; durch den Krieg unterbrochen, wurde sie 1821 vollendet,
nachdem Dissen dir Hälfte des Commentars übernommen hotte.
So ist Pindar erst in seiner äußeren Form, dann in seinem ganzen
künstlerischen Charakter durch Böckh für uns neu geboren. Wo man Schwulst
oder ein wüstes Spiel der Phantasie zu sehen glaubte, ist Besonnenlieit und
wohldurchdachter Zusammenhang nachgewiesen, und der erfindungsreiche Tief»
sinn des Dichters, der das wiederkehrende Siegcsthema mit immer neuen
Gedanken historischen und ethischen Inhalts auszustatten wußte, ist von
Neuem an das Licht getreten. Der Schatten eines der größte» Meister
oller Zeit hat wieder Gestalt und Sprache gewonnen.
Diese Wiedergeburt Pindnrs war eine Epoche für das Verständnis;
lyrischer Kunst. Was hier an wissenschaftlichen Fragen zur Erörterung kam.
zeigt die von Böckh eingehend besprochene Meinungsverschiedenheit zwischen
ihm und Dissen. Denn so sehr auch Böckh die Vereinbarkeit des lyrischen
Schwungs mit verständiger Gedankenfolge betonte, bestritt er doch die An-
sicht, daß ein gedachter Begriff als solcher, sei es in einem Bildwerk oder
in einer Ode, zum Ausdruck komme; er müsse versenkt sein in eine künst-
lerische Idee, die dem Urheber des Kunstwerkes vorschwebe.
Wenn Böckh einen Theil seines Werkes einem Freunde abgab, so lag
der Grund darin, daß er schon seit 1813 ein anderes Arbeitsfeld betreten
hatte. Von den sonnigen Höhen pindarischer Siegesfreude und platonischer
Spekulation war er zu den realen Verhältnissen des antiken Lebens herab-
gestiegen, deren wissenschaftliche Behandlung man dem Fache der „Alterthümer"
zuzuweisen gewohnt war. Es war ein Aggregat zusammengetragener Notizen.
Böckh hat es zu einer Wissenschaft gemacht, indem er die Idee des Staats
in die Mitte stellte, des aus dem Volk hervorgcwachsenen. Tenn mit voller
Energie trat er auch hier aller Willkür moderner Anschauungen entgegen,
welche dm Staat auf einem Vertrage beruhen ließen, als wenn die Elemente
desselben vom Winde zusammengcweht wären.
Eine Darstellung des gesammten Staatslebens der Hellenen, mit wissen-
schaftlichem Geiste und umfassenden Ansichten gearbeitet, war sein Ideal.
Er beschränkte sich auf die Stadt, in der sich das Hellenische am voll-
kommensten ausgeprägt, und auf das am meisten vernachlässigte Gebiet des
antiken Lebens, das wirthschaftliche. Und so erschien 1817 ein Werk, an
dessen Möglichkeit man nicht gedacht hatte, als es fertig vorlag: Die Staat»-
Haushaltung der Athener.
Man sah auf einmal die denkwürdigste Stadt des Alterthums in neuem

Lichte vor sich. Man sah sie in der vollen Regsamkeit von Handel und
Gewerbe, in der vollen Wirklichkeit des täglichen Lebens. Die Hohe des
Arbeitslohnes, des Zinsfußes, der Hauswcrthe, der Warenpreise lernte man
wahrnehmen; man überblickte die ganze Finanzvcrwaltung der Stadt mit
ihren Jahreseinkünsten und Ausgaben.
Wo der Mensch mit dem Gelde zu thun hat, treten alle Schwächen
seiner Natur zu Tage, und nirgends deutlicher als in den Freistaaten des
Alterthums. Mit großherziger Unbefangenheit zeigt Bockh, wie bei der
Kleinheit aller Verhältnisse und kunstloser Einfachheit einzelne Einrichtungen
doch auf das Feinste durchgebildet waren. Nirgends ist ein edlerer Aufwand
öffentlicher Gelder gemacht, nirgends Leichtsinn und Unredlichkeit größer
gewesen. Das ganze Unwesen ochlokratischer Geldwirthschaft ist hier klar
geworden, aber auch die Weisheit der Solonischen Vermögensklasscn, das
Institut der öffentlichen Leistungen oder Liturgien, die Berfassung des
attischen Seebundes,
Welch eine reiche Welt menschlicher Einrichtungen ist hier zum ersten
Male enthüllt worden, und den Werken von Niebuhr und Savigny, die
hier gleichzeitig reiften, reiht sich als Epoche machendes Geschichtswerk die
Staatshaushaltung der Athener ebenbürtig an.
In näherem oder fernerem Zusammenhang standen die Abhandlungen
über die laurischen Bergwerke, über die attische Oberrechenkammer der
Logisten und Euthynen, über die Dionysosfeste in Athen, die Zeitverhältnisse
der Rede des Demosthenes gegen Midias, — lauter Schriften von eingreifender
Bedeutung, die der Staatshaushaltung unmittelbar vorangingen oder folgten.
Ganz äußerlichen Anlaß hatte seine Schrift über die Hiervdulen. Es
wurde nämlich im Jahre 1818 nach Hirts Entwurf im weißen Saale ein
Maskenball aufgeführt, bei welchem die Damen des Hofes als Tempel-
dienerinnen austraten. Diese Rolle wurde als eine nicht anständige bezeichnet.
Böckh vertheidigle in einer Abhandlung über antikes Tempelpersonal seinen
Amtsgenossen gegen hämische Angriffe,
Inzwischen hatten die Forschungen über attisches Finanzwesen das Bc-
dürfniß neuer Hülfsauellen angeregt, und da seit Beginn des Jahrhunderts
die Zahl der Reisenden sich mehrte, welche Stein- und Eilschriften auf
griechischem Boden fanden, so war eine Sammlung derselben zur Ergänzung
des literarischen Nachlasses der Alten die zeitgemäßeste Aufgabe. Wer sollte
sie in die Hand nehmen?
Bis dahin waren alle Aufgaben dieser Art bei uns von Einzelnen ge-
stellt und nach Kräften durchgeführt. Es war also eine Epoche im Leben
der deutschen Wissenschaft, daß die preußische Akademie nach Böckhs Eintritt
ein Werk zum Nutzen der Wissenschast und zu Ehren des Vaterlandes unter-
nahm, das von einem Einzelnen nicht zu Stande gebracht werden konnte.
Der Stein von Rosette hatte allgemeines Aufsehen erregt; Niebuhr
glühte vor Feuereifer und entwarf den Plan eines Urkundenbuchs für die

Geschichte des ganzen Altcrthums. Böckh vertrat eine weise Beschränkung.
Sein Entwurf zur Herstellung eines griechischen Jnschriftthesaurus, wofür,
auf vier Jahre vertheilt, L00U Thaler als Staatszuschuß beantragt wurden,
ging am 25. April 1815 on das Ministerium; am 12. Mai wurde er
genehmigt.
Niebuhr, Buttmann, Schieiermacher, Immanuel Belker bildeten mit
Böckh, welchem die Redactivn übertragen wurde, die leitende Commission.
Belker wurde sofort nach London und Paris geschickt, um die dortigen Ur-
kunden abzuschreiben. In Athen wurde mit Consul Grovius angeknüpft.
Die Europäer, die in (Griechenland heimisch geworden, Major Leake in
Joannina, William Gell, Clarke, Bröndsted. Payne-Knight wurden zur Theil
nähme herangezogen. Zum ersten Male trat die Berliner Akademie in einen
Weltverkehr, und Böckhs Studirzimmer wurde das erste Archiv hellenischer
Urschriften aller Zeiten und Länder.
Nachdem er schon 1821 die erste Papyrusurkunde mit griechischer
Cursivschrift herausgegeben hatte, begann er 1824 die Ausgabe des Jn-
schriftenwerls, mit dem eine neue Aera der klassischen Alterthumskunde'be-
gonnen hat.
Durch die Inschriften sind wir in eine ganz neue Art von Bcrkehr
mit den Alten getreten. Nicht nur, daß sie über die wichtigsten Seiten des
öffentlichen Lebens, iiber welche kein Autor Veranlassung halte, ausführlich
zu berichten, als gleichzeitige Urkunden Helles Licht verbreiten; wir stelzen
durch sie der alten Welt unmittelbarer, lebendiger, persönlicher gegenüber.
In antiken Autographen können wir ein Jahrtausend hindurch die
Geschichte der Schrift verfolgen, in deren Form und Stil sich der Charakter
der Zeiten und Landschaften spiegelt. Es sind Zeugnisse von Volksgcbriuichen,
von denen eine andere Ueberliefcrung nicht vorhanden ist, Zeugnisse von
Mundarten, die i» der Literatur nicht vertreten sind. Eine Wissenschaft
von den griechischen Dialekten wurde jetzt erst möglich, so daß der Begründer
derselben seine bahnbrechenden Arbeiten als eine Frucht von Böckhs Jn-
fchriftenwerk bezeichnen konnte,
Böckh selbst war am wenigsten geneigt, die Epigraphik als eine be-
sondere Disciplin zu betrachten, aber sie hat ihre eigene Technik, und er
hat ohne namhafte Vorgänger in der kritischen und exegetischen Behandlung
der Urkunden und ihrer Verwerthung für alle Zweige des antiken Lebens
den Weg gezeigt.
Er konnte selbst nicht ahnen, welchen Erfolg das von ihm Begonnene
haben würde; denn es war ja, als wenn die großen Entdeckungen auf den
Gründer und Meister der Epigraphik gewartet hätten. Ueberschauen wir
jetzt, was sich an die erste Lieferung seines Werks angeschlossen hat,
so müssen wir freudig anerkenne», daß jener im Vertrauen auf Böckh ge-
faßte Beschluß der Akademie für die historisch-philolvg,sche Wissenschaft
eines der segensreichsten Ereignisse gewesen ist, und daß das nationale Werk, durch

das Reskript vom 12. Mm 18l5, also unmittelbar vor der Schlacht bei Waterloo m's Leben gerufen, ein unvergängliches Ehrendenkmal der Nrone Preußen sein wird.

Tie Freude am Gelingen blieb nicht ungestört. Bon Gottfried Hermann wurden gegen die Behandlung der Inschriften mancherlei zum Thcil nicht unbegründete Einwendungen erhoben. Es waren Aeufzernngen eines Widerspruchs, dem ein tiefer gehender Gegensatz zu Grunde lag. Man glaubte in Bvckhs großartiger Auffassung der Philologie einen gefäl,rlichen Abweg von der hergebrachten Methode zu erkennen -, man witterte sogar eine An Verschwörung gegen die Autorität des großen Hellenisten in Leipzig.

Es war in der That ein Gegensatz vorhanden, der ausgetragen werden mußte, wenn auch kein solcher, der zu personlicher Befehdung nöthigte. Es waren zwei Richtungen, von denen keine die andere ausschloß, Böckh war keine grammatische Untersuchung zu scharf und eingehend, aber das Hauptgewicht sollte nicht auf das Einzelne und Kleine gelegt werde», oder — besser gesagt — es gab siir ihn nichts Einzelnes, das ohne das Allgemeine begriffen werden konnte. Was den Alten gegenwärtig war, wenn sie ihre Kunstwerke anschauten oder anhörten, müssen wir uns dnrch die Wissenschaft aneignen. Je weiter der Ueberblick, um so besser werde das Verständnis; des Einzelnen gelingen. Unthunlich aber sei es, das zur Erklärung der Alien an sachlichen Kenntnissen Erforderliche für die betreffende Textstelle herbeischaffen zu wollen.

Ein abgesagter Feind aller Nvtizengclehrsamkeit und Vielwisferei. legte er den Schwerpunkt der Philologie in das Erkennen, das immer ein Ganzes als Gegenstand voraussetzt; das Erkennen des Erkannten, die Erneuerung des antiken Bewußtseins, ist ihm die Aufgabe deS Philologen. Er unterscheidet den formalen Theil, die Theorie des Bcrstcliens oder philologische Kunst, und den materiellen, welcher die allgemeine Anschauung der Antike und alle einzelnen Seiten des antiken Lebens umfaßt. Das war es, was er in seinem Hellen' darzustellen beabsichtigt hatte und was er dann in seinen Borlesungen über Eneyklvpädie der Philologie vorirug, sein wissenschaftliches System, das Programm seiner Lebensarbeit, mit dessen fortschreitender Ausfuhrung in seinem Sinn wir heute unausgesetzt beschäftigt sind.

In der Trockenheit und Mühseligkeit epigraphischer Studien erquickte ihn die eindringende Beschäftigung mit Sophokles' Anligone, deren Zeitverhaltnisse er 1824 in lichtvoller Weise darlegte.

Bald daraus war es seine Abhandlung über Philochvrvs, welche uns über die Behandlung attischer Landcsgeschichte im Alterthnm neue Belehrung gab. Historische Untersuchungen von weiterem Gesichtskreise knüpften sich an neue Jnschriftfnnde, welche jetzt auS Athen durch Ludwig Roß in tadellosen Abschriften eingesandt wurden, so daß Bvckh endlich mit

dem klassischen Boden in direktem und ununterbrochenem Zusammenhange stand.
Eine Rechnungsurkunde über das apollinische Heiligthum zu Delos veranlaßt? ihn, die Geschichte der heiligen Insel von den Urzeiten an, da sie der Mittelpunkt des ionischen Volkslebens auf beiden Meerseiten war. bis zur religiösen und politischen Verschmelzung mit Athen in großem Zusammenhang darzustellen.
Ein Jahr später — 1835 — schickte Herr von Prvkesch die Inschriften ein, die er mit glücklichem Blick auf einem Kalkfelsen von Santorin entdeckt hatte, über den alle Wanderer, ohne sie zu sehen, hinweggcschritten waren. 1836 erschien die Abhandlung über die Inschriften von Thera, in welcher an diese flüchtig eingeritzten Pilgernanien eine Untersuchung über die Wohnsitze der Minyer angeknüpft wurde, welche in die Zeit der Phönizier hinaufging und für seine Anschauung der griechischen Vorzeit von besonderer Wichtigkeit ist.
Damals wurde er auch auf einem anderen Wege in die älteste Culturgeschichte der Mittelmecrvölker hineingeführt. Er war nämlich mit einer neuen Ausgabe der Staatshaushaltung beschäftigt, als er bei emsigem Abwäge» der alten Geldstücke in unserem Münzcabinet die Entdeckung machte, daß dort, wo von Stadt zu Stadt die bunteste Verschiedenheit zu herrschen schien, ein ungeahnter Zusammenhang sich nachweisen lasse. Rastlos forschend ging er den Maß- und Gewichtsbestimmungcn im Altcrthume nach, bis er endlich bei den Erfindungen der Priestcrschaft in Babylon anlangte, welche durch die Phönizier über die Küsten des Mittclmceres ausgebreitet worden sind.
Nach vielem Hin- und Herreden über Abend- und Morgenland war endlich eine exacte Methode gefunden, den Völkerverkehr nachzuweisen in Handel, Industrie und Gottesdienst. Die assyrische Mylitta wurde als kosmisches Naturwesen in Aphrodite Urania erkannt und vom Euphrat bis zum Tiber enthüllte sich eine untrennbar verbundene Culturwelt.
Durch die vergleichende Maß- und Gewichtslehre, welche Böckh in seinen metrologischen Untersuchungen 1838 begründet hat, ist unser Wissen vom Alterthum in ein neues Entwickelungsstadium eingetreten. Neben dem großen Resultat für alte Kulturgeschichte sind darin über die verschiedenen Münzfuße, die Wandlungen des Geldverkchrs, die Bürgerschatzungen die lehr reichsten Forschungen eingeflvchten, und wie früher Solons Timokratie, so ist hier des Servius Tullius Census zuerst klar gemacht.
Als er zur Staatshaushaltung zurückkehrte, begegnete ihm ein neuer Aufenthalt. Bei den Bauten im Piräus kamen Steine zu Tage, auf denen die Behörden des Arsenals das bei ihrem Amtsantritte vorgefundene Material hatten aufzeichnen lassen. Das war für Böckh das köstlichste Geschenk, die willkommenste Bereicherung seiner Anschauung athenischer Staatswirthschaft.
Nach dem weiten Umblick über antike Weltgeschichte versenkte er sich

»un in die Verzeichnisse eines städtischen Zeughauses. Anderthalb Jahr
lebte er aus den Werften von Athen. Die Namen der Schisse, die Theile
und Geräthe derselben, die Oertlichkeiten und Behörden, der ganze Mikro-
kosmos der städtischen Marine wurde ihm vertraut, und wie Alles, was er
geistig umfaßte, lebendig in sich zusammenhing, so erfreute er sich nun mit
erhöhtem Genüsse an dem herrlichen Chorliede. wo neben dem Oelbaume der
Athena „das in die Wogen greifende, wohlgeschwungene Ruder, das von
den Nereiden begleitete" gepriesen wird. Das dürre Inventar eines städtischen
Magazins wurde ihm so zu einem lebendigen Commentar des Sophokles.
Zu diesem Dichter sollte er noch in ein besonderes, praktisches Ver-
hältnis; treten, als der kunstliebende König unter Ludwig Tiecks Leitung die
Lebenskrast der attischen Tragödie zu erproben beschlos; und Felix Mendels-
sohn beauftragte, Antigone mit Musik auszustatten. Natürlich wurde der
beste Kenner antiker Rhythmik und Dramaturgie vielfach zur Mitwirkung
herangezogen. Er verständigte sich mit dem befreundeten Compvnisten und
bearbeitete für ihn einzelne Chorlieder. Am 28. October 1841 feierte
Antigone ihre Wiederbelebung. Im folgenden Jahre gab Böckh eine metrische
Ueberfetzung der Antigone heraus, ein allen Gebildeten verständliches
Zeugniß seiner Auffassung antiker Poesie, herber als die geläufigeren Ueber-
tragungen, aber ganz erfüllt von der Hoheit Sophukleischer Dichtung.
Inzwischen reiste der zweite Band der griechischen Inschriften zur Voll-
endung, ein Riesenband. der das Netz der Urkundensammlung über den
Westen von Hellas, die Cvlonialländer im Norden, den Archipelagus nnd
die asiatischen Küsten ausspannte, ei» Band, von welchem einzelne Theile,
wie die Einleitung zu den politischen Landern und die parische Marmor-
chronik, gelehrte Werke von selbständiger Bedeutung waren.
Außerdem fuhr Böckh fort, einzelne Steininschriften von hervorragender
Wichtigkeit, die ans dem Schutt hervorgezogen wurden, in besonderen Ab-
handlungen ungesäumt zu verwerthen. So die neuen Finanzurkunden von
Athen, die Stistungsurkunde von Brea. welche auf die Colonisation der
Periklciichen Zeit neues Licht wars. das erste Denkmal des Herinias, des
dem Kreise des Aristoteles angehörigen Dynasten von Atarncus und Assos,
die Inschriften von Gerasa. welche die dunklen Zeiten des Uevergangs aus
dem Heidenthum in den christlichen Gottesdienst erhellten. Das waren
Gelegenheitsarbeiten, welche zeigen, mit wie jugendlichem Eifer Böckh, auch
nachdem er das sechzigste Jahr überschritten, jede neue Kunde alter Zeit
ausnahm, ohne seine großen Arbeiten aufzugeben.
So wurde auch die seit 15, Jahren begehrte neue Auflage der Staats-
haushaltung, zu welcher das attische Seewesen als besonderer Band hinzuge-
treten war. 1851 glücklich vollendet.
Seine schöpferische Thätigkeit blieb solchen Problemen zugewendet,
welche durch rechnende Methode zu lösen waren. Denn die Macht der
Zahl im Geistesleben der Alten, das unermüdliche Streben derselben, nach

dem Wendel der Gestirne Menschenleben und Natur in Einklang zu bringe«,.
— das hatte ihn schon als Jüngling mit magischer Kraft angezogen, uiri>
so ging er jetzt den am weitesten zurückgreifenden Zahlenreihen der alt?ri
Vvlkergeschichte. den ägyptischen, prüfend nach und fand in den Tynastic?rr
des Mancthos, die seit Entzifferung der Hieroglyphen neue Bedeutung er-
langt hatten, als maßgebende Himmelscrscheinung den Frühaufgang d?»-.
hellsten Fixsterns, der die jährliche Nilflnth ankündigte; er zeigte, wie nach
Sirius- oder Sothisverioden die conventionelle Geschichte des Nilland?s
geregelt fei, und dies Ergebnitz ist uncrschüttcrt geblieben.
Die Ansichten der griechischen Philosophen vom Wcltgebäude. mit
denen seine selbständigen Studien begonnen hatten, von Neuem durchzu-
prüfen, vcranlaßte ihn eine Schrift, welche bei Plato den Keim des
Copernicanischen Systems nachzuweisen suchte. Darum richtete er an den
eng befreundeten Verfasser des Kosmos seine Schrift über das kosmisch?
System Platvs. um bei ihm von Neuem die Erde als unbewegtes Centrum
ihres Planetenhimmels mit siegreichen Gründen zu erweisen
Von den Wclttheoricn der Philosophen führten neue Jnschriftfundc'
zur praktischen Astronomie attischer Jahresrechnung.
Schatz,,rkunden des Parthenon enthielten tageweise berechnete Zins-
zahlungen. Der dnrch Rhangabü ermittelte Zinsfuß bestätigte sich durch
Böckhs arithmetische Combinativnen, und so wurde es zuerst möglich, das
in Athen geltende Mondjahr^sichcr zn erkennen und die Gemeinjahre von
den Schaltjahren zu unterscheiden. Tic ganze Organisation des Schalr-
cyklus, seine im Laufe der Geschichte wechselnde Form, die Fehler desselben
und ihre Verbesserungen in Theorie und Praxis konnten dargelegt werden,
und so erwuchs aus verwitterten und zerstreuten Marmorfragmenten sein
Buch von den Mondcyklen, eine durchgreifende Fortbildung der von Jdeler
begründeten Wissenschaft vom Kalender der Alten, und die eingeflochtenen
Untersuchungen, namentlich über die nach der Siegesfeier bestimmten
Kalendertage attischer Siege waren für die alte Geschichte von eingreifender
Bedeutung.
Diesen Forschungen, denen die gleichzeiiigen Arbeiten anderer Gelehrten
über das altrömische und das ägyptische Jahr ein erhöhtes Interesse gaben,
blieb er tren und suchte in einem noch größeren, uölkergeschichtlichem Zu-
sammenhang nachzuweisen, wie die Alten nach Himmelsbeobachtungen erft
empirisch, dann mit wissenschaftlicher Kunst die Jahreszeiten bestimmt, die
bürgerlichen Geschäfte geregelt und zur Ausgleichung von Mond- und
Svnnenjahr immer neue Schaltkreise erfunden habe».
Zu diesem Zwecke begann er, 76 Jahre alt, von Neuem die Auf» und
Niedergänge der Sternbilder für Reihen von Jahrhunderten und die ver-
schiedensten Erdräumc zu berechnen, erst in einsamer Arbeit, dann in Ge-
meinschaft mit dem jetzigen Directvr unserer Sternwarte, der ihn mit den
Hülfsmitteln astronomischer Technik nnterstiitzte, und so erschien 1863 sein

Werk „über den vierjährigen Sonnenkreis der Alten, vorzüglich den Eudoxischen", sein abschließendes Werk über einen inhaltreichen Entwickelungsgang menschlichen Denkens und Erfindens, das Werk, mit dem auch das Sonnenjahr von Böckhs wissenschaftlicher Arbeit seinen lichtspendenden Gang vollendet hat.

Bedenken wir, wie viel in dieser chronologischen Uebersicht unberührt bleiben mußte, denken wir an die Reden, die er als Vertreter der Universität und der Akademie jährlich gehalten hat. alle gedankenreich und in würdigster Form die Stätten der Wissenschaft mit dem öffentlichen Leben verbindend, an die zahlreichen Proömien unserer Vorlesungen, unter denen keines ist, das nicht in der Literatur seine Stelle hak, — so stehen wir in der That staunend einem solchen Mann und einem solchen, der Wissenschaft geweihten Menschenleben gegenüber.

Böckh hat nicht wie Jacob Grimm, ein wüstes Feld urbar gemacht und eine neue Wissenschaft geschaffen. Mit voller Ehrerbietung schloß er sich den Männern an, welche die Philologie im großen Stile historischer Wissenschaft gegründet haben, vor Allen an Joseph Scaliger. Er hat uns aber die alte Welk in solchem Umfange neu aufgeschlossen, die Gesetze hellenischen Denkens und Dichtens sowie die Ordnungen des öffentlichen Lebens in so großem Zusammenhang an das Licht gebracht, daß wir wohl von einer aus frischen Quellen strömenden, einer zweiten Wiedergeburt des klassischen Alterthums, die mit Böckh begonnen hat, reden dürfen.

Diese war aber nicht, wie die erste Renaissance, ein Riß in die natürliche Entwickclung, eine Spaltung der Volksgenossen, sondern sie war mit der Wiedergeburt des eigenen Volks eng verwachsen; keine schwärmerische Überschätzung der Vergangenheit, denn er fühlte tief und lebendig, welche Heilsauellen unsere Zeit vor der Heidenwelt voraus habe, keine ästhetische Genußsucht, sondern eine männliche Erhebung von Geist und Gemüth, eine lebensvolle Vergegenwartigung des für alle Zeit Denkwürdigen und Gültigen, was das Alterthum hervorgebracht hat, getragen von einer philosophischen Weltanschauung und erwärmt von einer echt menschlichen Liebe, wie sie Niebuhr und Böckh für Athen hatten.

Als Forscher ist Böckh auf den dunkelsten Gebieten seinen Weg so sicher gegangen, wie kein Anderer vor ihm und neben ihm. In Bezug auf Zahl und Maß arbeitete er mit solcher Umsicht, daß auch Mathematiker die Zuverlässigkeit seiner Rechnungen bewunderten, und trotz der überraschende» Fülle neuer Funde ans dem Gebiete der attischen Alterthümer wird seine Staatshaushaltung der Athener nach «8 Jahren zum dritten Male aufgelegt, ohne daß wesentlich? Aenderungen erforderlich sind.

So waren auch alle Abhandlungen jede in sich fertig und reif, so daß für eine Nachlese an Material und neuen Gesichtspunkten wenig Gelegenheit übrig blieb.

Die Sauberkeit seiner Geistesarbeit bezeugte sich äußerlich darin, daß

in seinen Manuskripten nichts durchstrichen war. Nach langer Erwägung
erfolgte die schriftliche Fassung rasch und sicher.
Bei der unabsehlichen Mannigfaltigkeit des Stoffs, den er nach und
nach in seine Hand genommen, gehn doch in anmuthiger Weise durch Böckhs
gelehrte Arbeiten gewisse Lieblingsideen hindurch, die fein Gemüth von
Jugend an beschäftigten und auch den Gelegenheitsschriften einen inneren
Zusammenhang geben: die ordnende Zahl im Wechsel der irdischen Dinge,
der maßgebende Rhythmus, die in der Dichterstrophe wie in Zeit- und
Weltordnung das Einzelne zum Ganzen bindende Harmonie. Auch der Liebe
zu Plato, die seinem Geiste die erste Weihe gegeben hat, ist er bis an's
Ende treu geblieben.
Er kannte nicht den Ehrgeiz, Schulhaupt sein zu wollen, aber Alle,
die neben und nach ihm im Alterthum forschten, sind feine Schüler; auch
auf Gebieten, die er nur gelegentlich berührte, wie das der bildenden Mnst.
galt sein Urtheil als maßgebend, so daß in dem Streit über die Wand-
malerei der Alten der große französische Philologe Letronne einen seiner be-
rühmten Briefe an ihn richtete, seine Autorität auch hier anerkennend.
Nur, wo es die Sache forderte, trat er polemisch auf, ohne persön-
liche Bitterkeit, und dem großen Gelehrten, welcher ihm am schärfsten ent-
gegengetreten ist, Gottfried Hermann, den er seinen durch ununterbrochene
Befehdung vertrauten Freund nannte, hat er auf der Philologenversammlung
in Jena mit aufrichtiger Wärme die Hand gereicht.
Freundliche Milde war ein Grundzug seines Wesens. Wir finden ihn
schmerzlich ergriffen, fast untröstlich, als er seinen Freund Dissen durch eine
Recension wider Willen verletzt hatte. Seinen treuen Mitarbeiter Ludwig
Roß durch einen Zweifel an der unbedingten Richtigkeit seiner Abschriften
zu kränken, war ihm so peinlich, daß er die Fehler, welche sein Scharfsinn
entdeckte, lieber dem unbekannten Steinmetzen zuschob. Seinem astronomischen
Mitforscher dankte er, daß durch seine Unterstützung ihm neue Flügel gewachsen
wären, und die volle Liebenswürdigkeit seiner Natur hat er an Otfried
Müller bewährt, den er an der Schwelle der Wissenschaft freudig begrüßte,
in dessen Gaben er eine Ergänzung der eigenen Kraft sah und den er mit
väterlicher Liebe bis au das frühe Grab begleitet hat.
Was seiner Persönlichkeit das eigenthümliche Gepräge gab. das war
die schlichte Anspruchslosigkeit feines Wesens. Es war ihm unmöglich,
seinem^ geschriebenen oder gesprochenen Wort eine auf Wirkung berechnete
Form Hu geben oder in seinem Auftreten ein Selbstgefühl zur Schau zu
tragen. Wer den einfach bürgerlichen Mann gehen sah, ahnte in ihm nickt
den berühmten Gelehrten, der einen Alexander von Humboldt unter seinen
Zuhörern sah, den von unserm Herrfcherhause hoch Geehrten, den König
der Wissenschaft, den in der gebildeten Welt widerspruchslos anerkannten
Meister auf einem Forschungsgebiete von so hervorragender Wichtigkeit.
Denn, was Böckh uns gelehrt hat, war nicht bestimmt, auf Fachge-

nossen beschränkt, Eigenthum der Gelehrten weit zu bleiben, Tie griechische Menschheit konnte uns nicht so viel tiefer und weiter erschlossen werden, ohne daß wir die Menschheit überhaupt, also auch uns selbst, besser verstehen lernten.

Wir sind Alle reicher geworden durch Böckh, und wenn wir bedenken, wie er sich in der schwersten Zeit frei und freudig zu Preußen bekannt hat, wie er an hervorragender Stelle thätig gewesen ist, der hauptstädtischen Hochschule einen ehrenvollen Namen zu schaffen, als einer der Heroen, die an ihrer Wiege standen; wenn wir bedenken, wie seine Wissenschaft.von hier aus den Gymnasial-Unterricht mit frischen Lebensstromen befruchtet hat und so in das deutsche Volk übergegangen ist, dann ist das heutige Fest ein Tag erhebender Freude und wir sind Alle voll Dank gegen Gott, der das Lebens merk dieses Mannes so reich gesegnet hat.

Was Böckh der Wissenschaft gewesen ist, beruht auf seinem willensstarken Charakter, seiner von einer eisernen Gesundheit getragenen Arbeitsamkeit, einer Kraft innerer Sammlung, die keine Unruhe des Tags zu stören vermochte, und einer unvergleichlichen Begabung des Geistes. Denn eine solche Verbindung des feinsten Kunstsinns und philosophisch-mathematischer Denkkraft mit dem umfassenden Blick des Historikers, eines eindringenden Spürsinns mit kühner Combination kann man nur als eine wissenschaftliche Genialität bezeichnen, wie sie selten einem Sterblichen zu Theil wird.

Seine beste Mitgift war der angeborene Takt für Wahrheit, die er ahnend erkannte, aber nie als solche vortrug, bis er sie durch eine festgeschlossrne Kette wohlgeprüfter Beweise gesichert hatte.

So ist er uns noch heute das unübertroffene Vorbild besonnener Forschung, und täglich im Geiste gegenwärtig bei unseren Arbeiten, so daß wir uns an ihm starken und vor ihm erröthen müßten, wenn wir von der Bahn gewissenhaften Strebens nach Wahrheit abweichen wollten.

Man bewundert die Macht hochgebietcnder Staatsmänner und Feldherren, welche die Volksgeschichte in neue Bahnen lenken: aber nicht minder bewunderungswürdig erscheint uns die Macht, welche von einem Geiste ausgeht, der ohne äußerliche Mittel in einsamer Forschung eine Von Geschlecht zu Geschlecht sich lebendig fortpflanzende Wirkung erzielt, um den sich in allen gebildeten Nationen die Männer sammeln, welche die geistige Geschichte der Menschheit zu erkennen suchen, um von ihm immer neue Anregung und Be> geisterung zu empfangen.

Wir erkennen es dankbar, daß ein so reich gesegnetes Leben von Anfang bis zu Ende in die Jahrbücher unserer Hochschule eingetragen ist und schließen die Gedächlnißfeier uiiseres großen Forschers mit dem erhöhten Bewußtfein von der Würde unseres Berufs und mit dem Gelöbniß, in treuer Erinnerung an ihn und seiner würdig unseres Amts zu warten.

Ernst Curtius.

von
Gustav tzirschfcld.
— Königsberg, —

Is der Herausgeber dieser Zeitschrift mit dem Wunsche an mich herantrat, zu dem Bilde von Ernst CnUius eine biographische Skizze zu schreiben, habe ich mich nicht ohne Zögern entschlossen, diesem Wunsche zu folgen. Denn Dasjenige, was über diesen Mann zu sagen ist und gesagt werden muß, wenn er nach seinem innersten Wesen verstanden werden soll, konnte leicht an Gewicht verlieren, wenn es von Jemandem herrührte, welchem Ernst Curtius so nahe steht wie mir, und zugleich mußte eine leicht begreifliche Scheu gerade mich abhalten, es auszusprechen. Verehre ich doch in ihm nicht blos den Lehrer, der meinem Leben und meinen Bestrebungen erst den rechten Inhalt und bestimmte Richtung gegeben hat; ist er mir doch auch der treueste Freund und Berather gewesen, derjenige nnter den Aelteren, auf welchen mein Blick zuerst sich richtete, als ich meines ersten und natürlichen Rückhaltes beraubt war. Auf der anderen Seite schien es mir aber nicht Recht, eine in mehrfacher Beziehung ausgezeichnete Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um mich auch öffentlich zu ihm zu bekennen. Diese letzte Erwägung gab den Ausschlag - die erste mußte meine Darstellungsiveise bestimmen: der Boden einfacher Berichterstattung, wie sie überhaupt dem Lebenden gegenüber geziemt, durfte so wenig wie möglich verlassen werden. Diese konnte freilich auf ver schiede»« Art stattfinden; ich will versuchen, sie in dem Sinne zu geben, welchen Curtius selber einmal als den wirklich erschließenden bezeichnet hat: „Jede nähere Bekanntschast beginnt erst dann, wenn das innere Leben des Menschen uns entgegentritt, wenn wir seinen Bildungsgang, sein sittliches

Streben, seine wissenschaftlichen Ziele kennen lernen. Haben wir diesen Genuß des inneren Verkehrs gekostet, so erhalten nun auch alle äußeren Thcitsachen, welche bis dahin nur die Neugierde befriedigen konnten, eine tiefere Bedeutung für uns." Aber diese weit gezogenen Grenzen bedürfen hier noch einer Beschränkung, einer solchen freilich, die nach allen Seiten frei hinauszublicken gestcitlet. Ein Mann von so großem geistigen Reichthum wie Ernst Curtius ist nicht durch einen Essay zu erledigen. Der Essay muß es dem bildenden Künstler nachzuthun suchen, der die bedeutsamsten und vielsagendsten Züge herausgreift, wo er den vollen Inhalt seines Vorwurfes mit seinen Mitteln nicht erschöpfen kann. Was ich außerdem beim Lesen dieses Aufsatzes beherzigt sehen möchte, kann ich erst am Schlüsse desselben aussprechen.

Wer Menschen oder Thatsachen gerecht werden will, der muß den Boden kennen, aus dem sie emporgewachsen, den Grund, von welchem sie sich abheben. Wie ein hervorstechender Zug einer Landschaft aus größerer Ferne gesehen zwar von seinen Einzelheiten einbüßt, dafür aber in seinem Zusammenhange mit dem Ganzen klarer erscheint, so wird uns der einzelne bedeutende Mensch erst in's rechte Licht gerückt, wenn wir die Entwickelung betrachten, in welche er hineingehört.

Wer vordem, d. h. bis vor wenigen Jahrzehnten, seine klassische Bildung durch umfassendere Anschauung von Resten des Alterthums bereichern und vertiefen wollte, der ging nach Italien und nach Rom, Hier schien Alles versammelt, was es an Großem und Wirkungsvollem gab, und nicht blos aus dem Alterthum: wie auf einer Ehrentafel Italiens sah man hier an die Schöpfungen der antiken Welt diejenigen der Renaissance gereiht; und etwas im allgemeinen Sinne Bildenderes, als ein richtig angewendeter Aufenthalt in Italien, läßt sich auch jetzt nicht leicht denken. Hier ward man gleichsam umgewandelt; wer von Norden kam, machte einen förmlichen inneren Läuterungsprvceß durch, aus dem er zugleich bescheidener und edler hervorging. Alle Nationen sind diesem Zauber unterlegen, aber keine hat denselben wohl tiefer empfunden, ja erlitten, als die Deutschen, denen Italien zumal seit dem vorigen Jahrhundert als das gelobte Land galt, seit Winkelmann dort endlich aus seiner nordischen Enge zu seiner ganzen Größe herauswuchs, und feit Goethe uns das Land menschlich näher geführt hatte. „In dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzogin Amalie." schreibt Goettie selber im Octoberbericht von 1787, „war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das wahre Jerusalem aller Gebildeten betrachtet wurde und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Mignon ausdrücken konnte, sich immer in Herz und Sinn erhielt." Daß Italien in künstlerischer Beziehung kein Schluß war, haben auch die feinsten Kenner damals wohl empfunden; schon auf seinem Boden verriethcn das die griechischen Tempel Paestüms, wo „wie durch einen Riß in den Vorhang der Blick sich aufthat in eine entferntere Welt", welche in Sicilien noch reicher vor

Augen lag. Dennoch konnte es für eine arge Ketzerei gelten, wenn R. Wengs, der Freund Winckelmanns, vom Apollo des Belvedere, dem Idol der da maligen Kunstbetrachtung sagen konnte, eine Statue, die zu gleich großem Stil mehr Wahrheit des Fleisches gesellte, wäre das Größte, was der Mensch sich denken könnte. Die Kundigen zweifelten nicht, daß derartiges in Griechenland sich finden müßte. Aber in welche Ferne war dies Land gerückt! Nur ein Feuergeist wie Winckelmann, der selber im feinem Leben scheinbar Unmögliches endlich erreicht hatte, konnte dama ls in's Auge fassen, Elis zu erreichen und durch genaue Untersuchung des Bodens von Olympia „der Kunst ein neues großes Licht aufgehen" zu lassen. Die allgemeine Anschauung der Zeit spricht vielmehr Goethe aus, dessen Worte mir immer ganz besonders charakteristisch vorgekommen sind, von Neapel (28. März 1787): „Der Fürst von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abschied, denn er sprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr (von Sicilien) mich einrichten sollte, mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen. Wenn man sich einmal in die Welt macht und mit der Welt einläßt, so mag man sich ja hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird."

Aber als Goethe das schrieb, war der Bann dennoch schon gebrochen, und zwar in erster Linie durch das Interesse und die Energie der Eng» länder: schon hatte die Thätigkeit jener großartigsten privaten Vereinigung, der LoOistv ok Oilsttanti begonnen, die Griechenland und Kleinasien durchforschen ließ; und schon hatten Stuart und Revett die Monumente Athens in nicht geahnter Fülle und mit wissenschaftlicher Treue der Welt bekannt gegeben. Im Anfange unseres Jahrhunderts haben dann Männer wie Dodwell, Sir William Gell, vor Allen William Martin Leake den klassischen Orient durchreist und beschrieben, aber dennoch erscheint derselbe immer noch wie ein frenider Weltlheil; ein Einleben war durch die Verhältnisse ausgeschlossen. Erst der große Kampf gegen die Türken und der endliche Sieg der Hellenen hat die Pforten geöffnet, durch welche in immer reicherem Zuge die Nationen zum Herde ihrer Bildung gezogen sind. Nun auch fanden Deutsche sich ein, aber sogleich als Mitarbeiter der Hellenen, ich nenne nur Ludw. Roß und den leider viel zu früh gestorbenen Ulrichs.

Im Gefolge der Weltereignisse des Jahres 1837 kam auch Ernst Curtius nach Athen, wenig über 23 Jahre alt. Geboren in Lübeck am 2, September 1814, hatte er das dortige Gymnasium, das sog. Katharinen», besucht, eine Anstalt, ausgezeichnet durch die freie Entwickelung, welche sie ihren Zöglingen gewährte. Curtius' Richtung auf das klassische Alterthum verrieth sich früh; schon in einem Briefe des Fünfzehnjährigen lautet es: „Was sagst Du zu meinem Plan, mich ganz der alten Literatur und ihrem Verständnisse zu widmen? .... Welch' ein reicher Quell reinsten, herrlichsten, göttlichsten Lebensgenusses ist die klassische Literatur, wie erfreulich und belohnend ist ein scharfes Eindringen in das hehre Alterthum und das Auffassen des

wahrhaft Schönen an seinen edelsten Denkmälern." Die hohe Begeisterung
gerade für das Griechische tritt dann in der schriftlichen deutschen Prüfungs-
arbeit hervor, deren Thema, man möchte sagen, prophetisch lautete: „Warum
hatten Künste und Wissenschaften in Griechenland ein so glückliches Ge-
deihen?"") Nach dem Schulzeugnis; Willens, „die theologischen und philo-
logischen Wissenschaften zu studiren", hat doch Ernst Curtius, so viel ich
weiß, sich alsbald ausschließlich der letzteren gewidmet. Von Ostern 183?
hat er nach einander die Universitäten Bonn, Göttingen, Berlin bezogen.
An jeder Hochschule war es vorzüglich ein Meister, dem er sich anschloß,
Fr. G. Welcker in Bonn. Otfried Müller in Göttingen, August Böckl,
in Berlin. Für eine allseitige Ausbildung in der Alterthumswissenschaft
ließ sich nicht leicht eine günstigere Reihe denken. Vom Herbst 1835 an
war Curtius in Berlin, wo er mit Nie. Delius, H. Kruse, F. von Schack
und besonders mit seinem Landsmann Emanuel Geibel verkehrte, mit dem
er schon in den letzten Schuljahren vertrauter geworden war. Der Ausblick
auf Griechenland eröffnete sich ihm ganz unerwartet und kam doch einem
tiefen Bedürfnisse bei ihm entgegen. Er hat es später einmal ausgesprochen:
„Wer die Alten nur aus Büchern kennt, dem erscheint die Welt derselben
leicht wie auf einem anderen Himmelskörper, fremdartig und unbegreiflich."
Chr. A. Brandis ward veranlaßt, seine Stellung als Lehrer der Geschichte
der Philosophie an der Universität Bonn auf einige Zeit zu verlassen, um
dem jungen Könige Otto von Griechenland wissenschaftliche Vorträge zu
halten. Dieser forderte Curtius auf, mit nach Athen zu gehen, um den
Unterricht seiner Söhne zu übernehmen. In einem großen Reisewagen, in
dessen vorderer Abtheilung Curtius die Knaben unterwies, und der so hoch
beladen war, daß er wohl auch einmal in den Thorwegen stecken blieb,
fuhr die Gesellschaft bis Ancona und von da auf einem Segelschiffe nach
Athen, wohin damals nur alle vier Wochen ein Packetschiff von Trieft ge-
langte; erst vom Jahre 1838 kamen alle 14 Tage, später alle acht Tage
Dampfer des Triestiner Lloyd in den Piraeus.

Brandis verließ im Jahre 1839 nach dritthalbjährigem Aufenthalt
Athen; Curtius blieb zurück, „um die Lücken seiner Landeskunde auszu-
füllen", die zu bereichern er schon aus mehrfachen Reisen u. A. mit Carl
Ritter und Graf Wolf Baudissin Gelegenheit gehabt hatte; mit ihm blieb
Geibel. der im Mai 1838 als Hauslehrer zum russischen Gesandten Katakazi
gekommen war. Beide zogen im Sommer 1839 hinaus auf die Inseln,
dann lebten sie gemeinsam in Athen mit einer kleinen Zahl gleichgestimmter
Genossen in ernster Arbeit wie in einem Lebensgenuß, dem die dichterische
Begabung Mehrerer unter ihnen ihren Charakter gab. Aber nicht immer

") Ich entnehme diese Notizen einer als Manuskript gedruckten Abhandlung
.Aus Ernst Eurtius'Kindheit und Schulzeit", welche der jetzige Direktor des Katharineums
Prof. I)r. Jul. Schubring, ein Schüler und Freund von Ernst Curtius, diesem zu
seinem siebzigsten Geburtstage gewidmet hat.

erklang hier das Lied froher Lust; nur der wenig Begabte ist seiner selbst
von vorn herein und stets gewiß, weil keine ringenden Gewalten mit un-
gleicher Kraft ihn bald hierhin, bald dorthin ziehen. Curtius und Geibel,
beide wurden vor der erst geöffneten Eingangspforte des Lebens von Zweifeln
und Sorgen gequält, beide haben bald ernst, bald scherzend einander auf-
gerichtet und getröstet, beide im Liede und durch Lieder, wie Geibel dem
Freunde zuruft:

Doch kannst du dich der Klage nicht entwöhnen,
So reife sie zum Lied, der dir verliehen,
Der leise Houch der griechischen Kamoenen.

In den „Erinnerungen an Emanuel Geibel" hat Curtius das Athener
Leben mit der ganzen Wäime und Frische jener Jugendzeit geschildert.
Aus dieser Gemeinsamkeit ist dann auch die erste gedruckte Arbeit von
Ernst Curtius hervorgegangen, die eine dichterische war. Für dir Vorträge,
welche Brandis der Königin Amalie über griechische Poesie zu halten hatte,
lieferten Curtius und Geibel das Material in Probestücken, welche sie aus
den griechischen Poeten übersetzten, nachbildeten, wohl auch hie und da
ergänzten.

Als das kleine Heft „Klassische Studien von Ernst Curtius und
Emanuel Geibel" im Frühjahr 1840 erschien, war der athenische Kreis gesprengt:
Geibel war mit einem andern Freunde auf dem Wege nach der Heimat,
Curtius hatte in den ersten Tagen des April seinen Göttinger Lehrer
Otfried Müller in Athen empfangen, der mit Adolf Schöll aus Sicilien
herübergekommen war. Die Hoffnung auf Otfried Müller, der „den Trieb
nach vollem Verständnis; hellenischen Lebens" in Curtius erweckt hatte, war
es vor Allem gewesen, die ihn in Athen festgehalten. „Für ihn," so schreibt er,
„hatte ich Alles vorbereitet, auf die Reisen mit ihm hatte ich meine Studien
eingerichtet, und mein mit ihm vereinbarter Plan war es, eine Darstellung
des alten Griechenlands zu geben, die eine Einleitung zu seiner Geschichte
des hellenischen Volks sein sollte." Es kam anders: nach einer glücklich
vollendeten Tour iin Peloponnesos brachen die Reisenden nach Nordgriechen-
land auf. Müller, der im besten Mannesalter stand, kannte kein Ausruhen,
keine Rücksicht auf sich selber trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit. Er kam
Ende Juli nach Athen zurück, aber als ein Sterbender. Am zweiten August
ward seine irdische Hülle in den Felshügel des Kolonos gesenkt, wo seine
marmorne Grabsäule zumal uns Deutschen ein bedeutungsvolles Wahrzeichen
geworden ist, sowohl dafür, in welchem Sinne es uns nach Griechenland
zieht und was wir bereit sind, dafür hinzugeben.

Otfried Müllers Tod ist damals mit vollem Rechte weit über die
Gelehrtenwelt hinaus als ein unersetzlicher Verlust, als ein Unglück empfunden
worden, das nicht gut zu machen war; in jede Seite der Alterthumswissen-
schaft hatte er selbständig und schöpferisch eingegriffen; von seiner ThätigKit
durfte man, trotz alles schon Geleisteten, das Größeste noch erwarten.

Curtius war durch den Schlag persmilich schwer getroffen, aber er suchte da Trost, wo er am ehesten zu finden war und dem innigen Verhältniß zum Lehrer am meisten entsprach: wenigstens das mit ihm Geplante wollte er zur Ausführung bringen und so an seinem Theile das Lebenswerk des Gestorbenen fortsetzen. Schon im Herbst ist er noch einmal im Peloponnes, um einige ihm noch unbekannte Theile kennen zu lernen. Auf der Heim- reife verbringt er den Winter in Rom, das nun für ihn wurde, was Athen für die Andern, die sich in Italien festsetzten, eine vorübergehende Station; er holt dann in Teutschland alles das nach, was den nutzeren Abschluß eines Universitatsstudiums ausmacht, promovirt, macht sein Oberlehrer- ezamen und unterrichtet als Hülsslehrer am französischen, später am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin.

Im Jahre 1843 habilitirte sich Curtius an der Berliner Universität mit einer Arbeit, welche auf gemeinsame Thiitigkeit mit Otfried Müller in Delphi zurückging, und ward schon ein Jahr später zum außerordentlichen Professor ernannt.

Inzwischen ward seinem Leben eine neue, wiederum ganz unerwartete Wendung gegeben. Im Jahre 1843 hielt Curtius in der Singakademie vor einem größeren Publikum einen Vortrag über die Akropvlis von Athen. Auch die damalige Prinzessin von Preußen, welche jetzt Kaiserin von Deutsch- land ist. war unter den Anwesenden; und nicht lange darauf ward Ernst Curtius mit der hohen Aufgabe betraut, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu erziehen. Ein Teilnehmer hat mir die allgemeine Wirkung dieses Bortrages als etwas ganz Außerordentliches beschrieben. Was hat nun gleich diesen ersten Worten von Ernst Curtius eine so große Kraft gegeben? Die starken Töne einer reinen Begeisterung, die ganz in ihrem Gegenstande aufgeht, hatte man auch sonst wohl vernommen, des Wortes waren auch Andere mächtig, und die Größe des Alterthumes hatte schon häufig den Inhalt öffenilicher Vorträge gebildet. Dennoch war in Ernst Curtius ein damals durchaus neues Element, und das war das hellenische. Griechenland war den Meisten durch seine Vergangenheit schon lange, durch die Kämpfe der Gegen» wart auch neuerdings nahe gerückt worden. Aber wie wenige erst hatten es betreten; Vielen erschien es als Ziel einer schon von vorn herein resignirten Sehnsucht. Hier trat zum ersten Male ein Redner auf, der das Land wirklich betreten, der Allen verständlich davon zu sprechen verstand und mit der ganzen Kraft seiner dichterischen Phantasie auch die Hörer zwang, mir ihm auf demselben Boden zu wandeln. Nnd mehr als das, er selber erschien ein anderer als die übrigen Menschenkinder; sein ganzes Wesen gelragen von jenem hohen und zugleich innerlichen Idealismus, bei welchem die Schönheit der Form als die natürliche Aeußerungsweise sich ergab, und bei aller Gluth der Begeisterung in Schranken gehalten durch das edle Maß. das wir klassisch nennen, weil wir es als das Kennzeichen der vollkommenen Schöpfungen griechischen Geistes betrachten. Mit einem

Worte, Curtius hatte den inneren Umwandelungsproceß, der sich an so Vielen in Italien vollzog, als Erster in Griechenland durchgemacht. Gewiß ist eine ursprüngliche Congenialität des Wesens dabei die nothwendige Voraussetzung; doch auch dann ergiebt sich solcher Wandel nur als Lohn der vollsten rückhaltlosen Hingabe. Dies aber ist die Folge einer derartigen Hingabe, daß sie auch Andere zugleich befreit und zum Nachthun begeistert.

Es war nicht zu verwundern, wenn die hohe Frau, deren Sinn von jeher allem Edlen und Erhabenen zugewendet ist, durch die neuen nnd doch so bekannten Töne, welche hier angeschlagen wurden, tief berührt wurde. Je unbefangener Curtius als der Sohn einer freien Stadt in die neuen Verhältnisse trat, desto mehr mnszte sein empfängliches und pietätvolles Gemüth ergriffen werden von dem Ernste, mit welchem dort der hohe Beruf aufgefaßt wurde, an die erste Stelle gesetzt zu sein. Man braucht unserm Herrscherhause wirklich nicht persönlich nahe zu stehen, um vor Stolz und Rührung sein Herz höher schlagen zu fühlen, wenn man feiner Geschichte nachsinnt und die ganze Summe von unermüdlicher Arbeit, , geduldigem Ausharren und nie versagender Treue zieht. Aber man begreift, wie sehr ein näheres Verhältniß zu solchem Herrscherhause beglücken kann. So ergeht es Ernst Curtius. Nachdem er das in ihn gesetzte Vertrauen auch in trüber Zeit treu bewährt und bei der bescheidenen Selbstlosigkeit seines WesenS selbst einen nur innerlich empfundenen Mißklang unmöglich gemacht hat. ist er in warmen, ja herzlichen Beziehungen zu dem kaiserlichen Hause geblieben. Beziehungen, von deren Tragweite und Folgen mir noch zu reden haben werden. Wir kehren zur wissenschaftlichen Thätigkeit von Ernst Curtius zurück. Konnte es nach mehreren Aufsätzen, welche ein eben so feines wie liebevolles Verständnis; für alte Kunst bezeugten, den Anschein haben, als sei er so ausschließlich der idealen Seite des genialen Lebens zugewendet wie man es von den Hellenen selber vorauszusetzen liebte, — konnte die Gleichartigkeit, welche Curtius' Natur mit seinem Forschungsobjectc verband, als darin beschlossen gelten, so mußten ein paar Abhandlungen, welche der praktischen Seite der hellenischen Cultur zugewendet waren — Wasser- und Wegebau und Marktanlagen — um so mehr überraschen. In der Thal hat Ernst Cnrtius es von jeher als eine Art Ehrenpflicht empfunden, dem noch allzu verbreiteten Wahne von der Unzulänglichkeit der Hellenen auf praktischem Gebiet entgegenzutreten, und er konnte seine Congenialität nicht besser bewähren, als dadurch, daß er selber das lebhafte Bedürfniß hatte, sich über die praktische Seite zu unterrichten.

Noch Eines mußte überraschen und zugleich von dem Verfasser einen hohen Begriff geben: ganz unscheinbare örtliche wie schriftliche Tradition, an der man bis dahin achtlos vorübergegangen, erhielt unter seinen Händen Leben und Bedeutung und zeigte sich in ganz neuem Lichte, er schien den Zauberslab zu besitzen, um auch Stummes zum Reden zu bringen, längst

versiegte Quellen auf's Reue sprudeln zu machen. Gewiß ist ihm seine poetische Begabung dabei zu Hülfe gekommen, seine Phantasie mußte, je greifbarer sie das Alterthum schaute, um so mehr die Lücken unserer Anschauung, aber zugleich die Mittel wahrnehmen, dieselben zu füllen.

Curtins' Aufgaben sind immer größere geworden, aber wenn wir jetzt zurück blicken, müssen wir sagen, schon nach den ersten Jahren der Arbeit stand er leibhaftig da. wie ihn fast schon seine Knabenäuszerungen erkennen lassen. Und es konnte nicht anders sein bei Jemandem, der in Allem, was er that und schrieb und redete, sich immer ganz und mit voller Seele gab. Er konnte wachsen, aber nie ein Anderer werden, ja nicht einmal die verschiedenen Seiten seines Wesens haben eine erhebliche Veränderung in ihrem gegenseitigen Verhältnisse erfahren. Das ist das große und unmittelbar Wirkende bei Ernst Curtius, daß Alles zu einem Innerlichen wird. Man kann bei vielen Andern den Menschen vom Gelehrten trennen; beide existiren oft neben einander, und wie man keine oder nur geringe Berührung der beiden Seilen wahrnimmt, so wird auch nicht das Bedürfniß geweckt, den Einen in oder hinter dem Andern zu suchen. Bei Cnrtius ist es nicht möglich zu trennen, die Harmonie seines Wesens prägt sich jeder Lcbensäußerung auf; auch der Laie kann sich bei ihm des Eindruckes einer vollen und untheilbaren Persönlichkeit nicht entziehen, und nicht selten haben ferner stehende Kreise das so ausgedrückt, es scheine, als ob die hellenischen Götter aus Dankbarkeit ihm auch hellenisches Wesen gegeben. Curtius selber ist dieses Aufgehen so selbstverständlich, daß er ganz allgemein ausgesprochen hat: „Anderer Völker Geschichte, Literatur und Kunst kann man sein Lebenlang studiren und man bleibt innerlich doch, was man gewesen ist; in das hellenische Kunstleben kann sich Niemand mit mahrer Hingebung versenken, ohne eine umbildende Kraft an sich zu erfahren."

Vom Herbst 1844 an hat Ernst Curtius fünfundeinhalbes Jahr hindurch die Stellung beim Kronprinzen inne gehabt, den er dann auch nach auf die Universität Bonn begleitete. Es ist schon rein äußerlich bewunderns-werth, daß während dieser viel beanspruchten Zeit das erste große Werk von Ernst Curtius reifen konnte, das dann im Jahre 1851 und 1852 an's Licht trat. Das ist der Peloponnesos, eine historische geographische Beschreibung der Halbinsel, deren erster Band dem Vater von Ernst Curtius „dem Syndikus der freien Hansestadt Lübeck zur Feier seiner fünfzigjährigen Amtsführung" gewidmet ist, der zweite den „Lehrern und Freunden Carl Ritter und Chr. A. Brandis. „Ich habe versucht." so sprach er selber sich aus, „mit gewissenhafter Benutzung aller erreichbaren Hülfsinittel die Chorvgraphie des Peloponnesos in organischem Zusammenhange darzustellen und das Wissenswürdigste über seine Landschaften, seine Städte und Alterthünn'r möglichst vollständig zusammenzustellen. Noch ist kein klassisches Land in dieser Weife beschrieben worden, und wer selbst erfahren hat, wie schwierig es ist, auch nur ein beschränktes Land anschaulich und genügend darzustellen, der wird die Arbeit zu würdigen wissen, welche es kostete, die Beschreibung

eines so bedeutenden, so vielgestaltigen und an geschichtliche» Erinnerungen reichen Landes in einem Buche zu unifassen." Ter Eindruck dieser Leistung war sehr groß; daß hier etwas ganz Neues geleistet war, diese Empfindung hatten Diejenigen am meisten, welche mit dem Gegenstande am vertrautesten waren. Mit kühnem Entschluß war hier die bisher geübte, bloße Bericht- erstattung des Reisenden verlassen, unter vollkommener Beherrschung und wahrhaft künstlerischer Verarbeitung des so verschieden gearteten Materials wurden möglichst abgerundete Bilder geboten und in einer des Inhaltes Würdigen Form, man durchwandert die Halbinsel wie an der Hand eines verläßlichen alten Periegeten. Tie Betonung des tiefen Zusammenhanges zwischen dem Boden und der Geschichte, die sich auf demselben abspielt, war ganz im Sinne Carl Ritters, als dessen hervorragender Schüler Ernst Curtius auch heute noch den Geographen gilt. In das Extrem dieser An- schauung und damit in öden Materialismus zu verfallen, davor war Curtius geschützt durch die feine Organisation und das Maß seiner Natur. Die alte Geographie und unsere Ansprüche an dieselbe sind durch dies Werk auf eine höhere Stufe gehoben worden, ohne daß ihm leider bisher eine zahl reiche Nachfolge erwachsen wäre. Die besten Kenner drangen am eifrigsten in Ernst Curtius, nun doch auch Nordgriechenland in gleicher Tarstellung folgen zu lassen; es ist nicht geschehen, aber einer Stadt wenigstens und deren Landeslheile ist es doch später noch zu Gute gekommen, daß Ernst Curtius sich ihr mit voller Begeisterung hingab, das ist Athen und Attila-, schon seine Dissertation bezog sih auf die athenischen Häfen. Ernst Curtius hat den großen Bortheil gehabt, wenn wir es nicht vielmehr umgekehrt für ein Verdienst feiner Beständigkeit halten wollen — daß die Hauptpunkte, auf welche seine Lebensarbeit sich erstrecken sollte, sich ihm gleich von vorn« herein wie ein paar höhere Gipfel klar aus feinem gesammten Jnteressenkreise heraushoben. Wie Athen, so bildet Olympia einen Gegenstand seiner frühesten Betrachtung. Im Anfang des Jahres 1852 hielt er, wiederum in der Singakademie, einen Vortrag über Olympia, welcher als der eigentliche Ausgang des großen deutschen Unternehmens angesehen werden kann. Eine begeisterte Tarstellung des Platzes, der Kämpfe und der Bedeutung des olympischen Festes schloß Curtius mit den Worten: ‚Bon Neuem wälzt der Alpheivs seinen Schlamm über den heiligen Boden, und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schoß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an's Licht des Tages zu fördern?

Was dort in dunkler Tiefe liegt, ist Leben von unserem Leben. Wenn andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt Olympia doch auch für uns ein heiliger Boden und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt hinübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude."

Tie Bewegung war allgemein, und der Kronprinz gab damals das
Versprechen, für das Unternehmen mit voller Kraft einzutreten, wenn es
an der Zeit fei. —
Es ist hier nicht der'Ort. die vielseitige Thätigkeit von Curtius in Berlin
vom Jahre 1851 —1856 darzustellen. Seine Beherrschung des Wortes, die
Wärme seiner Empfindung machten ihn zu einem stets willkommenen Redner,
öffentlich wie besonders im Schöße der Archäologischen Gesellschaft, welche
damals unter Eduard Gerhards Vorsitz allmonatlich zusammenkam. Ich
erinnere mich der halb scherzhaften Schilderung eines Teilnehmers aus
jener Zeit, wie einmal die ganze Gesellschaft frierend sich um den Ofen des
Saales gruppirte; da begann Ernst Curtius zu sprechen und allmalig löste
sich Einer nach dem Anderen vom Ofen und kehrte zum Sitze zurück, „so
erwärmend wirkten seine Worte!"
Nach dem Abschluß des Peloponnesos war Curtius in voller Vorbereitung
aus ein neues Werk- er sollte die Geschichte der Griechen den Gebildeten
seines Volkes erzählen. Das war eine Aufgabe nach seinem Herzen: hat er
doch als „die schönste Aufgabe der klassischen Philologie" bezeichnet, „das
Unvergängliche von dem, was im Alterthume gedacht und geschehen ist,
lebendig zu erhalten und für die Mitwelt fruchtbar zu machen". Da er nun
das munderbare Gefüge der hellenischen Geschichte wieder vor sich aufzu-
bauen suchte, richtete er seinen Blick zuerst auf den Schauplatz derselben;
„Land und Volk" lautet bei ihm das erste Capitel, welches zumal den
Geographen als eine Musterleistung im Ritter'schen Sinne mit vollem Rechte
zu gelten pflegt. Dabei erschien es nun Ernst Curtius unglaublich, daß die
zwei Seiten des Aegäischen Meeres, die östliche kleinafiatische und die
westliche griechische, welche in ihrer Bildung so gleichartig und von der Natur
selber durch mehrere kaum unterbrochene Jnsclbrücken in Verbindung gesetzt
sind, jemals sollten getrennt gewesen sein, so lange Griechen hier hausten.
Ihm war es ausgemacht, daß die Jonier von Alters her an der Küste
Kleinasiens gesessen hätten, und daß sie von hier in Griechenland cingedrurgcn,
nicht umgekehrt. Das war ihm ein so wichtiger Ausgangspunkt, daß er
denselben wissenschaftlich zu sichern suchte, noch ehe seine griechische Geschichte
angefangen hatte zu erscheinen. Erst nachdem Ernst Curtius Berlin mit
Gottingen vertauscht hatte, wohin er im Frühjahr 1856 als ordentlicher
Professor der Philologie berufen war, ist — im Jahre 1857 — der erste
Band der griechischen Geschichte an's Licht getreten, dem 186^1 drr zweite,
1667 der dritte Bnnd gefolgt ist, welcher bis zur Schlacht von Chaerouea
reicht. Die Geschichte ist dem hohen Schüler gewidmet, welchem sie der
Verfasser zuerst einmal im Zusammenhange mündlich erzählt haben mag,
dem Kronprinzen von Preußen,
Der Beifall, den ein neu hervortretendes Geschichtswerk erhalt, wird,
auch wenn es entlegene und abgeschlossene Perioden angeht, selten ein ganz
allgemeiner sein: das liegt ebenso in der Natur des Gegenstandes wie in

den verschiedencn Grundanschauungen der Mensche». Darin waren allerdings wohl die Meisten einig, daß eine so eindringende, wahre und anschauliche Schilderung des Landes, ein so schönes und lebensvolles Bild der Blüthe Athens wie in der Geschichte von Ernst Curtius niemals vorher gegeben worden sei, nnd auf den letzteren Abschnitt hat noch neuerdings Leopold von Ranke ausdrücklich hingewiesen. Aber neu und daher Vielen bedenklich erschien die Betonung eines griechischen Stammes als Trägers der Cultur. Dieser Stamm sind eben die Jonier, während Otfried Müller die Dorier in den Vordergrund gerückt hatte; aber die früher in Kleinasien ansässigen Jonier sind für Ernst Curtius nur die Vermittler einer Cultur, die vom ferneren Osten kam und dann durch ihre Hand frei und selbstthätig umgebildet wurde. Auch daran nahmen nicht Wenige Anstoß, welche einen Vorzug der Cultur der Griechen da suchten, wo diese selber ihn nicht gesucht haben, in der Unabhängigkeit, als ob der Autodidact an sich schon ein Ideal wäre. Besonders aber warf man vielfach ein. es feien zumal in der mythischen Zeit zu viele Lücken ausgefüllt, zu viele Hypothesen als Thatfachen hingestellt worden, ohne daß eine Begründung auch nur versucht sei. Ter damit gestellten Forderung kam Ernst Curtius in einer neuen Auflage durch zahlreiche Anmerkungen entgegen. Ueber die Jonier ist auch meiner Ansicht nach das letzte Wort noch nicht gesprochen; was ich vermisse, ist der Nachweis binnenländischer Niederlassungen derselben im westlichen Kleinasien, der Nachweis jenes ältesten meeresfremden Städtetypus der Hellenen, dessen wesentliche Tendenz diejenige der Festigkeit ist. Auch gebe ich zu, daß so manche für die ältere Zeit ausgesprochene Vermuthung nicht hinlänglich begründet werden kann; für eine authentische Darstellung derselben mag die Zeit überhaupt noch nicht gekommen sein. Indessen scheint mir Alles das den inneren Werth des Werkes nicht zu berühren. Es sei ferne von mir. mich auf den Standpunkt des Erfolges zu stellen und in der notorischen Verbreitung der griechischen Geschichte in fünf, bald sechs Auflagen, in den mehrfachen Uebersetzungen schon ein vollgültigesZeugniß für den Werth derselben zu sehen. Aber unter den Mitlebenden hätte Niemand eine griechische Geschichte so schreiben können und daher so schreiben dürfen, — außer Ernst Curtius: dies aber führt auf den Weg zu richtiger Schätzung. Auch die nach langer Herrschaft der Detailarbeit eben jetzt neu erscheinenden Gesammtwerke über griechische Geschichte zeigen uns nur deutlicher, was wir an Curtius' Geschichte besitzen. Sie werden dieselbe auch für die Nachwelt in das rechte Licht rücken. '

„Es ist", so bemerkt Curtius einmal nach Wilhelm von Humboldt, »ohne poetischen und philosophischen Sinn um einen Geschichtsschreiber schlecht bestellt." Gewiß, ein Anderes ist der Chronist, ein Anderes der Historiker; dieser wird, je glücklicher er auf seiner Bahn fortschreitet, einem schaffenden Künstler immer ähnlicher. Ernst Curtius ist als ein Künstler zu beurtheilen, dem es Bedürfniß ist, ein Ganzes zu geben, weil er es schaut, und der

deshalb dies oft intuitiv erfaßt, ohne schon alle Theile in seiner Hand
zu halten. So gleicht das von ihm geschaffene Gemälde einem in sich ge-
schlossenen Kunstwerk; es gleicht demselben auch in seiner dauernden Wir-
kung, darin, dafz es Andern die Begeisterung mitzutheilen vermag, von der
es selber eingegeben und getragen ist. Unser Vertrauen zur divinatorischen
Begabung eines Historikers beruht, abgesehen von den wissenschaftlichen Vor-
aussetzungen zunächst auf der Wahrnehmung, daß er in seinem Gefühl,
ja in seinen Jnstincten eins geworden mit dem Volke seiner Wahl; unser
Vertrauen wird aber noch gefestigt, wenn wir bemerken, daß spätere Er-
fahrungen ihm Recht geben. Dies trifft auf Ernst Curtius zu. Ich halte
es zunächst für einen wahrhaft ethischen Gewinn mehrerer Schliemann'scher
Ausgrabungen, daß ihre Resultate die Zweifelsucht eingeschränkt haben, welche
alle älteste Geschichte und Neberlieferung auf dem Boden Griechenlands
in Frage stellte. Die Funde von Mykenai und die wissenschaftlich
gleich werthvollen Entdeckungen zu TirynS, die wir eben kennen lernen,
zeigen uns, daß da, wo wir einen festen Hintergrund in der griechischen
Entwickelung zu erblicken glaubten, nur ein Vorhang war: aufgerollt läßt er
uns in Zeiten hinausblicken, deren Fernen wir noch nicht absehen; unscheinbar
sind bis jetzt noch die Fäden, welche gleichsam, unter dem ehemaligen Vorhang
hinweg, vom Altbekannten zum Neuen rückwärtslaufen, von welchem jedes Stück
nicht Anfänge einer neuen, sondern den Verlauf und das Ende einer langen
bejahrten Cultur bezeugt, einer Cultur, die zum Theil sicher nach dem fernen
Osten hinweist. „Wo ist," so fragte Ernst Curtius vor fast drei Jahrzehnten
angesichts derBautrümmer Mykenais, „wo ist da von Anfängen die Rede! Wer
kann solchen Denkmälern des Burg- und Grabbaus gegenüber in Abrede stellen,
daß das, was uns, was ebenso den alten Forschern wie Thukydides als ältester
Anknüpfungspunkt griechische Ueberlieferung, als erster Anfang einer urkund-
lichen Geschichte dient, in Wahrheit Bollendung und Abschluß einer Cultur
sei. welche außerhalb des engen Bodens von Hellas entstanden und gereift
sein muß!" Nach Phrygien, sv meinte Curtius, weise das Löwenthor von
Mykenai, die Phryger bezeichnet er „gewissermaßen als das Gelenke, durch
welches die occidentalischen Arier mit den eigentlichen Asiaten zusammen-
hängen'. Wie zutreffend hat sich das erwiesen, seit wir Phrygien durch
den englischen Reisenden W. M. Ramsay immer näher kennen lernen! Wer
sich bei wichtigen Anlässen so bewährt hat. der darf beanspruchen, daß man
ihm bei Grundfragen wenn nicht Glauben, so doch Gehör auch da schenke,
wo der Boden noch keine Beweise gespendet hat oder wo solche überhaupt
nicht erwartet werden können.

Was ich oben sagte, daß nämlich bei Ernst Curtius Alles innerlich
sei. erklärt auch das Festhalten an seinen einmal gewonnenen Anschauungen;
nicht aus Eigensinn, sondern weil jede wie ein Stück seiner selbst geworden
ist, dessen Entäußerung schwer, ja unmöglich ist. Aber er neigt deswegen
keineswegs zur Polemik, vollends nicht zu der vielfach üblichen, gereizten

und heftigen, die wie jede Übertreibung, jedes Übermaß seinem innersten
Wesen widerstrebt. Solche actio und passiv zartfühlende Naturen wie die
seinige haben es nicht immer leicht in der Welt, in der gemeinhin Dem-
jenigen Recht gegeben wird, der das letzte Wort hat. und in welcher man
schon für einen Treffer gilt, weil man zuschlägt.
Dem harmonischen Wesen von Ernst Curtius liegt die Kleinlichkeit und
die Hast, welche uns Modernen sonst anhaften, gleich fern. Keinen, der da
weiß, daß trotz allen Meinungskampfes das Wahre bestehen bleibt wie der
Fels im Meere, den die Wogen nur für eine Zeit bedecken können, reizt
Widerspruch zu augenblicklicher oder heftiger Gegenrede. Bei Ernst Curtius
wird er zum fruchtbaren Keim neuer Schöpfung. So ist ein Thcil der
Festreden zu beurtheilen, welche er als Professor der Beredtsamkeit gehalten
hat, und die in zwei Sammlungen vorliegen. Wer dieselben aufmerksam
durchliest, wird unschwer bemerken, daß sie eine wesentliche Ergänzung zu
seiner wissenschaftlichen Forschung bilden, in nicht wenigen derselben ist es
ihm darauf angekommen, gerade seine Auffassung der alten Geschichte und
Geschichtsschreibung gemeinverständlich zu begründen. Er verkennt gar nicht den
problematischen Charakter der Überlieferung, Wahrheit und Dichtung liegen nahe
bei einander. Die innere Wahrheit fesselte die Hellenen; statt der nüchternen
Realität eines langsamen Werdevrocesses häuften sie lieber alles Verdienst
auf eine bestimmte Persönlichkeit. Darum, sagte er. war die Geschichte der
Hellenen poetischer als bei anderen Völkern, aber die Poesie geschichtlicher.
Die Schwächen der Hellenen kennt er wohl, aber er hält es für Unrecht
sie zu betonen, wie wir auch dann, wenn ein Einzelner mit herrlichen
Gaben geschmückt segensreich in unserer Mitte gewirkt hat, nicht bei seinen
Mängeln und Schwächen verweilen, sondern bei seinem Großen und Aus-
gezeichneten. „Denn was ein Einzelner, was ein Bolksstamm in der Blüihe
seiner Kraft, im höchsten Aufschwünge seiner Natur, in seinen besten Tagen
und Stunden ist, das ist er wirklich und ganz und das sollen wir zur Er-
innerung unserem Gemüthe einprägen." „Aiterthum und Gegenwart" hat
Curtius die Sammlungen seiner Reden genannt, in mehr als einem Sinne
zutreffend. „Es ist dem geschichtlichen Sinne ein Bedürfnis;," so spricht er
sich gelegentlich aus, „heutige Gewohnheiten in die Vergangenheit hinauf zu
verfolgen und mit alten Überlieferungen zu verknüpfen." In diesem Sinne
geht er von scheinbar Kleinem, von Alltäglichem aus;*) immer auf's Neue
überrascht er da durch die unerwarteten und packenden Schlüsse aus längst
bekannten Stellen und Beobachtungen, durch das helle Licht, das aus der
Zusammenstellung wenig beachteter Tradition plötzlich hervorbricht, durch
den glücklichen, zugleich tiefen und klaren Ausdruck. Noch ein Anderes-
vergleichen wir die Jahre, in welchen die Reden gehalten worden sind

-) Es sei mir gestattet, einige Titel abzuführen: Arbeit und Muße, Die Gast-
freundschaft, Der Grufz, Wort und Schrift, Der Wcitkampf.

mit dem Inhalt derselben, so liegt der Bezug zum Tage auf der Hand.
Auch unausgesprochen ergeben sich zahlreiche Analogien und ohne Weiteres
ist daraus zn erkennen, wie Ernst Curtius Theil nimmt an dem
Leben seiner Zeit. Er will auch gar nicht vornehm und kühl bei
Seite stehn; sein Herz schlägt warm für sein Vaterland, er will wirken
an seinem Theile; Lernen und Lehren sind ihm zwei gleichberechtigte
Seiten des Universitätsberufes. Freilich spricht Ernst Curtius seine eigene
Sprache, eine Sprache, für welche die Welt auf eine Weile zu klug ge-
worden zu sein scheint: sein sittliches Pathos und der hohe Maßstab,
welchen er an die Dinge legt, sind nicht modern. Aber darum und trotz
aller hellenischen Durchbildung "ist Ernst Curtius auch kein antiker Mensch,
denn mit der Begeisterung für das griechische Alterthum paart sich bei ihm
eine tiefe Religiosität, die Mitgift eines Vaterhauses, welchem sein Leben
so reichen Segen verdankt. Während er auf dem Boden der Offenbarung
steht, will er zugleich eine »entschlossene Aneignung alles Dessen, was. im
Hellenischen das echt Menschliche, das Gute und deshalb ewig Gültige ist".
Wie er selbst eine merkwürdige und vorbildliche Vereinigung zweier Welt-
anschauungen darstellt, so will er, daß auch Andere die Versöhnung der
alten und neuen Welt im Leben vollziehen. Dem Schüler der Hellenen
kann eine verketzernde Intoleranz nicht in den Sinn kommen. „Gott segnet
jedes aufrichtige Suchen nach ihm; er hat auch die Weisen des Morgen-
landes, die nach dem Sterne des Heils ausschauenden, in ihrer Weise an
die Stätte geführt, wo mit der vollen Offenbarung des göttlichen Wesens
auch die volle Lösung der menschlichen Aufgabe gegeben ist." —
Wer einmal den süßen Reiz des Weltwanderns gekostet, den zieht es
immer wieder hinaus ; ohnehin erfordern die Studien des Alterthumsforschers
eine reiche und wiederholte Anschauung, und die weltverengenden modernen
Verbindungsmittel erleichtern dieselbe. Wir finden Curtius in Rom. Paris,
London; nach mehr als zwei Jahrzehnten ist er im Jahre 1862 wieder in
Athen mit den Freunden Strack, Karl Boctticher und dem Major von Strantz,
Damals ward das Dionysostheater an der Akropolis mit seinen Marmor-
sitzen und seiner Orchestra wieder aufgedeckt und für die Topographie der
alten Stadt Resultate gewonnen, die ich unten noch kurz im Zusammen-
hange mit späteren zu berühren gedenke.
Zwölf und ein halbes Jahr hindurch hat Curtius in Göttingen gewirkt ;
es war eine glückliche Zeit, Auf dem gegenseitigen Glauben an die Lauter-
keit des Strebens beruhte die Eintracht, auf welche er mehr als einmal in
seinen Reden hindeutet, und welche die Thätigkeit auch des Einzelnen erst
zu einer recht fruchtbaren macht. In einem Berufe, in dem Curtius sich so
recht an seiner Stelle fühlt und als dessen Kennzeichen er das selbstverleugnende
Streben nach den höchsten Zielen hinstellt, hat er gewirkt, von vertrauenden
und verehrenden Schülern umgeben, die er an sich zu ziehen liebte, und die in seinem
Hause eine edle Geselligkeit fanden nach Art jener jugendlichen Athenischen. Auch

die dichterische Begabung von Ernst Curtius hat nicht selten in diesem
Kreise sich bethätigt.
Im Herbste 1868 folgte Curtius einem Rufe, der ihn nach Berlin
zurückführte, um die Stellung Ed. Gerhards einzunehmen, der an der Uni-
versität wie am Museum als Archäolog gewirkt hatte. Ernst Curtius'
Leistungen ließen ihn auch dafür geeignet erscheinen. Ich erinnere mich
wohl an seine erste Vorlesung: es war in einem großen Auditorium, ich
sasz auf der letzten Bank, vor mir saßen mehrere Studenten, die ihm von
Gottingen gefolgt waren, gespannt auf die Wirkung, welche er hier ausüben
würde. Es war eine ungewöhnliche Bewegung; mit dem Namen von Ernst
Curtius waren wir bereits in der Schule aufgewachsen, schon ihn zu sehen
war Vielen von lebhaftem Interesse, Endlich wurde die Thüre fast heftig
geöffnet und ein mittelgroßer Mann, den Kopf leicht erhoben, eilte elastischen
Schrittes auf den Katheder zu. Es war ganz still geworden; dann begann
er zu sprechen, mit Heller klarer Stimme, eindringlich und doch selbstvergessen,
es war, als wenn ihm die Gedanken von außen, von oben her zuströmten,
und, wie wenn ein elektrischer Funke auf uns überspränge, so standen wir
unter dem Zauber, den seine ersten jugendlichen Reden hier in Berlin ausgeübt
hatten. Den Eindruck des Ungewöhnlichen empfanden wir mit voller Kraft.
Wenn ich mir im Gegensatz zum Alltäglichen diesen Ausdruck gestatte»
darf, er kam uns vor wie ein sesttäglicher Mensch. Andere mochte»
systematischer vorgehen, die Fülle des Stoffes mochte reicher sein, rein
materiell mochte man selbst mehr lernen. Aber es wollte uns scheinen, als
ob kein Anderer sich so völlig gab wie er. er schien uns sein Inneres zu
erschließen und Theil nehmen zu lassen an dem, was er geschaut. Hinter
ihm tauchte nns Griechenland empor, das alte wie das neue, und lockte uns
unwiderstehlich zu sich.
Der Gegensatz seiner Art zu anderen Richtungen, deren hohen Werth
er seinerseits nie verkannt hat. hat dann freilich auch gerade in Berlin schärfer
zum Ausdruck kommen können, um so mehr, eine je umfassendere
Thätigkeit Ernst Curtius auch außerhalb der Universität entwickelte, ini
Museum, in der Akademie, deren ständiger Secretär er im Laufe der Zeit
wurde, in der Archäologischen Gesellschaft und bei der Archäologischen Zeitung.
Neben archäologischen und topographische» Arbeiten trat auch die Numis-
matik in den Vordergrund, die schon in seinen Hauptwerken eine bedeut-
same Rolle gespielt hatte.
Als Professor der Beredsamkeit hat Ernst Curtius auch in Berlin
die Festreden in der Universität zu halten, vor Allem am Geburtstage des
Herrschers. Bei Andern ist das Thema mit der Bedeutung des Tages
meist nur lose verbunden, es wird gleichsam eine Nothbrücke geschlagen.
Bei Ernst CuUius erscheint der Anlaß des Festes nicht blos als der Ausgang,
sondern zugleich als der nothwcndigc Schlußaccord des Ganze»; hat er
doch auch den Vorzug, der tiefen und herzlichen Verehrung, die wir

Alle dem greisen Monarchen entgegenbringen, noch etwas Persönliches und darum inniger Klingendes hinzusetzen zu dürfen. Es kann als Fügung erscheinen, daß Ernst Curtius gerade noch zu den großen Ereignissen unseres Vaterlandes nach Berlin zurückkam; denn nun war die Zeit gekommen, da seine Beziehungen zum Herrscherhaus? praktische Folgen haben konnten, um so weiterreichende, als Ernst Curtius bei Allem, was er erstrebte, immer nur das Interesse seiner Wissenschaft im Auge hatte.

Schon im Herbst des Jahres 187 l ward ein trefflicher Generalstabs-Offizier Ernst Curtius beigegeben, als er sich zu einer Recognoscirungstour nach Kleinasien begab, das er bis dahin noch nicht betreten hatte. Seinen Geburtstag, zugleich den Jahrestag von Sedan, begingen wir damals gemeinsam auf der troischen Ebene. Als die Sonne hinter dem hohen dunkeln Kegel des Athos hinabstieg und mit ihren letzten Strahlen das vor uns ziehende Meer beglänzte, jubelte er laut auf, daß er den „Festsaal der Menschheit" wiedersähe, und eine förmliche Sehnsucht nach dem Alterthnm erfaßte ihn. Die Nacht verbrachten wir weniger festlich, auf dem Fußboden cines elenden griechischen Chans: Curtius wurde es nie zu viel der Mühe und Unbequemlichkeit. Was er einst an Otfried Müller staunend hervorgehoben, die Frische und Unermüdlichkcit. bewunderten wir nun an ihm, der — auch darin ein echter Schüler der Hellenen —von Jugend an seinen Körper durch Hebungen gestählt hatte und geschmeidig erhält. Er. der Aelteste von uns, that es doch Allen zuvor an Ausdauer und mich an geduldigem Gleichmuth. Mit inniger Freude denke ich an jenes erste Zusammenleben mit Curtius; sein hoher Idealismus erwies sich schon durch sein bloßes Dasein als eine Macht, der Keiner sich entziehen konnte; seine allem Persönlichen abholde Richtung, die auch bei Andern immer nur reine sachliche Motive voraussetzt, trat mir hier zuerst, aber sogleich als etwas Wesentliches entgegen, und unter allen Umstünden als etwas Vorbildliches, trotz der Jrrthümer oder Enttäuschungen, zu welchen sie in Beziehung auf Well und Menschen führen kann.

Mit unserm neu gewonnenen Freunde Karl Humann ritt Curtius damals nach Pergamon. um die zwei offen eingemauerten Reliefs auf der Burg zu sehen, die sich später als Theile des großen Altares erwiesen, und die schon vorher durch Humann in's Berliner Museum kamen. Pläne von Sarves, Alt-Smyrna und Ephesos mit dem eben gefundenen Artemistempel wurden aufgenommen; an der Verarbeitung gewährte Ernst Curtius Jedem der Mitreisenden einen Antheil.

Größeres sollte komme», die Zeit war reif; ich kann mich nun kürzer fasten: denn die Säezeit des Menschen ist für ihn und solche, die ihn kennen lernen wollen, wichtiger als die Zeit der Ernte. Daß ein wissenschaftlicher Ausdruck gefunden werde für das nähere Verhältniß. in welches wir zu Griechenland gekommen find, daß die deutsche Arbeit auf griechischem Boden

einen festen Mittelpunkt, eine Tradition erhalte, wie seit lange in Rom,
war ein Lieblingsgedanke von Curtius, der selber so viel gethan hatte, uns
Griechenland näher zu bringen. So wurde auf Curtius' Anregung hin
zugleich mit der Umwandlung des preußischen archälogischen Instituts zu Rom
in eine Reichsanstalt im Herbst 1874 eine Zweiganstalt dieses Instituts in
Athen gegründet, welche ein Jahr später ihre erfolgreiche Thiitigkeit begann.
In Aller Erinnerung ist das Zweite, die Ausgrabung von Olympia:
Was seit anderthalb Jahrhunderten sich als Wunsch geregt, was Niemand
begeisterter, ja rührender ausgesprochen als Ernst Curtius, das sollte, so
war es der Wille unseres erhabenen Herrschers und seines Sohnes, der des
alten Versprechens wohl eingedenk war, die erste große Friedensunternehmung
des geeinten Deutschen Reiches werden. Am 25. April des Jahres 1874
durfte Ernst Curtius selber als Specialbevollmächtigter in Athen den darauf
bezüglichen Vertrag unterzeichnen. Der Schreiber dieser Zeilen war dazu
ausersehen, mit Ad. Boetticher als Architekten das Unternehmen an Ort
und Stelle einzurichten und zu leiten und hat am 4. October Morgens den
ersten Spatenstich unter frommen Wünschen und mit bewegtem Herzen
gethan. Was dann zu Olympia folgte, ist bekannt genug. Es war im schönsten
Sinne für Kaiser und Reich symbolisch, daß der erste bedeutendere Fund auf
jenem Boden eine Siegesgöttin war, die aus der Höhe zur Erde herabschwebte.
Aber auch für Ernst Curtius war es ein Sieg, ein Sieg des Gedankens, den er
zuerst Anderen eingepflanzt und trotz aller Hemmnisse fest im Auge behalten
hatte. Zwei Mal, im Jahre 187ö und 1880. hat er auf der Ebene von
Olympin geweilt und den alten Festplatz in zusammenhängenden Grundzügen
wieder emporsteigen sehen.
Darin unterscheidet sich aber das echte Streben vom falschen, daß es
ruhelos bleibt, auch wenn es ein Ziel erreicht hat; auch einen andern
Jugendtraum wollte und konnte Ernst Curtius jetzt verwirklichen. In allen
feinen Reden, in seiner ganzen Geschichtsdarstellung erscheint als die Höhe
griechischer Entwickeln»«, immer Athen und Attila. Von Griechenland
existirt innerhalb der alten Landesgrcnzen eine Karte in sechszehn Blättern
im Maßstäbe 1 : 200 000, ein außerordentlich dankenswerthes Resultat der
französischen Occupatio« vom Jahre 1829. Von Athen waren allerlei kleine
Pläne im Umlauf, welche die Lage im Allgemeinen richtig gaben. Curtius
verlangte mehr: das für die Menschheit beinahe denkwürdigste Local ver-
diente um seiner selbst willen, bis in seine Einzelheiten genau bekannt zu
werden; auch konnten dann erst weitere Kreise mit Erfolg an den Ernst
Curtius besonders theurcn Studien Theil nehmen. Jeder Aufenthalt von
Curtius in Athen bedeutete einen Fortschritt auf diesem Gebiete, aber jeder
derselben schien auch seine Ansprüche zu steigern. Eine Folge der griechischen
Reise vom Jahre 1862 waren die auf athenische Topographie bezüglichen
attischen Studien und etwas später die sieben Karten von Athen, welche er
zum Theil seinem Begleiter, dem damaligen Major von Strantz verdankt.

die von der Stadt selber ein besseres Bild gaben und schon mehrfach über
das Gebiet derselben hinausgriffen. In seinen topographischen Texten hat
Ernst Curtius von jeher, bereits im Peloponnesos. eine historische Richtung
verfolgt; so ist ihm auch das alte Athen nicht eine Plötzlich fertige Stadt,
sondern eine allmählich gewordene; und erst wenn dieser Werdeproceß auf-
gehellt, begreifen wir ihre Gestaltung im Einzelnen wie im Ganzen, wie
diese selber den Stempel jenes Processes an sich trägt. Neber Einzelnes
läßt sich dabei streiten, aber über die Methode gewiß nicht.
Ernst Cunius hat schließlich seinen ganzen Einfluß zu Gunsten Athens
und Attilas aufgeboten; so gewann er vom Jahre 1874 an Herrn Kanpert,
Bermefsungsrath im Großen Generalstabe, einen unvergleichlichen Mitarbeiter,
mit dem vereint er 1878 den „Atlas von Athen" herausgab. Der schöne
Plan der Stadt ist in einem Maßstabe (1:12 500), der es möglich macht,
„alle wichtigen Lokalitäten in charakteristischer Weise darzustellen und jeden
Fundort von Alterthümern sicher zu bestimmen". Aber schon in den
Jahren 1875—77 hatte Kaupert in Attila selber die Einleitung zu noch
größeren Arbeiten getroffen, die Ernst Curtius angeregt hatte; ganz Attila,
in 27 Sektionen zerlegt, sollte von Offizieren des Großen Generalstabes
aufgenommen werden. Eine derartige Arbeit in lediglich wissenschaftlichem
Interesse und mit solchen Kräften hat noch leine andere Nation unternommen.
Schon liegen dreizehn wichtige Blätter vor, die Pläne im Maßstabe 1:12 500.
die Karten 1: 25 000.
Wenn wir nun aller Orten uns heimisch machen können in Attila*),
wenn wir auf dem berühmtesten antiken Festplatte, demjenigen Olympias,
umherwandeln können in den Spuren des Alterthums, wenn durch die
Betheiligung Teutschlands an der localen Durchforschung der alten griechischen
Welt bei uns in Vielen die schlummernde Begeisterung für Kunst und Alter-
thum und damit für klastische Bildung neu geweckt worden ist, so hat an
allem Diesen Ernst Curtius unmittelbar und mittelbar den größten Anthcil.
Es ist wahr, ein günstiges Geschick hat über ihm von Anfang an

') Man gestatte mir, hier die Aeußcrung eines bekannten Geographen
etwas tiefer zu hängen, der neulich ein auf das Togoland bezügliches Buch den
Lehrern der Geographie zum Studium empfahl mit folgender Schlußbemcrkung:
,Und löge uns etwa jetzt wie in ferner Zeit nicht Togo, Kamerun, Kaiscr-Wilhelms-
Land, der Bismarck-Archipel national näher als Ninive und Babylon, ja Hellas
und Rom?" Wenn dieser pathetische Satz besagen soll, daß diese vier letzteren nicht
Colonien deS Deutschen Reiches waren oder sind, so ist das ja eine unbestreitbare
Wahrheit: wenn er nur besagen soll, daß es schicklich sei, die Geographie unserer Colonial-
lSnder zu lernen und zu kennen, so läßt sich auch dagegen gewiß nichts einwenden.
Aber der Gegensatz zum Alterthum, der außerdem durch nichts gefordert ist, klingt
dann wie ein Scherz, den freilich gerade ein deutscher Universitätslehrer sich nicht hätte
erlauben dürfen. Man kann ein warmer, ja begeisterter Freund unserer Colomal-
bcstrebungen sein, wie der Schreiber dieser Zeilen es ist, und dennoch die Beschäftigung
mit Hellas und Rom, „ja" mit Babylon und Ninive einstweilen doch noch als wichtiger
für die Bildung unserer Jugend ansehen, als diejenige mit unfern Colonialländern.

schützend gestanden, ihm erwünschte Bahnen eröffnet, ihn hingestellt, wo er am meisten wirken und leisten konnte; aber dieses Geschickes hat er sich würdig erwiesen; wie er auch jetzt, nachdem er so Vieles erreicht, unermüdlich weiter strebt und arbeitet, so hat er seinem Geschick die Hand gereicht und es von Anfang an ebenso thcitig geführt, wie es ihn leitete.

Er hat die fünfzig Jahre der Entwickelung, in welcher Hellas und der ganze klassische Orient aus weiter Ferne uns Deutschen allmählich nah und immer naher gerückt sind, nicht nur erlebt, er selber stellt ein gutes Stück dieser EntWickelung dar. Als daher Emst Curtius am 2. September 1884 seinen fiebenzigsten Geburtstag feiern sollte, da erschien es wie von selber geboten, diesem Tage eine besondere Bedeutung zu geben. Ehemalige Hörer widmeten ihm eine Reihe wissenschaftlicher Aufsätze; die große Zahl seiner Freunde und Verehrer überreichte ihm seine Marmorbüste von Schauer. Damit hatte dieser Kopf den ihm zukommenden künstlerischen Ausdruck gefunden.

Ich glaube nicht passender schließen zu können, als mit einigen der Worte, niit welchen Ernst Curtius die Büste übergeben wurde; denn kurz und treffend fassen diese seine ganze Bedeutung für weite Kreise zusammen. Unsere Anrede lautete so:

„Der Tag. an welchem Sie Ihr siebzigstes Lebensjahr vollendeten, gab Ihren Freunden und Schülern Veranlassung, Ihnen ein Zeichen der Anhänglichkeit, der Verehrung und des Dankes für all das entgegenzubringen, was Sie geleistet haben und was Sie uns gewesen sind.

Daß Ihre Büste, von Meisterhand gestaltet. Ihnen geschenkt werden müßte, ergab sich als ein Gedanke, für dessen Wahl es kanm einer Besprechung bedurfte und der allgemeinen Widerhall fand. Es zeigte sich, wie weithin Ihr Wort erklungen war. das zunächst nur für die Anschauung des griechischen Lebens erwärmen wollte und für das Leben unserer eigenen Tage begeisternde Wirkung gehabt hat. Von allen, an die wir uns wandten, wurde als ein Vorzug empfunden, der Reihe der Hinzutretenden sich anschließen zu dürfen; unser erhabenes Herrscherhaus an der Spitze haben Männer aller Berufsklassen uns unterstützt, von Nah und Fern liefen die zustimmenden Erklärungen ein, über Deutschlands Grenzen hinaus, zumal aus England und Amerika, wo die auf thütlichc Erforschung der klassischen Stätten gerichtete Arbeit, welche die Signatur unseres Zeitalters bildet, mit Ihrem Namen bezeichnet wird." —

Wir haben die Gewohnheit, unfern Mitmenschen nur an ihren Ehren- und Festtagen in Worten auszudrücken, was wir über sie denken und empfinden, und das ist durchaus in Ordnung, Darum mag denn auch die vorstehende Schilderung noch als ein später Festgruß an Ernst Curtius betrachtet werden.

Der Posten vor dem Commandeur.

Skizze

A. von Winterfell,.

— Berlin, —

i steht ein Mann auf Posten in der Winternacht, den Mantel-
kragen frostig hochgeschlagen und das Gewehr bei Fuß. Der
Schnee treibt durch die Straßen; aber es wird nicht recht weiß,
weil der Wind hinter ihm her ist und ihn überall wieder aufjagt, wo er
gern liegenbleiben möchte. Nur in den Thorwegen und an dm Häusern
sammelt er sich und macht einen Versuch, nn den Mauern emporzuklimmen;
doch er kommt nicht weit und läßt's bald wieder sein. DaS sieht aus, als
wenn die Welle am Felsen emporschlägt und dann plötzlich stehenbleibt und
gefriert. Die Luft ist scharf, und die Leute gehen schnell vorüber. Hat
Jeder wohl feinen Zweck und sein Ziel, denn sonst lockte ihn wohl nichts
hinaus in die frostige Nacht.

Den Posten schüttelt's; er tritt sich die Füße warm, dann nimmt er
das Gewehr wieder auf die Schulter und geht hin und her. — Da kommen
ihm die Gedanken, und er wehrt ihnen nicht: Weshalb er hier wohl stehen
und frieren muß bei der schleichenden Zeit? — Die Ablösung ist noch nicht
lange fort, und in zwei Stunden kommt sie erst wieder . . . man hört
jede Viertelstunde schlagen und jede Viertelstunde dehnt sich zur Ewigkeit.
Ja, wenn es einen Zweck hätte, daß man ihn hier aufgestellt. — Bei Tage
läßt man sich das schon eher gefallen, da kann man ihm doch die Honneurs
machen, wenn er ausgeht, oder wieder nach Hause kommt , . , und wenn
andere Offiziere vorübergehen, zieht man ebenfalls das Gewehr an und
präsentirt auch 'mal . . . aber des Nachts, wo Alles in den Posen liegt! —
Vor dem Pulver-Magazin; darüber würde er sich ja auch nicht beklagen , ..

oder Vor der Montirungskammer. Da muß aufgepaßt werden, daß nicht
üble Hand angelegt oder gestohlen wird . . . aber hier! ... den dicken
Commandeur stiehlt Niemand weg . . . würde auch d'ran zu tragen haben:
ein Mann allein bekttm's nicht fertig . . . oder sollte er Angst der Töchter
wegen haben? . . . ebenfalls nicht gut denkbar! . . . Wenn sie Jemand
haben wollte, könnte er osfrn bei Hellem, lichten Tage kommen . . . brauchte
sich gar nicht solche Umstände zu machen bei nächtlicher Zeit . . . 'ne
höfliche Anfrage, und die Sache ist fertig . . . Alles einverstanden und
guten Muths . . .

Der Mann zieht sich die Klappen besser över's Ohr, und den Mantel
kragen höher hinauf. Aus dem Grübeln kommt auch nicht viel heraus . . .
je mehr der Mensch grübelt, desto öfter stößt er auf Dinge, die er nicht
versteht, und mit denen er deshalb unzufrieden ist . . . für den Soldaten
ist das Grübeln aber erst recht nichts . . . was ihm befohlen wird, das
thut er, ohne zu fragen und ohne zu difteln . . Der Vorgesetzte befiehlt,
und der Untergebene gehorcht ... Da der Vorgesetzte immer klüger ist, als
der Untergebene, so versteht sich das auch eigentlich ganz von selbst . . .
und dabei ist der gemeine Soldat am glücklichsten, denn er hat Niemand
unter sich, folglich braucht er nicht zu grübeln und hat deshalb auch keine
Verantwortung. —

Dabei beruhigte er sich, aber es war nur zum Schein ... die Freude
dauerte nicht lange; denn als ihn der trockene Wind jetzt so recht von der
Seite nahm und ihm den kalten Schnee in die Ohren blies, packte ihn die
Unzufriedenheit wieder mit voller Macht.

„Aber, schlechter Laune werden kann man deshalb doch!" brummte er
mißvergnügt vor sich hin. . . „Der alte Kuhfuß wird so kalt, daß man sich
die Finger daran erfriert ... ich muß ihn mal ein bischen in die Ecke
stellen . . ."

Dann zwängte er sich in den dunklen Raum des Schilderhauses und
setzte das Gewehr aus der Hand . . Da hatte er wenigstens Schutz und
Ueberwind und konnte sich die Welt mit mehr Bequemlichkeit anschauu.
Aber das Stückchen Welt war nur klein, das er vom seinem Stand-
punkt aus sah. Ein niedriges Haus gegenüber; unten die Rouleaux schon
heruntergelassen, aber das große Fenster im Vordergiebel unverblendet.
Kein Schutz von außen und kein Schutz von innen; nicht 'mal eine halbe
Gardine vorgezogen , . . Die guten Leute hatten wohl nichts zu verbergen,
was Andere nicht sehen sollten.

Das Fenster ist noch ganz schwarz; dann zittert ein Lichtchen in's
Zimmer und geht wieder fort. Nun wird's lebendig. Erst war's der
Mann, dann kommt die Frau von der anderen Seite . . . Das tritt auf
und verschwindet wieder, das huscht hin und her und thut so sacht und
heimlich, wenn es etwas bringt und auf den großen Tisch stellt. . . endlich
ist's fertig, und Jedes nimmt sein Stümpfchen in die Hand und fährt damit

herum, nach rechs. nach links, und eh' man sich's versieht, erscheint der liebe Weihnachtsbaum mit seinen freundlich leuchtenden Sternen, und der Mensch hat hier im Kleinen den schönen, großen Gotteshimmcl nachgemacht, den Himmel für die Kinder, das bescheidene Paradies, in dem sie sich glücklich fühlen, bis vor dem mächtigen Sternenglanz da oben die kleine Lichterwelt am Weihnachtsbaum verblaßt.
Ter heilige Abend! . . Hatte er es doch ganz vergessen, daß morgen Christfest war . . . wer denkt auch an das fröhliche Kinderfest, wenn er in die blakige Wachtstube zieht, oder Schildwach stehen muß vor dem Herrn Commandeur? Aber jetzt erquickte es ihn, wie er die stille Weihnachts-freude nahen sah; er hörte den leisen Ton der Klingel, sah die Kleinen hereinspringen, einen Knaben und ein Mägdelein, wie sie in die Hände schlugen und den Baum anstarrten und dann erst daran dachten, den lieben Eltern ihren Dank zu sagen.
Dem Mann auf Posten wird's warm dabei um's Herz ... Das Bild führt ihn zurück in seine Kinderzeit, wie er auch mit den Geschwistern am Weihnachtsbaum stand, und die lieben Eltern etwas zurück, damit sie die Freude der Kleinen besser übersehen konnten. Das war so schön! ist aber nun schon manch' Jährchen her. Die Kinder wurden groß, die Eltern alt. . . Tie Kinder kamen aus dem Haus, die Eltern blieben heim; jetzt wird schon lange kein Baum mehr ausgeputzt. Was sie jetzt wohl machen in dem kleinen Stäbchen? Der Blick des Mannes erweitert sich, und an Stelle des Weinachtsbildes drüben tritt ein anderes.
Vater und Mutter haben sich an den Ofen gedrängt, denn draußen ist's kalt, und die Fensterscheiben glitzern im blumigen Eis,
Aber sie sind nicht allein; denn am Tische sitzt ein Mädchen und spinnt, den blonden Kopf auf die Spule gesenkt, und die Finger drehen den zierlichen Faden.
Da schlägt sie die Augen auf, und das Herz steht dem jungen Mann still vor süßem Weh.
Christel, meine Christel! Gott segne Dich, daß Du die alten Leute nicht vergessen, sondern vom Nachbardorf herübergekommen bist durch Eis und Schnee."
Da schlägt es neun vom nahen Kirchenthurm, und der harte Schritt der Ablösung hallt über das Pflaster,
Das schöne Bild erbleicht; schnell nimmt der Posten sein Gewehr und tritt heraus.
Wie langsam schwand die Zeit vorhin, und wie schnell lief sie jetzt?
„Bataillon . . . halt! . . . Ablösung . . . vor! . . . Bataillon . . . marsch! ..."
Aber nun nahm er liebe Gesichter mit in die Wachtstube, und als er sick auf die harte Pritsche legte, zog er sie mit hinüber in den nächtigen Traum.

Ueber insectenfressende pflanzen.

von
M. Dermer.
— Jena, —

^ic insectcnfressenden Pflanzen haben in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Botaniker in einem so hohen Grade auf sich gezogen, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, auch weitere Kreise mit de» merkwürdigen morphologischen und physiologischen Eigenschaften dieser Organismen bekannt zu machen.

Da nun bei den folgenden Erörterungen die Blätter eine wichtige Rolle spielen, so sei es gestattet, einige allgemeine Bemerkungen über diese Organe der Pflanzen vorauszuschicken.

Wenn wir die Blätter einer Buche, einer Eiche, einer Linde, eines anderen Baumes, eines Strauches oder eines krautartigen Gewächses betrachten, welche außerordentliche Formenmannigfaltigkeit tritt uns dabei entgegen! Das eine Blatt ist gestielt, ein anderes sitzend; dies Blatt erscheint eiförmig, jenes lanzettlich oder linealisch; der Rand eines Blattes ist gesägt, andere Blätter sind ganzrandig; manche Blätter erscheinen mit Haaren bedeckt, viele besitzen eine kahle Oberfläche ?c. Aber trotz dieser Vielgestnltigkeit der Blätter ist es doch nicht schwierig, einheitliche Gesichtspunkte zur Orientirnng in dem Formenreichthum zn gewinnen. Das typische Laubblatt der höheren Pflanzen besteht aus drei Theilen: der Blattscheide, dem Blattstiel und der Blattspreite. Die Mattscheibe ist bei einigen Pflanzen, z. B. den Gräsern und Doldengewächsen, stark entwickelt und stellt ein den Stengel mehr oder weniger umfassendes kahnarriges Gebilde dar. Der Blattstiel erreicht zuweilen eine bedeutende Länge; er

besitzt gewöhnlich eine cylindrische Form, jedoch kommen auch abgeplattete Blattstiele (z. B. bei den Pappelarten) vor.

Den wichtigsten Theil des Blattes stellt die Blattsprcite dar. Sie ist bei einigen Gewächsen von außerordentlicher Größe, in der Regel flächenartig ausgebreitet und in bewunderungswürdiger Weise denjenigen Functionen angepaßt, welche sie für das Leben der Gewächse zu leisten hat. Untersuchen wir eine Blattspreite etwas genauer, so zeigt sich, wenn wir von dem feineren anatomischen Bau derselben absehen, daß sie der Hauptsache nach aus grünem Gewebe, dem Mesophyll, besteht. Dieses Mesophyll wird von den Blattnervcn durchzogen und zwar ist der Verlauf derselben keineswegs bedeutungslos für die Function des Blattes. Häufig durchzieht ein starker Mittelnerv die Blattspreite von ihrer Basis bis zur Spitze. Von diesem Hauptnerven zweigen sich in mehr oder weniger spitzen Winkeln Seitennerven ab. aus denen ihrerseits wieder Seitennerven höherer Ordnung, die vielfach in einander münden, hervorgehen. Die ganze Blattspreite wird dadurch in kleine Felder eingetheilt. und das grüne Gewebe derselben unter Vermittelung der Blattnerven im ausgespannten Zustande erhalten, ähnlich wie der Ueberzug eines Schirmes durch die Speichen desselben. Besondere Beachtung verdient auch noch der Verlauf der Nerven in unmittelbarster Nähe des Blattrandes und zwar ist es Sachs gewesen, der zuerst auf die hier kurz zu berührenden Verhältnisse hingewiesen hat. In zahlreichen Fällen verlaufen die von der Mittelrippe abgehenden primären Seitennerven in einem gegen den Blattrand convexen Bogen, um in der Nähe des Blattrandes selbst an den nächstvorderen Nerv anzusetzen. Häufig bilden die Blattnerven noch viel complicirtere Bogensysteme am Blattrande, so daß derselbe gewißermaszen gesäumt erscheint, wodurch die Blätter im hohen Grade vor dem Zerreißen durch den Wind geschützt find.

Tie Laubblältcr haben eine sehr wichtige Aufgabe im Haushalte der Natur zu erfüllen, und zwar sind sie dazu durch den Besitz des unter Beihilfe der Nerven im ausgespannten Zustande erhaltenen grünen Gewebes befähigt. Schon im vorigen Jahrhundert machte Bonnct die Beobachtung, daß grüne Pflanzentheile unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen Gasblasen ausscheiden; indessen vermochte er nicht die wahren Ursachen dieser Erscheinung festzustellen. Erst der Holländer Jngen-Housz ermittelte, daß es die Lichtstrahlen und nicht die Wärmestrahlen, welche uns von der Sonne zugesandt werden, sind, durch welche die erwähnte Gasblasenabscheidung aus grünen Pflanzentheilen zu Stande kommt. Die Blätter nehmen nämlich Kohlensäure aus dem sie umgebenden Medium (Lust oder Wasser) auf. Diese Kohlensäure wird unter dem Einfluß des Lichtes in den grünen Zellen zersetzt und der erzeugte Sauerstoff entweicht. Der Kohlenstoff der Kohlensäure dagegen vereinigt sich mit den Elementen des in der lebenden Pflanze stets reichlich vorhandenen Wassers (Wasserstoff und Sauerstoff), und es entstehen auf diesem Wege organische, d. h. kohlenstoffhaltige verbrennliche

Substanzen in der Pflanze. Jngen-Houß hat das Wesen des hier in aller Kürze angedeuteten Processes der Bildung organischer Substanz in der Pflanze vollkommen richtig erkannt und er hat sich dadurch ein ganz hervor ragendes Verdienst um die gesnmmte Naturwissenschaft erworben. Die wichtigen von dem genannten Forscher festgestellten Thatsachen sind aber keineswegs so schnell wie man erwarten sollte zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Freilich haben Sennebier und de Saussure die Untersuchungen über die Bildung organischer Substanzen in den Pflanzen mit Erfolg weiter geführt, aber andere Naturforscher geriethen auf bedenkliche Abwege, so daß die Arbeiten der genannten Pflanzenphysivlogen alsbald nicht mehr in dem Maße gewürdigt wurden, wie sie es verdienten. Erst dem Scharfblick eines Liebig gelang es. die Wahrheit wieder an das Licht zu ziehen, und später hat vor allen Dingen Sachs der Lehre von der Bildung organischer Substanz aus Kohlensäure und Wasser in der grünen Pflanzenzelle eine tiefere Begründung verliehen. Heute steht unzweifelhaft fest, daß die meisten höheren Pflanzen sich vollkommen normal entwickeln können, wenn ihnen Kohlensäure und Wasser sowie einige Miiieralstoffe zur Disposition gestellt werden; sie können auf Kosten rein anorganischen Materials ihre gesammte EntWickelung durchlaufen. Aber nicht allein für den pflanzlichen Organismus selbst, fondern auch für das thierische Leben haben die erwähnten Vorgänge in den grünen Pflanzenzellen die größte Wichtigkeit. Die Thier? besitzen keinen grünen Farbstoff, der sie in den Stand setzen könnte, organische Substanz aus anorganischem Material zn erzeugen. Daher sind sie bei ihrer Ernährung auf die von der Pflanze prodncirten organischen Säfte angewiesen, und man sieht also, daß die meisten Gewächse als Vermittler zwischen dem Reiche des Anorganischen und des animalischen Lebens angesehen werden müssen.

Im Gegensatz zu den grünen oder chlvrophyllführenden Pflanzen stehen andere Gewächse, welche, wie z. B. die Pilze, gar kein Blattgrün enthalten. Diese Organismen können daher auch keine organischen Stoffe aus anorganischem Material produciren; sie sind bei ihrer Ernährung auf die Aufnahme organischer Substanzen von außen angewiesen.

Endlich giebt es verschiedene Pflanzen, welche freilich mehr oder minder reich an Chlvrovhyllfarbstoff sind, aber dennoch einen gewissen Theil der für ihre EntWickelung erforderlichen organischen Stoffe direct von außen aufnehmen. Hier ist z. B. eine sehr chlorophyllarme Orchidee: Xsottm iuän8 svis, zu nennen, welche die Hauptmasse der organischen Substanz aus dem Humus der Wälder bezieht. Ebenso vermag die allerdings ziemlich blattgrünreiche Mistel (Vi»O>im slbum) einen nicht unwesentlichen Theil des für ihre EntWickelung nothwendigen organischen Materials mit Hülfe eigenthümlicher Saugorgane aus den Bäumen zu entnehmen, auf denen sie wächst. Auch die insectenfressenden Pflanzen gehören zu derjenigen Kategorie von Gewächsen, die eine Mittelstellung einnehmen zwischen solchen Organismen, welche

die erforderlichen organischen Körper ausschließlich aus rein anorganischem Material selbst erzeugen, und jenen, welche die Gesammtinasse des organischen Materials von außen aufnehmen müssen.

Es sei von vornherein bemerkt, daß die Bezeichnung „insectenfressende Pflanzen" nicht vollkommen correct ist, denn von einem wirklichen „Fressen" kann bei diesen Gewächsen natürlich nicht die Rede fein. Ebenso vermögen dieselben nicht allein Jnsecten, sondern überhaupt eiweißreiches Material, z. B. jede Art Fleisch, für ihre Ernährung zu verwerthen. Man sollte daher besser von „fleischverdauenden Pflanzen" reden, indessen da sich die Bezeichnung „insectenfressende Pflanzen" einmal eingebürgert hat, so mag dieselbe auch hier beibehalten werden.

Auf die merkwürdigen Eigenthümlichkeiten der in Rede stehenden Gewächse ist man bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufmerksam geworden. Ellis und Roth constatirten schon, daß die Dionaea und Drosera im Stande sind, Jnsecten zu fangen und zu verdauen. Der letztere Beobachter glaubte auch annehmen zu dürfen, daß die insectenfressenden Pflanzen die gefangenen Thier? für die Zwecke ihrer Ernährung verwerthen könnten. Später sind die Untersuchungsresultate der genannten Forscher wenig beachtet morden; die Zeit war eben experimentell physiologischen Untersuchungen nicht günstig. Erst durch die bedeutungsvollen Arbeiten Ch, Darwins wurde die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die insectenfressenden Pflanzen gelenkt, und in neuester Zeit ist sehr schnell eine umfangreiche Literatur über dieselben entstanden.

Treten wir dem speciellen Thema dieses Aufsatzes näher, so ist zunächst hervorzuheben, daß es ganz allgemein die höchst eigenthümlich metamorphosirten Blattorgane sind, welche die insectenfressenden Pflanzen befähigen thierische Körper aufzunehmen und zu verwerthen. Bei allen hier in Betracht kommenden Organismen sind die Blätter mit mehr oder weniger ausgezeichneten Einrichtungen versehen, durch welche es den Pflanzen möglichmird, Jnsecten oder andere Thiere erstens anzulocken, zweitens zu fangen, und drittens zu verdauen. Es soll nun an einigen typischen Beispielen nachgewiesen werden, in welcher Weise die Blätter der erwähnten Gewächse ihre eigenthümliche Lebensaufgabe zu erfüllen vermögen.

Drosera.

Tie Repräsentanten der Gattung Drosera besitzen einen sehr weiten Verbreitnngsbezirk; sie sind fast über die ganze Erde vertheilt. In Deutschland kommen drei Droseraarten vor. nämlich O. rownclitolla, O. lonFitoliil und I). intermgclis, von denen die erstere an dieser Stelle specieller behandelt werden soll. Die Pflanze wächst auf moorigem Boden und besitzt einen in der Erde kriechenden Wurzelstock, welcher zarte Würzelchen erzeugt und eine Rosette kleiner Blätter producirt. Im Hochsommer treibt der

Wurzelstock außerdem noch Blüthenschäfte, welche kleine weiße Blüthe,,
tragen. Im Herbst sterben die sämmtlichen oberirdischen Organe der
Drosera ab; es bildet sich dann eine Winterknospe, die während der kalten
Jahreszeit im Ruhezustand verharrt und erst im Frühjahr wieder ihr Wachs-
thüm beginnt. Jedes der kleinen Blätter unserer Pflanze besteht aus einem
Blattstiel und der rundlichen, etwa 5 mm. breiten Blattspreite. Diese
letztere trägt eigenthümliche Anhangsgebilde, welche man als Tentakeln be-
zeichnet. Dieselben sind in großer Zahl vorhanden, so daß eine Blatt-
spreite oft mehr als zweihundert tragt. Nur die Oberseite der Blätter ist mit
Tentakeln besetzt. Die in der Mitte der Spreite vorhandenen Tentakeln
sind kurz und stehen aufrecht; nach dem Rande zu werden die Tentakeln
immer länger, und die randständigen relativ langen Gebilde sind horizontal
gerichtet. Jedes Tentakel besteht aus einem Stiel und einem Drüsenköpfchen.
Ter Tentakelstiel wird von einem SviralgefSß durchzogen und mit Bezug
auf die Drüsenköpfchen ist besonders hervorzuheben, daß gewisse Zellen
derselben einen im Zellsaft gelösten purpurnen Farbstoff enthalten,
wodurch die schon äußerlich sichtbare rothe Farbe der Tentakeln bedingt wird.
Betrachtet man die Blätter der Drosera genauer, so beobachtet man. daß
die Drüsenköpfchen eine Flüssigkeit absondern, die in kleinen Tröpfchen hervor-
tritt. Diese Eigenthümlichkeit hat unserer Pflanze den schönen Volksnamen
„Sonnenthau" eingetragen. Die erwähnte Flüssigkeit ist sehr klebrig und
fadenziehend, wovon man sich leicht bei der Berührung der Drüsen mit dem
Finger überzeugen kann. Man darf wohl annehmen, daß die von der
Drosera abgesonderten Flüssigkeitströpfchen zunächst als Mittel zur Anlockung
der Jnsecten dienen. Die Thiere vermuthen wahrscheinlich Nektar in den
Tröpfchen und lassen sich daher auf der Droserapflanze nieder.
Derartige Anlockungsmittel sind übrigens im Pflanzenreich weit ver-
breitet. Wenn die geschlechtliche Fortpflanzung der höheren Gewächse statt-
finden soll, so müssen die Pollenkörner auf die Narben übertragen werden,
sie keimen hier und die gebildeten Pollenschläuche können schließlich die weib-
lichen Geschlechtszellen befruchten. Die Uebertragung der Pollenkörner auf
die Narben wird aber in überaus zahlreichen Fällen durch Jnsecten vermittelt,
und damit diese die Blüthcn überhaupt besuchen, find den Blumenblättern
unter anderem häufig die prächtigsten Farbentöne eigen. Dieselben fungiren
hier als Mittel zur Anlockung der Thiere.
Hat sich ein Jnsect, z. B. eine kleine Fliege, in der Mitte des Droscrablattes
niedergelassen, so wird sie von dem erwähnten klebrigen Drüsensecret fest-
gehalten, und die lebhafte Anstrengung, welche das Thier macht, um seine
Freiheit wieder zu erlangen, ist häufig nicht von Erfolg. Es kommt aber
noch ein sehr merkwürdiger Umstand hinzu, wodurch es dem Droserablatte
möglich wird, sich seinen Fang zu sichern. Wenn nämlich ein Drüsenkopf in
innige Berührung mit fremden Körpern, z. B. mit Jnsecten, gelangt ist, so
werden durch den von diesen letzteren ausgeübten Reiz, welcher von einem

Tentakel auf die anderen fortgepflanzt wird, Bewegungsphänomcne der Anhangsgebilde hervorgerufen. Sämmtliche Tentakeln legen sich im Laufe kurzer Zeit (1—4 Stunden) über der Blattspreite zusammen; sie hüllen die gefangene» Thiere völlig ein und dadurch wird denselben das Entweichen zur Unmöglichkeit. Nach kurzer Zeit sind die Jnsecten auch nicht mehr am Leben, Uebrigens sei bemerkt, daß die insectenfresscnden Pflanzen durchaus nicht allein im Stande sind. Bewegungserscheinungen herrorzubringen. Es ist hier mieder zu betonen, daß die in Rede stehenden Gewächse keineswegs in physiologischer Beziehung isolirt dastehen. Die Blätter der bekannten Zlimosa puciioa lassen z. B. bei der leisesten Berührung sehr auffallende Reizbewegungen erkennen und ebenso läßt sich durch Experimente leicht nachweisen, daß sich die Ranken nur drshalb um Stützen herumwinden, weil sie in Folge der Berührung mit diesen letzeren zu Bewegungen veranlaßt werden. Bei dem Winden der Ranken kommen auch wie bei den Bewegungen der Droseratentakeln Reizfortpflanzungen in Betracht.

Es ist noch zu erwähnen, daß die Tentakeln der Drosera blätter auch dann Bewegungen ausführen, wenn ihre Drllsenköpfchen mit anorganischen Substanzen, z. B. kleinen Glasstückchen, in Berührung gelangen. Aber solche Körper rufen kein so schnelles Zusammenlegen der Tentakeln wie die Jnsecten oder Fleischstückchen hervor. Und auch das weitere Verhalten der Droserablätter den anorganischen Substanzen einerseits und den Jnsecten andererseits gegenüber ist ein verschiedenes. Freilich ruft jeder fremde Gegenstand, der mit den Drüsen in Wechselwirkung geräth, eine gesteigerte Flüssigkeitsabsonderung aus denselben hervor, aber während durch den Einfluß von Glasstückchen nur die Secretion einer Säure enthaltenden Flüssigkeit bedingt wird, enthält das Secret der Drüsen, wenn dieselben mit Jnsecten oder Fleisch in Contact gelangt sind, neben der Säure noch ein Ferment, nämlich Pepsin. Man sieht also, daß die Drüsen der Droserablätter auf Reize in mancher Hinsicht ganz ähnlich reagiren, wie die Drüsen des Magens der höheren Thiere. Auch diese sondern unter Umständen nur eine Säure enthaltende Flüssigkeit ab, während sie in Berührung mit Eiweißstoffen ein Secret liefern, welches neben der Säure zugleich Pepsin enthält. Die Wirkungsweise des Magensecretes und diejenige des Secretes der Droseradrüsen ist denn auch >ine durchaus gleiche. Ebenso wie die Eiweißstvffe im Magen unter dem Einfluß der Verdauungsflüssigkeit aufgelöst und in Peptone verwandelt werden, unterliegen die Eiweißstoffe der von den Droserablätter« gefangenen Jnsecten derselben Umwandlung. Dadurch entstehen Substanzen, welche leicht in das Innere der Zellen einzudringen vermögen und somit, wie man von vornherein annehmen darf, für die Ernährung der Droserapflanzen verwerthet werden können. Man beobachtet nun in der That, daß die von den Droserablättern gefangenen Jnsecten förmlich ausgesogen werden ; es bleiben der Hauptsache nach nur die Chitinpanzer der Thiere unverdaut zurück.

Auch mit Bezug auf die erwähnte Eigenschaft unserer insectenfressenden Pflanze, auflösend wirkende Fermente auszuscheiden, steht dieselbe im Pflanzenreich nicht isolirt da. So z. B. ist in den Milchsäften mancher Gewächs? Pepsin vorhanden, und bei der Keimung der Samen werden ganz allgemein Fermente erzeugt. Die Samen bestehen aus der Samenschale, dem Embryo und den Reservestoffbehältern, Gewehemassen, deren Zellen mit Stoffen angefüllt sind, welche von der jungen Keimpflanze aufgesogen werden können. Die letztere dedarf dieser Körper nothwendig; sie kann sich zunächst noch nicht selbständig ernähren und ist daher ans die Aufnahme der in den Reservestoffbehältern vorhandenen Substanzen angewiesen. Der Embryo scheidet nun während seiner Entwickelung Fermente -aus, welche auflösend und zersetzend auf die Reservestoffe einwirken, so daß diese in die junge Keimpflanze überzugehen vermögen.

Dionaea.

Die Pflanze, welche wir nunmehr etwas genauer in's Auge fassen wollen, gehört ebenso wie die Droseraarten zu der Familie der Droseraceen. Es ist die Oionse«, museipuls (Venusfliegenfalle). Sie wächst in Nord- und Südcarolina, woselbst sie auf moorigem Boden vorkommt, und sie wird vielfach bei uns in Gewächshäusern cultivirt. Die etwa ö Centimcter langen Blätter der Dionaea sind in einer grundständigen Rosette angeordnet; sie bestehen aus einem Stiel und einer höchst merkwürdig beschaffenen Blattspreite. Der erstere ist geflügelt, und die Spreite besitzt eine starke Mittelrippe, sowie zwei Blattflügel. Jeder derselben trägt eine Anzahl von Randborsten, die aber unbeweglich mit den Flügeln der Spreite verbunden sind. Die Oberseite der Blattflügel ist mit verschieden gestalteten Haarbildungen bedeckt. Es sind zunächst auf jedem Blattflügel in der Nähe der Mittelrippe der Spreite drei lange Haargebilde vorhanden, und diese zeichnen sich durch die Eigenschaft aus, reizbar zu sein. Werden sie nämlich berührt, so pflanzt sich der eingetretene Reiz in ihren Zellen fort, geht auf die Zellen der Blattflügel über und bedingt, daß diese sich zusammenlegen. Dabei greifen die Randborsten wie die Finger der gefalteten Hände zwischen einander, und wenn die Berührung der Haare z. B, durch Jnsecten erfolgt, so können diese, da die Schließbewegung des Dionaeablattes sehr schnell vor sich geht, gefangen werden. Auf der Oberseite des in Rede stehenden Organs stehen aber, abgesehen von den reizbaren Haaren, noch Drüsen. Tieselben sind in reichlicher Anzahl vorhanden, besitzen einen kurzen Stiel und ein Köpfchen, welches aus 20—30 Zellen mit rothgefärbtem Inhalt besteht. Diese Drüsen dienen zur Abscheidung einer verdauend wirkenden Flüssigkeit, so wie zur Aufnahme gelöster Stoffe. Von der Fliegenfalle gefangene Jnsecten unterliegen daher durch den Einfluß des Drüsensecrcts einer mehr oder minder weitgehenden Auflösung. Die Dionaeablätter bleiben, wenn sie Thiere oder ihnen künstlich verabreichtes Fleisch umschließen, relativ lange Zeit geschlossen; später können die Blattflügel sich dann wieder aus-

breiten. Wenn die Dionaeabläiter nicht durch eiweißreiches Material, sondern durch den Einfluß anderer Substanzen zum Schließen gebracht worden sind, so breiten sie sich schon nach kurzer Frist auf's Neue aus.

Nepenthes,

Die Arten der Gattung Nepenthes stammen aus dem tropischen Asien, Die Pflanzen sind dünnstengelig und klettern vermittelst ihrer Ranken. Der Jnsectenfang wird de» Nepenthesarten, wie anderen carnivoren Gewächsen, durch die Blätter ermöglicht, welche hier außerordentlich weit von dem Typus der gewöhnlichen Laubblätter abweichen. Das Blatt besteht aus dem breiten Blattstiel, einem rankcnartigen Theil und einem sehr merkwürdigen kannenförmig gestalteten Gebilde, welches einen Deckel trägt. Die Kannen sind bei den verschiedenen Arten von wechselnder Größe, und es lebt z. B. auf Borneo eine Nepenthesspecies, die Kannen von mehr als ein Fuß Länge besitzt. Der Teckel schließt die Mündung der Kanne nicht völlig ab und zeigt auf seiner dem Innern zugewendeten Seite eine lebhafte Färbung. Außerdem sind hier ebenso wie an der Mündung der Kanne Nektardrüsen vorhanden. Durch diese Einrichtungen werden die Jnsecten (zumal Ameisen, welche durch zwei außen an der Kanne befindliche flügelartige Fortsätze zu dem Rande derselben hingeleitct werden) angelockt. Tie Thier? gelangen leicht in den oberen Theil der Kanne, sie gleiten in Folge der glatten Oberfläche der Innenseite derselben aus und fallen in den unteren Theil des Fangapparates. Hier ist eine sehr große Anzahl von Secretionsdrüsen vorhanden, welche eine so bedeutende Menge von Flüssigkeit absondern, daß man dieselbe häufig durch Ausgießen der Kanne gewinnen kann. Das Secret zeigt dann, wenn stickstoffhaltige Stoffe, z, B. Fleisch, mit den Drüsen in Contact gelangt find, eine ziemlich stark saure Reaction und ist in Folge seines Saure- sowie Pepsingehaltes im Stande, energisch chemisch verändernd auf Eiweißstoffe einzuwirken, so daß gefangene Jnsecten leicht verdaut werden können.

Saraccnia.

Die bekanntesten Saraceniaarten sind Bewohner sumpfiger Gegenden Nord-Amerikas. Tie Blätter sind in einer grundständigen Rosette vorbanden und bestehen a»s einem aussteigenden hohlen fchlauchartigen Theil »nd einem Teckel. Die Stellung des Deckels ist bei den meisten Saracenia-Arten eine derartige, daß kein Regenwasser in das Innere des Schlauches gelange» kann, und die Jnsecten werden von den in Rede stehenden Gewächsen, wie dies auch bei den Nepenthcsarten der Fall ist, durch die lebhafte Färbung sowie den Nektar der dem Schlauchinnern zugewendeten Deckelfläche angelockt. Außerdem ist diese letztere aber noch mit borstcnartigen, nach abwärts gerichteten Haaren bekleidet, so daß die Jnsecten gezwungen werden, sich der Mündung des Schlauches zuzubewegen. Die Thier? gelangen schließlich in den unteren Schlauchtheil, woselbst sie unter Vermittelung des reichlich abgesonderten Secrets verdaut werden können. Man kann in der That leicht.

Saraceniaschläuche beobachte», in welchen sich große Mengen in Zersetzung begriffener Jnsecten befinden.

Utricularia.

In Deutschland kommen verschiedene Ntriculariaarten vor. und die vulgaris, welche wir hier besonders in's Auge fassen, ist eine ziemlich verbreitete Pflanze. Sie lebt untergetaucht in stehenden Gewässern, besitzt einen dünnen Stengel, der sehr fein gefiederte Blätter trägt. Einzelne Blattfiedern sind zu Blasen umgebildet, welche als Fangapparate dienen.

Die Utriculariablasen haben einen Durchmesser von etwa 5 mm.; sie sind kurz gestielt und mit eigenthümlichen borstenartigen Fortsätzen versehen. An dem einen Ende besitzt jede Blase eine Oefsnung. die durch eine Klappe verschlossen wird. Untersucht man die Utriculariablasen, so findet man häufig eine große Zahl kleiner Wasserthiere (Jnseclenlarven, Krustenthiere und selbst kleine, kürzlich aus dem Ei gekrochene Fische) im Innern derselben.

Die Thiere können natürlich nur durch die Oefsnung in den Fangapparat gelangen und sie müssen dabei die erwähnte Klappe zurückbiegen. Es ist nun besonders zu beachten, daß diese Klappe, wenn die Thiere in das Innere der Blasen eingedrungen sind, sich sofort wieder in Folge ihrer Elasticität schließt, und daß sie von den gefangenen Thieren nicht wieder geöffnet werden kann, da ein vorspringender Wulst der Blasenwandung das Oeffnen der Klappe nach Außen nicht gestattet.

Bei unseren Erörterungen über die Drosera-, Dionaca-, Nepcnthes- und Saracenia-Arten haben wir gesehen, daß die Fangapparate mit Drüsen ausgestattet sind, welche ein Verdauungssecret absondern. Derartiges ist bei den Utriculariablasen nicht der Fall. Freilich sind auf der Jnnenwandung derselben zahlreiche haarartige Gebilde vorhanden, aber diese sondern keine auflösend wirkenden Substanzen ab. Die in den Utriculariablasen gefangenen Thiere fallen aber nach ihrem alsbald erfolgten Tode der Zersetzung <Fäulniß) anHeim, und die dabei entstehenden Substanzen, z. B. das Ammoniak, können nun von den vorhandenen Haaren aufgesogen werden, so daß also auch hier eine Ausnutzung der thierischen Stoffe möglich wird. —

Außer den hier specieller erwähnten Organismen gicbt es noch eine ganze Reihe anderer insectenfressender Pflanze»; indessen die vorstehenden Darstellungen dürften wohl zur Charakteristik der in der That sehr bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten carnivorer Gewächse genügen.

Es ist hier übrigens noch einmal mit besonderem Nachdruck zu betonen, daß die insectenfressendcn Pflanzen keineswegs in physiologischer Beziehung ifolirt dastehen. Dieselben nehmen nicht etwa im Pflanzenreich eine durchaus exceptionelle Stellung ein, sondern die allgemeinen Gesetze, welche die Ernöhrungsphysiologic heute aufstellen kann, gelten auch für die in Rede stehenden Organismen. Es giebt eine ganze Reihe von Pflanzen, die einen Theil der für ihre EntWickelung erforderlichen organischen Stoffe in den chlorophyllführendcn Zellen selbst aus anorganischem Material erzeugen,

eine gewisse Quantität organischer Substanz aber von Außen aufnehmen.
Die insectenfrefsenden Pflanzen theilen diese Eigenthiimlichkeit z.B. mit der
Mistel, einigen Orchideen sowie anderen Gewächsen. Ebenso ist zu betonen,
worauf bereits an einer anderen Stelle dieses Aufsatzes aufmerksam gemacht
wurde, daß nicht blos den carnivoren Pflanzen die Fähigkeit zukommt,
Thiere anzulocken, auf von Außen kommende Reize mit Bewegungen zu
reagiren und Fermente abzusondern, die im Stande sind, Eiweißstoffe in
leicht lösliche und aufnehmbare Verbindungen (Peptone) umzuwandeln. Ich
brauche diese Behauptung hier nicht specieller zu begründen, da dies schon bei
Gelegenheit unserer Erörterungen über die Droseraarten geschehen ist. Nach
alledem lassen sich also sehr wohl Beziehungen zwischen dem physiologischen
Verhalten der insektenfressenden. Pflanzen einer- und demjenigen sonstiger
Gewächse andererseits feststellen. Aber freilich wird durch eine solche Er-
kenntniß das Gefühl der Bewunderung nicht abgeschwächt, welches sich unser
beim Studium der merkwürdigen morphologischen, anatomischen und physio-
logischen Eigenschaften der carnivoren Pflanzen bemächtigt.
Wir haben hier endlich noch die Frage zu berühren, ob es für die
insectenfressenden Gewächse nützlich oder gar absolut nothwendig ist, daß
dieselben, abgesehen von anderen Substanzen, thierische Stoffe als Nahrungs-
mittel aufnehmen. Man hat verschiedene carnivore Pflanzen während längerer
Zeit unter geeigneten Glocken cultivirt, so daß sie nicht im Stande waren,
Jnsecten zu fangen. Aber trotzdem entwickelten sich die Untcrsuchungsobjecte
anscheinend normal, so daß von einer absoluten Notwendigkeit der Jnsecten-
uahrung für dieselben nicht wohl die Rede sein kann. Dagegen wird man
schon von vornherein geneigt sein, die Nützlichkeit der Fleischnahrung für
unsere Organismen zuzugeben. Stellen wir uns, wie es hier durchaus
berechtigt ist, auf den Boden der Zuchtwahlhypothese, so erscheinen die
außerordentlich comvlicirt gebauten Blattgebilde der carnivoren Pflanzen als
Organe, die nicht bedeutungslos für das Leben derselben sind, die vielmehr
deshalb einen in mancher Beziehung so hohen Grad der Vollkommenheit
erlangt haben, weil die Aufnahme und Verwerthung thierischer Stoffe den
insectenfressenden Pflanzen Vortheil gewährt. Und in der That liegen
Untersuchungen vor, durch deren Resultate eine solche Anschauung ihre
experimentelle Begründung erfahren hat.
Als Versuchspflanze hat man namentlich Drosera rcitinulisolm benutzt.
Ein Thcil der Untersuchungsobjecte ist bei völligem Ausschlüsse von Fleisch»
nahrung cultivirt worden, während man anderen Pflanzen, die sich übrigens
sonst unter genau den nämlichen Bedingungen wie jene ersteren entwickelten,
von Zeit zu Zeit Jnsecten verabreichte. Es zeigte sich, daß die gefütterten
Pflanzen eine bedeutend kräftigere Ausbildung als die nicht gefütterten erfuh-
ren, und daß namentlich die Fruchtbildung der ersteren eine viel ausgiebigere
als diejenige der letzteren war. Für andere carnivore Gewächse wird die Auf-
nahme von Eiweißstoffen durch die Blätter ohne Zweifel ebenfalls von Nutzen sein,
^ «-

Erinnerungen eines alten Gebirgsftügels.
von
Wilhelm Lübbe.
— Karlsruhe, —
^uch ich habe eine glückliche Jugend gehabt, und man hat mir nicht
an der Wiege gesnngen. wie ich enden würde. Ich bin aus
hinein sehr guten Hause, aus einer der berühmtesten Fabriken
Wiens und habe, als ich kaum zur Welt war. schon einen großen Ehren-
preis davon getragen auf einer jener Weltansstellungen, welche die heutige
Jeit so unerläßlich findet für die Hebung der Industrie und bei welchen
gewöhnlich das Deficit im umgekehrten Verhältnisse steht zu den Vortheile».
die man von ihnen gewinnt.
Ich kam in den Besitz eines der berühmtesten Claviervirtuvsen unserer
Tage und nun begann meine glänzendste Zeit, Ein Wonneschauer durch-
rieselte mich, wenn der große Meister seine berühmten Pianissimos aus mir
herauskitzelte; aber auch wenn er mit kühner Titanenfaust mir in die Seele
griff und seine donnernden Octaven- und Decimenläufe meine Saiten erbeben
machten, w<nd ich von Hochgefühl durchdrungen, und wenn der frenetische
Beifall einer dichtgeschaarten Menge diesen „phänomenalen" Leistungen zu-
jubelte, ward meine Brust von Stolz geschwellt. Und wenn ich dann horte,
daß bei den Cvncerten jedesmal auf dem Programm versichert wurde, der
dabei gebrauchte Flügel sei aus der Fabrik des Herrn Soundso, so kannte
mein übermüthiges Selbstgefühl keine Schranken.
Aber dies Glück sollte nicht lange dauern. Wohl war es erhebend
für mich, wenn mein Meister am Ende des Concerts von einer stürmischen
Damenschaar umdrängt wurde, die nicht selten seine bei Seite gelegten Hand^
schuhe mit Fanatismus ergriffen, in kleine Fetzen zerrissen, um die Stückchen
wie heilige Reliquien in ihren schönen Busen zu bergen, oder wenn unarti-

culirte Laute des Entzückens die Luft durchrauschten. Aber die unerhörte» Zumuthungen, die seine Titanentechnik an meine Eingeweide stellte, die stürmischen Rhapsodien, in welchen die Aspirationen der Zukunftsmusik sich austobten, diese ganze brünstige Fortissimo-Wagnerei. welche nun einmal mit dem Nervenbankerott unserer Zeit unlöslich verknüpft ist. mußte in kurzer Frist meine Constitution erschüttern. Trotz des gediegenen Stahl- und Eisenpanzers, den meine Erzeuger mir mit auf den Lebensweg gegeben hatten, zeigten sich bald die Spuren eines frühen Alters und wie eine vor der Zeit ansgesungene Sängerin wurde ich vom Schauplatz meiner öffentlichen Wirksamkeit entfernt. Besonders schmerzlich war mir dabei der Umstand, daß mir auch nicht ein Wort des Bedauerns in meine Einsamkeit folgte, daß vielmehr, als hätte es sich um ein lebloses Wesen gehandelt, der früh invalide gewordene Flügel seinem Schicksal überlassen wurde. Was half es mir, daß in Goldbuchstaben die Namen meiner Eltern auf meiner Schauseite prangten, daß alle Medaillen dabei abgebildet waren, welche sie mit mir und meinen Brüdern, sowie unseren zahlreichen Schwestern, den Pianinos, aus den Ausstellungen davon getragen hatten? Unerbiltlich lautete der Spruch, der mich in's Elend verstieß.

Ich kam in das Magazin eines jener Jnstrumentenhandler dritten Rangrs, bei welchen die armen Landschulmeister ihre musikalischen Bedürfnisse befriedigen. Wäre es mir nur so gut geworden, in die Hände eines solchen Biedermannes zu fallen, dann hätten seine altjüngferlichen Finger die sanften Weifen eines Chorals oder die veralteten Kindereien eines Haydn oder Mozart meinem hektisch gewordenen Resonanzboden entlockt; aber dieser Trost sollte meinem Alter versagt bleiben. Ich erlebte das schrecklichste aller Schicksale, denn ich wurde von dem Bescher einer im Hochgebirg gelegenen Iremdenpension für das gemeinsame Musikzimmer erstanden.

Habt Ihr Euch wohl einmal in das Schicksal eines armen Miethskleppeis versetzt, der Jahre lang verdammt ist, dem sogenannten gebildeten Publikum auf feinen Sommerfahrten zu dienen und namentlich bei dessen Sonntogsausflügen eine entscheidende Rolle zu spielen? Habt Ihr Euch klar gemacht, daß im Gemüthe selbst des christlichsten solcher Mirthsgäule ein wilder Haß gegen das Menschengeschlecht im Allgemeinen und gegen die Einrichtung des Sonntags im Besondern sich ansammeln muß. der bisweilen in acuten Expektorationen s vostoriori zur Explosion gelangt? Nun, solch ein Dasein ist Kinderspiel gegen das, was ich erduldete. Denkt Euch meine Existenz in einem wundervollen Alpenthal, »—4000 Fuß überm Meer gelegen. Rings nichts als smaragdgrüne Matten und tiesdunkle Arvenwälder, überragt von den zackigen Gebirgskoloffen, deren höchste Häupter, im ewigen Schnee blitzend, sich majestätisch von dem tiefblauen Himmel absetzen. Nicht wahr, ein Entzücken, in solcher Hochgebirgsnatur zu lebe», de» kraftvollen Odem der Alpenwelt zu schlürfen, in den einfache» Zuständen eines schlichten Naturlebens sich vom Marasmus der Städte zu verjüngen? Und in der That. all-

Wilhelm kübke in Karlsruhe.
sommerlich zieht Männlein und Weiblein und nicht minder die Schaar der
lieben ungezogenen Kindlein hinaus in's Hochgebirge, wo die Natur sorg-
fältig auf Flaschen gezogen und verstöpselt, in kleine Portionen tranchirt und
von schwarzfrackigen Kellnern servirt wird. Dort wird nun „Natur gekneipt",
d. h. in Rudeln zusammen gehockt und der ganze gesellschaftliche Trödel
wieder erneuert, den man den Winters hindurch mit Erschöpfung der Kräfte
absolvirt hat und von dem man sich angeblich „in Gottes freier Natur"
erholen will. Da ist es denn rührend zu sehen, wie ein paar Hundert von
Zeitgenossen, glatzköpfige Bureaukratrn der höhern Observanz, wohlgenährte
Damen der höher» Finanz und was sonst irgendwie auf Bildung und Porte-
monnaie Anspruch hat, sich zur tsdl« (i'Ilöts in engen heißen Sälen zusammen-
pferchen lassen und Jeden mit dem fanatischen Geschrei „Zug, Zug!" empfangen,
der einen schüchternen Versuch von Ventilation anstellt. Wenn sie dann
zur Genüge dasjenige Geschäft betrieben haben, von welchem Bischer seinen
Schulmeister Faust im III. Theile so glücklich sagen läßt:
„Ihr habt mir wieder, liebe Engclknaben,
Die Luft ganz fürchterlich verdickt,"
so nennen sie das: frische Alpen luft genießen.
Doch was geht das schließlich mich an? Mögen sie doch, wenn sie sich
dabei wohl befinden! Wenn nicht auch ich so bitter von diesen Gletscher-
Philistern und Gießbachmonomanen zu leiden hätte! Kaum ist aber das Souper
vorbei, so ergießt sich ein Schwärm und darunter namentlich die sogenannte
schönere Hälfte, die sich gern für die schwächere ausgiebt, die ich aber als
erfahrener Menschenkenner für die stärkere halte, in den Musiksaal, und nun
geht es unbarmherzig über mich Aermsten her.
Ihr müßt aber wissen, daß ich nicht etwa tagsüber ungeschoren gewesen
bin. Im Gegentheil, nicht selten stürzt sich schon Morgens um sechs mit
nüchternem Magen ein Clciviertiger — und diese sind erfahrungsgemäß immer
weiblich — über mich her und wimmert auf mir z, B. die Ouvertüre zum
Tannhäuser, deren unendliche chromatische Gänge selbst mir altem Flügel
nicht selten Leibschmerzen verursachen. Auch sonst bin ich im Laufe des
Tages den mannigfaltigsten Angriffen preisgegeben, und es giebt zwischen
den klassischen Polen Bach und Millöckn keine Schattirung musikalischer Aus-
drucksweise, der ich nicht meine letzten Kräfte Herleihen müßte.
Aber das Haupttreffen vollzieht sich doch immer erst nach dem Souper.
Denn nun werden alle sogenannten Talente aufgeboten, die Gesellschaft zu
unterhalten, und Ihr müßtet nur sehen wie amüsant es ist, dabei das Ge-
bahren der verschiedenen Nationen zu beobachten. Am meisten in unfrei-
williger musikalischer Komik leisten die Engländer. Eines Abends, wo der
Contingent hauptsächlich dieser liebenswürdigen und künstlerisch hochbegabten
Nation angehörte, beherrschten sie auch die musikalische Unterhaltung, indem
sie sich mit jener edlen Wohlerzogenheit, welche den auf dem Continent
reisenden Engländern so anmuthig zu Geficht steht, in den Vordergrund drängten.

Habt Ihr wohl in dem köstlichen Buch der Frau Johanna Kinkel, „Hans Jbeles in London" die ergötzliche Geschichte gelesen, wie eine englische Dame aus Calcutta eigens nach London kommt, um sich die Ouvertüre zur Euryanthe einpauken zu lassen, und mit dieser Errungenschaft ausgestattet, für alle künftigen Soireen gerüstet zurückkehrt? (Natürlich liest ein alter Flügel solche Bücher nicht selbst, aber ich hörte die Geschichte einmal von meinem frühern Meister erzählen.) An diese Engländerin erinnerte mich die Dame, welche nun in vollem Gescllschaftsanzuge sich von einem der Herren zu mir heranführen ließ, um mit der ganzen stolzen Langenweile Albions zwanzig Verse eines Liedes herunter zu singen, welches von seligen Leim-sieders Erben zu stammen schien. Und diese Leistung wiederholte sich genau in denselben Formen und mit demselben bocksteifen Ceremoniell in den nächsten Abenden, bis endlich einer der übrigen Gäste das heroische Mittel ergriff, der edlen Gesellschaft zuvorzukommen, sich hinzusetzen nnd mit dem energischen Vortrag der genialen Brahms'schen Variationen über das Händel'sche Thema das fade Gewinsel zum Schweigen zu bringen. Welche Wonne durchzitterte meinen alten Brustkasten, als er wieder einmal echt künstlerisch sich berührt fühlte.

Doch es würde zu weit führen, wenn ich olle ähnlichen Erfahrungen Euch erzählen wollte. Ich müßte Euch den Dilettantismus in allen seinen Schattirungen schildern, wie er sich selbst an den Größten vergreift, aber doch am liebsten bei den Niedlichkeiten der modernen Operetten sich ausruht. Bon allen musikalischen Richtungen bekommt man die manchmal bis zur Carricatur gehenden Abklatsche zu hören, und es ist oft nicht anders als wenn man Tizians Assunta oder Rafaels Siztina in Silberstift-Zeichnung wiedergeben würde. Die Klassiker, die romantische Schule, namentlich aber die Adepten der Zukunftsmusik, welche schon Heine so witzig als „Jung-katerverein für Poesiemusik" bezeichnet hat, sie alle durch einander wühlen und wüthen in meinen Saiten. Neuerdings aber mache ich doch die Beob-achtung, daß sich aus der feierlichen Oede der endlosen Melodie die Neigung der Menschen wieder in die harmlosen endlichen Melodien zu flüchten liebt, und daß die wohlfeile Kost des Rattenfängers, des Trompeters und ähnlicher Herrlichkeiten die Menge auf's Innigste erfreut.

Nur von einer der jüngsten Erfahrungen laßt mich noch melden. Es war ein Zusammenfluß einer heiteren, jugendlichen Gefellschaft, in welcher die naive Lustigkeit des echten Wiener Elements sich mit der etwas forcirten Erregtheit des „gebildeten" Berlinerthums in seltsamer Weise mischte. Eine junge Berlinerin machte die Gesellschaft in Mendelssohn'schen Liedern schwelgen, denen sie einen Vortrag angedeihen ließ, welchen ich semmelblond nennen möchte. Ihr gegenüber trug eine fesche Wienerin, die nach den Aeußerungen ihrer Umgebung vom Schlage der üppigen Goldblondinen Palma Vecchioö sein mußte, durch natürlichen Brio den Preis davon, Bertha, so wurde die Gefeierte genannt, erinnerte offenbar an das berühmte Wort jenes

schwäbischen Aesthelikers, welches ich oft hatte citiren hören: „Das Scheenschte, Greeßschte und Erhabenschte in der plaschtische Kunscht ischt der Bruschtkaschten der medicaischen Venus". Aber noch ein anderes Citat weckte in mir diese Begegnung, und ich will es Euch nicht vorenthalten, damit Ihr seht, daß auch ein alter Flügel an der literarischen Bildung, welche jetzt alle Welt beleckt, seinen bescheidenen Antheil nimmt.

Es ist eine Stelle aus dem Trauerspiel Heinrich IV. von dem großen mecklenburgischen Dramatiker Wilhelm Rogge. Heinrich liebt als Prinz die Gräfin Bertha von Nellenburg und giebt ihr diese Empfindung in folgender Apostrophe zu verstehen:

„O Bertha.
Euch, über die im Rausche der Verschwendung,
Was sie an Wundergaben hat, Natur
Hat dreimal selig hingehauchl, so daß,
Wenn Kunst jemals im Zweifel mär', was Schönheit sei,
Kennzeichen sie und Merkmal fänd' an Euch,
Klar hinzustellen den Begnff, Euch hätte sie
In dieses Busens GStterwölbung
Ein Herz gelegt, das pochend jung im lauten Lenze stumm,
Kaum in der Welt, wcltmüde, schon der Welt entsagen wollte."

Auf diese stürmische Attake begnügt sich Bertha mit einer abwehrenden Handbewegung zu antworten. Heinrich aber in seinem heißen Liebesdrang fährt also fort:

„O Bertha, lafzt meines Busens sturmkrankes Schiff
Vor Anker gchn in Eurer Schönheit Hafen!-

Worauf Bertha gekränkt erwidert:

.Prinz Heinrich, Ihr dürft nicht also zu mir reden."

lieber diese Abweisung versinkt Heinrich in tiefe Betrübniß, welcher er, den kummerschweren Kopf auf die Hand gestützt, folgenden Ausdruck giebt:

„O welch ein Träumer haust in dieser Koje!
Stirb, alt' blöd' Aug', wein' vollends blind Dich!
Weh' Dir, das, Du zum Commodore
Gesetzt wardst über dieses Hauptes Prachtgeschmader."

Als nun Heinrichs Vertrauter kommt, um ihn nach der Ursache seiner tiefen Betrübniß zu fragen, antwortet er, um ihn irre zu führen, Folgendes:

„Ha, das kommt von meiner Mutter!
Ihr, der das Schicksal trank so schamlos zu
Von seinem herbsten Saft, das,, war' ihr Blut
Wie Honig vom Humettos siisz gewesen,
Trotz allem Mimersquell im tiefsten Erdengrund
Genug der Säure blieb für Kind und Kindeskind."

Doch lassen wir Heinrich, seine saure Mutter und seine spröde Bertha und kehren wir zu unserer Bertha zurück. Sie war. das muß man gestehen, mit einer prächtigen Stimme begabt, die nur etwas zu sehr an das

Schmettern der Kriegstrompete erinnerte, und mit der sie fortwährend ver-
sicherte, daß sie „nicht grolle", während sie dann wieder eben so unermüdlich
„den Herrlichsten von Allen" anrief, dem sie sich als „niedere Magd" mit
dem Aufgebot aller Stimmmittel zu empfehlen suchte. Dazwischen aber
machte es ihr nichts aus, einige lustige Schnadahüpfl flattern zu lassen, die
den Beifall der Gesellschaft in noch höherem Grade erwarben. Im Uebrigen
nahm das Repertoire dieses kleinen, aber gewählten Kreises seine Zuflucht
zum Bettelftudenten. zum lustigen Krieg, zur Fledermaus, Boccaccio, Fatinitza
und ähnlichen klassischen Schöpfungen, Denn das Neueste und Allerneueste
war, wie überhaupt in unserer Zeit, die Parole,
Was soll ich weiter erzählen? Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was
solch ein armer alter Allerweltsflügel auszustehen hat, und was für Leiden
eine einzige Saison über ihn verhängt. Ein Schrecken ergreift mich jedes
Mal. wenn im Anfang des Sommers der Stimmer aus der nächsten Stadt
verschrieben wird, um die Dissonanzen meines Wesens in Harmonie aufzu-
lösen, wenn er brummend in meinen Eingeweiden wühlt, um wieder in
Ordnung zu bringen, was die internationale Sturmfluth der Claviertiger
aus aller Herren Länder im vergangenen Jahre an mir verbrochen hat.
Wenn der gute Mann dann fertig ist und in ungeschickten Accorden seinem
Ohre Rechenschaft über sei» Werk ablegt, so durchbebt mich ein Gefühl der
Freude über die wieder hergestellte Harmonie meines Inneren. Aber wen»
dann „das grausame Spiel" von Neuem beginnt und ich Tag für Tag zu
einer tieferen Stufe der Disharmonie herabsinke, bis zuletzt kein Ton mehr
sich selber ähnlich ist, dann kommt die ganze Verbitterung des Pessimismus
über mich, und ich frage mich, eben so unnütz und ebenso thöricht wie
manchcr menschliche Pechvogel: Womit habe ich dies verdient?
Und doch, kein Erdenloos ist so düster, daß nicht auch einmal ei»
Lichtstrahl es erhelle. Und so erging es mir neulich, daß ich eine Episode
erlebte, die mich siist mit meinem Schicksal versöhnen könnte. Eines Tages —
es war noch ganz im Anfang der Saison, und ich noch in ziemlich
ungetrübter Stimmung — fand sich eine kleine Gesellschaft im Musikzimmer
zusammen, aus welcher sich bald ein Paar löste, das die allgemeine Aus
merksamkeit zu erregen schien. Ich vernahm aus dem Geflüster, daß es ein
berühmter Professor war, nicht blos einer der ersten Rechtsgclehrten unserer
Zeit, sondern auch ein Meister ans dem Piano, begleitet von einer jungen
Dame, deren ausdrucksvolle Schönheit selbst bei den übrigen weiblichen
Gliedern der Gesellschaft ungetheilte Bewunderung fand, „Welche Anmuth
und Feinheit," so hörte ich flüstern. „Welch' wunderbare dunklen Märchen-
augen, welch' prachtvolles Haar, welch' reizendes Köpfchen! Eine wahre
Mignon! Sakontala! Suleika!" Diese und ähnliche Ausrufungen weckten
mein ganzes Interesse. Aber noch mehr steigerte sich dasselbe, als der
Professor die junge Dame dicht bei mir Platz nehme» hieß und ihr nun
ein Concert gab, in welchem er die Schätze eines fast unbeschränkten

Gedächtnisses mit den Improvisationen des Augenblickes in bunter Reihe wechseln ließ. Es war kein Virtuose, dessen Hände durch meine Tasten stürmten, sondern etwas Besseres: ein Poet und Musiker zugleich. Selbst ein so feinsinniger Kritiker wie Hanslick hätte seine. Freude an diesem Spiel gehabt. Aber es war auch wohl zu bemerken, daß ein besonderer Hauch von Begeisterung das Spiel durchglühte und daß die junge Dame der Phantasie des Spielenden ganz neue Impulse gab. Groß war der Professor besonders in der Paraphrasirung der schönsten Lieder von Schubert, Schumann und Brahms. und in unerschöpflicher Fülle strömten diese zarten und leidenschaftlichen, ergreifenden und seelenvollen Weisen aus meinen Saiten hervor. Vor allen Dingen, was eine echt musikalische Natur ausmacht: er verstand auf mir zu singen. Seine Hände wußten so kraftvoll und zugleich so weich die Tasten zu rühren, daß ich mir selbst wie verwandelt vorkam und einen Nachhall aus meinen besten Tagen zu vernehmen glaubte. Als dann Manon — mit diesem melodischen Namen hörte ich die junge Dame nennen — mit einer Stimme, die so seelenvoll wie ein Adagio von Beethoven klang, noch um etwas von Schubert bat, sagte der Professor mit herzlichem Tone:

„Ich werde Ihnen etwas spielen, worin Sie selbst wie im musikalischen Spiegelbild erscheinen," Nnd nun begann er das Impromptu Op. 90 von Schubert, dessen rührende Weise mit ihren wehmüthig dahinschwebenden Tönen ich allerdings nie mit solchem ergreifenden Ausdruck habe spielen hören. Doch genug, ich will mit diesem poetischen Eindruck schließen. Es kann ja nicht alle Tage, am wenigsten für einen alten Gebirgsflügel. Feiertag sein; aber dies war ein Feiertag, den ich nicht so bald vergessen werde.

Er und ich.

Lin Gespräch

von

Adolf Wilurandt*).

— Wien. —

' war im Mai oder Juni des Jahres 1880, in D. bei Wien, in der Villa W.; wir politisirten. Tie Nacht war warm, die Thürflügel nach dem Garten zu standen weit geöffnet; zwischen den dunklen Fichten, auf denen zuweilen blasses Mondlicht lag und in denen ein schwüler Wind rauschte, leuchtete von Zeit zu Zeit die „hohe Warte" auf, denn ein Gewitter blitzte aus der Ferne. Wir saßen um die Tafelrunde meiner lieben Gastfreunde, bei denen ich diesen Frühling verlebte. Das Gesprach war ebenso warm und schwül geworden wie die Nacht da draußen ; politische Gegensatze hatten sich an einander erhitzt. Frau Josephine, die Hausfrau, kämpfte mit mir gegen einen Dritten; „von jener Jugend, welche nie verfliegt," glühten ihr die schönen Wangen unter dem Silberhaar. Endlich stand sie auf und ging gegen den Garten zu. Ich fuhr fort, zu streiten. Durch welche Aeußerung mich mein Gegner von neuem aufgereizt hatte, weiß ich nicht mehr: was läge auch daran, wenn ich es noch wüßte. In fast sich überstürzender Rede schüttete ich mich leidenschaftlich aus, bis ich den einzigen Erfolg errungen hatte, den so ein Streit zu erreichen pflegt: der Andere blieb bei seiner Meinung, aber er verstummte. Wir erhoben uns so nach und nach und traten auf die Terrasse, lieber den Mond zogen zerrissene,

') Das b/cr folgende Gespräch war ursprünglich, vor Jahren, dazu bestimmt, mit andern autobiographischen Millhcilungen verschiedener Verfasser in einer Art von «Schriftstrllrr»Dkcamkronc" zu erscheinen. Aus diese äußere Veranlassung hin ist es entstanden: da ober jenes Ilmernchincn nicht zur Ausführung gelangt ist, gicbt vielleicht die Form dieser persönlichen Bekenntnisse ihnen ein literarisches Recht, sich als selbständige Monade vorzustellen. D, V,

flüchtige Wolken hin; das Wetterleuchten wuchs. Mein „besiegter" Gegner
stellte sich gegen eine der Säulen der Terrasse und sah mir mit stiller Verwunderung in's Gesicht.
„Merkwürdig! Ich hätte das nicht gedacht!" sagte er endlich.
„Was hätten Sie nicht gedacht?" fragte ich.
„Daß Sie sich in einer politischen Debatte so ereifern, so wild werden
könnten. Sie kommen mir ganz anders vor . . . Sie haben noch jetzt so
etwas in den Augen, das ich bei Ihnen nie erwartet hätte; etwas Fanatisches,
möcht' ich beinahe sagen. Oder vielleicht ist es nur die in der Luft angesammelte
Elektricität!"
„Vielleicht ist es nur die Elektricität." antwortete ich.
„Nein, doch nicht . . : Sie lächeln. Es ist doch nicht das allein. Es
ist eine Art von Fanatismus dabei . . . Sind Sie öfter so?"
„Nicht mehr oft; aber doch zuweilen!"
„Wie gesagt, bekehrt haben Sie mich nicht; — aber verwundert bin
ich. Ich dachte, Sie wären ziemlich indifferent in der Politik. Sie kamen mir
immer so ausgeglichen vor; so „beruhigt-ästhetisch"; so ganz dazu ängethan, in einer gewissen „inneren Harmonie" sich abzuschließen. Da kommt
dann auf einmal dieses Ungewitter. Wie wenig kennt man die Menschen."
„Wundert Sie das?" gab ich ihm zur Antwort. „Mich wundert mehr,
daß sich die Menschen so gern diese schwerste Sache, die Menschenkenntnis;,
so leicht denken. Sie stellen sich eben noch immer ihre Nebenmenschen so
gern als eine Einheit vor, die sich benennen läßt; sie vergessen gern, daß
in jedem Gehirn Viele beisammen sind, die sich nach und nach — und mehr
oder weniger — mit einander zurechtfinden. Je nach dem „Mehr" oder
„Weniger" nennen sie dann ihren Nebenmenschen harmonisch oder disharmonisch . . . Dies führt aber von der Hauptsache abi von dem edlen
Wein, den wir eben tranken Ja, liebe Franzi, ich bitte noch um ein
Glas, — und ich danke Ihnen. Also es lebe der Frieden nach dem Streit.
Ich verzeihe Ihnen, Doctor, daß Sie nicht meiner Meinung sind. Rückkehr
zur ‚Harmonie°!"
Fräulein Franzi hatte die Gläser gefüllt; wir lachten, wir vergaßen
die Politik und die Psychologie, und genossen die Wärme der Nacht und das
ferne Feuerwerk des Himmels. Indem wir zufrieden dasaßen, ward es
Mitternacht; viel zu früh, wie immer. Wir mußte» an den Aufbruch denken.
Ein Gewitter begann langsam heranzuziehen, der Mond kämpfte aber noch
mit dem Gewölk und warf sein halb verschleiertes Licht auf den Hof der
Villa, als die Herren hinaustraten, um nach Wien zurückzufahren. Ich allein
blieb draußen. Ich ließ die Wagen davonrollen; dann ging ich vom Hof
in den dunkelnden Park, meiner „Mühle" zu. Ein Haus weiter unten im
Park der Villa W.. in dem tiefer gelegenen Theil, führt den Namen „Mühle".

der ihm durchaus nicht mehr zukommt, noch aus früheren Zeiten. Es liegt so versteckt, daß man vom oberen Theil des Parks sein Dasein nicht ahnt; zwischen Bäumen und Gebüsch, auf Stufen, steigt man zu ihm hinunter und gradeswegs in den ersten Stock hinein. Darin wohnte ich; damals ganz allein. Ich wandelte also unter dem Laubgang fort, dann an den Gewächshäusern hin, durch die tiefe Stille. Alle Vögel schwiegen, der Wind regte sich nicht mehr, es war die tückische, schwüle Ruhe vor dem Wetter. Nur eine verlebte Blüthe fiel zuweilen hier und da auf die Erde nieder. Ein unbestimmter Duft kam von den Gebüschen. Der Mond sah aus der Höhe trüb, traurig, geisterhaft herab; dann verdunkelte ihn wieder das Gespinnst der Wolken.

„Sie haben so etwas in den Augen ..." Diese Worte des Doctors fielen mir ein, während ich dahinging. Sein verwundertes Gesicht stand auf einmal vor mir; und auf einmal verwunderte ich mich über mich selbst. Es gicbt so hellseherische Augenblicke, wo man sich gleichsam selber in's Gesicht sieht; wo man die verschiedenen Gestalten sieht, die wir einst gewesen ; wo das ganze Wunder und Märchen unserer Entwickelung — denn welches Menschen Entwickelung wäre nicht ein Wunder — vor unserm innere» Auge wie ein Wandelbild vorüberzieht. Ich war traumhaft erregt; die Nacht, die Schwüle, der Wein, das leidenschaftliche Gespräch von vorhin, das kommende und gehende Mondlicht wirkten auf meine Phantasie. Mir wurden jene Zeiten gegenwärtig, in denen ich oft und ernstlich „so etwas in den Augen hatte", in denen ich in der That anders war als jetzt. Wie viel anders! dacht' ich . . . Ein früheres Ich schien hinter mir her zu gehen, schien vor mir aufzutauchen. Mich überkamen ähnliche verrückte Gefühle, wie in jenen Zeiten. Endlich hatte ich die Stelle hinter dem kleinen Arbeitsschuppen der Gärtuer erreicht, wo es zum unteren Park und zur „Mühle" hinabgeht. Das Haus leuchtete weist zwischen den Bäumen durch. Ich stieg die Stufen hinunter, schloß im ersten Stock meine Thür auf und trat ein.

In den öden Zimmern, die sich lang dahinzogen, dämmerte ein ungewisses Licht. Mit leise hallenden Schritten ging ich durch die Stille, bis ich in das dritte Zimmer kam, in dem mein Bett stand. Die Fenster waren offen; hohe Pappeln und andere Bäume schaute» in regungsloser Finsterniß wie nächtlich unklare Riesengestalten herein. Ich setzte mich auf ein Fensterbrett und dachte an vergangene Dinge. Jetzt erschien wieder der Mond und beleuchtete ein sonderbares Wesen, das in der andern Ecke des Fensters, an die Wand gelehnt, mir gegenüber saß. Es war auffallend blaß und sah mir mit einem schwer zu beschreibenden Ausdruck in's Gesicht. Lange, dunkle Haare fielen ihm in den Nacken; die Wange» waren mager, fast hohl, die Nase kühn hervortretend; unter einer hohen Stirn lagen tiefe Augen, in denen ein düsteres, beinahe unheimliches Feuer leuchtete. Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick über diesen Besuch erschrak; dann kam aber eine gewisse Ruhe über mich, die mich in Erstaunen fetzte. Ich

betrachtete dieses mondbeschienene Wesen aufmerksam; es mochte fünfund-
zwanzig Jahre alt sein oder etwas mehr. Auch hatte es einige Aehnlichkeit
mit mir; größere noch mit Photographien, die ich vor Zeiten gesehen hatte. . ..
Wir blickten uns eine Weile schweigend in die Augen.
„Was willst Du bei mir?" sagte ich plötzlich.
„Dich sollte doch wohl nicht wundern," antwortete der Andere mit leiser, be-
deckter, aber deutlicher Stimme, „daß ich zu Dir komme. Erkennst Du mich nicht?"
„Ich weiß nicht. . . ."
„Doch. Du wirst mich erkennen; träume nur nicht. Ich war, eh' Du, warst."
Ich: „Also Du warst ich?"
Er: „Ja, vor Zeiten; es ist lange her, wohl an siebzehn Jahre.
Dennoch wundere ich mich, wie anders Du bist als ich. Nicht blos das
kürzere Haar, die gefüllten Wangen: der ganze Mensch, scheint mir. ist
ein anderes Ich. Dieser ruhige, genügsame, ausgebrannte Blick, dieser sanfte
träumerische Ausdruck; ja, und auch dieses milde, gelassen studirende, über-
legene Lächeln, mit dem Du mich betrachtest ... Es scheint, so recht gefalle
ich Dir nicht. Wozu uns Etwas vormachen, wir unter uns; — Dn gefällst
mir auch nicht. Sv zufrieden scheinst Du mir mit Deiner Denkerruhe.
Deinen Phantasicen, Deinen Dichterkünsten. Wo ist das wilde Feuer hin,
das mich beseelte? Wo sind die Leidenschaften, die mich ruhlos machten:
die politische Gluth, die die Kaltherzigen .Fanatismus' nennen, der vater-
ländische Schmerz und Grimm, der mir Thronen in die Augen trieb, -—
all diese überschwänglichcn Gefühle, die mein Herz verzehrten? Sieh, wie
wir uns hier gegenübersitzen: Tu, der Lebende, was hast Du aus mir
gemacht? Einen ,stillcn Künstlers einen ,ästhetischcn Menschen', der sich
am Leben abgekühlt hat, wie die feurige Lava an der Luft; der sich
Harmonischer' zu machen glaubte, indem er mich von sich ausstieß —"
Ich: „Ueberhebe Dich nur nicht. Wer bist Du? Ich war im Keim
früher da als Du. Lang' eh Du erwachtest, rührte sich der .Künstler'
in der Knabenseele. Stammelte doch schon das Kind in kindischen Versen
seine Zukunftsträume, seine dunkle Sehnsucht, zu werden, was ich bin, oder
was auch ich noch zu werden träume . . , Mir scheint aber, Du sprichst
von Dir wie vom ,wahren Ich'."
Er: „Kam ich nicht früh genug? Als das große Jahr, das
Achtundvierziger-Jahr den neuen Völkerfrühling aufgehen lieh, kam er nicht
auch zu uns in das stille Ländchen und in die Knabensecle'? Ich weiß
noch, wie ich erwachte, so auf einen Schlag. Throne brachen zusammen,
Völker standen auf; jede Zeitung brachte eine neue Botschaft; jede Zeitung
holte ich, frisch wie sie von der Presse kam, aus der Druckerei, und wenn
ich sie nach Haufe zu meinem Vater brachte, hatt' ich sie schon auf der
Straße, in Wind und Wetter, verschlungen. Und jeder Sieg der Freiheit
war mein eigener Sieg, jeder Triumph der .Soldateska' meine Niederlage...
Dann kamen die Zeiten — weißt Du das nicht mehr? — wo ich Dir die

Li und i cd,
,Leier aus den Händen nahm und darauf meine Freiheitslieder anstimmte; knabenhaft überschwanglich — o gewiß belächelst Du sie jetzt — aber sie verdrängten alle die girrenden Gefühle, sie waren das Höchste, das Feierlichste in der Knabenbrust; ihre Religion!"

Ich: „Ereifere Dich nicht. Ich verspotte sie ja nicht. Aber diese erste politische Begeisterung ist wie erste Liebe: sie weiß noch nicht, was des Begehrens Werth ist. sie ist nur selig, daß sie schon begehrt. Wolltest Du etwa stolz sein auf den Knabenstolz, mit dem Du die neugemählten Abgeordneten Deiner Vaterstadt auf den fackelbeleuchteten Balcon heraustreten sahst und Deinen Vater darunter? Oder auf den politischen Bund', den ihr Knaben machtet: nicht einfach rothe, sondern blutrothe Republikaner zu sein? ^ Tann kamen die bleiernen Jahre der Reaction, und Du wurdest stille —"

Er: „Du ,keimtes? wieder auf: Du mit Deiner zweiten, Deiner dritten Liebe . . . Ein schöner Ruhm: so ein bewegliches, mädchensüchtiges Herz!"

I ch: „Wenn Du nur gekommen bist, um mir Beleidigungen zu sagen —"

Er: „Nein. Aber ich will vergleichen, was ich war, und was Du..,

Wo blieb diese Anbetung des .ewig Weiblichen', als das Jahr 1859 mich wieder aus meinem Halbschlummer weckte? als ich wieder die Hand an das Steuer legte und das Lebensschiff getrost in den Strudel warf? Die Stürme der Politik waren mein Element; mich dem deutschen Volk zu widmen, das sich wieder aufschwang, das sich seiner Ohnmacht, seiner Schande zu schämen, nach Einheit und Freiheit zu begehren anfing, das war mein Ehrgeiz, das schien meine Pflicht. Ich Hab' sie auch gethan, diese meine Pflicht. Alle die dichterischen Pläne, die Du geträumt und gehegt hattest, warf ich hinter mich; die Feder sollte dem Vaterlande dienen; — Jahre lang hat sie auch nur ihm gedient. Sollte ich nicht gern jener Zeit gedenken, wo ich mit Jünglingsfeucr — als Journalist aus Patriotismus — flammende Aufsätze gegen die Unterdrücker der deutschen Nation, gegen die Beförderer unserer Schande schrieb; wo jedes Zeichen wachsenden Freiheitssinnes, zunehmenden Ehrgefühls der Deutschen mich glücklich machte; wo die Erbitterung über die Schmach, die auf einem so großen und so ohnmächtigen Bolle lag, mir jene .fanatischen' Thränen aus der Seele preßte, die der ,ruhige Bürger' freilich nicht versteht? Wo wir Gleichgesinnten Pläne schmiedeten, Schleswig-Holstein mit Gewalt zu befreien, Waffen und Freiwillige zu sammeln, in das heimlich aufgewühlte Land plötzlich, überraschend einzudringen und die Dänen hinauszujagen . . . O gewiß, abenteuerlich jugendlich war der Plan. Du, der ,ruhige Denker', magst darüber lächeln —"

Ich: „Tu irrst. Ich lächle nicht. Ganz im Gegentheil ... Ich glaube, Du sitzest da unbequem auf dem Fensterbrett. Willst Du Dich nicht drinnen im Zimmer auf den Lehnstuhl setzen?"

Er: „Ich danke Dir. Ich sitze hier ganz gut. Auch ist es für mich Keffer, so in der Luft zu bleiben . . . Wovon sprachen wir? — Ja, von

Schleswig-Holstein. — O wie sehnt' ich mich damals, für so eine gute Sache die Muskete zu tragen; — und wie unerträglich dehnte sich die Zeit, bis endlich die Stunde schlug, wo dieses Land wieder deutsch ward — und auf andere Weise, als wir fanatischen' träumten! — Unterdessen sangst Du mir immer wieder Deine Wünsche iu's Ohr. und suchtest mich auf die .Friedensinfel' der Dichtkunst zu entführen, wie jene Zauberin Armida den Rinaldo; und dachtest Wunder, was Tu dann ‚machen' würdest. Nun, was hast Du gemacht? Als ich Dir endlich die Feder überlassen hatte, um diesen dickleibigen Roman Meister und Menschen' zu schreiben, — ich war es, der das einzige Gute daran that: ich gab meinen Geist hinein, ich gab Dir die großen Freiheits-Jnteressen. die vaterländische Begeisterung und die wilde Gluth, die dem Elend der Zeit entsprach. Sage nur nicht, ich hätte Dir Dein Concept verrückt; Du. mein Lieber, Du hast den Roman verpfuscht, weil Du unreif warst, weil Dir der rechte Kunstverstcind noch fehlte. Ich gab Dir den Blitz und den Donner in die Hand, aber Du wußtest nicht damit umzugehen ; — so wie jetzt von irgend Jemand dieses Gewitter verpfuscht wird, das schon seit einer Stunde herumzieht —"

Ich: „Es scheint sich in Dir zu entladen; denn Du schlägst ja um Dich wie ein Zittcrfisch; jedes dritte Wort ist eine Beleidigung. Wenn Du Dich ein wenig mäßigen könntest, Bruder —"

Er: „Verzeih; — Du hast Recht. Es ist meine alte Unart, mich etwas rücksichtslos zu ereifern — für die gute Sache."

Ich: „Duldsamkeit ist wohl auch eine gute Sache."

Er: „Hole der Teufel die ewige Duldsamkeit . . . Aber da Du mich daran erinnerst, daß wir Brüder sind, — ich will mich zusammennehmen. Ich will nicht mehr .gewittern'."

Ich: „Das ist das erste Lächeln, das ich an Dir sehe! — Schau mich jetzt eine Weile nicht so düster an; laß uns ruhig reden. Wer jenen Roman verpfuscht hat. darüber streit' ich nicht; aber so wahr ich lebe, es war unsere wunderbarste Zeit, als er zu Ende kam; als wir in Frankfurt in der Gallus-gasse, wir feindliche» Brüder' friedlich mit einander lebten, — Du für die Politik, ich für die Kunst! Du führtest Morgens die Feder für den Sechsunddreißiger-Ausschuß' der deutschen Nation, schriebst Deine Flug-schrift an das Volk ‚Für Schleswig-Holstein', die durch deu Ausschuß iu's Land ging; ich schrieb Nachmittags an meinen ‚Geistern und Menschen' — und die Nervenkraft, die der Eine nicht verbrauchte, zehrte der Andere auf. So saßen wir da hinten in dem öden Haus, über dem verlassenen Hof —'

Er: „Ich war ganz zufrieden: denn es war ein patriotisches Haus. Für die gute Sache hatte man es unS zur Verfügung gestellt, ehe es nieder gerissen ward —"

Ich: „Aber öde war's. Niemand in dem großen Haus, in der endlosen Zimmerreibe, als Du und ich. Fledermäuse unsere einzige Gesell-schaft; wenn ich Abends mit heißem Nopf noch saß und schrieb, schwirrten

sie aus den Dachrinnen auf. huschten um die Fenster. Und Du, Bruder,
Du mit dem Cassius-Gesichl und dem Brutus-Blick, Du sogst mir das beste
Blut aus den Adern weg . . . Wenn Du am Morgen Deine ,Pflicht'
gethan und als Schriftsteller des Ausschusses für Schleswig-Holstein Deine
.autographischen^ Correspondenzen auf's Papier gefeuert und in die Welt
geschickt haltest, kam ich und fand ein erhitztes Hirn, überreizte Nerven,
halbverbrauchte Kraft. Mit desto tollerem Eifer warf ich mich dann auf
mein Tagewerk: das verwilderte Blut tanzte mir in den Augen: die Ge-
stalten, die ich sah. die ich schaffen wollte, schwankten hin und her, wuchsen
in's Ucbermenschliche oder Unmenschliche an, und überstürzten sich in ihren
Gefühlen, ihren Reden und Thaten. Zuweilen standest Du plötzlich hinter
mir. Dein heißer Athem ging mir in den Nacken, ich begann .fanatisch' zu
denken und zu schreiben ; — und kam dann die Nacht, lag ich schlaflos da.
Rede mir nicht ein, Bruder, daß uns das gesund mar, dem Roman und
mir . . .-LLomit endete es? Der Roman ward fertig, aber der Schlaf war
hin. In den ruhelosen Nächten, in der öden Stille wurden die Meister^
in mir mächtiger als die .Menschen' ; mein Gehirn ward toll. Als jene
Todesnachricht gekommen war. die mich so tief ergriff, erwachte ich einmal
aus kurzem Schlaf durch eine Hand, die mein Bett, meinen Arm berührte;
eine Stimme sprach an meinem Ohr; und vor den Augen, die ich im Ent-
setzen aufriß, stand eine Gestalt, ein Kopf, der mich traurig ansah, dann
vor meinem starren Blick langsam rückwärts ging und weit hinten Ver-
schwand . . . Seitdem schlief ich in diesem verwünschten Haus keine Stunde
mehr. Die ganzen Nächte brannte die Lampe neben mir auf dem Tisch;
wenn ich nicht las, lag ich ewig denkend da. Ein stilles, unsinniges Grauen
kam über mein Denken. Jede Nacht entfloh etwas von dem Lebensgeist,
der mich bis dahin so beflügelt hatte; jede Nacht bröckelte ein Stück von
dem Fundament meines Daseins, meiner Gesundheit ab. Wer war schuld
daran? Tu oder ich ? — Warum schweigst Du jetzt und siehst vor Dich hin?
Vorhin sprachst Du so viel; warum sagst Tu nichts mehr?"

Er: .Ich versuchte es ja, Dich und mich wieder aufzufrischen. Als
der ,Ausschuß' beschloß, gegen die Willkür der Großmächte Oesterreich und
Preußen, die den,Augustenburger^ bei Seite stießen, um Schleswig-Holstein
für sich selber zu erobern, — als der Ausschuß eine Kundgebung des ganzen
deutschen Bolkes dagegen zu setzen beschloß und seine Sendboten ausschickte,
für den Ostertag 1^64 an allen Orten Versammlungen zu berufen —"

Ich: „Ich weiß —"

Er: „Da übernahm auchJich meine ,Provinz^ — und zugleich dacht' ich
mir: auf der Reise kommt wohl auch wieder der verlorene Schlaf! — Dos
schlug freilich fehl ..."

Ich: «Aber die Versammlungen und die Proteste kamen zu Stande,
Alle auf einen Tag; — und die Großmächte, als hätte irgendwo ein

Hund gebellt, gingen ruhig weiter — und was dann so nach und nach
zum Heile Deutschlands geschah, ihr habt's nicht gethan!"
Er: „Willst Du darum verachten, daß wir es vcrsuctiten? daß wir
ein Herz in der Brust und den Willen zur That hatten, — und daß wir
den Mächtigeren zeigten: das, das ist zu thun, und wir alle wollen's, und
nur mit der Wiederaufrichtung Teutschlands darf es enden?"
Ich: „Nein . . . Aber Du selber sahst: wir können es nicht! Und
ein Ekel ergriff Dich an diesem ohnmächtigen Reden und Schreiben, über
das die Kraft, die da war, hinwegging; und aus diesem Zirkel ohne Ende
sehntest Du Dich hinweg. Da nahm ich Dir das Steuer wieder aus der
Hand, das Tu fallen ließest, und ich trieb das Schiff. Fort aus Frankfurt,
fort aus der Politik; fort nach Italien, in der Kunst, im Ewigen
'zu leben! — Aber vor Allem wieder schlafen zu lernen ... Ich sehe
es noch wie damals, wie ich in Aschaffenburg auf der Mainbrücke stand;
elend, mit wüstem Kopf, mit einem unsäglichen Schnupfen: wohl 30 Mal
nieste ich nach einander, während ich über die Brücke ging, in den graucsten,
menschenfeindlichsten Apriltag hinein. Schnee, Regen und Hagel wechselten
mit einander ab; ein naßkalter Wind sauste mir entgegen. Auf der durch-
weichten, schlammigen Straße ging ich mühsam fort; — aber ich ging,
vom Morgen bis zur Nacht. Immer am Main entlang, gegenüber der
fichtenschwarze, schneebedeckte Spessart; das Schnupftuch — oder Schnupfen-
tuch — in der Hand, einen mächtigen- Radmantel über die Schultern ge-
hängt. Kam ich an ein Wirthshaus, so trat ich ein, mich ein wring zu
trocknen und rollien Wein zu trinken; dann wieder hinaus, auf die .Reise
nach dem Schlaf'. Die Lust am Abenteuer fing an, mir das Herz zu
wärmen; ich begann zu singen . . . Wie oft denke ich noch an jenen alten
Bauer mit dem klngcn, faltigen Gesicht, der auf der einsamen Straße mir
entgegenkam und mich wie einen Halbtollen ansah, daß ich so im Sturm
und Regen zu meinem Vergnügen wanderte nnd summte. Er blieb noch
stehen, als ich schon vorbei war, und mit einem herzlichen, liebenswürdigen
Lächeln rief er mir nach: ,Der April thnt halt, was er will!' — ,Aber
der Mensch auch!' rief ich ihm zurück. Und weiter — —"
Er: „Das war ich, der ihm das zurückrief —"
Ich: „Nun, meinetwegen warst Du es. — Aber der am Abend ein-
schlief, das war ich ... O Gott, was für ein Schlaf! — Es war noch
nicht Nacht; im Wirthshaus zu Miltenberg stand ich in meinem Zimmer,
die süßeste, göttlichste, unzweifelhafteste Müdigkeit, die sich denken läßt, lag
auf meinen Augen. Vor mir stand der Wirth und machte ein freundlich
bedenkliches Gesicht: ,Das ist das schönste Zimmer, das ich habe/ sagte er,
,aber Sie werden da schwerlich jetzt schon schlafen können: denn in dem
Saal nebenan wird gleich das Orchester seine Tanzmusik spielen; sie übrn
für morgen; morgen ist hier Ball/ Das thut mir nichts, gab ich ihm
zurück. Wenn je ein Mensch seiner Sache gewiß war, so war ich es
I

damals. . . Als nebenan die Trompeten von Miltenberg zu schmettern anfingen, lag ich eben im. Bett. Ich kann schwören, ich Hobe nicht drei Tacte gehört; als am Morgen die Sonne schien, wacht' ich wieder aus!"

Er: „Ja, ja, — Glücklicher Mensch, — — Ich glaube, auch ich schlief damals ein — um nicht zu erwachen."

Ich: „Ich glaube. Bruder, Du irrst. So wie Du da vor mir sitzest, sah auch der Mensch noch aus, der drei Wochen später in Civitavecchia an's Land stieg, um nach Rom zu fahren: auch noch so bleich wie Tu, hohlwangig, tiefäugig, mit dem langen Haar — und dem gewaltigen Mantel. Erinnere Dich, wie es uns erging: einen Garibaldiner oder Mazziiiistcn glaubten sie vor sich zu haben, die papstlichen Zollbeamten von Civitavecchia, und sie hofften in seinem Koffer politische Contrebande zu finden und durchsuchten ihn zwei Stunden lang. Jedes Buch haben sie durchblättert, in den Albums jede Photographie, jede einzeln, studirt. Endlich fanden sie wirklich eine Photographie des zerschossenen Stiefels Garibaldi'?; ein Freund in Rom hatte sie mir nach Deutschland geschickt. Die confiscirten sie mit einem sauren Lächeln des Triumphs —"

Er: „Tie kurzsichtigen Narren! Schlechte Psychologen! Nur die Hülle eines politischen Schwärmers hatten sie noch vor sich; der Mann, der darin steckte, war ein unschädlicher Knnstanbeter, der ,im Ewigen^ lebte. Ich war nicht mehr drin; — oder wenn noch ein Rest von mir nach Italien kam, dort in Italien hast Tu ihn begraben . . . Ja, mein Reich war kurz! — Ich hätt's nicht gedacht! — Wie oft Hab' ich noch gehofft, geglaubt, versucht, in Dir wieder aufzuleben — wie oft blies der Athen? meines Geistes, meines Schaffens noch in die alte Asche —"

Ich: „Freund, ich hab's gespürt. Wenn mitten in meinen Dichterrausch oder Denkerfrieden hinein ein wilder, politischer Eifer in mir laut zu werden anfing; wenn ich im Geist auf die Tribüne stieg und gewaltige Reden hielt, oder ganze Flugschriften vor mich hin sprach . . . Ich will Tir's gestehn, Bruder: oft Hab' ich gedacht, zum politischen Schriftsteller sei ich eigentlich geschaffen! Sowie Dein Geist über mich kam, schien eine desondere Kraft der Rede, ein elementares Talent in mir zu erwache»; — und vielleichthätten Du und ich vereint Aber lassen wir's. Wozu träumen von dem, was nicht ist. Ein Deutsches Reich war zu machen; das hat Jemand gemacht. Dafür ehr' ich ihn bis an meine» Tod. WaS sonst noch zu machen war, ist auf gutem Wege; nur Schwarzseher fürchte» sich im heutigen Europa vor tiefgehenden Reaktionen. Unsere Zeit braucht keinen Milton. keinen Rousseau, keinen Mirabeau; viele tüchtige, brave, gute Männer braucht sie — und der das Notwendigste ivar, der Eine Gewaltige, der ist uns geworden. Also — mich laßt thun, was ich nicht lassen kann: dichten, forschen und denken!"

Er: Ja. so hast Du wir's all die Zeit gemacht mich hinwegvernünftelt, mich hinausgeträumt, um mit Dir allein, um Dein Herr zu bleiben.

Bald warst Du der Künstler, dem die Politik zu prosaisch war, bald der Naturforscher, dessen ,Cirkel ich nicht stören sollte'; dann der Geschichtsforscher, der die Gegenwart so von Weitem, ,im Großen' ansah; dann der Philosoph, der sich in die Streitfragen des Universums vertiefte. Rührt' ich mich doch einmal, so stecktest Du mich in irgend eine Deiner Dichtungen hinein, ,lagertest mich ab', im ,Gracchus°, in den ,Dämonen' oder wo Dir's einfiel; — und so drücktest Du den elenden, verblaßten Schatten Deines früheren Ich tiefer und tiefer in einen Winkel Deines Hirns, wo er nur noch in dem langsamen, gelegentlichen, schwachen Athemzug auf wachender Erinnerungen athmet. Gut denn, ich war jung, Du bist älter geworden, über Dich herrschen kann ich nun nicht mehr; — aber denkst Du, dieser Winke l ist mir genug? Und ich soll mich darein ergeben, daß Du mich verleugnest?"

Ich: „Verleugn' ich Dich? — Schau nicht so finster drein, bleicher Kamerad. Hab' ich Dich verleugnet? — Als unsere vaterländischen Werde-Jahre kamen, als zwei große Kriege das Deutsche Reich zusammenschmiedeten, das nun, Hofs' ich, nie mehr aus den eisernen Klammern fällt, — warst Du da nicht die Seele meiner Seele, fvdaß ich nicht mehr denken, nicht mehr dichten konnte? Was bei uns oder draußen für die Freiheit geschah, Hab' ich es nicht brüderlich in Deinem Geist begrüßt? Und wenn Du einen Menschen auf der Erde weißt; dem die Freiheit des Denkens, des Fühlens und des Lebens, dem die Herrschaft der Gerechtigkeit, die Enlwickelung Aller, die Würde der Menschheit heiliger ist als mir, inniger nothwendig ist, als mir, so zeig' ihn mir, beschämt will ich ihn verehren. Wenn Du je erlebst, daß ich den nnfreien Menschen ähnlich werde, die sich vor Ihresgleichen niederwerfen; wenn Du mich je nach Titeln oder Orden, nach ,Rangerhöhung' oder ,Beförderung' trachten siehst: so komm wieder zu mir, und Wie einen Knaben sollst Tu mich führen und beherrschen. Oder wenn große Tage uns die Seele abfordern und die meine zurückbleibt; wenn die Freiheit, die Ehre, das Dasein unseres Volkes auf dem Spiele steht und ich nicht wieder Hand in Hand mit Dir begeistert, leidenschaftlich, .fanatisch' mein Herz dahingebe, meine Pflicht erfülle: dann verachte mich und verlasse mich; dann magst Du mich verleugnen!"

Er (nach einer Weile): „Bruder! — Es ist gut. — Sei ruhig; es ist schon gut. — Ich sehe doch —"

Ich: „Was siehst Du?"

Er: ,So ganz ein Andrer, als ich, bistDu nicht geworden . . . Schau, schau wie es blitzt. Da ist denn endlich das Gewitter, das nicht kommen wollte..

Ein starker Blitz fuhr herab; so unerwartet grell und leuchtend, daß er mich blendete. Hoch über den Bäumen rollte dann der Donner.

Als ich die geschlossenen Augen wieder öffnete, war das Fenster leer. „Er" war nicht mehr da. Ein feuchter Wind wehte heran und kühlte mir die heiße Stirn. Gewitterregen begann durch die Nacht zu rauschen.

Künstlerruhm und Vergänglichkeit.

persönliche Erinnerungen

von

Paul Lindau.

— Berlin, —

!, den letzten Wochen sind in den Berliner Zeitungen und Unter
Haltungen oft zwei Namen genannt worden, die ich in den heitersten
Tagen meiner frühen Jugend täglich mit Bewunderung und
Begeisterung ausgesprochen habe: Mario und Tain berl ick. Welchen
Zauber diese beiden Namen vor einem Vierteljahrhundert — es ist wirklich
ein Vierteljahrhundert her! — auf die Pariser Gesellschaft des zweiten
Kaiserreichs und vor Allem auf uns blutjunge Leute ausübten, vermag ich
kaum zu schildern; jedenfalls wüßte ich aus den Erfahrungen meines späteren
Lebens dieser unbedingten, ungetrübten und andauernden Vergötterung, wie
sie den beiden großen italienische» Sangeshelden von den Pariser Kunst-
freunden zu Anfang der sechsziger Jahre entgegengebracht wurde, kaum ein
zweites Beispiel an die Seite zu stellen.

Mario und Tamberlick wirkten damals gleichzeitig als Tenoristen an der
Italienischen Oper, die den eigentlichen Sammelpunkt der vornehmsten, ver-
schwenderischsten und genußsüchtigsten Gesellschaft bildete. Die Preise der
Plätze waren dementsprechend ungewöhnlich hohe und für einen mäßig
gefüllten Geldbeutel ganz unerschwingliche. Ich hätte mir also auch zu jener
Zeit, da ich genöthigt war, jedes Zehnsousstück dreimal herumzudrehen, bevor
ich es ausgab, den Luxus, einer Vorstellung der Italienischen Oper beizu-
wohnen, nur in den seltensten Ausnahmefällen gönnen dürfen; aber der

Paul Lindau in Berlin,
Zufall kam mir zu Hülfc. In dem Salon eines gemeinsamen Freundes
lernte ich den damaligen Leiter der Italienischen Oper, den seiner Zeit
Weitberühmten Impresario Calzado, kennen. Wir trafen da ziemlich oft
zusammen. Mein jugendlicher Musikenthufiasmus mochte ihn wohl gerührt
haben; jedenfalls bewilligte er mir eines Tages aus freien Stücken den
unentgeltlichen Einlaß zu seinem Theater. Ich machte von dieser Ver-
günstigung den umfassendsten Gebrauch und versäumte Jahre lang kaum
eine Vorstellung. An jedem Spielabende stellte ich mich an der Kasse ein,
und es wurde mir da eine Einlaßkarte entweder zu den allertheucrsten Platzen,
die gerade wegen der fabelhaften Preise bisweilen Lücken aufwiesen. oder zum
höchsten Olynip, oder, wenn das Haus ganz ausverkauft war, zur Loge des
Directors selbst angewiesen. Diese Abende in der Italienischen Oper bildeten
in Gemeinsamkeit mit denen im Thöätre fran?ais, das ich ebenfalls wöchent-
lich wenigstens ein- oder zweimal besuchte, die glänzenden Lichtpunkte i»
meinen Pariser Jugendjahren.
Die beiden Bühnen standen damals auf einer nie wieder erreichten Höhe
der künstlerischen Leistungen. Am TlMtre fran<?ais bildeten Samson, Provost.
Got, Regnier, Bressant, der damals noch jugendliche Delaunay im Verein
mit den Geschwistern Augustine und Madeleine Brohan, der Arnould-Plessn,
der Delphine Fix u. s. w. ein Zusammenspiel, wie es glänzender kaum
gedacht werden konnte; und an der Italienischen Oper hatte Calzado die
auserlesensten Sänger Italiens vereinigt: außer den beiden schon Genannten
Mario und Tamberlick, die Geschwister Graham, Roncoin, Zucchini, die
Penco, die Alboni, die schon etwas ermattete und deswegen nur noch selten
beschäftigte Frezzolini, die jugendliche Marie Battu und andere Künstler
von erster Bedeutung.
Während der ersten Jahre war unter den Tenoristen, die in Paris
sangen, Mario ganz nnbedingt der Alleinherrscher in der Begeisterung des
Publikums; erst später, als Tamberlick an seine Seite rückte, hatte er mit
diesem von ihm grundverschiedenen Künstler sich in die Lorbeeren zu tbeilen.
Mario war auch zu jener Zeit kein Jüngling mehr; er hatte das fünfzigste
Lebensjahr schon überschritten. An Tonfülle hatte seine Stimme gewiß
mit den Jahren erheblich eingebüßt, aber der wundersame Schmelz der Jugend
war ihr geblieben. Er war ein Meister seiner Kunst und im getragenen
wie im colorirten Gesänge gleichermaßen hervorragend. Was seinen Vortrag
vor Allem auszeich>iete, war der vollendete Geschmack, Dabei war er ein
wahrhaft hervorragender Darsteller, eine natürliche vornehme Eleganz war
ihm in ungewöhnlichem Grade zu eigen. Die Vorzüge seiner äußeren Er-
scheinung endlich, sein romanhaftes Vorleben und feine Abstammung vervoll-
ständigten die zu einem ungewöhnlichen Erfolge erforderlichen Bedingungen.
Mario war nämlich ein auffallend schöner Mann, von schlanker Gestalt und
mit edelgeschnittenen Gesichtszügen. Er hatte eine merkwürdige Aehnlichkcit
mit Rafael — nicht mit jenem blonden, schwärmerischen Jünglingskopfe,

der sich unserer Phantasie unwillkürlich vergegenwäNigt; Venn wir ^'ür den
idealen Schöpfer der Sixtinifchen Madonna, nach, einer Verkörperlichung
suchen, sondern mit dem männlichen, energisch,kräst>gen ^casäe!,-denz,-sA«?.en-
gebraunten Manne mit dunklen, lebhaften Augen, ^nit vollem, glänzend
schwarzem Haar und dunklem, schöngewachsenem Vollbart, wie er uns auf
dem berühmten Bildnisse „Rafael und sein Fechtmeister" in der Sammlung
des Louvre entgegentritt. So ungefähr sah Mario aus, — ein ächter
Italiener, ein Bild edler Männlichkeit.
Schon seit Jahrzehnten war er der Liebling der Pariser Musikfreunde;
seine Anfänge ragten hinein in die herrlichste Blüthezeit des italienischen
Gesangs; ihm war es noch gegönnt, sich der unvergleichlichen Künstlerver-
einigung der Rubini, Tamburini, Lablache, der Mcilibran, Pasta, Pauline
Garcia, Persiani, Grisi und Henriette Sontag anzuschließen, Mario trat
in der Italienischen Oper Rubinis Erbschaft an und tröstete die trauernden
Freunde der Oper für den Verlust jenes Sängers, den man für unersetzlich
gehalten hat. Damals war Mario noch im Vollbesitze seiner herrlichen
Stimmmittel, die selbst in ihrer Verminderung noch ihren bestrickenden Liebreiz,
ihren bannenden Zauber bewahrt hatten. Er zählte bei seinem ersten
öffentlichen Auftreten etwa dreißig Jahre, aber er hatte schon ein viel-
bewegtes Leben hinter sich.
Ter junge Marquis Guiseppe di Candia war einer der lebenslustigsten,
schönsten und von Frauenhuld verwöhntesten Offiziere der viemontcsischen
Armee. Er stand bei den Jägern in Genua, führte das flotteste Leben, gab
viel mehr Geld aus als er hatte, war wie ein zweiter Fiesco der Halbgott
der Genuesen, und die Blinden von Genua kannten seinen Tritt. Er war
beständig in allerlei Liebeshändeln verwickelt, und eines dieser galanten
Abenteuer wurde für ihn verhängnißvoll. Er knüpfte mit der Frau eines
vorgesetzten Kameraden ein zärtliches Verhältnis; an, der betrogene Gemahl
überraschte die Schuldigen, Herausforderung und Zweikampf waren die Folge,
und der schon in der Ehre Schwerverwundetc erhielt auch im Zweikampf
noch einen Stich in die Brust. Der junge Marquis di Candia wurde in
die Strafgarnison nach Cagliari auf Sardinien versetzt. Er langweilte sich
da, nahm seinen Abschied und ging nach Paris. Die Thatsachen, welche
seine freiwillige Verbannung aus dem Vaterlande verursacht hatten, schadeten
dem vornehmen, wohlerzogenen und auffallend schönen jungen Manne in
der Pariser Welt natürlich ganz und gar nicht, im Gegentheil; der junge
Marquis wurde sehr bald der Liebling in den aristokratischen Salons der
französischen Hauptstadt, und da entdeckte man neben all den Eigenschaften,
die ihn der Beachtung der verwöhnten Gesellschaft schon ohnehin empfahlen,
noch eine ganz ungewöhnliche Gabe: seine bezaubernde Tenorstimme, die sich
schon in der Schule der Natur zu einem wahren Wunder entwickelt hatte.
Ter junge italienische Marquis riß seine Zuhörer und besonders seine Zu-
Hörerinnen zu wahrer Begeisterung hin, und sein Ruhm verbreitete sich schnell

in alles.-Salons, d«? vvrnehmen Welt. Da hörte ihn auch der damalige Direktor'd'er französisöhen"Großen Oper. Duponchel, und dieser war von der..ZWnft:Zes'WyMrS H vallkommen überzeugt, daß er, nachdem er eine einzige'Nummer von'ihm hatie singen hören, ihn bei Seite nahm und ihm ein Engagement für die Große Oper mit einem Jahrgehalte von 18000 Francs vorschlug; außerdem sollte er auf Kosten der Großen Oper in der Gesangskunst ausgebildet werden. Der junge Marquis hatte nur Schulden und von väterlicher Seite später nur auf ein geringes Vermögen zu rechnen. Er entschloß sich kurz und gut und nahm das Anerbieten an.

Seine Familie war mit diesem Entschlüsse sehr unzufrieden, namentlich sein Vater, der General der piemontcsischen Armee war. Der König von Sardinien selbst widersetzte sich — wie im Allgemeinen Theater-Lexikon von 1839 verzeichnet steht — dem Vorhaben seines früheren Offiziers; aber vergeblich. Dieser legte den Degen bei Seite und ging auf die Bühne, Nach derselben Quelle wäre noch eine andere Schwierigkeit zu überwinden gewesen: die wahrhaft krankhafte Scheu des jungen Mannes vor dem Publikum. Man habe ihn — so wird berichtet — förmlich für's Theater züchten und ihn nach und nach durch Zulassung von immer mehr Zuhörern zu den Proben an ein volles Haus gewöhnen müssen.

Seinen altadligen Namen hatte er nun mit dem Namen Mario vertauscht, und nachdem er zwei Jahre am Conscrvatorium studirt, trat er am 2. December 1838 zum ersten Mal in „Robert der Teufel" auf, mit großem Erfolge. Der feinsinnigste Kritiker jener Zeit, Theophile Gautier, schrieb über dieses erste Auftreten Folgendes:

„Ter junge Marquis di CandiS hat sich den Theaternamen Mario beigelegt, einen romanhaften Namen, der an die zierlichen Lustspiele des vorigen Jahrhundeits und an die italienische Komödie anklingt und der für den Träger ganz geeignet erscheint: einen schönen, jungen Mann mit schwarzen Auge», mit wohlgezeichnetem Profil, von elegantem Wüchse — mit einem Worte, einen ersten Liebhaber, wie ihn sich junge Mädchen erträumen. Sein Erfolg ist ein unbestrittener und einstimmiger gewesen. Unser Sänger mußte in der That seltene Eigenschaften besitzen, um nach all dem phantastischen Gerede, das seit einem halben Jahre unsere Blätter durchlief, nicht Fiasco zu machen. Die öffentliche Neugier war dermaßen angespannt, daß es sehr schwer war, derselben zu genügen. Aber der Sänger Mario ist dem Marchese di Candia gerecht geworden. Herr Mario hat eine frische, reine, sammtweiche Stimme von wunderbarer Jugend und edlem Klange, wie eine Nachtigall im Hain. Besonders Hervorragendes leistet er. wenn er zärtliche Gefühle ausspricht: Liebe und Schwermuth, Sehnsucht nach dem fernen Vaterlande, und alle süßen Geheimnisse der Seele. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß ihm die Kraft und Energie abgehe, im Gegentheil! Der eigentliche Charakter seines Talentes ist jedoch vorwiegend elegisch. Er hat in seinem Wesen etwas romantisch Schäferhaftes; so könnte

man sich einen griechischen Hirten vorstellen, der zu Füßen des Lorbeer-
baumes in rhythmischen Strophen die flüchtige Galathea besingt. Er hat
die richtige Tenorstimme, von schöner, wohlnnsgeglichener Höhe, die bis zum
hohen O reicht. Meyerbeer hat zu seiner Einführung einen besonderen
Auftritt hiiizugeschrieben — eine kurze musikalische Ansprache, die der junge
Sänger mit großem Reize vorgetragen und ihm von vornherein die
Sympathien der Hörer gesichert hat. Wir wollen bei dieser Gelegenheit
noch bemerken, daß er vorzüglich ausspricht; man versteht die Worte, als
ob er die Verse einer Tragödie vortrage. Wahrend der ganzen Oper hat
ihn der donnerartige Beifall des Publikums begleitet. Danken wir dem
Direktor, daß er uns diesen neuen Tenor entdeckt hat! Er hat sich um
das Publikum verdient gemacht, indem er in dem jungen eleganten Welt-
manne, der die Salons bezauberte, den großen Künstler richtig erkannt hat.
Tie Beharrlichkeit, die er darauf verwandt, diesen jungen Mann aus alt-
adligem Blute dazu zu bestimmen, aus der Gesellschaft auf die Bühne zu
gehen, die Opfer aller Art, die er gebracht, verdienen die vollste Anerkennung,
Der Director Dnponchcl hat unserem Publikum zwei Juwelen von unschätz-
barem Werthe, zwei musikalische Perlen gegeben: Duprez und Candia —
eine herrliche Gegenwart, eine großartige Zukunft."

Ebenso warm sind alle anderen Kritiken Gautiers über Marios Anfänge.
So schreibt er — um nur noch einige Zeilen anzuführen — über Marios
erstes Auftreten als Arnold in „Wilhelm Tell", 23, Januar 1840:

„Mario hat sich selbst übertroffen. Er war pathetisch, leidenschaftlich,
voll Enthusiasmus und Schmerz, und gleichzeitig bewährte er jene Frische,
jene jugendliche Reinheit, jene poetische Naivetät. die die besondere Eigen-
thümlichkeit seines Talentes bilden. Diese junge, gefügige, reizvolle Stimme,
die ohne Anstrengung, ohne Schreien, die heiße Leidenschast auszudrücke»
weiß, hat eincn Schauer von Entzücken hervorgerufen, und Componist und
Sänger find gleichermaßen in überschwänglichster Weise gefeiert worden."

Trotz dieser großen Erfolge blieb Mario nur kurze Zeit Mitglied der
ersten französischen Bühne. Schon im nächsten Jahre wurde er der
Französischen Oper von der Italienischen entführt, und seit jener Zeit
ist er bis Mitte der sechsziger Jahre ununierbrochen der gefeiertste Tenorist
dieser Oper gewesen und geblieben und hat sich die Verehrung und Be-
geisterung seiner schwärmerischen Anhänger in Paris, London und Petersburg
bis zum Ende seiner an Ruhm und Gewinn überreichen künstlerischen Lauf-
bahn fast unversehrt erhalten.

„Wie tanzte vor des Lcbcns Wagen
Tic lustige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne . . .
Der Ruhm mil seiner Stcincnkrone!"

Während seiner langen künstlerischen Wirksamkeit ist sein Jahresein-
kommen wohl kaum jemals unter 150 bis 200000 Francs gesunken. Für

Paul Lindau in Berlin,
die Pariser Saisonmvnate bezog er 90000 Francs und in Petersburg und
London wurde er nvch höher bezahlt.
Ein Verhältnis; der allervertrauesten Intimität, das aus besonderen Gründen
Jahre lang kein eheliches sei» konnte, aber als ein solches von der gesammten
Pariser Gesellschaft anerkannt und respectirt wurde, verband diesen Sanger mit
einer der größten italienischen Sängerinnen aller Zeiten, mit- Julia Grisi.
Beide waren in demselben Jahre geboren, beide hatten ihre ersten künstlerischen
Erfolge in der sogenannten Heroenzeit des italienischen Gesanges neben
Rubini, der Malibran und Pasta errungen. Die glänzenden Sterne um
sie waren längst erloschen, sie allein strahlten noch in hellerem Glänze.
Diese Gemeinsamkeit ihres Künstlerlooses mag nicht unwesentlich zu jenem
vertrauten Bunde beigetragen haben, den später auch die Kirche segne» sollte.
Julia Grisi, die Schwester der ebenfalls hvchbernhmteu, i» jungen
Jahren verstorbenen Giuditta Grisi, ein Geschwisterkind der ebenfalls be-
rühmten Tänzerin Carlvita Grisi, trat schon als sechSzehnjähriges Mädchen
zum ersten Mal auf und erregte durch die Pracht ihrer Stimme, durch ihr
munderbare Schulung und durch die wahrhaft klassische Schönheit, die ihr
bis zu ihrem Matronenalter treu geblieben ist. einen wahren Sturm des
Beifalls, der zunächst ihr italienisches Vaterland ergriff und sich dann auch
auf Frankreich, Rußland und England fortpflanzte. In Bologna, Florenz.
Pisa. Mailand feierte sie jubelnde Triumphe. Daß die bildschöne Sängerin
nicht blos künstlerischen Enthusiasmus entflammte, kann man sich ohne Mühe
vorstellen. Der Eifersucht eines rasenden Verliebten mußte sie sich durch
die Flucht entziehen, und längere Zeit lebte sie im Versteck bei ihrer Schwester,
die ans Corsica ei» altes Schloß besaß. Im Jahre 1832 trat sie zum
ersten Male in Paris auf, mit vollstem Erfolge. Das ernsthafteste Blatt
Frankreichs, das ,,Iou,ns1 clo8 Döbat«", sprach sich über dieses Auftreten
der Grisi mit folgenden Worten aus:
„Ein wunderbar klangvoller Mezzosopran, immer sicher, und fest, den
man immer mit dem gleichen Vergnügen hört, und ohne irgend eine An
Wandlung von Unbehagen, — Vornehmheit in der Haltung. Anmuth und
Wahrheit in den Bewegungen, ein schöner Kopf in edler Bewegung auf
einem Halse, den Bildhauer oder Maler einen Schwanenhals nennen würden. —
das sind die Vorzüge, die Fräulein Julia Grisi vereinigt, und die ihr zu
einem glänzenden Erfolge verholfen haben."
Zwanzig Jahre lang blieb die Grisi die gefeiertste Sängerin der Haupt-
städte von Frankreich, England und Rußland. Für sie hat Bellini die
„Norma" geschrieben. Sie hat diese tragische Rolle zum ersten Mal i.,
der Scala zu Mailand gesungen; und die Alten, die noch im Ausgang der
vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre von der Grisi diese Rolle
gehört haben, versichern, daß niemals die Arie der „Castu cliva" und das
große Terzett wieder so gesungen werden könnten, wie sie die Grisi gesungen

hat. Ich habe Thrcinen in die Augen der alten Pariser Musikenthusiasten
treten sehen, wenn sie von der Grisi als Norma sprachen.
‚Niemand" — schrieb ein berühmter Kritiker, — „kann sich vermessen,
nach der Julia Grisi noch die Norm« singen zu wollen. Die Norma und
die Grisi — sie sind eins, sie sind das verwirklichte Ideal! Wir machen kein
Geheimniß daraus- wenn mir eine Sängerin hören, so müssen wir zunächst
auch an ihre Schönheit denken. Wenn die verlockendsten Töne aus einem
häßlich geformten Munde quille::, so verlieren sie von ihrer hinreißenden Ge-
walt. Unsere künstlerische Freude wird dann immer durch ein wchmüthiges
Bedauern getrübt. Es ist eine Ironie der Natur, das Talent in die
Häßlichkeit einzuschließen. Freilich ist es Keffer, den herrlichen Trank aus
unschönem Gefäße, als abscheulichen Krätzer aus böhmischem Crystall zu
trinken; aber Syracuser aus einem goldenen Becher des Benvenuto, das ist die
wahre Harmonie! Die Grisi hat das seltene Glück, zugleich eine wunder-
schone Frau, eine große Sängerin und eine bewunderungswürdige Tragödin
zu sein. Ein Kops von Phidias, den sie stolz und edel auf Schultern von
Marmor trägt! Hat sie den klassischen Boden des Parthenon durchwühlt,
um da dieses edle Antlitz, so streng in den Linien, so schön in der wildesten
Leidenschast, aufzufinden, dessen klassischer Zauber nichts zu zerstören Ver-
mag? Und dieser Gesang! Wenn Ihr den wahren italienischen Gesang liebt,
einfach und frei, der alle Schwierigkeiten spielend überwindet, unfehlbar
in seiner Sicherheit und Richtigkeit — den Gesang einer menschlichen Kehle
und nicht das Getriller der Flöte, — wenn Ihr hören wollt, wie sich
Liebe, Zorn, Entrüstung und Schmerz mit den Melodien der große»
Musiker verschwistern und wie das, was bisher nur eine Oper war,
auf einmal eine Dichtung, eine Tragödie wird, dann geht in die
Italienische Oper und seht und hört die Grisi als Norma oder Semi-
romis!"

Und noch im Jahre 1855 schreibt ein Kritiker über sie:
.Die Grisi mit ihrem gebieterischen und herrlichen Kopf, ihrer Stir»
einer Königin und ihrer bewunderungswerthen Büste, die aus dem schönsten
Marmor von Paros gemeißelt zu sein scheint, hat in de» großen Rollen
der tragischen Oper keine Nebenbuhlerin hienieden zu fürchten."

Im Jahre 1854 trat sie mit Mario eine Reise durch Amerika an,
und mit Lorbeeren und Schätzen beladen kehrten sie von der Neuen Welt
heim. 1857 trat sie in Paris zum letzten Male auf. Sie wurde mit
aller Achtung, die man einer großen Vergangenheit schuldet, aufgenommen,
es wurden ihr Kränze ohne Zahl geworfen; aber sie vermochte doch nicht
mehr zu erwärmen, ihre Stimme war gebrochen. Die Engländer und Russen
zeigten sich in ihrer Verehrung dauerhafter: bis zum Jahre 1864 fang sie
im Conventgarden-Theater in London und war noch immer die gefeierte
große Künstlerin.

Im Jahre 1838 hatte sich Julia Grisi mit einem vornehmen jungen

Franzosen, G^rard de Melcy, vermählt. Die übereilte Ehe wcir eine un-
glückliche nnd wurde nach heftigen Auftritten, die zu einem Zweikampfe
zwischen Melcy und dem Lord Castleragh führten, thatsüchlich gelöst; welche
Schwierigkeiten vorhanden waren, diese Ehe auch rechtsgültig zu scheiden,'
ist mir nicht mehr gegenwärtig, aber jedenfalls war es der Grisi und Mario,
die sich später zusammenfanden, lange Jahre hindurch unmöglich, sich zu ver-
mählen. Die gesetzliche Bekräftigung und kirchliche Einsegnung dieses Bundes
konnte erst viel später, ich glaube: Ausgang der fünfziger oder Anfang der
sechsziger Jahre erfolgen.

Im November 1869 wollte sich die Grisi von Paris nach Petersburg
begeben, um sich mit ihrem dort an der Italienischen Oper engagirten
Gatten zu vereinigen. Sie mußte, da sie sich unwohl fühlte, die Reife
unterbreche» und in Berlin liegen bleiben. Hier ist sie am 28. November
1869 gestorben. Ihre Leiche ist nach Paris übergeführt worden.

Der Tod der großen vielbewunderten Künstlerin ist in unserer Stadt
völlig unbemerkt vorübergegangen. Vergeblich habe ich die Zeitungen aus
jener Zeit durchstöbert — des Todes der Grisi geschieht weder in den
politischen noch in den Fachblättern auch nur mit einer Silbe Erwähnung-,
vergeblich habe ich mich an verschiedene Behörden, an die Besitzer der mir
bezeichneten Gasthöfe, an die leitenden Persönlichkeiten derKgl. Charit« und des
katholischen Krankenhauses gewandt — es ist mir bis zu dem Augenblick, da
ich diese Zeilen schreibe, trotz aller ernsthaften Bemühungen nicht gelungen,
über die näheren Umstände, unter denen die Grisi hier gestorben ist, etwas
zu erfahren. Die große Sängerin ist klanglos in den Orkus gesunken.*)

Und Mario? Bald nach dem Tode der Grisi mußte auch er von
dem glänzenden Schauplatze seines Ruhmes abtreten. Er hatte sich Millionen
ersungen. Er hatte in Gemeinschaft mit seiner Frau ein jährliches Ein-
kommen, das an sich ein beträchtliches Capital gebildet haben würde, und
von dessen Zinsen ein anständiger Lebensunterhalt möglich gewesen wäre;
und das Künstlerpaar Mario und Grisi hat diese ungeheuren Einkünfte
während mehr als dreißig Jahren bezogen. Aber Mario, der schon in
seiner Jugend ein schlechter Rechner gewesen war und das Geld aus den,
Fenster geworfen hatte, sollte sein Lebtag keine vernünftige Wirtschaft er-
lernen; er gab das Geld noch leichter aus. als er es verdiente, und als die
Verdienste aufhörten, sah er, wie sein Capital in bedrohlicher Weise zu-
sammenschmolz. Da dachte er daran, daß er seinen und der Grisi Kindern
doch etwas hinterlassen müsse, und von dem schon sehr verringerten Ver-
mögen zweigte er 300 000 Francs ab und setzte für jedes seiner Kinder,
die er im Jahre 1874 adoptirt und denen er seinen Namen gegeben hatte.
100 000 Francs aus.

*) Im letzten Augenblicke — zu spät, um das Ergebnis? meiner Untersuchungen
für diesen Aufsatz zu verwerthcn — habe ich die verlorne Spur wieder aufgefunden.
Darüber im nächsten Hefte. P. L.

Eines dieser Kinder, die der Pariser Volkswitz mit einem hübschen Wortspiele als „Grisetten" und „Marionetten" bezeichnete, hat die verhängnißvolle Verschwendungssucht des genialen Vaters geerbt: seine Tochter Rita, die nunmehr seinen Namen: Gräfin di Candia führt, und diese ist uns in den letzten Tagen in Berlin gegeniibergetreten. Wo? Im Gerichssaale — auf der Anklagebank, einer großen Anzahl von Hotelschwindeleien beschuldigt und überführt, und verurtheilt zu achtzehn Monaten Gefängniß!
Rita, die Tochter des Mario und der Grisi. aufgewachsen in den glänzendsten Verhältnissen des fürstlichen Luxus, als verhätscheltes Kind der abgöttisch verehrten künstlerischen Größen!
Bei diesem überaus traurigen Processe haben wir auch das Ende des großen Sängers erfahren. Am 23. December 1883 ist er als elender Greis in Rom in voller Dürftigkeit gestorben. Die Verehrung einiger alte» Freunde, die ihm ein bescheidenes Jahrgehalt ausgesetzt hatten, hat diesen Mann vor dem Hunger im Alter bewahrt, Mario im Elend, auf die Mildthiitigkeit der Freunde angewiesen! Und seine Tochter Rita, die auf den gnten Namen, den sie führt, die erbärmlichsten kleinen Prellereien verübt, von Wäscherinnen, von Dienstmännern baares Geld entleiht, überall schuldig bleibt! — Es hat etwas unsagbar Trauriges! Und gan; besonders für den, der Mario noch im vollen Glänze seiner Triumphe und im üppigsten Ueberflusse gesehen hat. Und diese Gräfin Rita hat eine so merkwürdige, wehmüthige Aehnlichkeit mit ihrem Vater! Es sind dieselben großen braunen Augen, es ist dasselbe edle Profil. Ihre ursprünglich tiefschwarzen Haare sind freilich schon ergraut, trotz ihrer 32 Jahre. Ihre zierliche kleine Gestalt erinnert weder an die ihres Vaters noch an die ihrer Mutter. In ihrem ganzen Auftreten hat sie etwas Unwissendes. Zhörichtes. Unbeholfenes, Es ist gewiß keine abgefeimte Betrügerin, sie ist eben nur leichtsinnig in Geldsachen, verschwenderisch, an große Ausgaben gewöhnt, unerfahren in allen praktischen Tingen des Lebens, unfähig, das geringste für ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Und so lebt sie denn in den Tag hinein. Noch bei Lebzeiten ihres Vaters weiß sie ihn zu bewegen, ihr von dem sichergestellten Capital, das erst nach seinem Tode ihr ausgehändigt werden sollte, eine Summe nach der andern zu überlassen, so daß das Geld im Jahre 1880 voll» kommen aufgebraucht ist. Sie lebt weiter, wie sie gelebt hatte, unstät, auf Reisen. Ihr Onkel, der Bruder der Julia, der Bankier Alessandro Grisi. schickt ihr noch von Zeit zu Zeit erhebliche Summen, einmal 4000 Mark, und mit diesen gelegentlichen Zuwendungen befriedigt sie die dringlichsten ihrer Gläubiger und schafft sich wiederum Credit. Sie kann nicht glauben, daß ihr von dem Vermögen, das ihre Eltern erworben haben, und das nach einer mäßigen Berechnung sechs bis acht Millionen mindestens betragen haben muß, gar nichts mehr vorhanden sein solle, sie glaubt noch immer, daß nach dem Tode ihres Vaters erhebliche Summen auf sie fallen würden. Aber der Vater stirbt und hinterläßt nicht einen Deut,

Rita hat Schulden, sie will die Wahrheit nicht glauben, sie tröstet sich noch
immer damit, dasz sie die Schulden bezahlen und dereinst noch herr-
lich und in Freuden werde leben können; aber es kommt nichts mehr! Nnd
nun greift sie auch zu unerlaubten Mitteln, um sich Credit zu verschaffen,
und das Ende vom Liebe ist: ihre Verurtheilung zu achtzehn Monaten Ge-
fängnis; wegen zahlreicher falscher Vorspiegelungen in gewinnnütziger Absicht.
Auf alle Theilnehmer an der öffentlichen Gerichtsverhandlung, auch
auf den Vorsitzenden, den tact- und geistvollen Landgerichtsdirector Lüty.
machte es einen tiefen und schmerzlichen Eindruck, diese Gräfin Rita, die
Tochter zweier der größten Künstler des vorigen Geschlechts, die feingebildete
Dame aus edlem Blute, die der englischen, französischen, deutschen und
italienischen Sprache in gleichen! Maße mächtig ist, auf der Anklagebank zu
erblicken, und noch dazu uuter der Beschuldigimg, eine Reihe von kleinen
Erbärmlichkeiten und Häßlichkeiten verübt zu haben, bei denen weder eine
großartige Verirrung, noch die Leidenschaft irgendwie mitgewirkt haben.
So jämmerlich hätte das einst so glänzende Doppelgestirn Mario-Grisi hier
nicht ausstrahlen sollen — so nicht!
Völlig unversehrt in seiner Ehre, aber nicht minder traurig, vielleicht
noch trauriger, ist der andere große Stern des italienischen Gcsangshimmels
durch eine merkwürdige Fügung des Zufalls ganz gleichzeitig hier nieder-
gegangen: Tamberlick.
Als ich vor einigen Wochen diesen Namen wieder in der Zeitung las,
war mir ganz seltsam zu Muthe. Vor zwanzig Jahren hatte ich Tamberlick
zum letzten Mal auf der Bühne gehört mit Mario zusammen, im ,8tsbgt
inster' von Rossini.und im „Don Juan". In diese» beiden musikalischen
Werken war dein Pariser Publikum der besondere Genuß vergönnt, seine
beiden Lieblinge nebeneinander zu sehen und zusammen zu hören; denn man
hatte die musikalische Grausamkeit begangen, Mario zu Liebe, der namentlich
in den Rollen vornehmer, übermüthiger, verliebter Eskaliere Meisterhaftes
leistete — seine bedeutendsten Rollen waren daher auch der Almaviva im
„Barbier" nnd der Herzog in .Nigoletto" — die Partie des Ton Juan
für Tenor zu Irmisponiren. Das musikalische Experiment mißlang übrigens,
beiläufig bemerkt, und wurde unter dem lebhaftesten Proteste der Pariser
Musikkritiker nach kurzer Zeit abgrthan.
Seit zwanzig Jahren hatte ich von Tamberlick nicht viel mehr gehört.
Wohl war vor einiger Zeit einmal das Gerücht zu mir gedrungen, daß
der gefeierte Sänger auf einer der alten Stätten seiner rauschenden Triumphe
noch einmal aufgetreten sei, in Petersburg, und daß ihm da, wohl haupt-
sächlich aus Dankbarkeit für früher empfangene Genüsse, noch stürmische
Ovationen dargebracht worden seien. Aber in Deutschland hatte man ja
von Tamberlick überhaupt nicht viel Notiz genommen, er hatte nie bei uns
gesungen. Für mich aber war er mit Mario eine der glänzendsten Licht-
gestalten aus meinen sonnigen Jugcndtagen. Und nun sollte er wieder in

meinen Gesichtskreis treten, der leuchtende Held mit der schmetternden
Stimme! Freilich stand in den Blättern: „Ein alter Sänger, der vor
langen Jahren eine Zierde der Italienischen Oper in Paris gewesen ist."
Ach ja. vor langen Jahren! Als ich ihn zum ersten Male hörte, zählte
ich 22 Jahre, aber ich werde den Eindruck nie vergessen!
Man fragte mich hier, wie er aussehe. Ich schilderte ihn so: Eine Hünen-
gestalt, breitschultrig, mit kurzem, breitem, rundem, mächtigem Halse und einem
Stiernacken, einem energischen trotzigen Kopfe, der so ganz und gar nicht an
einen Tenor erinnert; die Haare kurz geschoren, schon ziemlich spärlich, der
Bart lang, das Auge groß, feurig und ausdrucksvoll, — ein Bild der männlichen
Bollkraft! So stand er in der Erinnerung vor meinem geistigen' Auge,
gebieterisch und stolz, neben all den herrlichen Künstlern, die damals unter
Calzados Leitung an der Italienischen Oper vereinigt waren, — eine Sonne
unter all den glanzenden Sternen, die inzwischen erblichen sind. Und damals
überstrahlte er sie Alle.
Man hatte viel, sehr viel in den französischen Blättern über ihn
gesprochen. Mit großen Erwartungen sah man seinem Auftreten entgegen.
Es war dem Director erst nach unsagbaren Mühen gelungen, den Tenoristen
zu bewegen, in Paris aufzutreten. Ealzado hatte ihn endlich durch einen
Contract mit einem monatlichen Gehalte von 30000 Francs nach Paris
gelockt. Trotz der enormen Preise Mar das Haus seit laugen Tagen ausver-
kauft. Ganz oben auf der obersten Gallerie fand ich ein Eckplätzchen. Es
war eine eine furchtbare Hitze, ein gräßlicher Aufenthalt, aber was machten
mir uns damals daraus? Wir waren jung und merkren es nicht.
Als Tamberlick als Othello auftrat, richteten sich alle Gläser auf ihn.
man hielt den Athem an. Er sang. Die Mitteltöne klangen etwas gepreßt
und gebrochen, die Höhe aber war ausfallend schön und stark; im Großen und
Ganzen bereitete die erste Arie jedoch eine gewisse Enttäuschung, und im
Zwischenacte hörte man mehr abfallige Bemerkungen als zustimmende.
Da kam im zweiren Acte das Duett mit Jagv; und nun wuchs der
Künstler mit jedem Tacte. Gewaltig im Spiel, hinreißend im leiden-
schaftlichen Vortrage! Und zum Schlüsse etwas Unglaubliches, nie Gehörtes!
Ein Schrei des tiefsten Schmerzes von so überwältigender Schönheit, wie
er wohl niemals aus einer menschlichen Kehle gedrungen ist: das berühmte
phänomenale hohe Brust-Ois. Ein Schäuer, ein Schreck, ein Entzücken
sondergleichen ergriffen den ganzen Saal; man sah sich erstaunt an. Woher
dieser Ton? Was war das? Die Leute waren wie vor den Kopf geschlagen
und warfen sich wie getroffen zurück; sie öffneten den Mund, sie trauten
ihren Ohren nicht. Dieser Ton, der, mit einer Fülle, mit schmetternder
Gewalt und geradezu sinnverwirrender Schönheit von diesem Sänger hervor-
gestoßen, die lauschende Masse tief in's Herz traf, der den Raum mit seiner
Wucht ganz erfüllte, die Gläser auf den Kronleuchtern zittern und die

Herzen beben machte, — er klang noch fort, er dröhnte noch in, Ohr, als
er längst verhallt war. Und nun brach ein Jubel los. wie ich ihn
nie vorher und nie wieder in irgend einem Theater der Welt erlebt
habe. Es war ein Schreien, ein Jauchzen, ein Brüllen, Klatschen und
Trampeln. Die Leute waren aus Rand und Band und wußten nicht, wie
sie ihrer Begeisterung Ausdruck geben sollten. Es war wie ein Wahnsinns-
ausbruch, und wenn man um sich sah, konnte man sich im Tollhause wähnen.
Es gab keinen Nüchternen, keinen Kritiker, Alle waren berauscht und ent-
rückt. Er muhte es nochmals singen und nochmals, und jedes Mal. wenn
es dem Schlüsse nahte, wenn das hohe Cis erwartet wurde, ging eine un-
beschreiblichr Bewegung durch den ganzen Saal, und sobald dieser Ton
erklang, sprangen die Leute wie gepeitscht von ihren Sitzen auf und schwenkten
die Tücher, schrieen und waren außer sich.
Und diese Begeisterung hielt Stand. Tamberlick war und blieb der
gefeiertste Mann der großen Weltstadt ; die großen Damen des Kaiserreichs
lagen ihm zu Füßen, und die höchsten Würdenträger warc» beglückt, wenn
sie ihm die Hand drücken durften. Daß man so für einen Sänger schwärmen,
ihn durchaus kritiklos bewundern könne, das ist mir nur bei Tamberlick klar
geworden. Ich versäumte keinen Abend, nn dem ich ihn hören konnte. Er
war der Erste, der in der bekannten Stretta „I)i yuslla pii-n" das hohe O
zum Schluß einlegte, das seitdem kein respectabler Tenorist mehr vermeiden
darf. Er feierte Triumphe als „Poliuto", als Arnold im „Teil", und der
Schmcrzensschrei über den geblendeten Vater im Terzett ist vielleicht niemals
ergreifender gesungen worden als von ihm. Eine feiner merkwürdigsten und
bedeutendsten Leistungen war aber der Ottavio im „Don Juan", der durch
ihn einen ganz anderen Charakter, eine ungeahnte Bedeutung erhielt, der
nicht der weichliche Nebenherläufer der Donna Anna, sondern in Wahrheit
ihr Schutz und Schirm war, — „ihr Gatte, der Vater auch ihr sein wird".
Er dominirte vollkommen in dem großen Duett des Anfangs, und die vom
Componisten ungleich mehr bevorzugte Donna Anna mußte selbst in der
herrlichen Leistung der Penco hinter diesen wahrhaft großartigen Don
Ottavio zurücktreten.
Das waren die Eindrücke, mit denen ich von Tamberlick geschieden
war. Und nun sollte ich ihn wiedersehen und Wiederhören! Und nun sagte
mir der gereifte Verstand, daß seitdem mehr als zwei Jahrzehnte vergangen
seien, daß die jugendliche Begeisterung inzwischen verglommen, und daß
Tamberlick, der schon damals kein Jüngling gewesen war. wenn er auch
zwölf Jahre weniger zählte als Mario, inzwischen doch wohl ein alter Mann
geworden sein müsse. Und ich konnte mir einen alten Tamberlick durchaus
nicht vorstellen.
Der Zufall fügte es, daß ich mit Tamberlick, noch bevor er öffentlich
auftrat, gleich am Abende seiner Ankunft aus Paris, in einem kleinen, intim

befreundeten Kreise persönlich zusammentreffen sollte! Was hätte ich wohl
darum gegeben, wenn mir diese Gunst in meinen Pariser Jugendtagen
beschieden gewesen wäre! .Was man in der Jugend wünscht, hat man im
Älter in Fülle." Die schwermüthige Bedeutung dieses Goethe'schen Wortes,
das so tröstend klingt und in Wahrheit so wenig tröstlich ist. sollte ich jetzt
wieder einmal in ihrer ganzen Herbheit empfinden.

Ich traute meinen Augen kaum, als Tamberlick in das Zimmer trat.
Hatten denn meine jugendlichen Augen die Verhältnisse so unwahrscheinlich'
vergrößert, oder war der Mann durch das Alter so grausam zusammen-
geschrumpft? Ich weiß es nicht, aber ich konnte mich von meiner Ueber-
raschung nicht erholen. Ein kleines unansehnliches Männchen, zurecht gemacht,
kahlköpfig, mit gefärbten Brauen, mit gefärbtem Bart, mit zitternden Be-
wegungen, — ein Greis, der den Mann erheucheln will, trat mir entgegen.
Aber das Auge hatte noch den alten Ausdruck bewahrt, und meiner gefälligen
Phantasie gelang es schließlich doch, dem Tamberlick. den ich mit meinen
löblichen Augen vor mir sah. jenen Tamberlick von ehedem wieder vor
meinem geistigen Auge zu substituiren; und es überkam mich eine freudige
Wehmuth, eine gewisse Rührung. Ich war glücklich, jetzt nach zwanzig
Jahren meine Hand in die seine legen zu dürfen, wie ich es mir früher so
oft gewünscht hatte, — glücklich, dem Manne sagen zu dürfen, wie er mich
' dereinst begeistert, und wie ich ihn angeschwärmt hatte. Und der alte Herr
war so gütig und liebenswürdig, so höflich und dankbar, in der ihm unbe-
kannten Stadt gleich einen Verehrer, der ihn von früher her kannte, zu
finden. Ja. er erbot sich, mir etwas vorzusingen, wenn ich ihn begleiten
wollte. Mir war es traumhaft, daß der gefeiertste Künstler seiner Zeit,
dem die damals ausschlaggebende Weltstadt huldigend zu Füßen gelegen hatte,
im engsten Freundeskreise mit meinen Clavierstümpereien fürlieb nehmen
wollte. Da wir keine Noten hatten, markirten wir zunächst die Stretta
aus dem .Trovatore". Er flüsterte mit halber Stimme, und ich versuchte
es mit der Begleitung. Es machte sich zur Roth, und ich schlug darauf die
scharfen rhythmischen Odur-Accorde des Vortactes an.

Tamberlick begann zu singen.

Ein Grauen befiel mich; ich wurde mährend der wenigen Minuten
ganz krank. Ich war so erregt, daß ich die mir zugewiesene bescheidene
Aufgabe der Begleitung nur mit äußerster Mühe lösen konnte. Ein
gänzlich gebrochenes Organ, kein Athem, kein ungetrübter Ton, die Stimm-
bänder spröde und abgenutzt — das gesangliche Stammeln eines alters-
schwachen Greises, jämmerlich und kläglich — ein Hercules von ehedem,
der. sich jetzt nicht mehr auf den schlotternden Beinen halten kann und nun
Kraftftücke ausüben will! Das war der Sänger, wie er nun neben mir
stand, das war.mein Held von ehedem! Ach, das Alter, das Alter!

,, . . . ö ässsüpsir! ö visillesss snnsmis!"

Und diese schreckliche Pause nach dem Schlüsse, dieser peinigende Zwang

irgend etwas zu sagen! Soeben war ich noch in der Erinnerung an die vergangenen Tage Feuer und Flamme gewesen, und nun, wie auf den Mund geschlagen, von tiefer Traurigkeit erfüllt, war ich genöthigt, zu den erbärmlichsten lügnerischen Redensarten zu greifen, um die grausame Wahr heit, die ich so gern verbergen wollte, wenigstens für den Augenblick zum Schweigen zu bringen. Ich fühlte etwas wie einen physischen Schmerz, einen Druck auf Stirn und Brust und war froh, daß die schwüle Stille durch die Schlagfertigkeit eines Anderen unterbrochen wurde.

Ich mag nicht von einer „tragischen Schuld" sprechen — es ift so billig, zu sagen: weshalb hört er nicht auf, weshalb thut er uns daS an? „Es giebt eben Dinge, die nun einmal so sind." Ich mag nicht darüber grübeln, mag keine Lehren geben ; ich weiß nur, daß mich die Sache grausam angepackt hat. so sehr, daß ich mich frage, ob es nicht besser gewesen würe. wenn ich ihn überhaupt nie gehört hätte; denn mir scheint, daß ich die Stunden meiner jugendlichen Begeisterung durch diese geradezu brutale Ernüchterung in meinen reiferen Jahren doch theuer habe bezahlen müssen.

Die Grifi stirbt in Berlin, ohne daß sich ein Mensch um sie kümmert; Mario stirbt in der Verarmung; die Tochter der Beiden wird vom Berliner Gerichte wegen Schwindeleien verurtheilt ; TamVerlick tritt dem Berliner Publikum als mitleiderweckende Ruine entgegen ... so gelit die Herrlichkeit der Welt dahin!

Ein sechsjähriger Briefwechsel mit
Iwan S. Turgenjew.
185S —I8S2.
Veröffentlicht
von
V W. AnnenKow
— Berlin. —
Aus dem Russischen übersetzt von A. Grebst in Petersburg.*)

^us dem Jahre 1856, d. h. dem der Veröffentlichung „Rubins" haben wir
den ersten Reisebrief Turgenjews. Er hatte sich plötzlich aus Petersburg
„ach Moskau begeben, wohin er von dem Herausgeber des „Russischen
Boten", H. Kollow, berufen worden. Dieser Brief ist recht interessant
Er zeichnet den Anfang der großen Fehde zwischen dem Schriftsteller und dem Jour-
nalisten, die selbst mit dem Tode des Einen von ihnen noch nicht ihr Ende fand.

„Moskau, den 16. Januar 18S6.

Lieber P. W. Ich bin zwar nicht mit der Bronchitis, aber doch mit kranker
Brust hier angekommen und bei dem liebenswürdigen I. I. MaSlow abgestiegen.

Bei dem großen Interesse, welches das deutsche Publikum an den Werken
und der Person Turgenjews nimmt, glaubten wir durch eine Ucbertragung dieser
Correfpondenz seine zahlreichen Verehrer zu erfreuen. Wir wandten uns daher an
den Herausgeber Herrn Annenkow, der unS in liebenswürdigster Weise die Neber-
tragung gestattete und, auf unsere Bitte, uns folgende Aufschlüsse über seine Person
und sein VerhSltniK zu Turgenjew gab: Ich gehöre wie der verstorbene Turgenjew
einem altem, ruffischen Adelsgeschlecht an und machte dessen Bekanntschaft zwei Jahre
vor der Februarrevolution 1848 in Petersburg. Er war damals ein stattlicher junger
Mann, der zwar noch nicht „Das Tagebuch eines Jägers" geschrieben hatte, aber
bereits den Beruf in sich fühlte, aus der Reihe der Dutzcnd-Scribenten herauszutreten
und sich einen besonderen Namen und eine besondere Stellung zu erobern? hieraus
erklären sich sein Selbstvertrauen, sein Eigendünkel und seine Geringschätzung Anderer,

Es erweist sich jedoch, daß ich noch eine Woche in Petersburg» häti e bleiben können
weil der Herr Redacteur des »Russischen Boten", der bereits vor sechs Wochen meine
Novelle verlangt und mir kein Wort auf meine vier Briefe, nicht einmal aus den letzten,
geantwortet, in welchem ich ihn von meiner Abreise in Kcnntnisz setzte und über die Lage
derDinge befragte—mir gestern sagen lief,, das, mein Manuskript erst nächsten Mittwoch
an mich zur Corrcctur gelangen würde. Sehen Sie, wie man die Mitarbeiter be-
lehren muß, damit sie sich nicht vergessen: Nekrassow und Krajemsky haben sich nie
zu dieser olumpischen Höhe der Unhöflichkcit verstiegen, haben nie einen kranken
Menschen gezwungen, sich 60« Werst rädern zu lassen u. s. w. Aber es geschieht
mir schon recht! Dem Gerüchte nach ist meine Novelle von der Rcdaction des .Russi-
schen Boten" als ein „Muster abgeschmackter Talcntlosigkeit" anerkannt wordm. In
dlesem Falle wäre es doch nach meiner Ansicht das Beste, sie dem Autor zurückzu-
geben. Uebrigens ist das Alles dummes Zeug."
Nach Petersburg zurückgekehrt übergab er seine Erzählung dem „Somrcmennik"
in welchem sie auch erschien: „Faust", eine Erzählung in !> Briese«. Turgenjews
Rückkehr nach Petersburg fiel zufällig mit dem verspäteten Erscheinen des ersten
Theiles von „Rudin" im Januarheft des „Sowremcnnik" 18S6 zusammen. Der
zweite Theil wurde im nächsten Heft gedruckt. Hierbei mufz ich bemerken, dasz wir
aus dem Conccptc zu „Rudin" ersahen, dasz die Novelle ursvrünglich „Eine geniale
Natur" betitelt war, dieser Titel jedoch spater ausgestrichen und von der Hand
Turgenjews in „Rudin" abgeändert worden war. Gleichzeitig erfuhren wir, dasz der
Roman in der kurzen Zeit von sieben Wochen entstanden und geschrieben worden war. Die
Notiz lautete nämlich: „Rudin" — Sonntag, den 5. Juni 185S, in Spaszkoje be-
gonnen; Sonntag, den 24. Juli 1855, dortsclbst in 7 Wochen beendet. Er erschien im
Januar- und Februarhcft des „Sowremcnnik" vom Jahre 1856. Im August des-
selben JahrcS reiste Turgenjew nach Pari«. Das war seine erste Reise nach der
Haft, Den ganzen Winter 1856/1857 hatte er nichts von sich hören lassen, endlich am
24. October 18?,7 erreichten uns die eisten Nachrichten von ihm. Der Brief trug den
die ihm so viele Feinde zugezogen und noch bis jetzt in der Erinnerung so Mancher
leben. Ganz zufällig trafen wir in Paris am Vorabend der ganz unerwarteten
Revolution 1848 zusammen, machten nun alle Erscheinungen und WechsclfSlle der
Epoche mit und sahen, wie Volksbewegungen organisirt weiden. Ich kehrte schon im
Oktober 1843 nach Ruhland zurück, Turgenjew blieb noch bis zum Jahre 1352 im
Auslande, Unsere Freundschaftsbeziehungen, die bereits in Paris begonnen hatten,
wurden noch inniger durch die Mitarbciterschaft im „Sowremcnnik", zu dessen Bestehen
Turgenjew viel beigetragen hat. Diese Zeitschrift kämpfte lange gegen die Rcaction,
die sich aller Hauptstädte des Westens bemächtigt hatte und die lediglich durch dic
Furcht der Machthaber zu uns herüberkam. Die politischen Parteien, dic dort auf
der Straße auftraten, verkündeten laut und deutlich ihr Programm und erfreuten sich auch
der Thcilnahme Derer, die ihnen bewaffnet entgegentraten. Nichts derartiges rrug sich
bei uns zu. Tiefes Schweigen, blinder Gehorsam herrschten überall. Es mußte ei»
Beispiel statuirt und ein passendes Opfer gefunden werden. Bei der herrschenden Stille
ragte über alle anderen Köpfe einer hervor, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich
lenkte. Diesen traf der Streich. Unter einem geringfügigen Vorwande wurde Turgenjew
verhaftet und nachdem er einen ganzen Monat im Gefängnis, verbracht, auf's Gni
(im Orlow'schen Gouvernement) verbannt mit dem strengen Befehl, die beiden Residenzen
nicht zu betreten. Hier begann unser freundschaftlicher Briefwechsel, der bis zum Jahre 1883
dauerte, erst mit dem Tode meines Freundes endete und nur durch seine Besuche in
der Heimat und meine Ezcursionen zu ihm in's Ausland unterbrochen wurde, wo er
sich seit dem Jahre 1858 niedergelassen hatte und — wie bekannt — im Hause der
Frau Viardot Garcia starb.

Stempel.,lZoso? su Lris" und kam aus dem uns unbekannten Orte „Courtavncl",
der sich als Schloß oder Villa der Frau Viardot erwies. Turgenjew schrieb:
„Courtavncl, 5. October (23. Sept.) 1857.
Mein lieber A. In diesen Tagen erhielt ich einen Brief von Nekrassow mit
der Beilage des Circulairs über die Herausgabe des Almanachs für die Familie
Belinskijs: da ich ihm aber vor Kurzem geschrieben, so ziehe ich es vor, mich hiermit
an Sie zu Menden. Sagen Sie vor allen Dingen Nekrassow, daß ich ihm zwei
Arbeiten verspreche — entweder eine Novelle oder eine Erzählung und „Erinnerungen"
über B—kij. Ich traue meinen Augen nicht, — hat man wirklich endlich erlaubt,
einen Almanach mit dem Nanien Belinskij auf den, Titelblatt herauszugeben!
Wie dem auch sei, ich werde mit Vergnügen diesen Karren mit ziehen helfen.
Ihr I. T."
Fast gleich darauf kam ein zweiter Brief von Turgenjew aus Rom,
„Rom, 31. Octobcr (12. Nov.) 1S57,
Mein lieber A. Ihr Schreiben Hot mich sehr ersreut und ich hoffe, daß
unser Briefwechsel wieder ein lebhafter werden wird. Da sind es nun bald zwei
Bochen, daß ich in Rom bin.
Ich habe hier die Bekanntschaft des Künstlers Iwanow gemacht und sein
Bild gesehen. Der Tiefe der Gedanken, der Kraft des Ausdrucks, der sorgfältigen
und energischen Ausführung nach, nimmt es den ersten Rang ein. Er hat nicht
umsonst 2ö Jahre seines Lebens darauf verwandt. Doch hat es auch Mängel:
das Colorit ist im Ganzen trocken und grell, es herrscht keine Einheit, es fehlt
ihm di>? Luft auf den ersten Blick. <Die Landschaft ist nur schön aus der Ent-
fernung.) Alles ist so seltsam bunt und gelb. Trotzdem bin ich überzeugt, daß
das Bild einen liefen Eindruck machen (es werden sich Fanatiker finden, wenn auch
wenige) und hauptsächlich das Signal geben wird, dem Brülom'fchen Marlinismus')
entgegen zu wirken. Andererseits die bMntinische Schule des Fürsten Gagarm!
Der Kunst geht es noch traurig in Rußland. Die übrigen hiesigen russischen Künstler
sind — talentlos, Sorokin schreit, daß Rassel nichts tauge und „Alles" Sudelei
sei, dabei sudelt er selbst. Wir kennen diese nichtswürdige russische Gewohnheit.
Die Ignoranz stürzt sie überall in's Unglück. Dagegen ist Iwanow eine hervor-
ragende Begabung, ein Original, ein Denker: nur scheint es mir in letzter Zeit
nicht ganz richtig mit ihm zu sein: ein beständiges Alleinsein hat gewiß Störungen
in seinem Geistesleben hervorgerufen. Ich kann es nicht vergessen (doch das bleibt
unter uns), wie er während einer Fahrt nach Albans — ganz bleich mit erzwun-
genem Lachen — mir und Botkin versicherte, daß man ihn langsam vergifte
und er oft nicht esse u. f. w. Wir sehen ihn oft, er scheint uns zugcthan zu sein.
Die Natur hier ist entzückend erhaben, zu gleicher Zeit aber auch zart und
weiblich. Ich bin verliebt in die ewig grünen Eichen, die schirmnrtigen Pinien und
die blaßblaucn Berge, Ach! ich kann ja nur die Schönheit des Lebens mitfühlen —
miilcben kann ich selbst nicht mehr. Eine dunkle Decke ist über mich gebreitet und
HSlt mich eingeschlossen, ich kann sie nicht von meinen Schultern schütteln. Ich
gebe mir wenigstens Mühe, diese Stickluft nicht in mein Thun eindringen zu lassen,
denn wem würde es denn nützen? Auch mir selbst würde es widerwärtig werden»
Botkin ist gesund: ich sehe ihn täglich, mir wohnen aber nicht zusammen
In seinem Charakter liegt eine greisenhafte Gereiztheit — der Epikuriier ächzt und
klagt in ihm; er hat sich schon zu sehr von der Kunst ankränkeln lasse». Ganz
der Ihre I. T.
') Marlinskij war ein russischer Schriftsteller.

1,1,6 p, w, Annenkow in Berlin.
Beide Briese aus Italien haben, trotz ihrer lebhaften Darstellung der Schönheit
der ewigen Stadt, einen melancholischen Anstrich, im Vorgefühl der, dem Autor
nahenden Kranheit, doch Niemand von uns Lesern schenkte diesem Umstände Auf-
merksamkeit. Wir hatten uns schon an die Klagen Turgenjews über fein bevorstehendes
Schicksal, das nie eintraf, gewöhnt. Erst später wurde eS uns klarer. Bereits feit
18S7 begann Turgenjew an den Tod zu denken und nährte diese Idee im Laufe von
26 Jahren, bis zu seinem 1883 wirklich erfolgten Hinscheiden, indem er die ganze
Zeit hindurch, nilt kleinen Unterbrechungen, immer gesund und rüstig war. Die
Faulheit, über die er immer klagte — einen Druck im Unterleibc, hielt er sür die
Stcinkrankheit, die auch seinen Bater in'S Grab geführt. Mit der Zeit verschwanden
diese Symptome gänzlich, ohne irger.d welche Spuren zu hinterlassen. Außer einigen
Halsentzündungen, die er sich durch Erkältung zugezogen und Bronchiten litt er eigent-
lich nur an einer entsetzlichen Furcht vor der Cholera, während welcher er keine einzige
bedeutende Apotheke in Petersburg, Moskau, Paris, London unbeachict lieb, ohne
sich aus derselben Magentropfen und Magcnstärkungcn zu nehmen. Es Km auch
uor, daß er sich bei schlechter Verdauung in s Bett legte und sich als verlorener
Mensch betrachtete, es genügten einige beruhigende Worte des Arztes, um ihn
wieder auf die Beine zu bringen. Seine nie schlummernde Phantasie führte ihm nur
Leiden vor, bald glaubte er sich von einem tollen Hunde gebissen, bald vergiftet und
lachte selbst über sich, wenn der Anfall vorüber war, der ihm dann nur eine kleine
Todesfurcht zurücklieft. Co zog er es vor, bei alten Freunden abzusteigen statt in viel-
besuchten Gasthäusern. — ? ncn Monat »ach diesem letzten Brief kam noch einer
von Turgenjew aus Rom, m welchem er sich noch schärfer über Brülom aussprach.
Rom 1, (13.) December 1SS7.
Liebster P. W. Ihren Brief, der wie der Tag klar war, habe ich gestern erhalten,
ich beeile mich Ihnen denselben zu beantworten, und um nichts zu vergessen und Alles
zu sagen, theile ich meinen Brief in Capitel ein. 1) Literatur. Wahrscheinlich werden
Sie noch vor dem Empfang dieses Briefes erfahren haben, daß ich mein Schweigen
gebrochen, d. h. eine kleine Novelle geschrieben, die gestern an den „Sowiemennik"
abgegangen ist. Sie hat durchaus nichts mit der gegenwärtigen stark gewürzten
Literatur gemein, und daher wird sie wahrscheinlich fade erscheinen. Ich habe
diese Novelle hier beendet, ich fühle, daß ich noch arbeiten könnte. S) Jeremiaden
über das Schicksal. Wenn der Mensch überhaupt der Gesundheit bedarf, so ist sie
ihm von größtem Nutzen, wenn er sich dm vierziger Jahren nähert, d. h. der Zeit
seiner größten Arbeitskraft. Im Alter wird die Krankheit zur Gewohnheit, in der
Jugend ist sie interessant. Wie sollte ich denn nicht über das Schicksal klagen, das
mich mit so schrecklichen Leiden bedenkt, daß ich mich in den ewigen Juden ver-
wandelt sehe. Sie werden aus einigen Worten meine Sorgen begreifen: nach
zweimonatlichem Kampf bin ich gezwungen, mit gebrochenem Herzen mein liebes
Rom zu verlassen und weiß der Teufel wohin zu reisen, zuerst nach dem nieder-
trächtigen Wien, um mich mit Sigmund zu berathen. Das hiesige Klima hat meine
Neuralgie bis in'S Unglaubliche gesteigert, und der Arzt selbst jagt mich von hier fort.
Nun sagen Sie, ist das nicht bitter? Nicht schrecklich? Ich suche auf alle mögliche
Art den Tag der Abreise hinauszuschieben, doch länger als einen Monat von dem
heutigen Datum bleibe ich nicht hier. Diese unerhörte Krankheit fehlte wir gerade
noch. Glauben Sie mir, keine Rückblicke in die schöne Vergangenheit können hier
Trost gewähren. 3) Rom. Rom ist herrlich, herrlich. Jetzt, wo ich weiß, daß ich
mich bald von ihm trennen muß, habe ich es noch mehr lieb gewonnen. In
keiner Stadt haben Sie dieses beständige Gefühl, daß etwas Große«, Schönes, Be^
dcutsames, Ihnen so ganz nahe ist, Sic immer umgiebt und daß sie daher zu jeder
Zeil das Heiligthum betreten können. Daher arbeitet es sich hier auch nngenehmei

und die Einsamkeit wird nicht zur Last. Und dann diese wunderbare Luft und
dieses Licht! Dazu kommt, das, dieses Jabr ein phänomenales ist: jeder Tag wie
ein Heller Feiertag am Himmel und auf Erden; jeden Morgen lächelt mir beim
Erwachen der blaue Aethcr in s Fenster. Ich fahre viel mit Boitin umher.
Gestern z. B. besuchten mir die BUla Madam« — ein halb zersallens, zerstört«
Gebäude, nach den Zeichnungen Rafacls ausgeführt. Dic Schönheit dieser Bill«
ist nicht zu beschreiben^ eine prachtvolle Aussicht auf Rom, — und daß Vestibüle so
kunstvoll reich, von dem unsterblichen Pinsel RafaelS zeugend — da« man gern in
die Knie sinken möchte. In ein paar Jahren wird Alle« zerfallen — einige
Wände halten sich kaum, doch unter diesem Himmel trägt selbst die Oede und das
Zerstörte den Stempel der Schönheit und Anmuth ; — hier begreift man den Sinn
des Verses: „Meine Trauer ist hell." — Die einsamspringende Fontaine hat mich saft
zu ThrSnm gerührt. Die Seele — erhebt sich bei solchem Anblick, und reiner und
zarter klingen ihr die künstlerischen Saiten an.

Apropos, ich habe hier lebhaften Streit mit russischen Künstlern gehabt. Stellen
Sie sich vor, das. Alle (fast ohne Ausnahme, ich spreche natürlich nicht von Iwanow),
wie an der Zunge gezogen, den einen Namen „Brülow" murmeln und ohne jede
Rücksicht alle anderen Künstler — selbst Rafael — Sudler nennen. Hier befindet
sich ein gewisser Schelesnow, der Urheber dieses ganzen Geschwätzes. Ich habe
Ihnen endlich klar gemacht, dag unsere Kunst erst dann beginnen wird, wenn Brülow
wie MarlinSkij ein lodter Mann fein wird: äelsnSä «8t Lku-tK»sso, ÄelsnSu»
Sruloviu«. Brülow — dieser Phrasendrechsler ohne Ideal im Herzen, dieser Effect»
Hascher, dieser kalte und zänkische Rhetor — ist zum Idol, zum Bannerträger unserer
Künstler geworden. Man muß doch sagen, daß von Talent eigentlich bei keinem
Einzigen die Rede sein kann. Sie sind gute Zeichner, d, h. sie kennen die Grammatik
— und weiter nichts. Nur in Chudjakow ist etwas Leben, doch ist er leider unge-
blldet (ein Leibeigener), aber klug und kein Sklave — kein fauler und selbstbewußter
Sklave, wie die anderen, obgleich er auch zu Brülow schwört.

Sie haben mich durch die Mittheilung über die Einfälle Tolstojs in Erstaunen
versetzt. Das ist ein Mensch! Mit ausgezeichneten FSszen, will er durchaus auf
dnn Kopf herumgehen. Er hat Botkin vor Kurzem geschrieben: „Ich bin sehr froh,
Turgenjews Rath nicht befolgt zu haben, blos Literat zu werden." Als Antwort
darauf fragte ich ihn, was er denn sei, Offizier, Gutsbesitzer u. s. m. ? Es erweist sich, dasz
er Forstmann geworden. Ich fürchte nur, daß er sich mit diesen Sprüngen den
Wirbel seines Talents verrenkt, in feiner Schweizernovelle merkt man schon eine
starke Verrenkung. Das märe sehr schade — doch baue ich auf seine gesunde Natur.

Ihr I. T.

Seit 18K8 kehrte Turgmjem nie mehr in sein liebes Rom und in daS, von ihm
bochgepriesene Italien zurück. Wir führen hier seinen letzten Brief von dort an.

Rom. den 19. (3l.) Januar 1858.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für die mir rrtheilten Nachrichten u. s. w. In
Ihren Briefen fühlt unser Einer, der in der Ferne lebt, den Puls seiner Heimat
und seiner Gesellschaft schlagen.

Die Zerstreuungen, von denen ich Ihnen erzählt, bestehen aui einer Menne
neuer Bekanntschaften, die ich gemacht habe. Zunächst will ich der Groszsürstin
Helene Pawlomna ermähnen, mit der ich bereits einige längere Unterhaltungen gepflogen.
Sie ist eine kluge Frau, sehr neugierig und versteht es ungemein auszufragen, ohne
dabei in die Enge zu treiben; eS ist, als wenn am Ende jedes ihrer Worte ein
Korkenzieher säße — mit welchem sie aus einem die Korken herauszieht. Es ist
schmeichelhaft, aber schließlich doch etwas ermüdend. Der junge Künstler Nikitin
hat mein Bild in Aquarellfarben gemalt, Alle finden es ungemein ähnlich.

p. u>.
in Berlin,
Annenkow
Die Nachrichten über das Festessen in Moskau u. s. w. haben mich »freut
und zu gleicher Zeit etwas erschreckt. Ich glaube nicht, daß es jetzt an der Zeit wäre,
Lärm zu schlagen, Sie werden im „Sjewcr" (Nord) einen kurzen Brief von mir
finden, als Antwort auf cinen Aufsatz über dieses Fest. Es fand dort ein unge-
rechter Ausfall gegen die Slavophilen statt — als ob sie die Befreiung der Bauern
nicht wünschten, während dieselben doch am meisten dafür stimmten. Ich nehme
ihre Partei in diesem Briefe nur von diesem Standpunkte aus. Ich that es
Tscherkaskij zu Gefallen, dessen Brief nicht aufgenommen wurde. UcbrigenS wird
vielleicht auch der mcinige nicht aufgenommen. Einen freundschaftlichen Händedruck
von Ihrem I. T.
Im Jahre 1858 unternahm ich eine Reise durch Europa, im April traf ich in
Dresden mit Turgenjew zusammen. Er kam aus Wien und hielt sich für ernstlich
krank. Ich war ganz erstaunt, in dem vermeintlich zum Tode verurtheilten Menschen
einen blühenden Patienten zu sehen. Ich machte ihm meine Bemerkung darüber und
erhielt zur Antwort: „Ja sehen Sie! Die Organismen der Menschen, die einem
chronischen Leiden unterworfen sind, wie der meinige — scheinen in den gesunden
Augenblicken starker als diejenigen, die gar keine Erschütterung erlitten haben. Die
Krankheit hält innc, indem sie der Natur Zeit giebt, sich zu sättigen und zu erholen,
um dann auf dem vorbereiteten Boden mit neuer Kraft auszubrechen. Ich vermuthc
sogar, daß ich so sterben werde, das; ich Alle in Erstaunen setze/'
Im August kehrte Turgenjew nach Petersburg zurück, hier sahen wir uns wieder.
Er brachte seinen neuen Roman „Das adelige Nest" mit, den er im Auslande begonnen
Halle und den ganzen Herbst über inmitten des Petersburger Lebens und Treibens
beendete.
An einem Winlcrabende 1858 lud Turgenjew Nekrassow, Druschinin und
noch einige Literaten zu sich, um sie mit seinem neuen Werk bekannt zu machen. Er
selbst konnte es nicht vorlesen, da er sich eine starke Bronchitis zugezogen und vom
Arzte zu vollständigem Schweigen vcrnrthcilt worden war. Er nahm eine Tafel zur
Hand und verständigte sich so mit uns. Die Vorlesung des Romans wurde mir
übertragen und nahm zwei Abende in Anspruch. Befriedigt durch die beifällige Kritik
sah Turgenjew feinen Ruf als Schriftsteller, Psychologe und Sittcnmaler durch diesen
Roman endgültig festgestellt.
Was geschah aber, als er 18b» im „Sowrcmenmk" erschien? Viele halten dem
Autor Ovationen von Seiten des Publikums prophezeit, doch halte man nicht vor-
ausgesehen, wie iveit sie gehen würden. Die höchstgestellten und berühmtesten Personen
suchten seine Bekanntschaft, er wurde ein besonderer Liebling des schönen Geschlechte,
das sich für seine Romane begeisterte. Die Frauen der höchsten Petersburger Ge-
sellschaft öffneten ihm ihre Salons, zogen ihn in ihnn Kreis und vercmlaßten ihre
Väter, Männer und Brüder, sich um seine Gunst zu bewerben. Er sühlte sich bald
heimisch unter ihnen, und jeden Abend erschien er im Frack und weißer Halsbinde zu
den «»useiies und Routs und fcsjcltc Alle durch seine glänzende Nnterhaltungsgabc
und sein elegantes Französisch.
Nachdem er cinen Thcil des Winters 1858—I85S mit uns verbracht, reiste er
in's Ausland, Am 22, Juni 1359 erhielt ich einen Brief aus Bichl), der unter Anderem
Folgendes enthielt:
Sollohub wollte das „Adelige Nest" für die „Ksrus Oontemp«r»in^- über-
setze» — ein abscheuliches Journal — ich dankte für die hohe Ehre, Alles Französische
widert mich an, nnd wenn ich schon wählen muß, so halte ich es lieber mit den
französischen Gcwiirzhändlern als mir den französischen bssux-espiits. Ich wohnc
in Vicht) in einem bescheidenen Hotel, wo ich an der tubls (t'KSts mehrere französische
Gcwllrzhändler sehe, besonders iiiicrcssirt mich einer von ihnen. Er ist überzeugt

davon, daß die russischen Bauern ihre Kinder — pour Is ssr^il äu grsv.6 XK»v
<1es ?art»rs» — verkaufen! und fügte hinzu: mvnsieur! Müslis ssls ek«»b
>zus rsli^ion äe WKomsck! Ich rede es ihm natürlich nicht aus. Die hiesigen
Bäuerinnen sind sehr grob, gebrauchen aber auch oft ungewöhnlich spitzfindige Aus-
drücke. Unlängst sagte eine von ihnen, in meiner Gegenwart zu ihrem zweijährigen
Söhnchen: „Lstsns oouürs 6'auisette.' Sonderbare Verkettung der Ideen, Was
meinen Sie, P. W.? Könnte man: Lwiva I'lwli»! üvvivs 6ariväI6i! — hol's
der Teufel — Lvviv» Xspoleous! schreien? Schreiben Sie mir bestimmt sofort
nach Paris, posts restsnts, denn ich bleibe nur noch 25 Tage hier, und meinen
Brief wird die Postschnecke nicht vor einem Monat nach Simbirek bringen.

Am 1. August 18öö kam folgender Brief mit dem Stempel „üosov «n t ris'
von der Villa der Frau Viardot:

„Cvurtavnel I. (12,) August lUöii.

Liebster P,W. Ich hoffe gegen Mitte November in Moskau einzutreffen und meine»
neuen Roman aus Spaßkoje mitzubringen (wo ich bis dahin ganz zurückgezogen leben
werde), der dem Umfange nach länger sein wird als das „Adelige Nest". Wie die Aus-
führung ausfallen wird, mögen die Götter wissen. Ich muß Ihnen sagen, dasz ich an
meinem Werk so angestrengt arbeite, daß ich gar nicht weiß, was um mich her vorgeht,
mich um nichts kümmere und Ihnen daher wenig mitzuthcilen habe. Ich weiß nur,
daß morgen in Paris ein großes prätorianisch-ciisarisches Fest stattfinden soll, alle
Straßen umgewühlt, überall Triumphpforten, venclianische Masten, Statuen, Embleme,
Säulen aufgestellt und Teppiche und Blumenguirlanden ausgehängt werden. Der
Kaiser wird eine Ansprache in cäsarisch-römischcm Geiste feinen militidus halten;
so daß msxiuis, similituäo iuvenirs liebst zwischen LsIIiilln dujuses tsmporis st
ö«m»m Iräjaui oe«o«u aesllss et »lioiuW Lsli««sbsl«rum, Ich fürchte
mich, meinen lateinischen Vergleich fortzusetzen, ich weiß nicht, ob Sie ihn verstehen
werden, mein gelehrter Freund und Feind des Liberalismus. Ich bin natürlich
zur selben Zeit aus Paris weggelaufen, Ivo Hunderte von Zügen aus allen Enden
Europas mit Tausenden von Gästen, dem Centrum der Welt zueilten. Jedes
Militairfest ist mir ein Gräucl, am meisten dieses. Da werden Bajonctte, Uniformen,
grobe sergeänts äs vills und schweißtriefende Adjutanten sein, es wird heiß,
beklommen sein und stinken, «ov.au., Loanu! Es ist besser am offenen Fenster sitzen
und in den unbeweglichen Garten zu blicken, langsam die Gestalten der eigenen
Phantasie mit der Erinnerung an die entfernten Freunde und die entsernte Heimat
zu vereinen. Im Zimmer ist es frisch und ruhig, im Corridor sind Kinderstimmen
hörbar, von oben tönen Gluck'fcbc Töne . . . Was fehlt da noch?

Riehl habe ich, wie Sie, mit Genuß und mit Theilnahme gclcsm, obgleich ich
ihn von Zeit zu Zeit einen Philister nannte, Hutten werde ich auf Ihr Anrathen
lesen und Ihnen sein Bild bringen.

Botkin ist heimlich nach England hinübergegangen, wie es scheint auf die
Insel Wight, und läßt nichts von sich hören. Die Kater steigen ebenso heimlich die
Rinnen zum Dach empor. Dann und wann fallen mir russische Zeitschriften in die
Hände; schade, daß Niemand das „Russische Wort" hält. Man sagt, Grigorowitsch
habe einen interessanten Aufsatz über uns Alle geschrieben.

Ich hoffe, daß Sie den Winter in Petersburg verbringen werden, ich will
mich bemühen, keine Larungitis zu haben, und dann wird es nicht so langweilig
sein, wie im vorigen Jahre, Uebrigens ist unser Alter der Art, mein Lieber, daß
mgn schwer daran denken kann, der Langweile zu entgehen. Man kann sroh sein,
wenn einem die Augen nicht versagen und die Zähne nicht ausfallen. Ich beab-
sichtige einen Monat in Moskau zu bleiben, da mein Roman bei Kalkow erscheinen
wird. Wollen ivir diesen Monat zusammen verbringen.

Was für ein Wirrwarr in Italien! Es wäre schön, einen Monat dort zuvcr-
bringen. Nur Eins wäre dabei zu befürchten — es überkommt uns am Ende der Anger,
daß wir blos ewig Zuschauer sind — wir lassen unS hinreißen, irgend eine Dumm-
heit zu begehen — rufen plötzlich: svviva ö»ridsl^i! oder s d»sso . . . Jemand
anderes — und ehe man sich'S versieht, fallen von drei Seiten Hiebe auf unseren
Rücken, In jungen Jahren reinigt eS das Blut, im Alter ist es eine Schande od»,
wie mir ein vaterländisch bestrafter Bauer von fünfzig Jahren sagte: „nicht gerade,
daß es weh thut, aber man schämt sich vor seinem Weibe." Wir Beide haben zwar
keine Weiber, aber eine Schande bleibt eS doch.

L»,ti»! Die prätorianischc Luft wirkt auf mich, ich kann nicht ander? als
lateinisch sprechen. ^6 ckisbolum mitto multss res, <zu»rum Äenorninstiones
sunt »6 prollunciäväum ckiköciles. Vals et m<? »ms. 5. lur^oneviu«.

Fast gleich nach! meiner Rückkunft vom Lande erhielt ich folgende seltsame
Notiz von Turgenjew in Petersburg.

Donnerstag Abend. — Liebster P. W. Mir ist soeben etwas sehr Originelles
begegnet. Die Gräsin Lambert hat mich mit ihrem Mann besucht und mir so
unumstößlich bewiesen, daß mein Roman nichts tauge, salsch und unwahr von
A bis Z sei — daß ich ernstlich mit dem Gedanken umgehe, ihn in's Feuer zu
werfen. Lachen Sie nicht, kommen Sie lieber gegen 3 Uhr zu mir, ich werde
Ihnen ihre Notizen zeigen und ihre Gründe niittheilen. Mich hat ein solcher
Widerwillen gegen mein Produkt erfaßt, daß ich wirklich nur aus Rücksicht für Sie
— Ihrem Geschmack vertrauend — gezögert habe, dasselbe sofort zu vernichten. Kommen
Sie, berathen mir uns, vielleicht überzeugen auch Sie sich von der Richtigkeit ihres Ur
theils. Lieber die Arbeit jetzt vernichten, als sich später Vorwürfe machen. Ich schreibe
zwar dieses Alles nicht ohne einigen Acrger, aber, bei Gott, ohne jegliche Bitterkeit. Ich
erwarte Sie und schüre das Feuer im Kamin. Auf Wiedersehen. Ihr I. ?.

Das Feuer im Kamin erwies sich unnütz. Der Roman «Am Vorabend" (Helene)
erschien im „Russischen Boten» 186«.

Bald darauf reiste Turgenjew wieder nach Paris, von wo er mir Folgendes schrieb:

Paris, 12. Oktober n. St, 1«««,

.... Ich will Ihnen nur einige Worte von mir sagen. Ich habe eine Wohnung
zus <ie Rivoli 210 gemiethct und mich mit meinem Töchterchen und einer prächtigen
alten Engländerin, die mir Gott gesandt, dort niedergelassen. Ich bin fest eni-
schlössen, eifrig zu arbeiten, der Entwurf zu meiner neuen Novelle ist fertig und ich
lechze darnach, sie zu beginnen. Was herauskommen wird, weiß ich nicht; Botkin
aber, der sich hier befindet, billigt meine Idee. Ich möchte sie zum Frühjahr beenden
und selbst nach Rußland bringen. — Der „Wjek" soll mich zu feinen ernstesten Mit-
arbeitern zählen. Bitte schicken Sie mir das Programm, während der ErholungSzeit
werde ich kleine Artikel schreiben und sie so interessant als möglich herzustellen suchen.
Theilcn Sie beifolgende Notiz I. I. Panajew mit. Wenn er dm wahren
Grund kennen will, warum ich nicht mehr Mitarbeiter des „Somremennik" zu fein
wünsche — so bitten Sic ihn im Juniheft dieses Jahres der „Sowremennojc
Obosrenjc" Seite 24^, 3. Zeile von oben, die Worte Dobroljubows zu lesen, in
welchen er mich beschuldigt, absichtlich aus „Rudin" eine Carricatur gemacht zu
haben, um meinen reichen Liieraturfreunden zu gefallen, in deren Augen jeder arme
Teufel ein gemeiner Mensch ist. Das ist zu viel, ein anständiger Mensch kann nicht
Mitarbeiter eines solchen Journals sein, Ihr ergebener I. T.

Die halbironische, halb herausfordernde Notiz Turgenjew? an I. I. Panajew
lautete wie folgt:

1. (13.) Oct. 1860.

Liebster Iwan Jwanowitsch. Obgleich Sic aufgehört haben, die Namen ihrer

Mitarbeiter im „Somremennik" zu veröffentlichen und Ihre Aussprüche über meine Person mich vermuthen lassen, daß Sie mich nicht mehr brauchen, so bitte ich Sie doch der Sicherheit wegen, meinen Namen nicht mehr unter die Zahl Ihrer Mn-arbeiter zu setzen, um so mehr, da ich nichts Fettiges habe und meine größere Arbeit, die ich jetzt erst begonnen, für den „Russischen Bolen" bestimmt ist.

Ich habe mich, wie Sie wissen, in Paris niedergelassen. Ich hoffe, das, Sie gesund und froh sind. Ihr ergebener I. T., Paris, rus cks Rivoli 210.

Dies« Brief blieb unter meinen Papieren liegen. Ich sandte ihn aus folgenden Gründen nicht an seine Adresse. Bei dem entbrennenden Streit wollte ich nicht noch die Flamme schüren. Aber ich irrlc mich. Die Redaction deS „Somremennik" entschloß sich, die Sache zu Ende zu führen. Sie theiltc den Abonnenten bei der ZubscriptionSaufforderung in einer besonderen Notiz mit, dasz sie sich in Folge der Verschiedenheit ihrer Ansichten und Uebcrzeugungen gezwungen gesehen, den Amor der „Erzählungen eines Jägers" von der Mitarbeiterschaft auszuschließen. Der Schlag mar wohl berechnet. Dieses empörte Turgenjew, der die schriftlichen Beweise vom Gegentheil befaß. Es empörte ihn mehr als die Ausfälle des „Smistok" (Spötter), ,'ineS Beiblatts des Journals, mehr als alle anderen Sticheleien, die dasselbe enthielt; so wurde z. B. von dem modernen Schriftsteller gesprochen, der einer fahrenden Sängerin die Schleppe trage und derselben Ovationen in den Provinzialtheatern des Auslandes bereite. Turgenjew entschloß sich, diese Behauptung öffentlich zu widerlegen, und sagte folgendes im Vorwort seiner „Väter und Söhne": „Meine Freunde, rechtfertigt Euch nie, wenn man Euch verleumdet, gebt Euch nicht Mühe, Mißverständnisse aufzuklären, wünscht weder selbst zu reden, noch das letzte Wort zu haben, Thut Eure Pflichl und dann wird über Alles Gras wachsen.. .. Laßt Euch folgendes Beispiel zur Be-lehrung dienen. Während meiner literarischen Carricre habe ich nur einmal versucht, für die Wahrheit zu streiten — und zwar als die Redaction des „Somremennik" ihren Subscnbentcn anzeigte, sah sie mich der Verschiedenheit der Ansichten wegen von der Mitarbeitelschaft ausgeschlossen hätte, während ich ihr selbst gekündigt habe, worüber ich die schriftlichen Beweise besitze. Ich hatte nicht Charakterstärke genug, verkündete offen die Wahrheit und erlitt natürlich vollständiges Fiasco, besonders seitens der Jugend, deren Idol ich angegriffen. Was nützte es, daß ich Recht hatte? Ich hätte schweigen sollen. — Ich habe diese Lehre beherzigt."

Die zweite Episode aus dem Leben Turgenjews, die ihm nicht wenig Kümmer-niß bereitete, mar fein literarischer Streit mit dem Romanschriftsteller I. A. Gontscharow. Sie verdiente kaum Beachtung, wenn die Betreffenden nicht AutoriiLtsnamen be-säßen. Wir beschränken uns eigentlich nur auf die Wiedergabe des Schiedsrichter, spruches, den Turgenjew verlangte, weil er in der ganzen Angelegenheit die Absicht sah, den Erfolg seines „Adeligen Nestes" und seines „Borabends" als einen unrecht-mnhig errungenen darzustellen. Der Sachverhalt war folgender: Nach der Rückkehr von seiner Weltreise hatte I. A. Gontscharow einen Theil seines Romans „Obrym", an dem er grade arbeitete, Turgenjew vorgelesen und ihm den ganzen Inhalt des-selben erzählt. Bei Erscheinen des „Adeligen Nestes" war Turgenjew überaus er-staunt, zu hören, daß der Autor des RomanS, der später unter dem Namen „Obrym" erschien, in Turgenjews Werk eine frappante Aehnlichkeit mit einer seiner Ideen ge-funden, was er auch persönlich Turgenjew gegenüber aussprach. Turgenjew strich sofort eine Stelle seines RomanS, die ihn an eine Scenc des „Obruw" erinnerte — „und ich gab mich zufrieden" — fügte Gontschaiow in einem erklärenden Brief an Turgenjew hinzu. Bei dem Erscheinen des „Vorabends" wiederholte sich dasselbe. Nachdem Gontscharow 30 bis 40 Seiten deS RomanS gelesen, wie es in dem Brief Jmsn Alczandrorvitschs an Turgenjew vom 3. März I8ö>i lautet, drückte er dem Autor seine Theilnohmc in folgender Weise aus: „Ich freue mich, in Ihnen einen

kühnm und kolossalen Künstler anzuerkennen, als Mensch schätze ich einen edlen Zug in Ihnen — das ist die Dicnstsertigkeit, die Nachsicht und die innige Aufmerksamkeit, mit welcher Sie die Erzeugnisse Anbei er anhören, und so unter Anderem auch unlängst mein kleines Bruchstück eines Romans berücksichtigt und gelobt haben, dessen Entwurf ich Ihnen schon längst erzählt hatte." Sofort nach dem Brief begann sich in Petersburg das Gerücht zu verbreiten, das; beide Romane Turgenjews nichts als Plagiate einer noch nicht erschienenen Novelle Iwan Alexandrowitfchs seien. Dieses Gerücht drang natürlich zu den beiden Autoren und dieses mal verlangte Turgenjew ein Schiedsgericht. I. A. Gontscharom war entschlossen, sich dem Urtheil desselben unter der Bedingung zu unterwerfen, das, es sich mit keiner Untersuchungsproccdur befasse, da im letzten Falle keine juridischen Beweise beizubringen wäien, und daß sich die Richter nur dahin zu äußern hätten, ob eine äußere oberflächliche Aehnlichkeit der beiden Arbeiten bei Gontscharow im vorliegenden Falle ein Recht des Mißtrauens gegen Turgenjew motivircn könnte. Auf eine Bemerkung Turgenjews erwiderte Gontscharow mit Würde: „lieber Ihre Bermuthnng, daß mich Ihre Erfolge beunruhigen, erlauben Sic mir blos — zu lächeln." — Die Sachverständigen versammelten sich endlich in der Wohnung Gontscharoms, es waren: Dudifchkin, Druschinin und Annenkow — Leute, die sich für beide Parteien interessirtcn und nichts sehnlicher wünschten, als jeden Anlaß wegzuräumen, der die guten Beziehungen zwischen Personen, die gleiche Rechte auf Achtung und Autorilätsnamen hatten, trüben könnte. Nach Darlegung der Sache u. s, w. lautete der Spruch folgendermaßen: Da die Erzeugnisse Turgenjews und Gontscharoms auf einem und demselben russischen Boden entstanden waren, so mußten sie in einigen Verhältnissen, Ideen und Ausdrücken zusammenfallen, was die beiden Autoren rechtfertig! und entschuldigt. Gontscharow zeigte sich sehr zufrieden mit diesem Ausspruch der Sachverständigen, nicht so war es mit Turgenjew. Leicheublnssc bedeckte sein Gesicht und er sagte mit bebender Stimme: „Unsere Angelegenheit ist nun zu Ende, Iwan Alcrandrowitsch, doch erlaube ich mir noch ein letztes Wort an Sic zu richten. Unsere freundschastlichcn Beziehungen hören von diesem Augenblicke auf. Das, was sich zwischen uns ereignet hat, beweist mir deutlich, welche gefährliche Folgen aus dem collegia tischen Austausch von Ideen, aus einfach vertraulichen Beziehungen entstehen können, Ich bleibe ein Verehrer Ihres Talents und werde mich wohl noch oft desselben erfreuen, doch kann von dem Heuligen Tage ab keine herzliche Zuneigung, keine innige Offenheit wie früher zwischen uns bestehen," Indem er Allen mit dem Kopfe zunickte, verließ er das Zimmer. Die Sitzung war damit beendet. Später, im Jahre versöhnten sie sich bei der Beerdigung des einen der Experten — Druschinins.

Im Jahre 186« reiste ich wieder in das Ausland und erhielt in Berlin folgenden Brief von Turgenjew:

Pari«, «. Juni lS60.

Botkiii ist hier, sonnenverbrannt, gesund und seclcnvergnügt wie ein Kind, aber doch auch nicht ohne heftige nervöse Anfälle: so hätte er beinahe meinem Schneider einen Schlag versetzt, weil er mir einen Rock mit einer Taille machen wollte. Der Schneider entschuldigte sich zitternd, Wassilij Pctrowiisch aber verfetzte »it>> s »itbsrirlz smile: N»is v'sst uns iiilsmie, moosieur. Tolstoj und Kruse sind hier und auch Marko-Wowtfchok,') Sie ist ein poetisches Geschöpf — nur von der Leidenschaft der Selbstzerstörung angestcckt: sie arbeitet, daß die Fetzen von ihr fliegen.... Sic will auch im August nach Wight. Unser Collegium wird so groß sein, daß wir wirklich daran denken könnten, bei dieser Gelegenheit diese Insel zu erobern. Auf Wiedersehen Ihr I.. T.

") Marko-Wowtfchok war eine russische Schriftstellerin,

In Sirna erhielt ich einen Brief aus Soden.
Soden, den 8. Juli 186«.
Liebster P. W. Eben erhielt ich Ihren Brief. Ihre Mittheilungen 'haben
mich sehr interelsirt. Was wäre aus uns geworden, wenn man Sie erschossen hätte,
da sie sich gewiß nicht gemehrt hätten.*) Eine Kugel — ist dumm. Wir werden
unS auf der Insel Wight viel zu erzählen haben, früher werde ich Sie nicht sehen.
Mein Plan hat eine kleine Aenderung erlitten, ich bleibe bis zum 16, d. Mts.
hier und fahre dann dircct nach Courtavnel zu Frau Biardot, wo ich biS zum
ersten August bleibe, d. h. bis zum Beginn der Seebäder. Frau Biardot wünscht
es und ihr Wunsch ist mir Befehl. Ihr Sohn wäre beinahe gestorben, sie hat
Schweres durchgemacht und will sich nun in stillem Freundeskreise erholen.
Apropos vom Tode. Denken Sie sich, was ich für eine traurige Nachricht von
Pissemskij erhaltenhabc. Die hübsche reizende Frau Pollonskij's ist gestorben. Ich
kann Ihnen mein Leid kaum beschreibe», auch Ihnen wird es nahe gehen. Warum
mutzte sie sterben und verdiente nicht Pollonskij eine kleine Entschädigung iür feinen
vergangenen Kummer? Wo ist die Gerechtigkeit!
Wir führen hier ein ruhiges beschauliches Leben; mit meiner Gesundheit
steht eS ausgezeichnet, leider ist das Wetter kalt und unangenchm. Sie klagen
über Hitze — ich Hab noch nie so gefroren wie vorgestern, als ich im offenen
Wagen aus Ems nach Schmalbach zur Gräfin Lambert fuhr, wo auch Marko-
Wowtschok sich niedergelassen. Das ist eine sehr nette Frau mit sehr poetischer
Seele. Sie wird auch nach Wight und Sie müssen sie dort kennen lernen. Ver-
lieben Sie sich nur nicht! Das kann leicht geschehen, obgleich sie nicht sehr hübsch
ist. Nebrigens sind wir ja Beide, Sie und ich, Vertrocknetete Hciringscclen, auf
welche nichts Eindruck macht.
Am häufigsten sehe ich hier den Bruder Leo Tolstojs, Nikolai. Er ist ein
seltener Mensch, aber seine Lage ist eine traurige. Er hat die Schwindsucht und
ist hoffnungslos. Er erwartet seinen Bruder Leo und seine Schwester, doch weiß
Gott, ob sie kommen? Es läßt sich kaum sagen, wie ich hier müssig gehe. Tie
Finger sind so entwöhnt, daß sie wehthun, wenn ich die Feder halte. Und ich soll
ein Schriftsteller heißen! Und nun auf Wiedersehen in Wcntnor auf Wight. Ich
denke, es wird dort sehr schön sein. Bleiben Sie gesund und geben Sie sich Mühe,
Ihr rundes und niedliches Kinn über Wasser zu halten, Ihr I. T.
In Wentnor faßte Turgenjew den Plan, eine Gesellschaft zur Verbreitung
der Elementarbildung unter dem Volke zu gründen — mit Hülfe der besitzenden und
gebildeten Klassen des ganzen Reiches. Er arbeitete in aller Eile ein Projekt aus
und legte es der russischen Colonic zur Beurtheilung vor. Nachdem es in Turgenjews
Häuschen ausführlich in allen Einzelheiten durchgenommen, besprochen und verändert
morden, wurde es endlich nach vielen Verbesserungen, reiflichen Ueberlegungen u. f. w.
n. s. w. vom Ausschuß des Kreises angenommen und mit einem Circulair allen
hervorragenden Persönlichkeiten der beiden Residenzen — Künstlern, Literaten und För-
derern der Bildung — zugesandt.
Ich hotte bereits Wentnor verlassen, als ich in Aachen folgenden Brief nebst
Beilage des „Projects" und dem Circulair von Turgenjew aus Wentnor erhielt:
Wmtnor, Freitag 31. August.
Da haben Sie, theurcr Freund P. W,, ein Exemplar des „Projects" sammt
der Abschrift des Circulairs. Ich brauche Sie wohl nicht erst zu bitten, unser
„Projekt" so viel als möglich zu verbreiten, ich bin überzeugt, daß Sie ohnehin
Alle« thun werden, was in Ihrer Macht steht. Mit diesem Exemplar sind zugleich
noch zehn in die beiden Residenzen gesandt worden. Schmieden Sie das Eisen so
lange eS heiß ist! Da haben Sie die Cspic des Circulairs:

') Ich war in Sien« von Banditen überfallen morden.

p. lv. Annenkow in Berlin.
„G. H.! N, N.! .Aus dcm beifolgenden .Projcct' der Gesellschaft zuv
Verbreitung der Elementarbildung werden Sic den Zweck meines Briefes kenne»
lernen. Dieses Projekt ist von mehreren Russen, die sich zufällig in einer auK»
ländichen Stadt begegnet, versaht worden und stellt blos die Grundzüge des
Unternehmens dar. Ich hoffe, daß Sie die Idee billigen werden, die ihm zu
Grunde liegt, und demselben, Ihre Unterstützung leihen. Ich würde glücklich sein,
wenn ich bei meiner Rückkehr ^nach Rußland die hier vorgeschlagene Idee
schon genügend ausgearbeitet finden würde, um sie zur Ausführung zu bringen.
Wenn ich mich an Sie wende, brauche ich nicht viel Worte zu machen, ich bin
überzeugt, daß Sic thiitigen Antheil an einer so wichtigen Sache nehmen, oder
mir wenigstens Ihre Ansicht darüber mittheilen werden. Auch bin ich gewiß,
daß Sie für die Verbreitung der Copien unseres Projekts Sorge tragen werden.
Dieses Unternehmen betrifft das Wohl des ganzen Landes und wir müssen, wenn
möglich, die Meinung Rußlands darüber rennen. Mit aufrichtiger Dankbarkeit
würde ich jede Bemerkung und entgegengesetzte Ansicht aufnehmen. Meine
Adresse ist pcsts reswnte Paris. Ich zeichne mit vorzüglicher Hochachtung Ihr
ergebener I. T."
ES scheint mir bier nichts unnütz und überflüssig. Auf jedem Exemplar
soll bemerkt werden, daß alle Erwiderungen und Bemerkungen auf den Ramen
Turgenjew posts restsnts Paris und Annenkow - Petersburg mit Dankbarkeit
entgegengenommen werden,
Ihr I. T.
Dieses von Turgenjew angestrebte Project fand nicht den erwarteten Anklang, eö
siel schließlich in sich selbst zusammen, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen.
Glücklicher ging es dcm Projekt des Literaturfonds, der ein Jahr vorher 18S9
auf Initiative Druschinins in's Leben trat. Turgmjew interessirte sich mit ganzer
Seele dafür. Um demselben Erfolg zu sichern, veranstaltete er literarische Soireen,
reiste oft deshalb nach Moekau und jedesmal wurde sein Erscheinen auf der Estrade
mit Enthusiasmus und von dem Beifall des Publikums begrüßt.
So kam das große Jahr 1861 heran, das durch den 19. Februar, d. h. den Tag
der Aufhebung der Leibeigenschaft, die ganze sittliche Physiognomie Rußlands ver-
änderte. Damals erhielt ich folgenden Brief aus Paris:
Paris, IS. Februar 1»Sl.
Liebster P. W. Wenn mein Brief Sie erreicht, wird gewiß der große
Ukas — der Utas, der den Kaiser auf eine so hohe, edle Stufe stellt — schon
erschienen fein. Ach, wenn Sie doch die gute Idee hätten, mich durch ein Telegramm
davon in Kenntniß zu setzen. Jedenfalls hoffe ich, daß Sie Zeit finden werden,
mir mit Ihrer encu,klopädistisch-panoramaartigen Feder den Vorabend dieses großen
TageS in Petersburg und den Tag selbst zu beschreiben. Ich ärgere mich schrecklich,
daß ich Sie nicht früher um ein Telegramm gebeten, und ich tröste mich nur mit
der.Hoffnung, daß Sie selbst draufkommen werden.
In meinem Pariser Leben fällt nichts besonders Neues vor, die Arbeit schreitet
langsam fort: der Artikel für den „Wjek" wird bald fertig sein. Im öffentlichen
Pariser Leben gehen ungewöhnliche Ccondale vor sich. Der Proceß MirsS wächst
nicht mit jedem Tage, sondern mit jeder Stunde: die verbrecherischen Banquiers
(Richemont, Cohen) erhängen und erschießen sich, die Söhne der Minister (Barsche,
Fould, MagneS) haben Toulon und die zweifarbige Kleidung der Galeeren-StrSflingc
in Aussicht, Miros, der im Gefiingniß in Mazas sitzt, brüllt ö I» lottrs wie ein
wildes Thier im Käsig, Man erwartet große, finanzielle Erschütterungen. Das
italienische Schiff aber sinkt glücklich allmählich auf den Grund.
Botkin geht es besser und wir hoffen auf Genesung. Wenn Sie aber wüßten,

wie grob und . , , der Egoist bei ihm zum Vorschein kommt — es ist erstaunlich! . . ,
Ach, P, B., in jedem Menschen sitzt ein Tbier, das nur durch die Liebe gezähmt wird.
Ihr I. T.
Je mehr Zeit darüber hinging, desto ungeduldiger wurde mein Pariser Freund.
„Roch schlägt kr draus und immki noch
Todt ist der Mann im Monlel — todt."
<So hcikil'ö In nner ölten Eagc.>
Paris, dm 3. April 1861.
Ich danke, danke Ihnen, liebster P. W., daß Sie mir einen so interessanten
und belehrend« Brief über die ersten Tage nach der Veröffentlichung des Manifestes
gesandt. Einen doppelten Dank! Seit einiger Zeit scheint eS, als wenn sich die
Völker das Wort gegeben hätten, ihre Zeitgenossen und Beobachter in Staunen zu
versetzen — und das russische Volk hat in dieser Hinsicht seine Zeitgenossen fast
übertroffen. Ja, e« hat unS in Staunen versetzt, obgleich man nach reiflicher Ueber-
legung einsieht, daß da nichts zum Verwundern mar; das geschieht immer nach so-
genannten ungewöhnlichen Ereignissen und beweist nur unsere Kurzsichiigkcit. Thun
Sie mir den Gefallen und schildern Sie mir de» geistigen Zustand Rußlands. Hier
und die russischen Reisenden sehr aufgeregt und raisonnircn darüber, das; man sie
beraubt, doch ergreisen sie Maßregeln, ihre Geschäfte zu ordnen. Wahrscheinlich wird
noch in diesem Jahre die Frohnarbeit aufhören. Vorigen Sonntag hielten mir ein
Dankgebet in der hiesigen russischen Kirche ab. Der Geistliche hielt eine vernünftige,
treffliche Rede. Bor mir stand M. I, Turgenjew und wischte sich die Thränen aus
den Augen. Auch der alte Wolkonskij (ein Dekabrist) war hier. «So haben mir doch
diesen groben Tag erlebt." Dieser, Gedanke mar im Geiste und auf den Lippen Aller
Die bcmerkenswerthe Episode deS Streites mit dem Grafen Leo Tolstoi fäll«
in diese Periode. Nach dem letztermähnten Briefe nämlich begab sich Turgenjew auf
fei» Gut SpaszKje, woselbst die Scene des Zusammenstoßes stattfand.
Spaßkoje. 7. Juni 1L61.
Ich habe nicht geglaubt, «»rissimo roio ^nnsnkovi«, dafj Sie Moskau
passiren werden, ohne mir Ihre liebenswürdigen „pstte» äs inouodss" zukommen
zu lassen, ungeachtet meiner Grüße, die ich Ihnen durch den faulsten aller Klein
rnssen — MaSlow — gesandt. Man sieht, daß Moskau Sie in seinen Strudel
gezogen, ich schicke Ihnen daher mein Briefchen in s Symbirskische Gouvernement,
in die Gegend der viereckigen Pilze, der dicken Wurzelkräuter u. s. m., u. f. w.
Ich boffe, daß Sie in der ländlichen Ruhe und Einsamkeit mehr Zeit finden werden,
mir zu antworten.
Da ich gern ausführliche Nachrichten über Ihr Leben und Treiben Kälte, fv
nehme ich an, daß auch Sie gern Neues von mir hörten, und ich beginne daher
damit. Merken Sie nicht, wie ich Ihren Styl nachahme? — Ich bin gesund
das ist die Hauptsache, ich arbeite langsam — das ist nicht ganz gut. Ich erholc
mich in Erwartung der Jagd und besuche einige Nachbarn. Ich verständige mich
mit meinen Bauern, die mir zugcthan sind, und mache ihnen Concessionen, die bis
zur Erniedrigung gehen. Sic missen doch selbst, was der russische Bauer für eine
Pflanze ist: sich auf ihn in der AblSsungssrage zu verlassen — wäre thöricht. Sie
gehen auf keine Abgaben ein: denn erstens wollen sie sich nicht verpflichten und
zweitens sich nicht der Gelegenheit berauben, die Frohnarbeit schlecht auszuführen.
Alles Argumentircn ist jetzt fruchtlos. Man kann ihnen hundertmal beweisen,
daß sie an der Frohnarbeit hundert gegen hundert verlieren; sie werden doch
antworten: „Wir sind hall nicht einverstanden/' Die Abgabenpflichtigen beneiden
sogar die Frohnarbeiter, daß für diese ein Gesetz erlassen worden ist und für sie
nicht. Zum Glück sind die Bauern hier in Spaßkoje abgabenpflichtig.

p, W, Anneiikow in Berlin,
Es hol sich hier ein unliebsames Ercigniß zugetragen, — Ich habe mich
endgültig mit L. N. Tolstoj veruneinigt. (Unter uns gesagt, hing das Duell an
einem Haare und auch jetzt ist dasselbe nicht gerissen.) Der Schuldige mar
ich, doch war dieser Ausbruch, um in gelehrter Sprache zu reden, durch unsere alte
Feindseligkeit und gegenseitige Antipathie bedingt. Ich fühlte, dah er mich haßte
und nicht verstand. Ich hätte mich wie früher in der Entfernung halten sollen:
ich versuchte mich ihm zu nähern und wäre beinahe vor der Barriere mit ihm
zufammcngciiosfcn. Ich habe ihn auch nie geliebt — warum haben mir es
nicht früher schon begriffen? , , . Einen herzlichen Händedruck von Ihrem
I. T.
Im September 1«61 verließ Turgenjew Spaßkoje und erschien in Petersburg.
Anfang Oktober finden wir ihn wieder in Paris.
Paris, 1. Octobcr 1861, rus äs «ivoli 2l0.
Liebster P. W.! Empfangen Sic meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief,
in welchem Sie mir Ihre Meinung über meine Novelle (Bäter und Söhne) mit-
theilcn. Er hat mich um so mehr erfreut, als das Vertrauen zur eigenen Arbeit
stark in mir erschüttert war. Mit all' Ihren Bemerkungen bin ich vollständig ein-
verstanden, um so mehr als Botkin sie richtig findet, — morgen gehe ich gleich cm
die Umarbeitung und die Correctur, die gewiß viel Zeit in Anspruch nehmen werden
— wovon ich Katkow bereits unterrichtet. Botkin, der sich so ziemlich erholt, hat
mir auch einige vernünftige Bemerkungen gemacht und geht nur in einem Punkte
mit Ihnen auseinander: ihm gefällt Anna Sergjewna Odinzowa nicht. Sobald
ich das Ganze in's gehörige Gleichgewicht gebracht und beendet haben werde, fmde
ich Ihnen die Arbeit und Sic übernehmen dann die Weiterbeförderung an Katkow.
Ich muß Ihnen noch eine unangenehme Nachricht mittheilen: nach langem
Kampf mit mir selbst habe ich Tolstoj eine Herausforderung gesandt und Kutscher
davon benachrichtigt, damit er den in Moskau verbreiteten Gerüchten entgegentrete.
In dieser Geschichte habe ich, abgesehen von dem Anfang, an dem ich
schuld bin, Alles gcthan, um dieser dummen Lösung des Conflicts zu entgehen.
Tolstoj wollte mich aber durchaus su pisä äu mur stellen — und ich konnte
nicht anders handeln. Im Frühjahr werden wir uns in Tula gegenüberstehen.
Ich sende Ihnen hierbei die Copie meines Briefes an ihn:
G. H.! Bor meiner Abreise aus Petersburg habe ich erfahren, d»ß Sie
in Moskau die Copie Ihres letzten Briefes an mich verbreitet haben, in dem
Sie mich einen Hasenfuß genannt, der sich mit Ihnen nicht schlagen wollte
u. f. w. In s Tulaschc Gouvernement zurückzukehren, war mir unmöglich und
ich setzte meine Reise fort. Da ich aber Ihre Handlungsweise, nachdem ich
Alles gethan, um das mir entfahrene Wort zu sühnen, für beleidigend
und ehrlos halte, so sage ich Ihnen im Voraus, daß ich es dieses Mal nicht
unbeachtet lassen und im Frühjahr bei meiner Rückkehr nach Rußland Genug-
thuung verlangen werde. Ich muß Ihnen noch sagen, daß ich von dieser meiner
Absicht meinen Freunden in Moskau Mittheilung gemacht habe, damit sie den von
Ihnen verbreiteten Gerüchten entgegentreten. I, T-
So wird es nun kommen, daß ich, der ich über die DuellgrundsSpc dcS
AdelS gelacht, nun selbst darnach handeln werde. Doch scheint es im Buche des
Schicksals schon so bestimmt gewesen zu sein, — Herzlich Ihr I, T.
Vielleicht gaben feine Bemühungen, sich mit dem beleidigten Freunde zu ver-
söhnen, gerade den ersten Anlaß zu Klatschereien. Es ist das schwer zu ergründe»;
wahrscheinlich hatten die Moskauer Freunde Turgenjew gerochen, in irgend ein« Weise
mit Tolstoj ein Ende zu machen und das Duell mit mehr Eile zu betreiben
Turgenjew ging anders zu Werke. Nach dem Auftritt in Spaßkoje schickte Turgenjew

einen Bertrauten zu Zolstos, dnrch welchen er ihm sein tiefstes Bedauern über das Geschehene aussprechen liesz,'im Falle er aber dasselbe nicht annehmen sollte, ihm Zeit und Ort ihrer Zusammcnkunst bestimmen zu wollen. Tolstoi erklärte, da« er sich mit Turgenjew nicht schlagen werde, um sie nicht Beide zum Stadtgespräch zu machen, und daß er weder Lust noch Ursache habe, das russische lesende Publikum mit Skandalgeschichtei, zu nähren. Tie Entschuldigung Turgenjews nahm also Tolstoj formell eigentlich nicht an. Die Sache hing wirklich an einem Haar, wie Turgenjew sagte, wenn nicht ein unerwarleter Umstand hinzugekommen märe. Es erwies sich, daß die Geschichte mit dem Brief und das Gerücht von der Hascnfüßigkcit Turgenjews nur dem Reiche der Phantasie angehörte. Turgenjew schrieb mir noch darüber aus Petersburg:

Liebster P. W. Ich muß Sie in aller Eile von Folgendem in jtenntniß setzen, ich habe von Tolstoj ein Schreiben erhalten, in welchem er mir erklärt, dag das Gerücht über seinen für mich angeblich beleidigenden Brief vollständig unbegründet fei und dafz meine Herausforderung demnach gegenstandlos wäre. Wir werden uns also nicht schlagen, worüber ich mich sehr freue. Theilen Sic es Kolbassin mit; mag er seinen Freunden nächstens weniger glauben. Ihr

I. T.

So endete die Angelegenheit, die nie hätte angefangen werden sollen. Eine völlige Versöhnung fand erst zwei Jahre vor dem Tode des Einen voi' ihnen statt und zwar in Folge eines Briefes von Tolstoj, den ich nicht besitze. Turgenjew erinnerte sich seiner bis zum letzten Tage, als des hcizlichstcn, liihrendsten Klagerufs eines Menschen, der die alten freundschaftlichen Beziehungen zurückzurufen sucht. Sie wurden ihm gern und voll zu Thcil, so das, die Versicherung Turgenjews aus früherer Zeit, da« er Tolstoj nie geliebt, nur im Moment der Aufwallung gegeben morden sein kann.

So verging das Halbjahr, das hauptsächlich der Ausführung der „Bäter und Söhne" gewidmet war, im Sommer erhielt ich nachstehende Zeilen:

Spaßkoje. 1«. Juli 18«l.

Liebster P. W. Die Zeit ist gekommen, wo ich einige Woric mit Ihnen wechseln muß.

Doch vor Allem kein Wort iibcc die Bciucriifragc (obgleich ich Ihnen für die ausführlichen Mittheilungcn sehr dankbar bin). Diese Sache wächst, breitet sich aus und entfaltet sich über die ganze Weile des russischen Lebens, leider aber, indeni sie meistens verfehlte Formen annimmt. Darüber ein vernünftiges resnius zusammenzustellen, wäre eine Thorhcit, in irgend etwas vorgreifen — wäre ebenso gewagt. Wir sind alle von diesen Wogen umgeben und sie tragen uns, wohin? — ist »n-szcmisj. Bis jetzt ist es hier ganz ruhig, die Amtsbezirke sind eingerichtet, die Dorfältesten eingeführt und die Baucin haben eines begriffen, das; die Herrschaft sie nicht mehr schlagen darf und daß deren Macht überhaupt gebrochen ist, — das; man folglich an sich selbst denken muß. Die kleinen Gutsbesitzer klagen und die Isprciwnik, iKreisrichtcr) peitschen iciglich in ihrem Amte, aber nicht viel. An Arbeitern ist kein Mangel und das ist die Vcinplsnche. Warten wir mit Geduld die Zukunft ab.

Meine Arbeit naht ihrem Ende, wie sroh wäre ich, Ihnen dieselbe zeigen zu , können und Ihr Urtheil zu vernehmen! Doch wie das einrichten? Ich wollte Ihnen zwar den ersten Theil senden, jrvl aber, wo fast beide Theile beinahe fertig sind, möchte ich sie nicht einzeln dem Eindruck und dem Unheil preisgeben. Ich will es versuchen möglich zu machen, Ihnen das Ganze zu senden, worüber ich ini Augenblicke noch nichts sagen kann.

Meine dumme Geschichte mit Tolstoj ist endlich eingeschlafen, d. h, wir sind ganz auseinander, aber schlagen werden wir uns nicht. Das war ein Blödsinn!

Ich wiederhole aber, da« ich der Schuldige mar. Ich wcrdc Ihnen einmal
diese thörichle Geschichte erzählen.
Bon meiner Tochter erhalte ich regelmäßige Briefe. Sic ist in der Schweiz.
S^ic gern möchte ich sie verheirathcn, im Herbst oder im Anfang des Winters, um
wenigstens zu Neujahr nach Petersburg kommen zu können!
Leben Sic wohl, osrissirao: ich drücke Ihr Pfötchen. Ihr I. T.
Ich führe nun feinen letzten Brief aus Spaßkoje an.
Spaßkoje, 6. August 1861.
Liebster P. W. Meine Arbeit ist endlich fertig, gestern schrieb ich das letzte
Wort. Ich habe lange, fleißig und gewissenhaft gearbeitet. Ob ich das Ziel erreicht
— daS ich mir gesteckt?
Ich werde am 2V. d. Mts. von hier abreisen und bei der Ncbergabe des
Manuskripts Katkow bitten, Ihnen dasselbe zum Durchlesen zu schicken, schreiben
Sie niir alsdann eine ausführliche Kritik nach Paris — posts restsuts. Da ich
das Brouillon bei mir habe, so kann ich die Aenderungen leicht vornehmen und es
zur Zeit nach Moskau senden.
Den Sommer habe ich gut verbracht, bin kein einziges Mal krank gewesen.
Die Bauernfragc bleibt im »t»tu8 ^uo bis zum nächsten Jahre: ich hoffe jedoch
die hiesigen Baucin dahin zu bringen, sich dem Gesetz zu unterwerfen. Bis jetzt
leisten sie Widerstand und tragen sich mit allerlei Hintergedanken, die sie natürlich
nicht aussprechen.
Ich lese wenig, und das was mir aus russischen Journalen in die Hände fällt,
erregt ivenig Interesse. Es hat eine Ucberschwemmung von talentlosen, heißblütigen
Seminaristen um sich gegriffen — eine neue bellende, brüllende Literatur ist erstanden.
Was daraus werden soll — weiß Gott — nun sind auch wir zu der alten Generation
geworfen, die weder für die neuen Dinge, noch für die neuen Worte VerstSndniß
hat. Und der „Wjek!" der „Wiek!" Es giebt wohl kaum etwas Eleiideres als dieses
Blatt!
Was haben Sie für Pläne für den Winter? Die meinigen hängen nicht von
mir ab, sondern davon, ob und wie ich meine Tochter verheirathe. Ich möchte gar
zu gern ini Januar nach Petersburg kommen.
Ich spreche hier häusig mit Fjet'); sonst habe ich weder neue Bekannte noch
neue Gefühle, roch neue Absichten Man ist froh, wenn man jetzt sorgenlos ist.
Nun leben Sie wohl, lieber P. W. Ich umarme Sie. Ihr ergebener I. T.
Nach dem uns bereits bekannten Brief aus Paris vom I. October crbiclt ich
noch drei Briese von dort, die ich hier der Reihe nach anführe.
Paris, den ». October n. St. 1861.
Warum hüllen Sie sich in ein so hartnäckiges Schweigen, liebster P. W.? Sic
wissen doch, daß ich zu jeder Zeit und besonders jetzt mit Ungeduld auf Nachrichten
von Ihnen warte. Ich vermuthc, daß Sic bereits in Petersburg sind, und schreibe
Ihnen durch T , die meinen Roman zum Feuertodc odcr wenigstens zum
Verwahren im Kasten verurtheilt haben. Ich hätte gern Gewißheit darüber und
wenn Ihre Ansicht mit der Meinung T übereinstimmt, so wandern die
„Vater und Söhne" in der Thal in Bitte, schreiben Sie mir unverzüglich.
Ihr I. T., Paris, rus cks Rivoli 21«.
Dem Urtheil T . . . . s lag eine andere Ursache zu Grunde, als diejenige, welche
Kaikows Meinung beeinflußte. T . . . ,s fürchteten den anti-liberalen Geist, der sich
in Basarow 'undgab und erblickten darin unangenehme Folgen für Turgenjew. Es
entstanden also vor dem Erscheinen der „Väter und Söhne" zwei Richtungen, zwischen
welchen die Meinung des Publikums ziemlich lange hin- und herschwankte. Die Einen
') Zvjet ist ein rnisischcr Dichter.

fanden, daß der Autor seinen Helden idealisirt, die Anderen warfen ihm vor, daß er
nicht die wesentlichen Züge des Zeitgeistes wiedergegeben. Die Zeil bewies, daßlieide
Ansichten gleich falsch waren, sie stellte den Roman auf den richtigen Boden, indem
sie in demselben die künstlerische Spiegelung einer ganzen Epoche annerkannte, die
immer zu dergleichen Vorwürfen und Mißverständnissen Anlas, giebt. Es scheint
daß sich Turgenjew durch diese entgegengesetzten Strömungen verwirren ließ, denn er
roollte den Druck inhibiren und schrieb sogar darüber an Katkow. Zum Glück ge-
schah es nicht, „BSter und Söhne" erschienen im Druck so wie sie aus seiner Feder
hervorgegangen waren.
Aus einem Papierschnitzel findet man manche räthclhaftc Phrase, so z. B.: „Zur
Zeit meiner Abreise herrschte sonderbares Wetter. Sind Sie Alle gesund?"
Sie erklärte sich als Anspielung auf die erste Straßcnmanifestation der Studenten in
Petersburg, die damals entstand und sofort unterdrückt wurde. Diese traurige Ge-
schichte erregte ungemeines Interesse bei unseren ausländischen Correspondenten.
^öiele deutsche, französische, englische Zeitungen sprachen sich Iheilnehmend über die
Studentenmanisestation aus, indem sie aber, der Gewohnheit gemäß, die Thalsachen
übertrieben und entstellten. Ich gebe hier den Inhalt des Zetielchcn'S wieder:
Paris, den 14. (25.) Oktober 1361.
Liebster Freund, ich schreibe Ihnen in aller Eile und bitte Sie dringend, mir
sofort zu antworten. Ich begreife, daß es Ihnen schwer fällt, aber bedenken Sie
unsere Lage hier. Tic traurigsten Gerüchte dringm zu uns, mir wissen nicht, was
rvir glauben sollen. Thcilen Sic mir wenigstens in Kürze die Thalsachcn mit, die
sich bei Ihnen zugetragen.
Ich bitte Sic noch um Ihren Rath; glauben Sie nicht, daß es bei den jetzigen
BerbSltnisscn besser wäre, den Druck meine« Romans aufzuschieben? Ihre
Meinung wird den Ausschlag geben und ich werde Katkow davon benachrichtigen.
Ich kann Ihnen unmöglich sagen, was ich fühle, übrigens scheint es auch
unnütz. Mich damit zu trösten, daß ich das schlichlich Alles vorhergesehen und
prophezeit, verschafft wenig Vergnügen. Ich stehe Sic in Gottes Namen an,
beweisen Sie mir Ihre alte Freundschaft durch die That, und schreiben Sie,
Bon mir babe ich Ihnen nichts zu erzählen, ich bin gesund und lebe nach
alter Weise. Ich komme wenig mit Russen zusammen. W. V. Botkin blüht und
überißt sich. Ihr . I. T.. K»s Rivnli 21«.
Den letzten Bnes Turgenjews, aus dem Jahre 1861 aus Paris, erhielt ich im
December,
Paris, 11. (23.) Dcccmbcr 1861.
Licbstcr P, W. Der Tod DobrobljubomS hat mich betrübt,, obgleich er mich
lebendig Hütte auffressen mögen. Sein letzter Artikel ist sonderbarer Weise sehr durch»
dacht, ruhig und vernünftig. Sic schreiben mir nichts über die Literatur, wahrscheinlich
giebt es nichts Neues. Ich habe im „Sowrcmcnnik" die Novelle Pomjalowskijs:
«Molotow" gelesen. Ich habe mich über ihre Frische gefreut, obgleich sie viel
Mängel hat, doch das sind Mängel der Jugend. Haben Sic seine Bekanntschast
gemacht, was ist das für ein Mensch?
Wie es schein, bin ich bestimmt, das Opfer von Klatschereien zu werden. In
diesen Togen mußte ich ein beruhigendes Telegramm an Kntkom senden, als Ant-
wort auf seinen vorwurssvollcn Brief Es handelte sich um meine unselige
Erzählung, deren Corrcctur noch immer nicht beendet ist. Nach der Apathie
zu urlheilen, die mich von allen Seiten ergriffen, wird sie wohl mein letztes
Erzeugnis, sein. Es ist Zeit daß ich die Dcckc übcr mich ziehe und einschlase.
Das Leben ist hier toll genug, doch fließt es still und glatt dahin.
Mit meiner Gesundheit steht c« ziemlich, das ist die Hauptsache. Ihr I. T.

)llustrirte Bibliographie.

„Vis Kunst für Alle."

er ungcbeuerc Fortschritt der reproducirenden Künste hat in den lcpten
Jahren dem Buchhandel einen ganz neuen Charakrer gegeben. Von drei
Büchern, welche dein Publiknm vorgelegt wurden, war wohl immer eines
mit Illustrationen geschmückt, und man muß, will man gerecht sein, an-
erkennen, dasz die Illustrationen an sich gut waren und das; sie immer
besser wurden. Das Streben der Verleger nach dieser Richtung nicht
anerkennen, wäre eine Unbilligkeit gegen den Fortschritt, der auf diesem
Gebiete in Deutschland gemacht wurde. Aber ost genug muht,' man
"ich die Frage vorlegen: Ist das Buch überhaupt die Illustrationen wertb. ist nicht
vielmehr der Text nur sür die Illustrationen geschrieben, und ist dieses Mfivcrbältnisz
nicht eine Schädigung des Schriftthums?

Am lebhaftesten drängten sich diese Fragen auf, wenn man die stets zunehmende
Anzahl illustrirter periodischer Blätter aufmerksam betrachtete, AuS jeder Nummer
konnte man die Verlegenheit der Redaction und der Verlagsanstalt herauslesen.
Beide waren sich nicht recht klar darüber, ob das lesende Publikum die Zeitschrift
mehr der Illustrationen halber durchblättere oder ob es wirklich den Text lese und
das Bildcrmcik nur als Schmuck betrachte — ein gefährlicher Zwiespalt, aus dem heraus-
zukommen noch nicht gelungen ist. Indessen erkennt man aus dem gnn^n Streben der
Verleger, wie aus der Richtung des Publikums eine Neigung zu künstlerischen Re-
produktionen und das warbsende Verständnis! für dieselben, ^hnc Zweifel bcsipen
mir auch Blätter, iu welchen Text und Bild in einem richtigen Verhältnis, zu einander
und beide auf einer gewissen Höhe stehen. Im Allgemeinen aber hatte der Kritiker Recht,
welcher die illustrirtcn Zeitschriften in ihrer grofzen Masse als überflüssig und unnün
verurthcilte.")

Die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft iu München, welche sich auf dem
Gebiete der reproducirenden Künste schon so reichliche Verdienste erworben bat, macht
nun den Versuch, aus dem oben besprochenen unsicheren Zustande herauszukommen,
Sie schafft unter dem Titel „DieKunst siir Alle" eine Zeitschrift, die lediglich Kunst-
interesscn dienen und überdies so rcdigirt werden soll, das; auch der Laie, der nur
die Durchschnittsbildung hat, für den Fortschritt der Kunst Verständnis gewinne und
die Hauptwerke der modernen Kunst durch schone Wiedergabc kennen lerne.

*) Siehe den Anfsav Hermann Friedrichs' im „Magazin für die Literatur des
In- und Auslandes". Nr. 38.

Es sollen in erster Linie die Werke der München« Künstler in Betracht kommen:
man wird das billigen können, wenn man erwägt, das; die Hauptstadt Baiiern-S
heute mehr Künstler zählt als Berlin und Wien zusammen. Natürlich werden auch
die übrigen Künstler Deutschlands genügend berücksichtigt werden. Der Text „soll sich
im strengen Anschluß an den
bildlichen Schmuck eines jeden
Heftes in seinen Leitartikeln
darauf beschränken, jenen zu
erganzen und zu erläutern:
er soll die Entstehungs-Geschichte
der mitgelhcillcn Kunstwerke ge-
ben und ihren Zusammenhang
mi l der Gesarnintproduction nach-
weisen. Ausstellung« - Berich,?,
Künstler-Biographicen und noch
lieber Selbstbekenntnisse werden
mit Besprechungen irgend welcher
brennenden Fragen, mit Atelier-
bricfcn launigen und ernsten In-
halts abwechseln." Daran sollen
..^ j sich kurze Notizen über Aus.
stcllungcn, Kunsthandel, Samm-
lungcn, Kunstliteratur, cndlicl>
Personal-Nachrichten, Nekrologe
und Vermischtes anschließen.

«uS- T.ir'kunsl für «tle. Münchens «erlagsanslalt für
Kunst und Wissenschaft, »orm, Friedrich Bruckmann,
Nach diesen Worten des Prospccics also ordnet sich der Tert vollkommen
den reproducirten Kunsiwerkcn unter. Ledere sollen den wesentlichen Bestandtbcil der
Zeitschrift bilden.
Die uns vorliegenden Lieferungen gestatten die Hoffnung, daß wir in der Zeit-
schrift „Die Kunst für Alle" in der That ein Blatt gewinnen werden, welches virl
dazu beitragen wird, unser Publikum zum Verständnis! der Kunstwerke zu erziehen.
Die bedeutendsten Meister sind in diesen Lieferungen vertreten: Defrcgger, Wilhelm
Diep, Ferdinand Briitt, Frip von Ilhdc, alle vier mit Bildern, die für ihre Eigenart
typisch sind. In dem Artikel „lieber die deutsche Malerei der Gegenwart" von Friedrich
Pecht wird nun kurz, aber klar gezeigt, was diesen im Ganzen so verschieden gearteten
Meistern gemeinsam ist zum Unterschiede von der Kunst der Vergangenheit. Bon
großem Werthe ist auch die Reproduktion von Skizzen und Studien, wie beispielsweise irn

ersten Hefte die Tobt, E. Rosenthal'sche zum „Leeren Platz". Die zweite Lieferung beschäftigt sich hauptsächlich mit Andreas Achenbach und knüpft an das Jubiläum des Künstlers an, Ter Artikel über sein'Wirken und zahlreiche Reproduktionen seiner Werke nehmen den Hauptteil des Heftes ein. „Verlassen", von Matthias Schmidt, ein Bild von außerordentlicher Wirkimg, und Werner Schuch's „General von Seudlitz". wie endlich die „Episode aus dem Befreiungskriege 1813" von Carl Marr, einem jüngeren Künstler, sind die Beigabrn dieses Heftes in größerem Format. Studien der genannten Künstler (Schmidt, Schuch) bilden eine Art Ergänzung dazu.

Nur nebensächlich soll auch die ältere Kunst berücksichtigt werden, und zwar nur insoweit, „als sie auf die heutige unmittelbar einwirkt oder ihre Schöpfungen ein allgemeines Interesse für das Publikum wie die Künstler, nicht blos für die Kunstforscht'r darbieten". Die zweite Lieferung zeigt uns, wie Redaction und Verlag diese Worte aufgefaßt wissen wollen. Wir erhalten eine Studie zum „Kindcrmord in Bethlehem" von Rafael. Die Original-Zeichnung ist in Rothstift ausgeführt und befindet sicli im Besitze des Herzogs von Devonfhire. Rafael schuf die Composition 1510 für den Stecher Marc Antonio: in der endgültigen Fassung hat der Künstler nur den oberen Thcil bis zur Schulter benutzt, die untere Hälfte aber anders gewendet. Die Reproduktion an dieser Stelle wird für Jedermann Interesse haben.

So begrüßen wir denn dieses Unternehmen in freudigster Erwartung. Die bisherigen Leistungen der Vcrlagsnnstalt und ihr klares Streben in bestimmter Richtung, sowie die gesicherte Mitarbriterschaft Friedrich Pcchts berechtigen dazu. ^. V.

Rarl Ttielers Nachlaß.

Das ganze poetische Vermächtniß des verstorbenen DichterS ist in zwei kleinen Büchlein, im „Winter Jdl>ll" und „Culturbilder aus Baiern", enthalten. Es finden sich wohl, wie die kurze Borrede zu denr crsteren bezeugt, in seinen Notizbüchern stenographische Entwürfe, wie er sie auf der Wanderung »i einsamen Stunden, vielleicht auf längeren Eisenbahnfahrten, zum Theil in eigen erfundenen Zeichen, niederzuschreiben pflegte. Aber selbst wenn diese Zeichen entziffert würden, wäre der Nachlas; nicht groß. Denn Slicler pflegte mit einer Arbeit, die ihm reife Gestalt gewonnen zu haben schien, nicht zurückzuhalten.

Das Winter-Idyll") mar das Letzte, woran er arbeitete. Er trug das schmale Heft der sorgfällig geschriebenen einzelnen Blätter fast immer bei sich, und es war ihm Bedürfnis;, seinen vertrauteren Freunden daraus vorzulesen. Die kurze Vorrede erläutert serner, daß diese Dichtung Fragment geblieben. Erführen wir das nicht an dieser Stelle, das Gedicht selbst würde es uns nie verrathen. Es ist freilich so angelegt, daß man noch Vieles Hinzuthun kann, ohne die Einheitlichkeit zu stören. Der Dichter wird zu einem Mahle in heiterem Frcundl »kreise eingcladen, geht aber nicht hin, er schreibt vielmehr der Wirihin in launigen Versen ab und flüchtet sich auf fein in den Bergen gelegenes stilles Landhaus.

Ich bin untröstlich, gnädige Frau! Soeben
Kommt Ihr Billet für Sonntag zur Soiree,
Wie schade, daß ich mich gezwungen seh',
So schönen Händen einen Korb zu geben , , . ,
Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl
lind glauben Sie, ich weiß, was ich verliere!
Doch kann's nicht sein. Mit tausend Dank der Ihre,
Sein könnt' es wohl, mich aber kränkt die Fülle
Der bunten Welt mit ihrem Lärm und Wahn.

Und so träumt denn der Dichter ganz allein in seinem kleinen Häuschen von seinen „Kinderzeitcn", von seinem ersten Liebchen, das ihn gelehrt, im Dialekt zu dichten. Er ruft sich das Bild seines früh verlorenen Vaters zurück und ocnkl sinnend an seine noch lebende Mutter. Sein Weib und seine Kinder schließen den

') Ein Wmter-JdhU von Karl Slielcr. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.

Kranz feiner Erinnerungen, Es ist Mitternacht vorbei, da er sich wieder auf sich
selbst besinnt.
Was hat das eigne Herz mir bicr erzählt?
In einer Stunde — das Geschick der Jahre,
In einem Winkel — allen Traum der Well,
Und zum Schlug frag: er sich:
„Wer hat das bessere Theil davongetragen?
Jetzt fahren sie wohl heim aus der Soirse,
Im schlanken Seidenkleid, im cr^memeißen,
Und spüren nichts von Sternen und von Schnee.
Dann aber löst die gnädige Frau ihr Haar,
Und denkt: „Wie reuend es heut Abend mar!"
Wer hat das bessere Theil davongetragen?
Wenn ich daheim bin, werden sie wohl fragen,
Was ich erlebte, — Doch dann schweig ich »still.
Was ich erlebte? , . . Nichts. — Nur ein Idyll.
Und dies Jdnll ist trotz des Fragmentarischen Stielers reiiste Leistung. Was
des Lyrikers höchste Kunst ist, in dem Leser die Stimmung zu erzeugen, die ihm die
Dichtung eingegeben, das kommt in dem Wintcridyll in vollendetster Weise zum Aus-
druck, Die Versificirung ist leicht, anmulhig, ungesucht, die Gcdankcnübcrgänge ohne
Gemalt herbeigeführt, das Ganze von anspruchsloser Einfachheit und tiefster Wirkung
auf den empfänglichen Leser. Soll man durchaus bezeichnen, welches einzelne
Capitcl den PreiS verdient, so wird man immer noch schwanken zwischen dem „Im
Dialeki" überschriebenen und der Ansprache „An meine Kinder", Es bedarf unserer
Meinung nach gar nicht der wie Entschuldigung klingenden Bemerkung, die der
ungenannte Herausgeber und Freund des Dichters dem Winlcrdyll vorausschickt:
„Em Abschiedsmorl an das Leben, wie es hier vorliegt, wendet sich an das Herz
Derer, die es empfangen, nicht an den kritischen Verstand," Es bedarf, wie gesagt,
diefcrEnIfchuldigung durchaus nicht. Das Wintcridyll ist eine vollendctell>rischc Schöpfung.
Die Sammlung prosaischer Arbeiten unter dem Titel „Culturbilder aus
Baiern" hat Professor Heigel auf Wunsch der Familie seines Freundes heraus-
gegeben.') Es ist eine Auslese aus Vorträgen, welche Slicler im Laufe der letzten
zwölf Jahre in vielen deutschen Städten gehalten hat. Die Sammlung trägt, obwohl
die Arbeiten zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken entstanden sind, ein
ziemlich einheitliches Gepräge. Sie enthält mit einer einzigen Ausnahme Culturbidcr
aus Alt-Baiern. und auch der Aufsatz, den wir als Ausnahme bezeichnet haben,
beschäftigt sich mit einem gefeierten Künstler (Defregger), der von Geburt zwar nicht dem
baierischen Lande, wohl aber dem baierischen Stamme angehört und in seiner Eigenart
sich trefflich dem Rahmen des Ganzen einfügt, Sticler kannte seine Heimal wie Wenige.
Er schildert sie mit dem Herzen voll trcuestcr Anhänglichkeit und mit der Beobachtungs-
gabe eines kenntnisreichen, auf der Höhe der Bildung stehenden Mannes. Stieler«
Vrofast»! ist ein leicht slief,c»ocr und klarer, und die vielfachen, lnibschen baierischen
Berschen, die in die Vorträge eingestreut sind, geben ihnen etwas Irisches und Echtes.
StielerS Nachlas; ist nicht reich an Umfang, aber er ist reich an Inhalt") K. IV
Umschau auf dem Büchermärkte.
Im Anschlusz an unsere Weihnachtsumschau im vorigen Hefte wollen wir auch
diesmal unsere Leser mit einer Anzahl Bücher bekannt machen, die, da unsere Br-
Culturbilder aus Bojern, Von Carl Stieler. Mit einen Vorwort von Prof.
l'r. Carl Theodor Heigcl. Stuttgart, Adolf Benz u. Co.
**) Während des Druckes dieses Hefts gingen uns zu: Karl Stieler. Drei
Büschen. Jllustrirt von Hugo Engl — und: Natur und Lebensbilder aus den Alpen.
Mil einem Vorwort von M. Haushofer. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.) Das
erstgenannte Buch vereinigt Stieler's früber erschienene Gedichtsammlungen zu cineni
Ganzen: das zweite enthält kleinere noch unveröffentlichte Prosaarbeitcn,

sprcchung noch lange vor dem Feste in ihre Hände kommt, vielleicht für den Einen oder Anderen ein Interesse habe». Wir beginnen wie damals mit den erzählend.« Dichtern.

„Hart e Köpfe." Eine Geschichte von Friedrich Lange. Leipzig—Berlin, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Der Verfasser schildert den querköpfigen Apotheker von Blaßvingcn, der in diesem, seinem Heimatsdorfe den Kampf für Freiheit, Toleranz und Aufklärung auf sich ge- nommen hat, in welchem er schmählich Schiffbruch leidet. Mit feinem Jugendfreunde, deni Pfarrer, geräth er in diesem unfruchtbaren Kampfe in schwere Conflictc, welche deshalb einen tragischen Hintergrund erhalten, weil die beiden Söhne des Apothekers zu den beiden Töchtern des Pfarrers in heißer Liebe erglüht sind. Ein sanfter, plöp- lichcr Tod überhebt den Apotheker nach einer mahrhaft demüthigenden Niederlage alle» seinen Enttäuschungen und ebnet den beiden Liebespaaren den Weg zu gemein- samer Vereinigung, und der „harte Kops" des Pfarrers wandelt sich bald zu milderer Denkungsart. Der von dem Verfasser angewandte Humor ist nicht gerade der land- läufige, der auf alle Gemüthcr mit gleicher Gewalt einwirken muh, aber wer ihn heraus zu lesen versteht, wird feine Freude an demselben haben und willig erkennen, daß in dem schlichten Gewände dieser Geschichte sich ein gesunder Kern befindet, der dem besseren Geschmack zusagen muß.

„Der Zigcuncrbaron und andere Novellen" von Maurus Jokai (Breslau, S, Schotllaender) enthalt fünf Erzählungen des ungarischm Dichters: „Der Zigeunerbaron," „Traum und Leben", „Fürst und Fra Diavolo", „Barak Hageb und seine Weiber" und „Zwei Hochzeilcn". Ein Thcil dieser Erzählungen ist unsere« Lesern aus unserer Monatsschrift bekannt. „Der Zigcuncrbaron" wird gerade im gegen- wärtigen Augenblicke, wo Meister Strauß seinen St, ff zu einer Operette benutzt hat, in ganz besonderem Grade das Interesse des Lesers scsscln. Die Verehrer der uner- schöpflichen Phantasie Jokais, die in der Erfindung unmöglich scheinender Situationen siä, an die äußerste Grenze wagt und dieselben nachher mit größter Geschicklichkeit wahr- scheinlich zu machen und zu lösen weiß, werden hier besonders auf ihre Kosten kommen.

Adolf Wi Ibrandt. „D er W i l l e z u m L e b e n." „Untrennbar." Novellen. lStuttgnrt, I. Engelhorn.) Das Heftchcn bildet den siebenten Band von Engelhorns allgemeiner Roman-Bibliolhck und ist mit dem Bilde des Dichters geschmückt. Das Bild selbst stammt aus der Zeitschrift „Nord und Süd".

P. K. Rosegger, der treffliche Erzähler, eröffnet eine neue Ausgabe seiner Schriften. Das schöne Papier und der gute Druck, wie die zierliche Ausstattung im Allgemeinen machen diese Au?gc>bc zu Geschenken besonders geeignet. Zum Lobe Roseggers brauchen wir Nichts zu sagen: cr ist allgemein als einer der besten Er- zähler unserer Zeit geachtet, und die Lcscr unserer Zeitschrift sind sicherlich seine Freunde. Uns liegt gegenwärtig die sechste Auslage von „Die Schriften des W a ld sch u l m c i st c r s" (Wien, Pest, Leipzig, A. HanlebcnS Verlag) vor. Die übrigen Bände sollen in Kürze folgen,

„Der verzauberte Apfel", eine Seminaristen-Geschichte von H. Bauer (Stuttgart, Robert Lutz), schildert, in bumoristischcr Weise an das „Landexamen" anknüpfend, die Schuljahre in dem Württcmbergischcn theologischen Seminar. Die „Stiftler" sind von den schwäbischen Dichtern schon manchmal behandelt worden, waren aber bei ihnen nicht die Hauptsache der Darstellung, bei Bauer bilden sie den eigentlichen Gegenstand der Erzählung. Die Geschichte streift sathrisch die kleinlichen Verhältnisse der Kleinstaaterei, wie sie sich vor l8?0 darstellen.

Von den Lunkern, die uns zum^ Feste ihre Geschenke bieten, sei an erster Stelle erwähnt:

„Bunte Blätter", vier Bücher neuer Gedichte von Julius Sturm (Witten- berg, R. Herross). Der greise Dichter hat hier die Produkte seiner letzten JaKre gesammelt. Die Auswahl ist nicht allzugrob und deutet auf strenge Selbstkritik. Sturms Eigenart ist bekannt: sinnig, oft schalkhaft, in den Ballad,« männlich ernst und kräftig, reihen sich diese „Bunten Blätter" seinen früheren Gaben ebenbürtig an.

„Gedichte von Hieroniimus Lorm," Vierte, stark vermehrte Auslas- (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.)

Ter Hauptvorzug dieser Gedichte, deren Bedeutung längst ankrkannt ist, besteht in der sicheren und formvollendeten Verschmelzung tiefer, meist ernster Gedanken mit echtem lyrischen Gefühl. Es sind die Erzeugnisse einer in rastloser Gedankenarbeit, durch reiche schmerzliche Erfahrungen gereiften gemüthslicfen Monnesfcele, Das Leben ist dem Dichter selten in heiterem Lichte erschienen, weil seine Blicke nicht an der Oberfläche haften blieben, sondern in das innerste Wesen der Dinge eindrangen. Die Wahrheit steht bei ihm oben an und tritt stets im Bunde mit der Schönheit auf.

„Gedichte von Martin Greis." Vierte durchgesehene und stark vermehrte Auflage (Stuttgart. Verlag der I. G, Colta'schen Buchhandlung). Einer Anpreisung bedürfen Greifs Gedichte nicht mehr. Unter Denjenigen, welche ihre Lectüre mit Geschmack auswählen, hat er unzählige Verehrer. Greif ist einer unserer bedeutendsten Lieder- und Balladendichtrr, und auch seine dramatischen Werke, so steht zu hoffen, werden in kurzer Zeit die Anerkennung finden, die sie verdienen. Der vorliegende Band ist in der Thot ein stark vermehrter, und gerade unter den neuen Gaben befinden sich ganz hervorragende.

Ein älterer Freund und Liebling unseres Volkes tritt vor uns in:

„Gedichte von Friedrich Rückcrt." Neue Auswahl. 22. Auslage. (Frankfurt o/M. I. D. SouerlönderS Verlag.) Die Auswahl ist so getroffen, daß wir aus den Hauptwerken des Dichters das Beste bekommen. Seine Vielseitigkeit und seine Sattelfestigkeit in allen Formen geht aus dieser Sammlung auf's Klarste hervor Man sieht, der Herausgeber kennt Ruckerls Werke sehr genau und hat mit richtiger Wahl das Dauernde von dem Schwächeren unterschieden. In dieser Gestalt dürften Rückens Gedichte noch eine große Anzahl von Auflagen erleben.

»Faust, der Tragödie dritter Theil." In drei Acten und einem Nachspiel treu im Geiste des zweiten Theils des Goethe'fchen Faust gedichtet von Dculobold Slimbolizetti Alcgoriowitsch Mystificinsk», So lautete der Titel einer poetischen Travestie, die vor vielen, vielen Jahren erschienen ist und ungeheueres Aufsehen gemacht bat. Damals kannte man den Verfasser nicht! beule weiß Jedermann, daß Professor Dr. Friedrich Bischer diesen köstlichen Scherz in die Welt gesetzt hat, und die zweite umgearbeitete und durch ein Nachspiel vermehrte Auflage, welche die H. Louvp'sche Buchhandlung in Tübingen auf den Weihnachtsmarkt bringt, wird sicher ihre Freunde finden.

Bon F. B, Webers Dichtung „Dreizehnlinden" (Paderborn, Ferdinand Schöningh) welcher mir im vorigen Monate eine ausführliche Besprechung gewidmet haben, liegt zum Feste die 28. Auslage vor.

Dichter und Künstler haben sich verbunden in der

„Münchener Bunten Mappe." Onoinolbeiträge Münchencr Künstler und Schriftsteller. (Verlagsanstnlt sür Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.)

Auf dem Weihnachtstische ist diese Mappe schon ein bekannter Gast geworden, deren Erscheinen mit jedem neuen Jahrgang neue Uebcrroschungcn bietet. Die fünfzig artistischen Beiträge, deren meisterhafte Wiedergabe durch die Photvtypie immer von Neuem die gewaltigen Fortschritte dieser Kunst in den letzten Jahren erkennen läßt, geben einen Uebcrvlick über die Vielseitigkeit der Münchencr Molerschulc: jeder zeigt „ch in seiner Cpecialitöt, obgleich es unmöglich ist, hier aller Einzelleistungen zu gedenken. Als Vorzüglichstes möchten wohl die drei Siudienköpfc von Defreggcr, Fr. Aug. v. Kaulbach und Fr. v. Lenbach zu betrachten sein: wenn wir von dm übrigen Bildern noch einige hervorheben, so ist dies cigcntlich cinc Ungerechtigkeit gegen die nicht namhaft gemachten, gleichwohl seien noch angeführt: Ed. Grützners Seene aus dem Klosterkeller: „Johannisberger Elfingcr", „Eigener Hecrd ist Goldes Werth" von Jul. Kleinmichel, K. v. Bodenhausens „Rose", eine herrliche Mädchengestalt, W. Lindenschmits „Gefangenes Gothcnmädchcn", das historische Bild: „Kurprinz Friedrich Wilhelm von Brandenburg in Gefahr" von C. v. Piloty, die beiden ganz cigenarligcn Darstellungen „Frühlingsfchnce" von Nic. Gysis und „Die Seherin von Prevorst" von Gabr. Max, endlich ein liebliches Genrebild von Karl Raupp: „Verschiedene Passagiere." — Die literarischen Beiträge sind mit einem Wor'e als vornehm zu bezeichnen: Marlin Greif, Jul. Grone. Will). He,p. Her,». Lingg, Ad. Fr. Graf von Schock.

Georg Schcrcr haben lyrische und epische Dichtungen geliefert, Paul Hcysc einen lebensvollen Einacter: „Eine erste Liebe", Wilh. Jensen eine ergreifende Erzählung: „Kommen und Gehen, wie es so geschehen". Ausserdem wird noch ei»? Reihe Essays aus Kunst und Wissenschaft geboten, ?. V.

Als treffliche Illustrationen zu einem vielgelesenen modernen Dichter begrüken wir die „Gestalten au.5 den Romanen von Georg Ebers". Nach Gemälden von Alma-Tadcma, W. A. Beer. W. Geich, P. Gn'th-Johann, H. Kaulbach, Ferd, Keller, D. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorfs, P. Thumann. In photographischen Reproduktionen von Fr, Bruckmann in München. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, vormals Eduard Hollbcrger,) Die „Ebers-Gallerie" umfaßt 20 Bilder. Daß uns die modernen mehr zusagen, als die zu den archäologischen Romanen, liegt, wie wir gern bekennen, an unserem individuellen Geschmack. Wir haben wenig Freude an den Darstellungen aus Aegypten: uns heimelt ein Bild wir: Hermann Kaulbachs „Nlrich mit Ruth während des Gewitters im Walde", zu dem Romane „Ein Wort", und W. A. Bccrs „Die Flucht", zu demselben Romane mehr an, als die Illustrationen zur „Aegyptischen Königstochter" und zu „Uarda". Auch „Die Frau Bürgermeisterin" hat zu lieblicheren malerischen Aufgaben Stoff geboten, als die archäologischen Romane, ,,Ilnmo «um", das wir stets als Ebers bedeutendste Arbeit betrachtet haben, wird vorzüglich illustrirt von Wilhelm Geich, Alma-Tadema und Ferd, Keller, Die „Ebers-Gallerie" wird jedenfalls von den vielen Verehrern und Verehrerinnen des Dichters, auf's Freundlichste begrüßt werden.

Die eigentliche Geschenk- und Weihnachts-Lileratur hat man wohl in den für unsere Kinder bestimmten Büchern zu sehen, und es entwickelt sich da auf dem deutschen Büchermarkt ein reger und erfolgreicher Wettstreit, Die Vcrlagsbuchhändlcr suchen für jedes Alter, für jede Geschmacksrichtung das Zutreffende herauszufinden, und unter der großen Auswahl muß in der That Jeder das ihm Zusagende, und auch dem Preise nach Entsprechende, finden. Wir beschränken uns aus die Aufzählung dcS Besten der uns zugesandten Bücher.

Das Nibelungenlied, für die Jugend bearbeitet von Ad. Bacmeistcr. ü Aufl. Mit 4 Zeichnungen von Prof, Häberlin, und Das Gudrunlied für das deutsche Haus. Nach den besten Quellen bearbeitet von Emil Engelmann. (Stuttgart, Paul Reff.) Das erstgenannte Buch hat sich bereits manche Freunde erworben. Ucber die von dem Bearbeiter gewählte Kürzungsmethode läßt sich streiten, wie man auch vielleicht bezweifeln mag, ob sein Nibelungenlied wirklich „in seinem neuen Gewände den Lehrern der deutschen Sprache an oberen Klassen als ein für die Jugend vortrefflich geeigneter Stoff willkommen" ist, d, d an die Stelle der Eimrock'schcn Ucbcrfctzung oder der neuesten und besten von Ad. Schrocler treten mag, Bacmcisters Ucbersrtzung liest sich glatt, ivieman dies von ihm nicht anders erwartet, ist aber bei näherer Vcrgleichung nicht frei von störenden, sehr prosaischen Flick-worten : man lese z, B. gleich Str. 3 (4): „Drei Könige pflegten ihrer, edel genug und reich," u. a. Ein Inhaltsverzeichnis; der Abenteuer wäre zu wünschen. — Engel-manns Gudrunbearbeitung stellt sich seinem früher erschienenen „Nibelungenlied" würdig zur Seite. Das höchst elegant mit 6 schönen Lichtdrucken und vielen kleinen Holzschnitten ausgestattete Buch hat einen verhältnißmäßig billigen Preis, und wir möchten es deshalb namentlich recht oft in den Händen von Deutschlands Töchtern erblicken. Die Klippe, welche für die Neueren die etwas schwerfällige G^idrunstrophe bildet, hat der Bearbeiter geschickt dadurch vermieden, daß er dafür Kurzzeilcn mit je drei Hebungen, den sogen. Hildcbrandcton. gefetzt hat! wenn der Ton des Ganzen auch dadurch etwas bänkelsängerartig wird, so ist wenigstens die leichte Lesbarkeit ge-lrwnnen. Die Uebcrscpung ist so fast eine Umdichlung geworden. Die kleine Ab-handlung am Schlüsse über „Ursprung, Dichter und Bearbeiter des GundrunliedeS" enthält, wie natüilich, neben vielem Belehrenden auch manches sehr Hypothetische. i'. V.

Die Vcrlagshandlung von Meißner u. Buch in Leipzig bringt eine ganze Anzahl Bilderbücher auf den Markt, Sech« reizend ausgestattete Bände, von denen die Mehrzahl sür die „lieben Kleinen" im Alter von 4—!> Jahren bestimmt ist, machen die Wahl recht schwierig. Bei dm Texten hat überall Julius Lohmeyer mit-
„Jahrbuch für deutsche Mädchen" mit einemTitclbilde, Außer einem vollständigen

gewirkt: die Illustrationen von Julius Kleinmichel, Karl Marr, F, Flinzer, Waldemar
Friedrich, Karl Böhling und R. A. Laumann sind in reichstem Farbendruck nach
scharf umrissencr Zeichnung ausgesührt. Der Inhalt bietet sehr Verschiedenartiges,
fast durchweg aber Vortreffliches. Neben eigentlichen Bilderbüchern „Kinderhumor"
und «Unser Hausglück", die in anmuthigen Verschen allerlei Sccnen aus dem Äinder-
leben schildern, steht eine Nacherzählung des allbclieblcn „Robinson", die frcilich einem
vierzehnjtthngenKnabe» kaum noch genügen dürfte, mährend „FragemSulchen" über vielerlei
Dinge belehrende Auskunft ertbeilt. Zwei Cabinetstücke köstlichen Humors sowohl
durch Text wie Illustrationen sind „Knl»r Murrs Tagebuch" und „Das tolle Buch" :
für leßieres ist es jedenfalls die beste Empfehlung, wenn man versichert, d«K einiges
darin dem berühmten „Struwelpeter" nicht nachsieht: Man lese nur die Geschichte
von „Kathrinchen mit der gläsernen Nase" von Victor Blüthgen oder die „Vom faulen
Paul" u. o. — mit Kindern! V.

Der Verlag von Otto Spamer (Leipzig, Berlin) sorgt wie immer für nllc grasten
und kleinen Kinder.

„Pferd und Fahrer" von Theodor Heinze, zweite Auflage mit ö"7 in
den Text gedruckten Illustrationen und 1 Tilclbildc, umsaht die Fahrkundc in ihrem
ganzen Umfange mit besonderer Berücksichtigung von Geschirr, Wagen und Schlitten.
Der Schreiber dieser Zeilen versteht von diesen Dingen recht wenig und kann deshalb
znr Basis seines Urtheils nur das Vertrauen in den Spamer'schcu Verlag und in
den Autor machen! die Ausstattung des Buches ist eine sehr schöne.

„Prinz Eugen, der edle Ritter, und sei» allzeit bereiter Wacht-
meister" von Hr. Wilhelm Wagner und Johann Wcigncr, Leipzig-Berlin,
Otto Spamer. Mit 110 Dezi-Abbildungen und 1 Titelbildc, ist ein Seitenstück zu
dem Franz Otto'schen Buche: „Der große König und sein Rekrut", das wir in der
Jugend mit Heißhunger verschlungen haben,

„Zwei Naseweise auf der Ferienreise", eine Terlianergeschichte von
C. A. Becker, mit 35 Text-Abbildungen und 2 Tonbildern (Leipzig-Berlin, Otto
Spanier) und „Die kleinen Thicrfreunde", SV Unterhaltungen über d,e Thier-
welt, ein luftiges Büchlein für Kinder im Aller von 7 bis 1t) Jahren von De. Karl
Pilz, fünfte neu bearbeitete Auflage mit 190 Texi-Abbildungen und 1 Titelbilde
lLeipzig-Berlin, Otto Spamer), tragen schon im Titel einen Hinweis darüber, für
welches Alter nc bestimmt sind.

Otto Spamers „Neue Volksbücher, Adthcilung Jugcndschriflcil und Volks-
schriflcn", von welchen uns vorliegen: „Zum Schein", Erzählung aus dem Volks-
leben von Ludwig Habicht, mit zwei Tonbiidcr», Kopfleisten und Initialen, und
„Der verlorene Sohn", Erzählung für die reifere Jugend von Philipp Körbe r,
drille Auflage, neu bearbeitet und herausgegeben von C, Michael, mit 2 Tonbildcrn,
Kopfleisten und Initialen, sind durch ihren ungemein billigen Preis und wegen ihres
sittlichen Gehalts und ihrer leichten Darstellungswcife Jedermann zuganglich,

I,s livrs L,I>ses<Iai r« sxlin<,'äi3 ill»?trs r,uur le» pstits enknnr^,
Kilo. I^oiiiso Von«. I,e!püi<; et Berlin, Otto 5pkin«r, scliteur, wird unsere
Kleinen durch die hübschen Bildcrchcn und Zierbuchstaben spielend in die ersten Ge-
heimnisse der französischen Sprache einführen.

„Die illustrirtc Kunstgeschichte", Wanderungen durch das Reich der
bildenden Künste auf dem Wege ihrer Entwickclung, von R. Göpel, zweite ver-
besserte Auflage, herausgegeben von Philipp Stein, mit Ml) Tertabbildungcn und
2 Tonbildcrn, ist ein ganz treffliches Buch sür Familien, die ihre Kinder früh in die
Betrachtung von Kunstwerken einfühlen wollen, Ed bietet nichts Schwieriges; im
Erziihlertone spricht es von den Stötten der Kunst und von dem, was dort besonders
Schönes zu sehen ist. Es bült sich mit Verständnis! an das Anekdotenhafte und führt
doch so dem Wissen des Kindes reichhaltigen Sloif zu. Eine gute Vorbereitung für
eine spätere Stufe der Kunstbelrachtung!

Ermähnt seien noch aus Spamers Vcilag die alle Jahrc wiederkehrenden
Schülerjahrbüchcr von Dr. Max Vogler: „Deutsches Schiilerjahrbuch" mit
einem Titelbild?. — Jahrbuch für Zöglinge deutscher Gymnasien, Realschulen
und verwandter Lehranstalten mit vier Textabbildungen und einem Titelbildc, —

Kalendarium und einer Anzahl nützlicher Formulare bringen diese Schiilerjahrbücher
noch allerhand interessante Dinge: Erzählungen, Gcschichtstabellen, Merktage u. dgl. m
Der Verlag von E. Hänselmann in Stuttgart legt viel Gewicht auf schöne Aus-
stattlung, ganz besonders auf Farbcndruckbilder. Die uns vorliegenden Erzählungen
führen die Titel:
„Die Erfindung der Buchdruckerkunst", kulturgeschichtliche Erzählung aus
dem Mainzer Stadtleben im IS. Jahrhundert. Von Oscar Höcker. Mit vier
prachtvollen Farbcndruckbildern nach Aquarellen von Gustav Bartsch.
„Auf freiem Boden", eine Erzählung aus der Zeit des Befreiungskampfes
der südafrikanischen Boers von Rudolf Scipio. Mit vier prachtvollen Farven-
druckbildern nach Aquarellen von Gustav Bartsch.
„Feurige Kohlen",cinc Erzählung für die Jugend aus dem 16. Jahrhundert von
E. Biller. Mit vier prachwollen Farbendruckbildern nach Aquarellen von E. Kepler.
„Elisabeth", eine Erzählung für junge Mädchen von Bertha Aug«sti. Mit
vier prachtvollen Farbcndruckbildern nach Aquarellen von F. Lipps,
„Der Großmutter Erzählungen". Zwölf allerliebste Geschichten für die
Jugend von Henriette Schmidt. Mit vier prachtvollen Farbcndruckbildern nach
Aquarellen von F. Lipps. Auch hier ist, wie man sieht, für jedes Alter und für
jeden Geschmack gesorgt. — Ei« aus der Menge hervorstechendes Bilderbuch ist:
„Goldene Kindertage". Zwölf Farbendruckbilder nach Aquarellen von
Prof. Carl Offterdinger. Mit Versen von Victor Bliithgen (Stuttgart und
Leipzig, Wilhelm Effenberger — F. Lomes Verlag), ein wirklich prächtiges Buch,
das wegen der schönen Verse und der herrlichen Bilder die wärmste Empfehlung ver^
dient. Das kindliche Auge gewöhnt sich an eine geschmackvolle Farbcnjusammenstellung,
und das kindliche Gemüth wird die schönen Verse verständnisvoll nachempfinden.
„Buch deutscher Märchen", für Schule und Haus gesammelt von Fcrdinan d
Schmidt, Biertc unveränderte Auflage. Mit vierfarbigen Bildern von Offterdinger
(Berlin, ?l, Hag), ist eine Sammlung klassischer Märchen von Hauff, Brentano, Goethe
(der neue Paris), Musäus, Grimm, Oldenburg, Houwald, Stöbcr, Jeremias Gotthelf
und Fcrd. Schmidt. — Erwähnt seien noch :
„llnterm Tannenbaum" eine Weihnachtsgcschichte von Max Ring (Berlin,
Adolf Reincckc) — Laternamagica. Märchcn und Geschichten von Emil Tauberr
(Berlin, Theodor Hoffmann), und Ein Vicrblatt, Erzählung für junge Mädchen
von Elisabeth Klee (Berlin, Richard Eckstein Nächst. Carl Hammer).
Für große Kinder bietet der Verlag von T. O, Weigcl in Leipzig:
„Neue Luzus-Svielkarten" nach den Originalen im Besitze des deutschen
Kronprinzen: deutsche Spielkarte (3g Blatt) gezeichnet von Ludwig Burger; französische
Spielkarte (36 Blatt und 52 Blatt) gezeichnet von Emil Döplcr d. I, Es ist
sehr münschenswerth, das, der Gedanke der Verlagsbuchhandlung, durch diese schönen,
stilvollen Karten endlich einmal die „billigen Scheußlichkeiten" vom Markte zu verdrängen,
vom Publicum unterstützt werde,
„Widmung an Leipzig", Albumblätter aus Auerbachs Keller, herausgegeben
von Fritz Frenze!, mit Illustrationen (Leipzig, Eugen Sufiersohn), nennt sich eine
Sammlung von Versen aus dem berühmten Leipziger Keller, die früheren Besuchern
desselben eine angenchinc Erinnerung sein dürfte.
„Allgemeiner Frauenkalender 1886", Hilfsbuch für Frauen von Lina
Morgenstern, 2. Jahrgang (Verlag der Deutschen Hnusfrauenzeitung, Berlin),
enthält außer dem üblichen Kalendarium eine umfangreiche Rubrik: „Zur gesetzlichen
Stellung der Frau im Deutschen Reiche", ein Verzeichnis; hervorragender Frauen aus
allen Lebcnsberufen, ein Register aller Frauenvcreine in Deutschland und einen
literarischen TKcil. dem das Bild der Frau Sophie von Kowalewska, Professorin an
der Universität zu Stockholm, beigegeben ist. Das Buch in seiner handlichen Form
und hübschen Ausstattung ist für Frauen eine sehr angcnchme Weihnachlsgabe.
Aus der großen Anzahl der lieferungsweise erscheinenden Werke, die zum
Theil zum Weihnachtsmarkte abgeschlossen werden, sei an erster Stelle „Friedrich
Christoph Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk". 4. Ausgabe
mit zahlreichen Abbildungen und Karten (Berlin, Oswald Sechagcn) erwähnt. Eine
Bcurtheilung dieses längst allgemein anerkannten, im besten Sinuc volkslhiimlicheii
(5'cschichlswcrks wird mmi an dieser Stelle nicht erwarten. Tie vorliegende vierte

Ausgabe, welche von t>. Oscar Jäger und i>r, Franz Wolff von Remm durch-
gesehen und ergänzt morden ist, bringt die Schlosserschc Darstellimg mit der historischen
Forschung der Gegenwart in Einklang und führt sein Werk bis auf den heutigen
Tag fort. Die Ausstattung dieser neuen Auflage ist besser als die der früheren. Die
Berlagshandlung hat dem Werke eine grosze Anzahl von Abbildungen beigegeben, die
sorgfältig ausgcmäblt sind-, nur historisch beglaubigte und wahrhaft instructive Portraits
und Schilderungen begleiten den Text. Das Schöne Bildnisz Schlossers in trefflicher
Wiedergabe durch Lichtdruck steht an der Spitze des Werkes. Schlossers Weltgeschichte
verdient wegen seiner freien Anschauung die besondere Gunst des lesenden Publikums.
Schlosser war einer der ersten, welche in einer Gesammtdarstellung der Weltgeschichte
das Prjncip vertraten, daß nicht der Wechsel von Kriegsercignisscn und Friedeuszeitcn
den Gang der Geschichte ausmachen, sondern dasz in den wechselnden Geistcsströmungen
und densitilichen Bestrebungen der Völker der wahrhafte Fortschritt zu suchen ist
Geistesverwandt mit dem Werke Schlossers ist die ebenfalls lang eingebürgerte
„Kulturgeschichte der Menschbeit", mit besonderer Berücksichtigung von Re-
gierurigsform, Politik, Religion, Freiheit«- und Wohlstandsentwickclung der Völker,
eine allgemeine Weltgeschichte nach dm Bedürfnissen der Jetztzeit von I, F. Kolb,
die jetzt in dritter, völlig umgearbeiteter Auflage erschienen ist (Leipzig, Arthur Felix)
Das Buch erfordert allerdings einen denkenden Leser. Wer gewohnt ist, mit den
Augen über die Zeilen hinwegzugleiten, wird von Kolbs Darstellung keinen GenuK
haben: desto größeren aber findet Derjenige, der bei der Lectüre gern zum Nach-
denken angeregt wird und der mit einigen Vorkenntnissen an das Werk herantritt.
Das Werk liegt in zwei Banden abgeschlossen vor.

Ein interessantes Experiment macht der Verlag von Franz Lipperhcidc in Berlin
in der „Mustersammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen,
französischen und deutschen Blättern". Der Zweck dieser Sammlung ist ausgesprochener
Maßen die Hebung des deutschen Jllustrations-Holzschnitts. Unsere Künstler, wird in
der Vorrede auseinandergesetzt, betrachten die Zeichnung als etwas ihrer nicht Würdiges,
und da eine gute Zeichnung zur Holzschnittmiedergabc weit geeigneter ist, als ein Gemälde,
muß noihwendigerweise ihre Vernachlässigung zugleich die Mindcrmerlhigkeit unseres
Holzschnitts gegenüber den Arbeiten ausländischer Blätter zur Folge haben. Die
Lipperheide schc Verlagshandlung hat ein Preisausschreiben erlassen, durch welches für
die drei besten Originalzeichnungen drei Preise von ä<XX), 2000 und ZlX)^ Mark aus-
gesetzt werden. Zn der „Mustersammlung" werden die näheren Bedingungen
niilgerbeilt und die Gesichtspunkte auseinandergesetzt, nach welchen zu verfahren ist.
Die „Mustersammlung" selbst ist von Franz Skarbina ausgewählt worden und
enthält vorzügliche Leistungen der Holzschneidekunst. Interessant ist die Beigabe des
Facsimile-Lichtdrucks einer tttouacdc-Malcrei von R. Caton-Woodville, welche den Zweck
bot, zu zeigen, wie die Borlage für einen gut ausgeführten Holzschnitt beschaffen sein
soll. Die Sammlung hat nicht blos für Diejenigen Interesse, die sich etwa an dcni
Preisausschreiben bethciligen wollen; Jeder, der an hervorragenden Leistungen der
revroducirenoen Kunst Genuß findet, kommt liier auf fcine Kosten.

Die ersten Licscrungen liegen vor von Eduard von Hartmanns „Aus
gewählten Werken", wohlfeile Ausgabe in Heften zu 1 Mark (Berlin, Carl
Junckers Verlag >(5. Heyinons^) und von N. Kostomarows russischer Geschichte
in Biographicen, nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von
B. Henckcl (Leipzig, Fronz Duncker), ein Werk, das gerade jetzt zur rechten Zeil,
kommt. Wir besitzen zwar eine deutsche Ucbcrsetzung von Bcstushcw-Rjumins russischer
Geschichte und noch manchen anderen hervorragenden Darstellungen der Borzeit R'ißlande.
Nichtsdestoweniger begrüßen wir diese Geschichte in Biographicen mit Freude, besonders,
wenn mir erwarten dürfen, daß die folgenden Lieferungen mit derselben Sorgfalt
übertragen fein werde», wie die vorliegende. Sorgfalt ist bei Ilcbcrtragungcn aus
dem Russischen etwas Seltenes: wo man die Controle nicht zu fürchten hat, scheint
man eben etwas leichter übrr seine Aufgabe zu denken.

Ter ,.N cue deutsche Novellen schätz" (siehe unsere Anzeige in Hrfl !»>),
herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistncr (Müncvcn u, Leipzig,
R. Olcenbourg!, ist bis zum lö. Bande gediehen. Die eben herausgegebenen Bändchen
1U, II, und IL enthalten folgende hervorragende Erzählungen: „Mendel Gibbor'"

von A, Bernstein, „Manuela" von R. Artaria (vorher nur in unserer Zeitschrift gedruckt), ,,Woans ik tau 'ne Fru kam", von Fritz Reuter, „Das Sündkind" von Ludwig Anzcngruber, „Der Hamlet vonTusculum" von Richard Boß, „Tic Geschichte eines Genies' von Ossip Schubin, „Diebsgclüstc" von Joseph Friedrich Zentner, „Der Schmuck des Inka" von Karl Frenze! und „Nach dem höheren Gesetz" von Karl Emil Franzos.

„Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek (Stuttgart, I, Engel-Horn) hat in ihrem zweiten Jahrgänge, offenbar gestützt auf die Erfolge des ersten, bcmerkcnswcrthe Fortschritte gemocht. Für den bescheidensten Preis werden uns geboten: „Der Steinbruch" von Georges Ohnct, „Helene Jung" von Paul Lindau — eine Erzählung, die unsere Leser aus unserer Zeitschrist kennen — „Mnruja" von Bret-Harle — alles Erzähler ersten Ranges,

,,DasWissen d e r G e g e n w a r t", deutsche llniuerfal-Bibliothek für Gebildete (Leipzig, G. Freitag, Prag, F. Tempsky) hat sich die Gunst des Publikums im vollsten Maße erworben. Die letzten vorliegenden Bündchen sind sehr geeignet, die Theilnahme für das Unternehmen zu steigern. Was hier für den Preis einer Mark geboten wird in Papier, Druck, Illustrationen und vor allem an werlhvollcm Inhalte, ist in der That erstaunlich. Nehmen wir beispielsweise Band 32 zur Hand: „Kunstgewerbe im Alterthum" von Professor Dr. H, Blümncr, zweite Abiheilung: „Die Erzeugnisse des griechisch-italienischen Kunstgewerbes" mit 143 in den Text gedruckten Abbildungen, so finden wir die Darstellung eines zuverlässigen Fachmannes, vorzügliche Auswahl, instructive Bilder in einfacher, aber klarer, schöner Reproduktion, einen dem Auge mohlthucriden Diuck und einen geschmackvollen Einband. Wir kennen kein ähnliches Unternehmen, das mit gleicher Sachkenntnis! und Zielbewußtheit geleitet wäre.

Bibliographie

Lebens - Erinnerungen von Levin Schücking. Breslau, S. Scholtlacndcr, 2 Bände,

Der vielgelesene Erzähler hat in den letzten Jahren seines Lebens eine umfangreiche Selbstbiographie geschrieben, die urspriinglichjineinerMonatsschrift erschienen, nunmehr gesammelt in Buchform vorliegt. Schücking erzählt mit Leichtigkeit und angenehmer llnterhaltungsgabc über seine Person und seine Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen, Wir erfahren da Einzelheiten über eine stattliche Zahl von Männern, die uns wcrlh und lieb sind, wie: Fniligralh, Simrvck, Auerbach, Liszt, Theodor Döring, Saphir, Kcibrl, Justinus Kerncr, Venedig, Gottfried und Johanna Kinkel, die deutsche Schriftsteller Colouic in Paris: Heine, Hcrwcgh, Hartmann, Carl Grün, Bencdcu, L, von Rochau, A. Weil und die mit dieser Colonic sich berührenden Henri Blaze de Bury, AlcranderHcrzcn,Bnkunin, Ponfard u.s,w. u. s. m. Das Capitel „Gutzkow" widmet diesem Dichter eine ziemlich ausführliche Betrachtung und enthält außerordentlich he Notizen.
interessante Briefe, die der Verfasser des „Ilriel" nn Levin Schücking geschrieben bat. Sie haben insofern ein literarhistorisches Interesse, als darin von seinen eigenen Werken die Rede ist und ganz besonders fein Verhältnis! zur Kritik, seine große Empsindlichkcit gegen Tadel aus ihnen spricht. Schückings eigene Gestalt und seine Lebensschicksale bilden so zu sagen nur den Faden, an dcm sich die anderen mitgctheiltcn Thatsachen aufreihen. Die ihm im Leben näher standen, haben über ihn gcurlhcilt, „daß sie von der Harmonie, der ungcsucht vornehmen Art seine? Seins einen unauslöschlichen Eindruck hinmeggetragen hätten", Sic rühmten „die ruhige Klarheit seines Wesens", „sein natürliches Sichgcben obnc jede Präiension" und „die seltene Bescheidcnhcit, mit der sein großes Wissen, den, ein staunenswerthes Gedächtniß zur Seite stand, sich in der Unterhaltung kund that". Die Leser seiner „Lcbenscr iiincrungcn" werden einen ähnlichen Eindruck erfahren. Man gewinnt den be schcidcncn Erzähler aus seinen „Leben? crinnerungcn" schnell lieb.

König Humbcri in Neapel Ein Gedicht von Adolf Brieger. Leipzig, Carl Reissner. Florenz, Turin, Rom, Hermann Löscher.

Adolf Brieger, durch seine Erstlingsdichlung „Krösus und Adrastus" als ein Dichter bekannt, der in Form und Inhalt s,ine eigenen Wege zu gehen pflegt, hat die fürchterlichen Tage, in welchen die Cholera in Südiialim wiitbete, zum Gegenstande einer Dichtung in Terzinen gemacht. Der Titel „König Humbert in Neapel" deckt sich nicht ganz mit dem Gcsammtsloffc und läßt besonders den leitenden Gedanken des Gedichts nicht klar hervortreten. Denn nicht um die Gegenwart des Königs und um den guten Einfluh, welchen dieselbe übt, handelt es sich! es soll gezeigt werden, daß die Roth den „Bettkampf thcitcnfrolzer Menschenliebe" i» so hohem Grade herausfordert, daß darüber alle Verschiedenheiten der Lebens- ! anschauung, der Stände, der Sitten u. s. w. vergessen werden. Der freidcnkcnde Italiener, der feinem jungen König zujauchzt als dem Sohne des großen Vollführers des Einigungswcrkrs, der starre Katholik, der als treuer Anhänger des Papstes der neuen staatlichen Entmickelung feindlich gegenübersteht, der Laie wie der Priester, der gläubige Arzt wie der die letzten Resultate der Wissenschaft hochhaltende Forscher treffen auf einem Gebiete zusammen, dem — thatenfroher Menschenliebe. Die einzelnen Gesänge, in welchen dieser ethische Grundgedanke zum Ausdruck kommt, sind von packender Wirkung: nur der Anfang des Gedichtes scheint uns ein wenig zu breit. An Stelle der hergebrachten Anrufung der Muse, die absichtlich vermieden zu sein scheint, tntt eine Riickerinnerung an die Stätten des Leides, d,e zu anderen Zeiten der Schauplatz von Lust und Freude zu sein Pflegen und die es auch dem Dichter waren. Diese Riickerinnerung führt in ungezwungener Weife zu dem eigentlichen Kern der Dichtung hinüber, würde aber, wie wir meinen, duvch Kürzung bedeutend gewinnen. Die vaupl'^irkung der Dichtung liegt in der ivllhlgclllngenen poetischen Gestaltung modernster Ereignisse. Die Versisicirung ist durchweg vortrefflich. Schon „Krösus und Adrastus" zeigte das Bestreben des Dichters nach strengster Formeiircinheit, Kam dort das Vermögen dem Wollen nicht immer gleich, so ist hier in „König Humbert" in dieser Beziehung voller Ausgleich gefunden, Brieger wandelt mit Erfolg auf Platen'schen Pfaden,

I^rtKl«, l!1»K<!dücK«i «Kr sl«u KvscKiclit«. II.)
«to>t5, II. V. 1,<m?tsUc,v, Srst Lzits,
Xirvlitwr, K»V> von Ailwl, k°mnli Silbor
0, Vewsl, ^ ^ ^ si ^ ^1
Nord und ^Ub, XXXVI., ll«.
5Ke»»K, Ott«, Kens lelisl. Usi-mlos? Rsims-
^xt>>, ZlS,>cK uvck I.!,„lI«K,»>cnt. ür»
?»stsl,
reokZvdommse, ,1,, I,'«ber,Iis yrs»ui»»t!<» Mick
l«

N4
Nord lind ?iid.
r»ol>», «sinnolS, SsckieKt«. (l«?8—l««S.> DrssSen,
?onI Usinzs» Vsrl»g.
gr«»»no«»lll, vr, Lrnst, Lin Vort nur Vsr-
sUlnckiznmz^ Sdor^ dis Vivissctionssmg«,
i, V°^^o"^°Lrnvs^«rI»s°^^'
soks I>isKs. ,V., ». ^, ^, ^ui 1«ä unck
I^sKon. XcdKsKut« Sammlung cksr HovsUsn,
IZsrlin, VilKsIm gsrk lSsWsr'seKs Lvcli-
>»»»», Lsnrilr, Lr»nS. Lin ckriunätiscnss (is-
Slodt. Osntscd von ^ulio liuKIlonk. 2, ^uS.
^I«rS«n, Hinrivu« ?iscker Hiusdf,
IU>»>', Oscsr, 6,us cksr?n»js, Lin piläugo^isodss
?ssdun«nt, II, ^ull, Vissd»asn, O. K,
Kunüss XlloKk. (D. ^»«>vv>,
Knoi'tl, H»rl, IrlNnSisoKs Wirodsn, üüriol,,
Vsrl^»-Kl»g!»j» Sonsdsiitz).
l.«isnors<Ilg>sn, Ixis« IZIiittsr usr I«b»nsvsi!idsit.
«^llona«!^""^^ Nolls». 8., Vorlugvon
l.»n>, ?»»!, Sünckosr unä ScKvsbe». Lins (Zs-
l.ö»iisr,^II«>nrj^Ii Or, ndil, ^opuliiis ^«KilKs
Aus Ssm Irl»»sicl>«n XltsrtKui» II, ^uNsjzs,
romsn »üs dsr 2sit Sss ?srilllss. Mnäsn
i, V,, 5. «, v. Lru«8' Vorl»«.
>»rt»«t»I», I<K.v, Vsrnsr von LuonskuUc,
»»rtw, R,, Dsvjn Mick Hommsrses, Line
>»«l»i>, ^. I>ss Uissros ä'nv Komme >Is
Isttrss. Rems I>idr»Iris ^, D»Iv lO. Lodmick).
W»>liK»r>tt, ^«»Ibsrt, lisissvovsllen. KcKIoss
?vli». vor SiIäK«usr von Lnutsrsts, ?r»u
He»»«,', Knckolk, grillin Ix,r«Isv. Iinm»n,
IZorlin, lZn^tsv g«nr«n,I III, ?drstvsr>.
KIv»I»>, I5»r Xs»^»K«mjt im ?ost»mts i^u
Milasdor, ürittKInv^. XscK äor ckritts»
>ulln«« dos »zviseksn Vrigin»Is äsutscn von
rsnudlioiungs «t sooislist«^ ?»ris, lukurics
prexer, V., Dis Lrlllilrnoz cks» tisünnliglllsssv»
I^sivÄg, In. l^isksn» Vsrloz (I>. ?«rvku>.
?ut»tk, Sustsv üu, Asin Heim. Lrinvsru»«sn
r»«t«i, ,
^«rliuz von Rick. LrKstsin ^ocKk. >Lar> !
NstK«l30l>, lernst, Der Stsi» avr Volson.
stittsrin»»», Lmil, ^m ÜKsin uuck boim Vsin,
3, Inn^sml,^ l^ixüix,^ l5r»»t Koils'xucKkuIsssr,
»u» äsr ^ug«oZ»it, I. Klvcksr^Kro —
II, I>edi^Kie, Vis«, ^,II«rt>sKsns V«rl»g.
LoKIentKir, ?»»>, k'r»,, <ZottscK«Z «nck äi«
6«, ^«pksit, Soniv, Vilnolm SsrK
^ iRossor'soKe öuckn»nck>x,>,
Lsrlin, «sbrSSsr?«>t«?
Soott^ ^»m»s gsorgi«, I^mck Nock I^snt« »vi
Ilko^^g"^V«r?^v«n^K, ^6»/^^^
V. RnSov. Ilsslci um Horn, Vsrlnz von
veräncksrt« nncl ssnr vsrmoki-t« ^,llk»
Iszs, I^sipzi«, ^. U, I,isb«sKind,
Ssttsgsit, vr, il., Dsr läsUlismns nnck dis
^ ^ von^Vild.^ntti,^K»m, ^ ,^ , ^
liluskratiousn von ^11, ^o Lugel, Ltu<t^»ri,
Stolti», ?risnrick, (ZsckicKts in k^nksnrl«r
ünnilsrt, iZisdont« sikrk vermenrtv und ver»
ilit Illustrsrionen? Lrstss LiinckcKsn. Veno
^uU»g«, ?«m>lknrt ». U,, Ilsinrjed lisller.
r«vo>ution«rs k^ankrsick, Dritt» >btd«ilunj^
Vttllngsr, II., dsm Xlsinlsdon. LrüKdlllN!;.
Vogt, ückmung, Droi/eKv 8»tirsn ile^ Ilora?
k'risckrion von LokK, lüssss, ^y. O. L«s»
^srnsr, K. V, Dsr Visnsr II»u»v^ir!>t.
nünits Lcnrilten. ü««i ?vsils, ^Vje„,
Vsr>»j,' von ünrl Kon«««n,
VloKsrt, Linst, SsseliisSen, LcKsssxisI in
visr ^nkii^sn, klZiinno» - Aimusori^it.)
üngsrl^», Dr, 0s«»!>>, Stsi/insrsr LnisI«, X»,n
!u »piit ^liiiint, ?.in Xoitdilä >»?> —V»„,
Krück und Verlag von öchottlaender in »r»l<>u.
Undkrechiigter Nachdruck aus drn, Inhalt dieler Iriischrift unicrsagt, Ilebrrsegungsrcchl vorbkbalic».

ISSSer. ?riseke ^Mwnss. 1SSS°r

",,,,,,,»,,,,«,,,, «
b«iekeo äurck 6ie

Usbsi'sssiscKs Depots in clsn grösst«n 8täkjtsn sllsr Wsltinoil«.

Vor ^VLM lälel^AZserli rüdm1ick8t
äU8A6?eiclM6t auf äer
^V88ILI^M(;, l.0«D0«, 1884.
^«>.>en-IZäd<'N,
IZamI,e,g,
Rarmen,
Kerl in,
Li^Ieleld.
Rocnuiii,
Lonn,
Lraunscl, ^vei«
Breslau,
Coblen^,
Loburg,
crcscld.
LreuinacK.
Dortmund,
Dresden,
Duisburg.
Düren,
Oüsseldnrl,
Rlderscld,
TNxvangen,
I?.»ser>,
?r„,.!l>x5r ^/i>iälii,
?reikurg
1,1, «ladbacn,
l^iörlik,
«alle a/L„
Hamburg,
>lamm i/^V„
Hannover,
Harbnrzi,
Heidelberg, i
Ileilbrouv.
Herford,
Ingolstadt,
Kaiserslautern,
Karlsrrilie,
Kassel,
Kempten i/S,,
Köln,
Landau,
Lei,,/.^,
1.ud>vigsdaken,
Klsgdedurg,
^sain?,
Klanvbeim,
>li,n<.Ken,
>lünster i V„
Dürnberg,
Osnabrück,
rlauev i/V.,
s. l^Kein.
?osev,
Kematen.
Ksms<,Keid,
8!lllrbrürKen,
Stettin,
Lkntlgsrl,
??rier,
Wiesbide».
Vorm«,
^«eibriicken.

Februar 1.886.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Franz von Defregger.
Radirung von k. Kühn in München.

^— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Oord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die gcdaction nach BrrKIsu, Siebenhufencrstraße 2/z, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Hefte
von
ZV. Kritik»'« Z»rk«g <<k. Kenia») in ^ei«I«. (Or. yübbk.SchKidk,,, „vi, Sxl,lnr,'>

Nord und SÃ¼d.

(Line deutsche Monatsschri

Herausgegeben
von
Paul Lindau.

XXXVI. Band. â€” Februar ;886. â€” Heft ^0

Breslau.
Vruc? und Verlag von S. L chottlaender.

Die Heilige der steppe.

Novelle
von
Marie Kon Keowitz.
— lNeran. —

!Icm schlafenden Meere gleich, lagen die meilenweiten Flächen der südrussischen Ebene in duftigen, farblosen Nebel gehüllt; Geier und Krähen kreisten langsam und lautlosen Flügelschlages darüber; hie und da erschollen leise Lockrufe von Singvögeln, die i» der tiefen Stille etwas Rührendes hatten.

Kaum bemerkbar gewann nach und nach das Licht die Oberhand, die feine Schleiermasse zertheilte sich in kleine, duftige Wölkchen und die 'ersten Sonnenstrahlen, welche, als leuchtende Linien vom Horizont ausgehend, sich über das Firmament spannten, sogen sie auf.

Immer glänzender, immer durchsichtiger ward der Aether, immer wärmer die Farbentöne, in denen die Landschaft leuchtete; bald wuchs 'das Licht zu unermeßlicher Fülle, zu blendendem Glänze, und den hellen Strahlen folgte die runde, goldene Sonnenscheibe, majestätisch und gebieterisch auftauchend.

Das ist ein lautloses Schauspiel, aber so überwältigend großartig, daß Jeder, der es zum ersten Male hier erlebt, der verschwenderischen Fülle von erhabener Pracht gegenüber steht, durchschauert ist von dem Bewußtsein seiner eigenen Armseligkeit und Kleinheit.

Ein leiser Wind strich über das Land und bewegte !nnd Megte die Grashalme und Rispen; wie ein Frösteln des Erwachens ging's über die schlummernde Pflanzenwelt. In schweigender, hehrer Schönheit glänzte das endlose Haideland. Wohin der Blick sich auch wandte, traf er nur leise Hügelwellen und immer wieder mit Frühlingsblumen bedeckte, unermeßlich weite Steppe!

Marie von Redwitz in INeran.
Mitten drinnen stand ein kleines Landhaus, aus Holz gebaut, ein
Choutur, den der Großvater des jetzigen Besitzers „Myr", das heißt „Friede",
genannt.
Und friedlich lag er da, umrankt von üppig wucheinden Schlingpflanzen,
denen es nicht genügte, die Außenseite des Gebäudes zu umspinnen, durch
alle Ritzen hatten sie sich gedrängt und sie wachsend und schwellend er-
weitert. Seit langem scheint ihnen, wie auch den Anlagen um das Haus,
keine Menschenhand mehr Einhalt gethan zu haben, denn da waren die
Kieswege übergrast und die StrUuchcr, welche zu beiden Seiten stehen sollten,
verschlangen in einander die Zweige. An den Garten stieß ein Weiher, an
dessen Ufern Pflanzungen von Wasscrgurken angelegt waren, die sahen schon
etwas wirthlichcr aus; dafür sorgten Jene, die sich daran laben wollten.
Ein Stück weiter in der Haide stand ein hvcharmigcr Ziehbrunnen.
Ter Herr des Hauses, Graf Peter Schelmisch, war von den ersten
Sonnenstrahlen, die ihm durch einen Nitz des Vorhangs im Schlafe auf's
Gesicht gefallen, erwacht, sah einen Moment augenzwinkernd um sich, schien
aber entschieden noch nicht geneigt, das weiche Lager zu verlassen, sondern
wandte sich, nachdem er ein paar lästige Fliegen verjagt, der Wand zu,
um weiter zu träumen. Toch hatte er kaum in dieser Lage die nöthige
Bequemlichkeit gefunden, als ihn Hnndegeheul, Pfcrdegestampf und Wagen-
gerasscl jäh aus diesem Halbschnf aufschreckte. Eine Postkalesche war in
fliegender Eile vor dem Hause angefahren und der kleine Junge, der auf
dem vordersten Pferde saß, schwang den Kautschuk, daß es dröhnend knallte.
Tie Hunde des Gehöftes, welche man ebensogut für Wölfe hätte halten können,
sprangen kläffend an den Pferden empor, die nach der hitzigen Fahrt den
weichen Boden stampften.
Eine Weile dauerte so der Lnrm von Außcn, dann wurde es auch im
Hause lebendig, die Dienerschaft stürzte verschlafen, in eilig gemachter Toilette,
aus der Thür, und drängte sich, um dem Herrn, der dem Wagen soeben
entstiegen, Aermel und Rock zu küssen. Dieser wich allen Ehrenbezeigungen
mit hvchmüthigcr Höflichkeit aus. indem er an ihnen vvrbciglitt und ge-
schickt jede Berührung vermied, während er die Hausflur gewann.
Ihm voran polterte Wassilij, der Kammerdiener, die Treppe hinanf,
um seinem Herrn die Ankunft des Prinzen Alexander Karabelcw zu melden,
aber gleichzeitig mit ihm stand auch dieser selbst schon unter der Thür,
streckte lächelnd dem schlaftrunkenen Freunde die Hand entgegen und dieser
rief verwundert:
„Was, um Himmels Willen, Sascha, fällt Dir ein, mit der Sonne zu
erscheinen?"
„Ich 'hatte in Odessa weiter nichts zu suchen, fuhr die Nacht mit
guten Pferden durch ?t ms vorl»! Willst Du weiter schlafen, so thue es;
ich bedarf der Ruhe nicht!"
Damit hatte der Prinz auf einem altmodischen Polstersessel Plötz ge-

nommen. seine kleine, runde Filzkappe auf einen anderen gelegt und fuhr
nun mit der fast krankhaft Weiße» Hand über die zurücktretende Stirn, und
durch das dunkle, ohne Scheitel nach rückwärts gestrichene, leicht gewellte
Haar; dabei betrachtete er Peter, der, sich zwischen den weichen Kissen auf-
richtend, sprach:
„Verzeih', wenn ich Dir keinen feierlicheren Empfang bereitet, aber
in ein paar Minuten bin ich in den Kleidern, dann wollen wir frühstücken."
Peter wich noch immer dem Lichte aus und da der Gast die Thüre
nach dem Balkon öffnete, mußte er geblendet einige Secunden die Augen
schließen.
Prinz Alexander trat auf die Terrasse und tastend, fast stampfend
prüfte er ein Brett nach dem anderen; einige davon gaben knirschend nach,
hoch als er sich versichert, daß das Gerüste ihn trage, ging er auf und ab,
nahm aus seinem Elui eine Papyros und zündete sie an. Erst als er ein
par Züge gethan, glitt sein Auge langsam und gleichgültig über das Haide-
land und. die wogenden Felder. Es mochte ihm die eigenthümliche Natur keinen
Eindruck machen, sie war ihm' wohl nichts Fremdes und dann schienen
unter seiner Slirne die Gedanken stets so eifrig zu arbeiten, daß ihm keine
Muße blieb, den äußeren Dingen mehr als ein flüchtiges Betrachten zu
gewähren. Er hatte fröstelnd seinen Rock höher zugeknöpft und ein
weißes Foulard um den Hals geschlungen, fast ebenso farblos erschien
seine Haut.
Während der Zeit hatte sich Peter angekleidet. Als die Beiden so
nebeneinander standen, sah man deutlich, daß der Wirth jünger war, als
der Gast, obwohl dessen geschmeidige Elasticität den Andern eher schwer-
fällig erscheinen ließ.
Sie traten in das sogenannte Speisezimmer, seinen ziemlich weiten
Raum mit geradbeinigen Stühlen der Empirezcit und schweren mcssingbe-
ichlagenen Schränken an den Wanden,^ bei deren Anblick der Beschauer un-
willkürlich einen antiquirten Duft in der Nase hatte, der ihm die schlecht-
gemalten Gestalten jener Zeit, die steif und ausdruckslos im wurmstichigen
Rahmen die Wände schmückten, lebendig machte.
Inmitten stand ein Tisch mit einem nicht gerade blinkend geputzten
Samovar und rund herum waren pikante Frühstuckzuthaten, von denen die
beiden Herren je nach Lust und Bedürfniß bald Dieses, bald Jenes zu sich
heranzogen.
Wassilij. der verschlafene Diener stand, auf Befehle harrend, gähnend
hinter dem Stuhle seines Herrn; als ihn dieser mit einer Handbewegung
entließ, verschwand er niit einem breiten Grinsen, um sein zu früh ver-
lassenes Lager wieder aufzusuchen.
„Wie lange gedenkst Du hier zu bleiben?" fragte jetzt Peter, indem
er langsam ein Brot mit Butter bestrich und darauf kreuzweise kleine
Stückchen gesalzener Fische legte.

Marie von Redwitz in lNeran.
Alexander hatte hastig ein paar Bissen zu sich genommen und sah
mit einer gewissen Ungeduld der gleichmüthigen Behäbigkeit Peters zu.
„Ein paar Tage," gab er kurz zur Antwort,
„Ich dachte, Du wolltest Deinen Urlaub hier verbringen?"
„Was glaubst Du?" meinte der Gefragte erstaunt, „Ich kam, weil
meine Schwester es dringend wünschte, und gehe nach Paris zurück, sobald
ich hier loskommen kann."
„Oh, rief Peter jetzt enttäuscht, „ich meinte, Du wolltest Dich hier
ausruhen und endlich auch einmal Deine Politik vergessen. Du hast genug
gearbeitet und Deinen Nerven wäre Ruhe zuträglich."
„Dazu habe ich keine Zeit," sagte Alezander und schloß die Augen.
„Du brauchst sie Dir ja nur zu nehmen, benütze einmal Deinen Ur-
laub wirklich als einen solchen. Für wen reibst Du Dich auf und quälst
Dich mit dem Undankbarsten, was die Welt je ersonnen, mit dieser abscheu-
lichen Politik? Eure schönsten Hoffnungen von heute sind morgen Chimären.
Du arbeitest Dich todt und gelingt Dir ein Coup, steckt Dein fauler Chef
die Lorbeeren ein — oder sollte es wahr sein, was die Welt sagt und
was ich stets geleugnet, geschieht es nicht für den Herrn, sondern für die
Herrin der Botschaft und entspringt die Fieberhaft der Leidenschaft für sie?"
Ucber Alexanders Züge glitt ein gleichgültiges Lächeln.
Tu überschätzest mich," sagte er, „ich habe kein heißes Blut für
Frauen, es geht mir vielleicht der Sinn dafür ab. so kann ich Dich trösten,
ich plage mich weder für den Botschafter, noch für seine Ehehälfte, sondern
nur für mich ganz allein,"
So ist es also Ehrgeiz, der Dich dies aufregende Dasein voll Arbeit
Tag und Nacht, dies Leben voll kühner, mißlungener, wieder neuauf-
zubauendec Pläne, diese geistige Hetzjagd führen heißt um eines ungewissen
Erfolges willen?"
„Was willst Du." sprach Alerander,° „gegen Deine eigene Natur,
gegen Dir angeborene Eigenschaften kämpfen? Mein Großvater war noch
selbständiger Regent in Georgien und auch mir liegt das Herrschen im
Blut; aber was will ein armer Teufel von Prinz, dem der Vater nicht
hundert Dessätinen Land hinterlassen hat? Ich habe nicht Lust, in Ewigkeit
depeschenentziffernder Attache zu sein und fühle Sehnsucht und Fähigkeit,
Macht über Viele zu besitzen. Der Anfang ist mühsam, aber man gewinnt
Terrain Schritt für Schritt, Man prügelt sich nicht in der civilifirten
Welt, aber es ist ein Kampf Kopf gegen Kopf, der Stärkere gewinnt, wenn
er so klug ist, auch die Vortheile des Ringens nicht zu unterschätzen."
Alexander und Peter nannten sich Freunde und doch' konnten sie es
der Verschiedenheit ihres Wesens nach kaum sein. Peter machte die Gegen-
wart des Prinzen stets zuerst befangen, und hätten sie nicht die Kinderjahre
in einem Hause verlebt, wäre die Natur Alexanders für ihn eher abstoßend.

als anziehend gewesen; so aber, da sie ihm die Gewohnheit Vertraut machte,
sah er zu ihm hinauf, wie zu einem höher begabten Wesen, dessen Ueber-
legenheit er gern anerkannte.
„Und was hast Du für Pläne?" jfragte Alexander nach einer Pause.
„Ich." sagte Peter, .will bis nächsten Winter hier in Myr bleiben ,
vielleicht dann für einige Wochen nach Odessa gehen."
Schamröthe goß sich über sein ehrliches Gesicht und stieg bis in das
Weiße der Augen, so tief traf ihn seines Gastes ironisches Lächeln.
.Dein Verschwinden aus Paris hielt ich für eine abenteuerliche Laune
und als mir meine Schwester schrieb, Du feiest hier und ich solle bei Dir
Station machen, glaubte ich nicht anders, als Du wärest gekommen, um
einen kurzen Einblick in diese großväterliche Hütte zu thun. Daß Du nun
anscheinend die öde Steppe als idealen Wohnsitz, den kleinen altväterlichen
Choutur als Palais und vielleicht noch Deinen sächsischen Schafmeister als
wünschenswerthesten Freund betrachtest, das ist mir neu und überraschend, und
wenn Du erlaubst, so frage ich: ist es eine glückliche oder eine unselige
Passion, die Dich auf diese Gedanken gebracht? Oü sst la tsmms 1ö
„II u'5 «n a pas!" antwortete Peter, langsam seinen Thee schlürfend
mit einem zufriedenen Lächeln. „Ich sage Dir, es war nur Ekel vor der
Welt. Ich langweilte mich in Paris und als ich eines Morgens wieder
einmal so unbefriedigt erwachte und 'einen langen Tag vor mir sah, voll
Zerstreuungen, von denen mich keine zu fesseln vermochte, beschloß ich
plötzlich mein Bündel zu schnüren und zu sehen, ob es sich nicht in dem
Choutur leben ließe. Aus meinen Kindertagen war mir Myr in so
sobelhafter Erinnerung und mich ergriff Sehnsucht nach der Heimat,"
„Und Du willst nun behaupten, das Leben in dieser Einöde hier fei
amüsanter, als Poris?" meinte Alexander lächelnd.
„Was nennst Du Amüsement? Das ist ein ungesunder Begriff, eine
künstliche Anregung schon überreizter Nerven! Die amüsante große Welt
ist schal und Mig, Diese Hypercivilisation ist nichts als Firniß und
Lüge, ich bemühe mich sie abzuschütteln und erlaube mir wieder
Mensch zu sein. Mir ist dieses Leben 'zu verkünstelt und ich kann mich
dabei nicht glücklich fühlen. Man kann als Mensch und Thier an Vieles
sich' gewöhnen. Ziegenböcke tanzen ja auch auf Flaschen und Affen essen
am gedeckten Tisch, wie wenn sie nie anders gethan, aber wie wohl ist
ihnen, wenn sie hinter den Coulissen wieder auf vier Beinen gehen können!
— Siehst Du, so kommt mir das ganze Getriebe dieser sogenannten großen
Welt vor. Frägt man sich, was es schließlich gewesen, so lautet die Ant-
wort, man habe sich und den Anderen Komödie vorgespielt, selbst die Mühe
des Schauspielers gehabt und dennoch theueren Eintritt zahlen müssen.
Das lohnt sich .nicht! Des mühsamen Bummelns überdrüssig, sehnte ich
mich nach Ruhe, unbedingter Ruhe und empfand Heimweh nach meinen

alten Fesseln; wie gerne wäre ich wieder bei meiner guten Mutter in Wilna gesessen! Du weißt es selbst, wie sie mich mit Liebe und Eifersucht gehütet und als sie starb, hinterließ sie mich unerfahren und voll Illusionen. Begierig, die Welt und ihre Freuden kennen zu lernen, trank ich berauscht und entzückt aus vollem Glase, bis ich es übersättigt stehen ließ, denn ich passe nicht für sie und die Welt paßt nicht für mich, ihre Vergnügungen sind zu ermüdend."

„So ist es das!" rief Alexander, Peter auf die Schulter klopfend. „Ist die alte Bequemlichkeit wieder zum Durchbruch gekommen?"

„Du sagst es ja selbst, man könne nicht gegen feine Natur und ich bin nun einmal der Mensch, der Geschmack an Ruhe und Einfachheit findet."

„Aber Du führst doch zum mindesten ein philosophirendes Tagebuch?" neckte der Gast. „Anders kann ich Dich mir nicht denken!"

Peter antwortete nicht direct darauf und meinte nur: „Es ist am besten, man denkt nicht zu viel über sein eigenes Ich nach — man lebt eben so oder so — die Gewohnheit thut viel. Wenn ich so moralisch im Halbschlaf bin, habe ich mehr Chance, mich wohl zu befinden, als im Lärm der Welt, und schließlich kommt doch Alles auf Eines heraus, wer weiß in hundert Jahren noch von meiner Existenz und ,ob ich elend oder glücklich gewesen? Was ist der einzelne Mensch überhaupt? Ich habe mir nie viel auf meine Philosophie eingebildet, aber sie ist doch eine nicht zu verachtende Weisheit,"

„Theorien, nichts als Theorien!" sagte Alexander. „Selbst die Sterne, die so vielen Geschlechtern zum Auf- und Niedergänge geleuchtet, find nicht ewig und der Mensch ist nichts als ein Sandkorn im Weltall — mit solch schönen Sätzen können wir wohl Gedanken einlullen, aber wir sind von Fleisch und Blut und kleben mit all unseren Interessen auf der Erde, man müßte denn aufhören, Ich zu sein, und das kommt dem Sterben gleich.

„Und das Ich ist alles was ich besitze, alles was ich bin und nie werde ich mir selbst entrinnen können! Wohl ist die Welt groß und die Ewigkeit unfaßbar, die einzelne Person dagegen ein verschwindender Punkt — mir selbst aber bin ich alles, der Anfang, das Ende und der Mittelpunkt, und ich bin viel im Vergleiche mit tausend Anderen, die ich um mich sehe. Warum soll ich dienen, wo ich herrschen kann? Mir sind hochfliegende Pläne Genuß und wer sagt, daß ich die hochgestecktesten Ziele nicht erreiche? Lohnt sich das nicht zu leben, zu streben? die eigene Kraft mit der Anderer zu messen; Stufe für Swfe zu steigen, bis die Schwingen ganz gewachsen, um einen kühnen Flug über die Häupter Vieler zu wagen? Mühe darf man freilich nicht scheuen uud weil das Leben so^kurz ist, muß man eilen dem Ziele zuzusteuern!

„Was hat die Philosophie gemein mit dem pulsirenden Leben? Hat der kühne Jüngling, der kämpfende Mann Zeit, seine Gedanken und Em»

pfindungen erst abzuwägen? Er steht mit den Füßen fest auf der Erde,
den Blick gegen sei» Ziel gerichtet; macht er sich zum Herrn der Umstände,
so daß sie ihm Glück bringen müssen. Die Genien jener Weisheit find die
Gesellschaft der Besiegten und Müden, die ausgetreten sind aus den Reihen
der Streitenden, und sie brauen ihnen, das Beste, was sie vermögen, jenen
Trank zurecht, der sie aussöhnen soll — wir heißen ihn Resignation!
„Die Philosophie ist ein altes, schwätzendes Weib, dem wir erst Gehör
schenken, wenn wir siech und an die Stube gefesselt sind. Sie ist das
Product eines überreizten Verstandes, das, weil es selbst nicht lebt, keine
Macht hat über wirklich Lebende, denn nicht Alle, die athmen, nenne
ich so.
„Auf mein Banner habe ich die Hoffnung geschrieben, die blickt nicht
lange trübe auf die zerstörten Luftschlösser und legt sich deren Fall zurecht,
sie baut muthig neu auf. denn sie glaubt an Erfolg und will keine Zeit
verlieren und sie muß siegen, vorwärtsstrebend und aufwärtssteigend — die
Hoffnung ist das Beste, was wir im Leben besitzen — sie ist meist schöner
sogar, als die Erfüllung unserer Wünsche selbst."
Peter bedeckte die Augen mit der Hand und lauschte dem sprechenden
Freunde.
„Du magst Recht haben," sprach er dann, „aber mein Dasein ist so
einfach, meine Existenz die eines so anspruchslosen, wunschloscn Weltbürgers,
daß mir hohe Gedanken selbst Luxus erscheinen — ich wüßte nicht einmal,
was ich hoffen wollte!"
„Deine Seele ist eingeschlafen, wie manchmal ein Glied einschläft, wenn
man es lange nicht gebraucht; die erste Bewegung ist schmerzlich. Hat man
aber erst wieder seinen vollen Gebrauch erlangt, kann man es nicht mehr
zurückzwingen in den alten Zustand. Laß mich Deine Seele erwecken aus
dem Halbschlaf zu glücklichem Selbstbewußtsein — empfange den Kuß des
Königssohnes als schlafendes Dornröschen von meinen Lippen und erwache
zum Fühlen und Denken, Du bist zu gut, um hier geistig zu verkommen."
Peter lauschte etwas verlegen der halb ernst, halb scherzhaft ironisch
gehaltenen Schlußrede und doch war ihm wohl, daß sich ein Mensch um
ihn kümmerte, es war ihm so lange nicht mehr geschehen.
„Du spielst wohl hier den reformatorischen Landwirth?" fragte der
Gast nach einer Pause aufstehend.
„Das habe ich halb versucht und sogleich wieder aufgegeben, denn es
geht nicht ohne große Ausdauer, welche mir die Sache nicht Werth schien.
Die Leute betrachten jede neue Einrichtung argwöhnisch und hinter dem Rücken
arbeiten sie doch wieder nach ihrer gewohnten Weise. Es ist besser und
friedlicher, man läßt Alles beim Alten; hat es Jahrhunderte so bestanden,
mag es weiter so gehen; diese Art Bebauung und Pflege der Thier? hat
ja auch ihre Berechtigung, warum soll man das plötzlich ändern? Es wächst

und gedeiht ja auch sv, und ich mag die Menschen nicht, die sich und den Anderen nie Ruhe gönnen.
„Willst Du nicht vielleicht mit mir hinuntergehen," fügte er hinzu „ich will nur nachfragen, ob noch kein Stück Vieh der Seuche erlegen. Noch hat die Rinderpest in meinen Heerden nicht gehaust, aber ringsherum fallen die Opfer, auch in Tschernowitza,"
Seitwärts vom Wohnhause lagen die Stallungen, die nur aus vier Mauern ohne Bedachung bestanden, die Räume waren leer, denn alles Vieh bewegte sich unter freiem Himmel.
Peter erkundigte sich bei den Leuten, ob noch kein Thier erkrankt, und sie meinten, die Pestjungfrau wäre über sie hinweggeflogen, ohne mit den Flügeln ihre Erde zu berühren.
„Du fährst doch für ein paar Tage mit nach Tschernowitza?" fragte Alexander. „Willst Du dann nach dem Frühstück einspannen lassen?"
„Ist Marussa hübsch geworden?" fragte der Prinz, nachdem Peter versprochen hatte mitzukommen.
„Ich sah sie nur ein paar Mal und sprach nicht viel mit ihr; mir schien sie noch ein Kind."
Jetzt sauste ein Tuban halbwilder Steppenpferde an ihnen vorbei, der Tränke zu. Voran der Leithengst mit fliegender Mähne und langem, verworrenen Schweife, der den Boden fegte, mit aufgeblasenen Nüstern und gestellten Ohren, hinter dem Haufen drein jagten, die Peitsche schwingend, braune, gelenkige Tataren,
Während die beiden Herren in lebhaft geführten Gesprächen den weiten Weg dahinrollten, zogen schwere Wolkenmassen den Horizont herauf. Ein jäher Windstoß trieb sie wie eine Herde Schafe zusammen, bis sie zur unhcilverhciszendcn, düsteren Masse verschmolzen und die endlose Ebene in undurchdringliches Dunkel hüllten. Als fahlgoldene Schlange durchfuhren grell leuchtend Blitz auf Blitz die Luft; laut dröhnend rollte unmittelbar der Donner hinterher.
In solch hellen Augenblicken stand in dem geisterhaften Licht als scharfe, dunkle Silhouette das breite, einstöckige Haus der Grafschaft Tschernowitza. Hatte man sich die Richtung gemerkt, sah man auch jetzt in der Dunkel' heit einen röthlichcn Lichtschimmer, der von einer Lampe ausgehend durch das Fenster siel.
Dort im Saale, wie man das größte Zimmer zu nennen Pflegte, saß nach dem Diner die Familie des Gutsherrn, des Grafen Tscherlow.
Nahe an der Lampe war ein junges Mädchen über ein Buch gebeugt, indem sie die Stirn in beide Hände stützte. Zu ihren Füßen lag ein graubrauner Hund, der auch jener wolfsartigen Rasse angehörte. Er schien zu

schlafen und doch entging seinem wachsamen Ohr nicht das leiseste Geräusch, dem Auge keine Bewegung der Anwesenden,

So oft Blitze zuckten, sah das Mädchen einen Angenblick starr nach dem Fenster, wartete den Donnerschlag ab, um dann wieder den Kopf zu senken und ohne um sich zu schauen, weiter zu lesen. Othello fletschte bei jedem Blitzstrahl feindselig die Zähne und knurrte leise vor sich hin.

.Sascha wird keinesfalls bei dem Wetter mehr kommen, selbst wenn er heute schon in Myr wäre, er müßte denn sehr frühe von dort weggefahren sein," sprach Gräfin Tscherlow. die in einer Ecke auf der Chaiselongue lag. Sie richtete sich dabei nicht auf, wandte nur leise den Kopf nach dem jungen Mädchen hin, dieses mit einem Seitenblick aus den schönen, wenn auch etwas geschlitzten Augen streifend. Dabei steckte sie wieder die Cigarrette zwischen die eng aneinandergereihten Zähne,

..Marussa, was liest Du wieder, daß Du nicht hörst und mir keine Antwort giebst?" fragte sie nun. blies einen langen, dünnen Nauchstreifen durch die schmale, hübsche Nase und kniff leicht den kleinen, reizenden Mund zusammen.

Wie aus einem Traume war das Mädchen jetzt aufgeschreckt.

„Verzeihe," rief diese jetzt hastig aufspringend, „ich dachte, Tu sprächest mit Papa."

„Laß nur," sagte die Gräfin, die stürmische Umarmung abwehrend. „Tu mußt Dir gemäßigte Bewegungen angewöhnen, Kind!"

Dabei hielt sie singerspreizend die kleinen, gepflegten, mit kostbaren Ringen bedeckten Hände gegen die Tochter.

Marussa wandte sich und ging einige Schritte seitwärts, wo an einem Nebentische hinter einem ausgebreiteten großen Zeitungsblatte, mehr schlafend als lesend, ein Herr saß. Diesem fnhr sie mit der Hand über die kurzgeschorenen Haare und drückte ihm einen schnellen Kuß auf die Stirne, Er erhob das Haupt und sah mit kopfnickendem Lächeln in die dunklen Augen der Tochter, die auf ihren Platz zurückging, nm sich wieder in ihr Buch zu vertiefen.

Es hatte während der Zeit aufgehört zu donnern, die Blitze flammten immer fahler und unbestimmter. Jetzt unterbrach Hundcgebell aus dem Hofe die tiefe Stille und als Marussa das Fenster öffnete, um sich hinauszubeugen, drang der Lärm von Stimmen herauf.

„Onkel Sascha ist nun doch gekommen und Peter Jwanowitsch mit ihm!" rief sie, auf einen Wink der Mutter das Fenster wieder schließend; dann eilte sie 'auf der Treppe den Ankommenden entgegen, indem sie den Hund am Halsbande festhielt und mit Schmeichelworten sein Knurren beschwichtigte.

Nicht ein Kuthspritzer war an den beiden Herren zu sehen, aber unten stand der Wagen mit einer dicken, zöhen Kruste überzogen und der Kutscher wischte sich nur Augen und Mund rein, um mit dem von Iwan, dem Haus-

Hofmeister, dargebotenem Glase Wodka liebäugeln zu können, bevor er es
in die durstige Kehle goß.
Die Gräfin hatte sich erhoben, um ihren Bruder zu umarmen und er
berührte ihre Stirn mit den bleichen Lippen.
„Kind, was bist Du gewachsen!" sagte der Prinz zu Marussa, nachdem
er den Schwager bewillkommt. Er zog sie in's Bereich der Lampe und
faßte sie am Kinn,
„Laß einmal sehen, was aus Dir geworden?" meinte er lächelnd, ihr
voll in's Gesicht blickend.
Othello lauerte und schnappte nach der Hand des Angekommenen, der
erschrocken und nervös zurückfuhr.
„Was hast Du da für einen abscheulichen, eifersüchtigen Köter?"
fragte er.
„Sage mir nichts gegen ihn," bat Marussa nun schmeichelnd, „er
thut Niemandem etwas, denn er folgt mir auf's Wort, Ich habe ihn ver-
lassen gefunden und selbst aufgezogen, wie kann er seine Dankbarkeit und
Treue anders beweisen, als daß er mich zu beschützen meint? — Stjll Othello,"
fügte sie, den Hund streichelnd, hinzu, „Du mußt Dich a» den Herrn ge-
wöhnen, er gehört in's Haus und ist mein Freund und dieser auch," sagte
sie, Peter, der später eingetreten war, die Hand reichend.
Prinz Alexander war der acht Jahre jüngere Stiefbruder der Grafin.
Zwischen den Beiden bestand eine anhängliche, treue Liebe und er bewies
der schönen Schwester fast zärtliche Rücksichten, deren sich sonst von ihm
Niemand rühmen konnte.
Nachdem den Angekommenen im anstoßenden Speisezimmer das Diner
nachservirt war, ging man wieder in den Saal zurück, wo die Gräfin un-
unterbrochen rauchend ihren Platz auf der Chaiselongue einnahm, Alexander
sich ihr gegenüber setzte, während Peter seinen Sitz, wie die sonstigen Male
seiner Anwesenheit, auf dem niederen Divan fand, der mit einem älteren,
persischen Shawl überzogen war. Er fuhr mit flacher Hand, wie tastend,
darüber hin und her, als suche er etwas; nach einer Weile steckte er den
kleinen Finger der rechten Hand in ein von Motten gefressenes Loch und
bohrte darin herum, anscheinend nicht zum ersten Male. Mit der anderen
Hand hatte er ein Kissen nach dem anderen zu sich herangezogen, so daß
er ganz von Polstern umbaut war. Wenn er sprach oder zuhörte, sah er
dabei die Personen mit seinen merkwürdig tiefen, stahlblauen Augen an.
Iwan hatte den Samowar hereingebracht und vor Marussa gestellt,
die nun den Thee bereitete und Peter die erste Tasse reichte.
Er goß davon einen Theil in die Untertasse und diese ausüben Finger«
spitzen haltend, blies er leise darüber, bis er erkaltet, nahm ein Zuckerstückchen,
das er vorher in die Handhöhlung gelegt hatte, in den Mund und trank
die Flüssigkeit etwas schlürfend.

Tie Grafin warf von Zeit zu Zeit einen spöttisch lächelnden Blick auf
ihn, er aber ließ sich nicht irre machen, seinen Thee in der Weise weiter
zu trinken, wie die „kleinen Leute" zu thun pflegen.
Prinz Alezander schüttete den Inhalt einer Tasse nach der anderen
hinab; seine Züge belebten sich sichtlich und die Augen nahmen mehr
Glanz an.
Man sprach von Diesem und Jenem. Die Gräfin erkundigte sich be-
sonders nach Paris und den gemeinsamen Freunden, nach den verschiedenen
Salons und den Schönheiten, die den Ton angaben.
Peter hatte das Gefühl, als sei seine Gegenwart in dem Familienkreise
störend, obgleich es ihm angenehm war, mehr Menschen um sich sprechen
zu hören, Menschen, die für einander reges Interesse zu haben schienen,
denn Fragen und Antworten wurden rasch gewechselt. Er nahm nach
etlichen scheinbar mißlungenen Versuchen einen kräftigen Anlauf, aus seiner
bequemen Lage aufzustehen. Endlich griff er nach dem Buche, in dem
Marnssa vorher gelesen; der Hausherr, der seine Gegenwart auch für über-
flüssig halten mochte, bot ihm die neuesten Zeitungen an und folgte dem
Gaste in das anstoßende Zimmer, die sogenannte Bibliothek, wo die Beiden
sehr bald über einer Partie Schach saßen.
Marufsa hatte sich dicht neben Alexander gesetzt, auf jedes seiner
Worte mit Aufmerksamkeit gelauscht, seine Tasse vollgeschenkt, sobald er sie
nur geleert und ihm, öfter als nöthig. unaufgefordert Papyros und Feuer
gereicht.
„Nicht wahr, Sascha," sagte sie ihm jetzt, „Du bleibst lange, recht
lange bei uns?" Dabei fuhr sie ihm mit der Hand durch das Haar.
Er sah sie verwundert an und sprach: „Wärst Du nicht so groß ge-
worden. Marussa, könnte ich glauben, es sei noch die Zeit, da ich Dich
meinen kleinen Schatten nannte, aber das ist lange her."
„Ja. Sascha hat Recht," meinte nun die Gräfin verweisend, „was für ein
Kind reizend ist. paßt nicht für ein erwachsenes Mädchen, merke Dir das!"
Die Getadelte wurde roth bis an die Schläfe und antwortete: „Ihr
sagt ja stets, ich sei noch ein Kind, wenn es Euch bequem ist; nun gut,
für Sascha will ich das Kind sein."
„Geh' jetzt. Marussa." sagte die Mutter, «ich habe mit Sascha Manches
zu besprechen."
Das Mädchen stand auf und ging; Alexander sah ihr nach und sprach
dann: „Was wolltest Tu sagen, Soninka?"
„Es ist höchste Zeit. Sascha, daß Du gekommen bist," begann die
Gräsin, indem sie die Füße auf den Boden setzte, um besser Aug' n Aug'
mit dem Bruder sprechen zu können, dabei streifte sie mechanisch die Falten
und Spitzen des schwerseidenen Schlafrockes zurecht und schnellte die Cigarretten-
asche auf den Teppich
„Seit ich vom Auslande zurück bin, habe ich auch nicht einen ange-

nehmen Tag verlebt. Eine wahre MisSre, das Leben hier in dieser Ein-
öde! So oft ich erwache, glaube ich erst recht in schwerem Traum zu liegen,
wenn ich die Steppe und immer wieder die eintönige Steppe sehen muß. .ls n'en
psux plus! Meine Geduld ist zu Ende! Nicht die geringste Zerstreuung
hat man, die Nachbarschaft ist unerreichbar weit und alle diese Menschen
sind wenig anziehend; entweder verbauert oder unausstehlich, wie diese
Zdanowitfch! So kann es nicht weiter gehen, es ist eine Existenz, zu der
mir der Muth fehlt. Ich wäre ihr so gerne entronnen und nach Baden-
Baden oder Paris gegangen, aber Paul behauptet, es gäbe keine Möglichkeit,
die Mittel dazu aufzutreiben, er ist darin so schwerfällig und unbrauchbar.
Marussas Claviermeister und Gouvernante hat er auch vor ein paar Wochen
entlassen, obwohl ihre Erziehung durchaus nicht als vollendet zu betrachten ist."
Die Gräfin hatte während des Sprechens ihren Bruder angesehen, wie
um zu ergründen, welchen Eindruck ihre Rede auf ihn hervorbringe.
Er starrte vor sich in's Leere und seine Miene blieb unbeweglich; kein
Wunder, daß die blasse, hohe Stirne kein Fältchen aufzuweisen hatte; nur
hie und da flog ein sonderbares, nervöses Lächeln über seine Züge.
„Du mußt Rath schaffen, Sascha," fügte die Gräfin ungeduldig und
mit bittenden Augen hinzu. „Mein Witz ist zu Ende, aber Du bist fähig.
Mittel zu ersinnen nnd Du mußt!"
„Ich muß, das weiß ich wohl!" antwortete er lächelnd. „Dir, Sonia.
ist Geld eine Notwendigkeit, es ist Dir etwas Rundes, was man ausgeben
können muß, bei dem man aber nicht fragt, woher es kommt — es muß
eben einfach vorhanden sein! Hier in Tschernowitza kommst Du mir ganz
sonderbar vor, es ist Dir nicht der Mühe Werth, witzig, geistreich oder
graziös zu erscheinen. Für wen auch? Kerzcnschimmer erst giebt Dir
Leben — Du verwöhnte Treibhauspflanze; hier liegst Tu wie verzaubert
und harrst auf das Geräusch der klingenden Goldstücke, Dir gleichbedeutend
mit der geschenkten Freiheit!"
.Laß diese Witze," unterbrach sie ihn, „ich weiß, wie ich bin, aber ich
bin nun eben einmal so, man muß mit den gegebenen Verhältnissen rechnen/
„Gut, wollen wir es thun," sprach der Prinz ernster, „fangen wir an.
Ist die Ernte verpfändet?"
„Schon vor Monaten."
„Kann nicht Vieh verkauft werden?"
„Selbst dieses nicht im Augenblicke, da die Rinderpest täglich die schönsten
Stücke als Opfer fordert. Es hat keinen Preis."
„Könnte nicht Holz geschlagen werden?" fragte Alexander weiter.
„Paul hat die Nutznießung des Waldes drängenden Gläubigern über-
lassen, er behauptet, sie seien nicht anders zu beruhigen gewesen. Wenn ich
nicht stets dagegen kämpfte, er gäbe allen Forderungen nach und wir säßen
womöglich ohne Obdach ans freiem Felde. Hier leben wir ja eingeschränkt,
aber im Ausländе kann man das nicht. Tie pnr tausend Rubel für meine

Reise im vorigen Sommer nahm er zu enormen Zinsen auf und gegen diese
Leute will er noch gewissenhaft fein — es ist lächerlich und er ist darin so
eigensinnig. Er behauptet, in Odessa kein Geld mehr nehmen zu wollen."
„Und was ist es mit dem Ertrag der heiligen Tema?"
„Soviel wie nichts!" antwortete die Grasin cichsclzuckend. „Die alten
Wunder sind vergessen und in den letzten sechs Jahren sind keine hundert
Rubel mehr eingegangen, während zu Lebzeiten von Pauls Vater die Opfer
noch eine namhafte Revenue ausmachten. Du weißt, wie Paul über Alles
so sonderbar denkt, so ließ er auch das einschlafen."
„Und andere Hülfsquellcn kennst Du nicht?"
„Nichts, was mir hier zu Gebote stünde!" seufzte die Gräfin. „Aber
besinne Du Dich, Sascha, ich bitte Dich!"
„Laß mich nachdenken," sagte der Prinz und fuhr mit der schmalen
Hand auf der Stirne hin und her, wie Jemand, der mit Anstrengung einen
Gedanken sucht. Er saß auf einem niederen Stuhle zusammengebückt und
heftete die Augen auf das Bärenfell, das vor ihm lag, nur dann und wann
streifte er die Schwester mit einem raschen Blick.
„Konnte ich nicht für die Regierung in Paris oder Berlin politischen
Salon machen?" begann die Gräfin nach einer langen Stille etwas zögernd.
„Du wirst mir doch die Fähigkeit zutrauen. Menschen zu beeinflussen und
sie sprechen zu machen, wenn sie auch zu schweigen vermeinen?"
„Ich bin versichert, daß Du die besten Dienste leisten würdest. Soninka.
aber jetzt kann und will ich nicht darauf hinarbeiten. Ich müßte noch Leute
in's Vertrauen ziehen, denen ich meine Geheimnisse nicht gerne preisgebe, in
zwei bis drei Jahren hoffe ich selbständiger zu sein, im Augenblicke geht
es nicht!"
„Aber was bietest Du mir für den Moment?" fragte sie hastig und
unruhig.
„Ich habe noch immer Mittel gesunden, Soninka. wenn ich nur recht
wollte." sprach Prinz Alexander mit sicherer Ruhe. „Du mußt mir nur Zeit
lassen."
„Zeit lassen?" seufzte die Gräfin langsam.
„Ich habe nebenbei einen Plan." fuhr der Bruder nach einer Weile
fort, „hast Du nie daran gedacht, daß Marussa Peter Jwanowitsch hcirathen
könnte?«
„Welche Vortheile böte ihr und uns diese Verbindung? Ich möchte
das Mädchen nicht in engen Verhältnissen wissen, wenn sie schon nicht aus
Liebe heirathet."
„Peter hat momentan wenig Vermögen, Myr ist ja als Besitzung nicht
der Rede Werth, aber er ist der einzige Erbe seines reichen Großvaters
Schewitsch. von dem er verlangen kann, was er will."
„Ah," meinte Sonia nun aufmerksamer, „ich ahnte nicht, daß die
Sachen so stünden; nun begreife ich auch, warum die Zdanowitfch sich neulich

so angelegentlich nach ihm erkundigten und ihn so charmant fanden. Ich sah in ihm Nichts, als einen schlecht geleckten Bären."

„Da thust Du ihm Unrecht," widersprach Alexander, „gegen seine Person ist nichts einzuwenden. Er ist der bravste, beste Kerl von der Welt, Marussa wird mit ihm machen können, was sie will, und wenn er jetzt auch meint, nur auf der Steppe leben zu wollen, ist er ebenso leicht dazu zu bringen, für das Ausland zu schwärmen. Es braucht nur eine vernünftige Person an seiner Seite zu sein und er ist der rücksichtsvollste, liebenswürdigste Mensch."

„Sprich mit ihm," sagte nach einigem Nachdenken die Schwester, „es wäre mir eine Beruhigung, Marussa so gut versorgt zu wissen, Paul könnte auch bei ihnen leben, er trennt sich ja so schwer von seiner Steppe."

„Bitte, sprich nicht davon, sage Marussa kein Wort und thue nichts dazu," bat Alexander. „Lasse das Mädchen nur hier und die Sache wird ganz von selbst kommen. Störe nicht ihren Roman."

Die Gräfin sah ihren Bruder befremdet an. „Ihren Roman? Glaubst Du, sie hätten einen?"

„Noch nicht, aber das kann nicht ausbleiben, das liegt in den gegebenen Verhältnissen. Beide sind jung, so wird bei ihren Naturen das Bedürfniß einer Zuneigung erwachen, besonders da sie in der Einöde auf einander angewiesen sind und Zeit genug zu schwärmerischen Gedanken finden. Es wird Eines Eindruck auf das Andere machen und nichts ist hier, das ihn abschwächen oder verdrängen könnte. Lasse sie ein wenig um einander kämpfen, so wird ihnen das Glück des gegenseitigen Besitzes größer erscheinen!"

„Seit wann, Sascha, spielst Du Dich auf den Sentimentalen und berücksichtigst Gefühle?"

„Ich bin in der Zwischenzeit nicht poetisch geworden, Soninka," sprach der Prinz schier zärtlich zu der ihn scharf fixirenden Schwester. „Aber Peter und Marussa sind anders geartet als wir und man muß ihrer Individualität Rechnung tragen."

Alexander war aufgestanden, cm's Fenster getreten und drückte die Stirn gegen die Scheiben.

„Heißest Du sie glücklicher," meinte die Gräfin, „weil sie Illusionen haben?"

„Gewiß, ich könnte sie darum beneiden!"

„Sascha," rief Sonia vorwurfsvoll, „ich kenne Dich nicht mehr! Bist Tu verliebt?"

„Sei beruhigt. Soninka," lachte Alexander leise auf, „ich habe nur die Fähigkeit, mich in jede Stimmung hineindenken zu können, da glaube ich denn, man könnte glücklich dabei sein; sie wirklich zu fühlen, bin ich nicht im Stande, es paßt zu wenig zu meiner Natur und dann glaube nur nicht, daß ich mir Zeit zum Schwärmen nnd Träumen lasse; ich arbeite Tag und Nacht und führe sozusagen die Geschäfte allein. Im Herbst

werde ich hoffentlich Gelegenheit haben, den Botschafter für länger zu vertreten, dann ist der richtige Moment gekommen, energisch zu handeln. In zwei Jahren sollst Du dann selbst die mühsam gepflückten Früchte mitgenießen, und dann trete ich mit Wonne Alle, welche dachten, den armen, landlosen, georgischen Prinzen mißachten zu können."

Es lag in seinen Worten eine Bitterkeit, die sich in den Mienen wiederspiegelte.

Der Himmel war inzwischen klarer geworden und die zerrissenen Wolkenmafsen waren verschwunden, nur hie und da erhellte noch ein Wetterleuchten die Landschaft.

Alexander stand noch immer gegen das Fenster gelehnt und nachdem wieder solch ein Heller Schein aufflammte, sagte er:

.Soninka, was ist das für eine Menschenmenge bei den Tatarengräbern, was wollen die Leute um diese Zeit dort?"

Die Gräfin hatte sich einen Augenblick erhoben und sah auch hinaus, dann antwortete sie:

„Ja. richtig, Warwara hat mir heute Morgens gesagt, daß die gebräuchlichen Ceremonien gegen die Rinderpest vorgenommen werden."

„Ist das nicht Marussa, die seitwärts steht?"

„Ja, sie ist es mit ihrem Hunde."

„Lasse mich noch ein wenig nachdenken/ sprach.Alexander und griff nach seiner Mütze, „ich will in freier Luft noch ein wenig gehen, die Nacht ist die beste Zeit für Pläne."

„Aber der Boden ist aufgeweicht."

„Die Erde war durstig und der Wind hat gewiß auch das Seinige gethan," sagte der Prinz und ging hinab.

Er trat in's Freie und schlug den Fußpfad durch die Weizenfelder zur Capelle der heiligen Xenia ein. Das hochstehende Korn deckte ihn und er sah stehen bleibend dem lebhaften Treiben der Bauern wie der Knechte und Mägde vom Gute zu.

Sie waren gekommen, nachdem sie sorgfältig am häuslichen Herd das Feuer gelöscht, um die grausame Morr, die schreckliche Pestjungfrau, zu verscheuchen, die auf ihren weißen Schwingen von Osten her über das Land geschwebt, um Opfer heischend sich hier niederzulassen. Man hatte hier gebetet und in einem der Hünengräber war ein schmaler Stollen gegraben, so breit, daß eben zwei Männer nebeneinander stehen konnten; vor dem Ausgange waren Burianzweige, die sie gesammelt hatten, aufgehäuft. Die berittenen Hirten, die dunkelhäutigen Tataren, hatten Mühe, das geängstigte Vieh zusammenzuhalten.

Voran durch den Hohlweg gingen nun zwei Bauern, deren weiße Haare über die niedere, viereckige Stirne fielen und die buschigen Augenbrauen berührten. Sie bemühten sich, durch fortgesetztes Drehen und Reiben Holzftücke zweierlei Gattung zum Brennen zu bringen, denn mit anderem

Feuer darf zu dieser Gelegenheit der Buricm nicht angezündet werden. Der
eine der Graubärte steckte die endlich brennenden Stäbe in die Zweige und
nun eilten sie durch das Geäst, aus dem der Rauch emporwirbelte. Das
Vieh trieben sie stückweise durch den Qualm. zerrend und schlagend, schreiend
und fluchend. Zuletzt schritten noch die anwesenden Männer durch das Feuer.
So war es alter Brauch und nun muß die Macht der Seuche ge-
brochen sein! Als Kinder hatten sie es so gesehen und ebenso wiederholten
sie es nun selbst. Ob die Pestjungfrau jetzt verschwindet, ob sie noch in
den Herden wüthet, sie versuchen nicht mehr dagegen zu kämpfen, nach
ihren Begriffen ist geschehen, was geschehen konnte.
Unterdessen war Alexander längst vor der Capelle angekommen, sah
einen Augenblick um sich, dann stemmte er die Faust gegen die morsche Thür,
die kein Schloß mehr besaß und kreischend dem Drucke wich. Er wartete,
bis der Lärm verhallt war, trat ein, steckte ein Wachszündhölzchen'an und
beleuchtete den armseligen, vernachlässigten Raum, der sich langsam erhellte.
Ueber dem unsauberen Altar hing das Bild der heiligen Xenia, bis
zur Unkenntlichkeit mit Staub und Spinnweben überzogen, aber trotz aller
Vernachlässigung lächelte die Heilige lieblich, wie zur Zeit ihres Glanzes.
War das wohl Dankbarkeit, daß des Nachts noch ein Prinz zu ihr
kam und mit dem Taschentuche ihr eigenhändig die Spinnennester vom Gesichte
nahm? Das waren ungewohnte Ehren für die Verlassene, um die man sich
kaum noch einmal im Jahre, an ihrem Festtage, bekümmerte!
Noch waren die letzten Knechte und Bauern nicht durch den Burian,
der anfing in einen hellen Afchenhaufen zusammenzusinken, geschritten, als
sich Plötzlich alle Blicke nach der anderen Seite hin richteten.
„Seht, seht," riefe» die Leute, „dort ist noch ein Feuer!" und sie
zeigten nach der Richtung der Capelle.
Kaum daß Einige ^niiher eilen konnten, schlugen schon die hellen
Flammen auf und beleckten das dampfende Strohdach, das hoch aufbrannte
und dann langsam 'zusammensank, während der Wind ein paar brennende
Hälmchen in der Luft tanzen machte.
Ein Schauder 'erfaßte die Leute, als sie das sahen. Wie war das
Feuer in die Capelle gekommen? Der Blitz hatte doch nicht gezündet und
von hier kann der Brand nicht herübergeflogen sein?
Marussa stand auch vor der brennenden Stätte und sah mit ineinander
gefalteten Händen zu, wie die morschen Bretter jetzt zusammenfielen und
aus dem qualmenden Haufen mit neuer Macht die hellen Flammen loderten.
Die Leute erzählten nun unter einander, wie die heilige Xenia früher
Wunder gethan und wie sie nach und nach in Vergessenheit gerathen. Sie
waren sich nur nicht klar darüber, ob man sie vernachlässigt, weil sie auf-

gehört hatte Zeichen zu thun, oder ob sie die Lauheit der Opfer und Gebete
veranlaßt, sich von den Menschen abzuwenden?
Wollte sie sich nun durch ihr brennendes Haus wieder in's Gedächtnis;
zurückrufen und nach Ehren verlangen, die man so lange unterlassen hatte,
ihr zu bezeugen?
Die Bauern wußten noch gut, wie vielen Leuten durch das wunder«
thätige Bild geholfen worden war. Der Eine hatte selbst ein krankes Bein
gehabt, und auf Opfer und Gebet hin ist damals die Heilung überraschend
schnell vor sich gegangen. So erzählten sich die Leute, in einem Haufen
zusammenstehend.
Marussa stand allein, blickte in die Trümmer und sah dem Rauche
nach, wie er gegen den Himmel zog.
Da auf einmal waren ihre Augen gefesselt. War das kein Phantom,
das sie erschaute?
Sie sah das Gnadenbild auf einer der Birken. An den Stamm ge-
lehnt hielt es von unten ein Ast, und zwischen dem hellen Grün und den
weißrindigen Zweigen, beleuchtet vom Feuer ihres einstigen Tempels, lächelte
die Heilige.
Marussa starrte hinauf, unfähig ein Wort zu sagen, stand sie regungslos.
Da weckte sie ein durchdringender Schrei und hinter ihr warf sich ein
Weib zu Boden, küßte die Erde und sprach laut aber unverständlich Gebete.
Bald war sie nicht mehr die Einzige, die ganze Schaar schrie Wunder und
sie schlugen sich auf die Brust, daß es dröhnte, und bargen, sich zu Boden
legend, das Gesicht in den Händen; dann blickten sie wieder scheu auf, um
sich nochmals von der Wahrheit des Geschehenen zu überzeugen.
Noch eine Weile stand Marussa und sah forschend auf den Kreis,
der sich um sie gebildet, und wieder heimlich hinauf zum Bilde, dann beugte
auch sie das Knie und murmelte Gebete zu der so lange vergessenen heiligen
Xenia. die der Himmel wunderbar aus dem Feuerbrand gerettet.
Viele von den Leuten lagen so lange, andere standen auf, um das
Vieh, das blökte und brüllte, wegzutreiben oder um die Kinder nach Hause
zu bringen. Einige wollten hier die Nacht hindurch beten, aber sie hatten
am Tage schwer gearbeitet und jetzt übermannte sie der Schlaf.
Einstweilen war die Botschaft von dem Wunder auch in das Herren-
haus gedrungen, und Warwara, Marussas einstige Amme, kniete vor der
Gräfin und erzählte mit erstickter Stimme und unter Thränen der Rührung
davon, und Prinz Alexander erkundigte sich genau nach Hergang und Sach-
verhalt. Andere der Dienerschaft waren dazugekommen, Iwan, der alte,
treue Diener, stand auch dabei und Alle geriethen bei dem Berichte in Be-
geisterung. Jeder wollte das Wunder besser, deutlicher gesehen haben.
Zuletzt einigten sie sich dahin, daß das Bild wohl mit der Capelle ver-
brannt sei, aus Strafe, weil man seiner nicht mehr gedacht, als aber der
Himmel das Bedauern der Leute vernommen, hätte er die Heilige wieder

geschenkt, damit sie geehrt würde, wie vordem. Die Meisten wollten den
Birkenbaum erst leer gesehen und als sie ihre Blicke wieder dar auf gerichtet,
das Bild geschaut haben.
„Kann das im Himmel wieder so schnell gemalt werden?" warf War»
wara kleinmüthig ein.
„Ungeschickte Rede," meinte der Gärtner, „braucht Gott erst zu malen?
Er will und es ist da!"
Die Gräsin hörte ernst zu und bekreuzte sich, wie all die Leute, so
oft sie den Namen der heiligen Tema über die Lippen brachten; dann und
wann streifte sie mit einem raschen Blick ihren Bruder, der auch den Er
Zählungen mit großem Interesse zu folgen schien.
.Geht, geht," sprach sie dann, „ich muß dem Grafen davon sagen und
ihn bitten, daß schnell eine Capelle für die Heilige gebaut werde, damit
sie nicht lange ohne Obdach sei."
Die Dienerschaft entfernte sich und als sich die Thür geschlossen, tauschten
die Geschwister ein Lächeln, wie weiland die Auguren es unter sich geihcm
haben mögen. Das war aber nur ein Moment, wie ein blitzartiges Ver-
stehen, zu dem es keiner Worte bedurfte. Dann sahen sie sich an, wie zwei,
die im Kampfe des Lebens zusammenstehn, und die Schwester ergriff des
Bruders Hand.
„Ich danke Dir, Sascha," sagte sie leise, ihn auf die Stirne küssend.
„Danke nicht mir," meinte er, „danke dem Zufall, der es glücken ließ,
danke der Einfalt und Frömmigkeit des Volkes."
Sonia schickte sich jetzt an, nach ihrem Manne zu suchen, da trat eben
Graf Tscherlow über die Schwelle. Er ging langsam und nachdenklich und
schien die Andern nicht zu bemerken.
„Paul," sprach die Gräfin, auf ihn zutretend, „hast Du von dem
Ereigniß gehört?"
„Jawohl, der Lärm störte unsere Schachpartie, und Peter Jwanowitsch,
der hinunterging, nachzusehen, erzählte mir soeben den ganzen Vorgang."
„Und was sagte Peter Jwanowitsch dazu?" fragte sie gespannt.
„Nichts, nichts," meinte der Gefragte, „was soll er dazu sagen?
Daß das Volk unsinnig ist und Marussa desgleichen! Sie weicht nicht von
dem Platze! Wer hat das angestellt, das ist Büberei!" rief er unwillig
und laut.
„Still, still," mahnte der Prinz, „wenn Marussa glaubt, so ist der
ein Verbrecher, der ihr den Glauben raubt,"
„So. so," sprach der Graf nachdenklich. „Und das Volk?"
„Dem thue den Willen, Schwager. Es verlangt eine neue Capelle, so lasse
sie bauen, denn die Leute wollen beten und opfern, richte es also ein, wie zu
Deines Vaters Zeiten."
„Du weißt doch," fuhr Graf Tscherlow auf. „ich will da» Volk nicht
an seinem Heiligsten betrogen wissen!"

„Ich weiß wohl," erwiderte der Prinz, „aber handle nach Deinem
Sinne, verbiete Opfer und Wallfahrt, so werden sie Dein Haus stürmen
und Dich dazu zwingen."
Der Graf schwieg und fuhr sich über die Stirn; da sah er, wie
die Geschwister einen Blick wechselten, und in einem Augenblick ward ihm
Alles klar. '
„Du, Sascha?" fragte er jetzt nur kleinlaut und leise.
„Ja, Schwager," antwortete dieser sicher. „Ich nahm ein Zündholz
zur Hand und der Zufall fügte es zu Eurem Glück, von Dir braucht eS
kein Wort, keine That. Für Sonia habe ich gehandelt, laß sich Alles von
selbst entwickeln und Du sollst mit mir zufrieden sein."
Der Hausherr seufzte ein paar Mal tief auf, doch als seine Frau
mit liebenswürdigem Lächeln an ihn herantrat und ihm mit der Hand
über das Haar fuhr, bedeckte er diese mit Küssen.
„Für Dich, für Dich, Soninka," murmelte er zärtlich. Das war ein
kurzer Kampf in der breiten Brust, doch meinte er, weil er aus Liebe zu
seiner schönen Sonia die Schlacht verlor, könne er sich beruhigt niederlegen.
Er verbrachte die Nacht in tiefem, gleichmäßigem Schlafe, wie ihn nur
überhaupt ein Mensch jemals schlafen kann, doch den zu leisten er jeder
Zeit fähig war.
Es war still geworden um das Herrenhaus, die Nacht forderte ihr
Recht und Wenige beteten noch bei der Heiligen. Nur eine Gestalt schien
immer in gleiche Andacht versunken, bald das Gesicht auf der Erde, bald
kniend der Wunderthiitigen zu huldigen — das war Marussa! Sie fühlte
nicht, wie die Nachtluft sich feucht um ihre Glieder legte.
Peter hatte lange seitwärts zugesehen und stand nun hinter ihr, und
da sie sein Kommen nicht bemerkt hatte, berührte er leise ihre Schulter.
„Marussa Paulowna," sagte er, „es ist spät, kommen Sie jetzt in's
Haus, Sie werden sich sonst eine Krankheit holen."
„Hier?" sagte sie aufstehend mit leisem Vorwurf. „Was kann mir
hier unter dem Schutze der Heiligen geschehen?"
„Die Luft ist feucht nach deni Regen, kommen Sie," drängte Peter
von Neuem.
Marussa schritt nun neben ihm. aber sie kehrte sich noch einmal dem
Bilde zu und sprach: „Peter Jwanowitsch, haben auch Sie vor der Heiligen
gebetet?"
Sie wandte ihm dabei das Gesicht voll zu. Begeisterung leuchtete
aus ihren Zügen und verklärte sie.
Er sah nach ihr, als schauten seine Augen zum ersten Male diese
Erscheinung und als hätte sie ihm Unerwartetes geoffenbart. Da er mit
der Antwort zögerte, ruhten ihre Blicke fragend auf ihm.
„Wenn beten sich erhoben fühlen heißt beim Anblick des Schönen,
des Reinen, dann habe auch ich gebetet!"

Die Worte kamen über seine Lippen, ehe er sie recht gedacht zu haben
schien, und erst als ihr Klang an sein eigenes Ohr schlug, kam ihm der
Sinn zum Bewußtsein, sie wären schwerlich sonst gesprochen worden.
Für Marusfa schienen sie ein finnloser Schall, sie war zu sehr mit
eigenen Gedanken beschäftigt, um fremde in sich aufnehmen zu können.
Das Mädchen ging in's Haus, Peter stand unschlüssig, wohin er sich
wenden sollte. Iwan hatte ihm triumphirend mitgetheilt, daß der Beschluß
der Herrschaft sei, es zu machen, wie beim seligen Herrn Grafen. Er
konnte sich des unangenehmen Eindrucks nicht erwehren, so mochte er heute
nicht mehr mit der Familie zusammentreffen, denn was er soeben gehört,
hatte ihn peinlich und abstoßend berührt. Und wenn er ein var Stunden
vorher sich seit langer Zeit wieder wohl und behaglich gefühlt in dem
Kreise dieser Menschen, so zog sich jetzt seine Seele, wie durch eine unan-
genehme Berührung scheu gemacht, wieder zurück.
Lange saß er in dem ihm angewiesenen Zimmer und ließ die Ein-
drücke, die er heute empfangen, an sich vorüber ziehen. Es war seit dem
frühesten Morgen ein lebhafter Tag, der ihn aus einem langen schlafartigen
Zustande herausgerissen, aber war das jetzt besser, fragte er sich? Wie einen
wirren Traum durchlebte er noch einmal Alles, besonders stand der Schluß
ihm noch lebhaft vor Augen: die brennende Capelle und die Menschenmasse
und mitten darunter ein Wesen, das ihm fremd und gleichgültig war, bis
zur Stunde, da er zum ersten Mal das Weib in ihm erblickt. Die wenigen
Minuten genügten, um ein Gefühl wach zu rufen, das ihn mächtig anzog.
Aber was sollte das ihm?
Er sehnte sich zurück in die Einsamkeit von Myr und beschloß, den
nächsten Morgen sehr früh ohne Abschied zurückzufahren, eine Entschuldigung
hinterlassend. Nach längerem Nachdenken erschien ihm das feig, und da er
keinen Entschluß fassen konnte, blieb er.

5

Den nächsten Tag schon hatte die heilige Xenia ein Obdach. Zwar war
es nur roh gezimmert, aber es sollte auch nur ihre vorläufige Wohnstätte
sein, bis aus den Opfergaben der Wallfahrer genug erlöst sei, um eine
schöne Kirche zu bauen, würdig einer Wunderthätigen.
Die gesammte Familie des Gutsherrn hatte ihre Andacht vor dem
Bilde verrichtet und wie es hieß, große Summen für den Bau der neuen
Capelle versprochen, die Leute erzählten sich von vielen Tausenden, die sie
geben wollten, um das Haus der Heiligen recht prächtig erstehen zu lassen.
Die Kunde des großen Wunders hatte sich schnell in der ganzen
Umgegend verbreitet und nach ein paar Tagen war das Treiben in der
Wallfahrtscapelle organisirt, wie zu Zeiten des alten Grafen, unter dem

jedes Jahr ein kleines Mirakel geschah und zwar meist nach der Erntezeit,
wo dann auch die Opfergaben in Naturalien entgegen genommen wurden.
Von weit her kamen die frommen Pilger und die heilige Tema lächelte
jedem Betenden mit gleicher Milde, viel lieblicher als früher, sagten die
Meisten, und Alle traten hoffnungsvoll den Heimweg an.
Das Gebet allein hatte vielleicht schon die Aufmerksamkeit der Heiligen
auf den Wallfahrer gelenkt und sie bewogen, für ihn Fürbitte zu leisten,
aber erst das Stückchen Watte, das er bei sich trug und für das er gerne
zwei Silberrubel hingegeben, das mußte ihm ganz sicher Erhörung seiner
Bitten verschaffen, war es doch mit dem heiligen Bilde in Berührung ge-
kommen, auch sollte es obendrein als Magnet dienen, der die Braut oder
den Bräutigam herbeiruft.
Zwei Silberrubel waren zwar ein schönes Geld und sauer wieder
gewonnen, aber der dies zum künftigen Wohnsitze der Heiligen beigesteuert,
durfte doch ihrer Gnade gewiß sein!
So wenigstens sprach Iwan, der nun wieder ganz wie ehemals als
Kassirer fungirte, mit überzeugendem Ernste.
Er stand vor dem Eingange der Capelle an einem überdeckten Tisch,
wo er die klingenden Silbermünzen in eine Kassette fallen ließ. Vor ihm
lag die segenbringende Watte, mit der das Bild abgerieben worden, und
Kerzen, die vor der Heiligen gebrannt, die sollten in der Sterbestunde
gegen Todesangst gute Dienste leisten. Für drei Rubel konnte man sich
da einen sanften Tod erkaufen, und leicht und selig zu sterben wünschte
doch Jeder!
Iwan schüttelte Manchem, der aus der Ferne gekommen, gerührt die
Hand, dann griff er unter den Tisch und credenzte dem Freunde ein Glas
von dem Inhalte einer weitbauchigen Flasche, die er dann selbst an den
Mund setzte, um einen herzstärkenden Zug zu thun. Vom vielen Sprechen
war ihm stets die Kehle so trocken, wollte sich doch jeder Pilger genau
nach den Umständen des Wunders erkundigen, und Iwan gab bereitwillig
Auskunft, so lange Beine und Zunge den Dienst nicht versagten.
Allabendlich empfing die Gräfin dann aus Iwans, oder wenn er sich
nicht mehr auf den müden Beinen halten konnte, aus Warwaras Händen
die schwergefüllte Kasse, um die Schätze zu verwahren, bis zum Bau einer
prächtigen Kirche genug Geld gesammelt sei.
Die Pilgerschaaren kamen und gingen, und das Leben, das in früheren
Zeiten sich nur am Namensfeste der Heiligen hier entrollt, fand jeden Tag
seine Wiederholung in schier gleicher Lebhaftigkeit.
Die Gutsnachbarschaft in der Runde scheute die weiten, schlechten
Wege nicht, um zu beten und zu opfern, noch mehr aber, um prüfend die
ganze Sache in Augenschein zu nehmen und etliche peinliche Fragen mit
anscheinend größter Harmlosigkeit an die Glieder der Familie zu richten.
So kam auch heute ein Gefährt angerollt, das die nächsten Nachbarn,

die Damen des Grafen Zdanowitsch, brachte. Die Gräsin entstieg langsam,
in sehr grader Haltung, mit stets an die Hüften gehaltenen Ellenbogen,
dem Wagen und ihr folgten rafch drei blühende Tochter. Die beiden
älteren waren fchlanke, elegante Figuren, die sich Wohl zu bewegen wußten
und neben denen die jüngste, ein blondes, sinniges Kind von sechszehn
Jahren, keinen Platz zu haben schien. Was sollte auch das unreife Ding
neben den Erwachsenen, die seit zwei Wintern zu den gefeierten Schönen
von Moskau zählten?
Gräsin Tfcherlow hieß ihre Gäste mit der ihr eigenen natürlichen
Anmuth willkommen, dann umarmten sich die Frauen, nicht ohne gegenseitige
Zurückhaltung. Die Töchter machten schöne, hoffähige Knixe und stürzten dann,
Marussa zu begrüßen, die sie, wie sie sagten, zu ihrem größten Bedauern
so lange Zeit nicht gesehen hatten.
Als dann aber Alexander mit Peter eintrat, nahm die französisch ge-
führte Conversation (Gräfin Zdanowitsch liebte das Russische nicht) einen
anderen Charakter an. Sie begann sogleich Peter im besten Russisch Vor-
würfe zu machen, daß er sie noch nicht besucht, es sei abscheulich, wie er
seine alten Freunde vernachlässige, sie hätte ihn ja bei seiner Mutter in
Wilna als kleinen Knaben gesehen und ihn auf den Knien geschaukelt.
Sie fetzte Peter durch die Versicherung, daß sie ihn noch gleich lieb habe,
wie damals, in nicht geringe Verlegenheit, aus der ihn dann Dina, die
älteste Tochter, befreite, indem sie einen Gang in's Freie in Vorschlag
brachte. Alexander folgte ihnen mit Helene, die bemüht war, ihren Cavalier
zu fesseln und zu entzücken. Die Jüngste, Maria Xenia, ergriff Marussas
Hand und drückte sie innig, indem sie ihr lächelnd zunickte.
„Ach," seufzte sie dann, „wenn ich nur auch erwachsen sein dürfte,
wie hast Du es gut, daß Du keine älteren Schwestern besitzest."
„Oh, ich möchte Geschwister haben," meinte Marussa, „ich bin ja
immer allein und das ist manchmal traurig."
„Weißt Du," begann Maria Xenia, „als Dina so alt war wie ich,
durfte sie schon tanzen, nun aber sagt Mama, ich müsse warten, bis eine
von den Schwestern verheirathet sei, denn drei Töchter auf einmal könne sie
nicht in die Welt führen, das ginge nicht! Wenn sich nur Dina bald
verloben möchte!" fügte sie seufzend hinzu.
Während die jungen Leute den Gang durch die Felder machten, saßen
die beiden Damen sich im Saale gegenüber. Gräfin Tfcherlow rauchte un«
genirt, wie es ihre Gewohnheit war, und verschwendete rührend viel ge-
sprächige Liebenswürdigkeit an ihr Gegenüber, das gradegehaltenen
Kopfes alle ihre graziösen Bewegungen mit affectirter Vornehmheit kritisch
verfolgte, die Nasenflügel dabei einkniff und mit gestrecktem Oberkörper
dasaß.
Als die Jugend vom Spaziergange zurückgekehrt, nahm man Thee

und Süßigkeiten, und die Gäste beschlossen, nun noch der heiligen Xenia Opfer
und Gebet darzubringen, da man an den langen Heimweg denken mußte.
Gräfin Tscherlow entschuldigte sich, wegen beginnender Migräne ihre
lieben Nachbarn nicht zur Capelle begleiten zu können und überließ die
Führung Marusfa.
Die Gäste traten bei der Heiligen ein, aber sie sahen mehr um sich
und auf Marusfa. als daß sie wirklich beteten, nur Maria Xenia sandte
ihrer Namenspatronin fromme Gedanken und Wünsche. Beim Herausgehen
opferten sie alle, bis auf die jüngste, der man kein Geld gegeben. Aber
die Münzen gingen nicht Wie sonst durch Iwans Hände, sie warfen sie
eigenhändig in die Kassette und der getreue Wächter vermeinte, die Gaben
hätten einen andern Klang, als die Silberrubel, auf deren feinen Schall
sein geübtes Ohr stets mit Entzücken lauschte.
Der Wagen stand bereit, als sie zurückkamen. Da Graf Tscherlow dies
sah. kam er aus seinem Zimmer, den liebenswürdigen Damen noch Lebewohl
zu sagen und seine Abwesenheit bei deren Besuch mit der Erledigung
dringender Geschäfte zu entschuldigen.
„Ter Himmel erweckt wieder alte Beziehungen," meinte die Gräfin,
nach der Capelle deutend.
„Welcher Baumeister wird Ihnen die Pläne zur Kirche machen?"
fragte sie dann beobachtend.
„Einer aus Odessa," sagte der Graf und verbeugte sich so tief, daß
man sein Gesicht nicht sehen konnte.
Alexanders so bald in Aussicht genommene Abreise wurde tief be-
dauert und Peter zu häufigen Besuchen dringend eingeladen, unter der
erneuten Versicherung, daß er wirklich als Knabe auf der Gräfin Knien
geschaukelt.
Endlich fuhren sie davon, froh über die Zerstreuung, die sie gehabt,
und unzufrieden, daß sie nicht ein Wort, eine Bewegung erlauscht hatten, die
den Wunderbetrug bloßgelegt und die Tscherlows compromittirt hätte.
„Ob Marufsa wohl den Prinzen Alexander Heirathen wird?" meinte
Helene.
Unsinn," schnitt ihr Dina in's Wort, „Du weißt doch, daß er ein
Stiefbruder ihrer Mutter ist und das Gesetz das verbietet!"
„Aber könnte sie Peter Jwanowitsch nicht zur Frau nehmen, er ist so
freundlich mit ihr." fragte nun schüchtern Maria Xenia.
„Sie ist nicht ein Jahr älter als Du und braucht überhaupt noch nicht
daran zu denken." sagte die Gräfin verweisend und die Kleine sprach auf
der ganzen Fahrt kein Wort mehr, sie dachte nur an die Wunder ihrer
Patronin, fand es abscheulich, wie die Andern darüber sprachen, und glaubte
ihnen kein Wort.
„Mama ' sprach Dina nach einer Weile, „was meintest Du mit den

wieder erwachten Beziehungen unserer Familie zu Tscherlows? War nicht Großmama die Geliebte des alten Grafen?"
«Ja, ja," sagte die Gräfin, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, „die Beiden zusammen haben in einer Geldverlegcnheil die erste Capelle zur heiligen Tenia gegründet und der Heiligen Bild ist nichts Anderes als ein Porträt Eurer Großmutter. Ihr habt ja wohl bemerkt, wie ähnlich ihr Maria Xenia ist."
Durch den Kopf der Gräfin, wie der zwei ältesten Töchter zuckte gleichzeitig ein Gedanke, der ungefähr die Form annahm: „Warum wurde die Capelle nicht auf unserm Grund und Boden errichtet?"
Sie dachten es alle Drei, aber Niemand sprach es aus.
Als am selben Abend Gräfin Tscherlow die Geldkassette in Empfang nahm und mit ihrem Bruder die Münzen sortirte und zählte, hielt sie ihm lächelnd auf flacher Hand einige große, alte, außer Cours gesetzte Kupferstücke hin.
„Zdanowitsch'sche Andenken," sagte sie leise.
Prinz Alexander lachte laut auf.

5

Vierzehn Tage waren seit der Ankunft des Prinzen Alexander in Tschernowitza verstrichen. Welche Veränderung war in dieser kurzen Zeit vor sich gegangen! Neues Leben, neue Lebensfreude war eingezogen. Der Hausherr hatte sich in seine Rolle gesunden, die Gräsin machte Pläne für die Reise und sann geschmackvolle Toiletten aus. Peter Jwanowitsch verhielt sich dem Wunder gegenüber meinungslos, war aber fast mehr Zeit in Tschernowitza als in Myr.
Marussa war die stete Begleiterin Alexanders und sog begierig ein, was sie hörte und erhaschen konnte. Sie folgte ihm auf Schritt und Tritt, hörte ihm zu und stellte Fragen mit der unbefangenen Lernbegier des Kindes und dem Interesse einer freien Seele, deren Duft nicht gelitten durch die Kleinlichkeiten des Lebens. Sie hatte nicht tändelndes Puppenspiel und nicht die Ziereреien der Stadtkinder gekannt, in unmittelbarem Umgang mit der großen Natur hatte sie nur wahre echte Eindrücke empfangen, nur Wahres und Echtes selbst empfunden.
Prinz Alexander drängte zur Abreise und doch hatte er schon dreimal nachgegeben und sie wieder um einen Tag verschoben, nun war sie auf den nächsten Tag festgesetzt und keine Bitte Marussas noch der Schwester sollte den Entschluß mehr ändern. Seine Aufgabe war gelöst und in ein paar Wochen sollte ihm die Gräsin nach Paris folgen, es fehlten ihr ja nun jetzt nicht mehr die Mittel dazu.
Die Sonne war untergegangen und zum letzten Male wollte Alexander mit Marussa durch die Felder gehen. Beide waren mit Flinten versehen

wie gewöhnlich bei ihren Streifzügen. Othello umsprang seine Herrin
kläffend und wollte sich durch all ihre Liebkosungen nicht beruhigen lassen;
ihr Begleiter schien unangenehm durch den Lärm und die Unruhe des Hundes
berührt.
„Wenn ich hier bliebe, Maruffa." sagte er, „Du müßtest den Köter
abschaffen; er ist mir antivathisch in seiner lauernden Ruhe wie in seinen
ungestümen Freudenbezeugungen."
„Ruhig, ruhig. Othello/ mahnte das Mädchen, und dann zu Alexander
gewendet, meinte sie: „Laß ihn mir. Sascha, gönne ihn mir! Du gehst
und er bleibt mir als Freund und steter Begleiter. Nicht wahr, Othello?"
wandte sie sich an das Thier, das sich, da sie weiter gegangen, mehr
beruhigt hatte.
Sie schritten plaudernd durch die Felder, manckes Federwild flog auf,
mancher Hase lugte unvorsichtig aus dem Korn, aber weder Maruffa noch
Alexander schien das zu bemerken.
So kamen sie in den Föhrenwald^, in dem gleich unter den ersten
Stämmen eine Moosbank angebracht war. Von hier aus hatte man den
Blick nach der Haide zu, auf der sich die Gruppe Tatarengräber als schwache
Hügelwellen überschnitten.
Maruffa ließ sich auf das weiche Moos nieder, während ihr Begleiter
zu sinnen schien, ^in einer Brieftasche blätterte und da und ^dort Notizen
machte. Dann nahm er neben ihr Platz und sah über die dämmernde Ebene.
„Ich wollte, ich könnte mit Dir hinaus in die Welt." unterbrach das
Mädchen leise das Schweigen.
„In die Welt?" wiederholte Alexander und stützte den Kopf in die Hand.
„Ja, denn ich möchte das Leben kennen lernen!" Der Wunsch kam
aus tiefer Seele und verklang wie ein Seufzer.'
„Du hast hier eine Welt, eine bessere als die draußen," war die Antwort.
„Aber ich sehne mich,! mehr zu sehen, als jeden Tag dasselbe Stück
endlos blauen Himmels und jede Nacht die gleichen Sterne; ob ich hier
wache oder schlafe, was macht das für einen Unterschied? Ich kenne jede
Stunde meiner Existenz auswendig, ich athme wohl, aber ich fühle nicht,
daß ich lebe!"
„Und giebt nicht jeder Gedanke Dir Zeugniß davon, daß auch Deine
Seele athmet?"
„Denken lernte ich erst, feit Du kamst, alle Zeit zuvor kommt mir
endlos grau und eintönig vor. ohne jede Abwechslung und Unterbrechung,
als daß das Grün von Neuem sproßt und daß im Herbst die dürre Steppe
brennt. Ich war nicht unglücklich, denn ich kannte nichts Anderes und dachte
nie darüber nach, aber jetzt bin ich kein Kind mehr und frage mich, wie
wird die Zukunft sein? Mir kommt vor. daß draußen in der Welt Jeder
mit Bewußtsein lebt. Mag es nun Schmerz oder Freude sein, was die

Seele bewegt, genug, daß man überhaupt fühlt, sich für ein Ziel begeistern
und es vielleicht erringen kann! Aber was soll ich hier?"
„Du hast einen falschen Begriff von dem, was Leben heißt. Es ist
da nicht, wie in den Büchern, die Du gelesen, daß die aneinander gereihten
und in einander greifenden Ereignisse, die man dann eine Geschichte nennt,
mit einem guten oder einem unglücklichen Ausgang schließen, durch den daS
Herz zur Ruhe kommt.
-„Du lebst hier friedlich und Viele würden Dich um das Dasein beneiden.
Nichts stört die Harmonie Deiner Seele. Du hast Zeit für Deine Gedanken,
die rauschende Welt kennt keine Ruhe. Es ist eine Jagd, und vorwärts,
unaufhaltsam vorwärts rauscht das Leben an Dir vorbei, Du hast nicht
Zeit, bei Deinen Freuden oder Schmerzen zu verweilen. Jeder neue Tag
fordert, daß Du sie mit einem Stück Vergessenheit bedeckst und bald liegt
eine Summe erlebten Glückes und Leids hinter Dir, und wenn Du einmal
stehen bleibend Umschau hältst, Du erkennst sie kaum mehr und hättest Du
sie noch so treu gepflegt! Sie schienen Dir unüberwindlich und unvergäng-
lich — nun liegen sie so weit, so weit und Du blickst sie freud- und leid-
los an, so fremd sind sie Dir geworden.
„Du bist müde und kannst doch keine Ruhe finden, denn Du mußt
weiter, immer weiter. Wie ein leichtes Fahrzeug heben und senken Dich
die Wogen, und willst Du nicht mit fort und ruderst Du gegen den Strom,
was nützt es? Ist es die erste Welle nicht, so ist es eine andere, die Dich
fortreißt! sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, und was ist Deine Kraft
gegen die ihrige? So muß man vorwärts, ob man will oder nicht!
„Die Menschen werden untereinander geworfen und aneinander gerieben,
wie die Steine im Flusse, bis sie ihre ursprüngliche Form verloren und alle eigen-
thümlichen Ecken und Spitzen rund geworden sind, aber das kann nicht ohne
Weh und Schmerzen geschehen. Dann rollt man leichter an einander vorüber,
man hat meist aufgehört, im Innern zu leben, nichts bewegt uns oder bringt
in Harnisch — das ist nach den Begriffen der Welt das Höchste, was man
erreichen kann, das heißt man Weltmann sein und über Allem stehen. Er
lächelt ein eisiges Lächeln, denn er ist groß im Ameisenhaufen des Welt-
gewühls und sagt sich, er sei mächtig und darum glücklich und doch kann er
jedes Kind beneiden, das mit echtem, warmem Gefühl seine Puppe an's Herz
drückt, denn ihm selbst ist die Fähigkeit des Empfindens verloren gegangen
und als armer Mann steht er mitten im Glänze."
Marussa hatte unverwandt nach der Ferne geblickt, die sich in immer
tieferes Dunkel gehüllt, bis es allmählich wieder lichter ward.
Als Alexander vollendet hatte, sah sie ihn schweigend an, in ihren
Augen haftete die nngesprochene Frage: „Bist Du der arme Mann mit
dem tobten Herzen?"
Der Mond ging langsam auf und sein Licht blitzte in den einzelnen
Durchsichten des Geästs.

Beide hatten sich erhoben, um zu gehen; als sie völlig aus dem
Schatten traten, blieben sie unwillkürlich stehen, wie gebannt durch den Zauber
der lichtübergossenen Landschaft, die vor ihnen lag.
„Die Hünengräber,' sagte das Mädchen und wies auf die Hügel, .sehen aus,
als glänzte Silber daraus davor, kein Wunder, wenn Iwan in solchen Nächten
auf's Schatzgraben ausgeht. Er behauptet merkwürdige Kleinodien gefunden
zu haben, die er aber Niemandem zeigen will. Ist das Fabel und Ein-
bildung, Sascha, oder kann etwas Wahres daran sein?"'
„Die Gebeine der Häuptlinge wandernder Stämme ruhen in den
Gräbern und das, was man mit ihnen bestattet, Münzen, Schmucksachen und
vielleicht das geliebte Pferd."
„Das ist ein schöner Gedanke, mit sich zu nehmen, was man geliebt,
oder selbst damit unterzugehen," meinte Marussa.
Sie gingen wieder weiter. Alexander sah das Mädchen von der Seite
an und da er schwieg, sagte auch sie kein Wort mehr, sie wußte ja, daß
n oft stille und ungestört nachdenken wollte. So waren sie vor dem
Tatarengrab angekommen, wo in der Nacht des Wunders zu der Ceremonie
gegen die Rinderpeft ein Stollen gegraben war und die Erde noch auf-
gewühlt dalag.
„Marussa," sprach jetzt Alexander 'stehen bleibend, „hier unten im
Grase glänzt ein Schatz, den Iwan zu heben vergaß. Kannst Du ihn
sehen? Vielleicht ist es das Juwel eines mächtigen Fürsten, das er im
Leben geliebt und das mit ihm bestattet wurde?"
Zch sehe es," antwortete Marussa, die nun auch den glänzenden Punkt
in's Auge gefaßt, auf den ihr Begleiter mit ausgestreckter Hand mies,
„Wollen wir den Schatz heben?"
Sie ging ein paar Schritte den Hügel hinan, während Alexander
unten stehen blieb, um die Richtung nicht aus dem Auge zu verlieren. Doch
als Marussa sich von ihrem früheren Platze entfernt hatte, konnte sie de»
glitzernden Gegenstand nicht mehr finden.
„Ist es hier?" fragte sie, indem sie sich bückte.
„Mehr rechts, weiter vorwärts — nein — jetzt mehr links. Du
hälft es in den Händen," sagte Alexander endlich.
„Das kann es nicht gewesen sein, es ist ja nur ein Blatt!"
„Doch, doch, denn ich sehe es nicht mehr glänzen!"
Er trat zu ihr und wollte den Gegenstand fassen, aber er berührte
nur ihre Fingerspitzen, die Mondstrahlen fielen soeben auf ihre Hand.
„Es ist dennoch der Schatz und Du hast ihn gehoben!"
„Ein Tropfen Thau! Ob,das sein ganzer Todtenschmuck gewesen?"
„Bielleicht sein schönster — eine kostbare Thriine!" meinte Alexander.
„Es giebt noch mehr Schätze auf der Stevpe," fuhr er fort, ,die Dir zu

Gebote stehen. Du kannst sie heben, wenn Tu nur willst, denn Du bist ein Sonntagskind, in Deinen Händen wird der Tropfen Thau zum funkelnden Demant."

Marussa hörte seine Worte nur halb, sie schien zerstreut.

„Sascha," unterbrach sie den Sprechenden, „Du gehst also wirklich morgen?"

„Ja, mein Kind, ich gehe, aber Du bleibst hier und auch uoch ein Anderer. Ihr Beide sucht das Glück und Ihr könnt es am besten ineinander finden. Ihr habt die Fähigkeit dazu und ich möchte Dich glücklich wissen?"

„Und bist Du es denn, Sascha?" fragte Marussa forschend.

„Ich bedarf dessen nicht, was Ihr Glück nennt. Peter liebt Dich. Du hast mich vorhin nicht verstanden, er ist der Schatz, den ich meinte; wenn Du ihn hebst, Du findest in den Tiefen Gold, reines Gold."

„Und Du, Marussa. liebst Du ihn nicht?" fragte Alexander nach einer Pause,

„Frage mich nicht, ich weiß es nicht," bat sie. „ich will es nicht wissen."

Sie schritt an Alexanders Seite ruhig weiter, aber in ihrem Innern jagten sich Gedanken und Empfindungen. Sollte ihr Loos in dieser Stunde entschieden sein? Soll ihr Dasein ruhig und gleichmäßig verfliehen, so wie es begonnen? Nein, nein, so durfte, so konnte es nicht kommen! Wie anders hatte sie sich's geträumt, in unbestimmten großen Zügen, die sie den Elementen abgelauscht.

So wie ein Unwetter über die Steppe dahinbraust mit Blitz, Donner und Sturm und Alles zu verschlingen droht, so hatte sie gemeint, müßte es einst über sie kommen und ihre Seele erschüttern. Die unvergängliche Sonne müßte dann das Chaos lösen, mächtig, strahlend und beruhigend und dem tobenden Unwetter folgt ein Abend, ein sternenheller friedlicher Abend. Am Himmel glitzert's und flimmert's und da wir den fragenden Blick nach oben richten, fällt als leuchtende Antwort eine Sternschnuppe? Nun mag es völlig Nacht werden, wir können ruhig schlafen gehen!

Das war eine Kinderphantasie, die ihr durch den Kopf zog und die ihr die Wirklichkeit doppelt nüchtern erscheinen ließ.

„Sascha, bleibe hier, ich fürchte mich vor mir selbst," sagte das Mädchen plötzlich stehen bleibend.

Alexander war vo» Marussas Worten cigenthümlich berührt, er griff rasch nach ihrer Hand, aber in gleichem Augenblicke ließ er sie mit einem Aufschrei fahren und brach ohnmächtig zusammen.

Othello, der lauernd hinter Beiden geschritten, hatte wohl die Bewegung für einen Act feindlicher Gesinnung angesehen und stand nun mit bluttriefender Zunge und eingezogenem Schweife neben seinem Opfer.

Marussa hatte der Plötzliche Schrecken die Fassung nicht geraubt. Ein Augenblick genügte ihr, um die Lage klar zu übersehen, und noch ehe sie dem Niedergesunkenen Hülfe leistete, legte sie ihre Flinte an und Othello lag verröchelnd in einer Blutlache.
Sie schenkte ihrem Lieblinge keinen Blick mehr und war nur um Alezander bemüht, der sich aufgerichtet und dem sie nun die blutende Rechte mit dem Taschentuche fest verband. Dann schritt er auf ihren Arm gestützt dem Hause zu.
Es war zwischen den Beiden kein Wort gesprochen worden. Alexander fühlte nur jetzt, wie Marussas ganze Gestalt zitterte. Da zwang er sich zu lächeln.
»Siehst Du, nun muß ich hier bleiben und ich thue es gerne, wenn Tu mich gut pflegen willst."
Das Mädchen sah ihn als einzige Antwort mit Thronen in den Augen theilnahmsvoll an.
Zu Hause angekommen, überließ sie den Verwundeten der Sorgfalt ihrer Mutter und Warwaras, die für ihre heilenden Salben einen großen Ruf hatte.
Die Wunde erwies sich als tiefgehend, trotzdem erlaubte Alexander nicht, daß man um einen Arzt nach Odessa schicke, und wollte sich ganz der oft bewiesenen Kunst der Dienerin anvertrauen. Sie wusch und verband die Hand und sprach Gebete und als der Kranke darüber lachte, meinte sie ernst, das gerade sei das wichtigste aller Heilmittel. Die Gräfin strich dem Bruder die Haare zurechs, küßte ihn auf die Stirne und schalt auf ihrer Tochter Starrkopf, das unheimliche, tückische Thier nicht längst entfernt zu haben.
Marussa kam nach einer Weile leise in den Saal, wo Alexander auf dem Divan lag. Er hatte die Augen geschlossen und ihr Kommen nicht bemerkt. Sie sah ihn von der Seite an, wie er scheinbar schmerzlos und ruhig schlummerte.
Was sie vor einer Stunde gewünscht, nun war es erfüllt, aber in welcher Weise? Oh, wäre er doch gestern gereist! Nun lag er da, krank durch ihre Schuld. Wäre er doch fort! weit fort! Sie fühlte Plötzlich wie eine Angst vor ihm.
Still, wie sie gekommen, schlich sie wieder hinaus, um Iwan aufzusuchen. Er kam eben von seinem Wächteramt bei der Capelle zurück. Als sie ihm begegnete, sagte sie, ohne die Augen vom Boden zu erheben:
„Am zweiten Tatarengrab liegt Othello erschossen. Still, Iwan, ich that es selbst," fügte sie hinzu, als der Diener in Jammerrufe ausbrechen wollte. „Begrabe ihn, aber sage mir nicht die Stelle; hörst Du, auch nicht den andern Leuten!"

Iwan hatte sich noch kaum den sonderbaren Auftrag zusammenreimen
können, als die junge Herrin längst an ihm vorbei war und er sie in der
Capelle verschwinden sah.
Sie hatte ja so viel zu beten!
Die erste Nacht verbrachte der Prinz ruhig, aber nach zwei Tagen be-
gann er zu fiebern; das erhitzte Blut trieb ihm Röthe in die Wangen und
schien Feuer in seine Blicke zu gießen.
An eine so baldige Abreise war nicht zu denken, er sprach auch nicht
davon und schien sich geduldig in sein Schicksal zu fügen. Marusfa
pflegte ihn mit ruhiger Sorgfalt, fühlte sie sich doch als Schuld, daß er
hier lag.
So schwanden die Tage für die Bewohner von Tschernowitza gleich-
mäßig. Alles bewegte sich um den Kranken, der jede Aufmerksamkeit dank-
bar empfand. Er hatte nicht die wohlthuenden Segnungen eines Eltern-
hauses gekannt, und wenn ihm zuerst die Stille der Steppe den Wunsch
nach dem Geräusch einer Großstadt wachrief, um eine gewisse innere
Nervosität und Reizbarkeit zu übertäuben, war ihm die Ruhe nach und
nach doch verwandter geworden und jetzt genoß er mit vollem Bewußtsein
ihren beruhigenden Einfluß. Was er Marusfa damals im Walde gesagt,
hatte er nur auf sie berechnet gesprochen, so hatte Peter empfunden, so sollte
sie denken lernen, nun fühlte er selbst die tiefe Wahrheit dieser Worte. In
dem, was ihm jetzt zu Theil wurde, sah er, wie viel er bisher entbehrt,
ohne es vermißt zu haben.
Die liebste Zeit war ihm die Dämmerung, da kam noch täglich ein
schwaches Fieber, das, ohne ihm viel Unbehagen zu schaffen seine Phantasie
erregte, so daß. was er dachte, für ihn Gestalt anzunehmen schien. Meist
bat er Marusfa, ihm die melancholischen, slavischen Weisen zu singen.
Sie that es, ohne viel Kunstfertigkeit zu selbstgesetzter Melodie, frischte
auf, was sie seit ihren Kindertagen gelernt und gehört, un> wollte
das eigene Gedächtniß nicht ausreichen!, so nahm sie ihre Zuflucht zu
Warwara.
Peter Jwanowitsch kam auch meist um diese Zeit. Er hatte zwar ver
sucht, seine Traumexistenz in Myr wieder zu beginnen, aber einmal aufge-
rüttelt, wollte es ihm nicht mehr gelingen, sich von Neuem in den nichts-
thuenden Schlaf zu versenken. Unausgefüllt von dem thatenlosen Brüten, fing
er an, sich wieder mit Lesen und Schreiben zu beschäftigen, er nahm
sich sogar seiner Wirthschaft mehr an. Aber was er auch that, schien ihm
wenig Gewinn zu bringen, er fand keine Befriedigung darin. Erst wenn er
zu Pferde oder zu Wagen das breite Dach von Tschernowitza vor sich aus-
tauchen sah. war ihm, als hätte er den Zweck erreicht, zu dessen Erfüllung

er heute erwacht, und eine glückliche Ruhe kam über ihn. Er sagte sich, er hätte sich nach Menschen gesehnt, nach gleichstehenden Wesen, um sich auszusprechen, und wenn er dann mit ihnen zusammcnsaß, war er doch meist nur ein schweigender Gast.

Alexanders Zustand besserte sich zusehends, und als er an einem schönen, milden Abend auf der Terrasse lag, ließ er sich's nicht nehmen, mit Marussa und Peter noch einen Gang in's Freie zu machen.

Sie gingen bis an eine Bank am Ufer des Dnjepr, auf der Marussa und Alexander Platz nahmen, während sich Peter zu ihren Füßen in's Gras setzte.

„Eine Sternschnuppe," sagte das Mädchen, gegen den bestirnten Himmel deutend.

Die beiden Herren sahen empor und sie fuhr fort:

„Als ich ein Kind war und mir Warwara allabendlich im Garten ihre Lieder sang, fragte ich sie einmal, was denn das sei, das Glück, das so oft in denselben vorkomme. Da zeigte sie nach einem fallenden Stern und meinte ,Siehst Du. dort leuchtet es'/ Es schien mir auf die Haide gefallen zu sein und ich wollte danach suchen gehen, da sagte sie mir, daß es nur für erwachsene Leute falle, und denen fliege es von selber in den Schooß. Damit gab ich mich aber nicht zufrieden, und in einer Herbstnacht, da wieder Sternschnuppen fielen, lief ich weit hinaus, um das Glück aufzulesen. Iwan fand mich dann weit draußen eingeschlafen und trug mich zurück."

„Nicht allen Menschen fliegt das Glück in den Schooß," sagte jetzt Peter, „danach gesucht hat wohl Jeder und ist auch müde dabei geworden, und Mancher ist darüber eingeschlafen und hat es nie gefunden."

.Findet man's nicht in der Welt draußen?" fragte Marussa.

„Es finden?" meinte Alexander. „Man verliert es, denn man verliert sich selbst nur zu oft im Haschen und Ringen um das eingebildete Ziel"

„Mir ist. als müßte ich weit suchen gehen nach dem Glück und nach den Idealen." sagte Marussa nachdenklich.

„Die Ideale," lächelte Alexander, „wandeln nicht auf zwei Beinen, wenigstens sind mir noch keine begegnet; sie vertragen sich schlecht mit der Wirklichkeit, denn sie sind ihr Gegensatz. Ganze Nationen singen zwar von dem Erhabenen, dem Idealen, sie weihen ihm hohe Gedanken und schöne Vorsätze, aber es ist doch unfaßbar, wenn es sich auch in die Gemüther einzelner Menschen geflüchtet, denen es über das Elend des täg» lichen Lebens hinaushilft. Das Glück wohnt sammt den Idealen in des Menschen Brust, gleichviel wo er sich befindet, wird ihr Reich ihn umgeben. "

Beide blickten ruhig vor sich hin, Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Der Abend war still, ein sonores Murmeln ging über die Steppe,

das klung wie der Athem der großen, gewaltigen Zauberin. Leise wurde
es übertönt und dann zerfloß es wieder mit einer jener slavischen Weisen,
die in wehmüthigen Klagen sich der Brust zu entringen scheinen und die
Thriinenspuren nicht verbergen können.
„Das kommt vom Dnjepr herauf," meinte Peter, als der Gesang
verstummt war.
„Es ist die Russalka. die singt," meinte Marussa, «ich weiß, wer die
Wasserfee ist. Es ist Naddia, das schöne Pächtermädchen, das vor zwei
Jahren wegen ihres Geliebten in's Wasser ging; ich kenne ihre Stimme und
es giebt Leute, die sie auch sahen, wie sie im Wasser singt und
winkt. Wenn ich gestorben sein werde, will ich auch den Menschen als
Russalka singen. Werdet Ihr kommen und mir zuhören?",
«Wer lehrt Dich solche Phantastereien?" fragte Alexander ernst.
„Als ich Iwan heimlich beim Schatzgraben belauschte, hörte ich
das Lied und er erzählte mir dann von der Russalka und ich habe ihr die
Weise abgelauscht, mit der sie die Menschen an sich zieht und bethört."
Halb ernst, halb scherzhaft klangen ihre Worte, aber als man wieder
das Rauschen der Luft vernahm, begann, sie eine Melodie zu singen, erst ganz
leise, dann anschwellend stärker ohne Worte und in der fesselnden Art, wie
die andere verklingend.
Als Marussa volleiidet, mahnte Alexander zum Aufbruch.
„Du hast nicht auf meinen Gesang gemerkt, Sascha," sagte sie schmollend,
„Peter Jwanowitsch war aufmerksamer. Singe ich einmal als Russalka, so
wird er kommen. Du nicht, aber Du mutzt, wenn Du auch nicht willst, denn
ich werde singen und immer wieder singen."
„Russalka werden nur die, welche den Tod in den Wellen gefunden/
meinte Alexander.
„Das ist der kühle Tod, den heitze Liebe sucht," lachte Marussa.
Peter sah sie erschreckt an. Sie gingen dann langsam zurück und
trennten sich schweigend.
, Lange noch war Peter Jwanowitsch wach in seinem Zimmer. Er fühlte
eine gewisse Leere um sich und kam sich allein und einsam vor. Er saß
ruhig, wie schlafend, aber die Gedanken zogen, in bunte Bilder gekleidet, so
wie sie beim Menschen kommen und gehen, unvermittelt und doch in einem
gewissen Zusammenhang. Keinen hielt er fest und sann über nichts nach,
und doch stand er aus, um Licht zu machen und begann dann am Tische
sitzend in Hefren zu blättern. Sie enthielten in eigenen Schriftzügen Ge-
danken und Gefühle, die er in der ganzen Unmittelbarkeit ihres Entstehen»
niedergeschrieben, ohne sie erst in gutklingende Formen zu zwingen. Einj un-
beschriebenes Blatt war aufgeschlagen, oben stand nur eine Frage, die seil
Wochen ohne Antwort geblieben.
„Giebt es ein Glück?"
Und er schrieb hinzu: „Ist es gleich einer Sternschnuppe? Wir sehen

sie fall?« und glänzen, aber wer die Hand danach ausstreckt, dem bleibt sie
leer, ein goldner Schimmer, der uns die Sehnsucht nach seinem Besitze wach»
ruft, den wir aber niemals erreichen können? Ist es nicht mehr, nicht
erreichbar?"
Er sah nachdenklich vor sich hin.
„Man sagt, das Glück lächelt. Wird es mir nie lächeln?"
Tiefaufathmend fuhr er sich über die Stirne und seine Lippen sagten
leise: „Marussa!"
War das die Gestalt, die seine Idee von Glück für ihn angenommen?
Lange hat es unbewußt in seiner Seele geschlummert, nun war es als lichte
Erscheinung, losgelöst von seinem Willen, vor ihn hingetreten, das Erzeugniß
seines eigenen Denkens und Fühlens, und doch erschrak er davor. Wie
abwehrend streckte er die Hönde dagegen aus. Sein eigenes Geschöpf kam,
ihn selbst zu unterjochen!
Sollte er vor ihm fliehen? Sollte er es ersticken?
Er setzte sich wieder zum Schreiben, ließ ein paar Seiten frei und
sing an:
„Daß ein Mensch dem andern so viel sein kann!"
Anfangs lächelte er, dann stieß er das Heft von sich und bedeckte das
Gesicht mit den Händen.
Ja. er fühlte, er lebte. Alexander hatte ihn erweckt zum Bewußtsein
des Daseins, zum Genüsse seiner Freuden, zum Empfinden der Leiden!
War die Liebe nun Freud' oder Leid?
« «
Während'Peter halb wachend, halb träumend saß, war Graf Tscherlow
unten in der Bibliothek über einen Tisch mit Papieren gebeugt. Prinz
Alexander trat hinter ihn und als er die ungewohnt ^nachdenkliche Miene
seines Schwagers bemerkte, sagte er:
„Was hast Du da?"
„Einen Brief, ein Angebot auf Tschernowitza von dem Armenier
Allahwerdi. Jetzt freilich kann der Kerl höhere Summen bieten, da uns
selbst geholfen. Was sagst Tu dazu. Sascha?"
Dieser warf einen lächelnden Blick auf den Schwager.
„Nun, ich denke, das Angebot ist nicht zu sehr zu verachten."
„Aber jetzt, Sascha, gerade jetzt, wo die Grafschaft einträglicher ist.
als je!"
„Im Augenblick ja, aber das wird nicht immer in der Weise andauern;
mit der Zeit nimmt das erheblich ob und wird auch wieder einschlafen, wie
mir es schon erlebt, und dann macht das Wunder zu viel von sich reden,
die Blätter von Odessa fangen an darüber zu schreiben, und es braucht nur

einer mißgünstigen Stimme von Oben und alle andern schreien ihr nach
und Polizei und Regierung kann noch unangenehm werden."
„Glaubst Du. glaubst Du?" meinte der Hausherr, erschrocken den Kopf
schüttelnd. „Meinst Du. ich solle ihm antworten, ihn einladen hierher zu
kommen, das Nähere mündlich zu besprechen?"
„Laß das noch einstweilen," sagte Alexander und ließ den Grafen
mit all seinen besorgten Gedanken allein.
Am nächsten Morgen saßen sie auf der Terrasse, Peter war zum
Frühstück heruntergekommen, und nun besprachen sie die Abreise der Gräfin
und welchen Weg sie nehmen wollte, endlich wurde beschlossen, direct über
Wien zu fahren. >
„Weißt Du, sagte Alexander nach einer Pause, „daß Dein Mann
einen Kaufantrag für Tschern owitza bekommen, und zwar von Allahwerdi."
„Von Allahwerdi?" sprach die Gräfin langgedehnt und blickte forschend
auf ihren Bruder.
„Von Allahwerdi!" rief Peter, indem er aufschnellte, „von Allahwerdi,
dem Güterschacherer, dem Armenier, der jüdischer als alle Wucherer Odessas
zusammen!"
Marussa war eben aus dem Saale getreten und fragte, was denn
Peter so elektrisirt habe, aber Alle schwiegen. Peter schritt dann bis unter
die Thüre und sagte:
„Darf ich Dich bitten, Sascha, auf einen Augenblick, es handelt sich
um Geschäfte."
Alexander folgte ihm in eine entfernte Ecke des Saales und setzte sich,
während Peter vor ihm stehen blieb.
„Höre einmal, Sascha," begann er, und sein Ton schien energischer
als sonst, „ich habe mich nie in Deine eigenen, noch in Deiner Familie
Angelegenheiten gemischt und trennte diese geschäftlichen Interessen von den
Menschen, obwohl es mir manchmal schwer geworden; auch jetzt verlange
ich keine Rechenschaft vou Dir. Aber, wenn ich auch nicht darüber gesprochen,
so mußt Du doch annehmen, daß ich darüber nachgedacht, und jetzt möchte
ich Dir zurufen, thue den letzten Schritt nicht mehr! Bewege Deinen Schwager,
das Angebot Allahwerdis nicht anzunehmen — schmachvoll genug, daß dieser
schon manche schöne Edelsitze in Händen hat! Ist er aber erst Herr aus
Tschernowitza, kannst Du sicher sein, daß er die ganze Heiligengeschichte bis
in's Unendliche und Unglaubliche ausdehnt, denn nur dahin geht jetzt seine
Spcculation. vor sechs Wochen noch wollte er nichts von dem Handel
wissen."
Prinz Alexander hatte zu Ansang seiner Rede mit gesenktem Kopse
gesessen, jetzt hob er ihn wieder und sah ruhig vor sich hin.
„Was die Sache mit der Heiligen betrifft." sprach er gelassen und
harmlos, „so weißt doch auch Du, daß die Capelle schon unter dem vorigen
Besitzer ein Wallfahrtsort gewesen und die Einnahme eine jährliche Rente

des Gutes ausmachte, und als mein Schwager Tschernowitza übernahm, war
das in den Ertrag mit eingerechnet. Im Laufe der Jahre verminderte sich
aber der Besuch derart, daß der Gewinn nicht mehr der Rede Werth war,
und wenn nun ein Zufall die Heilige im Gedächtnis; der Leute aufgefrischt
und die Rente wieder anfängt zu fließen, so ist es wohl auch ein altes Recht,
sie entgegen zu nehmen/
„Ja," meinte Peter, und um seine Lippen spielte ein ironischer Zug,
„aber die Leute geben baare Münze."
.Willst Du sagen, daß wir sie betrügen? Wer sagte ihnen, daß ein
Wunder geschehen? Sie selbst schrien es und hörst Du nicht von den mirakel-
haflen Heilungen bei Mensch und Vieh? Jeder nimmt so viel Trost mit
auf den Weg, als er selbst Glauben hergetragen. Verschließe ihnen heute
die Capelle, so werden sie sie stürmen und Dich als ihren größten Feind
und UebelthSter betrachten/
„Aber die Opfer sind der Schweiß des armen Landmanns," begann
Peter wieder.
„Weise heute die Opfer zurück und die heilige Z-enia wird ihre Kraft ver-
lieren — Jemand, der giebt, ohne zu fordern, wer hätte dafür Verständniß? .
Die Bauern sind an solche Großmuth nicht gewöhnt."
„Sascha," sagte da Peter, „glaubst Du nicht an eine Sühne?"
Alexander sah verwundert auf.
„Ich glaube nicht an Gespenster, nur schwache Sinne zaubern sie hervor
und krankhafte Phantasie, dem klaren Auge wird nie eines sichtbar, und vor
dem nüchternen Verstände lösen sie sich in Nebel auf,"
Beide schwiegen eine Weile, dann sprach Peter wieder:
„Tschernowitza soll also verkauft werden?"
„Du weißt, daß es die Verhältnisse dringend gebieten."
„Hast Tu nie daran gedacht, Sascha, daß ich es kaufen soll? Du weißt,
daß mein Großvater wünscht, mich in Rußland als Landwirth zu sehen, ich
erzählte Dir ja von seinem letzten Brief; mir lag der Gedanke daran noch
fern, aber heute ist er mir ein Verlangen geworden."
„Ja, Peter, ich habe auch daran gedacht."
„Warum hast Du mir nie davon gesprochen?"
„Weil ich wußte, Du würdestTschernowitza nur aus Großmuth kaufen, um
dann darauf zu Grunde zu gehen. Von der Stunde, da Du Tschernowitza
besitzest, betrachte ich Dich als einen zugrundegerichteten Mann!"
„Warum das, Sascha?" meinte Peter aufmerksam. „So viel ich von
den Wäldern und Gründen der Herrschaft kenne, ist Alles ertragsfähig."
„Gewiß." versicherte der Prinz, „Alles schwarze Erde."
„Und dennoch warnst Du mich?"
„Du weißt nicht, was Arbeit heißt, und zur Verwaltung der Graf-
schaft gehört außerdem Uebersicht und ein fpeculativer Geist, der nie rastet. Als
Träumer werden Dich die Beamten bestehlen, die Wirthschaft, die schon jetzt

im Argen liegt, wird noch mehr verwildern. Es braucht viel Mühe, Alles wieder in ein geregeltes Geleise zu bringen."

„Und das Alles, Sascha, hast Du in meinem Interesse erwogen?"' fragte Peter etwas ungläubig.

„Ja, Peter, für Dich, aber nicht für Dich allein. Ich dachte a» eine andere Person dabei. Nicht Dich, nicht die Andere, am wenigsten Euch Beide zusammen, möchte ich in die Lage kommen sehen."

Peter warf einen schnellen Blick auf feinen Nachbar und sein Athem ging merkbar schneller.

„Du meinst Marussa?" fragte er hastig.

.Ja," sprach Alexander bestimmt. »Du liebst das Mädchen!"

„Grauen könnte Einem vor Dir, Sascha, — Du weißt Alles, Du berechnest Alles. Du warst dessen sicher, bevor ich mir selbst darüber klar gewesen."

«Was braucht's da viel Berechnung, es lag auf der Hand," antwortete der Prinz einfach.

^Za, Dir als Drittem war die Sache klar und ich selbst habe mich so lange darum gequält! Aber jetzt, Sascha, weiß ich auch dafür, was ich will und was ich soll. Tu hast mehr Einfluß auf mich gehabt, als Du vielleicht ahnest. Ich habe abgeschlossen mit dem alten faulen Träumen in Myr, als Herr von Tschernowitza magst Du die bessere Natur in mir kennen lernen. Ich will arbeiten, Du weißt, ich besitze einen guten Theil kleinrussischen Eigensinns, der wird zur Willenskraft, wenn man sich selbst beherrscht, und ich will und werde fleißig schaffen. Oder glaubst Du, eS gebreche mir an den Fähigkeiten?"

„Gewiß nicht," meinte Alexander, „sobald Du recht willst, kannst Du auch, aber das Leben der Arbeit ist verschieden von dem, das Du bisher geführt."

„Das weiß ich, aber es wird mir Befriedigung und Glück geben — ich will mich ja quälen und plagen — für sie."

Der Sprecher blickte mit einem sonderbaren Ausdruck der Wehmuth zum Fenster hinaus in die Weite.

Der Prinz betrachtete die Unterredung als für jetzt zu Ende und wandte sich zum Gehen, aber Peter hielt ihn mit einem Griff nach seiner Hand zurück.

„Sascha." sagte er, „bleibe noch einen Augenblick. Ich wollte Niemand von meinen Wünschen sprechen, mir Marussa ganz allein gewinnen, nun hast Du aber mein Geheimniß errathen, eher, als ich es selbst gewußt; sage mir jetzt nur noch, rechne ich auch nicht mit falschen Zahlen, wenn ich denke. Marussa könne mich lieben, wenn sie mich langer und näher kennt? Ist dies nicht nur ein Phantasiegebilde meiner Sehnsucht, das mir dies mög-lich erscheinen läßt? Warum, frage ich mich dann, weshalb soll Marussa mich lieben?"

.Weil sie keinen Andern noch kennen gelernt," war die Antwort. „Marufsa
ist jung und jedes unerfahrene Herz hat den unbewußten Drang nach Glück,
das heißt Liebe. Du bist der Erste, der ihr entgegen tritt, sie kann keine Ver-
gleiche ziehen und daß Du ihr sympathisch bist, das mußt Du ja selbst
bemerkt haben. So wird sie in Dir bald alle erträumten Ideale sehen und
Dich lieben."
„Glaubst Du wirklich?" fragte Peter, der die Hand über die ver-
klärten Züge legte, wie um das Bild seiner Liebe im Innern ungestört
zu schauen.
„Ich danke Dir, Sascha," sagte er noch, die Hand des Freundes
drückend, »verrathe Marussa nichts von meinem Kaufantrag, sie soll nichts
missen, bis sie mir ihr Herz aus freiem Willen geschenkt. Ich gebe ihr die
Heimat dafür. Möchte sie glücklich darin bleiben!"

5

Alexanders Aufgabe war nun gelöst. Er hatte mehr erreicht, als er
erwartet, Peters Großvater erklärte sich einverstanden und so blieben nur
die Kaufvertrüge zu unterzeichnen.
Wie anders stand es nun um die Tscherlow'schen Angelegenheiten und
er blickte mit Befriedigung darauf zurück.
Seine Hand war seit einer Woche vollkommen geheilt, so daß er längst
hätte reifen können, aber jetzt wollte er noch den Vertrag mit Peter erledigen
und mit der Schwester wegfahren. Die Reise war auf den morgigen Tag
festgesetzt. Koffer wurden zusammengetragen und die Gräfin gab Anordnungen,
was da zu lassen und was mitzunehmen sei.
Marussa sah schweigend und verstimmt diese Vorbereitungen. Sie hatte
Alexander versprochen, zum letzten Male ihm heute zu singen. Da siel ihr
ein Lied ein, das sie halb vergessen, doch kam es ihr plötzlich vor, als sei
es gerade das schönste gewesen, sie erinnerte sich, daß es ihr stets geheimniß-
voll und schaurig geklungen. Sie suchte Warwara auf, die sie mit Flickereien
beschäftigt fand und die, ohne der jungen Herrin Zeit zu lassen, selbst zu
sprechen, indem sie weiter arbeitete, ausführlich zu erzählen begann, wie Iwan,
seit er an der Capelle der heiligen Xenia die Opfer in Empfang nehme,
so viel Wodka trinke, daß er nie mehr bei nüchternen Sinnen fei und daß er
gewiß noch daran verbrennen werde.
Als vor einigen Jahren ihr Mann gestorben, war Warwara tief und
von Herzen betrübt, nach und nach war ihr Schmerz milder geworden; die
Verwaiste faßte eine innige Zuneigung zu Iwan und die Gefahr, in der sie
ihn sah, schnitt ihr tief in's Herz.
Marussa hörte still zu und antwortete nicht.
»Warwara," begann sie dann, »ein Lied fehlt mir noch, das ich von
Dir hören möchte. Du hast es mir lange, lange nicht mehr gesungen. Weißt
Du eS noch, das von der alten Amme?"
»Wenn ich die Verse nur noch zusammenbringe," meinte die Dienerin.

Sie that die Arbeit bei Seite und fing an. on den Nägeln zu kauen. Nach einigem Nachdenken begann fie nach einer eigenthümlichen, unmelodisch aber leidenschaftlich klingenden Weise, die sie mit Hin- und Herwiegen des Oberkörpers begleitete:

„Es kam ein ffrSulein zur alten Ammc
Und weinte und mußte nur zu klagen;
Die Augcn wollten die Nacht sich nicht schließen,
Mit wachem Sinn sah sie den Mond verschwinden
Und die ersten Sonnenstrahlen die Erde küssen.
Und sie fragt die Amme, was das wohl sei?
Du bist so jung, mein Kind, spricht diese,
Als ich so jung war, wüßt' ich nichts von Schmerzen,
Was mag es sein, was Dich so verwandelt?
Als ich so jung, was wüßt' ich von Krankheit und Leid!
Mit den Lerchen habe ich um die Wette gesungen,
Den eilenden Wolken Hab' ich nachgejagt.'
Doch halt! War nicht einmal ein banger T»g,
Und eine Nacht, die ich heimlich durchmeint?
Schier hätte es mein alter Kopf vergessen!
Ja, ja, ich hatte einmal ein Herz —
Ein wildes, ungestümes Herz!
Hüte Dich vor Deinem Herzen, Kind, spricht sie,
Und sie schüttelt den Kopf, wie so ein altes Herz
Vergessen kann, daß es einmal jung gewesen,
Und wie das junge Herz von damals
Hat gar so alt werden können?
Hüte Dich vor Deinem Herzen, Kind!"

„Sind die Verse so richtig, mein Taubchen?" fragte Warwara, als sie vollendet und Marussa in ihrer vorgebeugten Stellung mit über dem Knie gefalteten Händen ruhig fitzen blieb.

„Ist denn das Lied zu Ende?" fragte das Mädchen.

»Meine Mutter hat es mich so gelehrt und die sang auch niemals mehr dazu."

Marussa stand auf und seufzte leise. Als Kind hatte sie nach dem Liebe stets eine Beruhigung empfunden, heute war es anders! Warwara hatte es auch so sinnlos gesungen. Wie geheimnißvoll hatte es ihr geklungen, wie das erlösende Wort, das dem Drachen den Schatz entreißt. Und jetzt? —

Sie ging hinauf in ihr Zimmer und sah zum Fenster hinaus, dabei streifte ihre Hand ein hohes, loses Bouquet, das auf einem kleinen Tischchen in einer Glasvase stand. Vor einigen Tagen hatte sie eS mit Alexander gepflückt. Es war ein prächtiger, farbenreicher Strauß, gewesen, jetzt hingen die Blätter welk und schlaff hernieder. Der rothe Mohn war zusammengeschrumpft und all' die anderen gelben und blauen Blumen saßen verblichen und matt auf den Stengeln; kleine, schmarzköpfize Raupen nagten an den halbvertrockneten Blüthen und krochen auf weißen Fäden von einem Stiel zum anderen. Der Athem der Verwesung, ein moderiger Duft nach halbfaulem Laub und stehendem Wasser entstieg dem Glase.

Marussa blickte in schmerzliches Nachdenken versunken auf das Bild
der Zerstörung, und Ekel überkam sie, ein Ekel vor den faulenden Blumen,
ein Widerwillen gegen sich selbst. Mit einer Art von Abscheu warf sie den
Strauß zum Fenster hinaus, nur ein paar Gräser und Aehren behielt sie
zurück.
Beim Anblick der Haide fiel ihr ein, wie sie mit Iwan als Kind
darüber hinweggejagt. Es war ihre größte Freude gewesen. Nun war sie
aber groß geworden, war siebzehn Jahre alt und ihr verlangte nach Anderem.
Ihrer Seele waren Schwingen gewachsen und ihre Gedanken flogen in's
lichte Reich der Illusionen. Ihr Auge schweifte in die Ferne über die weite
Ebene, die in ihrer schmucklosen Oed? und Einsamkeit wie die verkörperte
Sehnsucht vor ihr lag. Dort, wo Luft und Erde in Eins verflossen, lag Myr.
War dies das Ziel, wo ihr Denken und Fühlen zur Ruhe kommen
sollte? Ihr dünkte, sie müßte danach weiter, viel weiter suchen gehen!
Sollte ihr das Leben nichts Anderes bringen?
Das unerfahrene Herz verlangt ja vom Dasein Alles, Alles! Verklärt
blickt es hoffnungsvoll in die Ferne und athmet froh, als sei ihm vergönnt,
nur Wonne einzusaugen. Mitleidig sieht es die Anderen sich mühevoll und
nüchtern durch's Leben schleppen und denkt nicht, daß ihm vielleicht ein
gleiches Loos beschieden. In phantastischen Bildern schwebt ihm das Er-
reichen aller irdischen Güter vor Augen — sie drängen sich zusammen in
einen einzigen Begriff — für diesen fand man ein einziges, kleines Wort
— das Glück. — Sollte das so schwer zu finden sein?
Lange stand das Mädchen am Fenster und sann. Dann fiel ihm ein,
daß es Zeit sein müsse, mit Alexander spazieren zu gehen. Sie suchte nach
ihm, ohne ihn finden zu können, und als sie nach ihm fragte, sagte man
ihr, daß er wie zur Jagd gerüstet nach der Waldseite zu gegangen sei.
Langsam schlug auch sie den Weg dahin ein. In das Dickicht einbiegend,
blickte sie erst noch nach allen Seiten um, ob des Gesuchten Gestalt nicht
in einer anderen Richtung auftauche.
Zwischen den Föhren lag blaudunkler Waldesduft, vom Odem würziger
Kräuter durchweht. Die röthlichen Stämme leuchteten Heller durch die matten
Schatten und drüber rauschten und wogten die Wipfel im Abendwind. Tiefer
und tiefer ging sie waldeinwärts. immer stehen bleibend, lauschend und
spähend. Aber Alles blieb still. Nur das Hüpfen der Vögel von Ast zu
Ast und das Geräusch der eigenen Schritte hörte sie. Sie nahm den Hut
ab und blieb an einen Stamm gelehnt mit geschlossenen Augen stehen.
Das war der gleiche Waldweg, den sie vor Wochen mit Alexander ge-
macht, da er den nächsten Tag reisen wollte. Seine Worte von damals
kamen ihr wieder in den Sinn. Sie mußte auch an Othello denken, wie
lieb er ihr gewesen und wie sie, trotzdem er für sie gestorben, doch keinen
Augenblick des Bedauerns für ihn gehabt. Ein bitterer Zug legte sich ihr

um den Mund. Als sie dann aufsah, gewahrte sie Alexander, der auf sie zukam.
„Du hast nichts geschaffen?" rief sie ihm entgegen.
„Was willst Du so spät hier allein?" fragte er.
„Warum bist Du ohne mich ausgegangen? Ich habe auf Dich gewartet, Sascha," antwortete sie und es klang wie ein leiser Vorwurf, aber sie senkte dabei die Augen, als habe sie nicht den Muth, ihren Groll ihm gegenüber zu vertreten.
Alexander sagte nichts darauf und sie schritten schweigsam hinter ein» »nder durch das Dickicht über die glatten getrockneten Nadeln und die üppig wuchernden Gräser; hie und da knackten zertretene Zweige.
Marussa ging voraus und wo ein Ast zu tief hing, bog sie ihn bei Seite, daß er ihrem Begleiter nicht in's Gesicht schnelle, dabei sah sie ihn forschend an, konnte aber nichts aus seinen Mienen lesen, die ihr heute rüthselhafter als sonst erschienen.
So kamen sie bis an das Ende des Waldes, wo die Moosbank stand. Alexander blieb einen Augenblick stehen, wie wenn er sich niederlassen wollte, und ging dann rasch vorbei. Es war kein Heller Abend, der Himmel theilweise überzogen, nur einzelne Sterne flimmerten matt. Grellere Funken schienen aus Marussas Augen zu sprühen, wenn sie von Zeit zu Zeit ihren Begleiter anblickte. Wie damals richtete sie an gleicher Stelle die gleiche Frage an ihn: „Du willst also morgen gehen, Sascha?"
Der Gefragte nickte zustimmend.
„Warum bleibst Du nicht noch die Zeit, die Dein Urlaub dauert?"
„Weil ich endlich gehen muß," sagte er kurz.
„Und warum bliebst Du dann so lange? Warum bist Du nicht weggegangen nm Tage, da Deine Hand soweit geheilt war, daß Du hättest reisen können?"
„Aus Energielosigkeit, wenn Du willst, weil mir hier wohl war. Ich fühlte den beruhigenden Einfluß dieser Lebensweise nnd der Luft auf meine Nerven."
„Und sonst hielt Dich nichts?" fragte Marussa bitter.
„Nichts," antwortete Alexander klanglos.
„Du lügst, Sascha," murmelte sie da stehen bleibend, ihm gegenüber tretend.
Alexander schien ihre Worte nicht vernommen zu haben; er sagte ruhig: „Marussa, ich hatte Dir wohl versprochen, nicht mehr über Peter mit Dir zu reden, aber heute muß ich es thun. Du weißt, daß er Dich liebt?"
„Er soll mich lieben, denn ich will geliebt sein," sprach Marussa dumpf.
„Du scheinst ihn doch auch gerne zu haben?"
.Gewiß, ich bin ihm gut. so wie man einem Freunde gut ist."
.Freundschaft ist die beste Liebe," sagte Alexander, „die heitere gleichmäßige Hingebung, das gegenseitige Eingehen auf alle Interessen."

„Das heißest Du Liebe, Sascha?" fuhr das Mädchen auf. .Was ist
das dann, wenn Dir die Gegenwart einer Person Leben zu geben scheint
und ihre Abwesenheit Dir den Tod bedeutet? Ist das nicht eine andere,
eine mächtigere Liebe, als nur ohne Streit neben einander zu vegetiren?"
„Das ist nicht Liebe. Marussa, das ist Leidenschaft, ein wildes Auf-
flackern, ein Augenblick der Begeisterung, dem Ernüchterung folgen muß.
Beglücken kann das auf die Dauer nicht!"
Das Mädchen blickte zu Boden, sie wollte nicht, daß man die Thränen
sähe, die sich in ihre Augen gestohlen.
„Laß uns jetzt gehen," sagte Alexander und legte ihr die Hand auf
die Schulter, „es ist spät und man wird uns erwarten. Ich dachte nicht,
daß Du so heftig werden könntest. Warum bildest Du Dir ein, Peter nicht
lieben zu können? Er ist ein so guter Mensch, besser als die meisten —
viel Keffer als ich!"
„Besser als Du? Sage das nicht, Sascha, Niemand ist Keffer als Du!"
rief sie und legte ihre Arme um Alexanders Hals und bedeckte ihn mit leiden»
schaftlichen Küssen. „Denke von mir, was Du willst." flüsterte sie. „aber
lasse mich einmal, nur diese Secunde glücklich sein. Ich will es hören, von
Deinen Lippen hören, daß Du mich lieb hast. Du ziehst fort in die Welt
und wenn uns auch das Gesetz nicht schiede, Du müßtest doch eine Frau mit
Stellung und Vermögen nehmen. Wir sehen uns vielleicht nie mehr wieder,
was kann es da Dir, was mir Schaden bringen, wenn ich aus der Ferne
an Dich glaube, so wie ich an Gott und die Heiligen denken darf, die ich
doch auch nicht sehe und denen ich dennoch meine Freuden und Leiden an-
vertraue? Einmal leuchtete mir ein kurzes Glück und ich will es in einem
langen, süßen Traum fortspinnen. Laß mich an Dich glauben. Sascha, da
ich Dich nicht lieben darf!"
Alexanders Arme hingen schlaff an feinem Körper nieder, mit keiner
Bewegung, keiner Miene verrieth er irgend welche Erregung.
Marussa stand nun vor ihm und weinte, abgewandt, lautlos in die
vorgehaltenen Hände. Er blickte sie düster an. Jetzt trat er Plötzlich
nahe zu ihr, hob sie mit beiden Armen von der Erde und küßte sie fest auf
den Mund.
„Möchte der Glaube an mich Dein Schutzgeist sein," sagte er leise.
„Aber versprich mir, thörichtes Kind, daß Du vernünftig sein willst!"
„Was heißest Du so, Sascha?" fragte sie mit zitternder Stimme.
„Höre mich ruhig an, Marussa."
Kopfnickend sah sie zu ihm auf.
„Peter hat ein Anerbieten auf Tschernowitza gemacht und dieser Verkauf
wäre günstiger, als irgend ein anderer, denn er regelt Eure Verhältnisse
auf vortheilhafte Weise."
Marussas Augen füllten sich von Neuem mit Thränen, sie wollte etwas
sagen, aber Alexander fuhr fort:

„Dir bietet Peter seine Hand und somit Tschernowitza wieder als Heimat an."
Das Mädchen schwieg und schaute vor sich hin, als könne es den Sinn seiner Rede nicht gleich verstehen.
„Wir selbst, Kind, können die Herzen nicht zwingen, aber von wem verlangte der Himmel nicht Entsagung? Und was wir als Opfer ihm dar-bringen, giebt er uns als Glück zurück! Wir müssen nur die Kraft im Gebete suchen. Denke an die heilige Tema und Du wirst sie finden?"
„Muß ich, Sascha," fragte sie knicend, „auch wenn sich meine Seele dagegen empört?" ,
„Du mußt, Marussa, es ist Deine Pflicht," lautete die ernste Antwort.
Da gab ihm das Mädchen kurz die Hand, und rasch schritten sie, ohne zu sprechen, dem Hause zu, von dem ihnen die erleuchteten Fenster entgegenstrahlten.
Marussa ging still und mechanisch an ihr tägliches Geschäft, den Thee zu bereiten, sie sprach kein Wort, aber Alexander erzählte noch lebhafter als gewöhnlich von seinem beutelosen Jagdzug. der doch ganz interessant ausge-fallen, da er jenseits des Dnjepr am Walde ein neu aufgeschlagenes Zigeuner-lager entdeckt habe.
„Haben sie Dir wahrgesagt?" fragte die Gräfin.
„Eine alte Hexe bemächtigte sich meiner Hand und wollte Außerordent-liches darin lesen."
„Und was prophezeite sie Dir?"
„Sie wollte drei Sterne sehen, derentwegen sie fast vor mir auf die Knie fiel. Heil, rief sie mir zu, heil Dir, denn wem der Himmel diese Zeichen in die Handfläche gegraben, der wird hoch steigen und herrschen über Viele. Aber, meinte sie dann, nimm Dich in Acht, indem Du über den Anderen stehst, fordere nicht zu viel von Deinem Kopfe, damit Du die Macht nicht verlierst, Herr über Deine Gedanken zu sein."
„Das hieße soviel wie Wahnsinn?" versetzte die Gräsin, ihren Bruder fragend ansehend.
»Ja," sprach Alexander, „ich wußte, daß die Zeichen die Bedeutung theilen. Auch Napoleon soll die drei Sterne in seiner Hand gehabt haben."
Marussa reichte Alexander eine Tasse Thee; einen Moment begegneten sich ihre Augen. „Heil Dir, Sascha, heil!" sagte sie leise.
Er nickte stumm und trank.
„Und die letzte Ballade, Marussa," bat er dann, „singe mir das Schwanenlied meines glücklichen Daseins auf der Steppe, Du hast es mir versprochen!"
Marussa trat an den Flügel und von ihren Lippen quoll in traurig fremder Weise das Lied, das Warwara ihr heute gesungen. Gegen Schluß ward ihre Stimme unsicher und als die letzten Worte verklungen, trat sie auf die dunkle Terrasse und kehrte lange nicht zurück.

Es war schon spät in der Nacht, als Marussa zwischen den Feldern
der kleinen Capelle zueilte. Eintretend rang sie einen Augenblick nach
Athem; die Nasenflügel zitterten und die Hand glitt über die Stirne, als
müßte sie erst zur Besinnung kommen, dann fiel sie auf die Knie und
betete zur heiligen Xenia, daß sie sie erhören möge. Mit halblauter Stimme
sprach sie vor sich hin:
„Thue mir ein Zeichen, Du Wunderthätige, sende Hülfe, sende Rath!
Lasse Sascha groß und glücklich werden! An ihn glaube ich, aber ich
glaube auch an Dich, heilige Xenia."
Das Wogen ihres Geistes nahm nicht mehr die Form bestimmter
Gedanken an, es athmete nur die Seele, heiß, glühend und flehend, und
ihr zitternder Athem rauschte leise durch den stillen Raum. So vergingen
Minuten, dann war wieder wie ein Schleier von ihren Augen genommen
und sie besann sich, warum sie hier kniete, und neuer dumpfer Schmerz
legte sich ihr auf die Brust. Sie löste aus ihrem Kleide ein Büschel
Gräser und Fruchthalme und legte sie auf den Altar.
„Hier gebe ich Dir. was seine Hand mir reichte-, lasse Sascha glück-
lich sein und ich opfere mich für ihn, aber verlasse auch mich nicht, Heilige,
heiße mich des Himmels Willen erfüllen und thue ihn mir kund! Muß
ich handeln, wie Sascha sagt?"
Im Eifer war ihre Stimme immer lauter geworden und der Ton der
Verzweiflung klang aus ihren Worten.
„Muß ich es thun, heilige Xenia?" rief sie, als erwarte sie eine Antwort.
„Thue es," klang es dumpf durch den Raum und Marussa sprang
entsetzt auf und sah um sich, aber Niemand war da, Alles blieb still, nur
die Nachtluft bewegte das Fensterchen und das Licht der Ampel, daß es
unruhig flackerte.
Sie griff sich entsetzt in die Haare und fuhr mit der Hand nach dem
Herzen. Wie sie erschrocken war von der seltsamen Stimme!
Hatten sie die erregten Sinne getäuscht, oder waren es Worte vom
Himmel, die sie vernommen? Ein Fieberschauer durchlief ihre Glieder und scheu
nur erhob sie die Augen zur heiligen Xenia, die sanft herniederlächelte auf das
geängstigte Kind; so mild, so gnadenreich, daß die Betende aufblickte und
immer wieder aufblickte, und die Falten wichen von der jungen Stirne, wie
eine Verklärung glitt über die vorher verzerrten Züge. Das Mädchen
breitete die Arme aus und faltete sie dann wieder zum Gebet:
„Heilige Xenia," sagte sie fest, „Dein Wille geschehe und wir wollen
Dir eine Kirche bauen, groß und prächtig!"
Dann sank sie vor dem Altar zusammen und weinte leise. Draußen
im Felde stand Prinz Alexander und legte die Hand über die Augen.
Vor welchem Lichte wollte er sie schützen? War es doch ringsum
dunkel, so dunkel!

Den nächsten Tag war Peter Jwanowitsch sehr frühe herüber geritten.
Prinz Alexander flüsterte ihm ein paar Worte zu. auf die hin er dann
den Freund umarmte und in den Garten stürzte, da man ihm sagte,
Marussa sei dort.
Sie stand zwischen den Blumen in einem lichten Kleide, bei ihrem
Anblick stand Peter still, so großer Anmuth war er sich in ihr nicht be-
wüßt gewesen. Als sie auf ihn zugegangen, reichte sie ihm beide Hände,
die er an die Lippen drückte.
„Marussa!" war das einzige Wort, das er in der Erregung zu
stammeln vermochte. Das ganze Glück, das er empfand, lag in dem
Ausdruck seiner Augen, und das Mädchen fühlte ihren warmen Schein, und
wie ein Vorwurf stieg es in seiner Seele auf.
Der Vater kam und sie war froh, nicht jetzt mit Peter allein fein
zu müssen. Er küßte Marussa als sein Herzenstöchterlein, das ihn glücklich
gemacht, dann zog er das Paar mit in's Haus, wo die letzten Vor-
bereitungen für die Abfahrt der Gräsin und des Prinzen getroffen wurden.
Der Wagen stand schon vor der Thüre. Gräfin Tscherlow umarmte
Marussa und den künftigen Schwiegersohn mit ungekünstelter Herzlichkeit
und versprach zur Aussteuer das Modernste und Eleganteste zu schicken.
Der Graf und Peter begleiteten die Reisenden bis Myr, wo der
Notar ihrer wartete, um den Kaufvertrag in Ordnung zu bringen. So blieb
Marussa allein zurück.
„Glaube an mich und die heilige Xenia," hatte ihr Alexander zum
Abschiede gesagt, indem er die Lippen an ihre Haare drückte.
„Sei glücklich, Sascha, und werde groß," war ihre Antwort gewesen.
Dann waren Alle eingestiegen.
„Pascholl, Pascholl!" rief man dem Kutscher zu; der trieb mit einem
eigenthümlichen, langen Pfiff die Pferde an und vorwärts flog das Gefährt.
„Pascholl, Pascholl!" wiederholte Marussa mechanisch. Ja. nun fühlte
sie es, vorwärts, vorwärts treibt das Leben! Sie wünschte sich Flügel,
die Steppe zu durcheilen, den glückbringend zu schützen, der das Haideland
durchreiste.
Vorwärts, vorwärts ging auch er unaufhaltsam und jede Minute ent»
fernte ihn weiter von ihr. Und sie wünschte ihn zurück, noch einmal, nur
noch ein einziges Mal!
Noch lange hatten Peter und Alexander die lichte Gestalt mit den
Augen verfvlgh, die wie ein überirdisches Wesen einsam auf brauner
Haide stand. —
Das war ein öder, qualvoller Tag, dessen Stunden kein Ende zu
nehmen schiene». Sie mußte stets denken, daß sie kein Heim habe, daß
sie augenblicklich keine Heimat habe, bis sie sie mit ihrer eigenen Person
zurückerkaufe; — wie sie^sich^auch wehrte gegen die Gedanken, die sie nicht

hegen wollte, sie kamen immer wieder. Morgen sollte es Keffer sein, da kam Maria Tema für ein paar Tage herüber, der wollte sie Alles sagen.

Aus bunten Blumen hatte Marussa einen Kranz für die Heilige gewunden, und da es nun zu dunkeln begann, ging sie der Capelle zu. Da kam Iwan unsicheren Schrittes mit einer frischen Flasche Wodka daher. Da er des Mädchens anfichtig wurde, suchte er das Gefäß zu verbergen. Marussa hatte es aber schon bemerkt und schritt gerade auf ihn zu.

«Iwan, was hast Du hier?" fragte sie ihn strenge.

„Der Tag war so heiß und die Kehle ist mir so trocken, Herrin!" stammelte er, „man bedarf einer kleinen Erfrischung."

Marussa griff schnell nach der Flasche und schleuderte sie mit Unwillen hinweg, daß sie an einem Stein zerschellte. , ,

„Trinke Wasser," rief sie, „oder nimm Quaß, wenn Dich dürstet, aber fchüme Dich, den ganzen Tag betrunken zu sein! Du wirft ein schlimmes Ende nehmen, Iwan, wenn Du dieses Leben fortführst!"

„Das thust Du mir an, meine kleine Marussa, meine junge Herrin," rief der Diener, der durch den Schrecken ganz nüchtern geworden schien. Mit Thränen in den Augen blickte er schmerzlich andächtig auf die Scherbe» seines Glücks.

„Das thust Du mir, die kleine Marussa dem alten Iwan?" sagte er, ihr näher tretend. „Dem alten Iwan, auf dessen Knien sie sonst gesessen? Habe ich ihr nicht Holzpferdchen geschnitzt, bis sie groß genug war, selbst Zügel führen zu können? Und mußte ich dann nicht ganze Tage mit ihr die Steppe durcheilen? Bist Du noch dieselbe, Marussa, die mir nun dieses thut?"

„Ich erinnere mich alles dessen, Iwan," sprach Marussa halb abgewandt, „aber schämst Du Dich nicht, jeden Tag berauscht zu sein und das in unmittelbarer Nähe der heiligen Tema, der großen Wunderthätigen? Sie wird Dich strafen, Iwan, denn Du entweihst mit Deinem bösen Hang ihre geweihte Capelle, der man sich nur mit Herzensandacht nähern soll. Wenn Du unferm Hause auch treu warst, jetzt bist Du ein Schandfleck!"

Das Mädchen hatte die Worte in gerechtem Zorne gesprochen und sie trat weg von ihm, angeekelt von dem Alkohokduft, der ihn umgab.

„Ich ein Schandfleck, Herrin!" lachte nun Iwan höhnisch auf, „ich ein Schandfleck, der die heilige Tema nicht genügend ehrt! Fragt doch den Prinzen, fragt doch unsere Gräfin, ob es einen treueren Diener giebt, als den alten Iwan, alle seine Sinne stehen im Dienste seiner Herrschaft. Wenn er nun die Zunge reden ließe, so wie die Augen gesehen, und vor das Volk träte und riefe: Betet nicht zur heiligen Tema, betet zum Prinzen Karabelew, der thut die Wunder besser als die Himmlische», behaltet Euer gutes Geld, die Kirche wird doch nicht gebaut, wir brauchen es viel zu nothwenoig selber."

Marie von Redwitz in Meran.
Das Mädchen stand hochmiithig fern und doch blickte sie Iwan, sich vorbeugend, mit Schaudern an und verlor keines seiner Worte.
„Siehst Du, kleine Marussa," fuhr er fort, „das kann ich täglich sagen, aber ich bringe keine Silbe über die Lippen und da soll ich nicht als Lohn Wodka trinken dürfen, und verdiene ich, daß Du mir die Flasche wegwirfst?"
„Geh," rief sie, seine Küsse auf ihr Kleid abwehrend, „lasse mich. Du weißt nicht mehr, was Du redest! Der Wahnsinn ist schon über Dich gekommen, bete, bete zur heiligen Kenia, daß sie Dir gnädig verzeiht und sie die Nacht von Deinen Sinnen nimmt, die Dich entsetzliche Dinge sagen läßt."
„Ich bin nicht trunken, Herrin," sprach jetzt der alte Diener unwillig,
„Ich selbst sah das Wunder. Iwan," rief Marussa.
„Mein Mund spricht Wahrheit und ich weiß, was ich rede, die andern Leute sagen auch wie ihr, doch Alle sahen nicht mehr, als das Bild auf dem Baume, aber ich, ich sah, wie es hinaufgekommen. In jener Nacht, als die Capelle brannte, nahm ich nicht theil an den Cere monien. denn es war eine der Zeiten, da man Schätze heben kann. DaS wußte ich und hatte eben angefangen, an dem Hünenhügel dort zu graben, als ich den Prinzen sah, wie er das Bild auf den Baum hing, bald daraus schlugen die Flammen auf und die Leute schrien Wunder."
Marussa schaute Iwan während der Erzählung mit weitgeöffneten Auger, wie eine Verzweifelte an.
„Hole Dir neuen Wodka, Iwan," sagte sie leise, indem sie die Hand über die Augen legte, denn ihr schwindelte, als finge die Erde an, unter ihren Füßen Wellen zu werfen, um sie zu verschlingen. Sie hatte noch eben die Kraft, in die Capelle, die um die späte Stunde einsam war, zu treten. Da riß sie den Kranz entzwei und schleuderte ihn fort und warf sich auf die Erde.
„Sascha, Sascha," rief sie, dann blieb sie regungslos liegen.
Die Blumen lagen zerstreut und senkten die Köpfe und in einer jungen Seele schienen alle Saiten gerissen.
Der schrille Ausruf hallte von den Wänden wieder, die Tonwellen trugen ihn schwingend eine Weile und klagend verklang er. fortgetragen und verschlungen von den Lüften.

5

Klar war die Nacht; nun brach der Morgen an, voll sonniger Pracht und strahlender Hoffnung.
Die Leute gingen an die Arbeit; es rieben sich wohl die Ersten die Augen, ob sie auch richtig sähen, und Einer fragte den Andern, was das

wohl sei, warum man heute die Capelle nicht erblicken könne? Wo die
wohl hingekommen sein mag während der letzten Nacht?
Als ein paar Bauern hingingen, sich das neue Wunder näher zu
betrachten, fanden sie eine erloschene kleine Brandstätte und sie fragten sich,
wie das nur möglich gewesen, daß Niemand von dem Unglücke etwas
vernommen?
Diesmal hatte sich die Heilige auch nicht selbst gerettet. Aller Segen
war mit ihr verkohlt, das Gnadenbild unrettbar verloren, in Fetzen ver-
glommen!
War das Feuer vom Himmel gefallen, war es die unselige That
einer Frevlerhand, welche die Capelle dem Erdboden gleich gemacht? Oder
war es Gier nach den geopferten Schätzen?
Sie fingen an, nach dem Gelde zu graben und zu wühlen, aber sie
konnten nicht ein einziges Goldstück finden.
Da holte man Iwan, den Wächter des Heiligthums, herbei. Er ritz
die verschwollenen Augen groß auf und begann zu heulen, als er der Brand-
stätte ansichtig wurde.
„Wie viel Geld war in der Kasse?" schrieen sie ihn an.
„Viel Geld, viel Geld." lallte er taumelnd.
„Wie konntest Du sv viel Geld hier lassen?" riefen sie vorwurfsvoll.
„Muß die Heilige nicht über ihr Eigenthum wachen ?" meinte er blöde.
Mehr war aus ihm nicht herauszubringen; er warf sich in's Gras
und heulte, bis er darüber einschlief.
„Die Zigeuner, die sich in der Nähe gelagert, werden das Geld geraubt
und die Capelle in Brand gesteckt haben, um glauben zu machen, der Schatz
sei im Feuer untergegangen," meinten neu Hinzugekommene. Die Anderen
stimmten ihnen bei und die Truppe Männer, vermehrt durch ein par
keifende Weiber, setzten auf der Fähre über den Fluß. Einer hetzte den
Anderen, und da sie im Lager ankäme«, forderten sie ungeduldig das
geraubte Gut zurück, und als die Angeschuldigten das nicht verstehen wollten,
sollten Schmähungen und Drohungen ihre Wirkung thun. Aus dem Wort-
wechsel kam es zu Thätlichkeiten und bald war es ein Kreischen und Schreien
hin und her, ein Stoßen und Drängen.
Als ein par fernstehende Burschen das sahen, schirrten sie schnell die
kleinen, bösartig aussehenden Pferde, die mit den Vorderfüßen zusammen-
gebunden dagestanden. Eilig warfen die Weiber alles durcheinander
auf die Wagen. Die Zelte wurden umgestoßen, daß die Streifen rohen
Fleisches, die in Sonne und Luft trocknen sollten, auf der Erde mitgezerrt
wurden, umgeben von dem fummenden, aufgescheuchten Fliegenschwarm. Tie
Zigeuner trieben die Gäule an, scheppernd rasten die Wagen der
Flüchtenden dahin, und die kleinen, dürren, braunen Kerle mit den feuer-
sprühenden Augen, nur mit zerrissenem Beinkleid und ärmelloser, durchlöcherter
Weste bekleidet, schwangen sich auf die flinken Klepper, und nun ging es

de» Wagen nach — heidi — heidi, pascholl! Vorwärts, vorwärts und der
Kautschuk kreiste pfeifend über Pferd und Reiter.
Geschickt hatte sich einer nach dem anderen von den Bauern losgemacht,
auch dem letzten war es mit katzenhafter Gewandtheit geglückt. Bald sahen
sich die Augreifer allein, und nur aus der Ferne hörten sie noch, wie sie
die Pferde antrieben — heidi — heidi!
Wer will die Flüchtigen verfolgen, wenn sie auf der Ebene unaufhaltsam
dahinsausen, wie das wilde Heer?
Während der Menschenjagd da draußen war es im Saale des Herren-
hauses auch schon belebt, und dennoch herrschte tiefe Stille. Die ersten
Sonnenstrahlen spielten wohl an den Ladcnritzen, einen Eingang zu suchen,
den Raum zu erhellen und zu vergolden, aber es war ihnen heute nicht
gestattet einzudringen, die düsteren Schatten aufzulösen.
Peter war gestern sehr spät mit dem Grafen als rechtsgültiger Besitzer
von Tschernowitza zurückgekommen. So müde er auch körperlich war, so
wollte doch der Schlaf nicht über ihn kommen; es arbeitete in seiner Brust
und lichte sonnige Zukunftspläne winkten so nahe, so nahe! Sollte der
kommende Morgen ihn nicht glücklich sehen?
Er hatte heute nicht Zeit gehabt, mit Marussa ein einziges Wort ohne
Zeugen reden zu können, und wie viel hatte er ihr doch zu sagen!
Wachend, träumend wollte er den Mvrgen erwarten und sah nach dem
Himmel; noch war es dunkel, nur im Osten zeigten sich die ersten helleren
Streifen. Da fiel ihm ein seltsames Glühen zwischen den Birken auf und
er beschloß, hinabzugehen, um selbst danach zu sehen.
Die Luft war kühl, und unwillkürlich erweckte sie ihn aus der seligen
Stimmung. Hastig, von Neugierde getrieben, schritt er auf dem bcthauten
Weg und stand bald vordem zusammengesunkenen Trümmerhaufen der Capelle.
Sollte er um Hülfe rufe»? Es gab ja nichts mehr zu retten!
Nachdenklich blieb Peter stehen. Es war wohl sein Besitz, der verbrannt,
aber er zürnte nicht.
„Es ist besser so," meinte er im Stillen, „die Kirche soll nicht mehr
entstehen. Aber Marussa — Marussa hatte hier gern gebetet. Ihr reiner
Sinn muß ungetrübt, der Kinderglaube soll erhalten werden. Ihr Wunsch
soll entscheiden, denn alles, alles war ja für sie. Ov sie sich grämen wird
bei der Nachricht? Ob sie über ihn den Verlust der Heiligen verschmerzt?
Gewiß, sie liebt ihn ja!
Wieder zum Gehen gewendet, erblickte Peter erschrocken einen Gegen-
stand, der wie ein menschliches Wesen auf die Erde gestreckt lag. Als er
sich darüber beugte, flackerte das sprühende Feuer auf; ein greller Lichtschein

Vie Heilige der Steppe,
huschte über den versengten Rasen und zu gleicher Zeit dnrchklang ein lauter Schmerzensruf die nächtliche Stille.
Ter junge Mann war zusammengebrochen, wie niedergeworfen vvn mächtiger Hand. Seine Arme umfaßten eine regungslose Masse. Mit den zärtlichsten Namen rief er die Geliebte, doch sie verklangen ungchört.
„Marussa," schrie er da entsetzt. „Du mußt leben, leben für mich!"
Mit Küssen wollte er sie wieder erwecken. Wehte nicht ein Hauch, ein warmer Odem vvn ihren Lippen?
Er umklammerte fest ihre Hand und glaubte den unerbittlichen Tod aufhalten zu können mit seiner Gegenwart. Wo dir Liebe wacht, darf er es da, kann er es wagen, das thcuerste Gut ihr zu entreißen? Kann der Wille nicht Schöpferkraft, die Verzweiflung Allmacht werden?
In dem tobten Körper scheint neues Leben sich zu regen.
„Marussa. liebst Tu mich, dann lebe!" rust Peter angst und hoffnungsvoll.
Tie Lippen bewegten sich, leise, mühsam und kanm hörbar sprachen sie: .Sascha!- .
Peter ließ sanft den in seinen Armen hochgehaltenen Kopf sinken.
Tie Morgenluft wehte kühl über ihn und sie, und es war plötzlich, als sei keine Gemeinschaft mehr zwischen dem Manne und dem jungen, sterbenden Wesen.
Ter Tag brach an und das Dämmerlicht spielte über des Mädchens bleiche Wangen. Fremd schaute Peter sie an, ohne Gedanken und ohne Thränen.
War das noch derselbe Mensch?
Aufmerksam vorgebeugt lauschte er, wie Athcmzug für Athemzug schwerer, röchelnder wurde; die letzte Widerstandsfähigkeit der Kräfte war gebrochen und es war still in der Brust, still für immer!
Peters Augen glitten über die Gestalt und er zwang sich mit peinlicher Genauigkeit, alle Einzclnheitcn zu bemerken; das von Rauch geschwärzte Gesicht, das angebrannte Kleid und dir an den Schläfcn vrrsengtcn Haare.
Er sann und sann und suchte seine Beobachtungen zusammenzureimen — das gab eine seltsame Geschichte. Ta fuhr er sich durch die Haare und lachte unnatürlich. Um sich schauend, stand er ans und besah dcn Leichnam; die Augen waren wie im tiefen, tiefen Schlafe geschlossen, der junge Körper hatte ausgeathmet. nusgcrungcn. wie ein völlig wvhlthucndeS Ausruhen lag darüber.
Ter Tag brach an. Entstellter schien die Leiche bei der grelleren Beleuchtung-, ihm fing an, davor zu grauen. Er hatte nie Jemand sterben sehen, war nie niit einem Tobten allein gewesen.
„Wo ist Deine Seele, Marussa?" fragte er, „hat das Dasein dcn Geist, der dem Körper die Lebensfähigkeit verleiht, verzehrt, wie das Feuer ein Stück Holz? Hat dann das Wesen beider aufgehört zu sein, und es bleibt nichts als der Leichnam — die Asche,"

Marie von Redwitz in Meran.
Eine Wcile hatte Peter so gestanden, dann begann er vorsichtig, wie man ein schlafendes Kind bettet, die Todte in seine Arme zu nehmen und trug sie mit Anstrengung aller Kräfte in den Saal.
Auf einem Divan lag sie nun und er stand, krampfhaft athmend. vor ihr. Er faßte die kleine Hand und drückte die Livvcn darauf, aber ihm schauderte vor der Marmorkälte. Es zog ihn hin. nochmals den vollen Mund zu küssen, doch ihm graute vor dem letzten Wort, das er gesprochen.
„Sascha, Sascha," rief auch er nun schmerzlich, und fiel schluchzend auf die Knie.
Wochen waren seitdem vergangen ; Graf Tschcrlow war, tiefgebeugt vom Schmerz, feiner Frau nachgereist. Iwan war am Tage nach dem Brande der Capelle verschieden; ein Flämmchen ist aus seinem Halse gestiegen, sagten die Leute.
Graf Peter Schewitsch blieb allein zurück. Er stand heute auf der Terrasse des Herrenhauses, an dem nun die meisten Läden geschlossen waren. Der Hcrbstabend war schwül nnd noch lagerte die rvthliche Rauchwolke über dem Horizont und die Atmosphäre erfüllten kleine Bestandtheilc von Asche und Ruß. Man hatte das Haideland der Steppe angezündet, um dem süßen Grase Platz zu schaffen.
Das war ein seltsames Schauspiel. Oft sah man das Feuer nicht und glaubte es erloschen, aber da mit einem Male sprang es in die Luft und verzehrte in hellen Flammen die Bnrianzweige, die sich wie in Schmerzen wanden nnd dehnten, um dann als helle Asche zn Boden zu sinken. Bald wie ein Strom über die Haide ergossen, bald schleichend, wie eine Schlange in Windungen kriechend, um sich, glühende Garben speiend, wieder aufzurichten; so wächst und fließt die rothe Lohe nach allen Richtungen hin,
Peter blickte auf das Feuer und rauchte dabei, aber die Papyros war seiner Hand entglitten. Er sah unverwandt nach Marussas Grabhügel hin. Wie viele Illusionen deckten mit ihr die Erde! Geweihter schien ihm der Platz, seit er die Leiche aufgenommen, als zur Zeit, da man der heiligen Xcnia dort geopfert, und doch, er konnte eine Bitterkeit in ihrem Andenken nicht überwinden. Graue Asche lag nun darüber, Asche lag auch auf seinem Gemüth,
Gegen Abend verzogen sich die Rauchwolken und es ward eine jener eigenthümlich schönen, klaren Herbstnächte, wie sie auf der Steppe so häufig sind. Durch den Wald ging ein Rascheln und Summen, als sprächen Menschen drin, und dazwischen klang es wie Seufzen oder Kichern der Dryaden.
Unten am Flnßufcr saß regungslos Peter Jwanowitsch und lauschte den Klängen. Neben ihm lag unbenutzt die Angelruthe, er hatte sich gesagt, er wolle hier sischen, um sich selbst einen Grund anzugeben, hierher zu

gehen. Es war dieselbe Stelle, an der er mit dem Mädchen und Alexander
einem Abend gewesen.
Die Fische schnellten in die Höhe und die Wassertropfen glitzerten.
Sternschnuppen glitten lautlos durch den Aether, er sah ihnen zu, aber er
hatte keinen Wunsch bereit, ihn ans die luftige Reise nachzusenden. Das
Schilf am Ufer wurde von den Wellen sanft gewiegt, und der Wald und
der Fluß, jeder sang sein Lied, für Peter zerschmolz es in eine einzige, eine süße,
traurige Weise, ihm war es der Sirenengesang der Nussalka. Marussa
mußte ja wissen, daß er zum Dnjepr käme; aber wollte sie ihm
auch singen, ihm, dessen Herz sie genommen, ohne das ihrige dafür zu
geben?
Und dennoch glaubte er den Gesang deutlich zu hören, und sah er nicht
auch, wie dort aus dem Schilf leise ein Kopf, ein blendender Nacken, ein
Arm sich erhob? War das die Russalka, die singende, lockende Wasserfee,
mit dem Seerosenkran^ in den Haaren?
»Marussa." flüsterte Peter leise und sah nach der Stelle, von wo ihm
das Lustgebilde zu winken schien, „Marussa, Du fingst nicht für mich!"
Dann fuhr er sich über die Augen, das Traumbild verschwand und er
sah nur noch wogendes, sich beugendes und wieder aufrichtendes Schilf. Ge-
waltsam riß er sich los von dem Ort, wollte er doch der Wirklichkeit ange-
hören. Er mußte das ja auch, die nothwendige Thätigkeit ließ ihm nicht
Muße zu nutzlosem Träumen.
Auf Marussas Liebe und fein Glück waren alle Vorsätze von Arbeit
gebaut gewesen. Es schien ihm jetzt Alles nutz- und zwecklos und dennoch,
er hatte es einmal übernommen und es sollte ihm Lebensaufgabe werden;
und es trieb ihn zur Arbeit, die allein verscheuchte noch die düsteren Ge-
danken, die sich so oft seiner bemächtigten.
Im Herrenhause angelangt, hatte man ihm soeben eingetroffene
Zeitungen und Briefe übergeben. Er öffnete einen der letzteren, dann
rief er Warwara. die ihm die Wirthschaft führte, und befahl ihr, ein
Zimmer in Stand zu setzen für den künftigen Jnfpector, unter dessen Leitung
die neuen Maschinen auf Tschernowitza eingerichtet werden sollen.
Peter sah dann flüchtig die Journale durch. Was sollte ihm, was
draußen in der Welt vorging? Für ihn gab es nur die Felder, den
Wald und die Haide, die zu seiner Besitzung gehörten, was ging ihn alles
Andere an!
Und dennoch, wie las er zitternd Zeile für Zeile eines Artikels, der
von Rom aus lautete und erzählte, wie vor wenigen Tagen ein talent-
voller, junger Diplomat, den man zu den besten Kräften seiner Nation ge-
zahlt, nach der Siebenhügelstadt an Stelle des kranken Botschafters berufen
wurde. Seinem Erscheinen war der Ruf vorzüglichen Geistes vorausgeeilt,
doch anstatt des glänzenden Verstandeshclden begrüßte man einen traurigen
Mann, der unheimliche Scheu einflößte. Nur auf einer SoirSe der Bot-

schuft schien er lustig, svgar überlaut und lud cille seine Gäste ein. als Narren gekleidet die nächste Nacht im erleuchteten Coliseum zu erscheinen, um sich von tausend Pvlichinells bedienen zu lassen.

Man lachte über den originellen Einfall, aber am meisten lachte der Festgebcr selbst. Er lachte, bis er müde davon ward, und trotzdem lachte er noch immer fort. Ten folgenden Tag wußte man, daß die Ausgelassenheit ein Nervenanfall gewesen sei und daß die Mauern der m«isori äs «gntc> den Prinzen Karabelew beherbergten.

„Giebt es eine Sühne?" sprach Peter vor sich hin und schob die Zeitungsblätter weg. Lange blieb er, das Gesicht mit den Händen bedeckt, sitzen. Es schien ihm dies das letzte Capitel des Romans, den er durchlebt und dessen trauriger Held er selbst gewesen.

Wie anders sah es im nächsten Frühjahr in Tschernowitza ans!

Ucberall neue Einrichtungen, Arbeiter, in Menge und der fleißigste von ihnen schien der Gutsherr selbst zu sein. Bei solchem Beispiel mußte die Wirthschaft vorwärts gehen. Und der neue Jnspector, die Banern konnten sich über seinen Scharfsinn nicht genug wundern.

Es war ein herrliches Frühjahr gewesen und jetzt kam der Sommer: mit ihm zogen Wohl manche schmerzliche Erinnerungen herbei.

Tie treue Warwara war alt geworden in diesem einen Jahr, ihr Ge dächtniß hatte gelitten, nnd dennoch, als sie hent erwachte, fiel ihr ein, daß es ein Jahr sein müsse seit dem Brande der Capelle, seit dem Tode Marussas, ein Jahr seit Iwan ihr genommen wurde, und sie fing an Kränze zu flechten aus Moos und Blumen. Dabei fiel ihr die Ballade ein, die sie der kleinen Herrin zuletzt singen mußte. Sie fing an sie zu summen, aber Thränen erstickten ihre Stimme.

Peter war durch die Fluren geschritten, hatte einen Strauß Blüthen gesammelt, den er auf Marussas Grabhügel zu legen gedachte. In Gedanken ging er darauf zu und bemerkte erst, als er ganz nahe war, eine jugendliche Gestalt, die eben im Begriff war. einen Kranz niederzulegen. Durch sein Kommen erschreckt, wandte sie ihm nun das Gesicht zu.

„Maria Tenia Alerandrowna?" sagte er wie fragend auf sie zuschreitend.

„Ja, Peter Jwanowitsch," antwortete sie einfach, „ich bin allein herübergeritten, um an Marussas TodeStag ihr Grab zu schmücken; ich halte sie ja so lieb."

„Ihre Familie sei auf Reisen, dachte ich," meinte Peter nach einer Pause.

„Ich bin mit der Tante allein zurückgeblieben. Es ist sehr einsam," setzte sie hinzu.

Eine Weile standen sie am Grabe, ohne zu sprechen, dann band Maria
Xenia ihr Pferd, das sie an einer Birke befestigt hatte, los, und ehe ihr
Peter seine Hülse angeboten, saß sie mit der Gewandtheit einer Katze auf
dem Pony,
„Leben Sie wohl, Peter Jwanowtisch, ich muß vor der Dunkelheit zu-
hause sein," sagte sie, ihm die Hand reichend.
„Auf Wiedersehen!" rief er ihr nach. „Auf Wiedersehen?" fragte er
sich dann selbst. Wollte er denn wieder unter Menschen gehen.
Schon nach drei Tagen war er auf dem Wege zu Zdanowitschs.
Was mochte ihn dort so fesseln bei der altmodischen Tante und dem
guten, einfachen Kinde, das nicht mit ihren geistreichen Schwestern zu ver-
gleichen war.
War es das reizende Lächeln auf Maria Temas Zügen, das sie ihrer
verführerischen Großmutter so ähnlich machte, was ihn so anzog, daß er
seinen Besuch alle par Tage wiederholte?
War nicht sein Interesse am Leben vernichtet, war nicht seine Seele
müde von vielem Leid?
Es mag ein langer Winter sein, der den Baum nach Außen todt er-
scheinen läßt, aber einmal kommt doch die warme, linde Frühlingsluft und
zaubert Knospen hervor. Was thut's, wenn sie nochmals die dürren Blätter
emporwirbelt, wie zum Vergleiche mit dem neuen Grün, gegen das sie keinen
Werth mehr haben?
Mag dem Schmerz die beste Pflege angediehen sein, unbewußt und unge-
wollt treten wir dem Leben wieder näher, das alte Leid muß weichen und
wo seine Endfäden fein und unsichtbar verlaufen, da knüpfen sich fein und
unsichtbar die Anfangsfädcn eines neuen Gefühlslebens an, wenn noch so
junges Blut in den Adern rinnt.
Und ehe Peter sich's recht bewußt wurde, war eine lichte Erscheinung
an ihn herangetreten — Frohsinn athmend und Verklärung um sich ver-
breitend.
Er griff sich an die Schläfe; wie ein schmerzliches Erinnern, wie ein
Vorwurf durchzuckte sein Herz.
Aber die Lichtgestalt küßte ihn auf die Stirne, die Berührung wirkte
erlösend, und sie sprach mit einer Stimme, ihm so verwandt als sei es
seine eigene:
„Ich .bin die Liebe, die Tu zu Grabe getragen. Habe Tank für
Blumenschmuck und gute Gedanken, die Du mir geweiht. Scheintod nur
lähmte meine Glieder, aber jetzt bin ich wieder zu neuem Leben erwacht!
Kämpfe nicht gegen mich, denn ich bin Deine alte Freundin, freue Dich und
liebe, Dein Körper lebt, so soll auch Deine Seele leben."
Schönes, lichtes Gespenst, wer kann sagen, wann Deine Geisterstunde
Dich hervorzaubert aus Deiner Gruft und Dir wieder Wesen und Gestalt
verleiht?

Marie von Rcdwitz in Meran.
Aber nein, Dein Geist ist es nicht. Du bist es selbst, mächtig, mit
neuer Kraft. Was hilft Mißtrauen und Widerstreben? Sv lockend, so reizend
steht sie vor ihm, die schöne Zauberin, er beugt das Knie und fühlt sich
überwunden, aber nur lächelnd sich hingebend einer gütigen Macht, nicht den
rauhen Händen der Knechtschaft.
Maria Xenia lag halb lächelnd, halb weinend an seiner Brust.
„Schmiede die Fesseln, heilige Liebe, schmiede sie," jauchzte sein Herz
„denn mir sind sie Freiheit! Bindeinich, binde mich, dann fliege ich singend
empor im Aetherblau, der Sonne, der wärmenden Sonne zu; denn Flügel
leiht eine Seele mit mir vereint! Rosenbckränzt scheint mir jeder Ab
grund; die Blüthen nur schauen wir, nicht die gähnende Tiefe, so flattern
wir leicht darüber hinweg, denn der Schrecken übt nicht seine lähmende
Wirkung!
Ein süßes Vergessen Eins in dem Andern, ein sich Wiederfinden Eins
in dem Andern; beglückende, glückselige Liebe!
Bald war Maria Tema Gebieterin auf Tschernowitza,
„Wie die neue Herrin unserer verbrannten heiligen Xcnia ähnlich ist!"
meinte ein Bauer, ihr nachsehend, als sie aus einer Hütte trat, aus der ihr
noch Segenswünsche nachhallten.
„Mein Weib sagt," sprach der Angeredete, „ob es nicht selbst die
Heilige fei. die jetzt unter uns wandelt, denn wo ihr Fuß hintritt, da ist
Segen, Sie hat meine Kinder gepflegt und die Krankheit wich schnell."
So ist Maria Tema zur lächelnden Heiligen der Steppe geworden.
Glücklich und beglückend waltet ihr Geist, immer nur gebend, nie begehrend,
zahlt sie dem Volke zurück, was es im guten Glauben au der Großmutter
Gnade geopfert.

Franz von Defregger.

von

Adalbert SKoboda.

— München. —

>5 ich Vor Jahren die eigenartig schonen Flußthälcr Norwegens
durchzog, fand ich in jedem Dorfe, wo angehalten wurde, anf-
iallend gewandt geschnitzte Holzfiguren. Die Bewohner dieses
nordischen Gebirgslondes werden offenbar durch den landschaftlichen Charakter
ihrer Heimat ebenso wie die Landleute in den Berglandern Mitteleuropas
von Naturwegen zur Ausübung der Kunst gedrängt.

Hochlandsbewohner sehen um sich imposante bodenplastische Bildungen;
die Natur spricht zu ihnen im Tone einer gewaltigen Epopöe. Da ihr
Leben einförmig dahinfließt, da sie über genügend Zeit zur Betrachtung der so
schönen als mannigfachen Formen in der Natnr verfügen, so folgen sie — unter
dem machtvollen Einflüsse der sich immer wiederholenden Eindrücke und
Wahrnehmungen stehend — gern dem Drange, selbst etwas Formgefälligcs
zu gestalten.

Aus Künstlerbiographien weiß man, daß sich aus Hirten nicht selten
Künstler entwickelt hatten. Das Beschützen der Hausthiere auf der Weide
gewahrt genug freie Zeit und Gelegenheit. Lebendes und Lebloses genau
anzusehen und das oft Betrachtete tief in's Gedüchtniß zu prägen. Es hat sich
auch beim jungen Franz Defregger die Erfahrung bewährt, daß aufmerk-
sames Schauen die erste Bedingung für die EntWickelung kunsttechnischer
Eigenschaften ist. Bis zu seinem fünfzehnte» Lebensjahre hütete nämlich
Franz Defregger das Vieh seines Vaters auf den Grastriftcn des Ederhofes.
So hieß der väterliche Besch in der tiroler Gemeinde Dölsach und im
Ederhofe selbst wurde Franz am 30. April 1835 geboren. Ohne die sonst

ziemlich einfache Beschäftigung des Viehhütens wäre Defregger kein Künstler geworden. Er fand als Hirt genug Muße, in seinem landschaftlich groß» artigen Heim Berge, Pflanzen, Thiers und Menschen genau zu beobachten, und folgte gleichsam nur einem Naturzwange, als er in seinen vielen freien Stunden Thierfvrmen zeichnete und modcllirte. Da Defreggers Vater auch Pferdezüchter war, so gab es Modelle genug, nach welchen der kleine Franz „riß" und schnitzte.
Defreggers Fähigkeit, die Formen des in der Natur Wahrgenommenen nachzugcstalten. war keine ererbte; sie hat sich spontan entwickelt, wie eine Zirbelkiefer selbst ihren Stamm in die Höhe sireckt, wenn die Bedingungen für ihr günstiges Fortkommen gegeben sind.
Bei Defregger wurde das Tempo in der Entwickelung seiner kräftigen Naturbegabung durch Kämpfe mit der Noth nicht verzögert. Franz hat „ach dem Tode seines Vaters den stattlichen Ederhof verkauft und zog mit dem Erlös in die Welt, um Künstler zu werden. Zuerst sprach er bei dem Jnnsbrucker Realschullehrer Stolz vor, bei welchem er sich im Zeichnen geübt hat. Ohne von Nahrungssorgen geplagt zu sein, konnte Defregger zuerst in der Münchener Kunstgewerbeschule, in einer Privatanstalt für das Actzeichnen, dann in der Münchener Akademie und in Paris feinen Studien nachgehen.
Der Gcmeiiispruch: „Das Genie wird geboren" ist in seiner allgemeinen Fassung unwahr; auf dem Gebiete der bildenden Kunst wenigstens entwickelt sich das „Genie" nur durch unablässige Arbeit. Die Leistungstüchtigkeit eines jeden Künstlers wächst nur mit dem Eifer und mit der Gewissenhaftigkeit seiner Studien. Rafacl, Michelangelo, Rubens. Leonardo da Vinci, Dürer und Holbein hätten ohne ihren unermüdlichen Fleiß im Lernen, ohne die Anhäufung eines reichen Formenschatzes im Gedächtnisse und in Skizzenmappen nicht jene künstlerische Höhe erreicht, welche sie thatsächlich erklommen haben.
Franz Defregger kam im Jahre 1867 in die Schule Piloths an der Münchener Akademie und stellte im Jahre 1868 zu Ostern schon sein erstes Bild aus. Sehr bezeichnend ist es für Defreggers Eigenwescn, daß er ganz unglücklich ist, wenn sich Jemand anschickt, über ihn eine Biographie zu schreiben. Er fürchtet das Lob, da es den Künstler nicht fördere, sondern zumal in jenen Jahren „verderbe", in welchen man nur zu lernen und wieder zu lernen hat. Dann wurde er durch manche Biographie in seinem Empfinden verletzt. So hat ein geistvoller Kunstschriflsteller in einer wohlwollenden Schilderung der Lebensschicksale Defreggers den Letzteren redend angeführt. „Ich war wegen meines Talentes eine Berühmtheit in meinem Heimatdorfe —" ließ er beiläufig den jungen Defregger sagen. Wer nun die Bescheidenheit dieses Künstlers kennt, wird begreifen, wie unbehaglich ihm eine solche belletristische Licenz vorkommen mußte. Auch liebt es Defregger

nicht, wenn ihm gewisse naive Aussprüche aus seiner Jugend nacherzählt
werden. Und doch besitzen gerade diese Aussprüche einen großen Werth;
die edle Schlichtheit eines jungen Künstlers kann doch nicht, wie Defregger
besorgt, mit einer gewissen Zurückgebliebenheit der Einsicht verwechselt werden.
Als Franz in den Tagen seiner Kunstjüngerschaft in München lebte, sprach
er den Wunsch aus, er mochte es in seiner Kunst nur so weit bringen, um
dereinst täglich zwei Gulden zu verdienen. Dieser Künstlerlohn erschien ihm
damals als ein Ziel, höher nicht zu wünschen. Defregger kann auf dieses
Wunschziel seiner Jugend nur mit Genugthuung zurückblicken. Seine Bilder
werden mit hohen Summen bezahlt; allein er selbst ist seiner Bescheidenheit
treu geblieben, welche noch jetzt von jedem gedruckten Worte des Lobes
befürchtet, daß es als ungehörige „Reclame" ihm zur Last gelegt werden
könnte. Darin geht jedoch Meister Defregger zu weit. Ein Maler von
seinem Range gehört auch der Geschichte an. Es muß jedem Freunde der
Kunst und deren Geschichte wichtig erscheinen, wie z. B. Defregger selbst
über die Grundsätze denkt, welche ihn bei seinem künstlerischen Schassen
geleitet haben. Es kann ja manche Einzelheit aus seiner Biographie
gleichgültig bleiben; allein wie Defregger über die Aufgaben der Malerei
und über die Grundregeln denkt, welchen er als Lehrer an der Münchener
Kunstakademie gefolgt ist, das bleibt immer wichtig. Ein Maler von der
Bedeutung Defreggers hat somit gegenüber der Geschichte seiner Kunst unab-
weisliche Verpflichtungen, welchen nachzukommen nie als ein Act eitler Selbst-
verehrung hingenommen werden darf.

Makart schärfte als Lehrer an der Wiener Kunstakademie seinen
Schülern immer ein, nur das Schöne in ihren Bildern zu versinnlichen. Das
klingt zwar wie ein abgenütztes Schlagwort, bleibt jedoch gleichwohl für die
Kunstübung ein Grundsatz von unveränderlicher Bedeutung.

Welchen Grundregeln nun Franz von Defregger beim Schaffen seiner
Bilder und bei der Entwickelunz seiner Kunsttüchtigkeit gefolgt ist, wird
aus der Geschichte seines Lebens und aus der Qualität seiner Gemälde klar.
Als dem jungen Defregger bei dessen ersten Aufenthalte in München
das Klima nicht behagte, und er nach Paris ging, studirte er dort sehr
fleißig, und als er dann aus Frankreich kommend in seine Heimat zurück-
kehrte, malte und zeichnete er mit ««ermüdetem Eifer nach der Natur. Da-
mals war es, wie der früh dahingeraffte Dichter Karl Stieler witzig be-
merkte, daß man einen echten Defregger um vier Gulden bekommen konnte;
denn dies war der Preis für ein Bildnitz von Defreggers Hand. Für ihn
hatten diese Portraits die Bedeutung einer fortwährenden Schulung seiner
Technik. Die Kunsttüchtigkeit wuchs auch bei Defregger mit dem Fleiße, —
seine „Genialität" mit dem Arbeitseifer. Die Zeit, welche Franz in seiner
Heimat ohne eine andere Führung als jene seines Fleißes und seiner
günstigen Anlage zeichnete, malte und studirte, war keine verlorene. Er be-

reicherte, wie vormals Albrecht Dürer, den „Formenschatz in seinem Herzen",
d, h. in seinem Gedächtnis;.

Das Formgedächtnifz Franz Defreggcrs ist ein außergewöhnlich empfängliches und treues. Wenn er jetzt (im Januar 188«) im Stande ist, ein grobes Bild, welches die Baucrnverschwörung vor dem Aufstände in Tyrol darstellt, fast ohne ein Modell zu malen, während alle Gestalten seines Gemäldes den unverfälschten Volkstyvus der Tyroler tragen, — wenn sie dazu als Individuen auch noch scharf charaktcrisirt erscheinen, so ist dies nur auf Rechnung seines reichen Vorrathes von lebendigen Erinnerungen an früher Gesehenes und Tieferfaßtcs zu setzen.

Als Dcfregger in seiner Heimat bei der Natur, der großen Lehrmeisterin der Kunst, seinen Eurs bestand, erhielt er in Bezug auf den Ideengehalt der Composition keine Anleitung. Darüber erfährt man auch in ästhetischen Lehrbüchern nicht viel; allein der geschulte Verstand, der Geschmack und die Empfindung eines gebildeten Künstlers vermögen es allerdings, Regeln aufzustellen, von welchen man sich bei der Wahl von Gemäldestofsen leiten lassen kann. Das Triviale, Entsetzliche und Rohe, Unglücksfälle, Krankheiten, das Langweilige, Ekelerregende und Häßliche eignen sich bekanntlich nicht für bildliche Darstellungen. Kranke Menschen gehören in ein Spital nnd nicht in ein Bild, Unglücksfälle in eine Zeitungsnotiz, das Sittenrohe in den Pvlizeiarrest.

Wer könnte es nun dem Kunstjünger Defrcgger verargen, daß er — sich selbst überlassen — nicht wußte, welche Stoffe gemäldefähig sind. Er gab sich bei den Anfängm seiner Kunstiibung dem Glauben hin, daß Alles im Leben wirklich Geschehende auch in einem Bilde geschildert werden dürfe. So kam es, daß eines seiner eisten Gemälde einen peinlichen Stvsf behandelt; es erzählt nämlich, wie ein angeschossener Wilderer heimgebracht wird, während seine Frau gerade ihr Kind badet. Ein solcher Vorwurf, in welchem ein versöhnender Ton anklingt, hat keine raison ci ^tro, — ist kein harmonischer Griff aus dem wirklichen Leben. Es bleibt eben nicht immer etwas Interessantes in der Hand hängen, wenn man in s volle Menschenleben hineinlangt. Einen bloßen Unfall darf man beileibe nicht mit dem Tragischen verwechseln, welches bekanntlich nur mit Ideen- und Gemüthsconflietcn zusammenhängt, während der gedankenlose Zufall oder menschliche Bosheit mit jenen Unglücksfällen verwachsen sind, von welchen Zeitungen, und nicht Bilder Notiz zu nehmen haben.

Nachdem Defregger 1867 in die Schule Pilotys eingetreten war, hat er in der Geschichte Tirols einen Stoff gefunden, welcher ihm des Dar» stellens Werth ersch en. Sein im Jahre 1868 gemaltes Bild stellt den kleinen Sohn Speckbachers vor, welcher seinem Vater, der wie ein Hrimthurse der nordischen Sage hoch und breit gebaut ist. von einem Tapferen der tyroler Volkswchr bewaffnet vorgeführt wird. Man muß wissen, daß

der Knabe Speckbacher aus Vaterlandsliebe die feindlichen Kugeln dort auf-
gesucht hat, wo sie aufschlugen, um sie wieder gegen den Feind zu ver-
wenden, um sich sür dieses Bild zu interessiren, dessen Stoff an sich — wie
er im Gemälde erzählt wird — keiner intensiveren Theilnahme begegnen
kann.

Durch eine gelungene Stofswahl jedoch glänzt das aus dem Jahre 1869
stammende Bild Tesreggers: „Der Ringkampf in Tirol" iim Besitze des
Consuls S. Schiff in Berlin), Die Männer aus dem Volke, welche da in
einem geräumigen Wirtschaftsgebäude angesichts einer zahlreichen Zuseher-
schaft ihre Kraft messen, sind Originalgestalten, welche durch ihre Urwüchsig-
heit ansprechen. Tie gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher das Ringen
dieser Männer von Stahl verfolgt wird, ist durchaus dem Leben abgelauscht
und gewinnt dnrch die Wahrheit, Lebendigkeit und Unmittelbarkeit, mit welcher
sie charakterisirt wird. Da schlägt immer die Kunst ihre hellen Augen auf,
wenn es der Maler versteht, innere Vorgänge durch Haltung und Bewe-
gung der Körper sowie durch Mienenspiel und Geberdensprache auszudrücken.
In diesem Bilde Defrcggers geschieht es. Auch in dem Gemälde: „Die
Faustschieber", wird eine Volksübung geschildert, in welcher die Tiroler Ge-
birgssassen ihre Muskeln von Eisen auf die Probe setzen.

Bald darauf führte Defregger in seinen Genrebildern Scenen aus dem
Familienleben der tyroler Landleute vor. Scenen, in welchen irgend ein ge-
meinverständlicher, das Mitgefühl des Beschauers erfassender Vorgang ge-
schildert wird. Damit betrat unser Künstler jenen Boden, auf welchem er
rasch bekannt und beliebt wurde. Auch da stellte sich heraus, daß die Wahl
der Vorwurfes allerdings viel bedeute und daß jene frivole Malerregel
nichts tauge, welche da behauptet, daß an dem Gegenstande eines Bildes nie
etwas liege und daß nur das Wie der Ausführung für den Werth eines
Bildes bestimmend sei.

Wie man in den Wald hineinruft, so ruft es heraus, — heißt es
im Sprichwort; wenn man Gemüthvolles verbildlicht, so wird beim Be-
schauer die Theilnahme des Herzens erfaßt, gilt es in der Kunst. Daß
sich's so verhält, beweist u, A. Defrcggers „Urlauber". Wie schlicht ist da
eigentlich der Vorwurf und mit welchem Verständnisse der Gefühlsbande,
welche sich um eine Familie als um eine kleine glückliche Menschengemeindc
legen, ist dieser an sich nicht große Gegenstand ausgeführt! In dieser
Einfachheit des Stoffes und in der Beredtsamkeit, mit welcher die Ausführung
desselben uns nach dem Herzen langt, liegt eben die künstlerische Eigenart
Tesreggers.

Ter Urlauber, ein blutjunger Soldat, kommt heim und wird von der
allgemeinen Aufmerksamkeit der Familie zärtlich umgeben. Tie brave sorg-
same Mutter richtet am Herde eine Erfrischung für den Weitgereisten an.
Ter Vater blickt nicht ohne Stolz und Behagen nach seinem durch militärische

Erfahrungen geistig gewachsenen Sohne, neben welchem sich die Großmutter nahe genug niedergelassen hat, um den Erzählungen des Vieles wissenden Enkels zu lauschen. Der jüngste Bruder des Urlaubers schenkt jedoch den blanken Uniformkuöpfen desselben und nur diesen seine intimste Theilnahme. Spiegelt sich doch in den Knöpfen die ganze Welt und vor Allem der kleine Beschauer selbst. Auch die Schwestern blicken mit ihren lieblichen Köpfen nach ihreni, durch die Uniform interessant gewordenen Bruder. Die Poesie harmonischer Familieuliebc wird in diesem Bilde wahrhaft erquickend vor Augen gestellt.

Es ist ein Vorzug der meisten Genrebilder Defreggers, daß er die Köpfe der Männer charakteristisch, die Köpfe der Mädchen ausnahmlos lieblich darstellt, ohne jener süßlichen Stylisiruug zu verfallen, welche uns an die ländliche Echtheit der hübschen, jungen Mädchen nicht glauben läßt. Dcfregger geht in dieser Beziehung dem Formtrivialcn, Manierirten und Unwahren mit sicherem künjlenfchem Tacte immer aus dem Wege.

Ein Schuß in'S Schwarze ist auch das Genrebild: „Die Brautwerbung." Das ist ein Juwel in Bezug auf lebensfrische und lebenswahre Jndividua-lisirung; einer jeden Person liest man die Sinnesart, die Gedanken und Gefühle des Augenblicks vom Gesichte herab. Der Brautwerber, wieder ein Hrimthursc von Gestalt, tritt mit aller Freundlichkeit, deren er fähig ist. und zugleich init einer Feierlichkeit, welche durch die Auserleseuheit seiner Mission und durch das Bewußtsein seines stattlichen Besitzes motivirt erscheint, in die Stube der Brautmutter ein, die sich mit weiblicher Hoheit und Liebens-würdigkeit erhebt, um die wichtige Ansprache des riesigen Bauers zu ver-nehmen. Neben dem Letzteren steht verlegen, verdutzt und verzagt der zwar hübsche, aber etwas dümmlich dareinblickende Bräutigam, einen Strauß über dem Gürtel haltend. Die auserkorene Maid lächelt verständnißvoll ihre jüngeren Schwestern an, während die Großmutter der Anrede des Braut Werbers gleichfalls gespannt lauscht. Das ist ein Bild, köstlicher und wahrer im Ausdrucke nicht zu denken. Das, was man Gedankenplastik nennen könnte, tritt uns da in vollendeter Weise entgegen.

Die „Sonntagsruhe" von Fr. Dcfregger entrollt auch ein erquickendes Bild vom Glücke ländlicher Familien. Der Bauer, die Hauptgestalt des Gemäldes, gehört zu jcucn Nationalkllnstlcrn, von denen Eingangs gesprochen wurde; er schnitzt für seine Kinder Spielzeug, während seine Frau in einem Gcbetbuche geistige Erfrischimg sucht. In diesem Bilde, in welchem uns vier allerliebste minder besonders anmuthcn, weist Defreggcr auf die erste Station seiner eigenen Kunstthätigkeit hin, auf welcher er Pferde und „Gaiscn" aus Rüben und Zirbelhvlz geschnitzt hat. Ein ähnliches Motiv wird in dem Bilde „Die Feierstunde" behandelt.

Das Glück. Vater zu sein, wird uns in Defreggers Gemälde: „Die

Heimkehr" einfach und ergreifend vor Augen gestellt. Ein heimgekommener Jäger nimmt lächelnd sein kleinstes Kind aus den Armen der Mutter, Wöhrend ein kleines weibliches Wesen gleichfalls vom Vater umarmt werden will. Die Darstellung einer Herzensregung ist da ihrer Wirkung auf das Empfinden des Beschauers sicher. Auch aus diesem Bilde läßt sich eine fruchtbare ästhetische Regel für junge Künstler ableiten, welche dem Jrrwahne verfallen sind, daß jeder auf der Gasse aufgelesene oder aus der Prosa des Lebens geholte Stöfs für ein Bild gut genug sei.

Ein analoger Gegenstand wird in Defreggers Idylle: „Ter Besuch" veranschaulicht. Da zeigt eine junge Bäuerin das erste Unterpfand ihrer ehelichen Liebe zwei Frauen, die hohe Iilzröhren auf dem Kopfe tragen. Die Geberdensprache der jungen Bäuerin und ihres Gatten, welcher unbekümmert um die zarte Lunge des Säuglings raucht, weist auf viel Glück und Freude über das Dasein des kleinen Erdenbürgers hin.

In einem 1885 gemalten Bilde: „Der Erstgeborene" wird derselbe Grundgedanke behandelt, wie in den beiden eben erwähnten Gemälden. Das Kind wird da von der jungen anmuthigen Mutter einem alten Manne und einer ältlichen Frau von komischer Häßlichkeit gezeigt. Auch ein ländlicher Backfisch lächelt, wie alle anderen Personen, den kleinen hilflosen Menschen an. Der wiederholt benützte Stoff dieses hübschen Bildes beweist es, daß die Vorwürfe für gemüthliche Torfgeschichten, welche in Gemälden erzählt werden können, doch auch eng begrenzt und erschöpflich sind. Sind sie aber erschöpft, so muß ein Künstler von der großen Bedeutung Defreggers nach anderen Themen auslangen, um nicht den Borwurf auf sich zu lenken, „daß er sich ausgemalt habe".

Eine besondere Gruppe stofflich ansprechender Genrebilder von Franz Defregger betreffen Scenen aus dem Kindcrlcben. Kinderanmuth fesselt z, B. in Defreggers Gemälde: „Das Tischgebet"; fünf kleine Menschen umsitzen die Milchschüssel und schicken sich unter Anleitung der Großmutter an, sich für die Milch bei der sittlichen Weltordnnng zu bedanken. Das betende neben ihrem Stuhl stehende Mädchen ist eine reizende Schöuheitsk»o?ve, Auch ein Hund harrt der Bissen, die für ihn abfallen dürften : ebenso haben sich zwei Hühner zu der Mahlzeit der Kinder eingefunden.

Gedanklich bedeutender ist Defreggers Bild: „Barmherzige Seelen". Da nimmt sich eine Schaar von Kindern eines aus dem Nest gefallenen Vogel? teilnahmsvoll an. Die Thierfreundlichkeit der kleinen Nvthhclfer ist mit wunderbarer Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit im Ausdrucke vor Augen gebracht. Nur ein von Naturwegen hochbegnadeter Künstler trifft es, den flüchtigsten Gedanken- oder Gefühlsausdruck zu versinnlichen. Nur ein so fein organisirtes und reizbares Formengedächtniß, wie es Defregger besitzt, vermag Augenblickseindrücke festzuhalten und sie zum Kernpunkte kleiner Kunstwerke zu erheben.

Defreggcrs Genrebilder: „Hopp, Pferdchen, hopp", — „Das Spielzeug" — „Was der Vogel singt" — führen gleichfalls Kinder vor, deren Egoismus, Wißbegierde und Genußsucht sich in anmuthige Formen kleiden. Ohne den Liebreiz der Kinder erschiene der Stoff kaum der Beachtung Werth: so in den Gemälden: „Das Bilderbuch" und „Das Vesperbrot", in welch' letzterem das Apfelschälen die Hauptsache ist.

In einer anderen Gruppe von Genrebildern spielen Touristen die Hauptrolle. Das mit Recht beliebteste Gemälde dieser Gruppe ist der „Salontiroler". Die Beschränktheit, unbedingte Selbstzufriedenheit, aber auch Verdutztheit in dem Gesichte des städtischen Jünglings im Lodenrvcke. die Heiterkeit der beiden resoluten Sennerinnen, welche an dem Tiroler für zwei Wochen — ihren Mutterwitz üben, sowie die Freude der Landleute über die Schlagfertigkeit der beiden Mädchen ist meisterhaft charakterisirt.

Ein gelungenes Seitenstück zu der prächtigen Ausdrucksplastik im „Salontiroler" nennt sich „Gute Aussichten". Touristen warten in einer Sennhütte auf gutes Wetter. Einige Gebirgsjünglinge benützen diese Gelegenheit, um sich mit jungen Stadtdamen zu unterhalten, was die Unzufriedenheit, um nicht zu sagen die Eifersucht zweier Landmädchen erregt. Auch in diesem Bilde werden innere Vorgänge mit den richtigsten und beredtesten Ausdrucksaccenten vor Augen gestellt.

Stofflich weniger ansprechend ist jener Tourist, welcher aus seiner Feldflasche einer Alpenmaid irgend ein Feuerwasser einschenkt. Das Zitherspiel gab dem berühmten Jdyllenmaler auch Stoff zu einigen Bildern; bald greift er, bald sie in die Saiten des Instrumentes für ländliche Gefühlsfeligkeit. Im .Zithrrspiel" sind die beiden lauschenden Mädchen von einnehmender Holdseligkeit. Defregger bringt bekanntlich Mädchenschönheit fast in allen seinen Bildern zur vollen Geltung, ein echt künstlerischer Zug, der selbst über manche stoffliche Dürftigkeit hinwegblicken läßt.

Eine allerliebste Alpenscene wird in dem Bilde: „Ball auf der Alm" vor Augen geführt. Ein alter Jäger tanzt mit einem Mädchen, während eine Gesellschaft meist junger Leute dem tanzlustigen Greise lächelnd zusieht. Hier ist das Lächeln motivirt und wirksam. Allgemein gelacht wird auch im Bilde: „Auf dem Tanzboden", wo die im ländlichen Tanzsaal ankommenden Mädchen in Erwartung der zu verkostenden Tanzfrcuden heiter auflachen und von den Tänzern ebenfalls lächelnd empfangen werde».

In dem Bilde: „Jäger in der Almhütte" läßt Defregger ebenso wie in dem Gemälde: „Ball auf der Alm" den Contiast von Alter und Jugend wirken. Eine Reihe von Jägern verläßt eine Almhütte bis auf einen grauhaarigen Jäger, der seine Hand einem jungen, anmuthigen, freundlich lächelnden Mädchen reicht. Auch ein junger Jäger blickt mit Wohlgefallen das blumenfrische Mädchen an. Man sieht es, wie da zwei Männerhcrzen beim Lächeln eines schönen Mädchens aufgehen. Man kann der Einseitigkeit, welche immer

wieder lächelnde Mädchen vorführt, nicht gram werden. Versteht es doch Defregger, lachende hübsche Mädchen so virtuos, so zum Mitlachen wahr darzustellen.

»Sepps erster Brief", ein anderes Bild Defreggers, erzielt bei zwei Mädchen einen kolossalen Heiterkeitserfolg, denn sie lachen beim Lesen des Briefes aus vollem Halse. So viel steht fest, daß es keine unglückliche Liebe ist. welche in Sepps Briefe geschildert wird. Als ich vor Jahren dieses Bild in einer Wiener Ausstellung gesehen, war ich allerdings so undelicat, mich zu fragen: ‚Jft in den Gemälden Defreggers nicht schon genug gelacht worden und könnte dieses immer wiederkehrende Muskelspiel der Heiterkeit nicht auch als Manier ausgefaßt werden?"

Einen viel vornehmeren Eindruck macht auf mich ein anderes Briefbild von Defregger: „Frohe Botschaft". Ein Mädchen hält einen eben gelesenen Brief in der Hand und sinnt vor sich hin. Dieses innen still und tief empfundene Glück auszudrücken, ist künstlerisch feiner, als das Lachen flotter, gedankenloser Frohlebigkeit.

Das Bild: „Wildschützen in der Almhütte" führt vier Wilderer und zwei Sennerinnen vor; nach den Unmuthsfalten in zwei Gesichtern nagt an zwei Herzen die Eifersucht. Der Dichter P. K. Rosegger hat — dieses Bild ausdeutend — zu demselben eine frische Dorfgeschichte erfunden; es gehört dies zu den Vorzügen eines Gemäldes, wenn durch dasselbe die Phantasie eines congenialen Dichters befruchtet wird.

Zuweilen schläft auch Homer, aber die Sehnsucht reicher Kunstfreunde schläft nicht, von einem berühmten Maler ein Bild zu besitzen. Es wäre nun dankenswerth, wenn mit jeder neuen Bestellung in das Atelier eines Künstlers gleich ein poetischer Gedanke für das bestellte Bild angeflogen käme. Allein poetische Bildstoffe find Ergebnisse nicht blos eifriger Natur- und Lebensbetrachtung; sie keimen am liebsten auf den Höhen einer strengen, kritischen Selbstzucht, eines genau wägenden und messenden Geschmacks und einer feinen Bildung. Diese drei Elemente schließen sich allerdings bei eineni Künstler selten zusammen. Sind sie nur vereinzelt oder gar nicht vorhanden, da sollten Künstler an jener Gewohnheit sich erbauen, welcher Fürsten des Mittelalters huldigten, indem sie sich Hofnarren hielten, die das Recht besaßen, ihren Gebietern die Wahrheit offen und rückhaltlos zu sagen, Künstler sollten sich nun in ähnlicher Weise nicht an meinungslose Schmeichler, sondern an aufrichtige und scharfblickende Freunde wenden, welche ihnen bei der Wahl von Bildstoffen durch ihren objcctiven Rath beispringen.

Die Berühmtheit eines Künstlers verpflichtet zu Rücksichten für die Nachwelt, welche den Ruf eines Malers durch die Gediegenheit seiner Werke gerechtfertigt finden und durch deren ideellen Gehalt erbaut sein will. Was hat aber die Nachwelt von einem Bilde, welches ihr drei verwitterte Gebirgsbauern mit formlosen Filzen auf dem Kopfe und mit kleinen

Pfeifen im Munde nebst zwei Mädchen vorstellt, von denen Eine die Lippen etwas zum Lächeln verzieht. Die Nachwelt Wird auch nicht den Titel dieses von Defregger 1885 gemalten Bildes: „Plauderei" verstehen und wird die Frage: Wer spricht da und wer hört zu? unbeantwortet lassen. Das Sprechen läßt sich überhaupt ebenso wenig bildlich darstellen wie das Abschließen von Staatsverträgen. Das Letztere haben nur griechische Bildhauer in ihren plastischen Genrebildern fertig gebracht, in Welchen der Vertragsabschluß durch das Handreichcn von zwei staatlichen Schutzgöttern oder durch Personifikationen von Volk und Stadtrath verdeutlicht wurde, die den Verfasser des Vertrages in Anwesenheit Athenas bekränzten. In solchen sculpirten diplomatischen Genrebildern der Griechen waren die Gestalten von idealer Schönheit. Jetzt ließe sich mit solchen Begriffsgestalten, so etwa mit jener der „Plauderei" in Person das Auslangen nicht mehr finden.

Werden uns in einer Idylle Defreggers: „In der Hütte" zwei Manner gewiesen, die an einem Tische sitzend rauchen, während ein hübsches Madchen zur Thüre hereintritt, so ist dieser Stoff kaum eines Gemäldes Werth. Die prosaischen Raucher trüben den Eindruck, welchen die naturfrischc Anmuth des Mädchens hervorrufen konnte. In diesem Bilde ist allerdings die Mißachtung eines fesselnden Darstellungsgedankens deutlich ausgesprochen. Es ließe sich kaum ein Dichter finden, welcher grundsätzlich einen jeden poetischen Grundgedanken mißachten würde und das Ziel seiner Kunst für erreicht hielte, wenn nur das Silbenmaß und die Reime klappen. Ebenso wenig dürfte sich ein Componist mit abgenützten und trivialen Grundmvtiven zufriedengeben und sich damit begnügen, daß die Orchestration formgerecht sei.

Wenn uns in einem anderen Bilde Defreggers vier Holzknechte, ein Hund und eine derbe Sennerin gewiesen werden, so leuchtet es ebenfalls ein, daß nicht alles in der Wirklichkeit Vorkommende eine bildliche Tarstellung verdiene.

Wie wichtig die Wahl eines Bildvorwurfes ist, beweist auch das technisch tadellos gemalte Bild von Defregger: „Die zerbissene Gans". Das Gemalde erzählt uns, daß ein Hund, der eine Gans todtgebisscn hat. eine vehemente Prügelstrafe empfangen soll. Das ist nun ein peinlicher, ja widerwärtiger Stoff und erscheint nicht der Mühe Werth, selbst von einem Defregger gemalt zu werden.

In dem Bilde Defreggers: „Die Wohlthätigkeit". ist der Stoff allerdings auch nicht hoch gegriffen, er ist der gemeinen Lcbenswirklichkeit entnommen. Allein wie ist der schlichte Stoff: eine Bäuerin reicht einem Bettler Milchsuppe — behandelt! Ein Knabe an der Seite der mild thätigcn Bäuerin blickt den beschenkten Greis mit scheuer Neugierde an. Dieser Ausdruck, den ein Augenblick gebiert und vernichtet, ist so beredt

wiedergegeben, daß man die geniale Inspiration des Künstlers bewundern kann, welcher dieses flüchtige Mienenspiel zu bannen verstanden hat, Defregger hat eingesehen, daß die Selbstbeschränkung eines Künstlers aus ein Stoffgebiet zu fatalen Consequenzen führe, und langte deshalb selbst nach Gemaldcstosfen aus der Geschichte der tyroler Befreiungskämpfe. Auf diesem Boden wuchsen ihm Lvrbeern. Unbestritten sein bestes Bild ist: .Das letzte Aufgebot." Wie ergreifend sind auf diesem Gemälde, welches den Namen Defreggers auf Jahrhunderte hinaus berühmt erhalten wird, die muthigen Greise dargestellt, welche sich mit Sensen, gezähnten Hellebarden, Morgensternen und mit Heugabeln bewaffneten, um zu beweisen, daß auch sie treu und tapfer ihr Leben für das Baterland einsetzen wollen. Ter historische Ernst der Situation, die letzte Anstrengung des Tyroler Landsturmes im Kampfe gegen Franzosen und Bayern ist in diesem Bild? mit einer nicht zu überbietenden Eloquenz des Ausdrucks veranschaulicht. Ten abziehenden tapferen Greisen, welche die Heimat mehr lieben als ihr Leben, sehen nur Kinder, Frauen und Verwundete zu. Die Macht einer großen sittlichen Idee zeigt sich im „letzten Aufgebote" in geradezu erschütternder Weise ausgeprägt. Dieses Bild ist einfacher und edler in der Composition. ernster nnd ergreifender in der Wirkung der Ausdrucksmittel, kurz vollkommener nicht zu denken.

Ein anderes edles historisches Genrebild von Fr. Defregger ist „Die Heimkehr der Sieger". Tie rüstigen Landsturmsoldaten, welche ihr Leben und ihr Vaterland gerettet hatten, sind mit ihren Waffenthaten vollständig zufrieden. Der Fahnenträger der in ein tyroler Dorf einziehenden Landschützen sieht seine Liebste und jauchzt auf, während der Anführer der Freiwilligenschaar ernst dareinblickt, als ob ihm die Gräuel des Krieges im Herzen noch nachzittern würden. Dort schüttelt ein Krieger einem Mädchen die Hand. Junge Frauen und Mädchen lächeln, denn die Männer, das Salz des weiblichen Daseins, kehren als Sieger heim. Der Tambour rührt die Trommel; ernst und finster wie das unerbittliche Schicksal schreitet er einher; seine Herzallerliebste wohnt offenbar nicht in dem Dorfe, welches die Sieger mit so viel Genugthuung durchschreiten. Dieser düstere Trommler ist ebenso wirksam charakterisirt wie die meisten anderen Gestalten des lebensvollen Bildes. Man sieht es gerade diesem Gemälde an, daß di? Schöpfung eines Malers ungleich lebendiger eine Situation zu versinnlichen vermag, als das Wort eines Dichters.

Der Held von zwei werthvollen historischen Genrebildern Defreggers ist Andreas Hofcr. Das erste Gemälde zeigt ihn auf der Höhe seiner Macht. Der Obercommandant der tyroler Landcsvertheidigung sitzt — umgeben von seinen bäuerlichen Nathgcbcrn und Mitkämpfern — in einem Prunkgemache der kaiserlichen Residenz in Innsbruck und empfängt in Hemdärmeln Abgeordnete des Kaisers, welche ihm ein Decret überreichen. Die

Rocklofigkeit des wackeren Beschützers von Tyrol bildet einen wirksamen
Contrast zu der steifen Feierlichkeit der Wiener Delegirten.
Ein Bild edlen Styls ist auch „Hofers Tod". Mit tiefer Ergriffen-
heit nehmen die Mitgefangenen Tyroler von ihrem Commandanten Abschied.
Hofer, eine markige Gestalt, ist der einzig Gefaßte und Ruhige inmitten der
verzweifelnden Landsleute und geht mannesfest dem Tode entgegen. Im
Einklang mit der für's Drama bestehenden ästhetischen Regel, daß Hinrichtungen
nicht vor die Augen gebracht werden dürfen, wird der Moment vor dem
Rachencte der großmuthlosen Franzosen in einer malerisch aufgebauten Figuren-
gruppe dargestellt.
Von dem ideellen Gehalte der eben erwähnten Bilder fällt das Gemälde:
„Vor dem Aufstande in Tyrol", wegen seines undramatischen Inhaltes ab.
Es wird in dem Bilde ein Brief vorgelesen, welchen ein Mädchen in eine
Höhle überbracht hat, wo die Aufständischen ihre Vorbereitungen zur Abwehr
des Feindes treffen. In den Köpfen der tapferen Vaterlandsfreunde drückt
sich allerdings düstere Entschlossenheit aus; das Vorlesen eines Briefes bleibt
jedoch immer ein undankbares Thema für ein Gemälde.
Eine schätzenswerthe und liebenswürdige Specialität der Kunstthötigkeit
Defreggers sind dessen Brustbilder von Landmädchen aus Tyrol. Sie sind
verschieden in den Motiven, aber immer herzgewinnend durch jugendlichen
Liebreiz und durch jene weibliche Holdseligkeit, welche unwiderstehlich wirkt.
Die Ausdrucksscala in diesen Mädchenbüsten ist eine reiche; sie klingt vom
Gemüthsweichen, idyllisch Harmlosen bis zum Derben und Brunhildenhaften
an. Dcfregger weiß es genau, wie tief das Lid zu fallen hat, um dem
Auge den Ausdruck milden Sinnens zu verleihen. Er läßt über manches
jugcndfrische Gesicht ein verschämtes Lächeln gleiten, während in anderen
Köpfen der Ausdruck stiller, ernster Betrachtung bevorzugt wird. Besonders
gewinnend sind jene hellen, großen Mädchenaugen, durch welche man in
Seelen hineinblickt, in welchen noch keine Unlauterkeit, kein leidenschaftliches
Begehren Platz' genommen hat. Selten nimmt man in den Köpfen dieser
Tyroler Mädchen das Gepräge der Sinnlichkeit wahr.
Bei allen diesen ländlichen Schönheiten bedauert man jedoch die entsetz-
liche Volkstracht, welche die Wellenlinien der Büste hinter einem Miederpanzer
und hinter häßlichen Berschnürungen verbirgt. Ein anderer Maler, welcher
sich nicht ans das Darstellen des Ländlichen beschränkt, würde aus seiner
Fähigkeit, weibliche Anmuih so hinreißend darzustellen, wie es Defregger
vermag, in anderer Weise ästhetisches Capital schlagen. Er würde die
holdseligen Mädchen in malerischen Trachten vorführen, ihnen historische
Namen geben und die Benennungen: Frädl, 's Alpenrösl, Lenci, Burgei,
Lisei, Cenzi, Moni. Vroni u. s. w. verschmähen. Wer kennt nicht die
schöne Judith von Christophoro Allori im Palazzv Pitti zu Florenz?
Mancher Studicnkopf Defreggers kommt dieser Judith Alloris an Schön-

heit gleich ; doch Burgei und Lisei begnügen sich mit ihrer haßlichen Tracht, eine Bescheidenheit, welche besonders jenen Malern unverständlich bleibt, die der weiblichen Schönheit ein poetisches oder historisches Relief verleihen und sie auf diese Weise mehr zu Ehren bringen.
Die holde „Cenzi" z. B. ist das Urbild eines schönen heroischen Weibes von jener berückenden Art, wie sie Titian, Palma vecchiv, Sebastian del Piombo und Givrgionc in ihren Gemälden verewigt hatten. Diese Maler wären nie im Stande gewesen, die Herrlichkeit der Formen eines Frauenkörpers durch eine Volkstracht, welche von einer thöricht asketischen Frauenscheu erfunden wurde, dem optischen Genüsse zu entrücken.
Unter den von Tefregger gemalten Brustbildern befinden sich auch zwei von italienischen Mädchen, deren Nationaltypus treu ausgeprägt ist, und deren persönlicher Ausdruck auf eine glühende Leidenschaftlichkeit schließen läßt. Man merkt es den flammenden Augen an, daß es gefährlich ist, diese Mädchen zu lieben; entweder stirbt er oder sie, wenn der Glaube an die Beharrlichkeit der Gefühle des Geliebten verschwunden ist.
Bestrickend ist besonders der Liebreiz jener Dcfregger'schen Mädchen-gcstalten, die sich ihrer Jugend und ihrer Anmuth sreuen. — denen die Zufriedenheit mit dem Dasein aus den Augen schimmert, deren Herz von Leidenschaft noch unvcrsengt, vom Verlangen noch unberührt geblieben ist. Ihre Augen find rein wie ein Gebirgssee; sie lächeln nicht, denn ihre Ge-sichtslinien sind so wohllautend zusammengestimmt, daß es des Lächelns zur Erhöhung des Schönheitsesfectes nicht bedarf. '
Die Genialität Tefreggers im Schaffen dieser Mädchenbüstcn zeigt sicb auch darin, daß sie ganz den Eindruck des unmittelbar in der Wirk-lichkeit Erschauten hervorbringen, und doch sind sie nur ausnahmsweise der Natur nachgebildet; des Meisters Gedächtnis; ist ein so ungewöhnlich em-pfängliches, frisches und treues. — seine innere Intuition des vormals scharf Beobachteten ist eine so lebendige, daß diese Bilder ganz und gar wie der Widerschein des Wirklichen aussehen, während sie doch nnr aus der Phan-tasie geholt sind.
Em anderer Vorzug dieser Mädchcnbilder ist die Mannigfaltigkeit der Motive, welche sich in ihnen abspiegelt; sie tragen nicht die Handwerks- und Erkennungsmarke, wie jene modernen Frauenbilder, die auf den ersten Blick den Maler erkennen lassen, der sich immer mit derselben Schönheits-schablone begnügt.
Tefregger hat auch manchen männlichen Studienkopf gemalt, welchem die Sinnesart in lesbarer Schrift aufgeprägt ist. Der „Wurzelsepp" z. B. trägt auf seinen Riesenschnltern einen Kopf, in welchem Energie, Verwe-genheit und Verschmitztheit deutlich zu lesen sind. Er giebt sich als kluger Vertrauensmann der Natur, dem sie ihre Geheimnisse, besonders jene von der Heilkraft der Alpenpflanzen in mittheilsamer Stundö verräth.
Jener junge Mann mit dem zerflatterten Schnurrbart blickt fest einer

jeden Gefahr in's Gesicht, ja er sucht sie auf, um an ihr seine Kraft
messen zu können. Die Benennung: „Habt's a Schneid?" trögt dieser
provocirend aus dem Bilde herausblickende Gebirgsjüngling nicht umsonst.
Ein anderer Jungknecht Defreggcrs lacht uns frohgemnth an; er freut
sich seiner Jugend und der Gegenwart, in welcher er nach seiner Art Genüße
Pflückt, und trägt in seinem gedankenarmen Kopfe keine Zukunftssorgen.
Hervorragendes leistet Defregger als Bildnißmaler. Bei seinen
Portraits tritt uns der Schein des Natur- und Lebenswirklichen ohne tech-
nische Coquetterie sympathisch entgegen. Da wird nicht mit einem pastosen
Farbenauftrag, nicht mit greller Licht- und Schattengebung geprahlt, welche
die Unebenheiten eines Gesichtes plastisch hervortreten lassen, während alle
anderen Theile des Bildnisses sich in unausgeführten Flächen verliere»,
was bei einem bekannten Bildnißmaler als besondere „Genialität" ge-
priesen wird.
Sieht man z. B. das von Defregger gemalte Bildniß des volks-
beliebten baierischen Prinzen Luitpold an, so tritt da nicht irgend eine
technische, auf äußeren Effect ausgehende Vordringlichkeit der Malweise auf.
Man denkt beim Anblicke des Gemäldes nicht zuerst an den Künstler und
an dessen Eigenart, zu malen, sondern man sieht nur den Abgebildeten und
denkt sich: Das ist ein treues Bild der Züge und des Charakters des Dar-
gestellten, — das ist der leutselige Prinz, wie er leibt und lebt!
Auch das Selbstbildnis; Defreggcrs. welches ich in dem Gesellschaft^
saale seiner Villa in München oft gesehen, ist ein glänzender Beweis seines
Könnens. Mit der solidesten nnd keineswegs auf irgend einen blos äußer-
lichen Effect ausgehenden Maltechnik verbindet sich da der beredteste Aus
druck des Charakters, zu dessen hervorstechenden Zügen Milde und Wohl--
wollen gehören.
Die Bildnisse der Kinder Defreggcrs beweisen gleichfalls die Vorzüge
desselben als Portraitmaler; sie sind zum Athmen lebenswahr ausgeführt.
Leider nur im Bilde lebt dem Künstler noch ein anmuthigcs Töchtcrchen,
welches ihm der Tod im Jahre 1885 weggerafft hat. Es liegt ein eigen ^
thümlichcr Trost darin, daß ein lieblicher Kunstschein die Erinnerung an
ein im Aufknuspen vernichtetes Leben erhalten kann.
Als Defregger im Jahre 1871 an einem heftigen Gelenkrheumatismus
litt und nur liegend malen konnte, ging er nach Tirol, wo ihn seine junge
Gattin Pflegte. In dieser Schmerzenszeit malte er an dem Altarbilde,
welches er seiner Heimatgemcinde Dölsach geschenkt hat. Es spricht sich
auch in diesem schönen Bilde, welches die Heilige Familie vorstellt, nicht nur
das tiefe religiöse Empfinden des Künstlers, sonder» auch dessen hochent-
wickelter Schönheitssinn und Gewandtheit im Charakterisiren aus. In dem
träumerischen Auge der edelschönen Madonna leuchtet ein unentrinnbarerZauber.
Seit länger denn einem Jahre malt Defregger in Zeitparzellen, welche
ihm das Ausführen seiner kleinen marktgängigen Idyllen übrig läßt, an

einer Madonna, welche zu den edelsten Schöpfungen seiner Palette gehört. Schade, daß es Tefregger nicht umgekehrt mit dem Malen feiner Bilder hält. Vor Allem verdient die Ausführung eines Gemäldes von dem hohen Range seiner Madonna die ungetheilte Aufmerksamkeit des Künstlers, welcher die Bedeutung dieses wunderbaren Bildes offenbar unterschätzt. Diese Madonna gehört überhaupt zu den edelsten Marienbildern, die je gemalt worden sind. Sie wird durch ihre berückende Schönheit alle Welt besiegen. Von einer wunderbaren Magie sind besonders die Augen der cinmuthreichen jungen Frau, welche der herkömmlichen Abzeichen ihrer über natürlichen Würden entrathet. Der göttliche Zauber dieser Gestalt ist ihre Schönheit. Das Gesicht Mariens ist ein edles Oval; unker den Augen sieht man bräunliche Schatten, welche dem holden Kopfe eine realistische Würze geben. Mund und Kinn weisen die reizvollsten Linien, während auch die Haltung des Körpers graziös ist. Das Jesukind ist eine hold- selige Menschenknvspe. Ob Defregger irgendwelche Naturstudien zu dieser herrlichen Madonna gemacht hat? — Ja und nein! — Desreggers gut- geschultes Linien- und Farbengedächtniß nimmt die feinen Züge manches schönen Frcuiengesichtes auf, — aber seine lebendige Phantasie setzt da zu den wahrgenommenen Formen Manches hinzu, dort ändert sie ab, und das auf diese Weise aus dem vorhandenen Formenmaterial künstlerisch Ver- arbeitete und Durchgebildete fördert dann ein so holdes Frcmcnbild zu Tage, wie eZ Tefrcggers „Madonna in der Himmelsglorie" ist.

Wirft man einen unbefangenen kritischen Blick auf das von Franz Tefregger Geschaffene zurück, so regt sich der Wunsch, der wackere Meister möge aus der Beschränkung seiner Darstellungsobjecte heraustreten und seinen Stoffkreis erweitern. Die hohen Potenzen seines künstlerischen Könnens dürften ihn vor Allem anregen, aus dem weiten Gebiete der deutschen Ge- schichte ernste, das nationale Empfinden läuternde und erhebende Gemälde- vorwürfe herauszugreifen. Wird sich der Künstler nicht die Frage selbst vorlegen, ob es nicht besser wäre, statt einer Mirl oder Lisei eine Chriem- Hilde, statt der Zusammenkunft in einer Sennhütte einen Vorwurf aus dem deutschen Volksmärchen darzustellen? — Allerdings — wird man ent- gegnen — kann ein Maler nur nach seinem Geschmack und nicht über den Horizont seiner Lebens- und Kunstanschanung hinaus sein Schaffen bestimmen. Gewiß ist es so. Allein ein feinfühliger Künstler, welcher einer strengen Selbstbeurtheilung und Selbstzucht fähig ist, der die Kunst höher stellt als sich selbst, muß es erkennen, wann er beginnt, in einer bestimmten Sphäre seiner Leistungen von der Höhe zu Niederungen, vom Besten zum Gewöhn- lichen und zum stofflich Erschöpften herabzugehen.

Freilich kann man es nicht von einem jeden Künstler verlangen, daß er auf der Culturhöhe seiner Zeit stehe, daß er sich mit anderen Pionniercn des Fortschrittes in Reihe und Glied stelle, daß er — Culturheidcn zum Danke — in seinen historischen Bildern Märtyrer des freien vernünftigen

Denkens verherrliche. Allein der ernsten Knnstbetrachtung darf man das
Recht nicht absprechen, auf Ziele hinzuweisen, welche ein Künstler von der
außergewöhnlichen Leistungskraft Defreggers sicher erreichen wird, wenn er
ihnen nachgehen will. Es ist bezeichnend, daß Defregger, wenn er der ihm
theuersten Person künstlerische Festangebinde widmet, in den Letzteren Stoffe
behandelt, die abseits von seinen gewohnlich behandelten Bildobjccten stehen.
Diese Bilder für den Hausschmuck führen uns Alpenrosen oder Briefe
tragende Amoretten, verliebte Hirten und Nymphen oder Kobolde vor, welche
sich in ihre Erdhöhle eine Jagdbeute schleppen.
Diese Gemälde bestätigen es, daß ei» Künstler von dem hohen Range
Defreggers sich in Bezug auf die Wahl der Stoffe besonders dann nicht zu
beschränken brauche, wenn bestimmte, Gebiete derselben bereits hinlänglich aus-
genützt erscheinen.
Die äußeren Lebensverhältnisse Tcfregger's haben sich günstig gestaltet
und genug wurde ihm von jenen Ehren zugedacht, welche Fürsten einem
Künstler durch Ordens- und Adelsverleihung zuwenden können. Wenn sich
an Gesellschaftsabenden in der Villa Defregger. welche von dem genialen
Architekten Hauberisser in der Königinstraße zu München erbaut wurde.
.Künstler, Diplomaten, hohe Staatsbeamte. Schriftsteller, Tondichter, Schau-
spieler, Sänger und Virtuosen zu anregender Conversation und zu Kunst-
genüssen zusammenfinden, so wird man an die edle Geselligkeit erinnert,
welche im 16. Jahrhunderte in Häusern venetianischcr Maler gepflegt wurde,
unter deren Gästen bekanntlich auch Könige zu finden waren. Wenn ein
Künstler den ganzen Tag an der Staffelei angestrengt arbeitet und fein
Auge am Abende nicht durch Lectüre wieder austrengeu will, so kann ernur ge-
winnen, wenn er im Verkehre mit geistig schöpferischen oder künstlerisch
veranlagten Personen Erholung und Erquickung sucht.
Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie liebenswürdig Defregger mit feinen
Gästen verkehrt, wie aufmerksam er einem Liede oder dem Vortrage einer
Pianopicce lauscht, wie herzlich er lacht, wenn ein Schauspieler irgend eine
drollige Deklamation zum Besten giebt.
Defreggers Helles, gutes Gemüth zeigt sich auch im Verhalten zu seinen
Jachgenossen oder zu seinen Schülern, deren Bilder er kauft, „weil sie ihm
gefallen" und weil er das Ringen mit finanziellen Bedrängnissen bei
Anderen nicht mit ansehen kann.
Wie ich den bescheidenen und vor jedem neuen Lobe zurückschreckenden Pro-
fessor von Defregger kenne, wird er mit besonderer Gcnugthuung alle jene Stellen
meiner kritischen Betrachtungen begrüßen, welche dem ihm verhaßten Hymncn-
und Odenton aus dem Wege gehen. Erkennt er doch mit dem Scharfblicke
eines großen Künstlers, welcher er ist. daß meinen offenherzigen Bemerkungen
der Wunsch zu Grunde liegt, ihn auf der Höhe seines Schaffens erhalten zu
sctie». Das seinen Meisterwerken gespendete Lob möge er mir verzeihe:'!

Das Bischen Strafgesetzbuch.

von
Fritz Friedman«.
— Berlin, —

^enn der Berliner der guten alten Zeit mit dem lieben Nachbar über
Geld und Geldeswerth in Streit gerieth, und eine Einigung nicht
zu erzielen war, rief er dem Anderen die ultima rati« entgegen
„Das muß vor's Stadtgericht!" Glaubte er aber, daß der Andere ihm ein
Leid zugefügt, eine That verübt, die schlimmer war. als das Bestreiten eines
schembar gerechten Anspruchs, dann drohte er ihm: „Na warte, nun wird's
criminalisch! Nun kommt's zum Molkenmarkt!" (Heut würde es heißen:
„Nach Moabit!" Sonst ist es dasselbe geblieben!) Das war eine
Steigerung. Dort handelte es sich doch nur darum, festzustellen, ob Kläger
oder Beklagter um die so und so viele Thaler reicher werden sollte, diese
oder jene civilrechtliche Last auf sich zu nehmen hätte, hier: ob der Ange-
zeigte — Derjenige, dessen Bestrafung beantragt war — nun wirklich zu einer
solchen verurtheilt werden sollte. Und selbst wenn es sich nur um die Geld-
strafe handelte, oder — da es ja heut noch genau ebenso ist, — handelt, so
war's und ist es doch etwas ganz Anderes; es ist bei dem Criminalver-
fahren die Strafe, welche herabsetzt, den Makel anheftet, es ist die That-
sache des „Schuldig"-Spruchs. Hin« illse Iä<zrim»c>. Um weniger
begrenzt zu sprechen: Tief eingewurzelt im Volk, bei Hoch und Niedrig, vor-
züglich, wenn's am eigenen Ich erprobt wird, ist das Gefühl der höheren
Wichtigkeit für den Staat in seiner Abstraktheit nicht allein, sondern für
den Bürger, den leidvollen Menschen, welche dem Strafrecht und Straf-
proceß in seiner praktischen Anwendung gegenüber dem Privatrecht und
bürgerlichen Rechtsstreit innewohnt.

Fritz Friedman« in Berlin.

Um ein Beispiel zu geben: ich kenne einen zweiundsiebenzigjiihrigen,
in glänzenden Verhältnissen lebenden Mann, welcher freudig sein halbes
Vermögen dafür gegeben hätte, nicht verurtheilt zu sein — zu zehn
Mark Geldstrafe — wegen einer Jagdpolizeicontravention, des Uebertretens
der Jagdgrenze mit geladenem Gewehr! Ein Lumpengeld! Aber der Mann
ist in seiner ganzen Daseinsfreudigkeit, in seinem Selbstbewußtsein gebrochen.
Gilt das in zahlreichen Fällen bereits von der kleinsten Geldstrafe, wie viel
mehr in all' den furchtbar schweren Strafarten der Freiheits-, Ehren- und
gar der Todesstrafe. In Tausenden von Leitartikeln bespricht die Presse
die Erfordernisse einer wahrhaft gerechten Strafrechtspflege, bei Gelegenheit
sensationeller Processe kannegießert man auf allen Bierbänken über Gericht.
Staatsanwalt und Vertheidiger; der Laie legt sich die Schuldfrage in Theorie
selbst vor, eingedenk der Möglichkeit, als Schöffe oder Geschworener einen
ähnlichen Fall zur Entscheidung vorgelegt zu erhalten. Intensiv ist die
Wechselwirkung zwischen dem Volk selbst und dem Strafrecht pflegenden Mit-
bürger, dem gelehrten sowohl wie dem ungelehrten; die Verantwortlichkeit
und das Gewicht desselben wächst für den Urtheilfinder von Tag zu Tag
— und dennoch! ist im Munde beider Arten von Richtern, allerdings über-
wiegend in dem der Berufsrichter, ja im Munde der Juristen aller Gattungen
überhaupt kein Wort bei Ermähnung der Criminaljustiz häufiger, als das-
jenige herzlicher Geringschätzung der Criminalistik. welches ich über diese
Studie gesetzt: „Das Bischen Strafgesetzbuch!" Ja. ja. das Bischen Straf-
gesetzbuch!

Ich will einen Augenblick pro <1«W« argumentiren. Als ich gleich bei
Beginn meiner anwaltlichen Praxis es im Kreise meiner Bekannten offen
aussprach, daß ich den Schwerpunkt einer, wenn möglich, segensreichen Thätigkeit
in der Vertheidigung suchen würde, habe ich zu meinem lebhaftesten Verdruß von
sonst ganz intelligenten Leuten die prompte Wechselrede gehört: „Ganz praktisch,
die nöthige Suade haben Sie ja!" Das war ihnen das Wichtigste. Oder
heut, nachdem ein halbes Jahrzehnt seit dieser Zeit vergangen ist, und ich
trotz einer sehr großen Praxis auf diesem Gebiete meine gute Laune und
Freude auch an anderen Dingen als der Jurisprudenz behalten habe, sagt
mancher meiner, der nur Civilprocesse führenden Collegen: „Ja. Sie haben's
gut, Sie haben außer den Gerichtsstunden freie Zeit. Sie brauchen nicht
Theorie zu Haus zu treiben. Das Bischen Strafgesetzbuch lernt sich ja in
ein paar Tagen." Und ist dies Holz schon grün, wie müßte es nach dem
Sprichwort sein in den richterlichen Kreisen, in denen man desgleichen oft
genug die Ansicht aussprechen hört, daß zur Strafrechtspflege auch geistig
minder veranlagte Beamten, ältere, in der Schärfe des Denkvermögens schon
etwas schwerfälligere Persönlichkeiten unschädlicher untergebracht würden, als
in der Civilrechtspflege.

Solche Ansichten können Wurzel schlagen und zu bösem Unkraut nur
auf einem Boden keimen, der der Jurisprudenz seine Trockenheit, nicht

dem wirklichen Leben seine Lebenskraft verdankt. Solange solche Ansichten die der Majorität, und gerade der Majorität der Juristen selbst sind, solange Strafrecht und Strafproceß die Stiefkinder gerade der Intelligenz in der Rechtswissenschaft sind, so lange formalistischer Dünkel die Spitzfindigkeit civilistischer Casuistik für wichtiger hält, als die psychologische Erkenntnifz des Strafrechtsfalls, so lange kann auf der Bierbank äs essu (Zräk et esteris gekannegießert, in der Presse nach Berufungsinstanz und Entschädigung unschuldig Verurthcilter geschrieen werden, soweit die deutsche Zunge klingt und so lange die Druckerschwärze reicht, — man wird keinen bleibenden Erfolg für die denkbarste Sicherung der Gerechtigkeit gerade auf diesem Gebiet finden. So lange der Jurist sich damit begnügt, pharisäisch von den Cautelen zu sprechen, welche als sechsfache Sicherheitsdämme ans den Weg bis zur Anklagebank gelegt seien, den seelenlosen Paragraphen und die berüchtigten „Essentialien des Staates" oder Thatbestandsmerkmale zu seinen Götzen erhebt, so lange die „Sache" und der „Fall" das Wichtige, die Person nicht die Person, sondern der „Angeklagte" ist, wird es nicht besser werden.
Ich bin mir bei dem, was ich da niederschreibe und des Weiteren begründen will, bewufzt, völlig abstract, soweit dies menschenmöglich ist, zu prüfen, mich loszulösen sowohl von dem speciellen Berufsstandpunkt, als von irgend einer politischen Erwägung, ja sogar von jeder Parteinahme für eine der beiden Richterarten, des Berufsrichters oder des Laien-Urtheilsfinders. (Ich bemerke hier nur ganz nebei, daß ich in Sachen „Geschworene oder nicht!" für das „Nicht" stimme). Ich rede hier nur aus dem, Gott sei Dank! noch tief und warm empfindenden Gefühl des Menschenfreundes heraus und zugleich als „Studirender des Strafrechts"; denn im Gegensatz zu den Colporteuren des geflügelten Wortes von dem Bischen Strafgesetzbuch meine ich, daß Niemand im Leben das Strafrecht auslernt.
Das Civilrecht eines jeden Culturstaats muß und wird naturgemäß in seinem Rechtssystem und den einzelnen Rechtssatzungen sich anschließen und entwickeln an und aus dem tatsächlichen culturellen Entwickelungsgang der Nation; das Recht wird und wächst mit der Religion, der Sitte, dem Handel und der Staatsverfassung jedes Volkes. Hier ist die breite, von selbst gegebene Grundlage, kein wahres Volksrecht ist ohne diese möglich; die energischste Reception selbst eines vorzüglichen fremden Rechtes scheitert, wenn sie nicht wenigstens das Hinübergebrachte mit dem latenten einheimischen Recht zu verschmelzen vermag. Aber das Civilrecht kann in seinen Formen, in der Casuistik, in dem Proceßrecht dieser starken Wurzel der Kraft entbehren. Wenn das preußische Recht bei Verträgen über einen Gegenstand von mehr denn 50 Thalern die Schriftlichkeit der Form verlangt, so wird Niemand forschen und fragen - Auf welches Rechtsbewutztsein des Volkes gründet sich diese Satzung? Warum ist der fünfzigste Thaler gerade der Endpunkt? Das Gesetz ist hier autokratisch; osr tel est son Misir. Andererseits sind die Erscheinungsformen der

Rechtsverhältnisse im bürgerlichen Leben von einer so immensen Mannig-
faltigkeit; die Grundsysteme des Personen-, Sachen- und Obligationenrechts,
vermehrt und zergliedert durch die Volks- und völkerrechtlichen Cvmplica-
tionen des nationalen und internationalen Verkehrs, sind so gewaltig in
ihrer Ausdehnung, daß keine Casuistik des Gesetzbuchs sie zu erschöpfen
vermag, und mit Fug und Recht das Lebensstudium des Urtheilfinders die
Jurisprudenz sein muß. Nur im beschränkten Maßstabe wird auf dem
Gebiete des Handelsrechts die Zuziehung des Laienrichters, vor Allem in
seiner Eigenschaft als Sachverständiger, aber immer nur in gemeinsamer
Bcrathung mit dem gelehrten Richter in einem Berathungstvrper an-
gezeigt sein.

Beide Merkmale fehlen dem Strafrecht. Seine Sätze werden — mit
einziger Ausnahme des Polizeirechts — niemals in irgend einer Beziehung
sich loslösen können und dürfen von dem Fundament des Rechtsbewußtseins
im Volke, von der sittlichen, culturellen und staatlich organisirten Welt-
entwickelung der Nation selbst. Der eiserne Grundsatz des Strafrechts:
„Gesetzesunkenntniß schützt vor Strafe nicht!" kann nur bestehen in einem
Strafrecht, das sich eins weiß mit der Volksmoral; die Prüfung bei der
strafrechtlichen Erkenntnißfähigkeit der Minderjährigen ist nur möglich in
Beziehung auf ein Strafgesetz, welches seinen unverrückbaren Ausgangs-
punkt in den zehn Geboten jeder Volksethik hat. Andererseits sind
die Erscheinungsformen des strafrechtlichen Zuwiderhandelns unendlich
leichter in ein System zu fchematisiren, als die des Privatrechts
Verkehrs, sie kristallisiren sich in den Begriffen: Gewalt und Betrug, Vorsatz
und Fahrlässigkeit.

Diese von mir selbst an die Spitze gestellten Axiome dürfen aber
nicht dahin ausgebeutet werden, daß man sich begnügen könne, so wie das
Kind die zehn Gebote auswendig lerne, etwa die 370 Paragraphen des
Strafgesetzbuchs zu memoriren oder daß man sich beruhigt auf dem
curulischen Sitz des Schvffenvorsitzendcn (bei uns iniradile cU«tu
interimistisch oft genug von den allerjüngsten Assessoren eingenommen)
niederlassen könne, wenn dolu» und «ulps, Ideal- und Realcvncurrenz.
Einsatz- und Zusatzstrafe und andere tei-mini tsollnici zum sicheren Rüst-
zeug geworden, mit dem man dem staunenden Auditorium Bewunderung,
dem Angeklagten heilsamen Schreck einflößen könne. Das ist das ABC,
nichts weiter; diese Kenntniß ist die ocmäiti« «ns <i».i uon. Das ist
allerdings das Bischen Strafgesetzbuch! Jeder, den eigener Frevel oder
Verhängnis; auf die Anklagebank gebracht, muß davor geschützt sein, daß
ein Gesetz auf seinen Fall angewendet werde, welches gar nicht oder in
dieser Form nicht existirt, er muß gesichert sein, daß auch nicht um Haares
breite eine der Cautelen und Vorschriften des Strafrechts und Straf
proccsses verletzt werde, die zu seinem Schutz erlassen; mit einem Wort, er
muß einem gesetzeskundigen und ehrenhaften Richter gegenübergestellt

sein. Das ist das erste — ich gebe gern zu — auch das höchste Erfordernis;! Und damit ich es gleich sage und bei dem Folgenden mich geschützt weis; vor jedem Mißverständnis;, absichtlichen oder unabsichtlichen: ich würde, um dies Erfordernis; hier in Deutschland, speciell auch an meinem Berufsort aufzustellen, nicht zur Feder gegriffen haben; dafür bürgt Gott fei Tank immer und immer noch unser Richterstand. Wohl mag es vorkommen — und Irren ist menschlich —. daß die Gesetzeskenntniß im einzelnen Fall den Urtheilsfinder im Stich gelassen, eine Beugung des Rechts erscheint mir eine ausnahmslose Unmöglichkeit, sowohl bei der Anwendung des Strafrechts, wie der des Strafproccsses. Aber das ist noch lange nicht genug! Noch lange, lange nicht! Und hier liegt das eminente, trotz der geistvollen Bemerkungen eines Mannes, wie des Reichsgerichtsraths Mittelstaedt, trotz der instructiven Belehrungen von höchster Justizstelle noch kaum gewürdigte Deficit in der Strafrechtspflege.

Der — ich wiederhole es — durch eigenen Frevel (wenn er wenigstens moralisch schuldig ist) oder durch unglückselige Verkettungen von Umständen auf die Anklagebank Gerathene hat — gleichgültig, welchen Verbrechens oder Vergehens er beschuldigt ist, noch unendlich höhere Ansprüche an Ankläger und Richter. (Es darf dabei gar keinen Unterschied machen, welche Strafe ihn bedroht, sie wird immer eine Strafe fein, immer einen Makel auf sein Leben werfen, der selbst durch zukünftige Freisprechung in anderer Instanz scheinbar reparabel*) nach dem uralten „s!i,iuici luisrst" ihn belastet. Man wende mir also nicht ein. daß das, was ich fordere, allenfalls zu bewilligen sei bei den mit schweren Strafen bedrohten Delicten.) Er hat vor Allem den Anspruch darauf, daß über »ihn zu entscheiden habe ein Richter nicht nur mit Gesetzes-, sundern auch mit Menschenkenntnis; und zugleich mit voller ungetrübter Frische des Leibes und 5er Seele.

Die Gesetze stellen an den Laienrichter die Anforderung eines bestimmten Alters, beschränken in vielfacher Beziehung die Auswahl, sie geben dem öffentlichen Ankläger und dem Angeklagten ein Ablehnungsrecht eines Bruchtheils der Spruchliste ohne Angabe von Gründen, sie geben dem Schöffenvorsitzenden die Möglichkeit der Controle seiner Laiencollegen —, kein Gesetz kann dem Angeklagten auch nur annähernd bei den rein mit gelehrten Richtern besetzten Collegien die Garantie geben, das; das menschliche Versenken des Richters in den Fall, der seelische Contact zwischen ihm und dem Zeugenmaterial einerseits und dem Richter andererseits auch nur in dem Durchschnitt der Fälle garantirt ist. Denn kein Gesetz sichert ihm mehr, als daß der Richter das Staatsexamen bestanden und ein ehrenhafter, streng gewissenhafter Mann ist.

Aus der breiten und bereiten Menge des Richterpersvnals werden die Criminalrichter von den mit der Gcschästsvertheiluug betrauten Präsidenten

') Bekanntlich ist die Jrreparabilität der Todesstrafe einer der Hauptgründe ihrer Gegner.

und Präsidien ausgewählt. Die rein formellen Bedingungen und Einrichtungen interessiren hier nicht weiter. Es fragt sich nur, entspricht <Is IsAS tsi-enctg, die bisherige Handhabung den hohen Anforderungen, welche gerade an den Strafrichter, wie ausgeführt, zu stellen sind. Die Antwort kann natürlich nur ciuosS reguigln gegeben werden, und dann ist die Frage nicht mit einem bedingungslosen und freudigen „Ja!" zu beantworten. Ich exemplificire selbstverständlich nicht, kritisire nicht;— weder würde mir dies anstehen noch dem Zweck dieser Darlegung entsprechen, ich gebe nur einer Ansicht Ausdruck, welche, wie oben erwähnt, Männer in den höchsten Justizstellen in gensre getheilt, welche die Ansicht der Majorität der Beobachter ist. Ich meine, die verantwortliche Stellung des Strasrichters (ich spreche nur von dem Richter, — denn Staatsanwalt und Vertheidiger sind im entscheidenden Falle ja nur Antragsteller) sollte principmäfzig weder von ganz jungen, kaum durch das Staatsexamen znmRichteramtqualisicirtcn Personen, denen der Regel nach das Leben noch nicht die volle reife Menschenkenntnis; gebracht, noch mit Greisen besetzt werden. Letztere bringen die Weisheit des Alters, aber nicht mehr die Physische Kraft in die Sitzung, welche gerade dieser Zweig , der richterlichen THStigkeit erfordert. Nirgends in der Justizpflege sind die Strapazen des Körpers und der Seele so groß, wie in der Strafrechtshandhabung. Man höre doch einen Geschworenen, der eine an schweren Fällen reiche, oft bis in die Abend- oder gar Nachtstunden dauernde Periode von nur 14 Tagen mitgemacht, innerhalb welcher er vielleicht noch ein paar Mal ousgeloost wurde. Fast in der ganzen preußischen Monarchie, wenn nicht in ganz Teutschland tagen die Strafkammern und Schöffengerichte je drei Mal in der Woche, — in den großen Städten sicher immer in dieser Weise. Die Sitzungen pflegen um 9 oder 9>/z Uhr zu beginnen und fast nie vor zwei Uhr zu enden, dagegen sehr oft um 3, 4 oder 5 Uhr und in gar nicht seltenen Fällen noch später. Die Pausen sind fast nie der Erholung gewidmet, sondern die nothwendige Zunahme von Speisen ic. pflegt während der Berathungen zu geschehen. An den zwischen den Sitzungstagen liegenden Tagen wartet das oft recht umfangreiche Decernat der häuslichen Thätigkeit des Richters, vor allem die Absetzung der schriftlichen Urtheilsgründe in den einzelnen Fällen. .Dabei geschieht es, was mir die Praktiker bestätigen werden, uft genug, daß ein großer Straffall eine mehrtägige Arbeit in Anspruch nimmt, in welchen Fällen die Strafkammer die fortdauerndnen Sitzungen auch an den generell freien Tagen abzuhalten Pflegen. Daß die physische Kraft eines hohen Sechzigers oder gar Siebenzigers in der Regel — denn selbstverständlich kann immer nur von dieser gesprochen werden — diesen Anstrengungen nicht mehr gewachsen ist, müßte meines Erachtens Jedermann einsehen; es ist aber statistisch sehr leicht nachzuweisen, daß gerade unter den Beisitzern der Strafkammern die ältesten Mitglieder der Gerichtscollegien zu finden sind. Ich kenne viel Beispiele, wo gleichgültig gegen etwaiges Mißwollen hochachtbare Richter in den späten Nachmittagsstunden bei solch

unnatürlich langen Sitzungen erklärt haben, daß sie ,,mit ihrer Kraft
fertig seien".
Man könnte dagegen leicht einwenden, daß dann aber die Sitzungen
nicht mit zu viel abzuurtheilenden Fällen überbürdet werden dürften. Auf
der einen Seite würde dies aber — ein denn doch nicht abzuweisender
Factor! — eine sehr erhebliche Erhöhung der Richterstellen erfordern, da
gerade die Aburtheilung der Straffälle aus rein praktischen wie sittlichen
Momenten (man denke nur an die Haftsachen!) auf das Denkbarste beeilt
werden muß; andererseits läßt sich der zeitliche Umfang einer münd-
lichen Verhandlung der einzelnen Sache überaus schlecht vorher übersehen.
Das Recht der Vertheidigung, unmittelbar Zeugen zu laden, wird in aus-
giebigster Weife in Anspruch genommen, oft. was gar nicht bestritten werden
kann, in zu sklavischer Befolgung der kritiklosen Wünsche des Angeklagten in
nutzloser und übertriebener Weise sehr häufig ergicbt sich in der Sitzung
die Notwendigkeit, schleunig noch weitere Zeugen am Gerichtsort zur Stelle
zu laden; umfangreiche Schriftstücke werden neu als Beweismittel überreicht
und müssen zur Verlesung gebracht werden; ergreifende, unvorgesehene, die
Sache amplirende Zwischenfälle sind nichts seltenes; Rechtsfragen, deren
Auftauchen vorher nicht zu ahnen war, neue Anträge der Parteien geben
zu stundenlangen Gerichtsberathungen Anlaß; kurzum der Gründe, welche
unberechenbare Verlängerungen der Sitzungen in einem Maßstabe bewirken,
welcher bei Civilsachen absolut so nicht eintreten kann, giebt es in sehr
großer Anzahl. Da müssen sehr oft die Kräfte des Richters bis zum letzten
Rest in Anspruch genommen werden; er muß, um mich so auszudrücken, an
Lebenskraft noch etwas Erkleckliches zuzufügen haben, in der Vollkraft des
Mannes stehen. Nie dürfte man sich damit trösten, daß es ja kein Unglück
sei, wenn wirklich dieser oder jener in der Verhandlung vorgekommene Um-
stand der Aufmerksamkeit eines einzelnen, schon übermüdeten Richters entgangen
sei; es seien ja ihrer fünf oder sieben (in der höchsten Instanz), die da zu
berathen hätten und sich gegenseitig in dem Beobachteten ergänzten.
In der Berathung kann selbstverständlich nicht das ganze Bcweismaterial
durch Vortrag einzelner Richter noch einmal recnpitulirt und zergliedert
werden, sie muß von der Voraussicht ausgehen, daß Jedem der Berathenden
die Verhandlung in all ihren Zügen noch greifbar vor Augen steche. Der-
jenige, der sich vielleicht widerwillig dabei bewußt ist, nicht absolut das
Material zu beherrschen, läßt sich erfahrungsgemäß von dem energischsten
Debatter am leichtesten in's Schlepptau nehmen; das ist gleich nachtheilig
für die Justiz, ob der durch die Frische und Energie bei der Vertretung
seiner Ansicht führende Nichter für Schuld oder Nichtschuld plaidirt.

') Man wird mir um dieser offenen Erklärung willen nicht imputircn, das, ich
dieS Palladium des Angeklagten missen möchte: im GegentKeil verlange ich Ausdehnung
des Zwanges der Vernehmung solcher Zeugen auch ftir Schöffeiigcrichlssachen,

Man hört vielfältig, daß die Besetzung der Strafrichtercvllegien mit
oft hochbejahrten Juristen sich bcrechtigtcrweise auch dadurch ergeben, daß
Strafrichter, die manchmal ein Jahrzehnt oder gar deren mehrere diesem
Zweig der Rechtspflege angehört, bei der fortgesetzten Entwickelung des Civil-
rechts nicht mehr die Fähigkeit hätten, umzusatteln und in ein Civilcollegium
einzutreten. Die Schlußfolgerung ist schon richtig, ober die Prämisse dürfte
eben gar nicht constituirt werden. Diesem Uebelftcmde wird, wenn nicht
durchgreifend, so doch in erheblich höherem Maßstabe, wie früher, auf An-
regung der höchsten Justizaufsichtsstelle in Preußen dadurch gesteuert, das,
ein lebhafterer Wechsel in der Besetzung der Richterstellen eines Landgerichts
für die Civil- und Strafkammern stattfindet. Dieser Modus wird, cvnsequent
beobachtet, auch das wirksamste Mittel gegen den gefährlichsten Feind der
Gerechtigkeit in Strafsachen sein, gegen die Schablone und den damit eng
zusammenhängenden Fehlern des allzugroßen Selbstvertrauens und der Selbst-
genügsamkeit bei manchem Strafrichtcr „von Profession".
Wenn man so vielfältig dem süffisanten Urtheil über das Bischen
Strafgesetzbuch begegnet, so verschulden dies in allererster Linie diejenigen
Richter, welche ebenso nüchtern und trocken, wie sie mit dem gedruckten
Gesrtzeswort operiren, mit dem Mrnschcnmaterial arbeiten zu können glauben,
das ihnen als Angeklagte oder Zeugen vor Augen tritt. Da ich hier gerade
manch herbes Wort der Wahrheit zu Liebe sprechen muß, so halte ich mich
noch einmal für verpflichtet, zu betonen, daß solchem Verhalten manchen
Richters auf der einen Seite das ungeheure Maß discretionärer Gewalt in
die Hände arbeitet, welches die moderne Gesetzgebung, vom Princip freier
Beweiswürdigung ausgehend, constituirt hat, auf der anderen Seite den
Desidericn, welche hier vertreten werden, von Jahr zu Jahr mehr bei der
Auswahl der Strafrichter genügt wird. Ich kenne eine Reihe von Richtern,
besonders von Vorsitzenden, die nicht nur die Jncarnation des Gerechtigkeits-
sinnes sind, sondern auch in ihrer Geistes- und Gemüthsanlage unerschöpf-
liche Hülfsmittel echtester Gerechtigkcitspflege in ihr schweres Amt bringen.
Ich bedauere geradezu, an dieser Stelle die Personen solcher Männer, deren
Namen die Feder so gern nennen möchte, auch nicht einmal andeuten zu
können, denn sie sind Wohlthätcr der Menschen im besten Sinne des Wortes.
Ich habe stets den Hut vor ihnen gezogen, gleichgültig ob sie der von der
Verteidigung vertretenen Ansicht beitreten oder nicht, wie schwer, wie
drakonisch sie auch straften, wo sie strafen zu müssen glaubten. Aber weil
die Strafrechtspslcgc nach meinem Gefühl Richter in allen Stellen verlangt,
die dem höchsten Ideal nach Menschendcnken gerecht werden, muß auch ein
freies Wort bei der Aufstellung solcher Desidericn erlaubt sein, die
dem Bischen Strafgesetzbuch zu seiner wahren Bedeutung verhelfen. Die
genaueste Kenntniß des Strafrechts und Strafprocesses selbst ist. wie
gesagt, die conditio sine qu» ncm! Aber auch sie ist keineswegs leicht zu
erwerben.

Ganz abgesehen davon, daß neben der eigentlichen Codification der-
selben in den so bezeichneten Gesetzesbüchern des Deutschen Reiches durch
zahlreiche Strafbestimmungen in anderen Reichsgesetzen und den Landesge-
setzen das Material sehr gewachsen ist, so ist naturgemäß vor Allem das
materielle Recht, um mich so auszudrücken, in den Strafparagraphen nur
comprimirt festgelegt. Zahlreiche Strafthaten wichtigster Art, wie z. B. die
Beleidigung, sind im Gesetz selbst nicht dcfinirt; die Feststellungen der grund-
legenden Begriffe von Vorsatz und Fahrlässigkeit, von Neberlegung. Rechts-
widrigkeit, ZurechnungsfShigkeit, Bermögensvortheil undNachtheil, ebenso mancher
specieller, wie z. B. der der Urkunde, ist der Judicatur und Rechtswissenschaft
überlassen. Naturgemäß erfordert somit das Pflichtgefühl jedes Beamten,
der an der Strafrechtspflege theilnimmt, ein sorgfältiges, fortschreitendes
Studium nicht allein der maßgebenden Entscheidungen der höchsten Gerichts-
höfe, sondern vor Allem auch der hochbedeutsamen theoretischen Arbeiten der
Rechtslehrer. Aber das Alles ist, so zu sagen, das Erforderniß eines fort-
gesetzten Selbstexamens über die Rechtskenntnisse; es ist so gut eine noth-
wendige geistige Fähigkeit der Strafrichter, wie die eines guten Gehörs und
Gesichts eine körperliche, gewiß auch gar nicht zu unterschätzende ist. Zu
diesen Eigenschaften tritt aber vor Allem die Nothwendigkeit einer hochgradigen
psychologischen Feinfühligkeit und Eindrucksfähigkeit. Wohl sucht der
Parteienkampf auch dem Civilrichter das pro und contra des Streites mund-
recht zu machen, auch auf sein Urthcil sucht UnWahrhaftigkeit der Parteien
und Zeugen, Rabulistik und Genie der Vertretung mit allen Waffen zu
wirken, — aber diese rein menschliche Bestrickung hat vor ihm seltener Ge-
legenheit irre zu führen, ja sich überhaupt nur Platz zu schaffen. In den
Sälen der strafenden Themis tobt dieser Kampf unausgesetzt, und der Noth-
schrei der unschuldig Verurtheilten ruft sein vae viotis! allzuoft tauben Ohren.
Wie ungleich die Waffen der anklagenden Statsbehörde und die der Ver
theidigung des Angeklagten, gleichgültig ob er sie selbst führt oder einem
Rechtsverständigen überläßt, wie erdrückend die Macht des schwörende»
Zeugen gegenüber dem beweislosen Delinquenten — dem mancher Nichter
principmäßig nur dann glaubt, wenn er geständig ist — weiß jeder
Praktiker. Der Hort und das Heil dessen, der die Anklagebank betreten,
sind nicht die glänzende Beredtsamkcit des Vertheidigcrs, sondern die sorg-
fältigste Prüfung des Rechtsstreits seitens eines begabten Richters nicht
allein nach der Gesetzschablune, sondern nach der psychologischen Wahrheit,
Ich will hier eines Umstcmdes erwähnen, der, schablonenmäßig behandelt,
schon viel Unheil angerichtet hat. Die Vorstrafen eines jeden Angeschuldigten
muffen gesetzlich vor der Hanptverhandlung eruirt werden; es ist dies selbst-
verständlich nothwendig einmal um der zahlreichen Vergehen willen, bei
denen die Strafthat im Rückfall mit höherer Strafe bedroht wird, oder die
Gewohnheitsmäßigkeit in Betracht kommt, andererseits aber auch um den
Menschen als solchen zu charakierisiren, sich bezüglich seiner ein wenig klar

zu machen, ob man sich zu ihm der That versehen könne. Letzteres Moment wiegt bei manchen Criminalisten von Fach viel zu schwer; ich kenne neben glänzenden Vertretern dieses Standes, welche auch hier das eingehende Studium der Vorarten nicht scheuen, doch auch solche, die sich ohne dies von dem nur irgend wie wegen Vergehen selbst ganz anderer, als der in Rede stehenden Art bestraften Angeschuldigten sofort, wenn bei der Feststellung der Personalien eine mehrmalige Vorbestrafung festgestellt wird, indignirt abwenden und von da an ihm schon kein Wort mehr glauben. Dabei ist dem Unglücklichen verwehrt, sich über diese Vorstrafen und ihre Gründe auszulassen, „weil das nicht zur Sache gehört". Das ist überaus betrübend, wohlerwogen nur dort, wo, wie gesagt, das moralische u limins - Verurtheilen zur Schablone wird. Denn ein so krasser Fall, wie der in praxi vorgekommene, daß ein junger Schöfsenvorsitzender bei einem Brutalitätsvergehen in den Urtheilsgründen als strafschwerend die Vorbestrafung des Verurtheilten wegen Gewerbesteuer-Defraudation aufführte, ist nur vereinzelt.*)

Diese herbe Nachwirkung der Vorstrafen ist für den Angeklagten aber doppelt gefährlich, wenn der Richter, wie leider unzählige Mal geschieht, sich der psychologischen Würdigung des Zeugenmaterials allzusehr entzieht. Man bekämpft die Befragung der Zeugen nach Vorstrafen aus Humanitätsgründen in der öffentlichen Verhandlung und beschränkt sie in der Praxis fast völlig auf die gesetzlich nothwendige wegen Meineids. Ich will der generellen auch aus demselben Gesichtspunkt nicht das Wort reden; aber ein vorsichtiger Staatsanwalt und Untersuchungsrichter müßte, wenn eine Entscheidung ganz speciell von der Beurtheilung der Glaubwürdigkeit bestimmter Zeugen abhängt, zumal wenn dieselbe von dem Angeklagten oder seiner Verthcidigung in Frage gezogen wird, durch Recherchen vor der Verhandlung das Vorhandensein von Vorstrafen solcher Zeugen aufklären lasten. Ergiebt die Recherche Vorstrafen wegen ehrenrühriger Vergehen, oder etwa bei den Dcnuncianten von angeblichen Majestätsbeleidigungen oder Sittlichkeitsvcrgehen solche, die von Neigung zu Verleumdung oder unmoralischem Verhalten, bei Brutalitätsvergehen von eigner Neigung zu derartigen Mißthaten zeugen, so müßte ex <M«o dieser Zeuge darüber in der Hauptverhnndlung befragt werden. Sind Kinder als Zeugen geladen, so sollten über deren Glaubwürdigkeit nicht nach bekannter Neigung ihre sie auf das Gericht begleitenden Eltern mit der schablonenmäßigen Frage i ,Liigt Ihr Kind?" befragt werden, die diese natürlich aus Elternliebe verneinen, fondern fremde Personen, wie Erzieher und Lehrer. Nicht der

*) Nur ganz nebenbei will ich des von Praktikern wohl anerkannten UmstandeS gedenken, da« gerade bei vielfach vorbestraften Dieben wiederholt später als ungerecht festgestellte Verurteilungen vorgekommen sind, weil man für ihre Ueberführung auf die Vorstrafe,, zu groben Werth legte.

recherchirende Polizeibeamte ist der geeignete Erforscher des Leumunds einer
Person, da er schablonenmäßig bei Hauswirth und Nachbarn als Beamter
herumfragt, dem mit Zagen und vorsichtigem Unterdrücken des Anstoßgebenden
geantwortet wird, sondern der prüfende Richter, der bei schwieriger Diagnose
der Glaubwürdigkeit difficil unter dem Eide die gesammte Umgebung
der Betreffenden dem Arzte gleich verhört. Tausenden und Abertausenden von
Zeugen, auf deren Aussagen der Richter sein Urtheil gestützt, würde er
nicht ein Wort geglaubt haben, wenn er rechtzeitig ihre moralische und
strafprocessualische Vergangenheit gekannt hätte.

Ein Ideal in dieser Richtung wird sich natürlich nicht erreichen lassen.
Aber gerade der Strafrichter, den lange criminalistische Beschäftigung abge^
stumpft hat gegen die so nothwendige, fortgesetzte und sorgsamste psychologische
Beobachtung des Menschenmaterials, welches in endlosem Zuge vor ihm mit
erhobenen Schwurfingern vorbei passirt. ist am schnellsten mit der gefährlichen
Urtheilsformel fertig: „Durch die eidliche Aussage des glaubwürdigen Zeugen
N. N. ist erwiesen" u. s. w. — Hand auf's Herz, womit ist denn gewöhnlich
diese Glaubwürdigkeit erwiesen? Damit, daß er gefragt ist, ob er wegen
Meineids bestraft ist, oder weil er nicht als Zuchthäusler in der kenntlichen
braunen Jacke aus irgend einem Zuchthaus vorgeführt ist? Wo bleiben
da oft in Körperverletzungssachen die Erwägungen, daß Niedrigstehenden
das Schmerzensgeld und die Selbstverthcidigung gegen des Gegners
Beschuldigung, bei Eigenthumsvergehen und Meineidssachen oft die reine
Geldfrage, in Tausenden von Fällen aber vor Allem Befriedigung der Rache
über jeden — so schwer erweislichen — Meineid geht? Durch jene Thür
tritt der Angeklagte hinein, schon belastet mit der ganzen Wucht der Vor-
verdächtigung, erregt, geängstigt, nach Wort und Klarheit ringend; durch diese
der Zeuge, nach allen Seiten geschützt, gesichert, ihm überlegen. Im alten
deutschen Recht wurde beim Gottesurtheil zwischen Mann und Frau Ersterer
bis zur Hälfte in die Erde eingegraben, weil er, so beengt, mit der Waffe
in der Hand der frei hantirenden Frau gegenüber doch noch gleich stark
war; im modernen Gerichtsverfahren zwängt man den Angeklagten zur
Hälfte des Körpers und der Seele in die Anklagebank, so daß er doppelt
so schwach ist, wie der Zeuge.

Eine weitere gefährliche Neigung zeigt sich bei dem Gewohnheits-Straf-
richter, nämlich die, dem Angeklagten und den Zeugen nach Maßgabe der
Vorermittelungen sofort, wenn er nur irgendwie weitschweifig wird, die
Sache abzufragen; das ist gleich nachtheilig der wirklichen Wahrheitsermittelung
gegenüber, ob es durch directen Vortrag der aus den Acten entnommenen
Thatsachen unter Extrahirung von „Ja" und „Nein" geschieht, oder ob es
sich in die Form kleidet, gleich bei Beginn einer scheinbaren Abschweifung
immer wieder den Mittheilenden „zur Sache" zu mahnen oder auf später
zu vertrösten. Es ist fast nie vorherzusagen, ob eine Mittheilung, die
schembar nicht zur Sache gehört, nicht ganz wichtige Details erbringt oder

zu deren Eruirung anregt, oder ob eine solche nicht „später" sehr zum Nachtheil der Wahrheitsermittelung vergessen wird oder jedenfalls jeden Zusammenhangs beraubt, den berechtigten Effect verliert. Natürlich Alles oum Arsn« 8s1is! Ich maße mir hier nicht an, einen Katechismus für den Strafrichter, wie er sein soll und muß, niederzuschreiben, sondern will nur einige bescheidene Gedanken über hervorgetretene Mängel vortragen. Und solch ein Mangel ist auch die böse Gewohnheit, zum Menschen nicht in seiner Sprache — ich spreche natürlich nicht vom Jargon! — sondern in der des grünen Tisches, der tsrmini tsolunoi des Juristen zu reden. Das gilt, wohlverstanden, in dem Verkehr mit Gebildeten wie Ungebildeten, den Fachmännern in Fragen der Technik, wie dem einfachen Menschen, der sozusagen nichts als steuerzahlender Bürger ist. Der Beispiele dafür, wie sehr hier selbst von Strafrichtern gesündigt wird, welche in der Justizpflege selbst Autoritäten und zugleich Männer edelster Art sind, sind zahllose. Ein hervorragender Jurist, ein Mann von Gerechtigkeitsliebe. Humanität und Güte, richtete in meiner Gegenwart an einfache Arbeiter in einem Wucherproceß stereotyp die Frage: „Hat der Angeklagte Ihre Nothlage oder Ihren Leichtsinn ausgebeutet?" Ja, das sind die Worte des Gesetzesparagraphen; aber ich dächte, ob dieses Essentiale des Wuchervergehens vorliegt, unterfalle dem Urtheil des Gerichts, der Zeuge kann doch nur Thatsachen erzählen, aus denen der Richter concludirt. Andere Richter fragen ständig in Betrugsfällen die Zeugen: „Würden Sie, wenn Sie Das und Das gewußt hätten, dem Angeklagten geliehen oder Waare geliefert haben?' Das ist doch auch nur eine Schlußfolgerung des Richters, zu deren Entscheidung ihm der Zeuge nur die Momente darbringen kann, welche Erwägungen ihn zu seinem Handeln bestimmt haben! Daneben sind solche Fragen Suggestivfragen der schlimmsten Art, das heißt solche, deren Beantwortung den Zeugen in den Mund gelegt wird. Und nnn erst gar, wenn der Richter den Gefragten gegenüber mit äolus und «ulpg, in's Feld rückt, wenn er bei mehreren Beschuldigten von „Beihülfe zur Thätigkeit des Angeschuldigten zu 1" anfängt, und wie dergleichen skurrile Verkennungen des quellenden Lebens mehr sind, Ist es da ein Wunder, wenn einer unserer hervorragendsten Publicisten, in einem ganz eigenartigen Falle angeklagt, und zum Schluß zum Wort verstattet, ungefähr Folgendes sagte: „Als ich vor Ihnen erschienen bin, glaubte ich den Stoff, der Ihrer Beurtheilung unterbreitet wird, vollkommen zu beherrschen; ich habe die Frage so gewissenhaft durchgearbeitet, als es mir mit den Mitteln meiner Bildung und meines Verstandes möglich ist. Ich glaubte deshalb auf Manches aufmerksam machen zu können, das Ihnen, meine Herren, bei Ihrer nothwendig geringeren Kenntniß der Sache in Ihrer Vielbeschäftigung hatte entgehen können. Mit wachsendem Staunen bin ich diesen Verhandlungen gefolgt. Keine der Fragen, auf die es meines Erachtens menschlich in erster Linie ankam, ist mir vorgelegt worden, und das Zwiegespräch zwischen Staatsanwalt und Ber-

theidiger hat einen derartig mich befremdenden Charakter angenommen, daß ich nun absolut gar nichts mehr weiß. Ich bin der Sache, die hier zur Verhandlung steht, meiner eigenen Sache, vollkommen entrückt. Ich verstehe den Herrn Vorsitzenden nicht, ich verstehe den Herrn Staatsanwalt nicht, ich verstehe meinen eigenen Vertheidiger nicht. Man hat dic Sache durch diese Art der Behandlung derartig ihres festen Gehaltes beraubt und sie in einen so flüssigen Urschleim aufgelöst, daß sie nun in die fertige Form der üblichen Behandlung sich eindrücken läßt und als solche nun bearbeitet wird. Ihnen, meine Herren, mag sie auf diese Weise handlicher geworden sein; ich constatire aber, daß ich nun gar nicht mehr damit umzugehen weiß. Wollte ich von der Erlaubniß des Herrn Vorsitzenden, mich zur Sache zu äußern, Gebrauch machen, so müßte ich mit dem Satze beginnen: Ich ersuche Sie, meine Herren, Alles, was bisher gesagt ist. als nicht vorhanden zu betrachten und noch einmal von vorn anzufangen. Es handelt sich nicht um Dolus und Nichtdolus, es handelt sich um eine ganz einfache, klare Angelegenheit, die jeder mit fünf Sinnen begabte Mensch beurtheilen kann, ohne daß er deshalb das Strafgesetzbuch auswendig zu kennen brauchte, und die durch das Gesetz, da dasselbe der Ausdruck der letzten Weisheit ist, meines Erachtens gar nicht anders, als in der Weise entschieden werden kann, wie ich selbst entschieden habe. Ich sehe, daß Sie mich jetzt ebenso erstaunt anblicken, wie ich erstaunt Ihren Verhandlungen gefolgt bin. Ich fürchte, eine Auseinandersetzung würde Ihre Zeit über Gebühr in Anspruch nehmen, und ich stelle Ihnen daher ergebenst anHeim, die Sache auf Ihre Weise abzuurtheilen. Ich hvffe, wir werden zu demselben Resultate gelangen."

Ich habe mir nicht versagen können, jene Worte eines Mannes zu referiren, der hochgebildet genug, um selbst auf der Anklagebank die Feinfühligkeit des Beobachters nicht zu verlieren, dem Gefühl des Erstaunens und Mißbehagens so geistvoll und scharf Ausdruck lieh, welches sicher in unzahligen Fällen den leidvoll Betroffenen da befällt, wo er sieht, daß die Richter die Sache „in ihrer Weise" abmachen. Es darf eben keine Specialweise der Richter geben; im Strafrecht entscheidet der Mensch über den Menschen, und nur die Gesetzeskunde ist das Plus des Richters; giebt doch der Vorfitzende des Schwurgerichtshofs heut den Geschworenen nur noch die Rechtsbelehrung mit in das Berathungszimmer; es ist ihm verboten, in eine Würdigung der Beweise einzutreten, — nicht zum Wenigsten deshalb, damit er die Sache nicht „in seiner Weise" bespreche. Mit großer Genugthuung ist hier zu constatiren, daß dieser Mangel an Contact zwischen dem Denken und Fühlen des vor den Richter als Angeschuldigter oder Zeuge tretenden Bürgers und jenem selbst durch eine große Reihe geistvoller gegenwärtig fungirender Richter immer mehr schwindet, so sehr auch manch Anderer aus Jntellects- oder Temperamentsfehlern ihm noch anheimfällt; wv er aber noch vorherrscht, ist er der gefährlichste Feind der Gerechtigkeit.

Nuch immer giebt es Richter, die die Ausführungen des Angeklagten nach dem Zeitmaß mit immer wachsendem Mißwollen, desgleichen die Zahl der Schutzzeugen messen, die ohne Verständniß für ihre eigene Nervosität und dadurch bedingte Unruhe und Anlage zu Mißverständnissen unbedacht die überwiegend schutzlos vor ihnen Stehende» durch ihre Heftigkeit verwirren und der so nöthigen Klarheit und Sicherheit berauben, oder besten Falles sich doch von der gewohnheitsmäßigen Art, eine Sache anzufassen und ab zumachen, nicht loslosen können. Immer wieder muß ich es sagen, nack Analogie des Satzes : ,,Für Kinder ist das Beste eben gut genug!" müßte man den Satz für die Angeklagten, die eben so machtlos, wie Kinder den Erwachsenen anHeim gegeben sind, der Gewalt des Richters unterliegen, die Forderung aufstellen: ,,Zum Strafrichter ist der Bcste eben gut genug!"

Ein Critcrium der menschlich faßlichen Gerechtigkeit ist mir stets die Publikation der Urtheilsgründe. Vermag ein Vorsitzender — wir haben öffentliche Gerichtsverhandlungen — nicht etwa dem subjectiv erregten und befangenen Angeklagten — das wäre zu viel verlangt — aber dem objectiv beobachtenden Zuhörerkreis durch die Gründe klar zu machen, daß und warum das Gericht nach Lage des Falls vom menschlichen, wie streng juristischen Standpunkt zu diesem Entscheid kommen mußte, so ist damit ein für die hier behandelte Frage wichtiger Prüfstein gegeben. Und da muß ich wiederum bekennen, neben überaus dürftigen Publikationen mit der bequemen Floskel: ,,Der Gerichtshof hat sich überall den Ausführungen des Herrn Staatsanwalts angeschlossen", haben wir in den letzten Jahren in hochwichtigen Processen Urteilsbegründungen gekört, die an Klarheit und überwältigender Wahrheit dem Ideale fast völlig gleichkamen. Eine Form, die mir nebenbei gesagt, stets zu Herz und Nieren geht, weil sie den menschlichen Standpunkt am besten innehält, ist hierbei die der persönlichen Anrede an den Angeklagten, wie sie in England allgemein üblich, in Deutschland bereits von manchen Vorsitzenden angewendet wird.

Ich will meine Betrachtungen hier abbrechen, bin ich doch überhaupt weder nach Fähigkeit noch Lage dieser Besprechung im Stande, mehr als eine Anregung, geschöpft aus aktueller Beobachtung, zu geben. Praktiker meines Berufes und mancher Mitmensch, den leidvoller Weise die Strafrechtspflege hat ,,in Behandlung nehmen müssen", werden mir in vielen Punkten Recht geben.

Einen Satz aber glaube ich bewiesen zu haben, daß es eine thörichte Süffisance und eine Verkennung der edelsten Culturaufgnbe eines Volkes ist. die Strafrechtspflege nicht für einen der allerwichtigsten Zweige der staatlichen Aufgaben zu halten und sich voll wissenschaftlichen Pharisäerthums von „dem Bischen Strafgesetzbuch" abzuwenden.

poetische Epistel.
von
Henrik Msen.
Uebersetzt von k. passarge in Königsberg.
Mein lieber Freund!
Sie schreiben mir und fragen voll Bekümmern,
warum man heutzutag' so finster blickt,
Und kaum sein Bischen keben wagt zu zimmern,
von einer dunklen Furcht, so scheint's, gedrückt; —
Weshalb kein Glück dem trägen Geiste frommt,
Und Reiner seines Leidens Grund versteht;
Weshalb bei Freud' und Leid man träge geht
Und schlaff nur stets erwartet, was da kommt.
Verlangen Sie nicht, Freund, von mir die Lösung;
Ich bin kein Arzt; ich bringe nicht Genesung.
Doch da Sie einmal eingetaucht die Feder,
So möcht' ich nicht umsonst Sie frage» lassen.
Da? heißt, wenn Sie es sich genügen lassen
Mit einer Antwort, wie sie gab' ein Jeder.
Doch statt der Antwort will ich selbst Sie fassen
Und fragen — doch wie Dichter von der Gilde
Ls gerne thun — in einem simplen Bilde.
Hat es der Zufall etwa schon gemacht,
Daß Sie an unfern Aüften eine Jacht,
Und sonst ein Schiff, im frischen Winde sah'n,
Das nur so flog auf seiner festen Bahn? —

Da haben sicher Sie auch bald bemerkt
Das thSt'ge keben und die kust an Bord,
Die frohe Arbeit, die zur Arbeit stärkt,
Das fest befehlende Tommandowort; —
Kurz eine kleine Welt, so fest geregelt
wie ein planet, der durch den Aether segelt,
Bft geht ein solches Schiff auf lange Reisen,
Nach fernen Ländern, liegt in manchem Hafen;
Sie löschen zum Gesang der heim'schen weifen
Und laden neu, was sie nur eben trafen.
Mit Kisten, Ballen und mit andern Gütern
Füllt man den ganzen ungeheuren Raum:
Doch was darin, weiß selbst der Stauer kaum:
Die Sorge fehlt den sorglosen Gemüthern.
So geht's denn weiter auf dem nassen Bette,
Keck gräbt sich in den salz'gen Schaum der Bug;
Es ist, als ob das Meer nicht Platz genug
Für all die kust, den kebensmuth nicht hätte,
Den bei der Mannschaft, selbst den Passagieren,
Auch Wogenschwall und Stürme nicht geniren.
Und sehr begreiflich. Ist das Schiff nicht fest?
Und staute man nicht Alles auf das Best'?
Sextant und Toinpaß und das Perspectiv
Sur Hand, weshalb die Furcht, es ginge schief;
Da Einsicht, Muth und THStigkeit nicht wanken,
Und Raum nicht bleibt für ängstliche Gedanken!
Und doch, trotz alledem kann es geschehn,
Daß eines Tags, und da kein Grund erkennbar,
In dem Gesicht der Menschen fast unnennbar,
Ein eigner, schwüler Ausdruck ist zu sehn.
Erst wen'ge, scheint es, die der Druck belaste,
Dann andre, viele, und zum Schlüsse alle.
Man schleicht mit trägem Fuß dahin, erschlafft;
Beim Segeln, Steuern und was sonst man schafft,
Nicht Einer, der die Dinge kräftig faßte;
Man fürchtet sich schon vor dem bloßen Schalle.
Die Meeresstille, selbst der günft'ge wind,
Ein Albatros, ein springender Delfin,
Und was noch sonst xassirt, — den Menschen sind
Es Schreckgespenster; wer auch noch so kühn,
Spricht kaum ein wort, von jedem Ton erschreckt, —
lturz von derselben «rankheit angesteckt.

poetische Epistel.
was ist geschehn? was hat sich zugetragen?
woher der röthselhafte Druck auf Deck,
Oer Geist und willen gleichsam lahm geschlagen?
was ist denn los? Ist in dem Schiff' ein keck?
Droht Hungersnoth? — Ging Einer über Bord?
warum spricht keiner ein befreiend wort? —
Ach nein, das Ganze im gewohnten Gang,
Doch ohne Muth und Hoffnung und Gesang,
weshalb denn? — Nun, weil in der Vorkajüte
Bis zu dem „Stern" ein Zweifel im Gemnthe:
Sie haben — meinen sie — 'ne Teich' an Bord.
Sie kennen ja des Seemanns Aberglauben,
Der, einmal aufgetaucht, nicht leicht vergeht;
An dem sie stets von Neuem grübelnd klauben,
Auch wenn die Lache noch so trefflich steht.
Erst wenn das Schiff vor Anker, in dem Hafen,
wagt solch ein Seemann wieder fest zu schlafen.
Nun, lieber Freund, Europas Dampfschiff geht
Gerade jetzt direct zu neuen Küsten;
wir Beide, in der Tasche das Billet,
Sitzen auf Deck und ruhn von all dem Rüsten.
Uns ist so froh, so leicht und frei zu Muth',
Es fehlt nicht viel, so schwingen wir den Hut.
was kümmert uns im Schiffsraum die Bagage,
Da Roch und Steward sorgt für die Menage!
was braucht es mehr zur forgenfreien Fahrt?
Gut die Maschine, und der Kessel siedet;
Die Stemxelftang' geölt, alles geklart,
Die Schraube schlägt das Wasser unermüdet;
Ein Segel hindert, daß wir aus dem Eours zehn,
Der Steuermann beschützt vor list'gen Sturzsee'n.
wir haben freies Wasser; auf der Brücke
Steht der Eap'tain und schaut mit festem Blicke,
Ja durch den Gucker, ob er nichts gewahrt,
was störte onsre sorgenfreie Fahrt.
Und doch, weit draußen auf dem off'nen Meer,
Auf halbem Wege zum erwünschten Siele,
Da scheint es uns, als ging es etwas schwer,
Es ist, als ob die Freude von uns fiele.
Die Mannschaft, Passagiere, Männer, Frau'n —
Keiner von ihnen so wie sonst zu schau'n;
Man sitzt gebengt und lauscht in dumpfem Brüten
Im Dorlnger und in den Prachtkajüten.

Sie fragen, theurer Freund, mich nach dem Grunde. —
Merken Sie nicht, daß wir an einer Wende stehn,
Und daß die Zeiten, welche jeder Wunde
Den Balsam reichten, rettungslos zu Ende gehn?
Hoch was der Grund — hier mangelt der Beweis; —
Nur Ihnen sag' ich, was davon ich weiß.
<Ls ist nicht lange her, da saß ich stille
Auf Deck, in einer schwülen Sternennacht;
Der Lufthauch mild, der Abendrvind so facht,
Als war' beschnitten seiner Flügel Fülle,
Die Passagiere schlafen schon gegangen.
Ein trüber Lampenschein drang durch die Ritze
von unten, mehr noch eine ekle Hitze,
Die Alle hielt im Halbschlaf wie gefangen.
Ich trat heran an das halboffne skyligln*)
Und schaut' hinab, mechanisch, ohne Beileid.
Da lag ein Staatsmann mit halboffnem Mund,
Sein Geist gab sich demnächst im Gähnen kund.
Und ein Professor rollte fast vom Lager,
Mit seinem Wissen schien's ein wenig mager,
<Lin Theolog lag, ganz bedeckt die Stirn;
Ein and'rer schien in dumpfen Traumeswirr'n.
Und oben, unten, Annstler und Scribenten,
von Lorbeerkränzen träumend und Procenten.
Doch über Allen brütete dieselbe
Schlaflose Hitze, eine qualmig>gelbe.
Ich wandte mich von dieser Ruh, so bleiern,
Und starrte suchend in die frische Nacht;
Im Bsten ward ein mattes Licht entfacht,
Den Sternenglanz verhüllt mit lichtern Schleiern.
Da traf mein Bhr von unten her ein Wort, —
Ich lehnte gerade an den Vordermast, —
Ganz deutlich hört' ich's, und doch klang es fast,
wie wenn ein Mensch im schweren Traume spricht,
Bder den Alp, der auf ihm lastet, bricht:
„Ich glaub' wir haben eine Leich' an Bord."

"Z Hos Zensier in der Kecke der «ajnle.

Koloman Tisza.

von

— Budapest. —

i>> lebendige Wechselwirkung, welche zwischen einem leitenden Staatsmann und den in seiner Wirkungssphäre sich vollziehenden Ereignissen besteht, auf ihren wahren Inhalt zurückzuführen, ihre in Gestalt von Geschichtsepisoden in Erscheinung tretenden Ausstrahlungen sowohl ihrem Umfang nach als in ihren einzelnen Zweigen unbefangene» Blickes zu prüfen — das tildet den Beruf und die Aufgabe der Geschichtsschreibung. Der Verfasser dieser Abhandlung hat die Pflicht, sich auf einen enger begrenzten Standpunkt zu begeben. Doch kann er der allgemeinen Betrachtung nicht aus dem Wege gehen, daß das psycho-physiologische Gesetz, wonach bei der Reifwerdung der auf die Bildung des Individuums und feines Charakters gerichteten, in Entwicklung begriffenen Willenskraft den äußeren Lebensumständen eine möchtig eingreifende Rolle beschieden ist, daß dieses unbestrittene Gesetz in einem ganz eigentümlichen Verhältniß zu dem Manne steht, der den Gegenstand dieser Abhandlung bildet. Gewiß, die Laufbahn eines Staatsmannes datirt nicht von der Zeit an, wo die Oeffentlichkeit sich mit ihm zu beschäftigen anfängt. Aber ebenso gewiß ist es, daß das Geßter Herrschaftsschloß, der Stammsitz der Familie Tisza, weder in politischer noch in socialer Beziehung ein solcher Knotenpunkt in Ungarn war, wie beispielsweise die Wohnsitze der Familie Eßterhuzy, Zichy, Kürolyi oder Batthyany zu ihrer Zeit es waren, allwo in den verschiedenen Perioden die Fäden der Geschichte des Landes, wenngleich nicht zusammen-, so doch hindurchliefcn.

Zur Zeit, als der Vater der jetzt lebenden Tisza aus dem Gipfel seiner

(Comitats») Allmacht stand, zählte Koloman Tisza zwölf volle Lenze, und es
sei gar nicht zu seinem Tadel gesagt, daß er, der Sohn des erzconservativen
Administrators im Comitat Bihar. bei dem ersten verantwortlichen und nicht
sehr im Rufe des Conservatismus stehenden Ministerium des Jahres 1848
um ein Amt ansuchte und solches auch erhielt. Wir dürfen überzeugt
sein, daß der hoffnungsvolle Gentry-Jüngling im Unterrichtsministerium
des Barons Josef Eötvös in der Vaterlandserrettung sein Möglichstes ge-
leistet hat. Nach der Katastrophe von Vilagos zog sich der Vater Koloman
Tiszas, den die revolutionäre Strömung ohnedies vom Schauplatz der Acti-
vitiit verdrängte, in die verschlossene Einsamkeit seines Castells zurück und
schickte seine Söhne auf europäische Reisen.
Wenn da Ludwig Tisza, der conversative Administrator von vor 1848,
der mit dem Aufgebot seines Vermögens, seines Namens, seiner Verbindungen,
seiner Freunde und Verwandten in den friedlichen Kampf der Geister zog.
nach der Katastrophe Umschau im Lande hielt, da mochte sich seiner sicherlich
tiefe Erbitterung über das Schicksal des verbluteten Vaterlandes bemächtigen.
Dem erbitterten magyarischen Gefühle mochte sich in dumpfer Hinbrütung
die Frage aufdrangen, ob denn dies Alles hat so geschehen müssen, wie eö
in Wirklichkeit geschah? Und jedes ungarische Herz, gleichviel ob in der
Bauernhütte oder im gräflichen und fürstlichen Palaste, hatte auf diese
Frage nur eine Antwort: Nein und tausend Mal nein! Die Revolution
wurde von einer Partei gestiftet, durfte man die ganze Nation hierfür
büßen lassen? Knechtung und Unterdrückung, Schaffot, Verbannung und
Festungskerker waren ein unwürdiger Abschluß der märzlichen Freiheits-
dämmerung, die die Sonne der neuen Charte verkündete, unter welcher Dynastie
und Nation erst nach dreihundertjährigem Zusammenleben ihren eigentlichen
Ehrentag abhielten. Wenn nicht schon anderes, so hätte doch die Glanz-
epoche des morismur pro rsgs nostr«, die im Geschichtsbuche der Habsburger
Dynastie mit goldenen Lettern für alle Zeiten verzeichnet fein muß, die
Machthaber vom Alleräußersten zurückhalten mögen! Im inneren Leben
der Familie Tisza war das Bewußtsein vorherrschend, daß die Enttäuschung,
welche die nationalen Hoffnungen ereilte, das Leiden, weiches das ganze
Vaterland zu Boden drückte, ebenso ungerecht als unwürdig waren. Diese
Gedanken erfüllten den Vater in seiner letzten Lebenszeit, diese Gefühle be-
herrschten die Mutter in ihrer dem Familienleben geweiheten Heiligenstätte.
und zu dieser Lehre mußten sich bekennen die zu jugendlicher Reife her.
angewachsenen Söhne,
In solcher Umgebung und unter solchen Einflüsterungen sah Koloman
Tisza den Vater im Jahre 18S6 hinscheiden! Sein älterer Bruder
Ladislaus wählte Siebenbürgen zur neuen Heimstätte und der junge
Koloman Tisza trat in die Erbschaft des väterlichen Stammsitzes und auch
' des öffentlichen Dienstes, dem sich die Familie Tisza niemals entzog.

Die Protestanten-Autonomie in Ungarn ist von dem Regime Bach in
den fünfziger Jahren unberührt geblieben, und erst nach Beendigung des
italienischen Krieges legte man am 1. September 1859 Hand an sie. Das
unter dem Namen „Protestanten-Patent" bekannte Rescript hatte zum Zweck,
die protestantische Kirche beider Confessionen in Ungarn unmittelbar dem
Wiener Cultusministerium unterzuordnen. Hier tritt uns die Gestalt Koloman
Tiszas im öffentlichen Leben zum ersten Male entgegen. Im Januar 1860
kam ein zweites Nescript, welches in Angelegenheit des Protestanten-Patents
die Parteien zum Vergleich aufforderte. Auf Tiszas fulminante Reden
gegen den Absolutismus und begeisterte Vertheidigung der Interessen des
Protestantismus gegen die Wiener Machthaber wurde von der Debreziner
Versammlung die Verwerfung der Vergleichsanträge einstimmig zum Be-
schlüsse erhoben. An diesen Auftritt knüpfte sich für Tisza die Annehm-
lichkeit einiger Gerichtsvorladungen. Procefse, Anklagen und Selbstver-
theidigungen, die aber allefammt schließlich nur das eine zur unbestrittenen
Folge hatten, daß Tisza, ohne daß man sich dessen recht versah und gleich-
sam wie mit einem Zauberschlage als einer der ersten Vorkämpfer der
verfassungsmäßigen Freiheit Ungarns zu gelten anfing. Und als ein Jahr
nachher das October-Diplom erschien, mit welchem das absolute Kaiserreich
den Boden des Verfassungslebens (des verstärkten Reichsraths) betrat
und an Stelle des einheitlichen Regierungssystems die politische Be-
rechtigung der Geschichts-Jndwidualitäten setzte, da geschah es, wie Baron
Franz Fiath, einer der wenigen Memoirenschreiber jenes Zeitabschnittes
erzählt, daß in einer Bekeser Herbstjagdgefellschaft große Ueberraschung
über die October-Concessionen herrschte. Sie enthielten mehr, als viele
Leute in Ungarn dazumal zu hoffen wagten. Ueber die Ja- oder
Richtannahme dieser Zugeständnisse war die Gefellschaft getheilter Meinung,
es entstand eine lebhafte Discussion. Einer blos hatte den Much, das
Patent ohne Bedenken und unbedingt zurückzuweisen. Dieser eine war
Koloman Tisza. Hiermit war seine Richtung klar bezeichnet: er mußte sich
an die Spitze Jener stellen, die den muthigen Kampf für die uneingeschränkte
Wiederherstellung der ungarischen Verfassung auf ihre Fahne schrieben.
Ter erste nach Pest einberufene Reichstag des Jahres 1861, der die
Anerbietungen des Wiener Cabinets in Erwägung ziehen sollte, war nicht
der Schauplatz eines Principienkampfes der ungarischen Parteien. Nicht
das Ziel, sondern nur die Kampfesweise bildete die Frage, welche den Reichs-
tag in zwei Lager theilte. Tie Mittelstraße zwischen dem starren n«n
P0SSUMN8 und dem „Zugreifen mit beiden Händen" wurde vom „Weisen
der Nation", Franz Deal, betreten, dem die Führerschaft der gesammten
Nation zufiel und der die „Adreßpartei" bildete. Tisza stand an der Spitze
der „Beschlußpartei". Die Frage, ob die Nation zum Monarchen in Form einer
Adresse oder eines Beschlusses spreche, mag an und für sich wesentlich sein, war
aber zu jener Zeit für Ungarn dennoch nur Sache der Form, da beide

Parteien eines und dasselbe, die Integrität der Verfassung, wvllten. Zum Beweise dessen, daß die zwei Parteien keine principiellen Gegensätze trennten, diene, daß Graf Julius Andrassy, nach Deal wohl das hervorragendste Mitglied der Adreßpartei, und Koloman Tisza die ihnen angebotene Obergespanswürde zu gleicher Zeit und unter gleicher Begründung ablehnten, und daß die Adresse Deaks gegen den Beschluß Tiszas mit 155 gegen 152, also mit einer Mehrheit von drei Stimmen nur dadurch zur Annahme gelangen konnte, daß einige Mitglieder der Befchlußpartei „abwesend" waren. Man wußte, daß diese Abwesenheit keine zufällige war. . . . „Wahrlich," führt Tisza in einer seiner Hauptreden der damaligen Debatten aus, „die Aufgabe, welche uns bevorsteht, ist eine schwierige, schier übersteigt sie menschliche Kraft. Wir müssen muthig sein, nicht nur persönlich, sondern auch in unserer politischen Haltung, aber wir müssen uns gleichzeitig hüten, tollkühn zu sein. Wir müssen klug und besonnen sein. Seien wir aber auf unserer Hut, daß wir nicht durch Uebertreibung dieser beiden unschätzbaren Eigenschaften eine feige Politik machen und daß wir nicht aus lauter Besonnenheit mit eigenen Händen dasjenige verwirken, was wir nicht gefährden wollten." Als wollte er mit diesen Worten gleichsam die Merkzeichen einer Politik hervorkehren, deren Verwirklichung ihm auch heute, ein Vierteljahrhundert nachher, noch obliegt, jener muthigen Politik der Klugheit und Besonnenheit, die tollkühne Sprünge zu meiden weiß und zu der sich Tisza in seinen wiederholten feierlichsten Kundgebungen, sowohl vor feinen Wählern, als im Parlament, mit unerschütterlicher Confequenz bekennt. Als auf die erste, von allerhöchster Stelle verworfene eine zweite, ebenfalls von Deal verfaßte Adresse eingebracht wurde, gelangte diese ohne Debatte zur einstimmigen Annahme. Tisza fand in dieser zweiten Adresse „die geheimsten Regungen seiner Seele" ausgedrückt und schob für die vorausgesehene Scheiterung der angestrebten Aussöhnung mit der Dynastie die schwere Verantwortung auf die Machthaber mit folgenden Schlußworten: „Die Nation wird wahrlich nicht zu den Waffen greifen. Nuhe und Stille werden im Vaterlande herrschen. Mögen aber unsere Gegner nicht glauben, daß dies die Ruhe des Grabes sein wird, welche höchstens die letzten Seufzer der Sterbenden stören, es wird blos die Ruhe und Stille der Nacht sein, auf der die Morgenröthe und mit ihr frischgestärktes Leben folgt. Die Wiener Regierungsmänner können freudetrunken die Frucht des Absolutismus genießen, mögen sie aber auch Acht haben, daß sie nicht jener Frucht gleiche, nach deren Genüsse der erste Mensch aus dem Paradiese verjagt wurde."

Der Reichstag wurde am 22. August durch den Königlichen Commifsär. den Grafen Franz Haller, aufgelöst.

Im August 1860 führte Koloman Tisza die Gräfin Helene Degenfeld-
Schomburg zum Traualtar. Es glückte ihm, in der geliebten Lebensgefährtin
fein wahres Frauenideal zu finden. Im Besitze des Familien-Stammgutes und
eines sehr bedeutenden Vermögens, im trauten Familienhcim, umgeben und ge-
liebt von Gattin und Kindern, geachtet von Freunden und Gutsnachbarn,
hätte er eine ruhige Lebenslaufbahn in ganz respectabler Gutsherrschaftsmanier
vollenden können.
Er trug indessen keinen Augenblick Bedenken, die politische Bühne zu
betreten, sobald dies dem Patrioten möglich ward. Der ungarische Reichs-
tag wurde gegen Ende des Jahres 1865 wieder einberufen, und Tisza trat
mit dem Mandate der Stadt Debrezin. des Schauplatzes seiner ersten größer
angelegten politischen Action, in denselben ein.
Die seitdem verflossenen zwanzig Jahre bilden die ununterbrochene
staatsmännischc Laufbahn Koloman Tiszas. Die früheren Abschnitte seines
Lebens konnten mit mehr oder weniger Ausführlichkeit znr Darstellung
gelangen, denn sie gehören bereits der Geschichte an. Diese letzteren zwanzig
Jahre hingegen gehören der actuellen Gegenwart, und dies vornehmlich des-
halb, weil sie unzertrennlich verknüpft sind mit dem Namen des Staatsmannes,
der Ungarns wirksamster Politiker unserer Tage ist. In der Schilderung
dieser zwanzig Jahre sind wir zu der Kürze verpflichtet, welche uns angesichts
lebender Personen und Verhältnisse Objectivität und Discretion auferlegen.
Deal und Tisza gingen im 1865er Reichstag anfangs neben einander,
späterhin jedoch schlugen sie getrennte Wege ein. Tisza wollte anfangs
von den Delegationen nichts wissen und schlug zur Verhandlung der ge-
meinsamen Angelegenheiten der Monarchie die Formel vor, wonach beide
Parlamente für sich zu bercithen und die gegenseitige Verständigung durch
von Fall zu Fall von beiden Seiten zur Schlichtung etwaiger Gegensätze
bestellte Deputationen herbeizuführen hätten. Das erste Ministerium
Andrassy fand Tisza an der Spitze der Opposition, deren Ziel nicht die
Bekämpfung des Ausgleichs als solchen, sondern eine Lösung innerhalb
dieses Ausgleichs war, durch welche die Selbständigkeit Ungarns zu kraft-
vollerem Ausdruck gelangen^sollte. Im Jahre 1868 gingen im ungarischen
Nachland unter dem Umhängemantel oppositioneller Bestrebungen agrar-
socialistische Wühlereien um, die durch Tiszas energischen Auftritt alsbald
im Keime erstickt wurden.
Wenn je etwas, so verdient die Haltung Tiszas vom Sommer 1370
volle Bewunderung. Auf die Initiative Koloman Tiszas verlandete der unga-
rische Reichstag die Neutralität Oesterreich-Ungarns zum j deutsch-französischen
Krieg. Diese Neutralitäts-Kundgebung Ungarns war von weltgeschichtlicher
Bedeutung und hat bis auf heute und hoffentlich bis auf eine lange,
unabsehbare Zukunft hinaus ihre sehr mächtig lebenden Folgen.
Die inneren Zustände Ungarns gestalteten sich nach Abgang des Grafen
Julius Andrassy, der die Leitung der auswärtigen Politik der Monarchie

übernahm, überaus trostlos. Der „alte Herr", wie man Deal gemeinhin
nannte, war an's Krankenbett gefesselt und die „Deak"-Partei war so recht
das, was man die Tragödie Hamlet ohne Hamlet heißt. Gegen den Grafen »
Lonyay, als ersten Nachfolger Andrassys, verschworen sich hinter den Coulifsen
seine eigenen Parteigänger, die nachherigen Ministerpräsidenten Szlavy und
Bitto fühlten keinen Boden mehr unter den Füßen, und sie selbst betrachteten
sich blos als provisorische Bewohner des Palais am Rande der Ofener
Bastei. Wo dieses „Provisorium" hinaus- oder hineinmünden würde, das
wußten wenig Menschen zu sagen, und zwar schon deshalb nicht, weil Tisza
im Frühjahr des Jahres 1874 eine — es war dies die erste — vielgedeutete
Audienz beim Monarchen hatte, die ihn jedoch in der Beharrung auf seiner
oppositionellen Stellung noch keineswegs wankend machte. Sowohl Szlavy
als Bitto verfügten über ansehnliche Majoritäten im Reichstag, sie waren
einerseits vom ungeschwächten Prestige Deals umstrahlt und von einer
schneidigen Opposition andererseits zur Ralliirung gedrängt, also von zwei
mächtigen Factor?« umgeben, unter deren Drucke die Spannkraft des alten
deakistischen Regimes noch einmal einen Lebensfunkr» von sich hatte geben
sollen. Und da geschah zur Ueberraschung aller Welt das in der Geschichte der
Parlamente fast ohne Beispiel dastehende Ereigniß, daß die von der Parlaments-
majorität getragene Regierung — nicht etwa einem Coalitionscabinet Platz
macht, sondern Regierung und Majorität strecken die Waffen und ergeben
sich auf Gnade und Ungnade der Minorität. Das neue Cabinet wurde am
3. März 1875 vom Baron Wenckheim gebildet, Tisza übernahm das
Portefeuille des Inneren und trat nach dem am 17. October desselben
Jahres erfolgten Rücktritt des elfteren an die Spitze der Regierung.
Tisza hätte seine Adreßrede vom Jahre 1861 ganz gut wiederholen
können . . . „wahrlich, die Aufgabe, die unser harret, ist eine schwierige,
schier übersteigt sie menschliche Kraft." Diese große Aufgabe war diesmal
eine dreifache: das Land aus einem bodenlosen Pessimismus, in welchem
es durch endlose Parteiwirren und durch die Kleinigkeit einer kurzsichtigen
schwebenden Schuld von 153 Millionen Gulden, zu deren Deckung das ganze
Hab und Gut des Landes verpfändet war, tief versunken war. herauszureißen,
es auf eigenen Füßen stehen zu lehren, und die politisircnde Nation zu einer
arbeitsamen Nation umzukneten. Ein stabiles Regierungssystem sollte die
Halbjahr-Cabinete ersetzen, ein consolidirtes Rentensystem sollte an Stelle
aller schwebenden Schulden treten und die Nation sollte, anstatt sich für
Wiederherstellung des Königreichs Polen und die Integrität der Türkei zu
begeistern, sich mit Fragen der Bodenverbesserung, des rationelleren Land-
baues, der Stromregulirungen, der Vicinalbahnen und der Hafenbauten
beschäftigen. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit übersteigen, die
hier gekennzeichneten großen Umgestaltungen in ihren einzelnen Phasen auch
nur annähernd schildern zu wollen. Genug, daß 8>/^ procentige Schulden
von ehemals heute, in der Aera der unkündbaren 4procentigen Renten wie

Märchen aus alten Zeiten klingen. Ein Blick auf den Courszettel zeigt folgende ziffermäßige Illustration der neugeschaffenen Bilder. Ungarisches Eifenbahn-Anlehen stand 1874 — 98.75,1885 — 148,50; ungarische Grund-entlastungs-Obligationen notirten 1874 — 78,50. 1885 — 102,50; 6proc. Schatzbons: 1874 — 90, 1885 4procentige Rente 99. Und man ver-gegenwärtige sich, daß der finanzielle Himmel im abgelaufenen Jahrzehnt keineswegs wolkenlos war. Der Pariser Krach, die Bontoux-Krise und die bosnische Occupatio« haben mehr oder weniger — die letztere sogar sehr bedeutend — auf die Consolidirung der ungarischen Finanzen hinderlich gewirkt. Gleichwohl ist die gänzliche Beseitigung des Deficits aus dem ungarischen Staatshaushalte heute nur noch die Frage einer kurzen Zeit und mit der Aera der 60 Millionen-Deficite ist es wohl für immer vorbei.

Tisza gab während seiner zehnjährigen Regierung zweimal feine Demission. Einmal unter den vorigen Ausgleichsverhandlungen — bei deren bevorstehender Erneuerung, beiläufig sei es gesagt, von der während der früheren Ausgleichscampagne herrschenden alarmirenden Bewegung so-wohl in Eis- als Transleithanien, kaum ein leises Nachzittern hörbar ist — und zwar wegen der Bankfrage, bei der durch die factisch erfolgte Zweitheilung der Bank am Ende doch der ungarische Standpunkt siegte, und das zweite Mal, da der sogenannte große bosnische Credit dem Reichstag zur Bewilligung vorgelegen hatte. Die Abdankung wurde vom Kaiser-König beide Male nicht angenommen. So viel stand fest, daß der „große bosnische Credit" auf den zwei Augen Tiszas beruhte, und daß ihn kein zweiter Mann in Ungarn beim Parlament durchgesetzt hätte. Es ist heute gestattet zu sagen, daß Tisza in jenen Tagen die durch den Berliner Ver-trag engagirte völkerrechtliche Ehre Oesterreich-Ungarns rettete. An jener Stelle, wo man dies am lebhaftesten empfinden mußte, hat man dem ungarischen Premier diesen Dienst auch nicht vergessen, und — es sei dies die erste und gleichzeitig die einzige Jndiscretion, die wir uns im Verlaufe dieser Abhandlung erlauben — zwischen dem Träger der Krone Sancr Stefans und dem derzeitigen ungarischen Ministerpräsidenten herrschen herzliche Vertrauensbeziehungen, wie sich deren nur noch ein Mann unserer Zeit erfreut — der Mann, den man einem deutschen Leser nicht erst zu nennen braucht.

Auch die vor kurzem durchgeführte Oberhausreform hatte in gewissen Kreisen und allenfalls nur für sehr kurze Zeit als eine Art Ministerfallc herzuhalten. Ernst ist dies jedoch von keinem Menschen genommen worden. Diese Reform wurde merkwürdigerweise in ihrem Wesen vielfach verkannt. Man hat namentlich gegen sie die Einwendung gemacht, daß sie keine liberale ist, weil die censusfähige Erbaristokratie dem neuen Oberhause den Charakter einer oligarchischen Institution geben wird. Die Hohlheit dieser Einwendung konnte auch minder scharfsichtigen Politikern als Tisza nicht entgehen. Die Wahrheit ist nämlich die, daß die geschaffene Reform wohl

die Bedeutung der Oberhaus-Institution als solcher, keineswegs
aber die politische Macht einer Gesellschaftsklasse erhöht —die
Wahrheit ist, daß von der vielhundertköpfigen Magnatenschaft regelmäßig
ohnehin nur eine beschränkte Anzahl den Oberhaussitzungen beiwohnt, nun
denn, diese Anzahl, die heute bereits eine festgesetzte geworden ist, findet
in den ernannten Mitgliedern hinreichend ihr Gegengewicht, so daß Ueber-
raschungen gleich denen wahrend der Abstimmung über das bekannte Misch-
ehe-Gesetz ganz ausgeschlossen sind. Die demokratische Tragweite der Ober-
hausreform besteht aber vornehmlich auch darin, daß der überwiegendste
Theil der ungarischen Magnatenschaft durch ihre erfolgte Ausschließung
vom Oberhause sich mit der Mittelklasse zu verschmelzen suchen wird.
Das aus Anlaß der zehnten Jahreswende der Ministerpräsidentschaft
Tiszas begangene Jubilaumsfcst hat seiner politischen Wirksamkeit den
Stempel der nationalen Anerkennung aufgedrückt. Wenn Tisza in seiner
Antwortrede an die Begrüßungsdeputation der rcichstäglichen Regierungs-
partei sagte, er halte die liberale Fahne hoch, „jene liberale Fahne, deren
Schlagwort nicht das Vorwärtsschreiten im Sturme, sondern der stetige,
stufenweise Fortschritt ist," so erinnert das wiederum an die oben erwähnten
Worte seiner Rede im 18ö1er Reichstage und zeigt, daß er sein politisches
Ziel schon vor einem Vierteljahrhundert fest in's Auge gefaßt hatte und
mit systematischer Folgerichtigkeit zu erreichen bestrebt war, obwohl man
ihm zu seinem Tadel — oder sollen wir sagen: zu seinem Lobe? — nach-
sagt, daß er ein Feind vorgefaßter doctrinärer Systeme ist.
Suchen wir zum Schlüsse noch in dem Politiker einige persönliche
Züge Tiszas zur Darstellung zu bringen. Sein Charakter ist: streng red-
lich, aber verschlossen. Seine Manier: dem äußern nach kalt, aber duld-
sam. Bei einigem persönlichen Umgang mit ihm schmilzt jedoch das Eis
alsbald. Im Kreise seiner Freunde ist er gesprächig nnd wahrhaft liebens-
würdig. Es ist schwer, seine Zuneigung zu gewinnen, aber viel schwerer,
sie, einmal gewonnen, zu verlieren. Er sieht seine Freunde gerne auf
seinem Landsitz in Geßt, einem schön eingerichteten Gute von 40 000 Joch,
bei sich zu Tisch, wo er mit ihnen, seine Pfeife rauchend, auch bis Mitter-
nacht im heitern Geplauder sitzt. Ein guter Familienvater und der zart-
fühlendste Mensch im Kreise der Seinen. Als Mensch ist er stolz und
glaubt nicht, daß der Fall eintreten könnte, daß er, gleich seinem
jüngeren Bruder Ludwig, dem Grafen von Szcgedin, einen Magnatentitel
je annehmen würde. Im Parlament ist er ein großer Wortkämpfer, in
größeren Gesellschaftskreisen hingegen schweigsam. Auf seinem Gute lebt
er gerne seiner Wirthschaft; seine Küche und Lebensweise sind einfach, feine
Weine gut. Er macht gerne Spazierritte und schiebt nach Tische oft Kegel

Seine Arbeitskraft ist in Ungarn sprichwörtlich, auch ist er ein eifriger Leser sowohl der in- als der ausländischen Presse. Er ist ein Bewunderer des parlamentarischen öebens der Briten, deren Sprache ihm wie die eigene Muttersprache geläufig ist, und galt lange Zeit in Ungarn als incarnirter Parteimann. Heute jedoch ist er die ausdrucksvollste Verkörperung der politischen Machtfülle der gesammten ungarischen Nation. Er ist der nationalste Staatsmann des modernen Ungarns. Unter den lebende» Staatsmännern hat sich keiner in das Studium der ungarischen Volksseele so vertieft, wie Koloman Tisza; aus dieser Tiefe entquillt die hohe Werths schätzung. mit der ihn das ungarische Volk umgiebt.

Nachtrag zu den? Aufsatze:
Künstlerruhm und Vergänglichkeit.
von
Raul Lindau.
— Berlin. —

i
eber den Tod der Julia Grisi habe ich. dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Geheimen Polizeiraths Caspar, deS Herrn Hauptmanns Büttner, Vorstandes der Filial-Strafanstalt in der Barnimstraße, und des Herrn Max Schmidt, Besitzers des Hotel du Nord, aus amtlichen und privaten Quellen, und durch die Mittheilungen der Tochter, der Gräfin Rita di Candia. das Nachstehende erfahren.

In den ersten Tagen des November 1869 traf Julia Grisi mit ihrem Gemahl, Marquis Giuseppe di Candia (Mario), mit ihren drei Töchtern: Rita, Cecilia und Clclia-Corinna, zwei Kammerjungfern und einer Gesellschafterin, Fräulein Friederike Guttmann, aus Florenz in Berlin ein.

Schon während der letzten Monate ihres Aufenthaltes in Italien — die Familie bewohnte die Villa Salviati bei Florenz — war die früher immer so heitere und lcbensfrische Frau merkwürdig ernst und verstimmt gewesen; unerklärliche Todesahnungen verdüsterten ihr Gemüth. Als sie von ihrer Villa Abschied nahm, sagte sie zu ihrer Umgebung: „Cet snckroit — ss u« 1s rsvsrrai plus." Der Zug, der die Familie vom Süden nach Berlin brachte, entgleiste zwischen Nürnberg und Bamberg und blieb im Schnee stecken. Dieser Unfall jagte der Künstlerin einen tödtlichen Schrecken ein, und es kam noch dazu, daß sie sich durch diesen unerwünschten Auf» enthalt eine überaus heftige Erkältung zuzog. Sie war bereits ernstlich krank, als sie in Berlin eintraf und mit den Ihrigen im „Hotel du Nord" abstieg; indessen konnte Niemand vermuthen, daß diese Krankheit einen so

schnellen und grausamen Verlauf nehmen werde. Mario, der sein Engagement an der Italienischen Oper in St. Petersburg antreten mußte, glaubte daher ruhig abreisen zu dürfen. Julia Grisi blieb mit ihren drei Töchtern, ihrer Begleiterin und den zwei Kammerjungfern im „Hotel du Nord" zurück. Die jungen Damen im Alter von fechszehn bis zwanzig Jahren waren leidenschaftliche Schlittschuhläuferinnen, und die schöne und auch auf die Schönheit ihrer Töchter stolze Mutter, die sich nun wieder wohler fühlte, mag sie wohl ab und zu auf das Eis begleitet haben; jedenfalls zog sie sich hier eine abermalige heftige Erkältung zu und erkrankte in bedenklicher Weise Mitte November. Wenige Tage vorher war ihre Gesellschafterin, Fräulein Guttmann, nach Frankfurt am Main abgereist. Die Grisi ließ den Sanitätsrath Dr. Pabst kommen, der in den früheren Adreßbüchern mit einem langen Titel bezeichnet ist. Er heißt da: „Sanitätsrath Dr. raeg. Louis Pabst, praktischer Arzt, Wundarzt, Geburtshelfer und Augenarzt, Operateur, Direktor des Raison äe santS, Homöopathische Heilanstalt, Marienstraße 24." Frau Grisi kannte in Berlin, wie es scheint, nur einen Menschen: den damaligen Militärattache an der Englischen Botschaft, Oberst Walker, der die Damen oft besuchte. Andere Besuche haben sie nicht empfangen. Es ist also auch anzunehmen, daß sie den Arzt auf Empfehlung des Herrn Oberst Walker zu sich beschieden hat. Dr. Pabst erfreute sich nicht gerade des Rufes eines wissenschaftlich bedeutenden und ernsten Arztes, und auch der Besitzer des Hotel du Nord hatte zu demselben nur mäßiges Vertrauen. Vergeblich sprach er der Künstlerin zu, noch einen anderen Arzt zu Rathe zu ziehen. Die Krankheit nahm bald einen sehr ernsthaften Charakter an. Frau Grisi (Marquise di Candia) trank nun. von heftigem Durste gequält, Champagner in ganz ungewöhnlichen Quantitäten, so daß die Frau des Hotelbesitzers es für ihre Pflicht hielt, mit dem Arzte darüber zu sprechen. Dieser erklärte indessen, daß der Zustand der Grisi hoffnungslos sei, und daß man ihr nur geben möge, was sie verlange. Vorher hatte I)r. Pabst die Kranke zu veranlassen gesucht, sich seiner ärztlichen Behandlung in seiner Heilanstalt anzuvertrauen, aber die Patientin hatte davon nichts hören wollen. Sie starb am 25. November 1869 — „am Hirnschlage" nach den allerdings nicht sehr zuverlässigen amtlichen Angaben.

Es wurde sofort an ihren Gatten nach St. Petersburg telegraphirt und an die frühere Gesellschafterin Fräulein Guttmann in Frankfurt am Main. Beide trafen, so schnell es möglich war, in Berlin ein.

Zu jener Zeit war in der Dvrotheenstraße, in der Nähe der Kirche unter der Bezeichnung „Gewölbe der Dorothecnstädtischcn Kirche" eine Privat-Leichenhalle, die gegen Entgelt Leichen, welche aus irgendwelchem Grunde nicht im Todeshause bleiben und nicht nach den Begräbnißplätzen übersührt werden konnten, aufnahm. In diese im Jahre 1880 abgebrochene Halle wurde der Sarg mit der Leiche der Grisi gebracht. Der obere Theil

des Sarges war mit einer dicken Glasscheibe versehen, so daß der Kopf der Tobten auch nach der Einsargung noch sichtbar war. Die Augenzeugen versichern, daß die Grisi auch in ihrem Tode noch den Ausdruck jener wunderbaren klassischen Schönheit bewahrt habe, durch den sie im Leben ihre Zeitgenossen entzückt hatte.

In die Todtenliste und in den Todtenschein schlichen sich verschiedene unrichtige Angaben ein; die Verstorbene wurde da als Felicia de Candia. geb. von GrisylÄo) und als „SS Jahr 6 Monat 1 Tag" alt bezeichnet*). Demnach wäre die Grisi geboren am 25. Mai 1816. Zunächst ist der Geburtstag nicht richtig, er wird wenigstens in allen Nachschlagebüchern als der 28. Juli angegeben. Ebenso ist die Angabe des Geburtsjahres falsch. Die Mittheilungen über dasselbe sind allerdings in den verschiedenen Nachschlagebüchern durchaus schwankende. Nach Vapereau wäre die Grisi 1808 geboren, nach Firmin-Didot 1810, nach den deutschen Conversations-Lexikcn 1811 und nach dem Todtenschein gar 1816! Diese letzte Angabe ist ohne allen Zweifel unrichtig; denn bereits im Jahre 1826 ist die Grisi aufgetreten, allerdings als blutjunges MLdchen. 1828 ist bereits eine Oper für sie componirt worden. Wäre die Jahresangabe im Todtenschein? richtig, so wäre die Grisi im Kindesalter von zehn Jahren als dramatische Sängerin zum ersten Male auf der Bühne erschienen.

Die Leiche wurde am 30. November nach Paris gebracht. Der Wittwer Mario (di Candia) begleitete sie.

Die Bestattung derselben scheint Schwierigkeiten gemacht zu haben. Jedenfalls ging dem Besitzer des Hotel du Nord nach mehr als sieben Jahren von Paris aus die Bitte zu, vom Confistorium der Provinz Brandenburg einen verbesserten Todtenschein zu beschaffen. Die frühere Gesellschafterin Fräulein Guttmcmn, die inzwischen in Glasgow sich niedergelassen hatte, wurde zu einem Zeugnisse aufgefordert und erklärte am 7. Februar 1877 vor dem Friedensrichter Campell zu Glasgow, daß sie Frankfurt am Main nach einer trlegraphischen Mittheilung über den Tod der Grisi am 25. November 1869 verlassen habe und am 26. November in Berlin eingetroffen sei. Sie habe sich direct in das Hotel du Nord begeben und sei mit den

*) Die Slbschrift des TodtcnscheincS, die ich mir verschafft habe, lautet: Todtcn-Schein. Nach Angabe des Todten-Rcgistcrs der Dorotheenstadt-Kirche ist die verehelichte Rentiere Felicia de Candia geborene von Grift) am Fünfundzwanzigsten 25ten) November Ein Tausend Acht Hundert Neun und sechszig (1869) an Hirnschlag, 53 Jahre 6 Monate 1 Tag alt, verstorben und hinterlaßt: den Wittwer, drei Töchter und einen Sohn. Dieses wird glaubhaft und ordnungsmäßig hierdurch bescheinigt. Berlin, den 14. Dccember 1885. gez. Stechow. Evangelischer Prediger an der Dorotheenstadt-Kirche. I,oou8 sigllli scvlssiäs l)orotks»oss. Diese Leiche wurde (vom 25ten bis 3i)ten November 1869 in dem Gewölbe der Dorotheenstadt°Kirche aufbewahrt und an letztgenanntem Tage nach Frankreich überführt. Puls, Küster. Bol. 12, Fol. 230. No. 299.

drei Töchtern Marios und der Grisi „nach irgend einer Kirche" gegangen, wo der mit einem Glasdeckel versehene Sarg in Augenschein genommen wurde. Sie habe das Gesicht der Grisi erkannt. Wenn in der Todtenliste die Verstorbene als „Felicia de Candia" eingeschrieben sei, so sei dies ein Jrrthum. Sie habe allerdings die Verstorbene immer „Madame di Candia" genannt, der eigentliche Vor- und Zuname sei aber „Julia Grisi"; sie sei die geschiedene Frau des verstorbenen Görard de Melcy.

Auf dieses Zeugniß hin schrieb dann der damalige Besitzer des Hotel du Nord. Herr Woyte, an das Consistorium der Provinz Brandenburg und bat um Ausstellung eines Todtenscheines auf den Namen Julia Grisi, geschiedene de Melcy.

Demnach scheint Fraulein Guttmann in dem Glauben gelebt zu haben, daß Julia Grisi mit dem Marquis di Candia (Mario) nicht verheirathet gewesen sei und dessen Namen zu Unrecht getragen habe. Sie hat sich in dieser Voraussetzung geirrt. Der berichtigte Todtenschein ist auch noch nicht richtig. Wenn nicht alle anderen Angaben irrig find, so ist Julia Grisi in der That mit dem Marquis di Candia (Mario) verheirathet gewesen, und der richtige Name der Verstorbenen wäre also der gewesen: Julia Marquise di Candia, geschiedene de Melcy, geborene Grisi.

Unmittelbar nach dem Tode kam auch der älteste Sohn des Grisi, der Halbbruder der drei Töchter, Irederick, der von seinem Vater, dem Marquis of Londonderry. dem früheren Lord Castlereagh, adoptirt worden ist und den Namen Ormsbay erhalten hat, zur Bestattung seiner Mutter nach Berlin. Herr Frederick Ormsbay war früher Rittmeister bei den englischen Garde Dragonern, hat aber seinen Abschied genommen. Er hat sich mit der Tochter des Generals Corbet vermählt und sein ältester Sohn, also der Enkel der Grisi, ist Offizier in Indien.

Die älteste Tochter der großen Künstlerin, Rita, ist unvermählt geblieben. Die beiden jüngeren haben sich in England verheirathet.

Entgleist.

Eine Skizze,

von

Ludwig von Mrschfeld.

— Berlin. —

chon lange hatte mich mein Vetter, der großherzoglich mecklen-
burgische Forstmeister von Strichow, aufgefordert, ihn zu
besuchen. Gern Hütte ich dieser Einladung schon früher ent-
sprochen, aber immer war etwas dazwischen gekommen. Strichow war ein
liebenswürdiger, jovialer Mensch und seine Frau die freundlichste Wirthin
von der Welt. Ich war Pathe eines Sohnes, den ich noch nie gesehen,
und die Forstinsvection, welcher mein Vetter Vorstand, hatte — das war
in ganz Mecklenburg bekannt — den vorzüglichsten Rehstand. Alles Gründe.
Welche für die Ausführung eines Besuchs sprachen.

Endlich im Sommer 1882 traf ich in Domnitz bei meinen Ver-
wandten ein, nnd zwar — ich muß gestehen, daß der Zufall hierbei nicht
mitgespielt hatte — gerade am 2S. Juli: an diesem Tage wird in
Mecklenburg die Jagd auf Rehwild eröffnet.

Das Forsthalls liegt am Rande der Domnitzer Haide, einer großen, fast
zwei Quadratmeilen umfassenden Kiefernwaldung, nnd in der Nähe des
Städtchens Grambow. Die Gegend ist nicht eben reizvoll. „Allerwegent
Sand un Dannenbusch," wie Renter von der Dömitzer Landschaft in seiner
„Festungstid" erzählt. Eine breite, mehrspurige Landstraße durchschneidet
den Wald von einem Ende zum andern. Sie ist mit mageren Birken ein-
gefaßt. Von ihr ausgehend, ziehen sich lange, geradlinige Schneisen durch
den Forst. Alte Bestände wechseln mit jungen Schonungen, hin und wieder
führt der Weg über eine frischgeschlagene Lichtung oder vorüber an kleinen,
moorigen Waldwiesen. Sonst meilenweit keine Abwechselung. Das Auge

ermüdet an dem sich durch alle Schattirungen wiederholenden Grün. Der
Wagen mahlt in dem tiefen, ausgefahrenen Geleise, welches von dem nach-
stürzenden Sand wieder ausgefüllt wird.
Früher herrschte auf dieser Landstraße ein reger Verkehr, Sie war
die nächste Verbindungslinie zwischen Berlin und Rostock. Der Posthalter
in Grambow weiß noch von der guten alten Zeit zu erzählen. Die meisten
Privatfuhrwerke nahmen dort Vorspann, um den langweiligen Weg durch
die endlose Haide schneller zurückzulegen. Jetzt folgt der Verkehr der neuen
Chaussee, und die Landstraße liegt verödet.
Am Tage nach meiner Ankunft gegen Abend stand ich am Rande
einer jener Waldwiesen. Ein starker Rehbock war regelmäßig dort aus-
getreten. Der Forstgehülfe, der mich angestellt, mich vorher auf den
Wechsel aufmerksam gemacht und von der Tanne, hinter welcher ich stand,
mit dem Waidmesser die unteren Zweige abgeschnitten Halle, um gute
Schußlücken herzustellen, pfiff seinem Hunde und ging seitwärts in den
Forst. Den Rückweg nach dem Forsthause konnte ich nicht verfehlen; die
alte Landstraße hinter mir führte direct darauf zu.
Es war ein schwüler Tag gewesen, und auch die Abendstunden brachten
keine Kühlung. Die Luft war still. Nur hin und wieder fuhr ein leichter
Windhauch über die Wipfel hinweg. Dann rauschte es in den Tannen,
und die Zweige der Birken an der Landstraße wehten wie langes Frauen-
haar, das ein Luftzug bewegt, langsam hin und her. Die Wiese war von
einem tiefen Wassergraben durchschnitten, der von niedrigem Ellerngebüsch
eingeschlossen wurde. Die Lücken dieser wilden, unregelmäßigen Pflanzung
gestatteten hier und da einen Durchblick. Am Ende der Wiese befand sich
ein Torfstich. Kleine, schwarze Pyramiden waren dort aufgeschichtet. Auch
eine Hütte aus Rohr war sichtbar, welche die Arbeiter zum Schutz gegen
den Regen erbaut hatten. Dies waren die einzigen sichtbaren Spuren
menschlicher Thätigkeit. Die Sonne sank und bläuliche Schatten krochen
an den unregelmäßig aufgeschossenen Stämmen der Kiefern empor. Dir
feineren Aeste der Kronen glühten im leuchtenden Roth. Die leichten
Windstöße hörten auf. Es war ganz still, so still, daß man das emsige Summen
der Mücken vernahm, dieser schlimmsten Peiniger des zur Regungslosigkeit
verurtheilten Waidmanns.
Ich konnte die ganze Wiese übersehen, aber kein Wild ließ sich
blicken. Sollte ich in schlechtem Winde stehen? Ich wartete weiter. Neben
mir im Laube raschelte eine Maus. Ein Buchfink kam geflogen und setzte
sich drei Fuß von meiner Nase auf einen Zweig. Er schaute mich neu-
gierig an, wendete das Köpfchen bald rechts, bald links, wippte mit dem
Schwanz. Plötzlich, als erkenne er jetzt erst die Größe der Gefahr, stob
er mit ängstlichem Flügelschlag davon. Es fing bereits an zu dämmern ;
aus dem moorigen Wiesengrund stiegen weiße Dämpfe auf und lagerten
sich in schmalen Streifen über dem Torfstich. Nur die höchsten Wipfel der

Tannen an dem jenseitigen, leicht aufsteigenden Rande waren noch von der
Sonne beschienen. Jetzt nahmen auch sie ein fahles Graugrün an. Hoch
in der Luft über ihnen kreiste eine Gabelweihe, hin und wieder den grellen
Schrei ausstoßend, mit dem sie den entfernten Gefährten lockt. Meine
Augen folgten den gleichmäßigen Kreisen des Vogels. Es war wohlthuend.
in der regungslosen Umgebung eine Bewegung wahrzunehmen. Der Vogel
zog weiter, immer weiter; endlich entschwand er dem Auge. Als mein.
Blick wieder auf die Waldlandschaft herabglitt, entdeckte ich in der Ent-
fernung jenseits des Grabens zwei Stück Rehwild, Also waren sie heute
weiter unten ausgetreten! Schändlich! Und keine Möglichkeit, sich unbemerkt
heranzupürschen. Es war ein Paar. Ich sah deutlich, wie der verliebte
Bock die Ricke jagte. Dann blieben sie wieder stehen und ästen ruhig fort,
zuweilen rasch den Kopf erhebend und mit vorgestrecktem Gehör umher
spähend.
Ich war sehr ärgerlich; es war nicht wahrscheinlich, daß die Rehe
noch vor dem völligen Dunkelwerden sich mir bis auf Schußweite nähern
würden. Zudem lag der breite Wassergraben dazwischen. Ich beschloß
daher, den Versuch zu wagen und mich auf gut Glück, im Grase kriechend,
heranzuschleichen. Viel Aussicht auf Erfolg versprach das Unternehmen
nicht. Eben war ich im Begriff, mich platt auf den Bauch zu werfen, als
die Thierc Plötzlich eine auffallende Unruhe zeigten: sie äugten scharf nach
der Landstraße hinüber, dorthin, wo dieselbe in der Nähe des Torfstichs
an die Wiese heranbog. Dann machten sie einige Sprünge in dem hohen
Gras, wobei die Spiegel sich hell in der Dunkelheit abzeichneten, blieben
wieder stehen; — plötzlich machten sie scharf Kehrt und kamen in voller
Flucht quer über die Wiese gerade auf mich zu. Ich drückte mich an den
Stamm der Tanne; die Ricke setzte leicht über den Wassergraben, noch
einige Sprünge und sie stürzte kaum dreißig Schritt von mir in das
buschige Unterholz des Waldrandes. Der Bock folgte etwas langsamer.
Als mein Schuß fiel, zeichnete er, setzte aber mit unregelmäßigem Sprung
der Gefährtin nach und verschwand im Dickicht. Ich ging auf den An-
schuß, Schweiß war nicht da; aber vielleicht war es schon zu dunkel. Ich
wandte vorsichtig die langen Gräser um.
Der Fährte folgend kam ich an den Waldrand. Das Unterholz war
dicht. Ohne Hund nachzusuchen schien mir vergebliche Arbeit. Auch war
ich nicht ganz sicher, wo ich den Bock getroffen. Rathsamer schien es mir.
dem ortskundigen Jäger die Nachsuche zu überlassen. Ich „verbrach" die
Fährte, d. h. ich knickte einige Zweige an der Stelle, wo sie sich im Walde
verlor, und kehrte, mit dem Ergebniß des Abends nicht sonderlich zufrieden,
auf meinen Stand zurück, von wo aus ich mit wenigen Schritten die Land-
straße erreichte. — Kaum hatte ich dieselbe betteten, als eine merkwürdige Er
scheinung meinen Schritt hemmte. Ich bin, wie jeder Waidmann, aber-
gläubisch, aber doch von Gespensterfurcht frei. Ter vertraute Umgang mit

der Natur, die körperliche Anstrengung, die nächtlichen Wanderungen im dunklen Walde lassen solche Nervenrcizungen nicht aufkommen. Dennoch konnte ich mich eines unbehaglichen, fast unheimlichen Gefühls nicht erwehren beim Anblick der seltsamen Gestalt, die wenige Schritte von mir mitten auf der gelben Sandfläche des Weges stand. War eS wirklich ein Mensch? Wie kam ein Mann mit hohem Cylinderhut, schwarzem Frack und weißer Halsbinde zu dämmriger Stunde in diese Waldeinöde? Er stand da in nachlässiger Haltung, die eine Hand in der Hosentasche; unter dem andern Arm hielt er etwas, was ich nicht erkennen konnte. Da er unbeweglich stehen blieb und mich zu erwarten schien, ging ich auf ihn zu.

„Haben Sie ihn gefunden?" klang eine heisere, belegte Stimme mir entgegen.

Ich athmete, ich gestehe es offen, etwas erleichtert auf.

„Gefunden — was?" war meine nicht eben schlagfertige Antwort.

„Nun den Bock! — Er zeichnete ja. — Ich habe die Kugel anschlagen hören. — Sie schießen doch nicht etwa mit Schrot?!" — Er warf einen Blick auf meine Büchsflinte. — „Ein guter Schuß! — Er kam Ihnen ziemlich flüchtig!"

Ich blickte erstaunt auf den Ankömmling. Tiefe waidmännische Sprache und der seltsame Anzug. — Aus dem letzteren hätte ich auf einen Geistlichen geschlossen. In England und Amerika würde ich geglaubt haben, einen Methodistenprediger vor mir zu sehen. Aber unsere mecklenburgischen Landpfarrer gehen nicht im Frack und im Cylinder auf der Landstraße spazieren. Auch der dicke, über die Lippen herabhängende Schnurrbart deutete nicht auf geistliche Functionen. — Was war das nur für ein Gesell?

„Sie sollten doch nachsuchen/' fuhr er fort, meine musternden Blicke nicht beachtend. „Ich wette, er liegt nicht hundert Schritt weit vom Anschuß. — Wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen die Stelle absuchen."

„Sie scheinen sich darauf zu verstehen," sagte ich zögernd.

„Nun ja. so etwas! — Alte Reminiscenzen. — ?«mpi pa««iti." Er lachte kurz und wie höhnisch auf. — „Aber wenn Sie ihn noch finden wollen, ist es Zeit; sonst wird es dunkel."

Ohne meine Antwort abzuwarten, ging er an mir vorüber, zog sich mit einem Ruck den hohen, schäbigen Cylinder bis auf die Ohren und schob sich, den Kopf voran, in das Tannendickicht, den in ein grünes Tuch eingewickelten Gegenstand vorsichtig aus einen Baumstumpf am Rand des Grabens niederlegend.

Tie dichten Tannenzweige rauschten hinter ihm zusammen; nicht ohne Mühe folgte ich. Etwas weiter hin hörte die Tannenschonung auf; wir traten wieder in einen hochstämmigen Bestand. Mein Begleiter spähte forschend nach allen Richtungen. Er betrieb das mühsame Geschäft mit einer

gewissen Leidenschaft, warf sich aus den Boden, um den Abdruck der Fährte zu untersuchen, kroch durch dichtes Brombeergestrüpp.

„Hier ist Schweiß!" rief er triumphirend und zeigte mir ein Brombeerblatt, an dem sich rothe Flecken vorfanden. „Ich sagte es ja, — es war ein Blattschuß. Sie können die Leber noch heute Abend auf dem Tische haben. — Nichts Köstlicheres, als eine frische Rehleber! — was? — Hier — schon wieder Schweiß. Aber nicht ausgiebig genug. — Sie führen zu kleines Kaliber."

Mein Erstaunen wuchs. Der seltsame Mensch verrieth so viel praktische Uebung — und doch dieser Anzug, sein ungenirtes, einem Fremden gegenüber zu vertrauliches Benehmen! — Welcher Gesellschaftsklasse mochte er nur angehören?

Wir suchten bald gemeinsam, bald vereinzelt. Ich begann an dem Erfolg der mühsamen Arbeit zu zweifeln.

„Hoho, hoho!" scholl es von links herüber. — „Da liegt er! und mausetodt! — Natürlich, er konnte ja nicht weit laufen mit dem Blei im Leibe. — Ein capitaler Bock! — Sehen Sic nur. wie er aufgesetzt hat. — Die schönen Perlen! — — Aber zu wenig Schweiß, wie gesagt! — Nehmen Sie Kaliber 12 und Sie haben weniger Mühe!"

Wir standen neben dem verendeten Thier. Mein Begleiter hatte den Hut abgenommen und wischte den Schweiß von der Stirn. Von seitwärts fiel ein, dämmeriger Schein auf sein Gesicht. Es war kein interessanter Kopf; die runden Augen traten etwas hervor, die kurze dicke Nase und die wulstigen Lippen, über welche der ungewöhnlich starke Schnurrbart herabhing, gaben dem Gesicht einen ziemlich gemeinen Ausdruck. Dieser Bart hatte etwas übertrieben Martialisches. Auch die energischen, gewandten Bewegungen der hageren Gestalt konnten einen ehemaligen Militär verrathen. Damit stimmte aber wieder nicht der müde, gläserne Ausdruck der Augen und die nachlässige Haltung. Auch der glänzend kahle Oberkopf, über welchen einzelne dürftige Haarsträhnen von dem hart am Ohr sitzenden Scheitel herübergekämmt waren, gab dem Träger einen nüchternen, philiströsen Anstrich; und vor allem der Anzug. — Ich konnte über den Mann nicht in's Klare kommen.

„Eine harte Arbeit; aber doch wenigstens nicht nutzlos," meinte er, zog dabei aus der Brusttasche ein kleines, flaches Glasfläschchen mit Korkstöpsel und hielt es mir hin. „Man hat schon seinen Labetrunk verdient,- fügte er wie entschuldigend hinzu. — „Vielleicht ein Schlückchcn gefällig?"

Ich mochte nicht ablehnen. Es war der gemeinste Kartoffelfusel. Mühsam würgte ich die widerliche Flüssigkeit hinunter,

„Es ist gerade kein nue OKsmpgFne," lachte er, meinen unbefriedigten Gesichtsausdruck bemerkend. „Aber er thut doch seine Wirkung, hält den Magen warm und den Kopf frei. — Ich trinke übrigens fast niemals starke Getränke." Dabei that er einen gehörigen Zug, schnalzte mit der Zunge

und schob das Fläschchen mit einer seltsam geläufigen Handbcwegung
in die Tasche. „Aber bei weiten Wegen und in kühler Abendstunde gestatte
ich mir hier und da eine leichte Auffrischung. — Nun, was meinen Sie?
Wir können ihn doch nicht da liegen lassen, sonst schneiden ihn die Füchse
an. — Wollen Sie ihn nicht gleich auswaiden? Es ist nur wegen der
Leber; morgen ist sie nicht halb so gut."
„Ich will das lieber dem Jäger überlassen. Ich besitze für dies Ge-
schäft leider nicht die nöthige Geschicklichkeit. Wenn ich den Bock bis zur
Landstrahe schleppe und die Stelle durch frische Brüche bezeichne, werden
ihn die Leute des Forstmeisters schon finden."
„Nun, wie Sie wollen, also denn vorwärts!" Damit ergriff er einen
Hinterlauf und schickte sich an, das Thier fortzuziehen.
„Das kann ich nicht zugeben; Sie haben sich ohnehin schon so viel
Mühe meinetwegen gemacht. Ich kann den Bock sehr gut allein schleppen."
„Warum denn? Es ist keine Mühe, macht mir Spaß." Er zerrte
das Thier hinter sich her.
„Nein, nein!" wiederholte ich. „Wenn Sie mir wirklich weiter gefällig sein
wollen, so nehmen Sie mein Gewehr und helfen Sie mir den Bock auf die
Schultern laden. In dem Dickicht können wir ihn nicht schleifen. — An
meinem Jagdanzug ist nichts verdorben, während der Ihrige — —"
„Mein Anzug! — Haha! — Er nimmt sich drollig genug aus, nicht
wahr? — Paßt in die Gegend und zur Situation, wie? — Sie haben
sich's auch nicht träumen lassen, daß Sie heute Abend noch mit einem
Gentleman in t'ull clwss eine Nachsuche auf angeschossenes Wild halten würden.
Es ist auch sehr komisch." Er lachte unbändig, aber es klang gezwungen.
Ich gab ihm mein Gewehr und schickte mich an, die Laufe des Bocks
zu schränken, um ihn besser tragen zu können.
Mein Begleiter beschaute prüfend die Waffe, ließ die Hähne spielen
wog das Gewehr in der einen Hand, schlug dann mehrmals an und visirte
gegen einen zwischen den Tannenwipfeln durchblickenden Fleck des hellen
Abendhimmels.
„Die Läufe sind gut; — englisch, nicht wahr? — Man kann die
Firma nicht mehr lesen. Aber das Gewicht wäre mir zu leicht — und
nicht richtig vertheilt: eine Pürschbüchse sollte mehr Vordergewicht haben,
Sie liegt dann ruhiger in der Hand. — Und dann das Kaliber!" — Er
steckte den Finger in die Mündung. „Viel zu wenig Blei! Auf Hochwild
können Sie gar nicht damit schießen. — Die Schußwunde schließt sich, und
kein Tropfen kommt heraus."
„Sie haben wohl viel gejagt?" fragte ich, während er mir den Bock
auf die Schulter hob.
„Ja — früher — manchmal," gab er kurz zurück und schritt voran.
Bald daraus hing die Jagdbeute an dem niedrigen Ast einer hart am

Wege stehenden Tanne, und ein grvßer Birkenzweig, im Wagengelcife davor
aufgepflanzt, ließ die Stelle schon von weitem erkennen.
Mein neuer Jagdgefährte hatte inzwischen sein grünes Päckchen wieder-
gesucht und kehrte, leise vor sich hinpfeifend, zu mir zurück.
„Ich bin Ihnen mehrfachen Dank schuldig." sagte ich, ihm die Hand
bietend. „Ohne Sie würde ich heute Abend Wohl gar nicht zu Schuß
gekommen sein. — Ich nehme wenigstens an, daß Ihr plötzliches Erscheinen
mir das Wild zutrieb. — Wo waren Sie denn eigentlich — doch wohl auf
der Landstraße?"
„Wo ich war? — Ja so — wo ich her kam, meinen Sie." Er
brach ab und blickte wie in Gedanken verloren vor sich hin, während er
mit der flachen Hand mechanisch den Schnurrbart über die Lippen Herab-
strich. Mir siel die Weiße, gutgeformle Hand auf. Jetzt, wo wir aus dem
Schatten der Bäume getreten waren und der im Hochsommer nie schwindende
Lichtschein der untergegangenen Sonne die Gegend matt erhellte, konnte ich
die äußere Erscheinung meines Begleiters besser mustern. Seine anspruchs-
volle Kleidung war nicht schäbig, aber vernachlässigt; der Frack hatte bessere
Tage gesehen, war aber hier und da fleckig und zeigte am Nacken einen
glänzenden, fettigen Rand. Die Weste ging, der herrschenden Mode ent-
gegen, ziemlich hoch zum Halse hinauf und ließ — nur wenig von der
Wäsche sehen. Die schmale, weiße Halsbinde war durch das Kriechen im
Gebüsch aufgegangen und ihre Enden hingen melancholisch herab, Ueber dem
feuchten, zusammengesunkenen Hemdkragen sah man die Sehnen des langen,
magern Halses und den ungewöhnlich stark hervorquellenden Kehlkopf. Am
verdächtigsten erschien der Hut. Er war abgegriffen, verbogen und von
jenem trügerischen Glanz, der sich durch die Anwendung von Bier und einer
festen Sticfelbürste erzielen läßt. Er verdarb alles; ohne ihn konnte der
Träger des schwarzen Gcsellschaftsanzuges allenfalls für einen Schullehrer
oder Stadtmusikanten gelten. Der Hut stempelte ihn gewissermaßen zum
Vagabonden.
Er stand noch immer in Nachdenken versunken vor mir. Ich zündete
eine Cigarre an und hielt ihm das Etui hin. Er fuhr zusammen.
„Ich danke, — doch ja, wenn Sie erlauben, ich stecke sie ein und
rauche sie zu Hause."
Er versenkte die Cigarre in die Brusttasche neben das bewußte
Fläschchen.
„Ja so, Sie fragten mich, woher ich kam. — Warum wollen Sie das
eigentlich wissen?"
„Bitte sehr," erwiderte ich. „Ich glaubte nicht indiscret zu sein, —
Gehen Sie auch nach Domnitz zu?"
Ich schob den Gewehrriemen über die Schulter und schlug die Richtung
nach dem Forsthause ein.
„Schon wieder so eine Frage," lachte er und watete neben mir in dem

tiefen Sande, ohne einen der betretenen Fußpfade zu suchen, „Wohin ich
gehe? Nun. das ist leichter zu beantworten. — Ich will nach Grambow.
Wir haben einen Weg. Sie erlauben wohl, daß ich Sie begleite? —Aber
woher ich kam. wollten Sie ja wissen. — Hm — ja ja — das ist so
leicht gar nicht zu bestimmen." Er lachte hell auf. „Was würden Sie
sagen,' unterbrach er sich selbst plötzlich mit ernstem Ton und blieb stehen,
.wenn ich Ihnen nun erzählte, — wenn ich — es ist eigentlich hochkomisch,
— wenn ich Ihnen anvertraute, daß ich direct vom Rande des Grabes
komme? — Verstehen Sie mich recht! nicht etwa von einer Beerdigung,
obwohl Sie mich wohl für einen Leichenbitter halten könnten! — Ein Leichen-
bitter — köstlich! — I^es exti-öinss ,«« ton^Kont. Diese Harlequinsjacke
ist ja auch die Livree des Todes. — Nein, nein! Nicht von einem fremden
Grabe komme ich — von meinem eigenen. So dicht stand ich schon daran.
— Sehen Sie, so dicht! Kaum fünf Zoll trennten mich von der Stelle,
wo es gegraben war. Ich sah mich im Geiste schon darin liegen und ganz
correct dazu ajustirt. Man zieht ja den Leichen die besten Kleider an. In
Süddeutschland habe ich sie oft in den Leichenhäusern so im schwarzen Frack
und weißer Halsbinde liegen sehen. — Aber der Gesichtsausdruck Paßt nicht
immer dazu. Es ist schauerlich, die bläulichen oder lehmfarbenen Tobten-
gesichter über dem schön gestärkten Hemdkragen und die dünnen Finger ge-
faltet auf dem Chemisette. — Na, mich würden sie Wohl nicht ausgestellt
haben, wenn ich erst drei Tage im Torfmoor gelegen halte."
„Mein Gott, Sie wollten doch nicht etwa — —"
„Ja. ja. ich wollte! — Allerdings wollte ich. — Und warum sollte ich auch
nicht wollen! Jeder Mensch hat doch so seine Augenblicke, wo ihm die ganze Er-
bärmlichkeit des Daseins klar wird. — Aber warum gerade im Torf ersticken
wollen, werden Sie fragen. Ja, wenn ich eine englische Büchsflinte hätte, wie
Sie. wäre es einfacher. Aber sehen Sie, ein Gewehr kann ich mir nicht kaufen,
nicht einmal ein gemeines Terzerol, und dann gehen auch die Dinger nie los,
wenn Sie sollen. — Jn's Wasser kann ich nicht springen, denn ich bin ein
guter Schwimmer; aber so ein zäher Moorgrund hält fest. — Man muß
nur mit dem Kopf zuerst hineinspringen; so, nach unten, verstehen Sie;
pi<zusr un« töte. Man telegraphirt ein paar Mal mit den Beinen, aber
dann ist's aus. — Kein Todeskampf, — plötzliche Erstickung. — Ja ja.
ich hatte Alles gut überlegt. Auch der Platz gefiel mir; — abgelegen —
man wird nicht so leicht gefunden. — Keine unnöthigen Wiederbelebung^
versuche der lieben Angehörigen oder theilnehmender Menschenfreunde. —
Ich komme oft diesen Weg entlang, wenn ich nach Dobbin gehe. Ich habe
da zu thun, wissen Sie."
„Und gerade heute wollten Sie dies entsetzliche Unternehmen ausführen ?"
Es war etwas Unheimliches in der Art, wie er das alles so ruhig
erzählte.

„Heute? — ja, warum gerade heute? — das weiß ich nicht. — Es
kam mir so. Wie ich die Landstraße daher schlenderte, fällt mein Blick
wieder auf den Torfstich. Vielleicht wollte ich mir nur das Terrain auch
einmal in der Nähe ansehen, — Ich weiß das nicht mehr so genau, kurz,
ich war mit einem Male mitten auf der Wiese. Da gingen die Rehe auf
und gleich nachher fiel Ihr Schuß. Nun war's natürlich nichts mit dem
sslto rnortsls für dies Mal."
Wir gingen eine Zeit lang schweigend nebeneinander her. Ich wußte nicht
recht, ob ich alles das soeben Gehörte für Ernst nehmen sollte. Der Mensch
war ein Trinker, das war gewiß. Vielleicht war er auch verrückt, obwohl
seine Allsdrucksweise nicht wirr oder unklar war. Solange wir nach dem
Rehbock suchten, hatte er sich wenigstens sehr vernünftig gezeigt, — Ein
sonderbarer Kauz war es jedenfalls.
„Wenn Sie wirklich die Absicht hatten," begann ich wieder, „sich das
Leben zu nehmen, so fiel mein Schuß zu rechter Zeit. Ich hätte Ihnen
damit doch noch einen größeren Dienst erwiesen, als Sie mir, indem Sie
das Wild aufjagten. Ich weiß Wohl, daß es Stunden giebt, in denen
Einem das Leben werthlos erscheint. Aber wenn die Krisis vorüber,
denkt man ruhiger. Sie schienen mir auch vorhin, als wir die Nachsuche
hielten, gar nicht mit so trüben Gedanken beschäftigt."
„Ja, das ist wahr; und das ist eben das Merkwürdige. Solche
Ideen kommen und gehen bei mir und hinterlassen keine Spur. Ich bin
nachher oft wieder ganz vergnügt. — Wenn ich dann aber später nachdenke,
wie es mir ergangen ist, dann — —"
Er brach wieder ab.
„Sie haben wohl schwere Schicksalsprüfungen erlitten?"
„Prüfungen?" wiederholte er. „Hm, — das kann ich eigentlich nicht sagen;
aber Pech habe ich gehabt, grenzenloses Pech! Immer, wenn ich glaubte,
nun hätte ich die schöne Birne — da lag sie auf der Erde, oder ein anderer
hielt die Mütze drunter und fing sie mir weg. — Ich bin so recht ein Prügel-
junge des Schicksals. Was Anderen Glück gebracht hat, war mein Pech.
— Ich gebe zu, daß das der natürliche Weltlauf ist. Wat den Eenen sin Uhl,
is den anncrn sin Nachtigall. — Aber es ist schließlich langweilig, immerfort
vor der Thür zu stehen, wenn die andern sitzen. Sie, mein Herr, können es
wohl aushalten: Sie gehen auf Jagd, fahren mit der Extrapost — Sie
waren es doch, der gestern durch Grambow kam? — Ja, ja, ich habe Sic
gleich wieder erkannt. Ich saß im Hotel, unten am Fenster; der Wirth
nannte mir auch Ihren Namen. Ich habe ihn oft gehört, auch in der
Zeitung gelesen. Sie sind ja wohl noch im Dienst? — Doch verzeihen
Sie, da fällt mir ein, — erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Karte
überreiche."
Er suchte in seinen Taschen umher, fand endlich ein kleines, mit Perlstickerei
versehenes Notizbuch und hielt mir mit verbindlichem Lächeln eine Karte hin.

„Ich hatte mich längst vorstellen sollen," fuhr er fort, ,,aber ich war doch durch alles das. was vorhin zusammen kam, etwas zerstreut. — Sie können es wohl nicht mehr lesen?"
Ich zog an der Cigarre, um bei ihrem Schein die Worte zu entziffern, die mit Tinte ans die Karte geschrieben waren. Allmälig brachte ich es zusammen. Es stand darauf: C. Müller, - und darunter: Tanzlehrer. Also das war's! Tanzlehrer! — Ja, darauf wäre ich nicht verfallen.
„Ich könnte mich auch Balletmeister nennen oder Lehrer der Tanzkunst und Heilgymnastik, — denn ich gebe auch Turnstunden. Auch Professor der Choreographie würde sich nicht schlecht machen. Ich Hab' das schon bei andern gesehen. Aber das paßt nur für die großen Städte. Hier in den kleinen Nestern stoßen sich die Leute an solchen Titeln. Sie denken, die Stunden sind zu theuer, — und ich bin doch — weiß Gott — billig. Nur recht viel Theilnehmer, je mehr, je besser: die Masse muß es bringen."
.Sie sind wohl in Grambow etablirt?"
„Nicht etablirt, ich Kalte mich nur vorübergehend dort auf. Im Winter lebe ich in Hamburg, d. h. eigentlich in Altona, St. Pauli — Sie kennen wohl die Gegend? Ich habe dort ein eigenes Local, — übrigens ganz anständig," fügte er hinzu, meine Gedanken errathend.
„Und jetzt im Sommer?"
„— Reise ich in den kleinen Landstädten herum und halte Tanzcurse für Kinder. Manchmal nehmen auch Erwachsene Theil: die Töchter kleiner Beamten, junge Kaufleute."
„Und da geben Sie wohl auch auf den Gütern Unterricht?"
„Ja wohl; und früher hatte ich sogar sehr vornehme Kundschaft. Ich war zweimal bei Graf Horn in Benitz. Die Kinder der anderen Gutsbesitzer kamen dorthin. Es ging mir da sehr gut. Ich aß an der Tafel des Herrn Grafen. Später hörten unsere Beziehungen auf. Ich wurde nicht wieder aufgefordert zu kommen ; — ich weiß heut noch nicht, warum?"
Mir war es weniger unklar, warum Graf Horn meinen Begleiter nicht mehr an seinem Tische sehen mochte. Seine äußere Erscheinung und das kleine Flüschchen sprachen deutlich genug.
„Aber Sie haben doch, wie es scheint, noch Kundschaft in der hiesigen Gegend?"
„Ja, ich gehe dreimal in der Woche nach Dobbin: der Domänenpachter Kreling hat sechs Kinder; ich gebe ihnen Tanzunterricht. Es kommen auch noch ein paar aus der Nachbarschaft dazu. Ich muß da natürlich im Frack antreten. — Gepäck kann ich nicht mitschleppen. Jetzt während der Heuernte kann mich Herr Kreling nicht fahren lassen. Es ist auch nicht weit — kaum eine Stunde Wegs. — Nur bei Regenwetter ist es unangenehm. Ich nehme für alle Fälle meine Tanzschuhe mit."

„Also das Packet, das Sie da tragen, enthält wohl — —"
,,Mein ganzes Handwerkszeug: meine Violine, einige Noten und ein Paar Schuhe. — Das ist alles, was ich brauche. Omiüa me« msnim porto."
„Ermüdet es Sie nicht, so weit zu Fuß zu laufen?"
„Gott bewahre! — Ich bitte Sie, was sollte ich anfangen, wenn meine Beine nicht mehr aushielten! Sie sind ja mein Geschäftscavital. — Sehen Sie — —" er schlug sich mit der Hand auf den Oberschenkel — „alles fest und stramm, der reine Gußstahl! Auch gehe ich gern in freier Luft. .Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern/"
Er sang die Strophe mit heiserer Stimme laut in den Wald hinein. Ein paar Krähen, die auf den Tannenwipfeln am Wege gesessen hatten, flatterten scheu auf und flogen krächzend davon. Wir gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her.
„Bleiben Sie noch lange in Grambow?" frug ich, um doch irgend etwas zu sagen.
„Etwa vierzehn Tage noch; dann fängt die Schule wieder an und die Kinder haben keine Zeit mehr/
„Und dann?"
„Dann kommen für mich die mageren Monate, bis der Wintercursus anfängt. — Meine Frau verdient wohl etwas mit Sprachunterricht — sie stammt aus der französischen Schweiz. — Aber, Du lieber Gott! fünfzig Pfennige die Stunde, wie soll man damit leben! Und dann ist sie krank seit einiger Zeit — ein Lungenleiden. Sie kann nicht lange sprechen, ohne zu husten. — Ja, ja, es geht uns recht miserabel."
„Wo wohnen Sie in Grambow?"
„Im ,Erbgroßherzoa/. Es ist nur ein Gasthof da. Aber — —' er blieb stehen und sah mich verlegen an. „Ich merke — Sie wollen wohl — ich bitte Sie, darum habe ich es nicht gesagt. — Es geht mir schlecht, was soll ich es leugnen; — ich habe eigentlich nicht das Recht, etwasaus zuschlagen, namentlich meiner Frau wegen nicht. — Aber — —"
„Beruhigen Sie sich," unterbrach ich ihn. während wir unseren Marsch wieder aufnahmen; „ich will Ihnen meine Hülfe nicht aufnöthigen. Ich gedachte mich nur gelegentlich nach Ihren Verhältnissen näher zu erkundigen. Vielleicht könnte ich doch auf die eine oder die andere Art Ihnen nütz lich sein."
„Ich danke Ihnen; übrigens würden Sie in Grambow nicht viel über mich erfahren. Der Tanzmeister Müller aus Altona ist keine sehr interessante Persönlichkeit. Und was meine Vergangenheit betrifft — nun, so wollen wir lieber nicht davon reden. — Es ist die alte Geschichte. — Gar nichts Besonderes, nur eine Serie von Mißerfolgen,"
Wir traten jetzt aus dem Walde heraus. Vor uns stieg die Landstraße in ein Wiesenterrain hinab. Viele Wege kreuzten sich hier. Aus

der Mitte des weiten, von gelben Sandschollen bedeckten Platzes stand einer
jener vielarmigen Wegweiser, wie man sie, aus alter Zeit stammend, in
Mecklenburg noch häusig findet. In stummer Verachtung der nächsten To-
pographie weisen ihre verwitterten Arme nach den entlegensten Städten, —
Ortschaften, die einem der Gegend unkundigen Fremden meist sehr gleich
gültig sind: Nach Rostock, nach Schwerin, nach Hamburg liest man darauf
Aber zum Teufel! — wo geht es nach Bukow. Glocksin oder Damms-
hagen? — Wer in mondlosen Winternächtcn, meilenweit von der Jagd heim-
kehrend, auf müdem Pferd unter solchem Wegweiser anhält und, im Bügel
stehend, das flackernde Zündholz mühsam gegen den Wind schützend, die mit
Moos überwachsenen Schriftzeichen zu entziffern sucht, hat gewiß für die
Amtshauptmannschaft oder Wege-Commission des Bezirkes nur einen heißen
Segenswunsch auf den Lippen.

Links verschwand die Landstraße hinter sandigen Hügeln und dürftigen
Haferfeldern. Der Wiesenweg rechts führte zum Forsthaus, dessen Lichter
durch die Zweige der Kastanienbäume blinkten. Ueber den moorigen Wiese»
wogte der Nebel. In der hellen Sommernacht sah man Dörfer, Gehöfte
und Waldparcellen sich weit in die Ferne hinausschieben. Im Westen
thürmten sich dunkle Wolkenmassen am Himmel auf. Darunter zog sich an,
Horizont ein schmaler gelblicher Lichtstreif; der Nachtwind trug den Schall
der Thurmuhr von Grambow zu uns herüber,

»Es ist spät geworden," bemerkte ich, an der Wegscheide stehen bleibend.
„Man wird Sie zn Hanse längst erwartet haben, und ich bin Schuld an
diesem Aufenthalt. Kann ich nicht wenigstens in irgend einer Form —"

„O. bitte, bitte — hat nichts zu sagen — es war mir im Gegentheil
sehr angenehm;" er zog den Hut und grüßte mit einer etwas gezierten Be-
wegung. „Vielleicht habe ich noch ein andermal das Vergnügen," Er
wandte sich zum Gehen, blieb aber noch einen Augenblick stehen und schien
Etwas sagen zu wollen. „Sie könnten mir in der That einen Gefallen er>
weisen." sagte er dann zögernd und zupstc verlegen an seinem Schnurrbart,
„aber es ist vielleicht unbescheiden —"

„Bitte, sprechen Sie!"

„Sie wohnen ja beim Forstmeister. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn
Sie ihm sagten — mein Gott, es kann so einem Herrn ja ganz egal sein —
Zehen Sie. zwischen Domnitz und Grambow liegt ein kleiner See. Er
gehört zur Forstinspection. Die Fischerei vergiebt der Forstmeister. Es
sind viel Barsche darin, auch Karpfen, wie man sagt. Ich war' nun sehr
glücklich, wenn man mir erlaubte, dort manchmal zu angeln. Es ist das
meine einzige Passion. Zeit habe ich ja. Wenn Sie so gut sein wollten
dem Forstmeister ein paar Worte —"

Es wurde ihm fast schwer, diese harmlose Bitte auszusprechen.

Ich versprach natürlich, mich lebhaft für ihn zu verwenden. Er dank,^
ganz gerührt und wir trennten uns.

Er stolperte auf der Landstraße weiter. Ich stieg den Wicsenweg nach dem Forsthaus hinab, die warmen und kalten Luftschichten durchschneidend, die sich nach einem windstillen Tage über den moorigen Niederungen lagern. Ein paar wilde Enten strichen mit pfeifendem Flügelschlag über mich hin und fielen klatschend auf einem kleinen, schilfumsäumten Weiher ein. Vom Forsthaus her hört? man die abgerissenen Klänge einer Handharmonika und hin und wieder das langgezogene Geheul eines eingesperrten Jagdhundes.
Es ging mir in Domnitz diesmal wie schon so oft im Leben; ich war zu kurzem Besuch gekommen und blieb mehrere Wochen, Die stärkste Anziehungskraft übte dabei nicht der Wildstand des ausgedehnten Reviers, sondern der langcntbehrte Verkehr mit alten Freunden und Bekannten, welche in der nächsten Umgebung des Forsthauses ansässig waren. Mein Vetter war nicht gesellig. Seine zahlreichen Geschäfte, die mühevolle Verwaltung eines erst durch ihn in regelrechten Umtrieb versetzten Forstes nahm Zeit und Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch. Auch seine Gattin war durch den reichen Kindersegen und wirtschaftliche Pflichten mehr an's Haus gefesselt, als es ihrem lebhaften Temperament nnd ihrem Bedürfnis? nach Geselligkeit entsprach.
So blieb mir denn viel freie Zeit zu Besuchen in der Nachbarschaft. Bei meinen Wanderungen traf ich »och einige Male mit dem Tanzmeister zusammen, wenn er sich mit Angelgerät!) ausgerüstet zum Fischen begab. Die Erlaubnis; zur Ausübung dieses harmlosen Sports hatte mein Vetter erst nach einigem Widerstreben ertheilt. „Ich habe solche Tagediebe nicht gern auf meinem Revier," meinte er. „Das fängt mit Angeln an, dann kommen Leimruthen und Hascnschlingcn, schließlich findet sich auch einer, der ein Gewehr leiht, und der Wilddieb ist fertig. Uebrigens wird er bei nächster Gelegenheit Geld von Dir borgen."
Darin irrte sich nun mein Vetter. Dem Tanzmeister schien es mehr um eine Gelegenheit zur Unterhaltung zu thnn und es kam mir vor. als seien unsere Begegnungen nicht immer zufällige. Er begleitete mich dann eine Strecke Wegs und brachte das Gesprach mit Vorliebe auf Verhältnisse, die eine genaue Kenntnis; mit den Gewohnheiten höherer Stände vcrriethen und von seiner gegenwärtigen Lebenssphäre weitab lagen. Aber gerade der Widerspruch zwischen seinem Bildungsgrad und dem verlotterten Aussehen erweckten ein unbehagliches Gefühl. Er wußte Mancherlei, hatte viel erlebt, verschwieg aber das Meiste. Auf dem Forsthofe wußte man über sein Vor leben nichts Näheres, In früheren Jahren sei er noch mit einer gewissen Eleganz aufgetreten; Unterhaltungsgabe und gewandte Formen hatten ihm Zutritt zn den Familien der umwohnenden Gutsbesitzer verschafft; neuerdings sei er stark heruntergekommen. Auch mir wurden die Begrüßungen des Herrn Müller langweilig, und ich machte einen Umweg, wenn ich mich, was häufig geschah, zu Fuß auf das Gut meines ehemaligen Schulkameraden,

des Grafen Pohlen, begab. Das Schloß lag in der Nähe der Grambowcr
Seen, an deren Ufer der unbeschäftigte Tanzmeister seine Tage zu verbringen
pflegte.
Graf Pahlen hatte, wie so viele Mecklenburger vor 1866, in der öster-
reichischen Armee gedient und sich während seines Aufenthalts in Prag mit
einer der schönsten und liebenswürdigsten Comtessen aus dem Kreise de«
exclusiven böhmischen Adels vermählt. Nach dem Tode seines Vaters hatte
er den Dienst quittirt und die Verwaltung der bedeutenden Familiengüter
in Mecklenburg übernommen.
Etwa 14 Tage nach meiner Begegnung mit dem Tanzmeister begab
ich mich Nachmittags auf das Pahlen'jche Gut, Der Hausherr stand auf
dem Hofe und sprach mit einem Fremden, seinem Aussehen nach einem
Kornhändler.
„Du mußt mich einen Augenblick entschuldigen," rief er mir von Weitem
zu, .mein Geschäft ist bald zu Ende. Meine Frau ist im Garten. Du
findest sie in Gesellschaft meiner Schwägerin, die gestern angekommen ist.
Sie hat uns auch einen Gast mitgebracht."
Tie Schwester der Gräfin wurde schon seit einiger Zeit erwartet. Sic
hatte die Kur in Kissingen gebraucht und sollte den Herbst bei der Gräfin
verleben. Ich kannte sie von Wien her. Sie war ein älteres Fräulein,
etwas überspannt und in hohem Grade bigott. In ultramontanen Kreisen
genoß sie eines gewissen Ansehens, da sie den größten Theil ihres beträcht
lichen Vermögens für geistliche Zwecke hingab.
Ich ging um das Schloß herum und betrat durch eine mir bekannte
Seitenpforte den schön gepflegten Park, die Richtung nach einem kleinen
Pavillon einschlagend, in welchem die Gräfin die Nachmittagsstunden zu ver-
bringen pflegte.
Ich fand sie allein, in die Lecture des Moniteur de Rome vertieft.
Der Tisch neben ihr war mit Zeitungen und Broschüren bedeckt. Als sie
meine Schritte hörte, dickte sie auf.
,.HusUo otiäucs," — das is aber g'scheidt, daß Sie kommen!" rief sie
in jenem eigenthümlichen wienerischen Idiom, das sich aus dem Fiacredcutsch
der Vorstädte und französischen Redewendungen zusammensetzt und das in
den aristokratischen Cirkeln der Kaiserstadt als die höchste Blüthe gesellschaft-
lichen Chics gepflegt wird. Sie schüttelte mir die Hand und ließ dabei die
zahlreichen Armbänder rasseln, welche sie auch bei einer ländlichen Sommer-
toilette nicht abzulegen liebte. „Und bei der Mordshitz haben Sie sich auf
den Weg gemacht; msis o'est un sow <ls otmritö, mon olisr. Gleich setzen
Sie sich da zu mir. Wollen's a Syphon oder a Himbeerwasser? Oder
noch Keffer, nehmen's mit mir zusammen einen Thee. Das erfrischt am
meisten. Johann," rief sie nach dem Garten hin; „nun die schlafen natür-
lich, die Schlcmkeln." Und damit sprang sie auf, eilte nach der Wand und
drückte auf den Knopf einer elektrischen Schelle, welche zu den Dienerschafts-

räumen des Schlosses führte. „Nun, Sie werden belohnt werden für Ihren
Gang, mein Lieber. Wir haben Besuch. Ein Italiener, ein höchst intei'
essantcr Mann. Er wird Ihnen sehr gefallen. Fein, hochgebildet, von
liebenswürdigen Formen und gediegenen Kenntnissen, Iln vsritgble Mit»
,ls skiienW. Wie habe ich mich schon nach Ihnen gesehnt! Sie wissen ja,
Gustav liebt keine religiösen Gespräche und Ausländer sind ihm nicht ange-
nehm. Er ist recht «impsFiinnI geworden, der gute Gustav. — Mein Gott,
bei dem Leben, das wir hier führe» — ja, Sie wissen ja noch gar nicht,
daß Lori hier ist, meine einzige gute Lori. Vorgestern sind sie angekommen,
sie und der Signor Rospctti."

Und nun erzählte sie, wie ihre Schwester den Signor Rospetti in
Kissingen kennen gelernt habe. Er sei ihr bereits von Rom ans empfohlen, nw
er in der vaticanischen Presse eine hervorragende Rolle spiele. Er sei einer
der gewandesten Redacteurr. Mitarbeiter an dem Osservatore Romano, an
der Voce della Veritä, Correspondent des Univcrs und mich verschiedener
deutscher Blätter. Der Zweck seines Aufenthalts in Deutschland sei, sich
mit den leitenden Organen der clericalen Partei in Verbindung zu setzen
und Geldmittel für ein neu zu gründendes römisches Blatt zu sammeln,
welches eine Versöhnung der sich gegenseitig bekämpfenden kirchlichen Parteien
anbahnen und in dieser Hinsicht ganz neue, bisher noch gar nicht publicirte
Gesichtspunkte aufstellen solle.

Uebrr diese Gesichtspunkte selbst wußte zwar die gute Gräsin nichts
Näheres anzugeben. Allein sie war fest überzeugt, daß die ganze Ange-
legenheit für den deutschen Kirchenstreit von der allergrößten Bedeutung und
Herr Rospctti durchaus die Persönlichkeit sei, aufklärend, fördernd und selbst
entscheidend hierbei einzugreifen. Obgleich dies Alles ziemlich zusammen
hanglos und von zahlreichen heterogenen Einfällen und Zwischenbemerkungen
unterbrochen, vorgebracht wurde, genügten doch die Andeutungen der Gräfin,
mich auf den exotischen Gast einigermaßen neugierig zu machen.

„Da sind sie, da sind sie!" damit fuhr die lebhafte kleine Dame
wieder vom Sessel auf und rannte nach der Gartenthür. Comtess? Lori
und der Fremde wurden in einiger Entfernung in der Hauptallee sichtbar.
Ich hatte erwartet, einen rührigen, lebhaften kleinen Italiener anzutreffen,
und war etwas erstaunt, als ich mich einem hochgewachsenen, stattlichen
Manne gegenübcrsah. der sich mit einer gewissen vornehmen Ruhe und
Würde bewegte und in nichts die Eigentümlichkeiten der transalpinischen
Rasse verrieth. Sein schwarzer Anzug und die gemessene Haltung, ebenso
wie das glattrasirte Gesicht hätten fast auf einen Monsignore schließen
lassen. Doch war die Kleidung von bürgerlichem Zuschnitt, und in dem
oberen Knopfloch des langen, zugeknöpften Ueberrocks schillerten die lebhaften
Farben einer kleinen Ordensrosette. Als wir einander vorgestellt wurden,
verbeugte er sich mit einer an Steifheit grenzenden Gemessenheit und reichte
mir seine weiße, wohlgepflegte Hand.

Der Theetisch war unter einer schattigen Linde im Freien aufgeschlagen
und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange, welches mit Rücksicht auf
den Fremden, der nur sehr mangelhaft deutsch zu verstehen schien, in
französischer Sprache geführt wurde. Herr Rospetti beherrschte dieselbe
vollkommen. Sie sei ihm sogar geläufiger als seine Muttersprache, bemerkte
er, da er fast seine ganze Jugend im Ausland und zwar größtentheils in
Frankreich verlebt habe. Seine Unterhaltung verrieth den vollendeten Welt-
mann. Er kannte die berühmtesten Persönlichkeiten aller europäischen
Staaten, namentlich die Mitglieder der römischen Prälatur und die
Koryphäen der ultramontanen Partei. Nur in Deutschland und Oesterreich,
setzte er hinzu, fehle es ibm noch immer an den nöthigen Verbindungen,
welche allein eine ersprießliche Wirksamkeit auf dem von ihm gewählten
journalistischen Gebiete möglich machten. Seine bedauerliche Unkenntnis; der
deutschen Sprache sei ihm hierbei hinderlich gewesen. Die Artikel, welche
er von Rom aus an unsere Zeitungen versende, müßten übersetzt werden.
Das sei umständlich und kostspielig. Er hoffe jetzt aber durch sein neues
Project diesem Ucbel abzuhelfen und durch die Begründung eines finanziell
so gut wie gesicherte» Organs, „Jl Trombone", die Annäherung der
gleichgesinnten Parteien diesseits wie jenseits der Alpen zu bewirken.
„Wie trefflich schon der Name gewählt ist!" rief Comtess« Lori
begeistert aus. „Jl Trombone, das klingt so voll, so markig! Ja mit
mächtigen Posaunenstößen werden Sie die Schlafenden erwecken, die Zagenden
zum Kampfe führen und den Sieg der heiligen Sache verkünden!"
Ter Italiener dankte mit einem leichten, herablassenden Lächeln für
diese günstige Prognose.
„Ich werde Ihnen die Vignette dafür liefern!" fügte sinnend die
Gräfin hinzu. „Professor Bergmann in Wien, den ich gut kenne, muß
sie mir entwerfen. Er ist ein Meister in allegorischen Darstellungen. Ich
denke mir so Etwas wie den Erzengel Michael aus dem „jüngsten Ge-
richt" von Rubens. Tas wirkt auf die Menge. Wir dürfen kein Mittel
unbenutzt lasten."
„Und wie denken Sie sich jene Annäherung der beiden Partei-
gruppen?" wandte ich mich an den Fremden. „Obwohl Protestant, bedaure
ich doch wie Sie die Intensität und Schärfe, welche der Streit angenommen
hat und in welchem ein Theil unserer Kräfte nutzlos verpufft. Dennoch
glaube ich kaum, daß im gegenwärtigen Augenblick im Wege der Publicistik
die Mittel zu einem Ausgleich gefunden werden können.'
„O, Sie irren, mein Herr, Sie irren wirklich! Die Differenz ist
nur künstlich zugespitzt. Glauben Sie mir, die Kirche ist zu mancherlei
Concessivnen bereit. Sic hat zu allen Zeiten und in allen Ländern das
Princip des tolvrari p«s»s im weitesten Sinne geübt. Auch in dem
deutschen Kirchenstreit wird sich ein modus vi^oncli unschwer finden lassen.
Aber das Unheil liegt weit mehr in der Zersplitterung der katholischen

Fraktionen verschiedener Nationalität als in der Feindschaft liberaler oder
akatholischer Kreise. Die clericalen Gruppen haben leider weit mehr ihre
localen oder Parteiinteressen im Auge, als die der Religion, deren Sache
sie doch zu führen vorgeben. Wäre es sonst denkbar, daß das Oberhaupt
ihrer Kirche in demüthigender Unfreiheit schmachtet? Hätte nicht der ver-
einte Druck aller Glieder der katholischen Christenheit, wenn er einheitlich
geleitet wäre, längst dahin führen müssen, dem heiligen Vater die persönliche
Freiheit und die ungeschmälerte Ausübung seiner unantastbaren Rechte
zurück zu geben ? Und warum sollte dies nicht auch jetzt noch ausführbar
sein? Glauben Sie mir, nur die Unbekanntschaft mit der Stimmung in
Deutschland und Frankreich hält die getreuen Anhänger der Curie in Italien
zurück, ihre Stimme laut zu erheben. Wüßte man dort, daß man auf
Unterstützung der Brüder in den anderen katholischen Staaten rechnen
könnte, so würde schon längst eine Bewegung zn Gunsten des Papstes Platz
gegriffen haben. Schon jetzt ist der Zustand in Rom ein unerträglicher.
Die savoyische Königsfamilie wird im Quirinal nie heimisch werden und
das Parlament ans dem Clonts Littoi-i« fühlt sich dort unbehaglich, so
lärmend sich seine Mitglieder auch geberden. Der Papst aber kann die
ewige Stadt nicht verlassen, der Stuhl Petri hat feinen einzig würdigen
Platz auf Erden nur über dem Grab des Apostels und in dem Schutz der
mächtigen Kuppel Michel Angelos."

„Sie hallen also wirklich die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft
des Papstes für möglich?" entgegnete ich,

„Nicht nur für möglich, sondern für gewiß. Die gegenwärtige Lage
der Curie ist freilich nicht danach angethan, die Erfüllung dieser Hoffnungen
von der allernächsten Zeit zu erwarten. Es ist eine Situation der Trauer,
Prüfung und schmerzlicher Rückblicke.

Xes8uu miiß^ior dolure
1^11» miseris."

Er seufzte tief auf und warf einen schmerzerfüllten Blick zum Himmel.
Aber es giebt Gewalten," fuhr er fort, „gegen welche die Machthaber, dieser
Erde vergebens ankämpfen und bald wird der strahlende Glanz der Tiara
den erborgten Schein der italienischen Bürgerkronc wieder verdunkeln."

Er verbreitete sich noch weiter über dieses Thema, als der Hausherr
zu uns trat und der Unterhaltung damit eine andere Wendung gegeben
wurde. Mein Freund Gustav schien über die Anwesenheit des ultramon^
tanen Journalisten nicht übermäßig erfreut. Er behandelte ihn mit jener
kühlen, förmlichen Höflichkeit, welche jede Annäherung ausschließt, ohne dem
Andern das Recht zu geben, sich über den Mangel an Rücksicht beklagen zu
können. Dagegen waren die Damen von ihrem Gast entzückt. Er nahm
die ihm dargebrachten Huldigungen mit dem Wohlwollen eines Mannes
auf, der an derartige Gunstbezeugungen gewöhnt ist.

Als ich aufbrach, begleitete die Gesellschaft mich bis an das Parkthor.
„Nun. was sagen Sie zu unserm Fremden?" fragte die Gräfin, welche meinen Arm genommen hatte, „ist es nicht ein herrlicher Mann? Dieser Eifer, diese Hingebung für die heilige Sache! Denken Sie sich nur, er raucht nicht und trinkt keinen Wein; ein Gelübde, das er halten wird, bis der erhabene Gefangene des Vaticans frei wird."
„Vielleicht ißt er auch keine Butter?" fragte ich.
Sie sah mich erstaunt an: „In der That, nein."
„Das ist ganz natürlich, wenn man drei Wochen lang Racoczi getrunken hat —"
„Nöelisnt Pie von» Stos! Ich entziehe Ihnen meinen Arm und meine Gunst, wenn Sie Ihren Spott auch an diesen Dingen üben. Doch das ist Eure Strafe. Ihr Skeptiker! Ihr glaubt am Ende an nichts mehr, weder an die Tugend einer Frau, noch an die Aufrichtigkeit einer Meinung oder die Ehrlichkeit eines Mannesworts."
„Ich glaube an die Güte, den Edelsinn und die Nachsicht der Gräfin Bahlen."
„Das genügt nicht; il taut Strs 1'smi clv mes srois. Sie müssen recht bald wiederkommen. Sie glauben gar nicht, wie mich diese Gespräche intcressiren. Mit Gustav ist gar nichts anzufangen."
Auch Herr Nospetti drückte das lebhafte Verlangen aus, die abgebrochene Unterhaltung fortzusetzen. Er habe mir noch mancherlei zu entwickeln. Ich fragte ihn, ob er Jäger sei. Er verneinte es; doch sei er ein leidenschaftlicher Spaziergänger und, wenn ich ihn einmal zu einem Gang abholen möchte, so würde ich ihn außerordentlich verpflichten. Ich versprach es und schied von der Gesellschaft, welche nach dem Schloß zurückkehrte.
,«chl»b solgl.I

Die Kunst des Uebersetzens.

von
Jacob MMp.
— Basel. -

Unsere deutsche Sprache ist nach der Ueberzeugung Aller, denen ein Uitheil
i» sprachlichen Dingen zusteht, für den Ucbersctzer ein Juwel und zwar
darum: Es gicbt wohl keine zweite Cultursprachc, welche es. roaS
Reichthum der Wortbildung und Geschmeidigkeit der Syntax anbelangt,
mit der deutschen Sprache aufnehmen kann. Es dürfte sich daher wohl der Mühe
verlohnen, einigen Gedanken über diese Sprache in ihrer Eigenschaft als künstlerisches
Ucbcrsctzungsmittcl Ausdruck zu geben, um so eher, als nach des Schreibers Neber»
zcugung trotz der öfteren Behandlung dieser Frage die Ansichten darüber nicht abge-
klärt, manche auch geradezu irrlhümlich sind. Es versteht sich von selber, daß hierbei
nur von Ucbersetzungen aus sogenannten Cultursprachcn die Rede sein kann, denn nur
in dieser Beschränkung kann auch von einer Kunst gesprochen werden. Und selbst
hier nicht immer. Eine Ucbcrtragung, die blos abzielt auf das Verständnis des In-
halts, insbesondere wenn dem Original selber nur um den Inhalt zu thun ist, und
die Form erst in zweiter und dritter, oder gar keiner Linie steht, tritt von vornherein
aus dem Kreise der Kunst heraus; man verlangt von ihr blos ein gewisses Mast
technischer Schulung, man will an die Form gar nicht erinnert werden, weil man
seine ganze Aufmerksamkeit dem Inhalt zuzuwenden gedenkt, und diese Aufmerksamkeit
unliebsam gestört würde, sei es durch allzu gekünstelte Glätte, sei es durch allzu fühl-
bare Rnuhheit der Form. Wenn auch nicht das Ganze, so doch immerhin ein be-
trächtlicher Theil der Prosa fällt unter diesen Gesichtspunkt, kann es wenigstens ohne
Schaden und mit Recht, denn sie unterliegt den Gesetzen des Verstandes, und
das erste lautet hier: Klarheit. Die beiden sogenannten klassischen Völker freilich
haben sich in ihren guten Zeiten mit diesem Vorzug nicht zufrieden gegeben; sie
haben bei vollem Bewußtsein des Unterschieds und genauer Beobachtung der Grenzen des
poetischen und des prosaischen Ausdrucks, auch für den letzleren ein mehrcres verlangt.
Nichts natürlicher: denn ihre ganze Bildung war, im Gegensatz zu der unsrigen, eine
formelle; noch bei Plalo wiegt sie vor, daher denn auch Plato eben so sehr als Schrift-

itrller in Betracht kommt, denn als Philosoph, und der vollendetste Prosaist Griechen-
lands mit gleichem Recht heißen darf wie sein tiesster Denker: daher aber auch bei
Aristoteles das echte Griechcnthum aufhört, denn er hat zum ersten Male wenigstens
in dem, was unter seinem Namen cursirt, die Form preisgegeben.

Im Bewußtsein der Vortheilc, welche ihre Sprache als solche dem Uebersetzcr bietet
baden Deutsche schon verhälinißmäßig früh das Gebiet der Uebersetzung cultivirt, und man
sollte denken, die dabei geltenden Regeln und Grundsätze seien nun einmal endgiltig fest-
gestellt und abgeklärt, die Sache liege ja auf der Hand und sei überaus einfach. DoS
ist richtig, insofern es sich um Uebcrtragung aus neueren Zeiten und aus neueren
Sprachen handelt, pier treten uns gute, alle Bekannte entgegen, die wir von Jugend
auf kennen und die nur ein anderes Kleid gleichsam aus unserem Schranke verlangen,
um dann bei uns bleiben zu können: keine ihrer Anschauungen, keines ihrer Gefühle
ist uns neu oder fremd: wir nicken verstöndnißinnig mit dem Kopfe, freuen uns mit
ihnen, weinen mit ihnen, sind eine Seele mit ihnen. Wir wollen auch nicht besser sei»
«IS sie, versteht sich, auch nicht schlechter, Holpern und stolpern sie — wir lhun's auch
räuspern sie sich — warum sollen wir's nicht auch thun? Putzen und zieren sie sich —
nun ja, wir machcn's nach, und diese Anbcqvemung unsererseits geht so weit und
dauert so lange, bis sie unter unseren Händen verduftet und wir allein übrig
geblieben sind.

Ganz anders stellt sich aber die Sache dar, wenn mir aus längst vergangenen
Sprachen und Zeilen übersetzen. Da reichen wir mit blos anderen Kleidern nicht
aus: da kann der Kern, kann Fleisch und Blut anders beschaffen sein. Nehmen
wir ein berühmtes Beispiel, etwa Homer. Seine Landsleute haben ihn, noch
ziemlich spät, begriffen, und wo er sie fremd anmuthcte, weil ihre Sitten anders
geworden waren, klang ihnen doch die Sprache vertraut und machte das Befremden
sofort wieder ivett. Diese Sprache war aber, entsprechend dem Denken, im höchsten
Grade und bestem Sinne naiv. Und wir? Und unsere Sprache? Sollen und können
wir durch das Mittel der Kunst den Eindruck wiedergeben, den der naive Homer auf
seine naiven Zuhörer machte? Gewiß sollen wir es. Aber ist es möglich? Es ist
zuvörderst klar, das; es auf natürlichem Wege nicht geschehen kann, denn ein Fortschritt
von Jahrtausenden lagt sich nicht zurückstauen noch sortschafscn. Es musz also jeden-
falls, wenn es möglich sein soll, durch das Zaubermittcl der Kunst geschehen. Das
Ideal einer Uebersetzung ist zweifellos: Durch dos Mittel einer andern Sprache ganz
so mit jedem Satz, Satzglied, Wonbild auf die Seele des Zuhörers oder Lesers z»
wirken, wie das Original auf sein Publikum wirkte oder wirkt. Dieses Ideal ist
unerreichbar, auch für diejenige Kunst, die uns das Bild der Natur vorzuzaubern vcr,
mag. Es gicbt noch immer, auch heut zu Tage, und in keineswegs naiver Umgebung
naive Naturen, aber immer nur im Verhältnis, und immer nur als Ausnahme. Und
auch die Sprache läßt sich noch durch die Hand eines großen Künstlers zurückformcn
aus dem Zustande der höchsten Cultur und Verfeinerung in den der unberührten, wir
möchten sagen, ländlichen Ursprünglichkeit — aber auch hier nur verhälinißmäßig,
Ein Homer also in dieser Sprache und vor jenen Zuhörern käme dem Ideal
am nächsten. In jedem Falle nun, auch wenn also die Naiven einen kleinen Bruchtheil der
modernen Culturmcnschhcit bilden, muß diese Forderung aufrecht erhalten weiden,
daß die Sprache der Uebersetzung sich der naiven homerischen möglichst und
lhuxilichst anzunähern habe. Für den, der sich nicht naiv weiß, die Mehrzahl also,
bleibt, wenn sie Homer in der UeVersitzung genieße», d. b. recht verstehen
wollen, keine andere Möglichkeit, als jenen Ausfall durch eine Zuthat von Gclchr-
samkeit zu ersetzen, d, h. auf gelehrtem Wege sich in die Seele eines jener
früheren ursprünglichen Zuhörer zurückzuversetzen und dabei, was freilich nicht ganz
möglich sein wird, zu vergessen, daß mnn eine Seclenmanderung gemacht hat. Damit
ist aber auch ausgesprochen, das, die, denen das Rüstzeug der Gelehrsamkeit fehlt, nie-

mals ganz in den Genuß eines Homer sich werden versenken können Es ist kein
Trost, daß es freilich auch vielen Gelehrten nicht möglich ist: Sinn für Poesie und
Kunstform sind natürlich die erste Erfordernis und haben mit der Gelehrsamkeit als
solcher nichts zu thun Goethe meinte einmal von den Philologen: „Indem sie sich
nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe,
ja das Schlechtere nur in Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre
Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheilc eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine
solche Consistenz, daß sie außerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja
zum Erstaunen ausgebildet erscheinen." Diese Bemerkung schemt so natürlich und so
folgerichtig zu sein, daß man sie einlach zu acccptiren habe: und doch, wenn mir
Punkts Geschmack Umschau halten, so wird sie anfechtbar. An welche persönlichen
Beispiele Goethe gerade dachte, weiß ich nicht, er brauchte auch nicht gerade an Ucber-
setzer zu denken, und war dies der Fall, so bot sich ihm I. H. Boß (in seiner ersten
Homerübersetzung),F r. Aug. Wolf in den „Wolken" des Aristophancs und seinen Proben
aus Homer undHoiaz, viclleichi auch W. v. Humboldt dar: auch Wicland gehörte zu
der Zahl derer, welche Goethe als Ucbcrsetzcr schätzte, und mit Recht, denn Grazie und
Geschmack läßt der alte Muscnjiinger nicht leicht vermissen — hätte aber der Alt-
meister mit ansehen können, was sich seither als Uebersctzung ausgegeben und breit-
gemacht hat, so würde er eingestehen müssen, daß sein Urlheil über den Geschmack der
Philologen gar sehr zu beschränken sei. Er selbst läßt sich in seiner Rede auf
Wicland kurz und richtig also > «nehmen über die UcbcrsetzungSkunst: „Es gicbt zwei
Uebersetzungemcikimen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation
zu uns herübergebracht werde, dergestalt, dasz wir ihn als den unsrigcn ansehen können:
die andere dagegen stellt an uns die Forderung, daß mir uns zu dem Fremden hin-
überbegeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigmhcit finden
sollen. Die Vorzüge von Beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten
Menschen genügend bekannt." „Es heißt dos mit anderen Worten: Man kann den
nationalen Slil eines Werkes entweder beibehalten oder aber das Nationale möglichst
abstreifen: jenen Slandlpunkt hat z. B. Schleiermacher in seiner Platoüberscßung
lertrcten, auf den zweiten stellen sich diejenigen, die ihren Leistungen einen künst
lcrischen Charakter zu erthcilcn bestrebt find. In der That, die erstgenannte Art
lann letzteres nicht leisten. Wenn das Wesen einer Kunst in der Harmonie,
in der völligen Durchdringung von ForM und Inhalt besteht, so kann ein Werk,
wo diese beiden Factorcn auseinanderklaffen, wo die Form als solche auf ihre
natürliche Schönheit verzichten und sich nach einem sremoen Modell zuschneiden und
zustutzen lassen muß, kein Kunslproduct sein. Wo ich mir jeden Augenblick dieser
Antinomie bemußt werde und bewußt werden muß, da kann kein reiner Genuß auf-
kommen, und dies ist thatsachlich der Fall in der Schlciermachcr'schen Uebersctzung,
so bemundernswerth sie auch sonst sein mag, sie hat das Mögliche geleistet bei einem
Versuch, der unmöglich gelingen konnte. Denn soll sie sür Gelehrte geschrieben sein,
so werden doch diese lieber ein flüssiges Griechisch schlürfen, als durch em sprödes
Deutsch sich durcharbeiten wollen, und wenn das Griechische einmal stocken sollte (zwar
nicht durch Platos, sondern durch eigene Schulo), so ist für einen Helfer in solcher
Noth Schleiermachcr denn doch zu gut. Soll aber eine solche Ucverlragung für Laien
bestimmt sein, so ist ihren Interessen mehr gedient, wenn sie neben dem Inhalt nicht
auch noch mit der Form zu ringen haben. Mir scheint, dieser Art von Uebersctzung
habe die Stunde geschlagen, zumeist aber in solchen Fällen, wo Rhythmus und Metrun,
schon von vornherein eme Kunstform anzeigen, die also auch im Widerschein einer
Copie als solche hervortreten will. Wer sogar hier noch glaubt das Schleier
macherschc Princip anwenden zu dürfen, befindet sich in einem principicllen Jrrthum:
in den meisten Fällen aber scheint es, als ob nicht sowohl die besagte Methode ge-
wollt, als die richtige in der Befolgung mißlungen sei. Es ist sür den, der die

orage nicht näher verfolgt, unglaublich, was für Waare auf diesem Markte feilgeboten wird; eine Bereicherung nicht blos des Capitcls Geschmacksverirrung, sondern auch Anmaßung, Selbstüberschätzung, Leichtfertigkeit und Denkträgheit! lieber alle diese Untugenden zu Gericht zu sitzen und ihnen in's Herz zu schauen, ist eigentlich nur der besähigt, der selber schon als Uebersetzer sich versucht und alle die Schwierigkeiten durchgekostet hat, die sich in den Weg stellen. Angesichts derselben kann man wohl begreifen, daß die meisten straucheln, nicht begreifen aber, das; so viele sich berufen glauben. Ein großer Philologe, kein geringerer als A. Böckh, unterstützt eine, ich weiß nicht von wem gcmachlc Bemerkung, daß „an dem verbreiteten Uebersctzuvgscifer die deutsche Trägheit auch ihren Antheil habe: es sei in der That ein ganz behagliches Spielwerk um s Ucbersctzcn, man brauche wenig zu sammeln, mehr an der Feder zu kauen, um auf einen guten Einsall zu warten, man bedürfe keiner großen Combinalionen wie bei der Kritik und der historischen Forschung." Man vernimmt hierin die Sprache des Gelehrten: aber wie das Sammeln noch lange nicht den großen Gelehrten macht, so reicht auch der gelehrte Maßstab lange nicht aus an dem Uebersetzer, und on der Feder kauen wird wohl Jeder, der etwas Rechtes zu Stande bringen will. Es handelt sich nicht blos um gute Einfälle, sondern um eine ununterbrochene Reihe entsprechender Wort», Satz- und Gedankenbilder, um ein in ollen Theilen bis an die Peripherie heran möglichst adäquates und deckendes Nachbild, an dem nicht blos der combinirende Verstand, sondern noch andere Kräfte zu wirken und zu weben haben. Ja, der Uebersetzer, wie er sein sollte, dürfte sogar, wenn es überhaupt auf Rivalität ankäme, den Gelehrten auf dessen eigenstes Gebiet, die Wissenschaft, beschränken, für sich selber dagegen auch noch das einer Kunst in Anspruch nehmen, wo noch ein Mehreres an Geisteskräften wirksam fei. Schon zum bloßen Nachfühlen bedarf es in der Tbat nicht blos des Geschmackes, sondern einer gemissen Congenialität, vollends aber beim Nachdichten. Daß aber dieses Nachdichten — zumal in fremden Sprachen — mehr als ein bloßes mechanisches Uebcrsetzen von Wort z» Wort, von Satzglied zu Satzglied sei, weiß derjenige, der es bei gehöriger Geistesverfassung versucht hat. Zu dieser Geistesverfassung muß freilich auch noch die ethische Eigenschaft der Gewissenhaftigkeit kommen. Hier zeigt es sich nun sofort unmidersprechlich und unwiderleglich, daß die sogenannte wortgetreue oder möglichst wortgetreue Uebcrsctzung ein Unding ist, Mir möchten gern auch sagen: eine Unmöglichkeit, aber leider! belehren uns die noch immer gemachten Versuche eines Besseren, vielmehr eines Schlimmeren; es liegt in der Natur der Sache, es kann schmarz auf weiß bcmicscn werden, daß sie mißrathen müssen, daß sie eine Sünde gegen de» Geist der Sprache, also gegen eine der mcrthvollsten Errungenschaften unseres Menschenihums sind. Als Nothbrücke zur mechanischen Aneignung der Fremdsprache mögen sie immerhin ihre Berechtigung haben, wie etwa auch die Ahn'sche oder Ollendorf'fche Methode unentbehrliche Werkzeuge in der Folterkammer menschlicher Instruction sein mögen: auf höhere Geltung haben sie keinen Anspruch. Auf moderne Sprachen freilich, nämlich wenn das moderne Original in eine moderne Copie verwandelt werden soll, finden sie immerhin mehr oder weniger ihre Anwendung, mehr, wenn die beiden Sprachen einander verwandt, weniger, wenn dies nur in beschränktem Maße der Fall ist. So hatten W. von Schlegel und Consorten in ihren Shakcsveareübersetzungen ein verhälmißmäßig leichtes Spiel, erschwert wurde die Aufgabe schon einem Gries, E. Geibel u. a., die einen romanischen Körper in deutsches Gewand kleideten, vollends aber für griechische und lateinische Originale bedarf es eines ganz anderen Aufwandes sprachlicher Ringkraft. Es ist schon den Römern sauer genug geworden, wenn sie griechischen Originalen gerecht werden wollten; man denke nur an die Geschmeidigkeit und Willfährigkeit des griechischen Idioms für die Composita, an den sprudelnden Reichthum von Wörtern und Bcziehungsformen, an den leichten, unerschöpflichen Fluß der Syntax, cm die Fülle von Abstraktionen u, «,, und halte daneben die Sprödigkeit

und Gemessenheit des Latein innerhalb der genannten Kategorien, und doch ist cS
ihnen nie eingefallen, aus Bequemlichkeit oder gar aus Princip ihre Sprache auf das
Prokrustcsbett der sogenannten Nebersetzungstrcue zu legen. Sie hätten es ja zur
Noth auch gekonnt durch sprachwidrige Neubildungen, durch Auseinandcrrenkung und
Kuppelung und andere Foltermittcl. in deren Crcirung sich die schlotterige Bequemlich-
keit neuerer Sprachkiinstlcr gefällt — aber ihr Anstandsgefühl, ihr guter Tact, den sie
allerdings auch den Griechen verdanken, vor allem aber ihr Respect vor der Würde
ihrer eigenen Sprache hat sie davor bewahrt.
Treu soll jede, worttreu kann keine Ucbersctzung sein, die diesen Namen ver-
dient. Die Treue aber besteht darin, daß die Copic auf mich denselben Eindruck
macht und mich in dieselbe Stimmung versetzt, wie das Original denjenigen, für
dm es ursprünglich bestimmt ist. Dos heißt also, es soll mit annähernd gleichen
Sprachmitleln eine annähernd gleiche ästhetische Wirkung erzielt werden, weder
eine merklich Höhcrc, noch auch eine merklich niedrigere. Auch jenes nämlich ist ein
Fehler, und gerade die berufensten Ucbcrsctzer haben sich am meisten vor ihm zu
hüten. Ich weiß z B. nicht, ob nicht Geibel in seinem „klassichen Liederbuch"
, die Linicn oft zu schön und tadellos geschwungen hat. Eine in der Form tadellose
Ucbcrtragung ist nicht immer eine absolut tadclsreie, sie ist es nur, wenn auch das
Original dieselbe Höhe behauptet. Hat es dagegen Fehler und Schwächen, so kann
die Copie als solche, wenn sie diese Mängel getreu wiedergiebt, gleichwohl, ja gerade
deshalb wird sie vollkommen und tadellos sein: menschlich oder bürgerlich gesprochen, denn
allerdings, am Maßstab des Ideales gemessen, bleibt immer ein kleiner Manco. Schon
Cervantes in seinem Don Ouixote hat richtig bemerkt, daß bei poetischen Ilebersrpungcn —
und an diese denken wir hier zunächst — der Dichter seine eigentliche Trefflichkeit
einbüße, denn bei allem Flcisze und aller Geschicklichkeit, welche die ttebcrsctzcr an-
wenden und besitzen, wird der Dichter nie so wie in seiner ersten Gestalt erscheinen
können. (Böckh., „Encykl. und Mclhod. der philol. Wissensch." S. 160.) Jene rela-
tive Treue nämlich, wenn wir dieses Ausdruckes uns bedienen dürfen, hat
zur ersten und nolhmcndigstcn Voraussetzung, daß der ttcbersctzer mit dem
Dichter, oder das Volk, zu dem jener sprach, mit demjenigen, an das dieser
sich wendet, auf demselben Niveau dcr Cullur stehe. Der Geist kann nur zum Geiste
sprechen, wenn dieser überhaupt vorhanden ist, und das Schöne kann nur empfangen
und wiedergeboren werden von einem äbnlich beschaffenen Organismus: das ästhetische
Zelle, gcwcbe des Empsä„gcrs muß dem des Erzeugers homogen sein. Daö trifft nun
,m Großen und Ganzen bei unserem Bildungszustand, verglichen mit dem der klassischen
Völker, zu, aber doch nur im Großen und Ganzen, und es muß Stellen geben, wo
sich die beiden Anschauungsweisen nicht decken. Es ist hier nicht die Rede vom sitt-
lichen Auedruck — denn hier kann und darf leine Ucbersctzungskunst die Schcioungs-
linicn verwischen — sondern vom ästhetischen, und hier, meine ich, darf und soll sie es.
Es gicbt z, B. gewisse Kreise des Lebens, denen die Metaphern entnommen werden,
Dil se stimmen nicht immer: Die Athener waren ein seefahrendes Volk. Kein Wunder,
daß ihre Dichter eine Menge von Bildern aus Seeluft und Segeltuch zusammen-
woben, so daß Vieles aus dieser Lcbensatmosphärc sprichwörtlich geworden und sv
als cursirende Münze in den Sprachschatz geflossen ist. Bis auf einen gewissen Punkt
wird hier die Nachahmung nicht blos gestattet, sondern sogar geboten sein; der Punkt
ist freilich nicht durch eine Regel, sondern nur von Fall zu Fall bestimmbar: wo
das Bild dunkel wird oder gar zu fremdartig klingt, wird es durch ein anderes zu
ersetzen sein: aber dunkel und fremdartig sind eben unbestimmte, weil subjcciive
Begriffe. Wo freilich ein Bild weitet ausgesponncn wird und seine Fäden das ganze
l«ksiige der Rede durchziehen und zusammenhalten, da hat der Ncbcrsetzcr keine andere
Wahl: er muß nachahmen, weil sonst charakteristische Züge nicht zum Borschein
kommen würden. Trotzdem muß eine jede Ucbcrsetzung in's Deutsche ^auch eine

deutsche Ucbcrsetzung sein, Sotrivial diese Bemerkung klingen mag, so ist sie leider An
gcsichts dessen, was da geschieht, nichts weniger als überflüssig. Deutsch also im
WoNschah und im Saßbau, deutsch aber auch im Rhythmus und im Metrum,
Hier herrscht nun allerdings keine von der Natur selbst geprägte Norm und keine zwin-
gende Logik, sondern persönliches Belieben, und zwar nicht blos in der WnKl der Vcrsarten,
sondern auch in ihrer Behandlung, Denn man kann mit Recht fragen: „Was sind deutsche
Vcrsarten? Was sind deutsche Langen und Kürzen? Zeigt mir sie!" —Ich bin weit entfernt,
diese Frage hier erörtern zu wollen oder zu können, aber einige Haupt- und Grund-
süße möchte ich doch hervorheben, die so tief und sicher in unserem Sprachboden wurzeln,
dak nur Willkür oder Vorurthril an ihnen rütteln kann: 1. diejenigen antiken Tcrct
und Vcrsarten, die dem Charakter unserer Sprache nicht widerstreben und von unseren
großen Dichtern gepflegt worden sind, haben ihr Bürgerrecht erworben und müssen auch
vom Uebersetzcr rcspeclirt werden. Bon Jamben oder Trochäen versteht sich dieses von
selbst, von Dactnlus oder Anapäst — denn auch diese beiden sind ja ein und dasselbe —
sollte es sich von selbst verstehen. Die Widerhaarigkeit, welcher dies Verimaß bei
gemissen Zlskctikern deutscher Zunge begegnet, ist nahezu unbegreiflich: statt dankbar
zu sein, daß große Sprachschöpfcr und Sprachfürdcrer durch Ucbcrtragung und Accli
inatisirung desselben unserem Deutsch zu solchem Fluß und Schmelz verholsen haben,
jammern sie über fremden Import und Berundculschung! Sie sollten von den Römern
lernen, wie man's macht, und sich darüber besinnen, was wohl geschehen wäre mit der
römischen Poesie, wenn es die Römer bei ihren volksthümlichen Versmaßen hätten
bewenden lassen. Freilich, den Trost baben sie, daß es auch schon zur Zeit der Römer
bnpcrpatriotischc Pedanten gab, welchen die rohe Waldursprünglichkeit >n Singen und
Sagen besser dünkte als die feinen Blüthen griechischer Cultur. Wahr ist auch, das;
in unseren Sechs- und Fünffüßlern noch nicht alles so glatt und klar ist, wie es sein
sollte, aber man sehe doch nur, was sie seit Klopstock gewonnen habe«, und man wird
sich getrosten dürfen für die Zukunft, Schon jetzt ist ein ganz anderer Tanzschritt
wahrnehmbar als noch zu Goethes Zeit, als „Hermann und Dorothea" die Leser ent-
zückte—sollen mir wirklich sagen, trotzdem sie in Hexametern einhcrschrittcn?
G^wiß nicht, wenn auch besagte Scchsfüßler gar oft ihre Beine langsamer aus-
recken — bei den Längen — und rascher bewegen — bei den Kürzen — als rech?
und natürlich ist. Ob und inwiefern ticftönige Silben für hochtönig, ob und wieviel
ronlose in einem Vers für tieftönig (Trochäus statt Spondeus) gelten dürfen
diese und ähnliche Specialfragen berühren uns hier nicht; genug, daß es nicht an
Musterleistungen fehlt, welche jede unbestochene Empfindung wohlthuend anmuthcn:
und das wird wohl Beweis genug sein, daß der Hexameter im deutschen Gewand sich
nicht bloS erträglich, sondern sogar schön präsentirt. Hicmit ist nun aber 2) durchaus nicht
gesagt, daß die ganze antike Veretechnik, d. h. sämmtliche Maße auf deutschen Boden
übertragbar seien. Im Gegcnthcil. Es muß, scheint mir, mit den genannten sei»
Bewenden haben. Möglich ist es wohl, die deutsche Wortform in sogenannte Crctiker
^ ^) oder Baccheen (^ ^ ^ ^) zu pressen, wie es Donner, Minckwitz u. A,
mit großer Virtuosität versucht haben — aber es ist und bleibt ein Zwang. Das
Kleid sitzt nicht gut. Diese Tnctc, wo zwei gleichwcrlhige Längen oder Tonsilben auf-
einanderprallen, widerstreben unserm Taktgefühl, widerstreben übrigens auch aller Wahr-
scheinlichkeit nach dem griechischen: denn der Zusammrnprall ist blos scheinbar, insofern
der musikalische Vortrag durch Pausen und Dehnung den natürlichen Rhythmus auf-
recht erhielt. Unsere Verse dagegen sind (mit Ausnahme vielleicht einiger antiken
Strophenformcn) nicht auf musikalischen Vortrag berechnet, und in deutscher Sprache
geschriebene Verse, auch wenn sie blos übersetzt sind, werden hoffentlich auch „unsere"
beißen dürfen. Wenn also gleichwohl die höheren Versmaße der griechischen Lyriker und dir
chorischen Systeme der Tragiker im Deutschen nachgebildet werden, so ist dies lediglich eine
Künstelei, die nicht einmal den Verstand der Verständigen angenehm anzuregen vermag,

>in Wcllkampf, mühevoll für den Ringer und bemühend für die Zuschauer. Also: Wozu?
Man gefällt sich von gelehrter Seite wohl darin, vor der Nachahmung der antike,-,
Versmaße, also auch von der Ucbersetzung in diesen Formen zu warnen: wir würden
hinzusetzen: merkwürdiger Weise, wenn man nicht längst an das Merkwürdige und
Paradoxe von eben jener Scte her gewohnt wäre. Und warum wird denn Halt!
gerufen? Weil unser rhythmisches Material ein ganz anderes sei als das der Alten,
also auch ein ganz anderes das rhythmische Princip. Das ist ja wahr und unläugbar.
Dort ist es der Wechsel zwischen Länge und Kürze der Silben, welcher das Princip
bewirkt, bei uns der Wechsel des stärkeren und schwächeren Tones auf den Silben.
Dort die sogenannte zeitliche Quantität, hier der musikalische Acccnt. Aber selbst
wenn diese Verschiedenheit des Piincips eine so specifische wäre oder sich, in der An>
wcndung, zu einer solchen Schärfe zuspitzte, daß eine Nachahmung ausgeschlossen würde,
so könnten wir gleichwohl das 5sit «eoomrili nicht mehr rückgängig machen, wir müßten
es anerkennen, uns nach geschehener Anerkennung mit ihm auseinandersetzen und dürften
höchstens fragen, wie es gekommen sei, daß trotz der heterogenen Beschaffenheit
beider Principien diese Nachahmung so fröhlich und üppig flonrc und von den Geistes
Heroen unserer Literatur so eifrig und erfolgreich gepflegt morden sei. So erfolgreich
nämlich, dasz diese seit mehr als einem Jahrhundert bestehende Thaisachc allein, auch
ohne theoretische Ergründung und Beweisführung, einem Jeden, der Lust und Liebe
zu besagter Nachahmung in sich verspürt, den vollen Rechtstitcl zu solcher an die Hand
giebt — vorausgesetzt, dasz er mit den angeborenen und angeschultrn Mitteln der
dichterischen Dynamik ausgerüstet sei. Zum Glück sind nun aber auch jene Principien
nicht so grund»erschiedcn, daß eine Vcrtnufchung des einen mit dem andern sich nicht
auch theoretisch rechtfertigen ließe. Nur muß man hier zuerst und vor Allem dem
Wahne entsagen, als luldc den Lebensnerv der alten Metrik der Widerstreit zwischen
Silbenacccnt und Sitbenlnnge. Wäre das wahr, so müßte unsere heutige Nachahmung
auf Namen und Ausübung verzichten — aber es ist falsch. Nicht vermöge, sondern
trotz des Accentcs haben die Allen ihre Metrik zu dem gemacht, was sie ist; sie haben
diesen Sprachrcgenten, der sich oft so rücksichtslos, ja zerstörend im Haushalt der Sprache
gcberdct, in der dichterischen Darstellung unter die Gesetze des Metrums gebeugt. Die
gebundene Sprache (wie auch Griechen und Römer sie nennen) ist dies in erster
Linie sür den Acccnt. Bei uns braucht er weder gebeugt noch gebunden zu werden,
im Gegcnthcil, er regiert souverän: aber nicht blos in der dichterischen Sprache, sondern
überhaupt in der Sprache, traft einer übrigens friedlichen rationellen Ucbcrcinkunft mit
Jen zeitlichen Silbenwcrthen, will sagen der Quantität.

Jene scheinbar contrărcn Princrpicn aber werden dadurch wieder eins, daß
iie in gleicher Weise sich einem Höheren unterordnen, und das ist der gesetzlich ge-
regelte Wechsel im Rhythmus: ob ich diesen Wechsel herbeiführe durch lange und
kurze, ob ich ihn durch betonte und tonlose hervorbringe, es ist das schöne, in gicichen
Zwischenräumen sich wiederholende Ab- und Zuströmen der LautweUcn, das dem Ohr
schmeichelt und unserem rbythmischcn Sinne wohllhut, und da Rhythmus und Wechsel
eins, jeder Wechsel aber, nicht blos der von Länge und Kürze, sondern auch der
von Stärke und Schwäche, von Höhe und Tiefe sich wie alles Geschehende nur in der
Zeil vollziehen und nur als Zeirthcil wirken kann, so ist in der That das Resultat
beidemal ein und dasselbe. Uebrigcns darf man ja nicht meinen, die Alten hätten
oem Acccnt in ihren Metren gar kein Recht mehr gelassen; wer wissen will, was das
heißt, braucht nur ein Dutzend gutgcbildetcr lateinischer Hexameter in ihrer zweiten
Hälfte sich aufmerksam vorzusagen. Aber auch die Griechen haben ihn kcincswcgö
zum Aschenbrödel degrndirt. Freilich, hätten sie ihre Bcise so recilirt, wie dies heut
zu Tage in den Schulen geschieht — und kaum anders geschehen kann — so hätten sie
dem Acccnt übel mitgespielt. Aber davon ist keine Rede: sie haben in erster Linie
der Silbenlänge ihr volles Recht zugetheilt, aber auch dem Acccnt sein freilich

bescheideneres Pflichtteil nicht vorenthalten. Fiel beides zusammen, wie bei
«vTp« /«i ev/ST-s !^I«!>z» ^«X««c>!i«v — gut, wo nicht, so haben sie neben dem der
Langsilbe gezollten Ehrenrecht der längeren und stärkeren Aussprache den Accent
durch die Tonhöhe markirt, wie es der Bedeutung des Wortes (»evsot»» ?rp«v^>Sia)
entsprechend war: dos beißt, sie haben ibn musikalisch (durch das Intervall der
Quinte) vor den übrigen Silben hervorgehoben. Auch unser Accent markirt
seine Silbe durch die Tonhöhe, allerdings auch durch die Tonstärken eine monotone
Aussprache, d. h. eine solche, die immer auf derselben Tonlage verweilt, wenn
sie auch das Moment der Tonstärke und Tonschwäche berücksichtigt, strangulirt sofort
den schönsten Vers. Daß wir aber kraft der dem Accent verliehenen Herrscher-
rolle die Länge recht eigentlich entlbront haben, sieht man deutlich an der Art,
wie mir unsere deutschen Hexameter lesen, und sogar, freilich ganz widerrechtlich, dieses
Princip auf die Rccitation antiker Bcrsc übertragen. Wir lesen diese nämlich ge-
wöhnlich im Drciachtcltacte, wodurch jeder von den beiden kurzen Silben des Dac-
lulus dasselbe Zeitmaß eingeräumt wird wie der Länge, statt daß wir im Zwciviertei-
(beziebungsw. Vicrachtel-) Tact scandiren, wodurch beide Kürzen zusammen an Zeit-
werth der Länge gleichkämen. — Es ist hier nicht der Ort, weiter in die Gesetze oder
auch Geheimnisse der ttebersetzungskunst einzudringen: ich wollte nur in einigen Zügen
da sWesen derselben skizziren und ihr gutes Recht wahren. Eine erschöpfende Behand-
lung aller hier in Betracht kommenden Fragin ist keine gelinge Aufgabe und quillt
über den Rahmen, der mir hier gegeben ist.

ir vervielfältigende »nnst der Gegenwart (Wien, Gesellschaft
für vervielfältigende Kunst).
Gleichzeitig mit der. Unternehmungen der Gesellschaft für Kunst und
Wissenschaft in Mimchen und der Verlagshandlung von Franz Lippcrheide in
Berlm, welche die Verbreitung des Kunstsinnes durch Reproduktionen und tue
Hebung der reproducirenden Kunst selbst zur Aufgabe haben*), tritt die segensreich
wirkende Gesellschaft für vervielfältigende Kunst mit einem Geschichisiverke ber>
vor, welches das erste in seiner Art ist: mit einer Geschichte der verviel-
fältigenden Kunst, lieber vereinzelte Versuche einer Darstellung der graphischen
Künste in Monographie?« und Katalogen sind wir bisher nicht hinausgekommen.
Die Wiener Gesellschaft verspricht ein Geschichtswerk im vollen Ginne des
Wortes, welches den Verlauf der Enlwickelnng dieser Künste in zugleich über-
^ sichtlicher und erschöpfender Darstellung schildern und in den Arbeiten der
bedeutendsten Kupferstecher und Radirer, der tüchtigsten Holzschneider und
Lithographen die Denkmäler der historischen Entwickelung den Lesern vorführten soll.
Als Mitarbeiter für dieses, dem Wunsche der Zeil entsprechende, groszangelegte Werk
sind die Herren Dr. Chmelarz, Professor W, Hecht, Profcss« I, Langt, S, Laschiper.
Professor Dr. Wickhoff, 1>r. A. Rosenberg, »r. I. P. R>ch,er, S. R. «öhler, Professor
G. Mongeri gewonnen. Die Rcdactwn des Ganzen hat Professor von LütMv in Wien
übernommen.
Der erste Hauptthcil des Gesnmintwerks wird eröffnet durch die Darstellung der
vervielfältigenden Kunst der Gegenwart, so dasi das Werk sozusagen mit dem Ende
begonnen wird. Dieses Verhältnis! findet seine Begründung in dem Umstände, „das?
für die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der vervielfältigenden Künste und für
den Ucberbl,ck ihrer Geschichte mährend des letzten Kalben Jahrhunderts durch dir
Wiener Ausiicllung des Jahres 1883 ein Material von seltener Reichhaltigkeit über-
sichtlich vorliegt, und das, es durch die nicht hoch genug anzuschlagende Liberalität

*) S, die Jllustrirte Bibliographie in Nr. Iii« (Januar) unseres Mattes und
S. 141 derselben Rümmer,

zahlreicher Thcilnchmer an jener Ausstellung, Künstler wie Verleger, möglich wurde, die Hauptrichtungen der vervielfältigenden Kunst der Gegenwart durch die Borführung einer glanzenden Reihe vvn Werken der bedeutendsten Meister aller Völker und Schulen zu rcprSsentiren", In dieser Unterabthcilung des Gesammtwerkes, welche die Gegen-

Nach einer Nadirunz von Siyuwur Haben,
Aus ^ T ie «ervielsaltigcnde «unst der Segenlvarl, Wien,
«esellschast für vc r v i el, ö l Ii ge n de Kunst,

wart behandelt, soll das Schassen des Holzschnittes, des Kupferstiches, der Rodinmg, der Lithograpbie und des Farbendruckes in den hervorragendsten Kmistländcrn Europa« und in Amerika dargestellt werden. Auch die Photos chemischen Reproductions-Arten, vornehmlich die Heliogravüre und die Pholotl,pic mit ihren verschiedenen Nebenzweigen und ihren zahlreichen Arten der Anwendung sollen berücksichtigt werden.

Das vorliegende erste Heft beginnt mit der Wiedereinführung des Holzschnittes in
die Buch-Illustration durch den englischen Meister Bewirk (geb. 1753), England
bot das Muster für Teutschland und Frankreich.
Schon gleichzeitig mit Beivick hatten die beiden ttngcr in Berlin nn der Hebung

Ton Quirole von Zl. Schrödter, Holzschnitt von John Thompson,
,Vnk iin,rie Rksrotnction oui: RoczhnskiS Geschichte der deutsche» Kunst,!
Aus- Die rervielsültigcndc Nunst der «egenmart, Wien,
Gesellkchcst sür »erüielsäitigende Kunst,
der > lange vernachlüssigten Kunst gearbeitet: ihr Nachfolger und Schüler war Gubit)
(1736—1870), und bissen Schüler Fr, Ilnzclmann brachte die Xylographie von Neuem
zu hohen Ehren. In erster Linie trugen dazu die erhöhten Ni forderungen bei, die
Adolf Menzel an den Holzschnitt stellte. Die ersten Zeichnungen für das Friedrichs-
Buch des Meisters wondcrlrn »ach Paris, aber nur wenige Stöcke, ine von den dortigen
1s,'

Meistern gefertigt wäre,,, befriedigten Menzel, Den deutschen Künstlern aber, welche ihm zur Seite standen, konnte Menzel die Anerkennung zollen, daß sie „im Gehorsam gegen den Strich scinerZeichnung das Höchste geleistet".

Mit der Berliner Schule hängt auch der Regenerator des Holzschnittes in Oesterreich, Blasius Höfel (17l>2 bis 1K63), zusammen.

Wie Menzel durch seine Zeichnungen den Mittelpunkt sür eine Berliner Schule von Xylo graphen bildete, die ganz besonders der Geschichte, der Verherrlichung moderner Heldengröhc sich widmete, so ward durch Ludwig Richter das eigentliche Volksbuch und die Literatur der K,nde» weit geschaffen. Er und Master wie Schwind, E. Ncuicuthcr, Schnorr, Bcndcmann, Rethel u, A. illustririen die mittelalterliche Tichtung und Gc» schichte, die deutsche Märchen- und Sagenwelt. An ihnen bildete sich eine neue Schule von Holzschneidekünstlern, deren Grundcharaktcr Schlicht' hcit und Gemeinverständlichkeit war.

Beruht in Deutsch l,n,d der Fortschritt des Holzschnittes auf einer Anzahl hervorragender Künstler-Individualitäten, so dankt der englische Holz> schnitt seine Berühmtheit mehr der Höhe seines Gc° samintnivcaus.

In Frankreich entwickelte die rührige Theitigkeit der Verleger die große Zahl der Prachtwcrkc und die Fülle der Journale den Holzschnitt, Unseren Menzel, Richter, Schwind, Rethel, Ncureuthcr treten in Frankreich ein Horacc Vernct, Grand», llc, Ga> varni, Gigour,, Tony Jo> hannot, Valentin, Cham u.A. gegenüber. Tie drei erwähnte» Länder sind es vornehmlich, welche die Wiederbelebung »nd die schnelle Z-mtentwickelung der Holzschneidekunst reprciscntircu.

Zeichnung vi>„ Sa varni zun, ,,vi«U» K raris".
Aus: Tie v er vi e II? I t > g e „ de N „ nsl dcr Gegenwart,
Wi n, Geicllschasi liir viel sättigen de Kunst,

Sieben dem Holzschnitt ist als originelles Erzeugnis der modernen Zeit die Litbographie zu betrachten. Mit ihrer Erfindung und ihrer Ausnutzung für die Zwecke der Reproduktion von Meisterwerken der Malerei und zur Herstellung von Portraits schließt das erste Heft.

Wir dürfen die trefflichen Text-Illustrationen und die beigefügten Tafeln nicht unerwähnt lassen; denn sie bilden, wie natürlich, einen wesentlichen Vestandthcil des Werkes. Von den elfteren sind mir in der Lage unseren Lesern einige Proben zu geben. Die Tafeln sind theils Stiche und Radirungcn hervorragender Werke, wie Baulicrs „In der Kirche," oder Original-Radirungen, wie Blochs „Christus". Auch die Heliogravüre ist vertreten und ein ganz vorzüglicher Holzschnitt von Klinkicht, Ludwig Richter darstellend. Alle diese Arbeiten sind als musterhaft zu bezeichnen.

Erhalten sich die folgenden Lieferungen in der Darstellung und den künstlerischen Beilagen auf der Höhe dieses ersten Heftes, so werden wir in dem Unternehmen der Wiener Gesellschaft ein Werk von hervorragender Bedeutung bcsißen: Das erste Werk, welches die gcsammten graphischen Künste in ihrer historischen Entwickelung vorführt.

4. V.

Georg Ebers' kepsius-Biographie.

Kurze Zeit nach dem Heimgänge des Altmeisters der Acghptologie, Richard Lepsius, hat der Freund und Schüler des Verstorbenen, Georg Ebers, noch ganz erfüllt von dem gewaltigen Bilde des Dahingeschiedenen, es unternommen, nicht nur den äghp> «logischen Fachgenosscn, sondern „jener großen in allen Eulturliindern hnmischen Genossenschaft, welche man ‚die gebildete Welt' nennt, die Entwickelung, die Persönlichkeit und die großartige Thiitigkcit dieses Meisters deutscher Wissenschaft, ‚dcs Musters eines Gelehrten' vorzuführen, ihr zu zeigen, welcher Natur die wissenschaftlichen Tdnlcn gewesen sind, denen Lepsius seine hohe und wohlverdiente Anerkennung und Berühmtheit verdankt. Das Lebensbild, welches Ebers gezeichnet und dem ältesten Schüler des Verstorbenen, Johannes Dümichcn in Straßburg, gewidmet hat, liegt heute vor uns: wahrlich ein des Altmeisters würdiges Denkmal"). Voll P,etnt und Ehrfurcht vor der Größe des Meisters, aber dennoch streng objcctiv, frei von leicht verzeihlicher Voreingenommenheit und fern von dem gcfürchtctcn „hinkenden Schülcrlobe" hat der Verfasser den Pinsel geführt. Ebers würdigt die über alle kleinliche Anfechtung erhabenen Großthatcn des Meisters auf wissenschaftlichem Gebiete; er verehrt in Lepsius den wahren Freund und den strengen Beamten, den treuen Gatten und liebevollen Bater: er hat aber auch ein offenes Auge für die Schattenseiten des Menschen; er spricht es unumwunden aus, wo irgend er einen Mißgriff in seiner wissenschaftlichen Thätigkcit oder etwa einen Flecken in dem reinen Spiegel seiner Seele zu bemerken glaubt. Und wenn Ebers wirklich hier und da ein zu mildes Urtheil fällt, Schwachen entschuldigt, die vielleicht nicht zu entschuldigen sind, wer darf deswegen auf den Freund, der mit warmer Liebe und Begeisterung den Freund zu verstehen suchte, einen Siein werfen? I'out eompronilrs «'«st t^ut parckonrisr!

Ein reiches, fast übergroßes Material stand Ebers zu Gcbote, als er an die Ausführung seines Werkes ging; außer zahlreichen persönlichen Erinnerungen aus der langen Zeit, wo ihn eine enge, nie getriible Freundschaft mit dem Verewigten verbunden, in erster Linie die zahlreichen geledrten Arbeiten, l42 an Zahl, die authentischsten Zeugen von Lepsius' wissenschaftlichem Werden und Wachsen, welche der cigliptologischc College am besten zu schätzen verstand: dann halte ihm die Familie Lepsius mit liebenswürdigem Entgegenkommen die eigenen Papiere des Vaters, feine

') Georg Ebers, Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Leipzig 1385. Verlag von Wilhelm Engclmann.

Agenden und Tagebücher, die 27 (!) Bünde der Tagebücher der Frau Lepsius, sowie zahlreiche Briife des Verstorbenen an seine Galtin, seine Eltern, seinen Freund und Gönner Bunscn u, a. in, zur Verfügung gestellt. Die nicht gering zu achtende Schwierigkeit, dieses ausgebreiteten Materials Herr zu werden, aus der Fülle des Interessanten das für den Biographen Werlhvollste auszuscheiden und bei dieser Sichtung auf private Veihältnisse taktvolle Rücksicht zu nehmen, hat Ebers in aner-kcnnrnswerlhcr Weise überwunden.

Es kann hier nicht der 5Drt sein, ans Lepsius' Lebensschicksalc und seinen Ent-wicklungsgang näher einzugehen: wie er (sein Geburtstag, der 23. Dcccmber 1810, ist hier erst durch Ebers festgestellt) in dem Elternhausc zu Naumburg a, d, Saale, durch seinen gristin bedeutenden Vater vielfach angeregt, unter glücklichen Verhältnissen heranwuchs , ivic er in der berühmten Schulpfortc den ersten Grund zu seiner wissen-schaftlichen Ausbildung legte. Die Schilderung seiner U'iivcrütätsjahre, welche er zu Leipzig, Güttingen und Berlin verlebte, gewährt uns einen willkommenen Einblick in die Verhältnisse der deutschen Hochschulen zu Ende der zwanziger Jahre; in der Wiedergabe der Eindrücke, welche der junge Lepsius von seinen damaligen Lehrern, zu denen der Historiker Wachsmuth, der Philologe Gottfried Hermann, der Philosoph Krug in Leipzig, in Götlingen Männer wie Dissen, Olfried Müller, Grimm, Ewald und Dahlmann, Bopp, Böckb und L^chmemi ii Berlin zählten, empfangen hat und über welche er selbst in den Briefen an seinen Vater, die Ebers uns im Auszuge mit-theill, ausführlich berichtet, ist die Geschichte einer der glänzendsten Perioden deutscher Wissenschaft enthalten.

Als Lepsius nach dem Abschluß seiner Studienzeit zu seiner weiteren Aus-bildung nach Paris ging, hatte er sich mit dem Aegyptischen noch nicht beschäftigt. Ebers wundert sich, das, der junge Gelehrte „sich nicht schon in Güttingen nach Aegypten, wo manches Reis der Kunst und des Wissens der Alten wurzelt, umge-schaut hat". Der Grund hiervon liegt, glaub' ich, in Lepsius' ganzer geistiger Anlage. Er war kein Genie, das aus sich selbst heraus, unbekümmert um das Für und Wider Anderer, in das Weite strebt und sich eigene Pfade schafft; Lepsius mußte angeregt werden, nnd erst dann überlegt er noch vorsichtig, ob er auf dem Gebiete, das er betreten will, wirklich etwas zu leisten im Stande sei und ob ihm auch für sein äußeres Leben Früchte dort wachsen können. In Paris wird er von Bunsen aufgefordert, das durch Chan Poll ons allzufrühcn Tod unterbrochene Werk der Hieroglyphencntzifferung fortzusein-, aber erst nachdem er sich überzeugt hat, „in der Acgyptologic ein ,hm genügendes Schaff, nsgeliet zu finden", und nachdem ihm Bunsen die Aussicht auf die Nnlerstüpung der preußischen Regierung und auf ,ine spätere An-stellung bei der ägyptischen Sammlung in Berlin eröffnet hat, willigt Lepsius ein, nach Rom zu gehen und feine Krnflc dein Studium der Acgypiologic zu widmen.

Wie Großes er hier gcleist, I hat, ist in den Grundzllgen allgemein bekannt. „Es giebt fast keinen Bau auf dem Gebiete der ganzen Aegyptologie, in dem der Fundamentalstem nicht den Namen „Lepsius" trüge. Aber hätte auch Richard Lcpüus nichts weiter gethan, als den von Champellivn entdeckten köstlichen Schaß den schmutzigen Händen schwindelnder Dilettanten und unwissender Stümper entrissen, fem Nnmc würde immerdar in der Wissenschaft in,t Hochachtung und Dankbarkeit genannt werden. Wer sich einmal überwunden hat. die wüsten Phantasten eines Scysfarth und Schwarye zu lesen, den oft an'? Unglaubliche grenzenden historischen und kuiisthistorischen Aus-führungen eines Joseph P>iffo,lacaua zu folgen, der wird erst die Bedeutung, welche Lepsius' kritische Arbeiten auf den Gebieten ägyptischer Philologie, Chronologie und Mythologie für die Wissenschaft habe», erkennen, und es ist nicht das kleinste Verdienst Georg Ebers', das; er uns, die leicht vergeßlichen Epigonen, die erhabene Größe des Mannes in ihrem ganzen Umfange hat erkennen lassen und auch über den engen Kreis der Fachgcnosscn hinaus sichtbar gemacht hat. Ebers nennt einmal Bopp treffend den „Erzieher" der Sprachvergleichung, so möchten auch wir Lepsius den Namen eines „Erziehers der Acgyptologie" geben.

Das klare Bild, welches uns Ebers von den Anfängen der ägyptologischen Wissenschaft bis zu dem Stadium, in welchem sie Lepsius 1834 zu Paris Vorsand, entwirft; der Bericht, den Lepsius über seine ägyptologischen Anfangsarbeitcn an die Berliner Königliche Akademie der Wissenschaften erstattet, mit dessen Wortlaut uns . Ebers in seiner zweiten Beilage bekannt macht; die Schilderung der weiteren Arbeiten

des jungen Gelehrten vornehmlich in Rom und London: die ausführliche Erzählung
von dem Verlaufe seiner großen, von Friedrich Wilhelm IV. ausgerüsteten ägyptischen
Expedition, welche durch den in Beilage III im Auszüge mitgctheiltcn Bericht an daS
Ministerium vervollständigt wird: schließlich die eingehende und sorgfällige Darstellung
der Lcpsius'schen „Meistcrjahrc", des Inhalts und der Bedeutung der während der-
selben geschaffenen Werke: dies Alles ist ein unschätzbarer Beitrag zur Geschichte nicht
allein der AegMoloqie, sondern der Geisteswissenschaften überhaupt, an welchem jeder
Gebildete den regsten Antheil nehmen mufz.
Um die Schilderung der ermähnten Mcisterjabre (Ebers zählt sie von Lepsius'
Berufung zum ordentlichen Professor an der Berliner Universität, 23, August IS46,
und seiner fast gleichzeitigen Vermählung mit Elisabeth Klein, der Tochter des bekannten
Musikers und Componisten, bis zu dein am 10. Juli vorigen Jahres erfolgten Hin-
scheiden des Meisters) nicht zu schwer zu belasten, hat der Verfasser dem Lepsius'schen
Hause und dem Menschen Levlus zwei besondere Capitel gewidmet. Das ersten
gehört zu den interessantesten des Buches: es enthält eine urkundliche Schilderung der
Berliner „guten Gesellschaft", deren gelehrter Tyeil sich namentlich in den vierziger
und fünfziger Jahren in dem Lepsius'schen Hause in der Behrenstraße, und später in
dem eigenen Heim in der Bendlcrstraßc zu versammeln pflegte. Hier verkehrten
Alexander von Humboldt, Bnnscn, dieBrüderGrimm, Ehrenberg, Ernst Curtius U.A. m. ;
auch jüngere Leute zählten zu den Gästen des Paares: so empfing es 1854 den auf
der Durchreise in Berlin anwesenden Oecar von Rdwitz, den Frau Lepsius in ihrem
Tagebuchc mit den Worten charakterisirt: „Er ist der Dichter des viel gelesenen (von
uns nicht) und bewunderten sentimental-Kthoüsch-religiösen Amaranth. Ein junger
frischer Wiener, naiv, aber gar nicht sentimental: also besser als sein Werk," Die
Hauptqucllе für das Leben im Lcpsius'schen Hause ist das Journal der Frau Lepsius,
„einer durch Feuer der Seele und Schärfe des Geistes vor Tausenden ausgezeichneten
Frau". Ebers sagt von diesem Tagebuch?, „daß ihm die Leeturc desselben wahren
Genuß bereitet und ihm ein Fraucnbild vor die Augen und die Seele geführt habe,
so eigenartig und groß im Lieben, Handeln und Kämpfen, daß er mit aufrichtiger
Bewunderung, aber auch mit tiefer Wehmuth von ihm geschieden sei."
Der Charakter der Frau Lepsius steht im Gegensätze zu dem ihres Gatten: sie
besaß ein warmes Gemiith: er nur Verstand. Georg Ebers hat den Versuch gemacht,
Lepsius von dem Borwurfe der Herzlosigkeit, den man ihm oft gemacht hat, zu reinigen,
nachzuweisen, daß es dem großen Manne durchaus nicht an Gemiith gefehlt habe. Ich
muß offen gestehen, daß mir diese Rettung — trotz der mannigfachen Hülfsmittel,
welche der Verfasser anwendet, nicht recht geglückt zu sein scheint; daß ich dem Bekennt-
nisse, welches Lepsius selbst einmal in jüngeren Jahren in einem Briefe abgelegt hat:
„ich kenne die Leidenschaft an mir als einen alten Fehler" keinen vollen Glauben
schenken kann. Schon als junger Student tritt er nur als „kühler Verstandesmensch"
entgegen: vornehm hält er sich von Allem, was irgendwie compromiltiren kann, zurück;
eine wilde Sturm- und Drangzeit hat er nie durchkämpft. Diese Schwäche ist aber
auch zugleich seine Stärke: ohne diesen leidenschaftslosen Verstand hätte er nicht das
geleistet, was er geleistet hat. Und wenn wir auch den Menschen, über dessen Lippen
ein: „ich habe nie etwas iu meinem Leben zu bereuen gehabt" gekommen ist, nicht
lieben können, Bewunderung und Verehrung müssen wir ihm unbedingt zollen.
Ebers' Biographie ist mit einem vorzüglich getroffenen Bilde unseres Lepsius
und einer Abbildung des im Stil der englischen («othik erbauten Lepsius'schen Haufes
in der Bendlerstraße geschmückt. Die Fachgcnosscn sind dem Verfasser für den voll-
ständigen Index, der Schrifien des Allmeisters zu Danke verpflicht t. Der großen
Gemeinde der Gebildeten, an welche sich das Buch richtet, sei das Lebensbild des
berühmten Gelehrten auf das Wärmste empfohlen.
Berlin. Georg Sieindorf f.

Bibliographische Notizen.

iforporal Sylvester Scheidung, Zwei Novellen von Salvatore Zarin«. Deutsch von Emst Dohm und Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Partei,

„Bald nehmen wir Abschied und gehen ohne Groll zur Ruhe, zu glücklich, wenn wir die frohe Botschaft vernommen haben werde», daß unter so vielen Ruhmes-candidatcn, die einen wohlfeilen Lärm machen, Italien endlich ei»en Dichter oder Prosaiker gefunden hat, der durch fein Leben und seine Werke die Todten und die Sterbenden in Vergessenheit bringt," Diese Worte, welche der Dichter in dem Briefe gebraucht, der als Vorwort zu den zwei Novellen gelten soll, sind offenbar sein aufrichtiges Glaubensbekenntnis;. Diese Aufrichtigkeit aber sieht doch wohl etwas zu schwarz. Denn Farinas, Dichtungen gehören keineswegs zu der Modewaare. die der Tag bringt und der Tag verschlingt; sie sind vielmehr Produetc jener heiteren Kunst, „die ihre Kraft aus unserer innersten Natur" zieht, sie dienen einer Wahrheil, „die der Mode nicht unterworfen" und dem nimmer alternden Gefühl, das zu jeder Zeit die Menschen zu gewinnen weif;. Farinas Kunst in der Schilderung des an Poesie so reichen alltäglichen Lebens, die wir schon in dem Cuklus „Mein Sohn" bewundert haben, crmeist sich auch in den zwei vorliegenden Novellen wirksam. Freilich muß man, um diese Poesie zu finden, die Augen des Dichters haben. Die kleine Novellette „Scheidung", die nichts weiter schildert, als den vorübergehenden Zwist zweier jungen Eheleute, die sich im Grunde des Herzens recht l,eb haben, ist- erfüllt von dieser poetischen Empfindung. „Corpora! Sylvester" ist ein breit cmgclegtesLebcns-bild aus der Sphäre eines kleinen italienischen Seebades, und sucht seine Hauptwirkimg in der eingehenden Charakteristik von drei, oder wenn man den Erzähler, der in der ersten Person spricht, mitrechnet, vicrPersancn, welche den gewöhnlichen Lebcnsbcrufcn angehören uuo durch nichts Besonderes vor anderen Menschen hervorragen. Wer „Mein Sohn" gelesen hat, wird uns bestimmen, wenn wir Farina als einen echten Humoristen und zwar als einen der hervorragendsten bezeichnen. DcrHumor, dessen läuternde Kraft allem den Zauber der Poesie aufzuzwingen weist, entrückt auch die Gestalten dieser Erzählung dem Gewöhnlichen und erhebt die Darstellung in das Reich edelster Empfindungen. Die Ilebcrsctzung ist meisterhaft. Möchten doch manche fingerfertige Uebersetzer diese Verdeutschung lesen, um sich des Unterschiedes j zwischen einer wahrhaft guten Wiedergabe l eines fremden Dichters und ihren pietöts-^ losen Sudeleien bewußt zu werden. Dohm s und Hoffmann haben Farina nicht blos bei uns eingeführt, sondern im vollen I Sinne des Wortes zu einem verehrten, ja ^ mit Liebe gelesenen Autor gemacht, rl.

! Fünf neue Novellen von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

Die vorliegende kleine Sammlung gehört zu dem Besten, was die Verfasserin die sich unter dem Pseudonym HanS Arnold verbirgt, bisher veröffentlicht hat. Namentlich verdient die eine der fünf Novellen, „Die junge Frau Doctorin", heivorgehoben zu werden, dieselbe ist ebenso feinsinnig erfunden, als die Charaktcrisirung der Personen, aus denen sich die Handlung zusammenfegt, gelungen ist. Das Ganze ist ein Stimmungsbild voll Poesie und Lcbcusmahrhcit, Die übrigen vier Novellen bekunden die humoristische , Begabung der Verfasserin, an poetischem Werth sind sie der erstgenannten nicht annähernd gleich. in?

Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Veneralftabsofsizirrs

ans den NngliickStagen von Metz
und «edan Aus den hinterlassen««
Papieren des Barons de la Bellc-
Croiz. Hannover, Helwing'sche Vcr-
> lagsbuchhandlung (Th, Micrzinsky, Kgl.
Hosbuchhandlung).
Diese Enthüllungen sind, wie im Vor-
wort richtig bemerkt ist, von allgemeinstem
Interesse. Sie sind Aufzeichnungen eine«
, Augenzeugen, der das, was er schildert,
l wirklich durchlebt hat. Das Buch ist in

feuilletonistischem Stil geschrieben, fesselnd und interessant. Wir lernen die leitenden Motive, die Jntriguen, den innerlichen und äußerlichen Verfall in Volk und Heer kennen, der den Zusammensturz deSmorschen Gebäudes beschleunigte.

Im HSrseloerge, Roman von Leo Warren. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, vormals Ed. Hallbcrger.

Pariser Sittenschildcrungen von einem Deutschen! Neben einem Ausflug aufdasGebietdcs naturalistischen Romans nach französischem Muster deutsche Sentimentalität, die Zusammenstellung hat uns recht fremdartig ongemuthet und macht einen fonderbaren Effect. Die Schilderungen aus den Kreisen der Pariser Halbwelt und der vornehmen Gesellschaft entbehren jener leichte Eleganz, jenes ausschließlich französischen Parfüms, wie wir solche aus den Romanen französischer Autoren kennen, auch lägt die Technik des Romans Manches zu wünschen übrig, der Autor liiszl die Personen, mit denen er agirt, zu sehr wie Marionetten kommen und gehen, wie es zur Schürzung und Lösung dcrHandlung ihm genehm erscheint, ohne den Leser von der inneren Rothmendigkcit ihrer Handlungen zu überzeugen. Zuweilen geräth rr sogar auf dramatisches Gebiet und läßt seine Heldin allein in ihrem Boudoir lange Monologe mit lauter Stimme halten. Immerhin ist die Tendenz des Verfassers anzuerkennen; dieselbe bezweckt eine Glorisicirung deutschen Gemüthslebens auf Kosten französischer Sittcnlosigkeit; nicht allzu kntisch gestimmte Leser, die bei der Leciiire nur Unterhaltung suchen, werden dieselbe unzmeiselhaft finden. m?.

Catilina. Roman in zwei Bänden von Edmund Friedmann, Dresden, Leipzig, Verlag von Heinrich Minden,

Der archäologische Roman hat sich überlebt, es ist nachgerade so viel in dem Genre geschrieben morden, als auch andererseits gegen dasselbe, dah der Geschmack des Publikums sich daran übersättigt hat und die Nachzügler, mögen sie auch noch so GuteS bieten, einen schweren Stand haben und einem gewissen Ucbclmollen begegnen, welchem wir ebenso Berechtigung absprechen, wie vordem der absoluten Borliebe für dasselbe. Der vorliegende Roman gehört jedenfalls zu den besseren Erzeugnissen dieser Gattung. Die geschilderte Zritcpoche ist die catllinarifche Verschwörung, und der Verfasser hat es verstanden, die geistigen und seelischen Kämpfe jener Zeit mit den historischen Vorgängen in inneren Zusammenhang zu bringen. Geben mir ihm selbst das Woit in einem kurzen Auszuge aus seiner Vorrede: „Aeußerlich hat das Römcrthum eine fast unbeschränkte Weltmacht errungen und der Drang frischen Strebens findet keine Nahrung mehr in den großen Auf, gaben, wie die harten Kämpfe der Vergangenheit sie darboten, der kräftige, energische Charakter des Römers, der einst im Kampf gegen äußere Gefahr Bcthätigung fand, sucht sich jetzt andere Auswege; der Ehrgeiz, über die eigenen Mitbürger zu herrschen, tritt an die Stelle der Ruhmsucht, die nur dem Vaterlande diente, und wilde Genußsucht ersetzt den früheren Drang, in frischen Thalen die Kraft der igcnen Persönlichkeit zu bcthätigen. Der Zauber, den das Schönheitsideal auf die antike Welt auszuüben vermochte, beginnt seine Macht zu verlieren und in den besseren Grmülhcrn macht sich eine Sehnsucht nach seelischer Vertiefung geltend, für welche die äußere Gestaltenschönheit der Antike keinen Raum mehr bietet, — Das Einbrechen der orientalischen Culte beginnt bereits um jene Zeit sich anzukündigen. Hier liegt die Aufgabe, die sich

der Verfasser gestellt hat: den Nachweis zuführen, welchen Einfluß das Judenthum als Vorläufer des bald darauf erscheinenden Christenthums auf die Römer jener Zeit auszuüben begann, und wir stimmen ihm durchaus zu, wenn er die Einführung des das Christenthum verkündenden Judäerthums als für unsere Zeit von besonderem Interesse erachtet, wo die Gegensätze sich so schroff gegenüberstehen. Wir fassen unser Urtheil über den Roman Catilina darin zusammen, daß derselbe genug des Interessanten bietet, um der Beachtung würdig zu sein.

Knlgngsudsr» vors-liamans III. Lanck, D«r
^ «>,^nII^V»^«rn°"^^ "«n. ü«m»n. Lsrllll,
flog«!, Ld, RuKsrt, I><,s« Slällor sn« Som ?»»o>
VilKsIm ?ri«grivd,
llowsmitr,, Uliror, I>« vic^irs g« V»>!«liolck,
Lm»»s, L, Irrüclitsr. I^iockor. ^«»», >V. L,
Xs»»!>lil, k'risllriek vo», vis «slts VVslt.
»tnu^ansn. Holt M, ZV, L7, I^prizs, V«rl»k
Vurtrn«, ^eksltsn im Vinter I»84—S^ in
ilsiäolborjz, (^nr! Wintsrs vnirsrsitäls-IIncn-
XlotK, II«inried, Slivorliücn'n, ^ioräinz, II.
HiroKKok. I^isfsru»^ I>sin!:iz, VsrI»?
IsutKnsi'. ^".^ ^usrtstt, ^»i»u^n. l)rs»I"N
L»n<I, ^ljuntis — Sl.'rttnornKSksr, «,t
stlsosiiksuisn, k". K (ismülcks ass I'olvk'nnt
I.U»», vr. ünrl, I» gsr fwisn X»tur, SoKillle»
scknitt, von 1?mil Lcdmiclt, und ^I!7 in
S,n«sr, 'l)r, V?,, nn,I Dr. ^, NloKtse, Dw^t!«'
drseiisi,. Xncn IlsnKacKtnnlrsn in äer Irr«,,»
Anstalt vsliäorf, Lsrlin, riscksrs Asärci»
8utorms!»tsr>, I>r„Ios80r ^v,. LoKviWr DllK«K,
^n» g«n K»ntansn Sr, <ZkNs„ nnck ^«venisll,
^veits« Usli I^iolr«, St. ^ns dsn I!»ut«nen
uuck dritts/ Holl. I^kz. Z5, - SS, NllricK,
«SKI, rsoöur, riinksvn ^»Kre Stutt^urtsr Hol-
tKontsr-I^eitane. Lin ^dsoknitt ^us msinsm
!s>t»eKe>N Mr rkiliisouniv u»ä vliilosovkiscks
XritiK, Im Vvroin mit mskroren tZsIsKNsn
«s^riinäut vvn Dr. .1. S. k'ickto unck vr, II.
VIrici. rsdi^irt von llr. ^.uzust XroKv und
Dr. Kiek, rälvlumkere. Zlens ^olzo. Soncksr»
Kskt cks» 87, ü»nä«s. UaUs ». d. S., 0, i?, «.
rkesser i«. Slriclcsr),
Druck und Verlag von ö, Schsttlaender in «reslou.

?risck6 ^üIwnA. ISSSer,

MMMIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIllllllllllllllM

Die (^ar1sbs,6er Mineralwässer uric! Juellenproducte
sind ?u beeieken 6urcK 6>e
I.ödel ZeKottlsenlisl', La>-l8bal! >/Sönm«n
sovie 6urcd
älle ZIilimIvMi'-Il!lNl!Iuii^k>, ^otlirkeli lililj l1^ui8ti!ii.
sb«rscei8cks veoöts in clsn q>-öS8t«n 8täcltsn sllök- Wslttnsil«.
!!

Vor ^NDLR« lÄfe1vv^88ern rülunlickst
äU8^e?eic^net auf der
^V88IL^UI^0, 1.0^00«, 1884.
/Xaclien,
Lit>>^„ Lu,I<.n,
üarmen,
?,Lr>i„,
Kuckum,
l?«uleiiz!,
< reuinacl,,
Oortmunil,
Oresclen,
Dui>il»,r^,
1'>eil,uri; i/I!„
1^5. cilu^dscl,.
7.U
Nulle n/«„
Hamm
II.mn,nx:r,
II^iIIttl„m,
Ilers«r>>.
InguI^ta^Il,
Kaiserülaulcrn
Kassel,
Kempten i IZ,,
I.ci>>',i^,
^la^>I>.bur^,
^an»I».im,
^liin'Zwr i, XV,,
^ I'Ianen i,V,,
?c>se»,
I^emngen,
uei>ä,
>,vvenn i 1^1,
Sleltia,
!>n,t>g,irt,
^V'urms,
Vür/I>,irjz,
/wrikrückrg.

März j886.

Inhalt.

Sei«

hierzu ein Portrait von Jules Gr^vy,
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

Alle LuchKandlungen und post>lng«>lcn »elMen jederzeit Bestellungen il».

^ Alle auf den redactioncllen Inhalt von „Horb und Süd" bezüglichen
Sendungen sind an die Ncdaclion nach Breslau, Sicbcnhufcnerstrasze ohne
Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Hefte
vc>„
Virg. Anedrich, «gl. yofbuch>,ändlcr in ^leixiig, (Verzeichnis ausgewZKllcr Ivcrse >,„5 deffen verleg,>

der bereits erschienenen Bände von
„Nord und Süd"
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet öroschirten
oder fein geöundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis
pro Band (— Z Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem
Original-Linband niit reicher Goldpressung und öchwarzdruck 3 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Hriginclk- Ginbanööecken
im ötil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXVI Januar
bis März IMS), wie auch zu den früheren Bänden I — XXXV
stets zur Verfügung. — Der preis ist nur I. Mark 50 Pf. pro Decke.
Su Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
Die Verlagsbuchhandlung von 5>. Schottlaender.
(Bestellzettel umstellend.)

MestercZetter.
Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
heransgcgeben von Paul Linda»
(Verlag von S Scholtlaendrr in Breslau!
Lxpl. Band I.. II., III., IV., V.. VI., VII., VIII..
IX.. X., XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV, XVI..
XVII..XVIII.,XIX.,XX..XXI.,XXII.,XXIII..
XXIV.. XXV, XXVI.. XXVII.. XXVIII..
XXIX, XXX., XXXI., XXXII., XXXIII..
XXXIV., XXXV.
elegant broschirt zum preise von 6. —
pro Band (— 5 Hefte)
fein gebunden zun: preise von ^. 8. —
pro Band
do. Heft I, 2, z. 5, 5, e, 7, s, 9, 1.0, u, <2, 1.2, ,4, 1,5.
'S, l7, ,8, 19, 20. 21., 22, 22, 24, 25, 26, 27, 28. 29,
2«, ZI., 22, 22, 2^, 25, 26, 27, 28, 2g, 4«, 41, 42, 42,
44, 42, 46, 47, 48, 49, 50, 51., 52, 52, 54, 55, 56, 57,
58, Sg, 60, 61, 62, 62, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71,
72, 72, 74, 75, 76, 77, 7S, 79, 3«, 81., 82, 82, 84, »5,
86, «7, 88, 89, 9«, ?>, ?2, 92, S4, 95, 96, 97, 9», 91,
IM, 1.01., 102, 1,02, 1«4, 1.06, W7.
zum preise von ^. 2. — pro Heft
Einbanddecke zu Band XXXVI. (Januar bis
ZNärz ^886)
do. do. zu Band I., II., III.. IV., V. VI.,
VII.. VIII.. IX. X, XI., XII.. XIII.. XIV..
XV.. XVI.. XVII., XVIII.. XIX.. XX.. XXI..
XXII.. XXIII., XXIV. XXV.. XXVI.,
XXVII.. XXVIII.. XXIX., XXX., XXXI.,
XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.
zum preise von 5.50 pro Decke
lvvknungl Nomei

5-'

Nord und 5Ã¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Lindau.
XXXVI. Band. â€” MÃ¤rz !886. â€” Heft ^08.

Breslau.
Vruck und Verlag von S. S chottlaender.

Der Mönch von jDaläokastrizza.

Novelle
von
tzanF tzoffmann.
— Berlin, —

B
MW«!

^n dem Kloster Paläokastrizza, das auf einem einzeln ragenden Felsen schroff über dem Meere in der Einsamkeit der klippengepanzerten Westküste von Korfu sitzt, lebte ein junger Mönch, Namens Basilios, der durch ein wanderhaftes Leben und sonst mehrere Absonderlichkeiten auf der Insel allem Volke wohl bekannt war. Man nannte ihn oftmals den blinden Mönch, obgleich Jedermann wußte, daß er sehend war; allein sein Blick war meist nach Art der Blinden etwas aufwärts und in's Leere gewandt. Wer aber genauer zusah, dem schien dieser Blick scharfäugig immer weiter und weiter in die Ferne zu dringen, etwa als ob er sehnsuchtsvoll einem davoneilenden Schiffe oder Vogel nachstrebe. Solche Seltsamkeit schrieben Viele dem Verweilen auf der starren Meerklippe zu; weil jedoch bei den übrigen Klosterbrüdern durchaus nichts Aehnliches zu bemerken war, so raunten Andere von einem eignen großen Lebcnsschicksal, das ihn vordem in der Ferne überm Meer betroffen haben müsse. Tcnn man wußte, daß er in seinen ersten Jünglingsjahren einige Zeit außer Landes gewesen war; Näheres wußte Niemand.

Von ebendaher war vielleicht auch die andere Besonderheit seines Lebens abzuleiten, daß er> einen Thcil jedes Jahres regelmäßig auf Reisen verbrachte, die einen bestimmten Zweck ausschließlich verfolgten. Nämlich er forschte, was sonst auf griechischem Boden damals noch Niemandem einfiel, den verstreuten Trümmern antiker Bildnerarbeitcn nach und war überaus glücklich, wenn er ein solches Bruchstück auch des geringsten Umfangs aus irgend welchem Schutthaufen hervorgezogen hatte. Er führte einen Esel

mit sich, den er selbst niemals bestieg, sondern einzig mit den gefundenen Schätzen belud, und kaufte, wenn ein außergewöhnliches Glstck das nöthig machte, einen zweiten nnd dritten dazu; denn keine Gewalt der Erde hatte ihn vermocht, ein glücklich entdecktes Bildwerk an der Fundstelle nur einen Tag lang zurückzulassen.

Im Anfang war ihm diese etwas heidnisch erscheinende Leidenschaft verübelt und behindert worden; bald aber merkten die Klostcrleute, daß seine Frömmigkeit und die Ehrbarkeit seines Wandels nicht im mindesten darunter litte, zudem auch, dasz durch den stillen Verkauf dieser wunderlichen Sächelchen nach Venedig hin nnd andern Orten Italiens ein gut Stück Geld für die Kirche zu verdienen sei, und beförderten fortan sein Treiben mehr, als daß sie ferneren Einspruch erhoben hätten.

Alles aber, was er jedesmal an Marmor oder auch gebranntem Ton oder Erz von einer Fahrt zurückbrachte, verschloß er hastig in seine Zelle und war weder durch Bitten noch durch Drohungen noch selbst durch Strafen zu bewegen, daß er etwas davon herausgäbe oder auch nur vor Anderer Augen stellte. Vielmehr, wenn er arg bedrängt ward, flehte er mit Thränen und mit rührender Stimme, man möge ihm sein Glück noch eine Weile belassen, bis die guten Mönche mitleidig nachgaben. Nun hielt er sich, so lange es irgend sein Dienst verstattete, während des ganzen Tages daselbst verborgen und in die Betrachtung seiner steinernen Wunder versenkt. Die Brüder beobachteten, daß beim Heraustreten lein Antlitz still und verklärt war, daß aber manchmal seine Augen feucht nachschimmerten, und sie argwöhnten Abenteuer. Keinem kam der Gedanke, daß über dem Anblick des Schönen ein Mensch Thränen der Freude und edler Rührung vergießen könne.

Sobald er sich aber zu einem neuen Zuge aufmachte und die Zelle verschlossen zurückließ, brachen sie rüstig die Thür auf und stahlen, was sie vorfanden. Und wenn er heimkehrte, schien er die Plünderung k.ium zu bemerken, sondern über den neuen Funden die zuvor gesammelten Stücke völlig vergessen zu haben.

Basilius durchzog nicht allein die langgestreckte Insel Korfu vom äußersten Nordrande bis zum südlichen Vorgebirge Leukimme, sondern setzte auch nach den benachbarten Eilanden über und kam nach Kephallcnia, Jthaka, Zakynthos, und von hier sogar auf's Festland, das Thal des Alpheivs hinauf bis zu der breiten Fläche, wo einst inmitten der waldumkränzten Höhen der heilige Hain von Olympia gelegen war. Auch die kleinen in jenen Gewässern zahlreich verstreuten Felsinselchen und verödeten Klippen besuchte er, obgleich er nur selten etwas Nennenswerihcs auf ihnen gefunden hatte, sondern höchstens etwa 'kümmerliche Thonscherben.

Er besaß eine fast wunderbare Begabung, solche Gegenstände, die ihm lieb waren, im wüstesten Schutt und selbst tief unter der Erde aufzuspüren; die Leute, die eS sahen, empfanden oft ein geheimes Grauen und^vcrglichen

ihn einem Ebrr, der die unterirdisch wuchernden Trüffeln mit untrüglicher
Findigkeit auszuwühlen weiß. Was ihn mit einer so seltenen Fähigkeit be-
gabte, war vielleicht nur die große Liebe zum Werke, die ihm auch ohne
sein wissendes Wollen auf das geringste Zeichen von etwas Verborgenem
achten ließ. Ta er ein stiller Mensch war und stets Geld bei sich führte —
denn sein Kloster ließ ihn aus erwogenen Gründen dessen nicht darben —
so war er überall gern gesehn, und sein jährliches Kommen galt als ein
erfreuliches Ereigniß in der Einförmigkeit des dörflichen Lebens.
Nur allein auf einem der winzigen Jnsclchen, die nordwärts von
Korfu abgelegen im Meere schwimmen, fand er sich stets übel empfangen,
obwohl doch die freudlosen Fischer auf dem dürren Stein einen Besuch von
draußen mit doppelter Lust hätten begrüßen sollen, und selbst der Priester
der einsamen Gemeinde zeigte ihm nichts von brüderlichem Wohlwollen.
Nicht daß diese Leute an sich ungesellig und böse gewesen wären: sondern
einzig diesem Mönche mißtrauten sie, und das, nachdem sie de» Zweck seines
Kommens erkannt hatten. Schon als er das zweite Mal auf einem kleinen
Nachen heranfegelnd dies Fleckchen Erde betrat, wurden ihm allerseits finstere
Blicke und selbst halbsichtbare Drohgcberden zu Theil, und im dritten Jahre
ward ihm rundweg jedes Unterkommen und jegliche Nahrung unter aller-
hand fadenscheinigen Vorwänden verweigert, da man denn doch nicht wagte,
einem Klvstermönch geradezu mit handfester Feindseligkeit entgegenzutreten.
Ter junge Mensch, zu friedliebend, sich das Versagte derbe zu fordern, zog
sich zur Nacht, da es Sommer war, in eine Felsvertiefung zurück und
nährte sich ein paar Tage in schmaleren Bissen von den mitgebrachten
Vorräthcn.
Trotz dieser ihm widerfahrenden Unbill aber zog ihn ein geheimniß-
volles inneres Drängen immer wieder zu dem traurigen Felsen zurück,
obgleich er gerade hier noch nicht einen Scherben antiken Ursprungs
gefunden hatte, noch auch nach aller menschlichen Berechnung jemals
finden würde.
Nach einer Nacht, die er also auf den Steinen ruhend verbracht
hatte, geschah es, daß in der ersten Morgenfrühe ein Kind an ihn heran-
schlich, ein bildschönes kleines Mädchen, von etwa zwölf Jahren, das sich
scheu umblickte und etwas verdeckt in seiner Schürze trug. Es weckte den
Schläfer mit leisem Finger und wickelte aus der Schürze ein erzgegossenes
Figürchen, das der Mönch sogleich voll lebhafter Begierde ergriff und
forschend betrachtete. Es war eines der feinsten Werkchen alten Kunst-
fleißes, so jemals in seine , Hände gekommen, und stellte ein reizendes
Weib oder eine Göttin dar, welche die schön gestreckten Glieder mit einem
Schwämme wusch.
Basilius war von dem köstlichen Anblicke so hingenommen, daß er
darüber vergaß, der kleinen Geberin zu danken oder ihr auch nur einen
Blick zu gönnen. Eine Zeit lang stand sie wartend und sogar herzlich

erfreut durch seinen Eifer des Anschauens, dann aber begann sie trotzig die
kleinen Fäuste zu ballen, stampfte mit den Füszchcn und geberdete sich in
Allem so entrüstet wie traurig, bis sie zuletzt in Thränen ausbrach und
zürnend davonlief. Er aber steckte das leicht erworbene Dingchen in einen
feinwollenen Sack, den er stets bei sich trug, legte es also umhüllt mit
großer Sorgfilt auf seinen linken Arm wie ein Wickelkind und eilte an's
Gestade, seinem Nachen zu.
So schien es, als habe er die einzige Freundin, die er auf diesem
starren Boden gefunden, durch seine Fernsichtigkeit sogleich wieder verloren.
Trotzdem kam das seltsame Kind beim nächstjährigen Besuche des
Mannes wieder, weckte ihn jedoch diesmal nicht, sondein legte nur ein
glänzendes Marmorbruchstiick halberhabener Arbeit an seiner Seile nieder,
worauf es sich rückwärts in ein Dorngebüsch zog und sein Erwachen
beobachtete. Wohl weidete sie sich an seiner Ueberraschung und klatschte
fast hörbar in die Hände, als er'sich forschend in der Runde umsah; doch
da er in dem Entzücken über die herrliche Gabe mehr und mehr zu fragen
vergaß, wer sie ihm gebracht habe, hielt sie sich grollend zurück und folgte
ihm nur'mit feuchten Blicken, bis er seinen Nachen flott gemacht hatte und
das sonnbeglänzte Segel südwärts gleitend entschwunden war.
Das dritte Mal brachte die Kleine ein zaries Kinderköpfchen von
Marmor, stand neben dem Schlafenden, bis er erwachte, dann hie t sie ihm
das kostbare Fundstück vor die Augen. Doch als er es fassen wollte, zog
sie die Hand zurück und rief vorwurfsvoll:
„Sieh auch mich an, Mönch, und nicht diese steinernen Puppen allein!
Und dann möchte ich auch einmal Deinen Bart streicheln."
Basilius besaß, obgleich er noch jung war, einen sehr langen und aus-
gezeichnet schönen Bart, der ihm wallend die Brust überdeckte. Doch war
er sich dieses Vorzuges noch nicht bewußt geworden, und wie er plötzlich
bemerkte, das; jenes Kind eigentlich schon etwas groß gewachsen sei jür ein
so ungeberdiges Verlangen, erröihete er und sträubte sich, bis seine Be-
drängerin selbst in Verlegenheit gcricth, ohne recht zu wissen worüber, die
schwarzen Augen ängstlich niederschlug und reuevoll von ihrer Kühnheit
abstand. Sie ergriff die Flucht und ließ dem Fremdling ihren Marmor
als willkommene Beute zurück.
Dieses ungefährliche Abenteuer flößte dennoch dem Mönche eine sonderbare
Scheu vor dem Felseilande ein, die mehr über ihn vermochte, als das ungastliche
Gebühren der Einwohner zuvor, und ihn mehrere Jahre fern hielt, bis die rdthsel-
hafte Sehnsucht mit verstärkter Gewalt wiederkehrte und ihn zwang, den Lauf
seines Schiffchens von Neuem dorthin zu lenken, obwohl er ein still
warnendes Zagen vor etwas Unbekanntem auch jetzt noch schwer nnterdrückte.
Es war ein schwüler Frühsoinmrrtag, an dem er hinüberfuhr. Als
es gegen den Abend kam und der Nachen sich dem Strande nahte, zog ein
starkes Gewitter herauf und entlud sich mit Krachen und Blitzezucken über

dem Meere, und das Schiffchen flog vor dem Sturme dahin, als würde es
haltlos durch die Luft gerissen. Basilios snß am Steuer und spähte sorgen-
voll nach dem Lande hinüber, denn es war jählings finster geworden und
nicht mehr zu erkennen, ob er dem flachen Sande oder dem todtbringenden
Felsenabsturz zutriebe.
Auf einmal gleißte ein Büschel ungeheurer Blitze über den Himmel,
daß blendende Helle secundenlang die Schwärze der Nacht zerriß. Da
erblickte er dicht vor sich eine vorspringende winzige Sandfläche, nicht den
gewohnten breiten Landungsplatz der Fischer, sondern einen abgelegenen Ort,
der doch für ihn einem bergenden Rettungshafen gleichkam. Dicht am
Strande aber, wo die Sturmwellen heranjagien, stand eine lichte Gestalt
im sprudelnden Schaum, halben Leibes daraus hervorragend, ein Weib,
hob das Haupt empor zu dem flammenden Himmel und wand sich mit den
Händen das Waffer aus dem schwarzfließenden Haar. Wunderbar glänzte
der weiße Leib in dem bläulichen Schein, von schillernden Tropfen über-
rieselt, und das Antlitz leuchtete von Schönheit.
Der einsame Mönch stieß einen Schrei aus und ließ das Steuerruder
seiner Hand entgleiten; da schlenkerte das Boot wild auf den Wellen umher
und überschlug sich nach wenigen Augenblicken. Dem Manne aber gelang
es, den umgestürzten Kiel zu gewinnen, und er ward so mit demselben von
der Brandung an's Ufer gerissen.
Er warf sich in den Sand und lag eine lange Zeit in brütender
Dumpfheit; als das Gewitter vorübergezogen war und die Sterne schim-
merten, raffte er sich auf zu dem Nachen hin. Denn ein Grausen lag auf
ihm. schwerer als Wetterschwüle, und er gedachte dies Land zu fliehen, so
schnell als es möglich wäre. Wie er nun an dem gestrandeten Fahrzeug
tastete und spähte, fuhr ein irrender Fackelschein durch die Nacht, der hastig
näher huschte. Bald stand ein junges Weib vor ihm, dessen wunderschöne
Züge ihm bekannt erschienen. Erzitternd kehrte er sich ab und richtete nach
seiner Gewohnheit weltfremde Blicke in die Ferne. Sie aber stand vor
ihm, von der Flamme überstrahlt, und roth nicht von dem Fackelglanz
allein, und ihr junger Busen wogte unter dem Mieder. Mit raschem
Athem, doch bescheidenen Tons und die Augen niederschlagend, sagte sie:
»Diese Nacht darfst Du nicht wie sonst auf dem Felsen verweilen; Du
bist durchnäßt und die Luft geht kühl nach dem Gewitter; es wäre eine
Schande für unsere Gemeinde. Ich bin die Tochter des Priesters Genoutzios hier
und heiße Mavra. Du bist Basilios, der blinde Mönch von Paläokaslrizza.
Mein Vater ist Dir nicht wohlgesinnt, aber die Pflicht der Gastfreundschaft kann
er heute nicht verachten. Klopfe an seine Thür und fordere ein Lager.
Ich laufe vor Dir nach Hause zurück. Nimm Du diese Fackel, mir sind
die Wege auch im Dunkeln bekannt."
Mit diesen Worten drückte sie ihm die Leuchte in die Hand und war
schnell in der Finsterniß verschwunden. Basilios ging wie träumend und

unter einem Banne, gehorchte ihren Worten und kam zu dem Kirchlcin und
dem Hause des Priesters.
' Genoutzios empfing den unerwarteten Gast mit bitterer Miene, doch
das Recht weigerte er ihm nicht, denn er sah, daß er von Frost schauderte
und seine Kleider noch trieften. Er setzte ihn schweigend an seinen Herd,
entfachte das Reisigfcuer zu prasselndem Brande, goß den Kaffee auf und
begann ein Mahl zu bereiten, indem er ein Huhn rupfte und am Spieß
über der Flamme drehte. Nach einer Weile trat Mavra herein und kauerte
sich still in einen Winkel des Gemachs, doch so, daß sie dem Fremdling in
das vom flackernden Feuer beglänzte Antlitz blicken konnte.
Lange saßen die drei solcherart in Schweigen bei einander. Erst als
Basilius das Huhn verzehrt und einen Becher Weines genossen hatte,
fragte der Priester mit gedämpfter Stimme, durch welche ein starker Un-
wille klang.
„Was suchst Tu, Mönch, immer wieder auf unserer Insel? Von
dem heidnischen Gerumpel, dem Du nachläufst, wie man 'weiß, ist hier nichts
zu finden; das Land ist arm an diesen wie an allen andern Dingen. Was
also treibt Dich hierher, wo Du nicht willkommen bist? Denn wir sind
Christen, wie Du auch sein solltest nach Deinem Gewände; aber Dein Herz
thut Götzendienst. Wer lehrte Dich das und wer heißt es gut, daß Du
Dein Kloster verlassest und umirrend Undinge betreibst?"
Basilios richtete seine verschleierten Augen iu's Weite und schwieg
lange. Endlich begann er mit leiser, schwcrmuthvoller Stimme zu erzählen,
was Anfangs nicht eine Antwort auf die ungestümen Fragen schien. Sein
Blick aber kehrte unter dem Reden manchmal aus dem Leeren zurück und
heftete sich starr auf die Jungfrau im Winkel, und hatte doch einen
Ausdruck, als sähe er sie nicht. Ihre Augen aber hingen an ihm und
seinem Munde wie verzaubert.
„Vor zehn Jahren," sprach er, „da ich eben in das Jünglingsalter
trat, nicht arm war und nicht Mönch zu werden trachtete, nahm mich ein
vornehmer Herr aus Alexandrien, Gemisthios Kephalos, klug und gelehrt, zu
seiner Gesellschaft mit sich über's Meer nach Italien, nachdem er um meiner
jugendlichen Wohlgestalt und etlicher Künste willen, die ich betrieb, Gefallen an mir
gefunden. Von Venedig reisten wir mit Behagen durch die Städte und kamen
nach Rom. woselbst wir die längste Zeit verweilten. Hier gab es aller Wunder
die Fülle zu betrachten, so daß ich während der ganzen Frist dahinwandelte wie
in einem Traum und dennoch wacheren Geistes denn je vorher. Als der
Wunder größte und bei Weitem schönste erschienen mir wie auch Gemisthios
selber die unzähligen Marmorbilder in Palästen und Gärten und selbst frei
auf den Gassen, nicht allein weil sie, wie man sicher weiß, von unseren
eignen Ahnen zur Heidenzeit verfertigt sind, sondern vornehmlich, weil die
meisten von einer solchen Hoheit und Lieblichkeit sind, daß sie würdig
wären, die allervornehmsten Heiligen der Kirche darzustellen. Es ist wahr,

daß manche auch römische Christen an ihnen Anstoß nehmen, weil nicht
wenige ganz nackt sind und die Pracht ihrer Glieder sorglos Aller Augen
hingeben; Gemisthivs aber belehrte mich, daß darin mit Nichten etwas Un-
heiliges zu erkennen sei: Denn jegliche Kleidung sei doch Menschenwerk, den
Leib aber habe Gvtt selbst so geschaffen, wie er ist, und es sei eine noth-
wendige Annahme, das; seinem Werke der Vorrang gebühre.
Also hielt ich es für nichts Unrechtes, jenen Gvttergestalten eine
staunende Verehrung zu weihen, zumal dieselbe meiner kirchlichen Andacht
keinerlei Abbruch that, vielmehr in sich selbst völlig verschiedener Art war
und nicht für Götzendienst zu erachte». Wenn mich unser heiliger Gottes-
dienst, Beichte und Gebet damals nicht minder wie jetzt im Herzen bitter-
lich demüthigte und meine sündige S?ele heilsam zerknirschte, wie es
sich gebührt, so fühlte dort vor dem A> irmor meine Seele sich empor-
getragen wie mit leisen Flügeln zu unendlicher Heiterkeit und verklärter
Freude. Mir war, als umschwebe jede - dieser Gestalten ein himmlischer
Gesang, den das Ohr nicht fassen konnte um seiner Zartheit willen und
der doch Leib und Seele zugleich mit unbeschreiblicher Wonne durchzitterte.
Oft war mirs in so entzückter Anschauung, als sei ich selbst für eine Weile
zu den seligen Göltern in den Olymp emporgehoben und wäre am liebsten
nimmer wieder auf die arme Erde hinabgestiegen.
Doch ward ich bald erinnert, daß eine so ungemischte Heiterkeit und
ein lauteres Genießen ohne Begierde dem Menschen nicht für immer ge-
geben ist. Denn es ist die Seligkeit der unsterblichen Götter.
Es gab ein Bild der heidnischen Liebcsgöttin, das an süßer Schön-
heit jedes andere übertraf. Du sahst die Himinliiche aus dem Meere steigen,
das holdselige Angesicht der Sonne oder einem fernen Gestirn oder zuckenden
Blitzen zugewandt, mit einer leisen Sehnsucht im Blicke, als ob sie hinauf-
träume zu einem unbekannten Glück. Zugleich war dieses Bild mit so
wunderbarer Kunst gearbeitet, daß es fast völlig den Anschein gewann, als
sei es mit wirklichem Leben begabt und nur etwa durch einen leichten
Schlaf oder eine traumhafte 'Verzückung an der Bewegung gehindert.
Vor diesem Marmor stand ich einst, da die Abendsonne ihre Strahlen
darauf warf. Wärmer als sonst glaubte ich das freundliche Leben durch
die Glieder rieseln zu sehen, und leise Schauer reinfühlenden Glückes be-
wegten meine beruhigte Seele.
Da trat mein Gönner Gemisthios zu mir und sprach mit lächelndem
Ernst:
,Verlicre Deine Seele nicht zu tief in die Betrachtung dieses Bildes,
mein Sohn, daß es nicht zum Leben erwache und Dir zum Verderben werde.
Wehe dem Sterblichen, dessen blödegebornes Auge den lebendigen Leib einer
Göttin sieht. Denn die Schönheit ist himmlischen Ursprungs und Wesens,
und wer sie zu sich in den Staub der Erde herabziehen will, dem wird sie
zum Unheil, indem sie seine Gedanken verwandelt aus dein Reinen in'S

Unreine. Allemal wird auf Erden das Reinste am leichtesten beschmutzt und verdorben; der nackte Leib des Menschen aber ist das Reinste und Edelste, was die Erde gezeugt hat. Darum hüte Dich, Kind, vor den Schrecken der Schönheit; laß Dein Schauen nicht Umgang haben mit der Begierde. Und übe die Andacht des Schauens lieber in der reinigenden Kühle des Morgens als um die nächtliche Dämmerung, deren Licht betrüglich ist und be-strickende Geister in seinem Schatten birgt/

Gemisthios sprach diese Worte mit milder , Warnung und nicht zu ernsthaftem Ton; ich blickte ihm fragend ins Gesicht, denn ich verstand seine Meinung nur halb und verwunderte mich zumal über das Wort von den Schrecken der Schönheit. Er aber lächelte nur, und es zog eine Lust zu spotten um seine Lippen, und doch meinte ich unter dem Lächeln ein heim-liches Grauen zu sehen, dessen er nicht ganz Herr zu werden vermochte mit seinem Spott, da er sprach:

,Es geht eine Sage uin unter dem Volk hier eben von diesem Bilde. Es könne zum wirklichen Leben erwachen, wenn ein Mensch seiner mit ganzer Gluth begehre, und es würdige den zu rasender Lust Hingerissenen einer berauschenden Umarmung. Es ist aber in Wahrheit der böse Feind selbst, den er umarmt hat und der seinen Sinnen die berückende Seligkeit gewährt hat; und fortan bleibt er seiner Macht unrettbar verfallen. Man findet ihn am Morgen todt zu den Füßen der Göttin hingestreckt, oder er schleppt eine Weile noch ein zehrendes Siechthum des Geistes hin, das die unsterbliche Seele in ihm erwürgt und ihn nm Ende zwingt, sich selbst zu vernichten, um sich selbst zu entfliehen. Das ist die Rede des Volkes, die thöricht scheint, und die doch ein denkender Mann lieber nach ihrem ver-borgenen Sinne ergründen 'als gänzlich verachten soll/

Alles dieses sagte mein Gönner mir in löblicher Absicht; mir aber fuhr es wie eine zündende Flamme ins Herz. Wie ich mich fürchtete vor der Schönheit, alsobald gebar die Furcht mir das Begehren, und mit dem Grausen zugleich ward die Wollust empfangen, und aus Lust und Begierde entstieg leibhaftig ein Gesicht meiner Augen. Ich sah die weißen Glieder der Göttin leise sich regen und in Lebcnswonne erbeben, ich sah die rinnende Röche des Blutes ihre Adern durchwärmen, die Haut weichlich schwellen und schaudern, ich sah das Haupt gewährend sich zu mir neigen, und ein zarter Hauch wehte mit betäubender Süße von dem blühenden Leibe zu mir herüber. Da schrie ich auf und klammerte mich an den Freund, der mich Sinkenden auffing und davonführt?, denn ich verlor die Kraft des Bewußtseins und bin nur mit Mühe von ihm wieder zum Leben erweckt worden.

Am andern Tage schon entwich ich ohne Abschied heimlich aus Rom, von innerer Angst getrieben, und wanderte mit wunden Füßen durch das Land, bis ich den kühlenden Hauch des Meeres wieder fühlte. Denn es ist ein alter Spruch: Das Meer spült jedes Uebel wohl dem Menschen ab.

So kehrte ich nach Korfu heim und ging ins Kloster von Paläokastrizza,
wo ich allezeit dem Meere nahe war.
Aber Ruhe fand ich nicht in der Einsamkeit meiner Zelle. Zu oft,
wenn nur ein Segel sonnenschimmernd meinem Blick vorübergleitet, faßt
mich eine Sehnsucht, für die ich keinen Namen weiß, und reißt mich hinaus,
diese Inseln suchend zu durchstreichen, immer wühlend und forschend, bis
ich gefunden habe, was meinen Durst für eine Weile stillt, ein Marmor»
ftückchen oder einen Scherben bloß, wenn nur ein Hauch der Schönheit
daran haftet; dann ist mir's, als Hobe die Göttin vorüberschwebend eine
Zeitlang ihren Blick darauf ruhen lassen, und meine Seele beschwichtigt
sich in freudigem Schauen.
Doch nicht lange, so wacht die Sehnsucht wieder auf; Träume quälen
mich, daß ich das Marmorbild einer Liebesgöttin entdeckte, die schöner noch
ist und reiner und himmlischer, als jene zu Rom; auffahrend sehe ich sie
noch vor niir in unsäglicher Heiterkeit und langsam nur, in einem blen-
denden Glanz verschwindend. Dann umfängt mich die seligste Hoffnung
zugleich, und ein tiefes Bangen, diese möchte sich leibhaftig erfüllen: mir
bangt für meine unsterbliche Seele, daß sie nicht zum andernmal dem
Schrecken der Schönheit verfalle. Tenn diesmal müßte es für ewig sein.
So wünsche ich willenlos von ganzer Seele, was ich im Tiefsten schaudernd
fürchte, und ewige Unrast ist mein Erbtheil, seit ich der Schönheit zu nahe
gewesen.
Du aber bemitleide mich vielmehr und zürne mir nicht; Euer Keiner
ist berufen mich zu richten, weil Keiner ein gleiches Verlangen zu fühlen
versteht. Auch thue ich Niemand Schaden mit meinen Fahrten und beraube
Niemand; es ist kein Unrecht an irgend wem, Blumen zu brechen, die in
menschenleeren Wäldern wachsen, und die für Euch keine Ernte sind."
So redete Basilios. Ter Priester Genoutzios hörte mit verdrossener
Miene zu und sprach kein Wort, da jener geendet und lange schwieg, als
nur ein kurzes: „Hier sinkest Du nichts. Es wäre Dir besser. Du bliebest
fern," das gedämpft und dennoch drohend klang.
Seine Tochter Mavra aber hing von fern an des Mönches Munde,
mit Augen, die unabläßig wechselnd, wie von zuckenden Flammen glühten.
Und als er ganz leise, als spräche er zu sich selbst, erwiderte: „Es wäre
mir besser; denn heute habe ich im Gewitterschein ein Trugbild meiner
Augen gesehen, das der Güttin glich und mich vor drohendem Verderben
meiner Seele warnte,' da hörte sie es doch und stieß einen Schei aus und
preßte beide Hände vor die Stirn und zitterte heftig am ganzen Leibe.
Basilius hörte es nicht und sah an ihr vorüber wie sonst; und als
sie sich zur Ruhe begab und dem Mönche die Hand küßte, fühlte er nicht
die verhaltene Gluth, die aus diesem Kusse athmetc.
Am andern Morgen begab er sich früh über den Felsen zu seinem
Fahrzeug, um nach dem Schaden zu sehen. Da fand er an der Stelle

in einem andern kleinen Nachen Mavra seiner harren. Sie trug das Haupt
in einen weißen Schleier gelmllt, wie die Türkinnen pflege», und sagte
kurz: „Ich will Tich zu den Tingen führen, die dir Freude machen."
Als er das hörte, blitzte sein Auge freudig auf und er stieg zu ihr in
das Boot und lies; sie das Steuer lenken.
Sic fuhren eine gute Strecke an dem schroffen Fels entlang, ohne
eiwas Anderes als das Gestein z« sehen, und ohne gesehen zu werden.
Endlich gelangten sie, scharf nm eine Ecke biegend in einen Vorgarten von
niedrigen Klippen, die spitz, rissig und wüst aus dem Wasser ragten.
Mavra steuerte niit kundiger Hand durch das Gewirre und kam an den
hochgewölbten Eingang einer Höhle, die am Eingang so geräumig war.
daß Wohl ein großes Schiff ohne die Masten sich darin Hütte verbergen
können. Nach hinten zu verengte sie sich in wunderliche Wind!,»gen, kaum
daß noch der schmale Kahn ungcschädigt hindurchgleilen konnte, indem das
Mädchen mit den Händen rechts und links die Wände berührend sie vor-
sichtig weiter schob. Zuletzt, als das vom Thore her quillende Licbt schon
tief dämmerig geworden war, that sich ein breiter Strand vor den
Blicken auf, niedrig vom Felsen sich ablösend, mit hochgeschichtetem Gerölle
bedeckt. Hier landete Mavra nnd deutete stumm auf den Schutthaufen.
Borsichtig stöberte Basilius in demselben und entdeckte eine,Fülle von ge-
staltetem Marmor, Erz und Thon, den herrlichsten Kleinodien, die das
Alterttmm hinterlassen.
Tns Mädchen weidete die Augen lange Zeit an seiner großen Freude
nnd sagte dann mit gedämpfter Summe: „Diese Dinge alle sind von
geringem Werth, und Jeder sollte sie Dir gönnen. Weiter drinnen aber,
wo die Höhle sich tiefer schlingt, sind gewaltige Schätze verborgen, wie man
weiß, obgleich kein Lebender seit hundert Jahren und mehr sie mit Au.icn gesehen
hat, Gold und Silber und mannichfaches ödelgestein. In jener Zeit, als
die große Stadt Konstantuiopcl von den Heiden zerstört wurde, k,nn eine
schöne Prinzessin flüchtend an diesen Strand und verbarg alle ihre Reich-
thümer in der Grotte. Dieselbe ist zu Grunde gegangen und mußte ihr
ildisches Gut hier herrenlos in der Ocde zurücklassen. Dieses ist nun die
glänzende Hoffnung, die unser Volk heimlich nährt, es werde einst gelingen
den Schatz zu gewinnen und reichen Besitz nnd Glück über dir ganze Gemeinde
zu breiten. Alle freilich, die bisher so kühn waren weiter i» die Grotte zu
dringen, sind von täuschenden, furchtbaren Stimmen, gleich einem Wimmern
und Winseln in den gewundenen Gängen hin und her gelockt worden und
von huschenden Nebeln, die sich ballten und lösten, in die Irre geführt, bis
sie im Kreise schweifend immer wieder an diese selbe Stelle gelangten und
nichts gewonnen halten als die Angst, die sie übermenschlich ausgestanden
nnd die wochenlang als ein Fieber an ihren Wangen zehrte. Darum ver-
sucht es Keiner je zum zweiten Mal. Gewiß also ist, daß der Schatz noch
darinnen liegt, und das ist der Grund, warum die Leute dir böse Gesichter

zeigen, denn sie haben vernommen, Dir sei die Gabe verliehen, auch unter-
irdische und vergrabene Dinge mit aufgethanen Augen zu sehen, Dus mit
der Prinzessin sagen dir Einen, die Anderen aber meinen, Seeräuber hatten
ihr geraubtes Gut hicrinncn verborgen, bis sie vvn den Venezianern, unseren
Herren, besiegt und gctödtel worden lind.
So berichtete Mavra mit eintöniger, halb singender Stimme. Der
Mönch stand und lausche gesenkten Blickes, doch aufmerksam, und als sie
geendet, fragte er hastig,
„Und wenn Jemand erführe, daß Tu einen Fremdling hergeführt und
das Geheimnis; Deines V.ilkrs ihm verrathen hast?"
„Ich glaube, sie würden mich tödtcn," erwiderte sie und neigte das
Haupt, als wäre sie bereit, den Streich zu empfangen.
„Um der Heiligen Willen," rief Basilius erschrocken, „warum thatest
Du das, einem Fremden zu Gefallen?"
Da bückte sie sich tief auf den Bord des Schiffchens um das auf-
flammende Roth ihres Angesichts zu verbergen und flüsterte:
.Ich that's, um Dir eine Freude zu machen; nicht weil ich wollte,
sondern weil ich mußte."
Als sie das sagte, strahlten ihre Augen voll wunderbarer Gluth unter
dem weißen Schleier hervor; doch er merkte es nicht und sprach nur in
freundlicher Rührung:
„Gott segne Dich, liebes Kind, um Deiner Herzensgüte Willen, Allein
ferne sei es vvn mir, etwas aus diesem Schatze zu nehmen und Dich viel-
leicht meiuethalb in harte Gef,ihr zu bringen. Auch ist es wahr, meine
Freude an diesen Dingen ist geringer geworden, seit mir gestern die Göttin
der Schönheit selbst als ein hehres Traumbild mitten in Sturm und Welter
erschienen ist,"
Mit diesen Worten wandte er sich und stieg zurück zu ihr iu das
Boot. Seine Stimme hatte den gleichen stillen Klang wie sonst und seine
Augen den dämmernden Blick und blieben an ihrer Gestalt nicht haften,
Mavra aber faßte ihren Schleier so hart mit beiden Händen, daß ein scharfer
Riß ertönte und es wahrte nicht lange, so war er durchfeuchtet von unge-
sehenen Thränen,
Als sie nun die Höhle verlassen halten und wieder auf dem einsamen
Sande gelandet waren, sagte Mavra:
„Dein Boot hat gestern Schaden gelitten, es ist stark voll Wasser
gesogen, und Tu darfst nicht so übcr's Meer fahren, che Du es aus-
gebessert."
„Ja," antwortete er ruhig, „ich stopfe das Leck über Tag und werde
mit dem Dunkelwerden segeln können; auch fälirt sich's am besten in der
Kühle, wenn die Sterne schweigend über dein Meere stehen."
Mavra nickte und wandte sich mit stummem Grnß zu gehen, und es
war nicht, als sollte das ein Abschied sein. Sie ging aber nicht den unteren

Pfad zurück den Hütten und der Kirche zu, sondern stieg den schrägen Felsen langsam hinauf in die Einsamkeit. An der höchsten Stelle ist eine kleine Fläche, auf der umherwandelnd man das Eiland und das ganze Meer überschaut. Hier blieb sie und saß in sich gebeugt auf dem öden Gestein wie das verlassene Weib in der Wüste. Die Sonne brannte heiß auf sie herab und sog die letzte Kraft des Lebens aus dem lechzenden Boden. Das ganze Land war matr und stumm, nur sonnzerfressenes Gras kroch müde von Spalte zu Spalte, braungelb wie der Felsen selbst. Geröll und Blöcke lagen zerstreut gleich dorrendem Gebein einer Karawane von Riesen. Und das Meer rundum lag träge wie ein Sumpf in harter Bläue, und der leere Himmel brütete darüber.

Stumm weilte das einsame Weib mit verhülltem Haupt unter dem Sonnenbrand und rang mit ihren Gedanken. Gluth brannte in ihren Augen, wenn sie manchmal auffahrend den Kopf hob und Blicke banger Sehnsucht zum Strande hinüberirrcn ließ; aber hastige Flammen jagten sich wechselnd auf ihren Wangen wie die Fieberröthe kämpfender Scham.

Sie dachte weder an Speise noch Trank und lag so Stunde um Stunde. Doch als die Mittagszeit voll war, wo das Schweigen des Himmels so entsetzlich wird, daß der einsame Mensch wohl vor dem eigenen Athem schaudert, kam es über sie wie der Schrecken des Pan; sie sprang auf und duckte sich und floh den Berg hinab, bis sie ein Hämmern vom Sande her vernahm. Dann stand sie noch einmal still und legte beide Hände auf das wild pochende Herz und dann schritt sie festen Ganges weiter, bis sie den Mönch am Strande bei seiner Arbeit fand.

Rasch trat sie zu ihm, ließ die Blicke am Boden irren und sprach mit stockendem Athem:

„Es ist noch Eines in der Höhle ... Etwas, das Du finden kannst... Das, was die Sehnsucht Deiner Augen ist . . . Dringe heut Nacht mit der Fackel hinein, und Du wirst es sehen, was bei des Tages Dämmer, der matt einfällt, Dir verborgen blieb ... ein Bild von Marmor ... die Göttin, die Du suchst ... Du siehst die Himmlische aus dem Wasser steigen, das Angesicht den Blitzen zugewandt, mit einer heißen Sehnsucht im Blick, als ob sie hinausträume zu einem unbekannten Glück. Und so kunstvoll ist es gemacht, als wäre es lebendig . . . ganz lebendig . . . Wage es noch einmal einzufahren ... bei Nacht . . . und Deine Sehnsucht Wird gestillt werden . . . ganz gestillt."

Nach diesen zitternden Worten entwich Mavra in Hast, als ob eine bittere Scham sie von bannen triebe.

Der Mönch aber blieb zurück, ließ seine Arbeit feiern nnd seine Augen hoch aufgeschlagen im Blau des Himmels ruhen, als leuchte ihm schon ein Götterbild von dort entgegen. Und auf seinem stillen Antlitz wechselte Seligkeit und tiefes Grauen.

Als nun das Dunkel über den Felsen schlich und das Wasser, wo es leicht bewegt um Kiesel oder Klippen schäumte, von huschenden Irrlichtern sprühte, bestieg Basilius sein Schiffchen und steuerte um das hohe Land, bis er zu den ausgesprengten Klippen kam. Der Mond war roth über dem Wasser aufgegangen und drängte sein Licht tief in den klaffenden Schlund der Grotte. Der Mönch fuhr ei», und nachdem drinnen der letzie Mondesdämmer in Finsternis aufgelöst war, entzündete er seine Fackel. Hastig kroch das lodernde Licht um die Wölbung, die freien Räume scharf erhellend, die abgelegenen Engen in tiefere Schatten zurückwerfend. Langsam, lautlos glitt das Boot zwischen den zackigen Wänden hin; die Hände des Fährmanns zitterten schwer, heiß stieg ihm das Blut in die Stirn und legte einen flimmernden Schleier vor seine angstvoll forschenden Augen.
Da löste es sich schimmernd aus der Finsterniß und vor ihm stand an den Fels gelehnt, das weiße Bild der Liebesgöttin. Es war, wie er es im Traume gesehen, nur nicht das Haupt voll Sehnsucht erhoben, sondern in bebender Scham und wie in Ohnmacht matt auf die Brust herabgeneigt. Die Linke hielt noch das halbgesunkene Gewand, indeß die Rechte scheu sich über die Weiße des Busens legte.
Der Mönch stieß sein Schiff nicht weiter, sondern stand und faltete die Hände, in wunschlvser Betrachtung ruhend; die Seligkeit des reinen Schavens umfing ihn wie ein Traum.
Minutenlang war es ihm so zu ruhen vergönnt, und die Minuten dünkten ihn eine goldene Ewigkeit.
Unmerklich aber spielten die kräuselnden Wellchen den Nachen weiter, und je näher der Fackelglanz floß, desto wärmeren Anschein des Lebens gewann das Weiße Bild. Ein gleichmäßiges Wogen schien leise die Brust zu heben, und sichtbarlich lief ein Zittern über die zarte Haut. Und jetzt auf einmal sah er, wie aus den tobten geschlossenen Marmoraugcn lebendige große Thräncn quollen. Erstarrendes Grausen ergriff ihn; im selben Herzschlag stieß das Boot mit leichtem Ruck an den Kies des Strandes; noch traf ihn schnell wie im Blitzeszucken ein Strahl aus schwarzen lebensvollen Augen; dann entsank dem Verstörten die Fackel und erlosch zischend im Wasser. Von wollüstigem Schrecken berauscht, taumelte er vorwärts und trat willenlos auf den Sand. Da schmiegten sich weiche Arme bebend um seinen Nacken und Lippen ruhten mit süßem Hauch auf seinem Munde, Ein kurzer, wilder Schrei durchgellte die Wölbung, ein Schrei aus Mannesmund; dann ein langes Schweigen; dann das Schluchzen und Weinen eines Weibes die ganze Nacht hindurch.
Und als die Morgenhelle gedämpft bis in die Tiefe der weiten Höhle drang, kniete Mavra, die Tochter des Priesters, immer noch weinend vor der Leiche des Mönches von Paläokastrizza.

Jules Grövy.

von

iLgarlcF Bigot.

^ Paris. —

ules GrSvy ist von dem aus dm Mitgliedern der Abgeordneten-
kammer und des Senats gebildeten Congresz von Neuem zum
Präsidenten der französischen Republik erwählt worden. Von
58g Abstimmenden sind 457 Stimmen ihm zugefallen. Das ist gcwisz der
geeignete Moment, um von dem ersten Beamten der französischen Republik
ein Bild zu entwerfen, und dieses wird am besten gelingen, indem man seine
Lebensgeschichte erzählt. Gerade die Einfachheit und Einheit dieser wird,
wir hoffen es. gm besten die hohe Stellung erklären, zu der sich JulcS
Grevy, der Sohn des Volkes, nach und nach emporgeschwungen hat, und
ebenso wird man aus derselben ersehen, wie sehr die allgemeine Achtung,
die ihn umgiebt, und das Vertrauen, welches das Land ihn, zum zweiten
Male entgegenbringt, vollkommen gerechtfertigt sind.

I.

Lange Zeit hat man sich über das Geburtsdatum Jules Grüvys hin
und her gestritten. Jedermann wusztc, daß er im Jura-Departement in
der Franche-Comtü in Mvut-sous-Vaudrey, einem Dorfe mit ungefähr elf«
hundert Einwohnern, geboren war, welches auf einer das Thal eines kleinen
Flusses, la Cuiscmce, beherrschenden Anhöhe gelegen ist. Aber iu welchem
Jahr war er geboren? Hier beginnt die Schwierigkeit. Ein Theil seiner
Biographen nimmt 1807, ein anderer 1811, wieder ein anderer 1815 als
sein Geburtsjahr an. Die dieser Epoche angehörenden Civilstandsregister
von Mont-sous-Baudrey waren vernichtet. Erst im Laufe des vergangenen
Sommers ist es den Bemühungen des unermüdlichen Forschers V^voreau

des Verfassers des victiovnall-e äes Oontsiuporäin«, gelungen, die Abschrift
des Taufscheins Jules Grevys wieder aufzufinden. Erst von diesem Augen-
blicke an wissen wir ganz bestimmt, daß er im Jahre 18l>7 geboren ist;
der Präsident der Republik ist also jetzt achtundsiebzig Jahre alt.
Schon lange vor seiner Geburt lebte seine Familie in behaglichen
Verhältnissen als Gutsbesitzer, halb als Landleute, halb als Bürger von
dem Ertrage eines eigenen Besitzthums, das la Grangerie hieß. Als sich
die conftituirende Versammlung im Jahre 17 90 mit der Reorganisation
der Rechtspflege beschäftigt und an Stelle der früheren Amtleute die Friedens-
richter ^ugs« <1<? p»ix> eingesetzt hatte, wurde Jules Grevys Großvater zum
Friedensrichter ernannt. Als zwei Jahre später, im Jahre 179Z, die Jn^
vasion stattfand und das Vaterland in Gefahr war. trat der Sohn des
Friedensrichters, Francis Hyacinthe, als Freiwilliger in das Heer und
wurde von seinen Kameraden zum Bataillonschef erwählt. Kaum war der
Einfall der Feinde zurückgewiesen wurden, legte er die Waffen nieder und
kehrte nach Mvnt-sous-Vaudrey zurück, wo er die Leitung des Wirthschafts
betriebe? übernahm und sich einige Jahre darauf verheirathete.
Aus den angeführten Fällen sehen wir. daß Grövys Familie zu jenem
ziemlich ansehnlichen Theil der Bourgeoisie gehörte, der sich schon seit lange
liberale Ideen zu eigen gemacht und die Revolution des Jahres 1789 mit
Freude begrüßt hatte. Als früherer Soldat der Republik hatte Hyacinthe
Gr,'vy sich den ganzen Enthusiasmus seiner Jugend treu bewahrt und man
kann wohl mit Recht sagen, daß seine Kinder schon von der Wiege au niit
republikanischen Ideen genährt wurden.
Hyacinthe Grövy hatte drei Söhne ; der älteste, Jules Gr^vy, ist heute
Präsident der Republik; der zweite. Albert Grovy, war zuerst Advocat wie
sein alterer Bruder, gegenwärtig ist er Mitglied des Senats. Der dritte
Sohn erwählte die militärische Laufbahn und heißt heute General Go'vy;
er ist ebenfalls Senator. Fast alle kleinen Bürgcrsamilien, vorzugsweise in
Frankreich, besitzen den Ehrgeiz, ihre Kinder sich zu höherem Range als
dem ihrer Eltern erheben zu sehen, und so wenden sich ihre Blicke mit
Vorliebe jenen Laufbahnen zu, welche Jedem offen stehen. Auch Hyacinthe
Gr>''vy konnte, obschon er als Landmann in guten Verhältnissen lebte, seinen
Kindern kein Vermögen hinterlassen, sondern ihnen nur eine gute Erziehung
zu Theil werden lassen und sie in den Stand setzen, sich ihren Platz in
einer Demokratie zu erobern. Man sieht, das; feine Rechnung ihn nicht
getäuscht hatte.
Um sich für seine Studien vorzubereiten, wurde Jules Gr>>vy zuerst
in die Schule der kleinen, benachbarten Stadt Poligny geschickt. Glänzende
Zeugnisse legten Beweise für seinen Fleiß und seine Befähigung ab und da
er das Studium der Rechte erwählt hatte, so ging er später nach Paris,
um dort Vorlesungen zu hören. Es war in den letzten Jahren der
Nestauration. Die Bourbonen, welche von einem Theilc Frankreichs, dessen

ganze monarchische Erinnerungen sie in sich vereinten, zuerst mit Freude
begrüßt, von der übrigen, durch Napoleons wahnsinnige Kriege erschöpften
und vor allen Dingen nach Frieden dürstenden Nation ohne Widerstand
angenommen worden waren, hatten bald durch ihre Ungeschicklichkeit die
öffentliche Meinung erbittert. Man machte ihnen zum Vorwurf, daß „sie
in den Packmagen der Fremden zurückgekehrt wären", man warf ihnen vor,
daß sie das alte Regime mit allen feinen Privilegien trotz der Charte
wiederbeleben wollten. Tie seit langer Zeit getrennten Bonapartisten und
Republikaner verbanden sich gegen sie. Die öffentlichen Reden des Generals
Foy, Manuels, Boyer-Collards wurden in ganz Frankreich mit leidenschaft-
lichem Interesse gelesen. Eine Verschwörung folgte der andern und die
unerbittliche Unterdrückung derselben diente eigentlich nur dazu, sie zu
nähren und zu fördern.

Als Karl X. seinem Bruder Louis XVIII. auf dem Thron gefolgt war.
und die Stimme der Partei der Ultras in den Berathungen der Tuilerien
allein Geltung hatte, spitzte sich die Krisis bald zu. Man ging geradenwegs
auf eine Schlacht los und von beiden Seiten wurden die Vorbereitungen
dazu getroffen. Entweder mußte ein Staatsstreich ausgeführt werden, der
die Charte vollständig abschaffte, oder eine Revolution, welche den Thron
stürzte — eine andere Alternative war einfach nicht möglich. Bekannt ist,
wie der Staatsstreich am 26. Juli 18Z0 in Form von ,,Verordnungen"
voranging, bekannt ist auch, wie der Ausbruch der Revolution am folgenden
Tage darauf antwortete. Drei Tage lang wurde in den Straßen von Paris
gekämpft, am Ende des dritten Tages war der Thron gestürzt und Karl X.
begab sich unter einer Escortc von Nationalgardisten von Rambouillet nach
Cherbourg, wo er sich nach England einschiffen wollte.

Es heißt, daß Jules GrSvy während der Julitage ebenfalls das Gewehr
auf den Burricaden getragen habe. Das ist höchst wahrscheinlich, denn nach
der Erziehung zu urtheilen. welche er von seiner Familie erhalten, konnte
man sich in Bezug auf seine politischen Gesinnungen kaum täuschen. Sicher-
lich war auch er von dem Freiheits - Fieber ergriffen, das damals die
studirende Jugend bewegte und sich bei den Vorlesungen Villemains. Guizots
und Cousins in der Sorbonne offenbarte. Erstaunt hätte man nur sein
können, wenn er, als der Tag zum Handeln gekommen war, gezögert hätte,
das zu thun, was er als seine Pflicht betrachten mußte. Die Revolution
vom Jahre 18.W war — und das unterscheidet sie auch von den Junitagen
1848 und von den Tagen der Commune — vor allen Dingen eine bürger-
liche, liberale und politische und zwar in viel höherem Grade als eine
demokratische oder sociale. Allerdings nahmen die Faubourgs Theil daran,
aber die Bewegung der Opposition war von anderer Seite ausgegangen.
B(>rangers Lieder waren noch mehr in den Wohnzimmern der Bourgeoisie,
als in den Werkstätten der Arbeiter gesungen wurden, und dort hatte man
auch Paul Louis Conrriers Pamphlete am meisten bewundert.

II,

Eine große Anzahl der Bürger war befriedigt, als nach der Revolution der jüngere Zweig an die Stelle des ältere» getreten und die angenommene Charte der früher aufgezwungenen gefolgt war. Tie Pairswürde hörte auf eine erbliche zu sein. Durch die Einführung des Wahlcensus, welcher nur solchen Bürgern das Wahlrecht zugestand, welche eine gewisse Steuer bezahlten, sicherten sich die mittleren und wohlhabenden Klassen ihren ausschließlichen politischen Einfluß. So war es natürlich, daß der junge Grüvy viel weniger als manche Andere ein Bewunderer dieser Lösung der Dinge war, und daß die Monarchie Louis Philipps ihm durchaus nicht als die beste der Republiken erschien. Er bewarb sich nicht um ein Amt bei der neuen Regierung, wodurch er sich von vielen Anderen Vortheilhaft unterschied. Noch war er zu jung und zu wenig bekannt, als daß er nach der Aufregung des politischen Lebens gestrebt und sich als Abgeordneter in einen Wahlbezirk hätte wählen lassen. Von der Carriöre, welcher er sich von Jugend auf gewidmet hatte, erwartete er eine unabhängige Stellung, und durch sie hoffte er Ruhm und Ansehen zu erwerben. Ilm seine damaligen politischen Ansichten und die Gefühle, von denen er in Bezug auf die Regierung von 18.Z0 beseelt war, zu charakterisiren. genügt ein Factum. Als im Jahre 18">ö die durch Barbis und Martin Bernard hervorgerufene Jnsurrectivn vom 12. Mai stattgefunden hatte, betrauten ihn zwei der Angeklagten, Philippot und Guignvt mit ihrer Vertheidigung vor der Pairskammer.. Nur langsam und nur in Folge seiner großen Zähigkeit und Ausdauer errang sich Grövy eine hervorragende Stellung in der Pariser Advvcatur. Uebrigens giebt es in Frankreich keine zweite Laufbahn, in welcher man so schwer Ruf und Ansehen erwirbt, wie in der des Advocaten. Sie entsteht zuerst im Innern des Justizpalastes und über Nacht; bevor sie den Umkreis desselben überschreitet, bedarf es langer Jahre. Es genügt nicht, Talent zu haben und gut Worte machen zu können, man muß auch das Vertrauen der Clicuten oder der Anwälte besitze», um Gelegenheit zum Plaidvyer zu haben. Die Zahl der jungen, feurigen, talentvollen, von gutem Willen beseelten Advocaten, die eine Angelegenheit vertheidige» wollen und sie nur mit großer Mühe bekommen können, ist sehr groß. Sie haben immer noch die Chance, vom Präsidenten zum Advocaten beim Schwurgericht bestimmt zu werden, aber nicht jeder ist zum Advocaten beim Schwurgericht geboren und Jules GrÄy. ein mehr tiefer und gewiegter als glänzender Geist, mehr Dialektiker als Held schöner Phrasen, war zum Advocalen in Civilsachcn geboren.

Nun ist es aber gerade sehr schwer, bedeutende Civilsachcn zu bekommen; um bedeutende pecuniäre Interessen zu Vertheidgen, nimmt man vorzugsweise einen Anwalt, der, da man ihn einmal bezahl,, beim Gericht schon gut angeschrieben ist. Gewöhnlich vcgetirt in Paris ein Advocat bis zum fünsunddreißigsten Jahre, mit fünfundvierzig Jahren nennt man ihn noch

einen „jungen Advocaten", man sagt von ihm im Toni? des Lobes, „daß cr ein hoffnungsvoller Mann sei" und erst zwischen fünfzig und sechzig Jahren ist es ihm gestattet, nach Ruf und Bermögen zu strebe».

Wir wollen noch hinzufügen, daß gerade zu jener Zeit der Wettstreit, der Kampf um das Dasein für einen jungen Mann besonders schwer war. Der Advocatenstand zählte damals berühmte Männer wie Berrper, Dupin «omoi- und Philipp Dupin, Chaix d'Estange, Crvmieux. Leon Duval. Paillet. Jules Favre, Dufaurc, S«nard zu feinen Mitgliedern und es kostete daher ungeheure zähe Anstrengungen, sich einen Platz in einer solchen Phalanx zu erobern. Dennoch hatte sich Jules Grüvy gegen Ende der Regierung Louis Philipps schon einen Namen und eine Stellung geschaffen.

III.

Die Revolution vom Jahre 184« hat ihn zu einem Manne der Oeffentlichkeit und einem Politiker gemacht. Die oppositionelle Bewegung gegen das Ministerium Guizot, die mit jedem Jahre stärker wurde und deren Basis die Reorganisation des Wahlcensus war, vor Allem die Aufnahme derjenigen, welche man die Capacitätcn nannte, das heißt solcher Personen, welche sich den freien Künsten gewidmet hatten und deren Vcr mögenslage dabei gar nicht in Betracht kam. in die Wahlliste, durchbrach bald die Schranken, welche sich mehrere der Führer derselben gesetzt hatte». Das war keine Reform mehr, sondern eine Revolution. Mit den? Ministerium Guizot wurde zugleich der König Louis Philipp gestürzt. Am 24. Februar wurde die Republik pruclamirt und eine provisorische Regierung, an deren Spitze Lamartine. Ledru-Rollin, Arago. Marie, Cremieur standen, wurde organisirt. Jules Grevy, hatte immer der republikanischen Partei, die jetzt zur Macht gelangte, angehört. In Folge dessen wurde er zum Cvmmissär der Republik ernannt, das heißt, zum Präfecten im Departement Jura, seinem Heimatslande, wo er alle Jahre die Ferien zubrachte, wo er geliebt und geachtet war und jedermann dem zunehmenden Glücke des Landeslindes mit warmer Sympathie folgte. Seine Verwaltung war gut, weise und gemäßigt. Scherzend sagte er oft, „Man muß sich nicht vor der Republik fürchten." Unter seiner Verwaltung flößte sie auch in der That keine Furcht ein und als die Wahlen zur constituirendrn Versammlung stattfanden, wurde Jules GrSvy zum Abgeordneten für Jura gewählt.

Hier in der constituirenden Versammlung machte er sich seinen Namen »nd trat er erst wirklich in den Vordergrund. Wenn auch der Advocatenstand Frankreich eine ziemlich bedeutende Anzahl politischer Redner geliefert hat. so darf man doch nicht glauben, das; man, weil man ein talentvoller Advocat ist, deshalb auch schon ein guter Abgeordneter ist. Mehr als einer, der im Palais de Justice Ruhm und Ansehen genoß. ' it auf der Tribüne des Parlaments Schiffbruch gelitten, denn dort genügt es nicht, schöne Phrasen zu machen. Die Politik erfordert gewisse Eigenschaften, welche nicht gerade

allzu häufig vorkommen, wie gesunden Menschenverstand, Geisteskraft, eine solide Doctrin. die Gabe der Poraussichr und die genaue Kenntniß der Wirklichkeit. Ohne diese Eigenschaften kann man vielleicht ein bei den Tribünen beliebter Redner sein, ein Tribun, der den Leidenschaften schmeichelt und besten Einfluß zuweilen große Besorgniß einflößen kann, aber man wird niemals ein Staatsmann werden.

In der cvnstituirenden Persammlung zeigte Jules Grevy erst seine wahre Natur. Sein Name bleibt für immer mit einem berühmten Amendement verknüpft. Sollte die Republik einen Präsidenten haben, und auf welche Weise sollte dieser Präsident erwählt werden ? Das war die erste Frage, welche es zu lösen galt. Die Franzosen ahmen gern nach, und die blühendste Republik, welche allen Achtung abnöthigte, war die Republik der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Dort wird der Präsident für einen Zeitraum von vier Jahren von der Nation ernannt, während dieser vier Jahre aber kann er seine Minister vollkommen srei erwählen und sie trotz den Abstimmungen des Congresses behalten. Man schlug Frankreich vor, diesem Beispiele zu folgen. Grövy dagegen verlangte, daß das Haupt der vollziehenden Gewalt nicht von der Nation, das heißt, durch die eben vroclamirte Volksabstimmung, sondern von der Nationalversammlung gewählt werde. „Sonst," sagte er, „werdet ihr nothgedrungen zwei Gewalten in beständigem Antagonismus haben, die beide direct von der nationalen Souveränität ausgehen, die gefetzgebende und die vollziehende Gewalt. Zwischen beiden muß sich nothwendigerweise ein Kampf entspinnen, der Zusammenstoß wird unvermeidlich sein und in einem, seit lange an die Monarchie gewohnten Lande wird die vollziehende Gewalt, welche alle Beamten ernennen und die Armee befehligen wird, selbstverständlich stets im Vortheil sein. Auf sie werden die Blicke des Landes gerichtet sein, sie wird den Sieg davontragen. Die gesetzgebende Gewalt dagegen, welche in einer Demokratie eine Delegation der Volksabstimmung ist, darf nicht zugeben, daß sich ihr gegenüber ein Gegner erhebt, sie muß eine beständige Controle über die vollziehende Gewalt ausüben." Da Gr^vy seine Ansicht bis zum Aeußersten durchführen wollte, so verlangte er, daß das Haupt der Executiv-Gewalt auf unbeschränkte, aber immer revocirbare Zeit gewählt werde, daß er nur den Titel „Präsident des Ministerraths" führe, und daß er die Aufgabe habe, feine Mitarbeiter zu wählen, aber an dem Tage, wo seine Politik von den Vertretern des Volkes verdammt würde, genöthigt sein sollte, abzudanken. Ties Amendement Jules Grövys wurde nicht angenommen. Die constituirende Versammlung erklärte, daß die Republik einen Präfidenten haben und daß dieser Präsident durch Volksabstimmung ernannt werden sollte. Lamartine» Beredtsamkeit hatte viel zu diesem Beschluß beigetragen.

Was darauf folgte ist bekannt. Als die Präsidenten-Wahl am 10. Dezember 1848 herangekommen war, erhielt der Name Lamartines nur

eine unbedeutende Anzahl von Stimmen, der Name des Generals Cavagnac
hatte nur eine Minorität zu verzeichnen, aber mit Hülfe der Napoleonischen
Tradition ging der Name des Prinzen Louis Bonaparte triumvhirend aus
den Urnen hervor,
Bon da an kann man genau sagen, was Thiers etwas spater gesagt
hat: „Das Kaiserreich ist fertig!" Was Jnles Gr>'wy vorausgesehen hatte,
verwirklichte sich. Tie vollziehende und die gesetzgebende Macht traten in
Mitbewerbung, jede von ihnen behauptete, die Nation in gleichem Maße zu
vertreten, und als noch die Spaltungen in der Versammlung hinzukamen,
häuften sich die Fehler der heftigen Republikaner, und das Endresultat konnte
nicht mehr zweifelhaft sein.
Die constituirende Bersammlung war gewählt wurden, um dem Lande
eine Constitution zu geben, ohne daß man für ihre Ausgabe eine gesetzliche
Frist festgesetzt hätte. Als die Constitution vollendet war. forderte man sie
aus sich aufzulösen, um anderen Repräsentanten Platz zu machen. Das mar
der bekannte Antrag Rateau zu Anfang des Jahres 1849. Gr6vy, der zum
Ueberbringer dieser Proposition ernannt worden war, erklärte sich in aller
Form gegen dieselbe, denn er begriff sehr wohl, daß nach den Ereignissen
im Juni und nach der Präsidentenwahl ini Tecembcr eine neue Kammer
nur reactionär sein konnte. Dennoch gelang es dem Antrag Rateau. der
jeden Monat erneuert wurde, durchzudringen. Die constituirende Bersamm-
lung beschloß ihre Auflösung, die gesetzgebende Versammlung trat an ihre
Stelle. Das Departement Jura hatte Jules Grevy in diese letztere wieder-
gewählt.
Von diesem Augenblick an überstürzen sich die Ereignisse. Es war die
Politik des Prinzen Louis Bonaparte, alle parlamentarischen Parteien unter
einander aufzureiben, ihre Spaltungen, Gehässigkeiten und Zwistigkeiten
auszunutzen, um sie schließlich alle mit gleicher Rücksichtslosigkeit zu behandeln.
Es ist bekannt, in welchem Grade ihm diese Tactik gelang. Während der
zwei einhalb Jahre, in denen die gesetzgebende Versammlung tagte, ergriff
Jules Grüvy selten das Wort, denn obwohl ein aufrichtiger Republikaner,
war er doch von jedem Extrem weit entfernt, und sah mit Bangen die ihm
theure Regierung dem Abgrund zueilen. Die Verständigen hatten damals
gar keine Aussicht, das; man ihrer Stimme Gehör schenken würde. Dennoch
trat er auf, um das allgemeine Wahlrecht zu vertheidigen, als das Gesetz
vom N>. März 185O die Beschränkung desselben vorbereitete. Ebenso sprach
er mit großer Energie während der letzten Monate des Jahres 1851 zu
Gunsten jener Vorlage, welche man die pi-npo^iti«« dos queKtcmrs genannt
hat. Ein Staatsstreich der vollziehenden Gewalt gegen die nationale
Repräsentation lag in der Luft. Alle vernünftigen Männer fühlten ihn
voraus, sahen ihn kommen. Die i>r«po»irw„ cles cjns»t«nrs hatte zum Zweck,
die Militärmacht unter den directen Befehl des Bureaus der Kammer zu
stellen, uni diese im Nvthfalle zu vertheidigen. Das war die letzte Aussicht

aus Erfolg. Als die betreffende Vorlage zurückgewiesen worden war, rief
Grövy ans: t'inis i6ipnblic:as!
Er hatte sich nicht getäuscht. In der Nacht vom 2. Decembcr fand
der längst vorausgesehene Staatsstreich statt, das Palais Bourbon, in dem
die Abgeordnetenkammer tagte, wurde von der bewafsneten Macht besetzt,
die berühmtesten Abgeordneten und alle diejenigen, deren Popularität man
fürchten mußte, wurden in ihren Betten gefangen genommen. Paris und
Frankreich befanden sich beim Erwachen im Belagerungszustand.
An diesem 2. December gehörte Jules GrSvy, dem man die Ehre
der Verhaftung nicht erzeigt hatte, zu den zweihundert und neunzig Ab-
geordneten, die sich in der Mairie des zehnten Arrondissements versammelt
hatten, um gegen den hinterlistigen Ueberfall des Elysöe zu protestiren.
Eine Stunde waren die Protestirenden versammelt, als die bewaffnete Macht
auch hier eindrang. Grövy wurde mit seinen Collegen gefangen genommen,
in die Kaserne auf dem Quai d'Orsay geführt und von dort nach Mazas.
Als die Jnsurrection am 4, Tecember niedergeschlagen und der Triumph
des Staatsstreiches gesichert war, stand Jules Grövy nicht aus der Liste
der politischen Verbannten; er erhielt die Freiheit zurück.

IV.

Lange Jahre hindurch machte man nicht einmal einen Versuch, zu
Gunsten der Republik zu kämpfen, sie war vollständig besiegt und begraben.
Der Strom der öffentlichen Meinung war für Louis Bonapartc, als Beweis
dafür dienten das Plebiscit vom December 1851 und jenes vom 2. De-
cember 1852, welches das Kaiserthum in Frankreich wieder herstellte.
Während dieser patriotischen Trauerzeit kehrte JulcZ Grövy zu seiner
früheren Thatigkeit als Advocat zurück, die ja seine erste Liebe gewesen
war, und widmete sich niit allen seinen Kräften seinem Berufe. Was
Frankreich damals war und welche drückende Tyrannei auf dem Lande
lastete, beweist wohl nichts besser, als die Thatsache, daß Julrs Grevy
trotz der im Palais de Justice erworbenen Anerkennung, trotz des Glanzes,
den seine politische Rolle auf ihn geworfen, mehrere Jahre hindurch die
Clienten seinem Bureau fernbleiben sah; man wagte es nicht, seine Inter-
essen einem republikanischen Aovocaten anzuvcrtrnueu, weil man fürchtete,
daß er dieselben vor dem Gerichte gefährden könnte. Allmählich verschwand
dieses Vorurtheil jedoch, der Ruf Gnvys als Anwalt in Civilsachen stieg
jeden Tag höher, sehr bedeutende Processe wurden ihm anvertraut, und bald
nahm er den ersten Rang unter den Anwälten ein. Seine Hauptcigenschaft
war nicht der Glanz des Wortes, der Strom der Beredsamkeit, sondern
die Kraft des Geistes, die Gründlichkeit seines Raisonnenieiits und eine
ruhige, aber scharfe Logik, die es verschmähte, an die Leidenschaften zu
appelliren, die sich wenig darum kümmerte, ob sie überredete, aber eben
deshalb umsomchr überzeugte. Wohl wenige Advvcaten haben mehr Pro-

cesse gewonnen, als Jules Gr,'vy. Wir müssen noch erwähnen, daß er nicht alle Procesfe annahm, svndern sich nur herbeiließ, solche zu führen, die ihm gut und ehrenhaft schienen. Darum hatte er sich im Justizpalast Hochachtung und Autorität erworben, was selbst für Advocaten erste» Ranges selten ist. Einer seiner jüngeren College«, der während der letzten Jahre des Kaiserreichs und der ersten der dritten Republik seine Zeit der Celebritiit genoß, Laurier. hat von ihm folgendes sehr zutreffende Bild entworfen - „Er plaidirt mit außerordentlicher Einfachheit, ohne Prunk, fast ohne Geräusch, wie ein Mann, der sich nur an die Sache hält und den alles Nebrige nichts angeht. Er spricht mit klarer, deutlicher, vielleicht etwas zu weicher Stimme, was einen eigenthümlichen Gegensatz zu seiner markigen Dialektik bildet, aber unter dieser nachlässigen und so zu sage» schwimmenden Sprache, ahnt man sehr schnell eine Beweisführung ersten Ranges,"

Inzwischen hatte sich die politische Lage nach und nach geändert, Tie Spannkraft des absoluten Kaiserreichs hatte allmählich nachgelassen, im ganzen Lande waren die liberalen Bestrebungen wieder erwacht. Zuerst waren nur fünf dem Kaiserthum feindliche Abgeordnete im gesetzgebenden Körper, die frei und offen ihre republikanischen Gesinnungen bekannten, bei den Wahlen im Jahre 1863 hatte schon ganz Paris Feinde des Kaiserreichs gewählt, Stach den glänzenden Kriegen in der Krim und Italien war dann die Expedition nach Mexiko gekommen; Frankreich machte sich immer mehr loS von der Regierung Napoleon III,, die unter der Last ihrer Mißgriffe und Fehler immer schwächer wurde. Die Haltung dieser Regierung während des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich im Jahre 1866 verschlimmerte die Lage noch mehr. Im August 1866 fand im Departement Jura eine partielle Wahl statt; Grövy bewarb sich um die Candidatur, indem er derselben einen „demokratischen" Charakter gab, was in der damaligen Sprache für Jedermann eine einfach republikanische Candidatur zu bedeuten hatte. Trotz dem Druck von Seiten der Verwaltung wurde er gewählt und bei den allgemeinen Wahlen im darauffolgenden Jahre wieder gewählt. Wie GrSvy in den politischen Versammlungen vom Jahre 1848 und 1849 aufgetreten war, so zeigte er sich auch jetzt im gesetzgebenden Körper. Nur selten ergriff er das Wort, aber dann mit Kraft und Nachdruck. Im Jahre 1868 war ihm durch die einstimmige Wahl seiner College« in der Advocatur in Paris die höchste Würde übertragen worden, nach welcher ein Advocat streben kann, er war nämlich zum Vorsteher der Anwaltskammer ernannt wurden. In einer zu dieser Zeit gehaltenen Rede hat er die Bercdtsamkeit, so wie er sie auffaßte, definirt und selbstverständlich war es seine eigene Bcredtsamkeit. Er gab seinen jungen College« den Rath, nicht den Griechen und Römern, auch nicht den Advocaten vergangener Zeiten nachzuahmen, und nachdem er klar dargelegt, was die gerichtliche Bercdtsamkeit früher gewesen war. fügte er hinzu: „Wenn auch die gerichtliche Ve»

theidigung heute weniger Pump und Kunst entfaltet, so ist sie doch natürlicher und wahrer, gehaltreicher und exacter, sie hält sich mehr an Dinge, als an Worte, sie sieht mehr auf die Discussion als auf die Deklamation, sie ist die gesundeste Frucht des reifen Geistes der modernen Völker. Ihre Form ist die Improvisation. Der Redner, der bis dahin nur mit Gedanken gearbeitet hat, vertraut dem Augenblick, um den rechten Ausdruck zu finden, einem sehr glücklichen geflügelten Wort entsprechend, weiß er wohl, was er sagen wird, aber nicht wie er es sagen wird. Von jeder Fessel befreit, von jeder herkömmlichen Form losgelöst, überläßt er sich seiner Inspiration, er wird er selbst. Er wählt den natürlichen Conversationston, der sich ohne Anstrengung Allem anpaßt, er erhebt sich oder steigt herab, seinen Sujets entsprechend, mit ihnen nimmt er den Charakter verschiedener Personen an und läßt jedem Einzelnen seine Ursprünglichkeit. Durch die Improvisation wendet sich der Redner direct an seine Zuhörer, tritt er mit ihnen in Verbindung, bemächtigt er sich derselben, wirkt er auf sie ein. so daß sie wieder auf ihn zurückwirken und durch diesen fortwährenden Austausch von Eindrücken läßt er sie gewissermaßen an seiner Rede theilnehmen und reißt sie mit sich zu seinem Ziele fort."

So war Jules Gn'vy vor den Schranken des Gerichtshofes, so war er auf der Parlamentstribüne. Freilich gab es damals in Frankreich viel größere Künstler des Wortes als ihn. zum Beispiel einen Jules Favre; Advocaten, die viel fesselnder sprachen und größere Ueberredungsgabe besaßen, zum Beispiel Jules Simon, glänzendere und hinreißendere Plauderer wie Thiers, Niemand aber besaß in so hohem Grade jene Heiterkeit, welche ihre Quelle in der Hoheit des Geistes hat und jenen Emst ohne Emphase, der nach feinem Ausdruck, ausschließlich mit Ideen gearbeitet hat. Eine seiner Reden ist ganz besonders berühmt geworden. Eine Petition der Prinzen der Familie Orleans ersuchte um die Abschaffung der Verbannungsgesetze, Die Mehrzahl der Abgeordneten der Linken stimmte zu Gunsten der Petition, weil sie ihre Hauptaufgabe darin sah, das Kaiserreich zu bekämpfen. Aber Jules Grövy, für den ein Prinz immer ein Prinz blieb und ein Prätendent ein Prätendent, das heißt, eine Drohung für ein demokratisches Land, zögerte nicht, sich von seinen Freunden zu trennen. Mit der boncipartistische» Majorität stimmte er gegen die Abschaffung der Verbannungsgesetze, da er weder Mitschuldiger noch Betrogener sein wollte, wie er sagte.

V.

Der Krieg von brach aus. Man wird einem Franzosen, der hier die Gastfreundschaft genießt, verzeihen, wenn er mit Schweigen darüber hinweggeht. Gr6vy eben so wohl wie alle republikanischen Abgeordneten und auch Thiers, gehörten zu denen, welche sich der Kriegserklärung widersetzt hatten. Als das Kaiserreich nach Sedan gestürzt und am 4, September die Republik ausgerufen worden war, hatte Gr(vy an der Negierung der National

Vertheidigung keinen Thcil genommen. Diese Regierung war aus den
Abgeordneten von Paris gebildet worden, und den General Trochu halte
man berufen, bei derselbe» den Vorsitz zu führen. Jules Grevy hatte
iibrigens sehr bestimmte und vielen seiner Collegen entgegengesetzte Ideen.
Er forderte sofortige Wahlen und die Bildung eines neuen Parlaments.
Er verlies; Paris vor der Einschließung und kehrte in seine Heimat zurück.
Während der Belagerung der Hauptstadt kam er verschiedene Male nach
Tours. Außer seineu politischen Gründen riefen ihn auch noch andere
dorthin. Schon seit langer Zeit war er mit Madame Pelouge, der Besitzerin
eines bei Tours gelegenen Schlosses, des historischen Chanvnceciux, durch enge
Bande der Freundschaft verknüpft. Auch hier in Tours stimmte Jules
Grövy mit der Delegation der Regierung der National-Vertheidigung nicht
übereiu, die den Widerstand vrgcinisirte. Wenn man dem Hörensagen trauen
darf, so hat er dort das später so oft wiederholte Wort an Gambetta
gerichtet: „Vcms mmirrc-7. cl»ns la pemi d un tac.'tic?ux" (Sie werden in
der Hanl eines Aufrührers sterben). Als am Tage nach der Eapitulation
von Paris, zu Anfang des Monats Februar 1871 die Wahlen stattfanden,
begab sich Grövy, der vom Departement Jura zum Mitglied? der National-
Versammlung ernannt worden war. nach Bordcaur. Tie erste That dieser
Versammlung war, ihn zum Präsidcntenstuhl zu berufen: dadurch waren
alle republikanischen Summen schon von Ansang an dem Republikaner
gesichert und die zahlreichen Gegner der Republik begrüßten mit Freude
einen wegen der Rechtschaffenhcit seines Charakters von Allen geachteten
Mann. Für diese Letzteren besaß übrigens Grvvy das Verdienst, sich nicht
an der Regierung der Nationalvcrtheidigung betheiligl und sogar einen
großen Theil ihrer Handlungen mißbilligt zu haben. Fast einstimmig wurde
er gewählt.

Mehr als zwei Jahre lang, vom Febrnar 1871 bis April 187A mar
JuleS Grevy zuerst in Bordeaux, dann in Versailles Präsident der National»
Versammlung. Präsident eines Parlaments zu sein, ist immer eine ehren-
volle Stellung. Der Präsident leitet die Debatten und ohne daß er direct
eingreift und zu Gunsten seiner Partei wirkt, übt er immer einen bcmerkens-
werthen Einsluß aus die Debatte». Er gestattet oder entzieht den Rednern
das Wort, er Hort die Unterbrechungen oder hört sie nicht, er sührt die
Aufsicht und verhindert, daß die kleinen Zwischenfälle in Streitigkeiten aus-
arten, er überwacht und cvntrolirt die Abstimmung und ist sogar in hohem
Maße Herr der Tagesordnung. Die Function ist sehr wichtig, aber auch
zugleich sehr delicat. Tie Autorität und die Glocke genügen nicht, um sie
auszuüben, es geHort sehr viel Tact. ein immer wachsamer, immer auf die
kleinsten Details aufmerksamer Geist dazu. Menschenkenntnis;, ein lebhaftes
Gefühl für die Leidenschaften und die Erregung, welche das Auditorium
beherrschen können und ganz besonders an Tagen der Krisis sehr viel
Kaltblütigkeit. Und die Tage der jirisis waren unter der Präsidentschaft

Grövys sehr zahlreich. Zuerst kamen die Ereignisse mit der Cmnmune.
Als die Commune besiegt war, begann der glühende Kamps zwischen den
beiden Parteien der Versammlung. Tie Republikaner einerseits, die zwar
in der Minorität waren, aber das ganze Land hinter sich fühlten, die
Monarchisten andererseits, die zwar die Majorität bildeten, aber einestheils
Anhänger des Grafen von Chambord, anderntheils der Prinzen von Orleans,
durch ihre entgegengesetzten Bestrebungen »och mehr gespalten waren, als
ihr gemeinsamer Haß gegen die Republik sie vereinte. Thiers, der vielfach
angegriffene Präsident der Republik, that sein Bestes, um zwischen den drei
Parteien hinzusteuern, obgleich er ganz offen zur republikanischen Partei
hinneigte.
Frankreich hatte vor GrSvy zwei berühmte Präsidenten der Kammern
gehabt: Dupin von —185,1 und den Herzog von Mvrny unter dem
Kaiserreich. Mitten in dem Tumult der gesetzgebenden Versammlung halte
sich Dupin durch seine beißende, immer zum Angriff oder zur Erwiderung
bereite Verve Ansehen verschafft. Seine Hand war hart und seine Junge
noch harter. Seine Worte waren nicht immer gerade geschmackvoll, aber
es geschah nur sehr selten, daß er nicht das letzte Wort hatte. Kein Ernst,
wenig Würde, aber eine unerschöpfliche Fluth von gallischen Ein- und Aus-
fallen, heiter und gesund, glücklich in dem Bewußtsein zu leben und das
Leben um sich herum zu sehen, vertraute er nur sich selbst und fürchtete
die kleinen Stürme, die er ja immer sicher war zu beherrschen, nicht im
mindesten.
Die Physiognomie Jules Grövys, des Präsidenten der Kaminer, ist
eme ganz andere. Er ist der ernste, würdevolle Präsident gewesen. Kein
trauriger, verbissener Lehrmeister, der seine Aufgabe aussucht und verthcilt,
sondern der Meister, der, indem er zur Achtung zwingt, zur Selbstachtung
nöthigt. Bei der geeigneten Gelegenheit konnte er ebensowohl liebenswürdig
und lächelnd, als hart sein, wenn es sein mußte, zuweilen gab er sich
scharf nnd lebhaft, aber nie versnchtc er zum Lache» zu reizen oder zu ver-
wunden. Er nahm seine Aufgabe sehr ernst und zwang dadurch alle
Uebrigen, die ihre ebenfalls ernst zn nehmen. Es mußte schon ein außer-
ordentliches Ereigniß sein, das ihn veranlassen konnte, auf seinem Posten
zu sehlen, und von der ersten bis zur letzten Minute verließ er die Sitzung
nicht. Wie viele Male habe ich ihn so in Versailles in seinem Präsidcnten-
fauteuil vier, fünf Stunden hintereinander gesehen, anscheinend ernst und
unempfindlich und doch hörte er Alles, erfaßte und behielt er Alles; gleich-
gültig gegen die kleinen Zwischenfälle, erspähte er die Minute, in der sein
Dazwischentreten nothwendig sein konnte, sei es, um die Redefreiheit zu
unterstützen, sei es. um ihr im Augenblicke, wo sie die Schranken der Mäßi-
gung überschritt, ein Halt zu gebieten oder ihre überschäumende Glnth ein-
zudämmen. Auf diese Weise hat er viele Stürme abgewendet und denen,
welche er nicht vermeiden konnte, muthig die Stirn geboten. Manch ein

Lärmmacher hat sich zusammengenommen, wenn er das kühle Antlitz Grövys vor sich sah. manch Einer hat sich nachher wie ein auf der That ertappter Schüler geschämt, wenn er von ihm eine Zurechtweisung erfahren hatte und sich am anderen Tage verständiger benommen. Ein Ordnungsruf von ihm war eben so selten, wie er gefürchtet wurde. Wenn seine Worte auf die Zuhörer fielen, ernst, würdig, verständig, vernünftig, langsam artikulirt, von den Klängen seiner, von starker, kraftvoller Hand in Bewegung gesetzten Glocke skandirt, so machten sie sofort einen sichtlichen Eindruck, feierliches Schweigen entstand sogleich. Ich glaube nicht, daß irgend ein Kammerpäsident jemals die so seltene Eigenschaft, die Autorität, in so bohem Grade besessen hat.

Am l. April 187» trat ein unerwarteter Zwischenfall ein. Ein Redner der Linken, Le Bvher, der gegenwärtige Präsident des Senats, hatte einen übrigens durchaus parlamentarischen Ausdruck angewendet, den die Rechte für beleidigend hielt, infolgedessen beklagte sie sich mit großer Heftigkeit, daß der Präsident ihn nicht zurückgewiesen hätte. Grevy antwortete, indem er seine Demission einreichte. Als er am folgenden Tage wieder ernannt wurde, weigerte er sich, seinen Platz im Fauteuil von neuem einzunehmen. Seine Empfindlichkeit bei dieser Gelegenheit wurde allgemein für übertrieben gehalten. Auf jeden Fall kam er dadurch einer sich schon vorbereitenden Krisis entgegen, denn schon seit mehreren Monaten hatte die Rechte versucht. Thiers zu stürzen: sie konnte auf diese Weise Grövy in der Präsidentschaft durch einen ihr angehörigen Mann, Bufset. er setzen, und wenige Wochen später, am 24. Mai, war Thiers gestürzt und der Marschall Mac Mahon an dessen Stelle getreten. An diesem Tage Kalle Bussel eine bedeutende Rolle gespielt.

Der 24. Mai hatte eigentlich den Zweck gehabt, die Monarchie wieder herzustellen. Die Prinzen von Orleans gingen nach Frohsdorf, um dort ihre Unterwerfung zu betheuern, und einen Augenblick schien die Restauration des Grafen von Ehambvrd bereits eine vollendete Thatfache zu Nein. Seine Weigerung jedoch, auf die weiße Zahne zu verzichten und die Tricolore anzunehmen, ließ dieselbe noch in letzter Stunde Schiffbruch erleiden. Die Monarchie konnte man also nicht wieder ausrichten, und die Republik wollte man nicht wieder herstellen. Da erfand man das sogenannte Septennat, das heißt die dem Marschall Mac-Mahvn auf sieben Jahre übertragene Präsidentschaft in einem Zustande, den man nicht vrganisiren wollte.

Während dieser Discussion hielt Grc'vy, der zu seinem Platze als einsacher Abgeordneter zurückgekehrt war, seine bedeutendste, politische Rede. Es war am l(>. November l«7.'Z um acht Uhr Abends, und die Sitzung Halle schon sechs Stunden gedauert, als ihm das Wort überlassen wurde. Trotz der allgemeinen Abspannung hörte man ihm noch mehr als zwei Stunden zu. Mit einer außerordentlichen Kraft der Logik bewies er, daß die Nationalversammlung vom Volke die cunstituirende Gewalt nicht empfangen habe.

daß sie dieselbe also auch nicht ausüben könne. Er sprach ihr das Rechi ab, eine Executive-Gewalt für länger als vielleicht die Zeit ihrer eigene» Dauer einzusetzen. Trotzdem wurde für das Septennat gestimmt.

Endlich mußte man aber doch den provisorischen Zustand verlassen. Nach häusigen Debatten im Laufe des Jahres 187 t entschloß sich die Nationalversammlung endlich, dem Lande am 25. Februar 1875, eine definitive Regierung zu geben. Tie Republik wurde anerkannt. Seinen Principien getreu, die der Nationalversammlung die konstitutionelle Gewalt absprach, war Gr,;vy der einzige von seiner Partei, der sich weigerte, seine Stimme tibzugeben. Keine Bitte war im Stande, seinen Widerstand zu beseitigen. Später hat man die etwas boshafte Bemerkung gemacht, daß er, ein Feind der Präsidentschaft in einer Republik. Präsident der Republik geworden war- er hatte die Mission übernommen, der erste Hüter einer Constitution zu sein, die er verworren hatte.

' VI.

Nach der Auflösung der Nationalversammlung »nd den Wahlen im Monat Februar 187>'> wurde Grövy wiederum zum Präsidenten der Ab gcordnetenkammer erwählt. Es ist bekannt, wie der Marschall Mac Mahon am 16. Mai des folgenden Jahres das republikanische Ministerium plötzlich entlasten hat. Jules Simon hatte demselben präjidirt, und nun übergab er de Broglie und de Fourtvu die Gewalt, Ein heftiger Mmpf zwischen dem Präsidenten der Republik und der republikanischen Partei entbrannte infolgedessen. Die Kammer wurde zuerst auf einen Monat suspendirt. Als sie am 17. Juni zur ersten Sitzung zusammentrat, war ihre erste Thal, daß sie über eine Tagesordnung abstimmte, in der sie erklärte, daß das Ministerium ihr Vertrauen nicht besäße. Der Marschall Mac Mahon antwortete darauf, daß er durch den Senat die Auflösung der Kammer aussprechen ließ. An dem Tage, an dem die Auflösung kund gemacht wurde, konnte nur ein einziger Mann das Wort ergreifen, nämlich der mit der Verlesung des Besehls betraute Präsident der Kammer. Grüvy sprach die folgenden Worte: „Bevor ich die empfangene Mittheilung zur Kcnntniß bringe, will ich der Kammer ein letztes Mal dafür danken, daß sie mich ernannt hat und sür das Wohlwollen, das sie mir bewiesen hat. Das Land, zu welchem sie zurückkehren wird, wird ihr bald sagen, daß sie auf ihrer kurzen Laufbahn nicht einen einzigen Tag aufgehört hat fich um Frankreich und die Republik verdient zu machen."

Es ist kaum möglich, sich mit mehr Einfachheit. Mäßigung und Würde aussprechen. Es war auch unmöglich in knapperer und kürzerer Weise zu sagen, daß Frankreich auf Seiten der Abgeordneten war und dies auch trotz aller Anstrengungen der Regierung beweisen würde. Tie Wirkung seiner Worte war unbeschreiblich, und darin lag der eigentliche Charakter von Gr^vys Talent, daß er es immer und bei jeder Gelegenheit verstanden

bat das Notwendige zu sagen und nichts anderes, als wos er sagen mußte und was nothwcndig war.

Die Wahlen wurden bis zum Herbst aufgeschoben. Bei der Eröffnung ' der Wahlperiode, am 3. September starb Thiers. Das war ein furchtbarer Schlag für die republikanische Partei, der Verlust ihres Hauptes in einem solchen Augenblick. Aller Blicke waren sofort auf Grövy gerichtet. Bei dem Leichenbegängnis; des großen Historikers fiihrtc er den Trauerzug. Das neunte Arrondisscmcnt von Paris, welches Thiers seit 1863 vertreten hatte, ernannte ihn zum Candidaten. Am 14, October wurde er in Paris und im Juradepartement zugleich gewählt. Fast zu gleicher Zeit waren auch alle republikanischen Abgeordneten wiedergewählt wsrden. Grövt) hatte sich nicht getäuscht, als er erklärte, daß Frankreich mit ihnen wäre. Und als Grvvy auch sofort wieder zum Präsidenten der Kammer ernannt wurde, hielt er folgende Ansprache: „Meine augenblickliche Stellung legt mir eine Aufgabe und eine Berantwortlichkeit auf, die ich noch nie so tief empfunden habe wie heute. Ich werde mich bemühen, der Bedeutung meiner Misston gerecht zu werden, wie ich auch von der Kammer mit voller Gewißheit erwarte, daß sie sich durch Mäßigung und Festigkeit auf der Höhe der Situation halten wird, denn die bewundernswerthe Weisheit und de souveräne Wille des Landes sind mit ihr und werden sie inspiriren." Die Wirkung dieser wenigen Worte „sind mit ihr" kann sich nur derjenige vorstellen, der bei dieser Sitzung zugegen war. Mit größerer Entschlossenheit konnte man nicht aussprechen, daß die Kammer, stark durch ihr Recht, nicht zurückweichen würde, konnte man allen die Feierlichkeit der Lage nicht besser zu verstehen geben, konnte man nicht besser erklären, daß, was auch geschehen mochte, die Kammer immer auf ihren Präsidenten rechnen konnte.

Die Lage wl'.r auch in der That sehr ernst. Der Marschall Mac-Mahon hatte seinerseits erklärt, daß er bis zum Aeußersten gehen würde, und aniwortete dadurch auf das Dilemma, in welches er durch Gambetta gerathen war, daß er nämlich nach den Wahlen entweder abdanken, oder sich unterwerfen müsse. In seinem Namen hatte man erklärt, daß er nieder seine Entlassung einreichen, noch sich unterwerfen werde. Damit war die Schlacht angeboten und wahrscheinlich auch der blutige Bürgerkrieg.

Endlich gab der Marschall Mac-Mahon nach. In demselben Augenblick, in dem man sich auf beiden Seiten zur Action vorbereitete, am 13. December, entließ er seine Minister, berief Dufaure, einen Republikaner des linken Centrums, imd beauftragte ihn mit der Bildung eines neuen (!abinets. Er hatte sich unterworfen. Das war aber noch nicht genug und nach dreizehn Monaten des Zögerns fühlte er, daß die Situation für ihn unhaltbar war; am 2'.>. Januar 1879 reichte er seine Entlassung ein. Tie beiden Punkte des Dilemmas, vor welches Gambetta ihn gestellt, hatte» sich nach einander verwirklicht. Am folgenden Morgen, am 30. Januar, war Jules Grövy von den in Versailles versammelten Abgeordneten

und dem Senatorencongresz auf sieben Jahre zum Präsidenten der französischen Republik erwählt.

VII.

Was die Verwaltung Jules Gr^vys während dieser sieben Jahre gewesen ist, weift alle Welt, und es ist überflüssig, dabei zu verweilen. Im Innern haben sich ernste Ereignisse vollzogen. Tie Republikaner, die, solange sie gegen ihre Feinde zu kämpfen hatten, vereint waren, hatten sich nach dem Siege gesvalten. Nach Außen haben wir die Expedition nach Tunis, die Angelegenheiten in Aegypten, endlich die Tonkin-Afsaire gehabt, um deretwillen die Debatten noch immer fortdauern. Grövy hat sich streng in der Rolle eines constitutionellen Präsidenten gehalten, der nie versucht hat. seinen persönlichen Willen vorherrschen zu lassen, der sich immer darauf beschränkt hat. genau den Willen der parlamentarischen Majorität zur Ausführung zu bringen. Wenn einige Personen aus seiner Umgebung hier oder dort seinen Namen gemißbraucht haben, um auf die Kammer oder den Senat einen Einfluß auszuüben, so liegt auch nicht der geringste Beweis vor. daß er sie jemals zu ihrem Thun autorisirt hätte. Persönlich hatte er gar keine Sympathie für Gambetta, das ist sicher, dennoch zögerte er nicht. Gambetta nach den Wahlen von 1881 mit der Bildung eines Ministeriums zu betrauen. Es scheint auch, daß er nicht gerade viel Sympathie für die Colonial Unternehmungen hat; dennoch legte er der Politik des Cabinets Jules Ferry keinerlei Fesseln an. In seiner Stellung als höchste Magistratsperson hat er es für nothwendig erachtet, die Angelegenheiten de« Landes nicht in diesem oder jenem Sinne zu lenken, sondern nur jedesmal, wenn ein Ministerium dnrch die Abstimmung der Kammer gestürzt worden war — und das ist in diesen Jahren der Zwietracht sehr häufig geschehen — Männer zur Ausübung der Macht zu berufen, welche ihm am besten die Gefühle und Wünsche der Majorität zu repräsentiren schienen. Wie groß auch die inneren und äußeren Schwierigkeiten waren und trotz der Leiden, welche das Resultat einer furchterregenden ökonomischen Krisis waren, ist der öffentlich? Friede während der Präsidentschaft Gr^vys auch nicht ei» einziges Mal gestört worden. Man darf ja nicht annehmen, daß 'Gr,'vy für die öffentlichen Angelegenheiten kein Interesse hat, aber nur mit den Mitteln der Ueverredung, und nur im Ministerrath läßt er seine außerordentliche Vorsicht und Klugheit zur Geltung kommen. Wenn er sich persönlich zeigen muß, um vfficielle Staatskörper bei öffentlichen Feierlichkeiten zu empfangen, oder um die Antritts und Abschiedsbesuche der Gesandten zu erwidern, so hat man bei ihm immer denselben ausgezeichneten Tact, das Maßhalten und die Mäßigung wahrgenommen, die man seil langer Zeit an ihm gewohnt war. Nichts kann einfacher sein, als das Leben Grövys im Elys,'c und nichts geregelter. An Prunk und Repräsentation findet er wenig Geschmack, für die französischen Gewohnheiten vielleicht sogar zu wenig

Geschmack; aber das muh man zugeben, daß diese mit seinen Neigungen so sehr übereinstimmende Einfachheit auch mit seinen politischen Principien vollkommen harmonirt. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, ein bürgerlicher, wahrhaft republikanischer und demokratischer Präsident zu sein, wie der Präsident der Republik der Vereinigten Staaten. Jeden Morgen um neun Uhr ist Gr>!vy in feinem Arbeitscabinet, wo er seine Privat-Correspondenz erledigt und die Zeitungen durchblättert. An Tagen, an welchen kein Ministerrath stattfindet, begiebt er sich um zehn Uhr in sein Eabinct zu ebener Erde, das nach dem Garten im ElysSe geht, und ertheilt dort bis Mittag Audienz. Wie im Weißen Hause, steht dort die Thür Jedermann offen. Um zwöls Uhr wird das Frühstück eingenommen, ein wirkliches Familienfrühstück, mit Madame Gr^vi), seiner Tochter und Herrn Wilson, seinem Schwiegersohn. Das ist die Hauptmahlzeit. Gr4vy hat die Gr ivohnheit der Franche-Cvmtö, die Hauptmahlzeit um die Mitte des Tages einzunehmen, sich auch im Pariser Leben bewahrt. Zu diesem Frühstück werden immer einige der Murgenbesucher eingeladen, und auch einige seiner Freunde kommen öfter um daran teilzunehmen. Grövy zeigt noch immer einen wahren Schüler-Appetit und während er ißt, plaudert er gern, viel und gut. Künste und Literatur sind die von ihm bevorzugten Stoffe der Unterhaltung. Einer meiner Freunde, der neulich im Elysee gerade in dem Augenblicke dejeunirte, in dem sich der Congreß zu seiner Wiederwahl in Versailles versammelte, erzählte mir, daß Grövv, zu dessen Lieblingsschriststellern auch Lafontaine gehört, bei Tische die Fabel von der Katze, dem Wiesel und dem kleinen Kaninchen und zwar in ganz vorzüglicher Weise declamirt hätte. Wenn das Frühstück beendet ist, begiebt man sich in den Salon. Tort empfängt Gröuy seine alte» Freunde, und er hat deren sehr viel! Advocaten, Männer der Politik, Schriftsteller, Künstler, und man disputirt über alle möglichen Dinge. Bald darauf erhebt sich Grüvy, um entweder eine Partie Billard zu spielen, oder, was jetzt häufiger geschieht, eine Partie Schach. Um vier Uhr wird der Ziagen angespannt. Dann macht er eine Spazierfahrt im Bois de Boulvgne oder im Jardin d'Acclimatatio», häufig auch fährt er über den Trocadero, um die Arbeiten an dem Hotel zu beaufsichtige», welches er sich dort erbauen läßt. Um sechs Uhr ist er wieder im Elys^e angelangt und giebt nun seine Unterschriftc». Das Tiner findet um sieben Uhr statt und ausgenommen an den Tagen der öffentlichen Bankette, find Einladungen zu dieser Mahlzeit äußerst selten. Um neun Uhr ziebt sich Gr^vy in sein Zimmer zurück, wo er bis Mitternacht arbeitet.

Man sieht, wie einfach, bescheiden und geregelt dieses Leben ist. <^r,'>vy hat dieselbe strenge Zucht, welche er seit seiner Jugend seinem Geiste auferlegt hatte, aus seine ganzen Lebciisgeivvhnhcitcn übertragen. Sein Körper ist ebenso gesund wie seine Intelligenz. Groß, stark, robust, kraftvoll gebaut, ein wenig corpulent. würde man ihn trop seinem seit Jahren kahlen Schädel

und seinem weißen Barte für jünger halten, als er in Wirklichkeit ist. Weder Geist noch Körper sind im Geringsten schwächer geworden. Oeffentliche Reisen liebt er nicht sehr, die Repräsentation vermeidet er soviel wie möglich, aber sein größtes Glück besteht darin, auf sein Gut La Grangerie in Mont-kvus-Vaudrey, sobald die Ferien gekommen sind, zurückzukehren und dort, wo er geboren ist. in der stärkenden, kräftigenden Gebirgsluft, das Leben eines Landmanns zu führen und auf die Jagd zu gehen, denn diese ist seine Lieblingspassion, Er hat noch sehr solide Muskeln und ein scharfes Auge.

Alle seine Freunde, und er hat deren, wie gesagt, viele, denn er hat jich die aus seiner Jugend zu erhalten gemußt und neue dazu gewonnen, stimmen darin überein, daß sie nicht nur die Stärke seines Gedächtnisses, den Nmfang seiner Kenntnisse, die Gleichmäßigkeit seiner guten Laune rühmen, sondern auch die Einfachheit seiner Sitten, an denen sein außerordentliches Glück nichts zu ändern vermochte und die treue Beständigkeit seiner Beziehungen zu seinen Freunden. Selbst seine politischen Gegner haben zur Zeit der heftigsten Polemik nichts Ungünstiges über feinen Charakter oder über sein Privatleben sagen können. Einige mehr oder weniger geistreiche Scherze über seine Vorliebe für das Billard, über seine übergroße Zärtlichkeit gegen seine Enkelin Margucrite, in deren Gesellschaft er zuweilen den Enten am Bassin Brotkrumen hinwirft, über das Hotel, das er sich bauen läßt und wozu er doch schließlich ein Recht hat, diese wenigen Gegenstände sind die einzige Beute, deren die Bosheit und das politische Pamphlet sich bemächtigen konnten, und man wird zugestehen, daß dieselbe wirklich sehr gering ist.

Nun hat Jules Grüvy es erlebt, daß das ihm anvertraute Mandat ihm von neuem übertragen worden ist. Er hat seine Candidatur aufgestellt, und das hat genügt, um jedem Anderen den Versuch zu verleiden, mit ihm in Concurrenz zu treten. Was wird diese neue Präsidentschaft bringen? Wenn auch sein jetziger Gesundheitszustand ein durchaus befriedigender ist, so taucht doch unwillkürlich der Gedanke auf, daß es etwas Bedenkliches ist, wenn man achtundsicbzig Jahre alt ist, unwillkürlich denkt man auch daran, daß die politische Lage Frankreichs seit den letzten Wahlen delicater denn je zuvor geworden ist. Hier ist freilich nicht der Ort, um diese Fragen zu erörtern. Alles was man sagen kann ist, daß der Name Gr^vys Allen das Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit sowohl, als der Achtung einflößt. Wie auch das Ministerium morgen oder übermorgen beschaffen sein mag, so lange GrSvy in der Stellung bleibt, welche er jetzt einnimmt, ist man sicher, daß mit diesem rechtlichen, verständigen, geraden Manne an der Spitze der Regierung weder Ordnung, noch Freiheit etwas zu befürchten haben.

Der Dichter des Di?8 ii'n<>.

von

Alfred K. ttcumonr.

— Aachen —

I.

ra Latino Malabranca war der Sohn Cencio Malabrancas.
eines Römers aus senatorischer Familie, welche eine Zeitlang im
Bcsih des malerischen Ariccia an der appischen Straße war, und
Mavilias, der Schwester Papst Nicolaus III., aus dem Geschlecht der
Orsini, welches durch ihn in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu
großer Macht emporstieg. Gleich manchen seiner Landsleute und Zeitgenossen
besuchte er die pariser Hochschule, erlangte die juristische Doctorwürde und
trat in den Predigcrorden ein, in welchem er, nach Rom zurückgekehrt.
Prior des Klosters von Santa Sabina auf dem Aventin wurde. Die Einsam-
keit dieses Klosters aus dem schönen, damals wie heute beinahe unbewohnten,
den Tiberstrom schroff überhangenden Hügel steigerte in ihm, wie einst in
St. Adalbert von Prag, die Neigung zur Askese, welche ihn jedoch welt-
lichen Dingen nicht entfremdete. Nachdem sein Oheim Papst geworden,
wurde er zum Definitor des Provinzialcapitels seines Ordens zu Orvieto
bestellt und im Marz 1278 in der ersten Cardinalseruennung Nicvlaus' III.
mit dem Purpur der Kirche bekleidet, den er als Cardinalbischof von Ostia
und Velletri trug. Er galt allgemein für einen Mann von gleicher Ge-
lehrsamkeit und Geschäftskunde, beredt und gewandt, von strengem frommem
Lebenswandel, der ihm Vertrauen und Verehrung erwarb. In jenen Tagen
waren die Päpste allgemeine Friedensstifter. Ihre unbeschränkte Autorität,
die sich von den geistlichen auf die weltlichen Dinge erstreckte, in manchen
Fällen auch ihr persönlicher Charakter, ließen sie zu diesem Amte, welches
überhaupt schon in ihrer Stellung lag, am geeignetsten erscheinen, während
ringsumher Verstörung und Unfrieden herrschten, fürstliche Gewalt entweder

in Tyrannei ausartete oder nicht mehr volle Geltung hatte, Städte und Commune» nicht blos einander feindselig gegenüberstanden, sondern überall eine Partei die andere bekämpfte und zu unterdrücken bemüht war, Bürgerrecht und Besitz von stetem Wechsel abhängig erschienen. In Italien sah es schlimm aus, nachdem das alte Kaiserthum in den Hohenstaufen geendigt hatte, das eine der beiden großen Lichter der Welt erloschen schien, der weltliche Arm machtlos geworden war. Die alten Factionen der Ghibellinen und Guelfen währten fort. In dem Rom benachbarten Toskana waren Erstere seit den Tagen von Benevent und Tngliacozzo unvermögend ihren Gegnern die Stirn zu bieten, und wie es bei solchem Parteitreiben nur zu leicht geschieht, entstand bei den siegreichen Guelfen selber Spaltung, welche die Stadt Florenz, die die Führung dieser Partei übernommen und glücklich durchgeführt hatte, mit neuen Uebeln bedrohte. König Carl von Anjou, seit der Besiegung Manfreds im Jahre 1266 unumschränkter Herr über Süditalien, war auf zehn Jahre zum Herrn von Florenz ernannt worden und da er zu gleicher Zeit die römische Senatorswürde bekleidete, war er in der That Gebieter über Mittelitalien, welches einst der Kaisergewalt mit so großer Zähigkeit widerstrebt hatte.

Unter einem kräftigen Papste wie Nicolaus III. war eine solche Stellung eines auswärtigen Monarchen eine Anomalie, die auf die Dauer unmöglich wurde. Das Papstthum begann nun selbst die bittern Früchte seiner Feindschaft gegen das Reich zu kosten. Der große Papst Jnnocenz III. hatte einst, wenn auch ohne Erfolg, versucht, die Herrschaft der Kirche über Toscana auszudehnen, welches den ersten Niedergang der hohenstaufischen Macht nach Kaiser Heinrichs VI. Tode benutzte, um seine Unabhängigkeit vom Kaiserthum, welche stets eine unsichere war, auf fester Basis zu begründen. Als die Absicht des Papstes nicht gelang, suchten Jnnocenz und seine Nachfolger wenigstens eine gemischte geistlich weltliche Autorität in den rasch aufblühenden Städten aufrecht zu erhalten und sich gewissermaßen die Führung der guelsischen Partei anzueignen, welche die späteren unter ihnen nicht gern dem französischen Könige von Neapel und Sicilien überließen. Eine völlige Unterdrückung der Ghibellinen, wie sie in dem größten Theil Toscanas nicht allzu ferne schien, konnten aber Päpste von gemäßigter Gesinnung nicht wünschen. Als Gregor X., welcher eine Versöhnung der Parteien aufrichtig wünschte, im Jahre 1273 zum allgemeinen Concil nach Lyon zog und längere Zeit in Florenz verweilte, suchte er auch zwischen den beiden Factionen Frieden zu stiften, was ihm aber nur scheinbar gelang, indem kurze Zeit nach seinem Weggange die junge Eintracht dem alten Hader wieder den Platz räumen mußte, weshalb der Friedensstifter das Jnterdict über die ruhelose Stadt verhängte. Nicolaus III. nahm das Werk wieder auf, welches sein Vorgänger vergebens versucht hatte. Die großen guelsischen Familien in Florenz, durch die eingezogenen Güter der Ghibellinen noch mehr bereichert, gericthen mit einander in Uneinigkeit und

Alfred voi Rcuniont in Aachen,
die Gemeinde sandte zu dein Papste mit der Bitte, unter ihnen Frieden zu
stiften auf der Grundlage der von Gregor X. gutgeheißenen Bedingungen,
denn sie besorgte, daß es unter ihnen zu Kampf und Exil kommen werde,
wie früher zwischen ihnen und den Ghibellincn. Diese ihrerseits richteten
an Nieolaus III. ähnliche Bitten, deren Zweck ihre Wiederaufnahme und
Anerkennung ihres Bürgerrechtes sein sollte. Der Papst hörte die Abge-
ordneten beider Parteien an und befahl dem Cardinal Latino sich nach Florenz
zu begeben, um die Versöhnung zu versuchen. Der Cardinal war eben
damals mit einem ähnlichen Friedenswerke beschäftigt, indem er als „Pacier"
in der Romagna verweilte, auf welche König Rudolf von Habsburg zu
Gunsten des heil, Stuhls verzichtet hatte und wo der Hader wüthete, welcher
in dieser Provinz zu keiner Zeit geruht hat.
Am 8. October 1279 langte der Legat in Florenz an, wo man ihn
auf's Feierlichste empfing und ihm mit dem Carroccio oder Fahnenwagen der
Republik entgegenzog. Dreihundert Reiter bildeten sein Gefolge. Er nahm
Wohnung im Kloster von Sta. Maria Novella, der Stätte des Dominicaner-
urdens und zehn Tage nach seinem Eintreffen segnete er den Grundstein
zu der neuen Kirche, welche nach dem Plane zweier Brüder des Ordens
Fr« Sisto und Fra Ristorv sich als eines der großartigsten und schönsten
Bauwerke der toscanischen Gothik erhob. Zuvörderst stellte der Cardinal
Unterredungen mit den vornehmsten guelfischen Familien an, deren Versöhnung
mit ihren Gegnern er zu erlangen bemüht war, und zeigte von vornherein,
daß er seinen Auftrag ernst nahm, indem er über die Widerspänstigen die
Verbannung aus der Stadt verhängte. Am Sonntage, den 9. November,
versammelte er auf dem großen Platz vor der Kirche, der heute die Chor-
seite derselben berührt und Piazza vecchia, alter Platz von Sta. Maria
Novella genannt wird, ein Parlament, um die Versöhnung zu besprechen.
Die in der Verbannung lebenden Ghibellincn waren zurückberufen worden
mit Ausnahme ihrer Häupter, welche einstweilen an bestimmten Orten zwischen
Rom und Orvieto unter päpstlicher Hut verbleiben sollten. Es währte
jedoch noch längere Zeit, bevor nach der Ausgleichung zwischen den einzelnen
Geschlechtern der allgemeine Friede zu Stande kam, denn der Cardinal hatte
zu viele Erfahrung von der Bestandlosigkeit der gewohnten Versöhnungen
und glaubte die jetzt von ihm vorgenommene mit rechtlichen Formen umgeben zu
müssen. Am 18. Januar 1280 erfolgte auf dem festlich geschmückten Platze
die Einigung.
Auf dem Platze waren große Gerüste errichtet und mit Teppichen und
Tüchern geschmückt. Der Podestä Pietro di Stefano di Ranieri, der den
Titel eines römischen Proconsuls führte, und der Capitano del popolo hatten
das Volk vor den Legaten geladen. Der Großrath der Dreihundert, die
übrigen Rathscollegien, der Magistrat guelfischer Partei waren zugegen;
statt der bisherigen zwölf Buonuomini, welche der Verwaltung vorstanden,
zählte man nach einer Vereinbarung mit dem Cardinal vierzehn, acht

Guelfen und sechs Ghibellinen oder solche, die sich zu keiner Partei hielten
und als Neutrale ihre Stellung einnahmen. Ihre Amtsdauer wurde auf
zwei Monate festgesetzt. Zwei Rechtsgelehrte übernahmen das Anit der
Syndiken, Der Erzbischof von Bari, die Bischöfe von Lucca, Pistoja,
Arezzo und andere nebst zahlreichen Clerikern waren unter den Anwesenden,
Latino Malabranca hielt als Abgesandter des Papstes, des Stellvertreters
des Friedensfürsten Christus auf Erden, vor der Versammlung eine wohl-
gcsetzte Anrede, in welcher er den ihm ertheilten Auftrag und Zweck und
bisherige Erfolge der Verhandlungen deutlich machte. Dann wurden die
Abmachungen verlesen. Die Parteien der Guelfen und Ghibellinen sollte»
Aufhören aller Feindschaft versprechen, die von ihnen gewählten Vertreter
einander den Friedenskuß geben. Die Rückgabe der beschlagnahmten Gütet
der Ghibellinen, die gemeinsame Bctheiligung an den öffentlichen Laste»
jeder Art wurde billigem Abkommen unterstellt. Bürgerliche Verbrechen oder
Schädigung von Kirchen und Clerikern wurden von dem Fri>>denswerk aus-
geschlossen. Innerhalb eines Monats nach Ratification des Vertrags sollte
durch die beiden höchsten Beamten Podest» und Capitanv eine Neuordnung
des Gemeindewesens stattfinden, die Buonuomini aus dem Adel und dem
gesammten Bürgerstande gewählt, im Alter von 21 zu 70 Jahren, sollten
die Revision der Statuten vornehmen. Die Ernennung von Podestii und
Capitanv, deren ersterer dem Justizwefen vorstand, letzterer die Bürge,r-
miliz befehligte, sollte dem Papste zwei Jahre lang vorbehalten bleiben,
der Capitanv sich nicht nach einer Partei sondern nach der Stadtgemeinde
benennen. Für den noch währenden Rest ihrer Amtszeit sollten beide je
hundert Ritter und eine gleiche Zahl von Füßern zur Beihülfe bei der
Ausübung ihrer Befugnisse, später die Hülste dieser Mannschaft erhallen.
Nur der Kirche anhängliche Männer würden zu beiden Aemtern berufe»
werden können. Nach der Reform der Verwaltung sollte eine neue Ein-
schätzung der Bürger zum Behuf der Zahlung der Abgaben erfolgen. Alle
Parteivereinbarungen blieben annullirt, die auf dieselben geleisteten Eide
wirkungslos, alle aus Anlaß der durch die Parteien erkämpften Siege ge-
stifteten Feste aufgehoben. Ten Frieden zu erhalten wurden alle künftigen
Vereine unter Adel und Volk verboten, mit Ausnahme der auf Handel
und Gewerbe bezüglichen, zu denen eine obrigkeitliche Erlaubnis; erfor-
derlich sein svllte. Zur Bekräftigung des Friedens stellte jede Partei
hundert Bürgen, welche die Beobachtung der vereinbarten Punkte unter
Strafe von 50000 Mark Silbers versprechen, jede aber nur für ihre
Partei verpflichtet sein sollte. Der im Amte befindliche Capitanv und sein
vom Papste ernannter Nachfolger sollten, ohne Beeinträchtigung der Rechte
nnd des Amtes des Podcstü. für die Beobachtung der Friedensbedingunge»
Gewähr leisten.

So war der Friede des Cardinals Latino. Der letzte Versuch, die
beiden großen Parteien des Mittelalters mit einander zu versöhnen, klagt

schon durch die ungleiche Zahl ihrer Mitglieder in dem vornehmsten Magistrat und durch den Umstand, daß die mächtigsten Ghibellinengeschlechter einstweilen ausgeschlossen blieben, die Mängel in semer Grundlage an, doch wirkte er eine Zeit lang beruhigend. Zahlreiche Verbannte kehrten zurück und verständigten sich mit den alten Gegnern, selbst Familien, die in der Partei in erster Reihe standen. Die Ausführung des Beitrags schien gesichert, bevor der Legat Florenz verließ. Aber der Samen der Zwietracht war nicht auszurotten und die Volksmeinung war den Guelfen hold. Die Ghibellinen sahen sich überall zurückgesetzt. Der Magistrat der Vierzehn machte dem der Prioren der Zünfte Platz, nur die zweimonatliche Amtsdaucr blieb. Neue Zwiste führten dann zu der abermaligen Schilderhebung der Ghibellinen Toscanas, welche im Jahre 1289 mit dem Siege der Gegner bei Campaldino endete.

II.

Nicolaus III. hat nicht blos der senatorischen Gewalt Karls von Anjvu in Rom, sondern auch seiner Machtvollkommenheit als Reichsvicar von Toscana ein Ende gemacht, während Rom ihm selber nicht als Papst sondern als Gian Gaetano Orsini, die Senatorswürde übertrug, in welcher er sich alsdann durch Statthalter vertreten ließ. Seine Regierung war zu kurz, um den Dingen eine dauernde Gestalt zu geben, und als er am 22. August 1280 zu Soriano bei Viterbv starb, stürzte sein französischer Nachfolger Martin IV., welcher nach einem sechsmonatlichen Conclave zu Vitcrbo gewählt wurde, wieder das meiste von feinen Institutionen um. Des neuen Papstes Parteilichkeit für den Anjou würde noch Schlimmes gewirkt haben, wenn nicht am Ostermontag 1282 die sicilische Vesper dessen Kraft gebrochen hätte. Doch auch so stiftete sie des Unheils genug. In dem ruhelosen Rom mußte der Cardinal Latin« wieder momentan die Einigung herstellen und den Bann, welchen der Papst über die Insel aussprach, die ihr gutes Recht gegen die tyrannische Gewalt des Königs siegreich vertheidigte, diente nur dazu, die Autorität geistlicher Waffen zu schwächen. Am 7. Januar 1285 starb König Karl zu Fvggia in Apulien, nach fruchtlosem Kampfe gegen die Sicilianer, fein Reich Neapel in Verwirrung, seinen Sohn und Nachfolger Kurl II. in aragonesischer Gefangenschaft zurücklassend. Drittehalb Monate später folgte ihm im Tode der Papst, der von Orvieto, wo er längere Zeit geweilt hatte, nach Perugia gezogen war. Die Regierung Honorius' IV.. Giacomo Savelli war friedlicher, aber sie währte keine zwei Jahre, und als er in seinem Palast bei Sta. Sabina auf dem Aventin starb, erlagen in dem hier gehaltenen Conclave sechs Cardinüle dem Fieber, und sein Nachfolger, der Franziscaner Nicolaus IV, brachte vier Jahre grvßentheils umherwandernd zu, während in der Romagna stete Unruhe herrschte. Wieder begann ein von dem römischen Fieber geängstctes Conclave in der Stadt, deren Zustände nur zu oft an Anarchie grenzten, und mit der Krankheit

hinderte Parteihader unter den Cardinälen die Einigung zur Papstwahl, welche der Cardinal Latino vergebens herbeizuführen suchte.

Auf dem Aventin in Sta. Maria Maggiore, wo der letzte Papst feine Ruhestatte gefunden hatte, bei Sta. Maria sopra Minerva, der Kirche der Dominicaner, denen mehrere Cardinale angehörten, kamen die Mitglieder des heiligen Collegiums zusammen, aber eine Einigung wurde nicht erzielt. Die Zahl der Cardinale war doch nicht groß, aber es zeigte sich recht, wie andere Interessen als die kirchlichen den Ausschlag zu geben suchten. Die Parteien, welche man nach den beiden großen Familien Roms, die der Colonna und der Orsini zu nennen pflegte, Parteien, welche durch das Verhalten der beiden Päpste Nicolaus III. und IV, zu größerer Macht gesteigert worden waren, hatten wesentlich weltliche Cardinale zu ihren Führern, und wenn die Orsinische in dem Cardinal Latino das geistliche Princip in vollem Maße repräfentirt sah, so wurde sie in Matteo Rosso und Napoleon Orsini Facti onszwecken dienstbar, während die beiden Cardinäle Colonna, Jacopo und Pietro, wie sich später noch deutlicher gezeigt hat, von Geistlichen nur den Namen und das Gewand trugen. Die übrigen wurden von diesen bin und her gezogen. Als keine Aussicht zur Wahl sich zeigte und die römische Sommerluft Besorgnisse einflößte, gingen die italienischen Cardinäle und ihr einziger französischer College, der Dominicaner Hugues Seguin, nach Ricti, die Römer blieben in der Stadt, mit Ausnahme Benedetto Caetanis, der sich krank nach seiner geliebten Vaterstadt Anagni verfügte. Endlich brachte Latino Malabranca es dahin, daß die noch vorhandenen elf Cardinäle die Stadt Perugia zum Ort des Conclave wählten, welches daselbst am 18. October 1293 begann. Schon waren neunzehn Monate seit der Sedisvacanz verflossen.

Die Stadt, welche die Cardinäle wählten, war von der heutigen mannig° fach verschieden und hatte doch in ihrer allgemeinen Erscheinung viel mit derselben gemein. Aus der reichen, durch niedere Hügel vielfach unterbrochenen Ebene, welche der Tiber durchströmt, erheben sich verschiedene zum Theil durch tiefe Thaleinschnitte von einander geschiedene Hügelzungen, die auf ungleicher Höhe mit dem Hinterlande zusammenhängend die Stadt tragen, welche, altetruskischen Ursprungs, dann römische Colonie, heute Hauptstadt Umbriens ist. Langgestreckt dehnt sich von dem römischen Thor Porta San Costanzo, die untere Stadt bis zu dem steilen Aufgang nach der ältern hochgelegenen, in welcher auch wieder steile Abhänge die einzelnen Theile von einander scheiden, die den Reichthum und das Malerische der Aussichten mit dem Uebelstande des schroffen Auf- und Absteigens bezahlen. Der Dichter der Göttlichen Comödie hat mit beredtem Wort die prächtige Aussicht geschildert, deren man bei Porta Sol genießt, die großartig schöne Ebene längs des bis zur Wasserscheide des Apennins sichtbaren Gebirgszugs, an dessen südlichem AbHange Assisi, Evello, Fuligno, Trevi. Spoleto liegen, in das Herz Umbriens hinein, dessen pittoreske Mannigfaltigkeit mit

seiner historischen Bedeutung wetteifert. Viele Kirchtürme, unter denen der-
jenige des Benedictinerkloflers von San Piero Maggiore sich durch seine
zierlichen Formen auszeichnet, ragen über die von einander getrennten
Häusermassen empor, aber nur ein einziger, jener der Sciri, ist von
den mittelalterlichen Häuscrthürmen geblieben, welche der Stadt ehemals
den Namen der Tvrrita oder Gethürmten gaben, ein Thurm, welchen Papst
Sixtus IV. durch eine Bulle vom Mai 1476 vor der Zerstörung schützte,
die im früheren Mittelalter in unaufhörlichen Kämpfen, später um baulicher
Gründe willen, diese» Zeugen alter Feindschaften beinahe überall ein Ende
gemacht hat. Manche Straßen sind heute noch eng und finster, andere nur
auf einer Art romanischer Treppen oder Cordonnatcn zu ersteigen, und mit
Ausnahme der langen Straße der Vorstadt ist nur der Corso breit und
regelmäßig. Hochliegend, wenn auch nicht auf dem höchsten Punkte der
Stadt erhebt sich der Dom von San Lorenz«, zur Seite desselben der große
Marmorbrunnen, welchen die Pisancr Bildhauer Niccoüi und Giovanni,
mit ihnen Arnolfo di Lapo gebaut und mit Bildhauerarbeiten geschmückt
hatten. So wie wir ihn heute sehen, stand er vor Ende des dreizehnten
Jahrhunderts da, ein großartig eigcnthiimliches Werk, welchem der Aquäduct
von Monte Paeiano seit den Jahren 127L bis 1278 das nicht zu reichliche
Wasser zuführt. Seitwärts von diesem Brunnen, der Langseite des Domes
gegenüber, war zu jener Zeit der mächtige Gemeindepalast im Bau begriffen,
welcher mit seiner Freitreppe und seinen gewaltigen, heute der reichen Bilder-
gallerie gewidmeten Räumen einer der bedeutendsten unter den vielen be-
deutenden Italiens ist. Eine imposante Gruppe von Gebäuden, welche nach
mancherlei Umänderungen, die zum Theil nach langem Verfall das Ursprüng-
liche wiederhergestellt haben, von den, Glanz und der Macht der in beinahe
völliger municipaler Freiheit sich bewegenden Stadt zeugt,
Perugia war mit den übrigen Städten Umbriens, unter i>enen es zu
der größten Bedeutung emporwuchs, unter die päpstliche Obermacht gelangt,
als die langen Kämpfe zwischen Ponrificat und Imperium in diesem Theilr
Mittelitaliens, wo die Herzoge von Spoleto einst die größte Autorität geübt
hatten, sich zu Gunsten der Päpste entschieden, deren Ansprüche an diese
Landstriche mehr nominell als tatsächlich gewesen waren. Die Ausübung
der oberherrlichen Rechte war jedoch in der That eine sehr beschränkte, und
lange blieb die Stadt ein sozusagen freies Gemeinwesen, welches allmählich
durch den inncrn Hader geschwächt wurde, der hier eben so sehr wie in
andern, auch minder mächtigen Städten waltete, und unter dem Namen der
Raspanti und der Beccherini, jene die adeligen, diese die popolanen Familien
umfassend, oft zu blutigen Händeln führte. Wenn im dreizehnten Jahr
hundert die Päpste wiederholt in Perugia ihren Aufenthalt nahmen, wie
denn drei von ihnen im Dom ihre Ruhestätte gefunden haben, so deutet dies
weniger auf augenblickliches Ruhen des Parteilärms als auf den Umstand,
daß es in Rom, in Viterbo oder Orvieto und andern Städten »och ärger

aussah als hier. Und wenn ja Ruhe in der Stadt herrschte, so strengten
Kämpfe mit benachbarten Orten deren Kräfte übermäßig an, wie denn Assisi
und Fuligno, Todi und Spoleto, Citta di Castello und Gubbiv, ja die
toscanischen Städte Arezzo und Siena häusig mit Perugia Krieg führten,
der meist in erbaxmenloser Verwüstung der Landschaft und Belagerungen
der Orte bestand, von denen nur die unbedeutenderen der geringen Kunst
und der raschen Ermattung der Angreifer erlagen. Hinwieder stellte Perugia
seine Streitmacht den Päpsten zur Verfügung, wenn diese gegen die ghibellinischen
Herren oder Communen Krieg führten, wobei die Stadt ihre eigenen guelsischen
Interessen zu fördern glauben mochte, wie denn im Jahre 1281 dem Papste
Maltin IV. hundert schwerbewaffnete Reiter gegen den Grafen Guido
von Montefcltro Beistand leistete», welcher das Bergland zwischen Unionen
und der Romagna als ghibellinischer Parteiführer beherrschte oder beunruhigte.
Tauer und Oertlichkeit der Hülfeleistung wurden genau bestimmt. Die Ver-
fassung der Stadt glich derjenigen ihrer meisten Genossinnen, nur daß sie
nicht sich mit jener Consequcnz entwickelte, wie dies z. B. in Florenz der
Fall war. Durch Industrie und Handel, namentlich durch Geldgeschäfte
mächtig, seit Mitte des 13. Jahrhunderts im Besitz des Münzrechts, sah
'>e die Zünfte entstehen und Kraft gewinnen; aber erst nach der Zeit, welche
sür uns in Betracht kommt, bildete sich der Magistrat dieser Zünfte aus,
der jedoch nicht zu der politischen Leitung des Gemeinwesens gelaugte. An
der Spitze dieses Gemeinwesens standen anfänglich Consuln, dann Anzianen,
mit dem Capitano del popolo, später mit dem PodeM, dessen Palast noch
heute, wenngleich nicht unversehrt, zu sehen ist. Tie Anzianen beriefen
den Generalrath in den Geineindepalast, wie im Jahre 1289 mit dem
im Bau begriffenen neuen geschah, welcher das stolze Wahrzeichen der
Stadt, den Greif der den Stier zerfleischt, an seinem Eingange warnend
trägt. Dieser Generalrath zählte nicht weniger als fünfhundert Bürger,
hundert für jedes Thor oder jeden der fünf Stadtbezirke. In älteren Zeiten,
wo es an entsprechenden Räumlichkeiten fehlte, pflegte er sich auf dem Platze
vor dem Tom zu versammeln, später aber kamen diese zahlreichen und oft
tumultuirenden Versammlungen mehr und mehr in Abnahme, wie sie denn
zur Abmachung von Geschäften völlig ungeeignet sich erwiesen. Gleich den
meisten italienischen Städten dieser Zeit, Ivo Alles mehr auf Kampf und
Vertheidigung als auf friedliches Jusammenwohnen berechnet war, hatte auch
Perugia ein finsteres Aussehen. Die engen Straßen waren großentheils
mit Ziegeln gepflastert, die Häuser hoch, und man muß sich dieselben
meist schmucklos denken; Kirchen und Klöster waren zahlreich, unter letzteren
auch die der populären Orden, welche in dieser Heimat des Heiligen von Assisi
alle Orte, große und kleine füllten. So war dir Stadt, in welcher, nachdem
kurz vorher eine Versöhnung der streitenden Parteien stattgefunden hatte, im
October 1293 die Cardinäle zusammenkamen, um den Stuhl Petri endlich
wieder zu besetzen. Die Canonica des Domes nahm das Conclave auf.

III.
Aber auch hicr wollte der Hader sich nicht lege». Es waren doch
keine großen politischen oder sonstigen Fragen, welche die Cardinäle von
einander trennten. Es waren im Grunde die elenden Parteizwiste Roms,
die sich auch hier geltend machten. Von den letzten Päpsten war mehr
als einer ganz von solchen Fragen beherrscht worden, die sich allmählich so
zugespitzt hatten, daß sie alles überwogen und es sich nur darum zu handeln
schien, nicht dem kräftigsten und fähigsten, sondern dem wenigst bedeutenden
Mann das höchste Amt in die Hand zu legen. Der Winter verstrich, und
noch kam man zu keiner Wahl. Im März 1294 langte König Karl II,
von Neapel und Sicilien, aus der Provence kommend, in Perugia an. Hier
traf er mit seinem ältesten Sohne Karl Martell zusammen, dem Jugend-
freunde Dante Alighieris, auf den von feiner Mutter, der ungarischen Prin-
zessin Maria aus dem Arpadischen Königsstamm, das Erbrecht auf dies ferne
Reich übergegangen war, welches er dem Namen nach, nach seinem frühen
Tode sein Sohn Karl Robert in der That beherrschte. Karl II., dessen
aragonische Gefangenschaft endlich durch Vergleich gelöst worden, hatte von
seinem Vater, dem ersten Anjou, nur die Hälfte des italischen Reiches und
nicht die Kraft geerbt, den Kampf gegen das muthig ausharrende Sicilien
zu einem für sein Haus glücklichen Ende zu führen. Der Begriff aber
von seiner Machtvollkommenheit scheint ihn erfüllt zu haben und allerdings
war die Verfassung des Cunclavc eine solche, die einen Begriff dieser Art
steigern konnte. Er wurde mit den größten Ehrenbezeugungen von den
Cardinälen empfangen, und in deren feierlicher Sitzung, welcher er mit
seinem Sohne beiwohnte, wurde ihm der Sitz zwischen den beiden ersten
Cardinalbischöfen, dem Könige von Ungarn der Platz zwischen den beiden
ersten Diakonen eingeräumt. Er drang in die Uneinigen, eine Wahl vor-
zunehmen, und mag dabei seine eigenen Interessen nicht vergessen haben; er
gerieth bei solchem Bestreben in heftigen Wortwechsel mit Benedetto Caetani,
der nicht gewillt war, fremder Autorität ein Recht zuzugestehe», wie sein
nachheriger Pontificat gezeigt hat. Des Königs Bemühungen waren ver
gebens; er ließ die Cardinäle noch uneiniger als er sie gefunden hatte.
Unterdessen war Rom in einem der Anarchie nahen Zustande. Das
Senatorsamt wechselte mehrmals und blieb sechs Monate lang unbesetzt,
so daß es nicht nur der geistlichen, sondern zugleich der städtischen
VerWallung an einem Haupt fehlte. An Ruhe und Sicherheit war nicht
zu denken. In der St. Peterskirche sollen einmal dreizehn Pilger durch
Leute von der Orfinischen Partei umgebracht worden sein. Der Verwirrung ein
Ende zu bereiten, wurden im Herbste 12S3 zwei Männer aus Familien,
die zu keiner der großen Factionen gehörten, mit der scnatorischen Würde
betraut, und diesen gelang es einigermaßen Ordnung zu schaffen. Aber die
Verhältnisse waren so verwirrt, daß sie auf das ganze Land einen grellen
Widerschein warfen, und die Leere des päpstlichen Stuhls hatte zur noth-

wendigen Folge, daß jeder Ort nur auf seine eigenen Angelegenheiten bedacht war und der Kirchenstaat in Trümmer zu sinken drohte. Dem römischen Bolle war die senatorische Gewalt des Anjou, welche lauter Fremde auf das Capitol führte, keineswegs genehm gewesen, und einmal hatte es den Statthalter vertrieben und sich in der Person Giovanni Malabrancas, des Bruders des Cardinals, einen Volkshauptmann gewählt. Der Zustand der Stadt contrastirte seltsam mit der Majestät des römischen Namens. Denn noch währte für den volkslhümlichen Begriff das alte Gemeinwesen, welches die Welt beherrscht hatte, und diese Auffassung findet auch in der Reserve ihren Ausdruck, welche Rum, wie man wohl bei Papst und Kaiser that von Feindseligkeiten ausschloß.

IV.

In dieser Zeit und an diesem Orte, unter solchen Umstünden und in solcher Stimmung ist das Oiss iras entstanden.

Latino Malabranca hatte bei Eröffnung des Conclave zu Perugia nochmals die Cardinäle zur Herstellung des Friedens und der Einigkeit aufgefordert. Aber gerade in der eigenen Familie stieß er auf den hef° tigsten Widerspruch. Mattes Rosso wollte dem Könige Neapels seinen Willen thun und einen Papst nach dessen Gutdünken wählen. Die beiden Colonna standen ihm entschlossen entgegen, Benedetto Caetani, der Fähigste unter den Mitgliedern des heiligen Cvllegiums, bei welchem aber weltliche Interessen überwiegend waren, mochte an die eigene Wahl denken. Je mehr Zeit verstrich, um so mehr schwand die Aussicht einer Einigung. Der langen Ungewißheit müde, begann das peruginische Volk unruhig zu werden, und die Cardinäle waren rath- und schutzlos. Die Welt umher schien verstört und drohend, Rom bot nur das traurigste Schauspiel des Verfalls und der Ohnmacht dar. Wer kann sich wundern, wenn einem Geiste, der von Natur zu ernster Auffassung hinneigte, der in weltlichen Dingen nichts Erfreuliches sah, dem durch längere Absperrung Alles trübe gefärbt erschien, die traurigsten Gedanken kamen, wie Unsicherheit und Unbestand der irdischen Angelegenheiten Manchem vor ihm sie eingegeben hatte? Die Prophezeiungen des Endes der Welt, wie man sie zu jener Zeit begriff, und die Ahnungen des Schreckens und der Erschütterung waren nicht neu. Drohungen und Klagen der Psalmen und der Weissagungen des alten Bundes wie die Mahnungen der Apostel und die Bilder der Offenbarung standen Allen vor der Seele. Als einst in einer Zeit der Verstörung und geistigen Dunkels das tausendste Jahr christlicher Zeitrechnung herannahte, waren die Schrecken des Weltunterganges der ganzen Christenheit lebendig vor der Seele gestanden, und man glaubte die der Erde bestimmte Zeit erfüllt. Damals war in einem südfranzösischen Kloster die Poesie entstanden, welche, großentheils aus W orten der heiligen Schrift zusammengesetzt, Wehklagen über die Blindheit der Menschheit mit der Anrufung der göttlichen Barmherzigkeit

verbindend, die Nähe der Ewigkeit verkündete. Das I)i<zs irae, welches
einer späteren Zeit des Verzagens und der Verstörung angehört, war in
seinen Grundgedanken nichts Neues. Es war nur der vollendete poetische
Ausdruck einer Stimmung und einer Empfindung, welche Gemüther wie
Herzen erfüllte. Mit der ergreifenden Schilderung der Schrecken des
jüngsten Tages und des Weltgerichts beginnt die Dichtung. In ihrer
majestätischen Sprache, deren Großartigkeit und mächtiger Wohllaut wie mit
Donnerschlägen die Seele erzittern macht, schildern die Strophen den Tag
des Zornes und der seit Jahrhunderten angedrohten gerechten Rache. Man
vernimmt der Posaune Wunderklang, der die Gräber sich öffnen heißt, man
sieht das große Schuldbuch aufgeschlagen. Gericht wird gehalten von Dem,
vor welchem Alles offenliegt. Der Mensch erbebt in seiner Nichtigkeit,
laut erschallt der Angstschrei der schuldbewußten Seele. Aber nicht
Alle trifft Strafe, Barmherzigkeit waltet. Nette mich, Du Quell der
Gnaden! Ilm unsertwillen ist der Heiland seinen schweren Gang ge-
gangen, uns kann er seines Verdienstes theilhaft werden lassen, während
wir schamroth unsere Schuld bekennen, seine Vergebung anrufen. Andern
Sündern hat er sie gewährt. Wenn nach den Worten des Apostels kaum
der Gerechte sicher sein wird, so stärkt sich doch die fromme Hoffnung in der
Bitte, zur Zeit der Scheidung der Schafe von den Böcken wolle der Hin?
uns mit jenen zu seiner Rechten stellen. Doch wer gewährt Beruhigung,
wer leistet Gewähr? Auch am Schlüsse drohen wieder die Schrecken des
Weltgerichts, das seiner Fehlen bewußte Herz, zerknirscht und wie in Asche
zerfallend, weiß keine Rettung als durch die Wirkung der göttlichen Gnade,
der es im Leben und Sterben sich demüthig empfiehlt.

Wie bei der Mehrzahl selbst der berühmten Kirchengesänge, herrscht
auch in Bezug auf den Dichter des Oiss irss Ungewißheit. Man hat es
Pgpst Jnnocenz III, zugetheilt, aber die Zeit des in weltlichen Dingen
größten und glücklichsten aller Päpste bietet keinen Anhalt für solche Meinung,
Mehr verbreitet ist die Ansicht, welche es dem Franciscancrorden entspringen
läßt, und der heilige Bonaventura, Cardinal Matteo von Acquasparta und Fra
Tommaso von Celano sind Diejenigen, welche als Verfasser genannt werden.
Letzterer wird gewöhnlich als solcher bezeichnet, und dieser Abbruzzese, welcher
den Heiligen von Assisi gekannt hat und bei der Gründung von Minoriten-
klöstern in Deutschland thätig gewesen ist, hat für die Mehrzahl den meisten
Anspruch auf die Autorschaft. Aber das I)i«8 irss ist keine Poesie des
Franciscanerordens. Bei den Dichtern dieses letzteren waltet die Sehn-
sucht nach dem Höheren und der Schwung mit der Wärme der Em-
pfindung vor. Grfühlswärme und schwärmerische Phantasie, wie sie in den
Schöpfungen der umbrischen Malerschule vom Ausgang des 15. Jahr-
hunderts mächtig und gewinnend auf dm Beschauer wirken, kennzeichnen
überwiegend die aus seinem großen volksthümlichen Kreise hervorgegangenen
Gesänge, die in späteren Zeiten namentlich in den Marienliedern Ausdruck

gefunden haben, von denen die katholische Kirche zu viele zählt. Der Charakter des Dies irss ist ein wesentlich verschiedener. Seine Strophen schreiten mächtig einher, einfach und bestimmt, ohne äußern Schmuck, ja mit einer gewissen Herbheit, welche dem Gegenstande entspricht. Hier ist auch Mystik und Schwung der Empfindung, aber keine Weichheit, selbst nicht in den Theilen, in welchen das Flehen der geängsteten Seele zum Heiland hinanfteigt. Hier ist kein Bilderreichthum, der die Schauer des überwältigenden, markerschütternden Eindrucks mildert, hier weicht die Gefühlswelt der Welt des Gedankens, und die einzigen Bilder sind den Büchern des alten Bundes und den Evangelien entlehnt. Solche Poesie gleicht der des h. Thomas von Aquin, welche das Scharfe und Herbe nicht verschmäht, wo es zum Ausdruck des Gedankens oder zur Darlegung der Lehre nothwendig ist.

Der Dominicanerorden hat in jener Zeit seine größten Mitglieder gezählt und eine Thätigkeit entwickelt, welche der der Jünger des Heiligen von Assisi gleichkommt. Neben dem heiligen Thomas, Albertus Magnus. Auch unter Denen, welche die aufblühende Volkssprache, die Sprache Dantes brauchten, standen die Dominicaner in erster Reihe und die Bußprediger Fra Domenico Cavalca und Fra Jacopo Passavanti glänzen unter den als Sprachmuster geltenden toscanischen Schriftstellern des Trecento und nachmals hat eine Tochter des Volkes, die heilige Caterina von Siena, in frommer Begeisterung und unbesiegtem Freimuth der Rede den literarischen Ruhm ihres Ordens auf den Gipfel gehoben. Als aber noch ein Jahrhundert vergangen war. schreckte Fra Girolmno Savonarolas Donnerstimme die Zeitgenossen der Mediceer aus ihrem Sinnenrausche auf, und mahnte mit mächtiger Beredsamkeit zur Buße, und flehte um Gnade aus Gnade wie der Dichter des Dies iras. Die schönen Künste verdankten den Dominicanern gleichmäßige Förderung. Wie wir Fra Sisto und Fra Nistoro Sta. Maria Novella bauen sahen, die, unter Papst Nicolaus III. nach Rom berufen, wahrscheinlich die einzige dortige Kirche des Spitzbvgenstils, Sta. Maria sopra Minerva begonnen haben, so war Fra Guglielmo von Pisa an den Reliefsculpturen der Vorderseite des Domes von Orvieto thcitig, in denen wie der Sündenfall auch die Schrecken des Weltgerichts erscheinen. Tie Kunst aber feierte in ihren großen Schöpfungen um die Wette so den Stifter der Prediger wie jenen der Minderbrüder.

Fra Latino Malabranca stand inmitten des großen Kreises seines Ordens als einer von dessen Führern. Seine ganze Richtung war der Askese zugewandt, und gerade diese ist es, welche in dem Oio« im« zum höchsten Ausdruck gelangt. In seinem Gefühlsausdruck ist nichts Sanftes und Schmeichelndes; das Ganze wird beherrscht von dem überwältigenden Eindruck des Geschicks, dem alle Welt verfallen ist. So hat der Apostel die Erfüllung der Zeiten geschildert: Des Herrn Tag wird kommen wie der Dieb in der Nacht, mit gewaltigem Getöse werden die Himmel vergeh«, die Elemente werden sich lösen, die Erde und ihre Werke werden in Flammen

aufgehn. Der Unterschied zwischen dieser Dichtung und jener der Francis-
caner muß jedem klar werden, welcher mit dem Dies iin« das Ltsbat, inatei
vergleicht, in welchem die Poesie, die zu der Gemüthswelt des h. Franciscus
hinaufreicht, und zugleich die elegisch-fromme Stimmung Fra Jacovones
von Todi, in welchem man den Dichter verehrt, ihren höchsten und schönsten
Ausdruck gefunden haben. Die Kirche hat das Dies ii-as unter ihre üblichen
Gesänge aufgenommen, und mit dem O« pi-oflincUs ertönt es, von Compo-
nisten verschiedener Völker und Zeiten in Musik gesetzt, wahrend auch der
einfache Text musikalischen Klang hat, in den Seelenmessen wie am Tage
des Gedächtnisses der Heimgegangenen.

Gesinnung und Stimmung, aus denen das Die« iras hervorgegangen ist.
sprechen sich in der welthistorischen Thatsache aus. in der sie sich gewisser-
maßen abspiegeln. Die Bedrängniß der im Conclave Versammelten, ja
man kann sagen der ganzen Christenheit, hatte den höchsten Grad erreicht,
als Latin« Malabranca ein heroisches Mittel zur Lösung der Streitfrage,
in welche die Papftwcihl sich verwandelt hatte, in Vorschlag brachte. In
der wildesten Wildniß des Gebirges der Abruzzen lebte ein dieser Provinz
entstammter Einsiedler Pietro da Murrone, der Sohn eines Landmanns aus
Jsernia, in der Jugend Benedictiner, durch asketische Neigung zur Welt-
entsagnng getrieben, Stifter einer Anachoretenregel. die von Papst Gregor X.
auf dem Lyoner Concil nicht ohne Bedenken gebilligt worden war, da die
Kirche solchen excentrischcn Bestrebungen in der Regel abgeneigt zu sein pflegt.
Pietro war in Rom gewesen, wo er Latino Malabranca gekannt hatte, den
die eigene Geistesrichtung und Lebensanschauung Bestrebungen, wie die des
abruzzesischen Eremiten, zugänglich machte. In einem Moment der Noth
erinnerte der Cardinal von Ostia sich dieses Mannes, und die Erinnerung
mochte ihm wie göttliche Eingebung vorkommen, so daß er, da kein Mitglied
des Cvllegiums gewählt zu werden Aussicht hatte, den Einsiedler zum Statt-
halter Christi vorschlug. Am 5. Juli 1294 wurde Pietro da Murrone
einstimmig gewählt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte dieses kurzen, aber noch
seltsameren Pontificats einzugehen, welches nach fünf Monaten ein Ende
nahm, durch angeblich freiwillige Entschließung Cölestins V., „den (nach
Dantes Wort) Feigheit znm Verzicht, dem großen, antrieb." Nur den An-
fang der unseligen Regierung dieses Mannes, welcher darthat, daß nicht
Askese zum höchsten Amte der Christenheit tauglich ist, hat Latino Mala-
branca erlebt. Bald nach der Wahl war er erkrankt und starb zu Perugia
am 10. August desselben Jahres. In der römischen Dominicanerkirche, deren
Bau, wie gesagt, zu seiner Zeit erfolgte, ist er beigesetzt worden, aber erst
ein anderer Cardinal Orsini und ein spätes Jahrhundert haben ihm einen
Grabstein gestiftet.

Entgleist,

Eine Skizze.

von
Ludwig von tzirschfcld.
— Berlin. —

lSchluK.)

uf den heißen Tag war ein schöner Abend gefolgt. Ich beschloß den Rückweg nach Domnitz über Grambow zu nehmen, wo ich für meine Jagdausrüstnng einige Kleinigkeiten einzukaufen hatte. Es war ein Nmweg von einer halben Stunde. Als ich die Chaussee entlang schritt, welche nach dem Städtchen führte, sah ich ein kleines Gefährt eilig auf mich zukommen, welches ich bald als das des in Grambow wohnhaften Arztes erkannte. Es war ein kleiner, niedriger Wagen, der von zwei kräftigen Ponys gezogen wurde. Der Doctor, ein jovialer alter Herr, mit dem ich auf den Domnitzer Jagden schon oft zusammengekommen war, kutschirte selbst. Als wir uns begegneten, hielt er an.

„Es giebt jetzt wieder viel Becassinen auf den Grambower Wiesen," rief er herüber. „Wie wär's, wenn wir einmal gemeinschaftlich auf die Suche gingen? Mit der ‚Blattzeit' ist es ohnehin vorbei. Wenn Sie Lust haben, komme ich übermorgen früh nach Domnitz und hole Sie ab. So etwa drei, vier Stunden in der Morgenfrühe kann ich mir schon einmal von der Praxis abringen."

Ich ging gern auf den Vorschlag ein, und der Doctor wollte eben seine Fahrt fortsetzen, als seine Aufmerksamkeit durch einen Gegenstand einen Augenblick gefesselt schien.

„Nun sehen Sie einmal an. da steht der verrückte Kerl schon wieder bis an den halben Leib im Wasser."

Dabei deutete er mit dem Peitschenstiel nach dem Ufer eines im mäßiger Entfernung liegenden kleinen Londsees.

— Ludwig von
Hirschfcld in Berlin.
„Anstatt sich ordentlich zu beschäftigen, lungert der Strolch den lieben
langen Tag da am See herum und. wenn man Stunden lang mit den
Beinen im Moor steckt, muh man sich inwendig natürlich gehörig mit Spi-
ritus anfeuchten. So ein Lump, na warte! Und dabei sitzt die arme Frau
zu Hanse und giebt das Bischen Gesundheit her. um die alte Maschine da
im Gange zu halten!"
Richtig, es war der Tanzmeister. Ohne meine Begegnung mit ihm
zu erwähnen, erkundigte ich mich bei dem Arzt nach seinen äußeren Ver-
hältnissen. Sie waren traurig genug. Seit der Tcmzcursus eingegangen
war, hatte der Verdienst aufgehört, der Wirth im „Erbgroszherzog" wollte
nicht mehr borgen und hätte das verarmte Ehepaar längst an die Luft ge-
setzt, wenn nicht der Doctor dagegen Einsprch crhobcn und die Mildthätig-
keit der Gräfin Pahlen vermittelnd gewirkt hätte.
„Die arme Frau verträgt keine Reise mehr," bemerkte der alte Doctor
niit ernster Miene. „Schwindsucht, letztes Stadium; jede Erschütterung,
ein heftiger Affect, kann das Lämvchen ausblasen. Es ist traurig, wenn man
das so kommen sieht und kann doch nichts machen. Ja, ja, verehrter Baron,
in der Diagnose sind wir vorgeschritten, aber in der Therapcutik find wir
nicht weiter als Hippokrates! Da entdecken denn meine vornehmen Collegen
einen Bacillus nach dem andern. Sic züchten, präpariren und trocknen diese
niedlichen Dingerchen mit großer Sorgfalt und schätzenswerther Umsicht,
Man kann sie schön gefärbt zwischen zwei Glasplatten bewundern, aber,
wenn es darauf ankommt, die infamen Biester aus dem Körper wieder raus
zubringen, da werden die Nasen lang, die Apvthekerrechnungen hoch und der
Patient kann sich schließlich mit der Photographie der vergrößerten Bakterie
zusammen begraben lassen. Na mit dem Tagedieb da drüben wird es auch
nicht mehr lange dauern. Da braucht's keine Mikroben! Der Verfall tritt
von selbst ein. Hochgradiger Alkoholismus! In längstens einem Jahre ist
das Delirium da."
„Kann man denn nichts für die arme Frau thun?"
„Aeußerlich nichts. Sie wissen ja, wenn sich unsere gute Grafin ein-
mal eines Menschen annimmt, so brauchen Andere dafür nicht zu sorgen.
Aber die Frau leidet mehr moralisch als Physisch. Sie hat bessere Tage
gekannt und hat das Bcdürfniß nach anständigem Verkehr. Ich bringe ihr
oft Bücher. Das ist ihre einzige Zerstreuung. Denn unsere guten Gram-
bower Spießbürger lassen sich natürlich mit den Tcmzmeisterslenten nicht
ein. — Aber ich muß weiter. — Also übermorgen! — Punkt sechs Uhr
halte ich am Thor."
Er schnalzte mit der Zunge; die Ponys warfen ihre Köpfe mit der
buschigen Mähnc in die Höhe und trabten hurtig davon. Ich setzte meine
Wanderung auf der einsamen Chaussee fort. Die Sonne ging hinter einem
Wolkcnstreif unter; der westliche Himmel flammte in goldigem Glanz auf.
Gegen die hellgelbe Fläche des Scesvicgcls zeichnete sich die dunkle Gestalt

des unbeweglichen Anglers wie eine schwarz ausgeschnittene Silhouette ab
Er schien aber diesmal ein der Situation angemessenes Costum zu tragen.
Die Beinkleider hatte er hoch hinaufgestreift und war in dem seichten Ufer
weit in das Moor hinausgeschritten.
Um einer Begrüßung auszuweichen, ging ich an der Stelle, wo er an-
gelte, vorüber. Er bemerkte mich nicht, da er mir den Rücken zuwandte.
Eine Viertel Stunde später trat ich in den Gasthof zum „Erbgroßherzog"
ein. Ein Kellnerjunge mit rothen, abstehenden Ohren und ungewöhnlich
stupidem Gesichtsausdruck öffnete die Thür des Gastzimmers, welches rechts
vom Hausflur zur ebenen Erde gelegen war. Eine dicke, dunstige Luft schlug
mir entgegen, ein Geruch von Speisen und schlechten Cigarren. Ich nahm
aus dem mit schwarzem Haartuch bezogenen Sopha Platz und ließ mir ein
Glas Bier bringen. Am andern Ende des Zimmers saßen ein paar Hnnd-
lungsreisendc an einem mit Wachstuch bezogenen Tisch. Sie hatten halbgeleerte
Rothweinflascheu vor sich stehen und spielten Whist. Ich gab dem^Kellner meine
Visitenkarte und beauftragte ihn, sie der Frau Müller zu bringen mit derAnfrage,
ob ich sie sprechen könnte. Der Bursche schaute verdutzt bald auf mich, bald
auf die Karte und schien die Umständlichkeit eines solchen Verfahrens nicht
zu begreifen. Endlich verschwand er. Ich öffnete ein Fenster, denn man
erstickte fast in dem dumpfen Raum. Auch in der engen Straße brütete
noch die Schwüle des Sommertages. Die glühenden Wände der Häuser
strahlten die empfangene Wärme aus. An dem schmutzigen Rinnstein spielt?
schreiend und lärmend eine Schaar flachsköpfiger Kinder, Vor dem Thor
weg des Gasthofes hielt ein leerer Torfwagen. Der Besitzer saß drinnen
in der Gesindestnbe. Ter magere, abgetriebene Klepper starrte müde und
refignirt vor sich hin, dos Maul in einem leinenen Futterbeutel vergraben,
der in schlaffen Falten herniederhing.
Frau Müller sei zu Hause, es werde ihr eine große Ehre sein, lau-
tete die sichtlich eingelernte Antwort des linkischen Ganymed, der sich noch
in den Anfängen seiner Lehrjahre zu befinden schien. Ich folgte ihm über
den weiten Hausflur, vorüber an der offenen Küchenthür, durch welche man
die Wirthin, umgeben von einigen Mägden, eifrig an dem mächtigen Herd
Hantiren sah, und weiter über den Hof nach einem Seitenflügel, der sich in
den Garten hineinschob. Ter Gasthof war ein weitläufiges Etablissement.
In früheren Zeiten, als die Eisenbahn noch nicht den Verkehr von dein
Städtchen abgelenkt hatte, hatten die Reisenden hier oft übernachtet. Jetzt
wurde er nur noch gelegentlich von „Probenreitcrn" und Productenhändlern
besucht. Im Winter diente er bisweilen noch als Mittelpunkt für die ge-
felligen Belustigungen der Stadt. In dem großen Saal, der das obere
Stockwerk des Seitenflügels einnahm, wurden dann Hochzeiten oder Tanz-
feste abgehalten. Manchmal schlug auch eine wandernde Schauspielertruvpe
dort ihr Lager auf. In den darunter liegenden Gastzimmern, welche durch
Glasthüren mit dem Garten in Verbindung standen, hauste jetzt das Müller'sche

Ehepaar. Wir durchschritten eine rohgezimmerte, mit Brettern und Dachpappe eingedeckte, von grünen Bohnen umrankte Laube, an welche sich eine Kegelbahn anschloß. Man horte das dumpfe Rollen der Kugeln, das prasselnde Fallen der Kegel und den hellen Ruf des Kegeljungen, Die Fenster des Zimmers, welches man dem Tanzmeister angewiesen, wurden durch diesen rohen Vorbau noch mehr von Luft und Licht abgeschnitten. Eine dumpfe, kellerartige Luft umfing mich, als ich durch die wackelige Glasthiir in den Raum trat, der einem Gartenzimmcr glich und diesen Zweck auch wohl früher erfüllt hatte. Tie junge Frau, welche sich bei meinem Eintritt erhob, empfing mich ohne Scheu und ängstliche Zurückhaltung, Sic war eine äußerst sympathische Erscheinung, Die Gestalt noch immer zierlich, das feine schmale Gesicht von einer Fülle schwarzen Haares umrahmt, das so voll und üppig war. daß die geneigte Haltung des Hauptes durch den Druck dieser Last veranlaßt schien. Die scharfen Linien an den Mundwinkeln aber, der abgemagerte Hals und die durchsichtig weißen, wachsartigen Hände waren traurige Wahrzeichen der furchtbaren Krankheit, welche ihr Zerstörungswerk an diesem zarten Organismus unaufhaltsam fortsetzte. Ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren, das an einem Schulheft arbeitete, wurde von Frau Müller fortgeschickt.

,,Es ist die Tochter des Wirths," sagte sie erklärend, indem sie mireinen Stuhl anbot, ,,und meine Schülerin, — leider die einzige. Seitdem die Sommerferien begonnen haben, gebe ich keinen Unterricht mehr." Sie deutete nun an, daß ihr Mann von mir gesprochen, und daß er ein besonderes Zutrauen zu mir gefaßt habe. Das Leben hier sei für sie beide sehr einsam. Die Leute des Orts seien so mißtrauisch und immer geneigt, von mittellosen Fremden das Schlechteste zu denken. Sie könne mir gar nicht sagen, wie dankbar sie für meinen Besuch sei. Der Doctor kommt zwar auch manchmal, aber das sei doch etwas Anderes. Ich fragte nun, ob ich ihr und ihrem Manne nicht in irgend einer Weise nützlich sein könne. Als Hauptsache erschien es mir, daß er wieder eine regelmäßigere Beschäftigung ergreife, welche einen weniger unsicheren Verdienst abwerfe. Ich hätte einige Verbindungen im Lande und sei vielleicht in der Lage, ihm eine Stellung in einem Bureau zu verschaffen, natürlich nur eine solche, welche keine theoretischen Kenntnisse erfordert. Bei einiger Ausdauer und gewissenhafter Führung könne er sich dann leicht eine achtbare Stellung wiedergewinnen. Sie seufzte bei diesen Worten tief auf und schien etwas verlege» zu werden. Es sei vielleicht besser, meinte sie, wenn ich versuche, für sie selbst eine Stellung ausfindig zu machen. Im Post- und Tele graphendienst würden ja jetzt Frauen beschäftigt. Ihr Mann sei der sitzenden Lebensweise so entfremdet, seine Gesundheit sei nicht die beste.

Sie stockte bei diesen Worten und sah errvthrnd zur Seite. Ich verstand, was sie meinte, und wurde meinerseits verlegen.

,,Sie müssen ihn nicht falsch beurthciien," fuhr sie rasch fort, „er ist

ein so braver Mensch und hat ja auch zu Zeiten den besten Willen, aber, mein Himmel, wenn man das Alles durchgemacht hat, da sucht man manchmal die Gegenwart zu vergessen. — es geschieht ja auch nur manchmal, wenn er sich gar so unglücklich fühlt," setzte sie leise und entschuldigend hinzu.

Ein tiefes Gefühl des Mitleids überkam mich. Schwerer als die äußeren Entbehrungen mochte die moralische Degradation auf diesem armen Geschöpf lasten.

Ich versprach ihr, mich sogleich durch Vermittelung der Grafin Pahlen nach einer passenden Beschäftigung für sie umzusehen; auch für ihren Mann werde sich schon etwas finden. Sie wollte mir danken, als ein furchtbarer Hustenanfall ihren Körper erschütterte. Mühsam rang sie nach Luft, ihre mageren Schultern flogen hin und her, als würden sie geschüttelt. Sie mußte in die anstoßende Kammer gehen, um sich zu erholen. Der gute Toctor mochte wohl Recht haben. Ich sah mich im Zimmer um. Die Einrichtung paßte zu den Bewohnern. Neberall verblichener Luxus; Möbel in anspruchsvollen Formen, aber stark abgenutzt; das Seidenzeug der Ueber- züge zerrissen nnd schäbig. Der Wirth hatte das Mobiliar wahrscheinlich aus dem abgelegten Hausrath der umliegenden Schlösser zusammengestellt. An den Wänden eine vergilbte Tapete in ehemals grellen Farben, mit großen 'Arabesken und bildlichen Darstellungen, wie man sie vor 30 Jahren so sehr liebte. Eine Gruppe Chinesen und ein Paradiesvogel, sich stets wieder- holend, in symmetrischer Anordnung. Dasselbe Bild einige hundertmal in ermüdender Wiederkehr. Tankbar ruhte das Auge auf den Lithographien, welche eine wohlthucndc Abwechselung gewährten: Mazeppa von Wölfen verfolgt, der Uebergang bei der Beresina. außerdem die Porträts verstorbener Fürstlich- keiten, welche, den jüngeren Generationen Platz machend, aus dem Gastzimmer in die Hinteren Räume gewandert waren. Auf der Commodc standen einige Bücher, in verblaßten Deckeln und mit Goldschnitt versehen, vermuthlich lyrische Werke. Daneben lag das mir bekannte grüne Packet, das die Geige des Tanzlehrers enthielt. Ein paar Porzellanfiguren nnd eine weiße Tasse mit der goldenen Aufschrift „Dem Hausherrn" waren symmetrisch geordnet. Ganz vorn zwischen zwei Sträußen von Feldblumen stand ein Photographic- rahmen mit dem Porträt eines Kindes. Der kleine Kopf sah munter und aufgeweckt in die Welt. Es lag ein bekannter Zug in dem Gesichtchen, Wo hatte ich doch diese großen, dnnklen Augen schon gesehen?

Die junge Frau, welche jetzt wieder hercintrat, bemerkte, das; ich das Bild betrachtete,

»Wir haben es schon früh verloren," sagte sie mit leiser, fast tonloser Stimme, „es war unser Einziges. Wenn es noch lebte, wären wir nicht so arm. Der Tod des Kindes hat meinen Mann so angegriffen. Erst seit jener Zeit ist er so — so — verändert."

Das Sprechen wurde ihr sichtlich schwer. Ich verabschiedete mich.

Es dämmerte bereits, als ich über den Hof schritt. Aus der Küche schallte

die laute, zornig klingende Stimme der Wirthin, eine Männerstimme antwortete in bittendem, fast weinerlichem Ton. Die Mädchen lachten. „Bleiben Sic mir mit dem Zeug aus der Küche!" schalt die erregte Frau. „Glauben Sie, daß ich alle Tage Zeit habe, Ihre Stichlinge zu braten?" An der geöffneten Thür vorübergehend, gewahrte ich den Tanzmeister, der in geknickter Haltung vor dem Küchentisch stand. Auf demselben lag ein Haufen kaum fingerlanger Fische, die er mit wehmüthigcr Miene betrachtete. Ich ging eilig Vorüber. „Also kein Abendessen," horte ich ihn noch sagen.
Zwei Tage später befand ich mich der Verabredung gemäß mit dem Toctor auf den Niederungen, welche sich längs des Grambower Sees hinziehen.
Trotz der frühen Morgenstunde war es schon empfindlich heiß. Seit mehreren Tagen hatte es nicht geregnet, und der ausgedörrte Boden lechzte nach Erfrischung. Das harte, trockene Gras raschelte wie Heu unter unfern Schritten. Wo der moorige Boden zu Tage trat, klafften breite Sprünge und Risse in der schwarzen Erdkruste. Tie Hunde suchten mühsam und verdrossen. Die Trockenheit der Luft erschwerte ihnen die Arbeit. Tie Becassinen gingen meist außer Schußweite auf und die Jagdbeute war demnach gering. In der Nähe eines der Grambower Seen trennten wir uns. Jeder sollte einen Theil des Uferrandes absuchen, drüben wollten wir wieder zusammen treffen. Die Hitze war unerträglich. Aber eine große, dunkle Wolkenwand, die sich am Horizont heraufschob, verkündete den Anzug eines Gewitters; bald ließ sich auch ferner Tonner vernehmen. Mein Hund, durch ein Bad im See erfrischt, galoppirtc mit triefendem Fell vor mir her. Plötzlich, als wir eine Biegung des Ufers Umschriften hatten, stutzte er und schlich knurrend mit gesenkter Ruthe um einen Haufen getrockneten Rohres, das die Fischer dort aufgeschichtet hatten. Näherkommend gewahrte ich einen Mann, welcher langausgestreckt in dem kurzen Schatten dieser Rohrpvramide lag. Er schien zu schlafen; er lag auf dem Rücken und hatte ein buntes Taschentuch zum Schutz gegen die Fliegen über das Gesicht ge breitet. Eine Angel und eine grüne Botanisirtrvmmel, die daneben im Grase lagen, verriethcn mir, wer der Schläfer war. Da ich keine Lust hatte, festzustellen, ob diese Ermattung durch die Einwirkung der Temperatur oder des Alkohols veranlaßt war, pfiff ich leise meinem Hund und wollte vorübergehen, als der Schläfer, durch meine Tritte erweckt, das Tuch vom Gesicht zog und behend auf die Beine sprang. Er begrüßte mich mit sichtlicher Freude und drückte mir mit warmen Worten seinen Dank aus siir den Besuch, den ich seiner Frau abgestattet hatte.
„Es hat uns das in den Augen des Wirths sehr gehoben." fügte er hinzu; ..wir werden nun auch endlich ein besseres Zimmer erhalten. Meiner armen Frau geht es wieder recht schlecht in den letzten Tagen."
Ich sagte ihm nun, welchen sympathischen Eindruck seine Fran bei mir

hinterlassen, wie dringend nothwendig es mir erscheine, daß er durch eine geregelte Beschäftigung zu geordneter Lebensweise und gesichertem Einkommen gelange und daß ich ihm gern dazu behülflich sein wolle. Dieser Vorschlag machte nicht den Eindruck, den ich erwartet.

„Es ist sehr gütig von Ihnen," sagte er verlegen und ausweichend. „Eine Anstellung — ja, ja, das wäre recht schön, aber — ich glaube nicht, daß ich dafür passe. Vielleicht vor 10 oder 15 Jahren — da wäre es am Ende noch gegangen, aber jetzt! —"

„Nun, — Sie sind doch noch nicht in dem Alter, wo ein Wechsel der Lebensstellung unausführbar ist." Allerdings wäre es mir, indem ich ihm bei diesen Worten prüfend in's Gesicht schaute, schwer geworden, sein Alter zu bestimmen. Tie gefurchten Züge und der matte Blick paßten nicht zu der noch kräftigen und elastischen Gestalt.

„Alter!" wiederholte er. „Was will das sagen! Nicht die Jahre, sondern die Erlebnisse bestimmen das Alter des Menschen. Und übrigens — es würde sich doch wohl um irgend eine Beschäftigung in einem Bureau handeln. Dazu tauge ich nun einmal nicht. Ich bin ungeschickt mit der Feder. Meine Kunst steckt in meinen Sprunggelenken." Er lachte und schnellte das eine Bein mit affectirter Bewegung nach der Seite empor. „Wer nimmt auch einen alten Balletmeister?" fügte er achselzuckend hinzu,

Ties Benehmen verdroß mich. „Balletmeister? Hören Sie einmal, Herr Müller," erwiderte ich trocken und ihn scharf fixirend, „gestatten Sic mir eine Bemerkung. Jeder Mensch hat das Recht, wenn es ihm Vergnügen macht oder nützlich erscheint, eine Maske vor's Gesicht zu nehmen. Ich kenne Leute, die sie ihr ganzes Leben über nicht ablegen. — Aber man muß sie dann auch so wählen, daß sie das Gesicht deckt, sonst wirkt es komisch oder gar abstoßend. — Nun will ich Ihnen nur sagen! die Ihrige schließt nicht."

„Maske! — wie so — was meinen Sic damit?" Er blickte verlegen zur Seite.

„Ich meine, daß kein ungewöhnlicher Aufwand von Scharfsinn dazu nöthig ist, um festzustellen, daß Sie die Tanzkunst nicht professionell erlernt haben. Sie sind jetzt Tanzlehrer, verdienen damit Ihren Unterhalt, — das weiß ich. Auch bezweifle ich gar nicht, daß Sie dies Geschäft sehr gut verstehen. Wenn man aber ein so geübter Waidmann ist, wie Sie dies bei unserer ersten Begegnung bewiesen haben, wenn man in der Unterhaltung Bildung und Kenntnisse verrcith, die man nicht im Bühnenleben zu erwerben pflegt, so muß man nicht ein alter Balletmeister sein wollen. Tas stimmt nicht und wirkt unangenehm. Sie brauchen ja nicht zu sagen, was Sie früher waren. Ich habe Sie nie danach gefragt nnd will mich auch, wenn es Ihnen unbequem, bei Andern nicht danach erkundigen. Aber lassen Sie das Komödiespielen oder führen Sie Ihre

Rolle besser durch! Nehmen Sie mir diesen Rath nicht übel — und damit Adieu!"
Ich reichte ihm meine Hand znm Abschied. Er bemerkte es nicht; sein Blick war zu Boden gesenkt. Ich glaubte schon, er sei beleidigt.
„Sic haben ganz Recht," sagte er dann nach einer kurzen Pause, und seine Stimme zitterte etwas. „Es ist dumm und albern, wenn man eine so einfache Rolle nicht durchführen kann. Aber glauben Sie mir, ich habe sie nicht zu meiner eigenen Belustigung gewählt. Wie gern möchte ich die Narrenjacke abwerfen! Aber meinen Sie denn, die Grambower Spießbürger würden mir ihre Backfische anvertrauen, wenn sie wüßten, daß ich ein verabschiedeter Offizier bin und eigentlich von der Lingcn heiße?" — Er hatte die letzten Worte leise, zögernd gesprochen.
„Von der Lingen," wiederholte ich erstaunt. „Ich kenne verschiedene Mitglieder dieser Familie. Sie stammten alle aus dem Hannoverschen. Einer, dem ich früher häufig begegnet bin, stand bei den Cambridge-Dragonern."
„Das war mein Vetter. Wir waren unserer mehrere in der Hau növerschrn Armee. Ich selbst habe zehn Jahre im Lcibregimcnt gedient. Sic werden das ja nicht weiter erzählen in der hiesigen Gegend. Ich weiß das auch ohne Ihre Zusicherung," fuhr er rasch fort, als ich etwas sagen wollte. „Aber Sie werden nun auch einschen, wie schwer es für mich ist, eine Anstellung zu finden. Da muß man immer Papiere bei-bringen: Geburtsschein, Militärpaß, Führungsatteste, Trauschein — was weiß ich Alles! Da genügt mein Schweizer Paß nicht mehr, wenn er auch für die Grambower Polizei ausreicht. Müller — das klingt so harmlos, so unverfänglich, fast anonym! Aber sind Sic sicher, daß Ihr Herr Vetter oder Ihr Freund, der Graf Pahlen, sich für diesen Herrn Müller besonders interessircn Würde, wenn es herauskäme, daß derselbe eigentlich ein herunter« gekommener Edelmann und seine Verbindung mit Frau Müller leider noch immer nicht standesamtlich beurkundet ist?"
„Das käme noch auf den Versuch an!" erwiderte ich, obgleich mir im Grunde seine Bedenken nicht ganz ungerechtfertigt erschienen. „Und Sic müssen cs versuchen! Schon aus Rücksicht für Ihre Frau —"
„Meine Frau — Ach Gott, meine arme, gute Lucie, — aber sie weiß ja am Besten, wie schwer es ist, wieder in's Äclcisc zu kommen, wenn uns das Schicksal einmal mit kräftigem Fnßtritt aus der Bahn geschleudert hat. Ich könnte Ihnen davon Einiges erzählen; aber es ist schauderhaft lang-weilig, anderer Leute Lebensschicksale anzuhören und dann —"
Ein kräftiger Donnerschlag nnterbrach ihn. Wir blickten nach Oben. Der Himmel war schwarz bezogen. Schon fielen einige schwere Regen-tropfen ; ein kurzer Windstoß strich über den See und rauschte in dem hohen Schilf des Ufers.
„Ich weiß eine gute Unterkunft in der Nähe," sagte mein Begleiter

und raffte eilig sein Geräth zusammen. „Aber wir müssen rasch machen, wenn wir nicht den Regen auf der Haut fühlen wollen. Und was mich betrifft, so kann ich mir den Lurus eines häufigen Toilettenwechsels nicht gestatten,"

Ich folgte meinem Führer, der am Ufer vvranschritt. Einige hundert Schritte weiter befand sich die Stelle, wo der Fischer seine Kähne anzulegen pflegte. Die Weiden, die hier standen, waren durch Stangen verbunden, an welchen die Netze getrocknet wurden, nnd zwischen zwei Bäumen war ein aus Reisern geflochtenes Schutzdach angebracht, das durch ein darübergclegtcs getheertcs Segel schon einen tüchtigen Regen abhalten konnte. Wir erreichten den Ort noch rechtzeitig. Bald rauschte der Regen prasselnd hernieder; gierig trank der durstige Boden die ersehnte Flüssigkeit. Oben am Himmel in den höheren Luftschichten wirbelten die Wolkenmasscn durcheinander, während unten völlige Windstille herrschte. Wir hatten uns aus eine kleine, rohgezimmerte Holzbank gesetzt. Ich theilte mit meinem Gefährten das reichliche Frühstück, das mir die sorgsame Wirthschafterin des Forsthofes in die Jagdtasche gepackt hatte. Er war sehr aufgeräumt und gesprächig. Ter kleine Zwischenfall hatte die sentimentale Anwandelung von vorhin verscheucht, und meine Cognacflasche that das ihrige, ihn wieder in die gewohnte Stimmung zu versetzen,

„Sie müssen nun meine Bekenntnisse hören," sagte er launig. „Ter Himmel will es so. indem er Sie sür eine halbe Stunde an meine Seite kettet. Vertrauen ist die einzige Form, in der ich Ihnen sür Ihre Teilnahme und die angebotene Hülfe danken kann. Freilich — so amüsant wie die Confessions eines Rousseau wird meine Beichte nicht ausfallen; dafür ist sie aber wahrheitsgetreuer. Das Alltägliche ist immer trocken, wie altes Commißbrot. Wenn ich gar zn langweilig werde, so entziehen Sie mir das Wort."

Es schien ihm ein Bedürfnis;, sich einmal auszusprechen; ich ließ ihn gern gewähren. Er erzählte nun, daß er in der Stadt Hannover aufgewachsen sei, wo sein Vater als pcnsionirter Major gelebt habe. Es sei knapp zugegangen im elterlichen Hause. Dieser Zweig seiner Familie sei von jeher arm gewesen. Sein Vater habe sich kümmerlich durchschlagen müssen; mit den reicheren Verwandten habe er nicht gern verkehrt,

„Sie werden mir's vielleicht nicht glauben," bemerkte er mit etwas bitterem Lächeln, „aber ich war damals ein sehr fleißiger nnd ordentlicher Junge, so eine Art Musterknabe, Immer gute Zeugnisse, glattes Examen, im Cadettcncorps vorzügliches Führungsattest. Die Sache nahm einen guten Anfang. Die erste Enttäuschung war mir, daß ich nicht bei der Cavallerie eintreten konnte, für die ich eine große Vorliebe hatte. Aber mein Vater hätte mir die dafür nöthige hohe Zulage nicht geben können. Er lebte von seiner Pension — 800 Thaler; Sie wissen, was das sagen will, bei den Ansprüchen, die an einen Edelmann nnd ehemaligen Offizier gestellt

werden, — Glanzende Misöre! Alles Talini! Livreebedienter, d. h. irgend
ein Hausknecht in gestreifter Weste und Gamaschen; aber geflickte Tischtücher
und stählerne Gabeln, außer wenn Gäste da sind. Dann wird das Nöthige
vom Restaurateur gepumpt. Aber mit 17 Jahren, mit gutem Humor und
gesundem Appetit hat man kein Auge für solche Kleinigkeiten, und wenn ich
in den Ferienzeiten aus dem Cadettencorps in das elterliche Haus zurück-
gekommen war, hatte ich mich nur der goldenen Freiheit erfreut. Der
Himmel hing mir voller Geigen. Die erste Saite platzte, als ich auf Sporen
und Schleppsäbel verzichten mußte. Aber die Epauletten ließen mich diese
Enttäuschung bald verschmerzen. Ich trat in's Leibregiment. Mein Vater
gab mir 10 Thaler monatliche Zulage. Wie er es machte, ist mir noch
heutzutage ein Räthsel. Vielleicht schrieb er heimlich für Geld Noten ab
oder so etwas. Bemerkt habe ich nichts und kann es also nicht beschwören.
Aber als er nach ein paar Jahren starb, war nichts da — rein gar nichts.
Meine Mutter war schon lange tvdt, zwei ältere Schwestern an Offiziere
vcrheirathet. Es ging ihnen auch nur kümmerlich. Tie Kosten des Begräb-
nisses übernahm der König. Es war sehr feierlich; man schoß drei Salven
über's Grab, denn mein Vater hatte noch 1815 mitgemacht. Aber nun
war's aus mit der Zulage und ohne eine solche konnte ich doch nicht fort-
dienen. Ein Freund meines Vaters, der dem Hof nahe stand, verwendete
sich beim König. Ich erhielt einen Zuschuß aus der Schatulle, nicht viel,
aber doch gerade genug, um bei peinlicher Oekonomie auszukommen. Wären
nur die vielen Ehrenausgaben nicht gewesen; die Regimentsfeste, die wöchent-
lichen Liebesmahle mit Champagner, die Geschenke an Hochzeit machende
Kameraden oder Jubiläum feiernde Vorgesetzte. Das Regiment führte einen
gewissen Aufwand. Die Meß war anspruchsvoll eingerichtet. Man mußte
im Theater erscheinen, an Hvffesten, Maskeraden, Picknicks und sonstigen
kostspieligen Vergnügungen Theil nehmen. Die meisten meiner Kameraden
waren reich oder doch wohlhabend, und für die, welche den Train nicht
mitmachen konnten, war ja Simon Seelig da. Wollen Sie's glauben? Ich
habe mich sechs Jahre als Lieutenant gehalten , ohne andere Schulden zu
machen, als die beim Schneider — und die zählen bekanntlich nicht. Aber
wie schwierig war das Alles. Wie mußte genau combinirt, berechnet, er-
wogen werden, was man mitmachen konnte oder nicht. Wie viel Entsagung
forderte es von einem jungen, lebenslustigen Menschen, wie viel Ausflüchte,
Demüthigungen und kleine Bassessen. Es durfte doch Niemand merken, daß
man finanziell genirt war. Ein Offizier sollte immer glänzend, freigebig auf-
treten. Es war ein ewiges Schiebeln, sich Wenden und Drücken. — Aber
was erzahle ich Ihnen das! Sie können sich ja kein Bild machen von
solchem vornehmen Proletarierleben."

„Doch, doch, ich kenne das," w«ndte ich ein.

„Ja, Sie kennen es — vom Hörensagen, durch Erzählung Anderer
oder aus Büchern. Aber das wissen Sie nicht, wie Einem zu Muthe ist,

Lutgleift. —
wenn er am 25. des Monats seinen letzten Thaler für einen Wohlthätigkeits-
bazar ausgegeben hat und nun während der letzten fünf Tage bei bekannten
Familien eine Tasse Thee und ein Butterbrot sucht, um nicht hungrig zu
Bett zu gehen. Aber immer sicheres Auftreten, tadelloser Anzug, frische
Handschuhe — na, eine gewisse Zeit hält man das aus. Aber die An-
sprüche wachsen und die Einnahmen bleiben dieselben. Dann kommen die
kleinen Klapperschulden, die bescheidenen Anleihen bei Kameraden — die man
spater vergißt — und eines schonen Tages langt man denn auch bei Simon
Seelig an und hat so einen infamen Zettel unterschrieben. Nun ist's natür-
lich vorbei mit Sparen und Haushalten. — Wozu auch? Man kann die
ersten hundert Thaler so wenig bezahlen wie die nächsten dreihundert. Und
so geht's weiter. Eigentlich war das meine beste Zeit. Jetzt genoß ich
mein Leben und meine Jugend, machte Besuche auf dem Lande, ging viel
auf Jagd, war mit einem Wort ein flotter Kerl. Das gefiel den Leuten; sie
wußten ja nichts von Simon Seelig, oder wenn sie's wußten, dachten sie:
was geht's uns an. Ich war ein gesuchter Tänzer. Natürlich kamen nun
auch die Weiber an die Reihe, d. h, was man denn so in einer kleinen
Residenz erlebt. Und schließlich hätte sich das Alles sehr befriedigend
gelöst. Ich verlobte mich mit einem jungen und sehr reichen Mädchen,
einer Tochter des Grafen A.; Sie kennen ihn vielleicht. — Nicht? — Nun
ich dachte. Er spielte damals in Hannover eine gewisse Rolle, war bei Hofe
sehr beliebt, galt für einen der echtesten .Weißgelben^. Später, nach 6 6
ist er mit Sack und Pack zu den Preußen übergegangen. Nun damals,
wie gesagt, war er eins von den ßr«8 donnets in Herrenhausm, Es war
Alles in schönster Ordnung. Tie paar tausend Thaler hätte der Schwieger-
vater, ohne mit der Wimper zu zucken, bezahlt; aber — sehen Sie, nun
kommt schon wieder so ein ,Souhieb' des Schicksals. Der Tag der Hoch-
zeit war schon festgesetzt, da legt sich meine Braut hin, bekommt das
Scharlachfieber und stirbt nach acht Tagen." -
„Sie Aermster, welch harter Schlag muß das sür Sie gewesen sein!"
„Ja, ja, ich war anfangs wie betäubt, aber dann —" er lachte bitter.
— „dann kamen wieder die kleinen Sorgen und Quälereien und ließen den
Schmerz gar nicht recht aufkommen. Ich hatte meine Braut geliebt, wirk-
lich geliebt; und doch war bald das peinliche Gefühl, daß die Geldnoth
wieder anfing, mächtiger und niederdrückender als jede andere Empfindung.
Es ist gemein, — aber es ist so. Ich sollte es eigentlich nicht erzählen.
Mancher würde es vielleicht nicht thun oder sich auch einbilden, er habe
das alles gar nicht so empfunden, es seien das alles nur Regungen eines
edlen und gerechten Schmerzes gewesen, ohne jeden Beigeschmack selbstsüchtigen
Bedauerns. Bah — als ob nicht im Grunde alles Egoismus wäre, die
Liebe wie der Schmerz; die Hoffnung und die Reue! Ich meine aber:
wenn Einer schon einmal sein Innerstes umkrempelt, dann auch heraus mit
allem, was darin ist! Nun wie gesagt, mein Herzeleid wurde vergiftet un-

entehrt durch den geheimen Ingrimm über die zerschlagene Partie. Natürlich rückten mir auch die Gläubiger wieder aus den Leib. Was sollte ich machen? Ich prolongirle weiter. Das war etwa 1865. In zwei Jahren mußte ich Hauptmann sein und dann konnte ich ja abzahlen. Das war aber wieder eine falsche Berechnung. Freilich, wer hätte die nächsten Ereignisse vorhersehen können. Es kam der Krieg, Langensalza, die Capitulation — nun kurz, alles was Sie wissen, Tie hannoversche Armee wurde von der Tafel gewischt und damit gingen viele hoffnungsvolle oder doch noch gesicherte Existenzen unter. Ein halbes Jahr trieb ich mich bei Verwandten herum. Man wußte ja noch nicht, wie die Sache werden würde. Viele glaubten an eine baldige Wiederherstellung des Welfenthrones, an Abdankung des Königs und Wiedereinsetzung des Kronprinzen. Ich theilte diese Hoffnungen. Man hofft, was man wünscht. Außerdem war ich in welsischen Traditionen erzogen; an das Königshaus ketteten mich Dankbarkeit und eigenes Interesse. Ich war mit den Andern in Hietzing. Enttäuscht kehrten wir zurück. Man muß sagen: der König that für seine Offiziere, was er konnte; aber mein Gott, er konnte doch nicht alle vcnsivniren. Die Mittellosen — auch ich war darunter — erhielten Unterstützungen. Aber das reichte nur für kurze Zeit. Viele meiner Kameraden traten in sächsische Dienste, andere gingen zu den Preußen über. Ich konnte ihnen nicht folgen, meiner Schulden wegen. Diese schleppte ich mit. wie der Galeerensträfling seine Kugel. Simon Seelig ließ keinen aus den Augen, der sich ihm einmal verschrieben. Außerdem hoffte ich. wie gesagt, auf einen Umschwung in der Politik. Wenn ich darin irrte, so theilte ich diesen Jrrthum mit vielen Klügeren.

Nun begann für mich eine elende Epoche: die Zeit des Suchens nach Erwerb oder Anstellung, Keinem wird das, behaupte ich. so schwer gemacht, wie einem verabschiedeten Offizier. Seine einseitige Ausbildung verschließt ihm den Zugang zu jedem anderen Beruf. Wenn er eine schlechte Handschrift hat, kann er nicht einmal in der Subciltcrncarrivre ankommen. Ist er gar vom Adel, so findet er doppelte Schwierigkeiten. Ich wollte in ei» Bankhaus eintreten, war ganz bereit, von der Pike auf zu dienen, meine Verwandten empfahlen mich an einige große Handelshäuser; ich war bei den Herren Schriedcr und Hanisch in Hamburg, bei Carl Webmann in Frankfurt. Die Chefs empfingen mich sehr liebenswürdig, boten mir ausgezeichnete Cigarren an, plauderten von diesem und jenem ; aber wenn die Rede auf die Anstellung kam, dann waren alle Plätze besetzt oder schon vergeben. Es waren da Rücksichten auf ältere Anwärter zu nehmen; von Gehalt hätte für den Anfang ohnehin nicht die Rede sein können u. f. w. pmir äorer K pillulo, wurde ich zum Diner eingeladen, die Frau vom Hause nahm meinen Arm, man scherzte und lachte auf der Terrasse, Wenn ich aber Abends nach meinem kleinen Hotel zurückkehrte, war ich um eine bittere Erfahrung reicher. — Ich will Sie mit den Details dieser Periode

meines Lebens nicht langweilen. Ich habe nachher Schwereres durchgemacht, aber doch waren diese ersten moralischen Fußtritte die empfindlichsten. Feinstes Ehrgefühl und übermäßige Selbstschätzung werden ja dem Offizier systematisch anerzogen. Es ist niederträchtig, wenn man fühlt, wie einem eine Haut über die andere wächst. Anfangs zuckt man zusammen beim Nadelstich einer unverbindlichen Redewendung und schließlich reagirt man kaum noch auf Grobheiten. Ja, Voltaire hat Recht: 1« inalli«ii- avllit. Das find am Ende noch kleine harmlose Kniffe, wenn man im Gasthof seine Kleider selbst ausbürstet und den Handkoffer auf die Bahn trägt, um dem Hausknecht kein Trinkgeld geben zu müssen. Man thut, als bemerke man nicht die unverschämte Miene des Portiers, wenn er, ohne an die Mütze zu fassen, sein .Empfehle mich, Herr Baron' nachruft. Ich kenne ganz reiche Leute, die es nicht anders machen. Aber das Herumlaufen in Schmutz und Regenwetter, das Antichambriren bei kleinen Beamten oder groben Agenten und dann die vergeblichen Gänge. Tos Horchen und Spähen nach allen Seiten, — wenn man eine Zeitung in die Hand nimmt, nur den Annoncentheil durchfliegen; bei jedem Menschen, den man gekannt hat oder neu kennen lernt, im Stillen immer mir die eine Frage: was konnte Der dir nützen? — Und dabei muß man doch eine gewisse Würde bewahren, eine anständige Haltung. Man darf nicht ungeduldig, nicht aufdringlich sein. Man affectirt Gleichgültigkeit und änßcre Ruhe, wenn man bei einem alten Bekannten oder ehemaligen Kameraden sitzt und plaudert, streicht nachlässig die Asche von der Cigarre, während man im Stillen doch nnr daran denkt, wie man dem Gespräch eine Wendung geben könnte, damit der harmlose Freund nicht all zu sehr erschrickt, wenn man ihn schließlich — um 5 Thaler bittet. — Oh, wie das Alles ekelhaft ist! — Pfui Teufel!"

Er spie vor sich hin, stand auf und ging einige Male vor uuserm Sitz auf und nieder, des Regens nicht achtend, der noch immer eintönig hcrniederrauschte und den sein dünner, leinener Anzug aussog wie Löschpapier.

Ich fühlte ein aufrichtiges Mitleid mit dem armen Teufel. Er war tief gesunken, aber man merkte deutlich: er hatte die Empfindung seines Fallens gehabt. Trotz Cynismus und frivoler Selbstironie ging doch ein schwermüthigcr Zug durch seine Tarstellung. Sein Ehrgefühl hatte eine lange Agonie durchgemacht, vielleicht war es auch jetzt noch nicht ganz erstorben. Jedenfalls litt er, schämte sich aber, es zu zeigen.

„Konnten Ihre Verwandten denn nichts für Sie thnn?"

„Verwandte, ja, das find die rechten Helfer in der Roth!" — Er setzte sich wieder neben mich aus die Bank. „Uebrigens muß ich sagen, daß sich einige meiner annahmen — natürlich nur so lange, als ich noch Präscntabel war, einen feinen Frack und gute Wäsche besaß und einen Hühnerhund hielt. Da hieß es denn: ,Ter arme Vetter, es wird sich schon etwas für ihn finden, vielleicht im Cvnsulatsdienst oder gar in der österreichischen Diplomatie/ Man sprach auch von einer Anstellung an einem kleinen Hofe,

in Gera werde ein Thcaterintendant gesucht, es sei eine Stelle als Kammer-
Herr frei bei der Fürstin X. und was dergleichen mehr war. Man konnte
dvch nicht an der gräflichen Tafel oder bei der Parforcejagd erzählen, daß
der liebe Vetter recht froh gewesen wäre, die Agentur einer Lebensver-
sicherungs-Gesellschaft zu übernehme». — Diplomat! Kammerherr? — es
war zum Lachen! — Zwei Monate später hatte ich eine Stelle als Schreiber
bei der Direktion der Bergisch-Märkischen Eisenbahn. Aber ich blieb nicht
lange, der Ton gefiel mir nicht. Ich steckte noch voller Vorurtheile. Unser
Einem müssen die in der Jugend gepflegten künstlichen Prätensionen erst mit
den Kleidern vom Leibe faulen, ehe man mürbe wird und vergißt, daß das
Ixu-to-epS? nicht mehr an der linken Seite hängt."
,,Jch kann mir denken, daß viel Selbstüberwindung dazu gehört; aber
ich meine doch, daß eine ehrliche Arbeit — —"
„Ja, Arbeit! das ist's eben, da sitzt der Hake»! Zu dem, was man
Arbeit nennt d. h. acht Stunden Bureaudienst, war ich eben nicht erzogen.
Acht Stunden in der Luft, auf dem Exercirplatz, beim Manöver, auf der
Jagd — die hielt ich aus, aber auf dem Trehstuhl sitzen und Tabellen
ausfüllen — na, es war auch danach!"
,,Konnten Sie denn nicht die Lnndwirthschaft oder einen analogen
Beruf wählen?"
„Landwirth? — ja, das hatte mir gepaßt. Aber zum Pachten gehört
Geld und ich hatte Schulden. Und dann — ich frage Sie — wer nimmt
einen verabschiedeten Jnfanterielieutenant als Gutsverwaltcr. Einem Vetter
von mir, der gleichfalls den Abschied hatte nehmen müssen, erging es besser:
er war Cavalerist und verstand viel von Pferden. So bekam er denn
eine Stelle als Stallmeister bei einem reichen ungarischen Grafen, der ein
Gestüt hatte und Nennpferde hielt. Ich begegnete ihm einmal in Wien,
als ich von Hictzing zurückkam; fast hätte ich ihn nicht wiedererkannt. Er
hatte den Schnurrbart rasirt und die Haare nach vorn gebürstet, wie ein
englischer Trainer. Ich sah ihn vor einem großen Hause am Schottenring
mit einem vornehm aussehenden Gentleman sprechen, seinem Brotherrn ver-
mutlich; denn er stand sehr bescheiden da, hatte den Hut in der Hand
und sagte immer: ‚Sehr wohl, Herr Graf, — ganz Recht. Herr Graf.
— wie Sie befehlen, Herr Graf.' Dieser aber behandelte ihn sehr von
oben herab und hatte eine Cigarrette zwischen den Lippen, die immer hin
und her wackelte, während er sprach. Mein armer Vetter that mir leid;
er war am Ende nicht viel anderes als ein Reitknecht. Wie man doch
herunterkommen kann, dachte ich bei mir, während ich vorüberging. Freilich,
damals ahnte ich noch nicht, daß ich selbst später einmal — — Uebrigens
soll es ihm jetzt ganz gut gehen. Er hat was zusammengebracht — Halfter-
geld, kleine Nebenverdienste beim Hafer-Einkaufen, Reisediäten und was sonst
beim Sport der großen Herren abfällt. Er hat geheirathet, betreibt einen
kleinen Pferdehandel auf eigene Rechnung, besorgt Jncker für seine ehe-

maligen Kameraden in Teutschland; er versteht eben etwas von der Sache. Schon als Lieutenant machte er sich eine ganz hübsche Zulage damit, während ich — — ja, wo war ich denn gleich stehen geblieben?"

„Sie sagten, daß Sie die Stelle bei der Eisenbahn-Direction aufgaben."

„Ganz recht, bei der Bergisch-Märkischen. Ich hielt mich noch zu gut für solche Beschäftigung und schnappte ab. Nun ging das Suchen wieder an, aber diesmal hatte ich Glück. Ich kam durch Verwendung einiger enragirter Welsen nach Paris. Damals war dort eine Zeitung.begründet, die ,Situation/ die gegen Preußen agitiren sollte. Sie erinnern sich der Angelegenheit Wohl? Das Blatt wurde durch hannoversches Geld unterhalten und von Hietzing aus inspirirt. Man wollte die Franzosen für die Sache des vertriebenen Königs interessiren. An Sympathien fehlte es in Paris nicht; aber man fing es zu ungeschickt an, zu grob, machte unnöihiges Aufsehen — doch davon nachher. Ich wurde bei der Ncdaction angestellt und gut bezahlt. Wir lebten alle herrlich nnd in Freuden, an Geld war kein Mangel, es ging alles auf ^Regiments Unkosten/ Aber das Dumme war, daß ich kein Talent zur Schriftstellcrei hatte. Mein Stil war kläglich und meine Kenntniß im Französischen noch mangelhaft. So wurde ich denn von der Nedaction als Galopin verwendet, als Reporter für die Mitss OMlveUe« än ^«ur. Ich trieb mich den Tag über auf den Boulevards und in den Cafös herum und lernte so die ganze BvhSme des Journalismus kennen. Welch' eine Gesellschaft, heiliger Gott! Aber ich gewöhnte mich daran, das Bummelleben gefiel mir. — Nun, Sie kennen ja Paris nnd seinen Zauber. Ich war namentlich mit einem Polen sehr befreundet, einem Herrn von Lipanski. Er war in den dreiundsechszigerAnsstand verwickelt gewesen und mit vielen andern zum Tode vcrurtheilt. Wir waren sehr intim, wohnten zusammen, hatten alles gemeinschaftlich — eine Lans und eine Seele, wie Heine sagt. — Dieser Mensch ist mein böser Genius gewesen. Er imponirte mir, seine gewandten Umgangsformen hatten etwas Bestechendes. Auch hielt ich ihn, obwohl für leichtsinnig, doch für ehrenhaft. Später sollte ich erfahren, daß der Lump auch ein Schuft war, ein gemeiner, niederträchtiger Hallunke. Er hat mich um alles betrogen, um alles, was mir lieb und Werth war, was mich noch ans Leben kettete. Und dieser Kerl — mich packt eine Wuth, wenn ich nur an ihn denke — war damals mein Freund; er that wenigstens so. nnd ich Esel glaubte an ihn nnd an seine Zuneigung."

„Hatten Sie denn nicht einigen Anhalt an Ihren Landsleutcn? Es befanden sich doch damals so viele Hannoveraner in Paris. Man begann ja sogar eine Welfenlegion zu bilden."

„Ach. das war ja Alles Schwindel; unfruchtbare Reclame für eine verlorene Sache. Die ganze Unterlage war morsch; sie konnte uns keine Stütze gewähren. Und dann herrschte Uneinigkeit im eigenen Lager. Bei den Pole» war es anders, die hielten zusammen. Das Emigrationscv,nit<'>

Verfügte über reiche Funds und half jedem Ankömmling aus. Aber wir Hannoveraner licfeu. auseinander. Das ist ja so deutsche Art im Auslande. Was sollten wir uns auch gegenseitig nützen? Jeder hielt sich argwöhnisch die Taschen zu. Mein Pole war gefälliger. Er führte mich überall ein. Ich gelangte sogar in die Tuilerien, was freilich nicht übermäßig schwierig war. Kurz, es war eine flvtte Zeit. Tags über flanirt, Abends im Theater, wozu man als Journalist Freikarten erhielt; später in Mabile, bei Bnllicr, in der Olosei'is äes llls8 oder ein kleiner bac im Cabinet eines Restaurants und dazwischen natürlich die Joös, Coras :c. — nun, Sic können sich das Uebrige denken. Aber eines schönen Morgens war die ganze Herrlichkeit zum Teufel. Sie hatten es Wohl zu toll getrieben in der Redaction mit ihren Hetzartikeln und der geheimen Agitation und Herr von Bismarck machte der Sacke mit einem Schlage ein Ende. Sie erinnern sich Wohl?"

„Freilich, die Beschlagnahme des Welfenfonds war das radikalste Mittel,"

„Ja, aber für uns war es schlimm. Als diese Quelle versiegte, stand die Redactionsmühle still; das Geklapper war mit einem Mal zu Ende. Unser Chefrrdacteur schloß die Bude zu und zahlte Jedem noch 200 Francs aus — zur Heimreise nach Deutschland, wie er sagte. Da saß ich wieder auf dem Trocknen. Sie sehen, ich bin ein Opfer der preußischen Politik. Natürlich blieb ich in Paris. Was sollte ich auch in der Heimat? — Lassen Sie mich die nächsten Jahre übergehen, es ist die alte Geschichte. Immer von Stufe zu Stufe. Wenn Sie mich fragten, was ich Alles getrieben habe — ich könnte es bei Gott nicht mehr aufzählen. Es giebt Gewerbe, die ihren Mann nähren, aber die man nicht nennen kann. Und was das Schlimmste ist, ich fühlte mich gar nicht sehr unglücklich in dieser Existenz, In der Umgebung, in der ich lebte, kam ich mir immer noch als der relativ Anständigste, jedenfalls als der Vornehmste vor. Das schmeichelte der Eitelkeit. Meine Vergangenheit war doch wenigstens intact, meine Abstammung rein, mein Adel authentisch. Bei allen diesen Abenteuer-Existenzen, zwischen den Pseudogräfinnen und Phantasiebarvnen, neben den durchgebrannten Kassircrn, verlotterten Schauspielern, weggejagten Kellnern blieb ich doch immer der deutsche Edelmann: „(."sst nn v5riwbls daran," hieß es. Und das zog in diesen Kreisen. — Wovon ich lebte, werden Sie wissen wollen. — Schweigen wir darüber; nur das kann ich Ihnen sagen — Sie mögen» nun glauben oder nicht — ich habe weder Wechsel gefälscht noch falsch gespielt. Tie Polizei konnte mir nichts anhaben. Nach drei Jahren hatte ich den Schlamin so ziemlich aller Pariser Pfützen an den Stiefeln und schließlich stieg mir auch der Ekel bis zum Halse. Ich wollte fort: vielleicht mußte ich auch — das kommt aus eins hinaus. Ich kannte den ^I«f ä« enisine bei V^four, Sie wissen, das große Restaurant im Palais Royal. Dieser hatte damals auch das Restaurant in Homburg gepachtet. Er verschaffte mir eine Stelle bei der dortigen Spielbank — mit anderen Worten: ich wurde Croupier."

cLiitgleist.
„Das war also vor dem deutsch-französischen Kriege?"
„Ja, im Frühjahr 70."
„Traten Sie denn unter Ihrem wirklichen Namen in diese Stellung ein?"
„Bewahre! Meine adlige Herkunft Ware mir dabei nur hinderlich ge-
wesen. Ich nannte mich Meunier. — Ucbrigens führten die meisten meiner
Collegen einen uom ae Zuei'rs. Im Geschäft nannten wir uns nur-
M. Charles, M, Philippe zc."
„Sie hatten wohl eine sehr gute Einnahme?"
„Ja, man war ausreichend bezahlt. Natürlich, man kann nicht vvn
Leuten, die täglich Hunderttausende durch die Finger laufen lassen, Ehrlich-
keit erwarten, wenn sie finanzielle Sorgen haben. Ich konnte sogar meine
Schulden abzahlen. Ueberhaupt habe ich nie eine so solide, ordentliche Lebens
weise geführt, als während der Zeit, wo ich im Dienst eines Spielpächters
war. — Und doch gehört dies Gewerbe noch zu den unehrlichen. Man
kann heutzutage fast Alles treiben und genießt einer gewissen Consideration,
nur Croupier oder Kunstreiter darf man nicht sein. Finden Sie nicht auch?
Na, ich sollte das bald merken. Ich lebte sehr zurückgezogen, verkehrte mit
Niemand; in meinen Freistunden las ich viel und suchte die Lücken meiner
Cadettcnerziehung auszuflicken. Viel freie Zeit hat man nicht. Das Geschäft
ist mühsam und angreifend. Man wechselt nur alle drei Stunden; und
dann die Hitze, das Gaslicht, die schlechte Luft, die Ausdünstung der vielen
Menschen, die dicht um einen hcrumgedrängt stehen! Die verschiedenen Ge-
rüche, die man da athmet. — Es ist gar kein so leichtes Brot, wie man
denkt. Spaßhaft ist es bisweilen, namentlich zuerst, wenn man sich noch
für die Points interessirt; und dann die verschiedenen Gesichter — die Aus-
rufe — Herr Gott! Was erlebt man oft für Gemeinheiten. Wahrhaftig,
der leichtsinnigste Mensch muß zum Melancholiker werden, wenn er das
Jahre lang tagtäglich mit ansieht. Auch ich bekam eine wahre Sehnsucht
nach ehrbaren Verhältnissen. Oft sah ich Bekannte aus früherer Zeit an's
Roulette treten. Wie beneidete ich sie. Ich wollte mich um jeden Preis
wieder herausarbeiten, rehabilitiren, irgendwo im Hannoverschen eine kleine
bescheidene Anstellung suchen, mir ein eigenes Heim gründen. Wenn ich in
den Taunus-Anlagen spazieren ging, machte ich Pläne, sah mich im Geist
auf irgend einem Haidedorfe als Steuerbeamter oder Postmeister — ein
nettes Hauschen mit kleinem Garten davor, eine Laube mit bunten Bohnen
berankt, dazu eine nette kleine Frau, häusliches Glück, gemüthliche Stunden,
an Winterabenden ein Whist mit dem Pastor und dem Förster — wie Sie
sehen, ein rührendes Jukunfts-Jdyll. Ich hielt das Alles für möglich, für
ausführbar. Ja, wenn ich nur nicht Croupier geworden wäre! Ich ahnte
anfangs nicht, daß ich mir damit die Rückkehr in die Heimat abgeschnitten.
Ich merkte es auch erst ganz plötzlich. Da kam eines Tages ein ehemaliger
Regimentskamerad in den Spiclsaal — mit seiner Frau; ich kannte sie sehr
gut. Wir hatten viel zusammen getanzt. Ich sehe sie noch, wie sie mir

gegenüberstanden an der andern Seite des Tisches. Er setzte ein paar Thaler und sah nach der Kugel. Sie schaute umher. Plötzlich sieht sie mich und stößt ihren Mann an. Ich hörte nicht, aber ich fühlte, wie sie sagten ,Du, ist das nicht —' Er sah auf, fixirte mich, wurde ganz roth und verlegen und senkte den Blick schnell wieder auf das grüne Tuch. Als die Nummer heraus war, drehte er sich um, gab seiner Frau den Arm und trat mit ihr an einen der andern Tische. Sie sah über die Schulter noch einmal schnell nach mir hin. Wenn ich in einer Sträflingsjacke gesteckt hätte, ihr Blick hätte nichts Anderes ausdrücken können! Es lag Mitleid und Schrecken darin. Können Sie sich denken, wie mir zu Mnth war?"

Er lachte kurz auf, so laut und hell, daß mein Hund, der schlafend neben uns lag, erschreckt auffuhr und uns verwundert ansah. Mein Begleiter hatte ein paar Steinchen vom Boden aufgenommen und spielte damit.

„Sehen Sie, das ist das Niederträchtige im Leben," sagte er nach einer Pause mit veränderter, gelassen klingender Stimme, „daß man jedes Mal, wenn man sich aufrappclu möchte aus der Misöre, wenn man ein Heimweh bekommt nach geordneten Verhältnissen — daß Einem dann ein Knüttel zwischen die Beine geworfen wird. Als ich in Paris ein Lumpenleben führte, da standen mir die Salons noch offen. Wären meine Schulden nicht gewesen, so hätte ich damals noch daheim wieder in die Armee eintreten können. Es lag ja nichts gegen mich vor. Ich habe Leute gekannt, die in Australien die Schafe gehütet oder in Chicago Stiefel geputzt hatten, und sich wieder vollständig rchabilitirten. Das war ja im Auslande gewesen. Niemand wußte es oder konnte es beweisen. Sic sprachen dann später von ihren ,Reisen' in Amerika und die Gesellschaft beruhigte sich. Hat man aber einmal in Deutschland ein Geschäft betrieben, das nicht als t'air gilt, dann sind die Brücken ein für alle Mal abgebrochen. Viele meiner Bekannten hatten mich in Homburg gesehen, einige mich auch auf der Straße begrüßt, angeredet — ,Wie, Du auch hier?! — Wie geht's, was treibst Tu? Wir haben uns ja seit einer Ewigkeit nicht gesehen/ Wenn sie aber nachher erfuhren, daß ich wohl spielte, aber nicht für eigene Rechnung, da war es natürlich aus mit der Freude des Wiedersehens. Wenn sie mir begegneten, gingen sie über die Straße und traten an ein Schaufenster, um nicht wieder grüßen zu müssen. Von da ab war ich es, der auswich.

„Ein unsägliches Gefühl der Bitterkeit überkam mich; ich fühlte, daß das Tischtuch zwischen mir und den heimischen Kreisen zerschnitten, daß keine Rückkehr in die alten Verhältnisse möglich war. Ich kam mir verlassen, ausgestoßen, heimatlos vor. Bis dahin hatten mich jugendlicher Uebermuth, Leichtsinn nnd Humor über Wasser gehalten; jetzt versank ich in tiefe Schwermuth."

,,Abcr übertrieben Sie nicht die Schwierigkeiten Ihrer Lage?"

,,Man übertreibt immer, wenn man Zorn oder — Scham empfindet. In dieser Stimmung fand mich der Krieg. Sie werden begreifen, daß ich

mich nicht zum Wiedereintritt meldete. Die politischen Fragen waren mir gleichgültig geworden. Alle soldatischen Regungen zurückgedrängt und erstickt. — Was gingen mich die Siege der preußischen Regimenter an oder die Einheit Deutschlands; — .was war mir Hekuba!' Der Krieg hatte mich nicht vom grünen Tisch sortgelockt; aber der Friede hob mich aus dem Sattel. Wieder war es ein politisches Ereigniß, das mich der Existenzmittel beraubte: die deutsche Reichsgesetzgebung hob die Spielbanken auf. Viele meiner Collcgen fanden ein Engagement in Monaco, Spaa oder Saxon-Iss->«iv?. Mir wurde es nicht so gut. Nach monatelangen Irrfahrten, die meine kleinen Ersparnisse aufzehrten, strandete ich endlich in der Schweiz, dem gastfreien Asyl aller Heimatlosen. In Vevey ging es mir eine Zeit lang ganz gut. Ich war Sprach- und Tanzlehrer. Später kamen Ereignisse, die mich forttriebrn. Seit vier Jahren lebe ich wieder in Norddeutschland. — Was soll ich Ihnen noch weiter erzählen? — Da haben Sie meine ganze Lebensgeschichte!" rief er mit verändertem Ton. „Ein dürftiger Stoff. Keine Abenteuer, keine Pointen, keine überraschenden Wendungen oder spannenden Conflicte! — Wo bleibt da die dramatische Tragik? — Eine trübselige Odyssee, was? — Ter Held: ein vom Schicksal geprellter Narr! Man kann ihn vielleicht bedauern, aber man gähnt dabei. Das Ganze nüchtern und langweilig, ärgerlich und hcrabstimmend wie eine verregnete Landpartie! — Oh, ich kenne Leute, die interessantere Dinge zu erzählen hätten; sie sind schön weich gebettet, in Amt und Würden, und doch enthält ihr Tagebuch merkwürdige Episoden, die den Leser in Athem versetze», ja vielleicht den abgebrühtesten Criminalisten noch in Spannung halten würden!"

,,Aber dies Bewußtsein der Ehrenhaftigkeit muß Ihnen ja gerade bei allen Unbilden des Schicksals zum Trost gereicht haben!" wandte ich ein, ,,Mit diesem Gefühl werden Sie auch —"

,,O bitte, bitte, lassen wir das! Wenn man unten im Sumpfe steckt und nach den sonnigen Höhen des Lebens hinausblickt. wo schäbige Halunken umherstolziren, dann ist es ein schwacher Trost, sich selbstzufrieden auf den Bauch zu klopfen und dabei zu sagen: ,Du bist doch ein famoser Kerl; immer ehrlich und anständig geblieben, hast deine Hände lieber in die eigenen leeren Hosentaschen gesteckt als in den vollen Sack des Nachbars!' Ja, es mag Naturen geben, denen ein solcher Monolog Befriedigung gewahrt. Aber wenn man hungert, lieber Herr, wenn man hungert! Glauben Sie, daß es dann genügt, sich mit Troslsprüchcn zu mästen, die wohlfeil sind wie Brombeeren? — Es mag das auch noch angehen, wenn man tief einschneidende, zermalmende Schläge des Schicksals empfangen hat. — Aber herumgestoßen werden, immer nur Fußtritte oder Nasenstüber erhalten, stets die Peitsche eines tückischen Zufalls auf dem Rücken fühlen — das ermüdet! Mit kleinlichen Widerwärtigkeiten kämpfen, durch alberne Enttäuschungen niedergedrückt und lächerliches Mißgeschick wieder aufgeschreckt werden —

scheu Sie, dann wird man verdrießlich, und es überkommt eine» der Ekel
über die Jämmerlichkeit des Lebens, — Vieles kann der Mensch überwinden:
Schmerz, Furcht, Gram, Verzweiflung; aber gegen die Einwirkung des
Ekels sind wir machtlos. — Können Sie eine Kröte anfassen, sich eine Kreuz-
spinne über die Nase laufen lassen vdcr eine widerliche Flüssigkeit' trinken?
— Nun, mir ist ein solches Gebräu vorgesetzt und, wenn auch Andere
vielleicht noch begierig an dem Rand des LebcuSbechers schmatzen, so werden
Sie es doch begreifen, das; mich mitunter die Lust anwandelt, die schaale
Neige wegzuschütten und das Gefäß gegen die Wand zu schleudern. —
Das Stück ist zu dumm! Ich mag den letzten Act nicht mehr sehen. I^et
us sloep! Wie Hamlet bin auch ich müde und gehe nach Hause."
,,Ncin, nein!" sagte ich schnell und ergriff seine Hand. ,,Sie müssen
noch bleiben und ausharren! Vielleicht ist der letzte Act gerade der beste.
Sie dürfe» nicht fort, bedenken Sie die Lage Ihrer armen Frau — Sie
haben doch jedenfalls Verpflichtungen — —"
Ich hatte das peinliche Gefühl, etwas sagen zu müssen, nnd doch war
es schwer, das rechte Wort zu finden. Ich sprach allgemein von der Mög-
lichkeit besserer Aussichten, von dem Vorlheil seiner Bildung und guten Er-
ziehung. Hier unterbrach er mich.
„Gute Erziehung, sagen Sie! Das ist es ja eben! Tie meinige war
gründlich verfehlt. — Ein einseitiger, oberflächlicher Drill im Cadettenhause;
alles nur für den einen Beruf berechnet und zugespitzt. — Nichts gelernt,
was ich später hätte brauchen können, als ich den bunten Rock auszog!
Mit 17 Jahren, wo einem eigentlich erst das Verständnis; für den Werth
der Wissenschaft aufdämmert, hinaus in die Welt, halbreif und altklug zu-
gleich, den Beutel leer, aber goldene Litzen am Kragen, das Herz erfüllt
von Wünschen und Hoffnungen, den Kopf vollgepfropft mit Prätensionen
und Vorurtheilen! — Standeschre, CorpSgeist, Familientradition — Alles
schönklingendc Namen für eine Assecurauz auf gegenseitige Bewunderung
oder Nachsicht! — Aber die Acticn gelten nicht auf dem großen Markt des
Lebens. Sie lauten auf den Inhaber und werden nicht tracirt an der
Börse, wo man mit Leistungen und Interessen handelt!"
„Sie irren!" bemerkte ich etwas ernster. „Alle diese Tinge haben
ihren Werth noch heute und überall, wo es nicht dcu Umsatz rein materieller
Güter gilt. Nur darf der Indossant sje nicht am Tcrminstagc verfallen
lassen. — Unser Offizicrcorps hat die Wechsel pünktlich eingelöst auf den
Schlachtfeldern in Böhmen und Frankreich. Gerade in dem. was Sie für
überflüssig halten, liegt die Stärke unserer Armee. Strenge Pflichterfüllung,
treue Hingebung für ideale Ziele, die Mißachtung materieller Portheile hat
uns zu den Siegen verhvlfcn, und allein in der Pflege dieser Gesinnung
liegt eine Bürgschaft für die Zukuuft. — Tvch ich will darüber mit Ihnen
nicht discutircn, ich begreife ja, daß Sic bitter und hart urtheilen müssen.

Nur seien Sic auch gerecht! — Uebrigens bemerkten Sie ja vorhin, das;
es Ihnen eine Zeit lang wieder viel besser ergangen sei."
,,Ja. allerdings! Damals war ich einer gesicherten Existenz nahe,
ganz nahe. Da kam wieder so ein Krach, — aber das ist ja Lyrik! Am
Ende würde ich noch sentimental. Meine Historie verträgt nur die derben
Farben der Selbstironie; sonst wird sie fad und geschmacklos.. Nichts ist
widerwärtiger als — ein weinender Clown! Indessen — Sie sagten, ich
sei ungerecht. — Da will ich Ihnen denn doch noch etwas erzählen, was
meine Stimmung vielleicht besser erklärt.
Ich hatte mich, wie gesagt, in der Schweiz etablirt, in Vevey, und gab
Unterricht in verschiedenen Privatliäusern, unter andern auch in einer Villa,
die oberhalb der Stadt in der Nähe vom Schloß Hauteville lag. Eines
Tages. — es war ein heißer Augustnachmittag, die Sonne brannte auf den
nach Süden gelegenen Berghängen. — kroch ich den staulngen Weg zwischen
den Weingärten empor. Rechts und links von der Straße liegen hin und
wieder freundliche Landhäuser zwischen wohlgepslegteu Gärten. Aus einem
derselben ertönten fröhliche in verstimmen. Ich ging müde und gclangweilt
an den von der Sonne durchglühten heißen Mauern hin. Plötzlich fühlte
ich mich am Kopfe getroffen. Ein lederner Ball, so wie ihn die Engländer
zum Lciwn - Tennis - Spiel gebrauchen, war über die Mauer geflogen und
rollte nun in den Stand der Landstraße. Ein Helles, mehrstimmiges Lachen
erklang aus dem Garten.
,OH wie ungeschickt, Lucie. wie ungeschickt — was haben Sie gemacht!
Nun ist er fort/
Gleich darauf erschienen die rosigen, erhitzten, von langen blonden
Hanren umwallten Gesichter einiger kleinen Mädchen über der Mauer, fuhren
aber erschrocken zurück, als sie den fremden Mann dicht vor sich erblickten.
Es solgte leises Kichern und Geflüster, dann öffnete sich eine Thür und eine
junge Dame trat heraus, Wohl ohne Zweifel die ungeschickte Miß Lucie.
Ich hatte den Ball aufgehoben und überreichte ihn ihr mit höflichem Gruß.
— Glauben Sie an sympathetische Einwirkungen, — an jenes unerklärliche
Gefühl, das uns blitzartig bei einer ersten Begegnung mit irgend einer
Person befällt, dies plötzliche Gefühl der Zuneigung oder des Widerwillens?
Sic glauben wahrscheinlich nicht daran; — es ist anch Unsinn — man
redet sich das später ein. Es kommt auch nur in Romanen vor, wo der
Autor einen Knalleffcct braucht, oder in den Wagncr'schen Opern. Sie
wissen ja: der gewisse lange Blick — Senta und der Holländer. — Nun.
man mag darüber denken wie man will, aber merkwürdig war es doch, daß
mich beim ersten Anblick dieses jungen Mädchens der Gedanke durchzuckte:
.Die wird in meinem wüsten, zerfahrenen Leben eine Rolle spielen/ Unsere
Blicke begegneten sich, ihre Augen waren eigentlich nicht schön, hatten aber
einen so merkwürdigen, fragenden oder träumerischen Ausdruck. Sehen Sie,
noch jetzt — und es sind doch bald acht Jahre her — wenn ich die Augen

schließe unj> meine Gedanken zurückwandern lasse, sehe ich dir Erscheinung
ganz deutlich vor mir: die schlanke, feine, schmächtige Gestalt in dem offenen
Thürbogen, den Sommerhut auf dem dunklen, vollen Haar, dazu den halb
sinnenden, halb verlegene» Ausdruck der große» grauen Augen. Sie waren
ganz hell, mit einem schwarzen Rand — das war eigentlich das Merk-
würdigste an dem Gesicht — mein Gott! wie hat es sich seitdem verändert."
Er strich sich mit der Hand über's Gesicht. „Nun also." fuhr er fort,
„ja. wie war es doch gleich, richtig: wir standen uns gegenüber und starrte»
uns an. Dann fiel ihr Blick auf dir eingedruckte, staubige Stelle an meinem
Hut, wo ihn der Ball getroffen, und ein muthwilliges Lächeln zuckte um
ihren Mund. Sie nickte leicht mit dem Kopf, sagte ein leises ‚Jch danke!'
und weg war sie; die Thür fiel in's Schloß, man hörte wieder das unter-
drückte Kichern der Kinder und ich ging meiner Wege.
Es war nichts Besonderes an dieser Begegnung — so etwas kommt
alle Tage vor; aber für mich ward es ein Ereignis;, und zwar ein bedcut»
sames. Ich hatte manches Abenteuer gehabt in meinem unsteten Leben, mit
vielen und vielerlei Frauen verkehrt — nun, Sie können sich ja denken, von
welcher Gattung die meisten waren. Ekel, Ueberdruß und Enttäuschungen
hatten mich schließlich dem weiblichen Umgang ganz entfremdet. Und nun
mußte ich mich plötzlich in eine kleine Gouvernante verlieben, die nicht ein-
mal hübsch war; und nicht blos verlieben, denn das war mir ja oft passirt.
Nein, ein ganz neues, seltsames Gefühl überkam mich. Ich will mich aber
nicht auf psychologische Analysen weiter einlassen. Kurz, nach einigen Wochen
war ich plötzlich ein anderer Mensch. Die Bekanntschaft mit Fräulein Lucie hatte
sich auch dort fortgesponnen, wo sie angeknüpft war, Sir wohnte in Vevcy
bei einer alten, halb stumpfsinnigen Verwandten, welche sie durch Stnudengebc»
ernährte. Auf dem Weg nach der Villa des Engländers, wo sie Unterricht gab
nnd oft halbe Tage verweilte, trafen wir später mehrmals zusammen. Nun, die
Sache machte sich ganz, wie das in solchen Fällen zu gehen pflegt. Sie war
arm, ich auch; sie mußte sich plagen, mir ging's nicht besser. Da waren schon
viele Berührungspunkte. Eine eigentliche Aussprache fand nicht stakt. Sic
war sehr scheu nnd zurückhaltend. Das imponirte mir, ich war verlegen
wie ein Fähnrich. Ob sie meine Gefühle erwiderte, konnte ich gar nicht
recht feststellen, und doch baute ich schon einen Lebensplan darauf. Auch
sie ging darauf ei», nahm Theil an meinen Ansichten und Projekten. Wir
konnten uns nnr selten sehen. Sie erlaubte mir nicht, sie zu besuchen-, des
Geredes wegen, sagte sie. Verlobt waren wir ja auch nicht, aber doch hielt
ich mich für gebunden und alle meine Gedanken drehten sich nur um die
eine Frage, wie ich mir eine sichere Existenz gründen nnd die kleine Lueie
heimführen könnte. Es waren wieder die alten bürgerlichen Hausvaterideen
und diesmal schien ein glücklicher Zufall sie in der That der Ausführung
näher zu bringen. Im Kloster Lüne starb eine alte Tante von mir. die
dort als Stiftsdame gelebt. Ich hatte sie längst vergessen. Sic aber hatte

meiner gedacht und mir ein Legat von 5000 Thalern ausgesetzt. Das war
ein Vermögen für meine damaligen Verhältnisse; die Nachricht kam mir ganz
unerwartet und auf weiten Umwegen. Denn es hatte lange gedauert, bis
die heimischen Behörden meinen Aufenthaltsort ermittelten. Ich nannte mich
in der Schweiz natürlich auch nur Meunier. Mein Plan war, ein kleines
Haus zu miethen, zu möbliren und eine Pension einzurichten. Das ist am
Genfer See das vortheilhafteste Geschäft. Daneben konnten wir Beide noch
Privatunterricht geben. Ich träumte von einer behaglichen Häuslichkeit und
ruhigen friedlichen Tagen — kurz, ich schwamm in einem Meer schöner
Hoffnungen. Um die kleine Erbschaft zu erheben, mußte ich nach Hannover,
denn ich besaß nicht die nöthigen Papiere, um meine Ansprüche zu legiti-
miren. Meiner Lucie sagte ich, es seien Familienangelegenheiten, die meine
Reise nothmendig machten. Erst wenn Alles geregelt und ich mit dein Geld
in der Tasche zurückgekehrt war, wollte ich um diese kleine Hand bitten.
Noch wagte ich nicht, dieses zarte Geschöpf, für das ich eine so tiefe Neigung
empfand; an meine unsichere Existenz zu ketten, und ihres Jaworts glaubte
ich sicher zu sein. Wenige Tage vor meiner Abreise saß ich in einem
Kaffeehause und las in einer Zeitung — da legt sich plötzlich eine Hand
auf meinen Arm, ich blicke auf, wer steht von mir, mein Pole. Na, die
Freude war groß. Von meiner Seite ganz ungeheuchelt. Wir hatten uns
in Paris als die besten Freunde getrennt. Er war mit einer älteren Russin
auf Reisen gegangen; unter welcher Form diese Reiscbegleitung stattfand,
war nicht ganz klar. Aber wer fragte damals in dem Kreise, in dem ich
lebte, nach solchen Kleinigkeiten. Es sei eine russische Nihilistin, hieß es,
sie reise i» geheimer politischer Mission — jedenfalls war sie sehr reich.
So war mir Freund Lipanski aus den Augen gekommen. Wir hatten uns
natürlich viel zu erzählen. Er war sehr gesprächig, geistreich und witzig
wie früher, aber nicht mehr so elegant in seiner äußeren Erscheinung. Es
schien ihm gegenwärtig nicht brillant zu gehen, obwohl er nichts davon
merken ließ. Er sagte, er sei bei der Redaction eines in Genf erscheinenden
nihilistischen Blattes betheiligt, reise viel in Angelegenheiten des polnischen
Revvlutionscomitös; er renommirte mit seinen vornehmen Verbindungen;
augenblicklich erhole er sich in Vcvey von den Anstrengungen seiner auf-
reibenden politischen Wirksamkeit. Er wohnte natürlich im Hotel „Monet"
und verkehrte in einem Kreis vornehmer Freunde. Er fragte auch sehr
teilnehmend nach meinen Verhältnissen, bot mir seine Hülfe, seinen Rath
an, wollte mich der Fürstin X, dem Graf N. vorstellen, — nun, ich fetzte ihnen
offen meine Lage auseinander, sprach von meinen Aussichten und Hoff-
nungen, von der Erbschaft, ja sogar, als wir eine Flasche Wein getrunken
und Arm im Arm nach Hause wanderten, von der kleinen Lucie und meinen
Heirathsplänen. Er ging so freundlich auf alles das ein, lobte meine so-
liden Grundsätze, beneidete mich um die Aussichten einer friedlichen Häus-
lichkeit, welche ihm, dem Vatcrlandslosen und für die Befreiung seines Volkes

Kämpfenden, für lange, wenn nicht für immer verschlossen seien — kurz, in den wenigen Tagen, die mir nc>ch bis zur Abreife blieben, war das alte Freundschaftsband wieder fest geknüpft. Er besuchte mich täglich und ich stellte ihn auch meiner jungen Freundin vor. Er war gegen diese sehr höf-lich und zuvorkommend und ich bat ihn, mir gelegentlich über Lucie Nack-richten zu geben; ihr selbst zu schreibe», wagte ich nicht, denn unser Ver-kehr war noch immer ein äußerlich förmlicher geblieben, auch hatte Lucicns Benehmen eine größere Vertraulichkeit nicht zugelassen, und ich war, wie gesagt, diesem Mädchen gegenüber von einer fast lächerlichen Befangenheit. Ja. ich war sogar albern genug, meinen Freund zu bitten, das Terrain für meine Brautwerbung noch während meiner Abwesenheit zu pröparire». Er konnte mir diesen Dienst wohl leisten, denn ich hatte ja oft in Paris bei seinen Liebesaffairen den Mephantcn^ gespielt. Er war auch ganz bereit dazu und versprach es mir noch beim Abschied mit einem warmen Hände-druck. Ich hatte meinen Aufenthalt in der Heimat auf vierzehn Tage be-rechnet; aber die Erbschaftsangelcgenheit erledigte sich nicht so schnell, wie ich gehofft. Es waren da Papiere zu beschaffen. Einsprüche entfernter Ver-wandten zu beseitigen, ein etwas unklares Codicill der alten Tante hob die früheren Bestimmungen theilweise auf. Einen Anwalt wollte ich nicht nehmen, der hohen Gebühren wegen; schließlich mußte ich doch dazu schreiten — das alles kostete Zeit, Geld, Mühe und ward mir zur Quelle zahlreicher Verdrießlichkeiten. Zum Glück waren die Briefe meines Freundes D. er-freulich und beruhigend. Aber je länger sich die Regelung der Hinterlassen schaft hinauszog, desto nervöser wurde ich.
Endlich nach qualvollen sechs Wochen kam eine Art Vergleich zu Stande. Tausend Thaler der kleinen Erbschaft freilich hatte ich eingebüßt, aber mit den, Rest konnte ich die Rückreise antreten. Verstimmt über den Verlust, gereizt und halb krank bestieg ich den Zug. Es war schon Winter geworden. Natür-lich fuhr ich der Ersparnis; wegen in der dritten Klasse und mit Personenzügen. Ich brauchte drei Tage und drei Nächte für die Fahrt. Unterwegs hatte ich mich erkältet und von heftigem Fieber geschüttelt, langte ich endlich er schöpft in Vcvey an. Mein erster Weg war in's Hotel ,Monct^. Der Pole war ausgegangen, ich hinterließ ihm die Adresse des kleinen Gasthofs, in dem ich abgestiegen war. Daheim wartete ich eine, zwei Stunden; ich fühlte mich krank, zum Tode ermattet, aber die innere Aufregung und Un geduld ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Tie Sehnsucht nach der Ge liebten war zu mächtig — wozu auch jetzt noch die kleinen Bedenklichkeiten! Ich sprang auf und eilte nach dem Hause, das sie bewohnte und das ich bisher nie betreten. Es war eine Miethswvhnung im dritten Stockwerk. Oft hatte ich Abends von der Straße zu den maltcrleuchteten Fenstern hinaufgeblickt. Jetzt war es Heller Tag, ein klarer kaller Tccembermorgen. Als ich die schmale, steile Treppe hinaufklomm, mußte ich stehen bleiben und mich am Geländer halten. Eine Art Schwindel befiel mich. War es das

Pochen meines aufgeregten Herzens oder körperliche Schwäche — aber nur vorwärts! jetzt durfte ich nicht krank sein. Ich schleppte mich weiter. Oben wohnten verschiedene Parteien, endlich fand ich die richtige Thür. Nach mehrmaligem Klingeln — die zwei Minuten, die ich wartete, dünkten mich eine Ewigkeit — wurde geöffnet. Eine alte Frau mit blödem Gesichtsausdruck erschien in der Thür. Ich fragte nach Fräulein Lucie, Sie war nicht zu Hause; wann sie wiederkäme? sie wäre verreist. — Verreist? wohin? seit wann? — Seit vierzehn Tagen. — Aber mein Gott, das war ja nicht möglich, der letzte Brief meines Freundes, der kaum acht Tage alt war, hatte ja nichts davon erwähnt, und warum verreist? mit der englischen Familie etwa? die Alte wußte nichts davon; sie war halb blödsinnig. Ihre ungereimten Antworten brachten mich zur Verzweiflung: je stürmischer ich fragte, desto verwirrter wurde sie. Aber was soll denn das heißen? Ein Gedanke durchzuckte mich, ein entsetzlicher Argwohn. Sie war vielleicht da im Zimmer und hörte, was wir auf dem Cvrridor sprachen. ES war alles so verabredet, sie ließ mich abweisen, wollte mich nicht wiedersehen; gewiß, man hatte mich verleumdet. — irgend ein albernes Mißverständnis;. Ich schob die Alte bei Seite und eilte in's Zimmer. Es war leer. Ich öffnete sogar die Thür der Kammer. Auch hier Niemand. Ich sah mich im Zimmer um — lag denn hier nichts von Luciens Sachen? — Nein, wahrhaftig; nichts! Einfaches Mobiliar, ärmlicher Hausrath. Die alte Frau ließ mich ruhig gewähren, Sie hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und zwinkerte mich mit ihren blöden Augen an. Hier konnte ich nichts erfahren, das war klar. — Aber um's Himmels willen, wo war sie? Was war denn geschehen? Ich raste aus dem Zimmer. Alle Schwäche war überwunden.
Ich rannte nach dem Hotel ‚Mvnet^. Der Pole war wieder nicht da.
Er war zurückgekehrt, hatte meine Karte gefunden und war wieder ausgegangen, — wahrscheinlich zu mir. Ich eilte in den Gasthof. Richtig, als ich eintrat, sah ich ihn am Fenster sitzen und eine Cigarrette rauchen. Ich wollte auf ihn zuspringen, ihn an der Gurgel packen — aber da stand ich wie gelähmt.

„Wo, wo ist Lucie?" brachte ich mühsam hervor.

Ich sah noch, wie er ruhig aufstand, den Stumpf der Cigarrette zum offenen Fenster hinauswarf — dann begann sich Alles zu drehen, zahllose Feuerkugeln platzten vor meinen Augen und ich rollte auf den Fußboden hin.

Dramatisch, nicht wahr? Die Schlußscene des vierten Acts ganz cffectvoll. — Haha! wenn nur der fünfte nicht so verdammt langweilig wäre.

Ja, wenn ich den polnischen Hallunken aus dem Fenster geworfen, meine Exgcliebte im Genfer See ertränkt und mir selbst mit dem Rasirmesser die Adern geöffnet hätte, dann wäre das Melodram fertig. Aber in Wirklichkeit geht's ja immer viel prosaischer zu: anstatt Gift und Dolch — Krankenfuppe und Medicin. Mein Golt, die ganze Geschichte Hai von da nn ja überhaupt nur noch ein pathologisches Interesse. Sie können sich ja das Ende denken."

„Doch nicht ganz," erwiderte ich. „Sie wurden krank, bekamen wahr-
scheinlich ein Nervenfieber. — Aber spater, als Sie sich erholten — —"
„Nun, mit der Convalescenz ging es verflucht langsam. Nach ein
paar Tagen kam ich zu mir; ich lag im großen Saal des städtischen
Krankenhauses. Allmählich kehrte die Erinnerung zurück. Ich besann mich
auf die letzten Ereignisse. Ter Krankenwärter konnte mir nicht viel sagen.
Spater kam der Director. Bon ihm erfuhr ich. daß der Wirth des Gast-
hofes mich hatte fortschaffen lassen. Ein TyphuSkrmikcr vermehrt die An-
nehmlichkeiten eines Hotels bekanntlich nicht. Wo war denn mein Koffer ?
Ich hatte ihn ja noch gar nicht ausgepackt. ‚Auf der Polizei abgegeben.' —
Und meine Brieftasche? — ‚Was für eine Brieftasche?^ hieß es,
„Nun die, welche in der Brusttasche meines Rocks gesteckt hat. Ich
hatte sie ja nicht von mir gelassen. Enthielt sie doch mein ganzes Ver-
mögen. Die zwölf Taufendmarkscheine, die mir das Gericht in Lüneburg
ausgezahlt hatte. Mein Gott, die Brieftasche! rief ich immer, sie muß ja
da sein.
„Niemand wußte etwas davon. In de» Kleidungsstücken, welche im
Bureau des Krankenhauses genau durchsucht waren, hatte man sie nicht
gefunden. Uhr und Portemonnaie waren da, auch sonstige Kleinigkeiten. —
Aber die Brieftasche! Ich wußte doch bestimmt, daß ich sie bei mir gehabt,
als ich in den Gasthof zurückgekehrt war. Wer halte denn zuletzt — —
Herr Gott, der Pole! Wo war er, warum kam er nicht zu mir? Ich
gerieth in die äußerste Aufregung. Man schickte auf meinen Wunsch in'S
Hotel Monet^. Ter Pole war fort, am Abend nach meiner Erkrankung
abgereist, Niemand wußte wohin. Eine Adresse hatte er nicht hinterlassen.
Ein schauerlicher Gedanke überfiel mich, eine entsetzliche Ahnung: Er und
Lucie — nein, das war doch nicht möglich. — Und dennoch. Na, Sic
können sich denken, daß das Phantafiren nun erst recht losging."
„Sie blieben wohl lange im Krankenhause?"
„Ja, ein paar Monate, genau weiß ich es selbst nicht mehr. Als ich
endlich entlassen wurde, war es für Nachforschungen natürlich zu spat. Wie
sollte ich armer Teufel ohne Geld, ohne Berbindungen einen gewandten
Schwindler ausfindig machen, der entweder längst flüchtig geworden war
oder in irgend einem kleinen schweizerischen Nest unter falschem Namen lebte.
Mit den Behörden mochte ich selbst nicht viel zu thun haben."
„Machten Sie denn gar keine Versuche, den Aufenthaltsort des Flücht-
lings zu ermitteln?"
„Ja, aber es war vergebens. Ich durchstreifte die Villenstädte des
Seeufers. Nirgends eine Spur, ich habe nie etwas wieder von ihm gehört."
„Und jenes junge Mädchen; sie war doch nicht etwa anch — —"
Er lachte. „Ja, ja, sie war! — Allerdings war sie, — Wenn ich
auch mildernde Umstände: die Unwissenheit, Arglosigkeit und gänzlichen
Mangel an Menschenkenntnitz gelten lassen will — mein Gott! Die armen

Tinger sind ja meist schlimm daran, in solchen Fallen — freilich, albern
genug war es doch, dem mit Pariser Firniß übertünchten Slaven in's Netz
zu laufen."
„Aber wie war denn das möglich? Hatten Sie sich wirklich so in dem
Mädchen getäuscht?"
„Das eigentlich nicht. Es war eben ein Bubenstück. Der Hallunke
hatte ihr eingeredet, ich würde nicht wiederkommen, sei in der Heimat ge-
fesselt. Er las das aus gefälschten Briefen vor, die er von mir erhalten
liaben wollte. Sie war einfältig genug, das Alles zu glauben — freilich
hatte ich mich ja auch vorher nicht deutlich genug gegen sie ausgesprochen.
Nun trat mein ehrlicher Freund natürlich als Ersatzmann ein, spielte den
Schutzgeist, brachte sie nach Evian in eine hochachtbare Familie, wie er sagte.
Na. es war eine nette Gesellschaft, in die sie geriet!). Verrath, Lüge,
Neberredung — nun das ganze Arsenal des Teufels, wenn er eine Seele
verderben will. Es ist die alte Geschichte! — Es sind schon Stärkere dabei
unterlegen."
„Und haben Sic sie wiedergesehen?"
„Wiedergesehen?" fragte er und sah mir erstaunt in's Gesicht. „Ja.
so — ich vergaß —". Er stand auf, trat vor mich hin und während er
die erhobene Rechte ausstreckte, um zu prüfen, ob noch Regentropfen fielen,
sagte er. mir halb den Rücken zuwendend i
„Seit acht Jahren leben wir zusammen. Warum soll ich es schließ-
lich Ihnen nicht sagen, da Sie es ja doch erralhen würden. Sie war mir
vom Schicksal bestimmt. Das fühlte ich ganz deutlich an jenem Abend, als
ich sie in Genf wiedertraf. Es war schon spät; ich kam aus einer Gefell
schaft im Hotel äos Lennes. Damals hatte ich noch sehr anständige Be-
kanntschaften. Wie ich über die l'lsos Rou8»sau komme, stehen da eine
Menge Menschen um ein dürftig gekleidetes Frauenzimmer herum, die vhu
mächtig auf dem Pflaster lag. Das Gaslicht fiel auf ihr Gesicht. Ich
stieß die Leute bei Seite, rief nach einem Wagen; wir hoben sie aus und
brachten sie nach meiner Wohnung. — Seitdem haben ivir uns nicht mehr
getrennt."
Er hatte die letzten Sätze niit leiser Stimme vor sich hin gesprochen,
den Blick in die Ferne gerichtet. Ich stand auf und drückte ihm die Hand.
Wir schwiegen. Es hatte zu regnen aufgehört; das Gewitter zog grollend
ab; hin und wieder brach ein Sonnenstrahl durch's Gewölk. Wir setzten
unfern Weg am Ufer fort. Mein Begleiter wollte nach der Stadt zurück-
kehren: ich gedachte den Doctvr noch am untern Ufer des Sees zu treffen.
Ein kräftiger Geruch von nassem Erdreich stieg aus dem Boden auf;
durch die Landschaft strich es wie ein frischer Athem. Rvthäugige Bleß-
Hühner zogen aus dem Röhricht auf den See hinaus, schüttelten das Wasser
von ihren Flügeln und lockten mit klagendem Ton ihre Jungen. Der Rohr-

spcrling begann wieder sein scheltendes Geschrei. Pluto suchte emsig mit
neu erwachter Jagdlust in den Büschen.
„Sie wissen nun," begann mein Gefährte nach einiger Zcir, .warum
es mir schwer, ja unmöglich sein wird, eine sichere Anstellung zu finden.
Ich schleppe meine Bcrgangenheit mit mir herum, wie der Galeerensclave
seine Kugel. Sv etwas löscht sich nicht aus. Tie schönsten Zeugnisse und
Empfehlungen würden nichts helfen. Glauben Sie wirklich, die Behörde
oder die Privatperson, bei der Sie sich für mich verwenden wollen, würde
nicht Anstoß nehmen an dem ehemaligen Offizier, der Journalist, Croupier
und Tanznicister wurde? Nein, so edel sind die Menschen nicht! In
großen Städten und in gewissen Bcrufszweigcn. in der journalistischen
Welt, unter Künstlern und Schriftstellern, im Ausläude zumal, in jener
kosmopolitischen, vornehmen Bohlme, der ich auch einst angehörte, da ist
man freilich weniger skrupulös. Die Leistung genügt, mitunter auch nur
der Schein. Immerhin wird man für das gehalten, was man zu sein vvr-
giebt oder auch ist. Nach der Provenienz der Waare fragen die Wenigsten.
Die Qualität ist das Entscheidende. Aber hier bei uns in Deutschland, in
der Provinz, im bureaukratischcn oder bürgerlichen Kleinleben, da will man
immer wissen: wieso, woher und warum? Und wenn sich dann Lücken im
Vorleben finden oder Abweichungen von dem einmal überlieferten Herkommen,
wenn der Herr Lieutenant eine Subalternstelle annimmt oder der arme
Edelmann ein Gewerbe ergreift, das nicht für standesgemäß gilt, dann heißt
es gleich: ‚Aha, da muh wohl etwas vorgekommen sein/ und man zieht sich
vorsichtig von dem unsicheren Cantonisten zurück."
Ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben,
„Sehen Sie," fuhr er fort, „wenn Sie auf irgend einem Ladenschild,
auf dem sich die unauffällige Bezeichnung Müller oder Schmidt findet, —
wenn Sie da lesen würden: von Pahlen, von Strichvw oder sonst irgend
einen bekannten Namen unseres norddeutschen Adels, — Sie würden auch
stehen bleiben und sich verwundert fragen: .Mein Gott, wie ist denn der
Mann in diese Lage gekommen?' Und doch ist dieser Herr Schmidt viel-
leicht ein grundehrlicher Kerl. Sein Geschäft geht gut. , Er ernährt eine zahl-
reiche Familie und kann seine Jungens, wenn er Lust hat. einmal studiren lassen.
Mancher von uns könnte auf diese Weise auch sein gutes Auskommen haben, aber
sein Name, seine Herkunft und der ganze Ballast von Standesvorurtheilen,
den er als überflüssiges Gepäck durch das Leben mit sich schleppt, bilden
cbensoviele unüberstcigliche Schranken. Auch ich habe mir lange den Kopf
daran eingerannt, bis ich endlich den ganzen Plunder über Bord warf und
frei zu sein glaubte,
„Schöne Freiheit das! Neulich habe ich gar, um den Wirth nur bei
guter Laune zu erhalten, bei einem Kränzchen der ehrsamen Grambower
Honoratioren zum Tanz spielen müsse». In den Zwischenpausen der Qua
drille konnte ich dann durch den dünnen Bretterfußboden meine Frau in

der Kammer unter mir husten hören. Ja, ja, ich kann auch fingen, wie
es in dem Levafsor'schcn Couplet heißt:
,ts »Iii» eliorist?.
<^nk>I p»»vi« niötier!
^oveux ou trist,?
tvu^ours olulvtei',"
Er sang die Melodie mit halber Stimme. Die alte Bitterkeit war
wieder über ihn gekommen. Ich versuchte die Unterhaltung auf andere
Gegenstände zu lenken. Aber er kehrte eigensinnig immer zu seinen selbst-
quälerischen Betrachtungen zurück.
In der Nähe fielen rasch auf einander zwei Schüsse; wir hörten die
Stimme des Tvctors, der seinen Hund rief. Mein Begleiter schien
dem Arzt nicht gern begegnen zu wollen. Er verabschiedete sich rasch
und schritt seitwärts über das Feld dem Städtchen zu.
Ich fand meinen Jagdgenossen in schlechtester Laune, weniger des
Regens als der gestörten Jagd wegen. Seine Zeit war gemessen. Er
mußte zu seinen Kranken zurückkehren. Da wir uns ganz in der Nähe
des Pahlen'schen Schloßparkes befanden, so beschloß ich, bei meinen Freunden
vorzusprechen und die Verwendung der gutherzigen Gräfin für das Müller'sche
Ehepaar nachzusuchen. Als ich dem Arzt dies beim Abschied mittheilte,
meinte er:
„Versuchen Sie es immerhin! Nach meinen bisherigen Erfahrungen
glaube ich nicht an die Nehabilitirung solcher Subjecte, Dies Volk hängt
doch zu sehr am Zigeunerleben. Auch giebt es einen Grad moralischer Ent-
artung, wo der Mensch einfach durch Energielosigkeit zu Grunde geht. Er
braucht noch gar kein schlechter Kerl zu sein oder verbrecherische Anlagen
zu haben. Er folgt dem Gesetz der eigenen Schwere, die ihn zu Boden
zieht.«
„Sie sind ein trauriger Pessimist, Doctor."
„Mag sein! Jeder urtheilt nach dem, was er erlebt."
„In jedem Deutschen," wandte ich ein, „steckt ein Stück Philister. Viel-
leicht gelingt es, auch bei meinem Schützling die biedere Seite des
Nationalcharakters wieder zu beleben. Schon der unglücklichen Frau wegen
muß es versucht werden."
„Gewiß! Ich will nicht abrathen," erwiderte der alte Herr und zog
seinem Hunde die Fangleine durch den Ring des Halsbands. „Ihr Freund
Müller ist noch keiner von den Schlimmsten; er ist wenigstens ein unschäd-
licher Vagabond. Verschaffen Sie ihm nur eine Stelle mit 800 Thaler»
Gehalt, aber dann schließen Sie auch alle Schänken im Ort und auf zwei
Meilen im Umkreis! Wenn's hilft! — denn der Apotheker verkauft ja
Weingeist und der Krämer Brennspiritus. — Ja. ja, Sie lächeln ungläubig
Verlassen Sie sich auf einen alten Practikus! Ich habe schon Manchen von
der Sorte im Hospital enden sehen oder — im Landarbeilshaus!"

Damit trennten wir uns. Ich fand meine Freunde auf dem Schlaf?
beim Frühstück in der kühlen, geräumigen Borhallc. Herr Nospetti war
nicht anwesend. Es hieß, er sei zu einem Spaziergang aufgebrochen.
Die Grafin nahm mein Anliegen mit dem Eifer nnd der Herzlichkeit auf.
welche man stets von ihr erwarten konnte, wenn es sich urn
ein gutes Werk handelte. Der Hausherr zeigte sich weniger entgegen-
kommend. Er schien die Ansichten des Arztes zu theilcn. Seine Gemahlin
hatte aber sogleich einen Vorschlag in Bereitschaft. Sie hatte in Dorf
Pohlen unter Beihülfe des Pastors einen Kindergarten gegründet, wo die
kleinen Kinder der Tagelöhner, während ihre Eltern bei der Arbeit waren,
in den Vor- und Nachmittagstunden beschäftigt und beaufsichtigt werden
sollten. Das Locol war schon fertiggestellt, das Aufsichtspersonal aber
nicht vollzählig. Die kränkliche Frau des Tanzmeisters konnte hier eine
leichte, dankbare Aufgabe und geeignete Thätigkcit finden. Sie könne ihren
Platz schon in den nächsten Tagen antreten. Der Mann solle einstweilen
in Grambow bleiben. Mir die nächsten Monate war also für die Familie
gesorgt. Ich brach bald wieder auf nud gedachte die gute Nachricht noch heute
nach dem „Erbgroßherzog" zu bringen. Als ich bei Verlassen des Hofes in
die Chanssee einbog, stieß ich auf Herrn Rospctti, der sich im Schatten
einer Kornmietc gelagert hatte und eine Zeitung las. Er that außer
ordentlich erfreut über die Begegnung und bat, sich mir anschließen zu
dürfen. Meine Bemerkung, daß ich in Grambow zu thun habe und die
Chaussee dorthin wenig Schatten biete, schreckte ihn nicht ab. Es sei ihm
ganz recht, das Städtchen zu besuchen: er könne dann gleich auf dem Tele-
graphenamt eine Depesche abgeben. Die Hitze sei ihm nicht unbequem, er
sei in Rom an eine ganz andere Temperatur gewöhnt.
Natürlich begann er gleich wieder zu Politiken. Sein Redestrom
ergoß sich breit und behaglich über das ganze Gebiet der herrschenden Zeit-
und Streitfragen. Dieser Mann schien omni i'« «cibili, c^uibusclsm »Iii»
bewandert. Aber es schien auch nur so. Denn die Phrase dominirte; die
Schlagworte der Parteien, der verbrauchte Jargon der Tagespresse, wenn
gleich geschickt verwendet und mit diplomatischem Klatsch und witzigen Anek-
doten gewürzt, vermochte dennoch über den Dilettantismus des Redenden
nicht zu täuschen. In raschem Fluge, wie auf Doctor Fausts Zauber-
mantel, entführte er mich zu den höchsten Regionen der europäischen Politik.
Dort schien er vollkommen zu Hausei er hatte freien Zutritt zu den
Cabinetten der Minister und den Vorzimmern der Monarchen, trat unan-
gemeldet in die Kanzleien der Diplomatie nnd die Ncdactionslocale der
großen Weltblätter. Ueberall war er bekannt, überall hatte er Freunde und
Verbindungen. Sein Bortrag — denn ich sprach nur wenig — hatte
etwas von der geistreichen Oberflächlichkeit und der anmaßenden, prunk-
haften Rhetorik eines „Iigarv"-Artikels. Vorgestern hatte ich in Herrn
Rvspetti noch einen politischen Agenten oder selbst religiösen Schwärmer zu

erkennen geglaubt. Die andachtsvolle Sprache, die wehmuthsvolle Resignation, welche über sein Wesen ausgegossen lag, die feine Mischung von Sakristan und Weltmann waren Wohl für die ekstatische Sinnesart der Comtess? Lori und das weiche, empfängliche Gemiith der gutherzigen Gräfin berechnet gewesen; heute erschien er mir als ein journalistischer Landsknecht. Für einen Fanatiker war er nicht einseitig genug, für einen Jntriguanten zu geschwätzig.

Auch so ein Declassirter — dachte ich bei mir; vielleicht einer von den publicistischen Parasiten, wie sie die Treibhausluft der großen Städte zeitigt; eine jener ausgelöschten Individualitäten, welche Stimme und Feder an den Meistbietenden verkaufen; etwas Mutterwitz, ein oberflächlicher Firniß von Bildung, ein guter Vorrath von Redensarten, sehr viel Unver schämtheit und eine im Feuer socialen Ungemachs erprobte Gewissenlosigkeit, — damit kann man schon vorwärtskommen. Ein häßliches Unkraut auf dem Boden der Publicistik. Nicht giftig gerade, aber schädlich, weil es Alles überwuchert und die besseren Triebe erstickt.

Vor uns lag die sonnige Chaussee gradlinig, heiß und staubig. Nach verfehlter Jagd noch einen politischen Vortrag anhören zu müssen, war hart. Aber ich mußte ausharren. — Endlich war auch der „Erbgroßherzog" erreicht.

Ich schlug meinem Begleiter vor, mit mir einzutreten und eine Erfrischung zu nehmen, was er auch bereitwilligst annahm. Aus dem Gastzimmer schollen lärmende Stimmen. Durch die in der Thür angebrachte Fensterscheibe, vor welcher der kleine, rothwollene Vorhang halb zurückgezogen war, konnte ich den Tanzmeister erkennen, der lebhaft gesticulirend mit einigen Zechgenossen an dem Tische saß. Sein glühendes Gesicht und der gläserne Ausdruck der Augen verrieth, daß der Frühschoppen schon vor längerer Zeit seinen Anfang genommen.

„Können wir uns nicht auf eineu andern Platz setzen?" fragte ich den herbeieilenden Kellner,

„O ja" erwiderte er, „wir haben im Garten eine Veranda. Soll ich dort decken?"

Wir fanden den Platz ganz geeignet. Er war kühl und schattig. Ich bestellte ein ländliches Frühstück; der Italiener wünschte eine Limonade. Bald war die Unterhaltung wieder in vollem Gange, d. h. mein Genosse sprach unaufhörlich, während ich meine Aufmerksamkeit mehr dem Frühstück zuwandte. Plötzlich brach er im Satze ab. Ich sah auf; er war leichenblaß geworden und blickte starr an mir vorüber nach dem Hofe hin.

„Was ist Ihnen? Sind Sie unwohl?"

nichts, nichts!" stammelte er, sich mühsam fassend. „Die Hitze — ein leichter Schwindel!"

In diesem Augenblick fiel ein Schatten durch den Eingang der Laube.

Ich wandte mich um und gewahrte den Tanzmeister. Er schien total bc-

trunken, denn er lehnte sich schwankend an einen Pfeiler des Eingangs, während seine Blicke mit unheimlichem Glänze auf meinen Nachbar gerichtet waren.
„Lassen Sie uns gehen!" sagte dieser und stand auf, „Sehen Sie dort, ein Betrunkener!"
„Oho!" schrie der Tanzmeistcr, „wollen Sie schon wieder fort? Bitte, bleibten Sie doch! Ich mochte mit dem Herrn gern ein paar Worte reden. — Nun, wie geht's, altes Haus? Führt Tich der Teufel wieder einmal auf meinen Weg? Giebt's hier ein Gaunerstückchen auszuführen, einen Gimpel zu fangen oder ein Mädchen zu entführen? — Hoho, Sie sind ja diesmal wieder in famoser Gesellschaft!"
„Sind Sie verrückt, Müller?" rief ich ihm zu.
„Verrückt?" lachteer. „ O, ich war nie so vernünftig. Glauben Sie. daß ich die Satansfratze da nicht mehr erkenne, weil er sich den Bart abgeschnitten hat? — Nun, und mich will er nicht wiedererkennen? — Schuft, Elender!" preßte er zwischen den Zähnen hervor. Er wankte mit unsicheren Schritten auf unfern Tisch zu, stützte sich mit beiden Armen darauf und reckte sein widerlich verzerrtes Gesicht dem Italiener entgegen, der bleich und wie fassungslos stehen blieb. „Lipanski, alter Freund, feiger Verrnther!" stieß er hervor und spie dem Fremden in's Geficht.
Ich erwartete, dieser würde den Unglücklichen zn Boden schlagen und ergriff seinen Arm.
„Mäßigen Sie Sich, Herr Rospetti, ich beschwöre Sic! Nur keine Gewaltthat!"
Das Gesicht des Italieners ging in ein häßliches Grün über, seine Lippen bebten, aber er zog sein Taschentuch hervor und wischte sich die Wange ab. „Ein Mißverständniß," mnrmeltc er und versuchte zu lächeln, „eine alberne Verwechselung! Am besten ist es, wenn wir die Polizei —"
Müller lachte höhnisch auf.
„Tie Polizei! Ja, ruf sie nur! Sie wird sich sehr freuen, die Bekanntschaft des Herrn von Lipanski zu machen! Gilt Dein Steckbrief noch oder bist Du vielleicht begnadigt inzwischen? — Holle und Teufel, unsere Abrechnung muß erst in's Reine kommen!"
Seine Blicke flogen wildsuchend umher. Mit einem Griff, ehe ich es hindern konnte, hatte er das Tischmcsser ergriffen und drang auf den Italiener ein.
„Um's Himmelswillen, schützen Sie mich!" stöhnte dieser, den Griff des Nasenden an der Kehle fühlend, während seine Hände den mit dem Messer bewehrten Arn, des Angreifers umklammerten. Mit einem Satz war ich um den Tisch herumgesprungen, hatte den Wüthenden gepackt und ihm das Messer entwunden, das ich weit fortschleuderte.
„Macheu Sie, daß Sie fortkommen!" rief ich dem Italiener zu, der auch sogleich nach seinem Hute griff.

Entgleist,
„Charles. Charles," um Gotteswillen, was geht hier vor!" ertönte eine Stimme, die Glasthür klirrte, und die junge Frau erschien in dem Eingang der Veranda. Sie wollte auf ihren Mann zueilen, den ich noch immer mit beiden Armen gepackt hielt. Plötzlich aber blieb sie stehen und starrte mit sprachlosem Entsetzen auf den Fremden. Leichenbläfse überzog ihr Gesicht.
„Nun, gefällt sie Dir noch, alter Junge?" lachte mit heiserer Stimme der Trunkene. „Lassen Sie mich los, Herr! Was mischen Sie sich in meine Angelegenheiten, — lassen Sie los, sage ich, oder" —
„So gehen Sie doch endlich!" rief ich ungeduldig dem Italiener zu. „Ich kann den Mann hier nicht mehr halten!"
Rospetti that einige Schritte nach dem Eingang zu. Aber er stockte. Er hätte dicht an der jungen Frau vorübergehen müssen. Es war, als ob ihr Blick ihn an die Stelle bannte. Mühsam rang er nach Athem, dicker Schweiß perlte auf seiner Stirn, Wieder setzte er zum Gehen an.
„Pardon, Madame!" Msterte er fast tonlos und wollte vorüber.
Aber beim ersten Ton dieser Stimme schien auch die Starrheit zu weichen, welche die Frau gesangen hielt. Sie streckte die Arme wie abwehrend vor sich hin, ihre Finger griffen in der Luft herum, ein Schauer überflog ihren Körper, dann plötzlich mit einem leisen Weheruf fuhr sie mit den Händen wieder nach der Brust, ein Blutstrom quoll aus dem Munde, sie warf den Kopf zurück, drehte sich um sich selbst und brach zusammen. —
Eine Stunde später trat der Arzt, den man eilig gerufen, in das Gastzimmer, wo ich den Ausgang der Untersuchung in ängstlicher Spannung erwartete. Der Wirth leistete mir Gesellschaft. Er schien von dem traurigen Zwischenfall sehr bewegt und ging öfters nach dem Glasschrank, wo die Liqueurflaschen standen. Die Wirthin war bei der Kranken beschäftigt. Die häßliche Scene. der ich beigewohnt, war im Vorderhaus unbemerkt geblieben. Der Italiener war verschwunden. Man hatte ihn eiligst den Weg nach Burg Pohlen einschlagen sehen. Daß die kranke Frau des Tanzmcisters einen Blutsturz bekommen hatte, war für die Hausbewohner nicht überraschend gewesen; die Frau kränkelte ja schon so lange.
„Nun, wie steht es?" ries ich dem Doctor entgegen. Er zuckte die Achseln und ging mit ernster Miene im Zimmer auf und ab.
„So geben Sie wenig Hoffnung?"
„Sie wird den Abend nicht erleben."
Wir schwiegen alle drei.
.Und der Manu?" fragte ich nach einer Pause. „Weiß er es? Ist er gefaßt?'

,,Er sitzt an ihrem Bett und hält ihre Hand in der seinigen. Er ist
ganz still und vernünftig."
Ich kehrte nach Domnitz zurück. Die Frau starb um 6 Uhr Abends.
Sie hatte wenig gelitten und fast kein Wort mehr gesprochen. In der
Hand hielt sie die Photographie, die auf der Kommode gestanden. Man
hat sie ihr mit in's Grab gegeben. —
Am nächsten Morgen begab ich mich nach Burg Pohlen, nicht ohne
eine gewisse Verlegenheit; ich fürchtete peinliche Aufklärungen. Der Graf
war nicht zu Hause. Tie Gräfin kam mir schon in der Porhalle ent-
gegen.
„Denken Sie sich, mein Lieber! Welche Unannehmlichkeit! Herr
Rospetti hat gestern, als er auf dem Telegraphenamt war, eine eben für
ihn eingelaufene Depesche vorgefunden, die seine sofortige Abreise nöthig
machte. Wichtige Vorgänge rufen ihn nach Rom. Gustav hat ihn noch
am Nachmittag zur Bahn fahren lasten. Und ich hatte mich so auf seinen
längern Besuch gefreut! ynel FniAnon!"
„Ich kann Ihren Schmerz vollkommen begreifen, theuerste Gräfin."
„Welch' ein interessanter Mann! Diese umfassenden Kenntnisse! Solche
Naturen sind selten!"
„Gottlob ja!"
„Was sagen Sie!"
„Leider!" verbesserte ich mich schnell. „Jetzt, wo ich Herrn Rospetli
näher kenne, trage ich ein unbeschreibliches Verlangen danach, mich noch
einmal gründlich mit ihm auszusprechen."
„Nicht wahr, Sie haben ihn schätzen gelernt ? Und diese feinen, distin-
guirten Formen! Man erkennt doch gleich die vornehme Abkunft!"
„Vornehme Abkunft? Wie so?"
„Nun, ich sollte das zwar eigentlich nicht sagen," meinte die Gräfin
und spielte mit ihren Ringen, „aber jetzt, da er fort ist und ich Sie als
discret kenne — — Rospetti ist nicht sein eigentlicher Name, er führt ihn
nur als Journalist. Sie verstehen, ein nom äs Kuerre, für die Presse.
Er stammt ans einer sehr vornehmen, polnischen Familie, Laputski oder
Lapinski, so etwas Aehnliches. Wer kann diese Namen behalten!"
„Vielleicht Lipanski!" wars ich ein.
„Ja, ja, ich glaube, so war es. Aber ich kann Sie beruhigen, Sie
werden unsern Freund wiedersehen. Er kehrt in einigen Monaten nach Deutsch-
land zurück und hat es mir bestimmt versprochen, mich wieder zu besuchen."
„Ich fürchte, Gräfin, Sie werden ihn vergeblich erwarten. Oder
sollten Sie ihren Beitrag für die Herausgabe des berühmten „Trombonc"
noch nicht entrichtet haben ?"
„Unverbesserlicher Spötter!" schalt sie und schlug mit dem Fächer nach
mir. Doch bewies ihr Erröthcn, daß der polnische Italiener die kurze
Zeit seiner Anwesenheit schon ausgenutzt hatte.

Ich brauchte also nicht zu besorgen, daß sich der Abenteurer noch einmal auf Burg Pahlen würde sehen lassen und hielt es für überflüssig, das, was ich von ihm wußte, weiter mitzutheilen.
Ob der „Trombvne" wohl erschienen ist ? — Leider habe ich keine Verbindungen in Italien, die mich darüber aufklären könnten.
Etwa zwei Monate später — ich befand mich längst wieder in Berlin und in voller Amtstätigkeit — erhielt ich einen Brief meines Vetters aus Tomnitz. Es handelte sich um eine Büchsflinte, deren Bestellung ich übernommen und die er nach besonderen Angaben construirt sehen wollte. Nach einer langen, ausführlichen Beschreibung der technischen Erfordernisse dieser Waffe hieß es am Schlüsse des Briefes: „Ich habe in den letzten Tagen viel Scherereien von einem unangenehmen Vorfall gehabt. Du erinnerst Dich wohl noch des Tanzmeisters Müller, für dessen Frau sich die Gräfin Pahlen interessirte und der Dir einmal den Rehbock suchen half? Denke Dir, der Kerl ist vor einigen Tagen von meinen Holzarbeitern in einem Torfstich ertrunken aufgefunden; er mußte schon ein paar Tage drin gelegen haben. Ob hier ein Selbstmord oder ein Unglücksfall vorliegt, ist schwer festzustellen. Der Mensch war notorisch ein Säufer und seit dem Tode seiner Frau keinen Tag mehr nüchtern. Da nun die Leiche auf meinem Revier gefunden wurde, hatte ich Autopsie, Beerdigung und alles Nebrige zu veranlassen und schließlich noch Streit mit dem Magistrat von Grambow, der die Kosten nicht übernehmen wollte. Man hat nichts als Äerger von diesen Vagabonden! — Im Boviner Winkel wechselt jetzt viel Damwild aus dem Grambowcr Stadtforst herüber. Mein Jäger hat gestern einen Spießer geschossen."

Zur Aussöhnung mit dem Darwinismus.

vo,I

Ludolf Scudcl.

— Leipzig. —

s sind nicht zwanzig Jahre, daß mir ein Englander, der bei uns studirte, seine Verwunderung über den Ernst aussprach, mit ! welchem in Deutschland die Darwinische Lehre über die Entstehung der Arten als Gegenstand einer gelehrten Controverse behandelt werde: in England spotte man meist darüber und benutze die Conseauenzen zu scherzhafter Erfindung lächerlicher Combinntionen! und es sind nicht fünfundzwanzig Jahre, daß ein Darwinist unter deutschen Naturforschern noch eine Sonderlingsrolle spielte und schweren Stand in der Vertheidigung seiner wissenschaftlichen Würde hatte. Gegenwärtig dürfen wir das Allgemeine darwinistischer Grundanschauungen als ein in die herrschende Gedankenwelt eindringendes Motiv bezeichnen, das sogar volksthümlich zu werden beginnt, jedenfalls die wissenschaftliche Forschung in weit um sich greifenden Wellenschlägen und in ihren verschiedensten Gebieten maßgebend bewegt, Verbesserungen im Einzelnen, Vermittelungsvorschläge, Verknüpfungen mir dem Gottes- und Geistesglauben einer idealistischen Ueberzeugung, konnten dann nicht ausbleiben, und vielfach haben darwinistisch gesinnte Naturforscher von Fach selbst die Hand geboten und Wege gezeigt zu einer Aussöhnung, Verschmelzung, comprumißartigen Zusammenarbeitung theologisch-philosophischer und darwinistisch - naturwissenschaftlicher Ergebnisse. Das Folgende will in seiner Weise dem gleichen Ziele dienen.

Was ist denn Darwinismus? Der naturwissenschaftliche Heißsporn, der über Gräben und Dornhecken hinweg unaufhaltsam dem Ziele princivieller Allgemeinheiten zustrebt, antwortet wohl hierauf: Darwinismus ist der Sieg der mechanischen Erklärnngsweisc iiber alle vermeintlichen

Zweckursachen und Jielbestrebungen, über alle „Teleologie", gerade in dem Gebiete, in welchem die Teleologie scheinbar am unvermeidlichsten sich auf drängt, im Gebiete der Lebenserscheimmgen und der Formen organischen Gliederbaues; Darwinismus ist die Zurückführung des Lebendigen, trotz der bunten Mannigfaltigkeit seiner Gestalten und der offenbaren Zweckmäßigkeit seiner wichtigsten Einrichtungen und Functionen, auf lediglich mechanische Entstellungsursachen. Wir werden sogleich uns nach dem Sinne dieses Zauberworts „mechanisch" näher erkundigen Jetzt möchten wir nur bemerken, daß das Eigenthümliche des Darwinismus, was ihn zum Darwinismus macht, doch auf alle Fälle in den besonderen Lehrsätzen und Hypothesen bestehen muß. wodurch ihm gelungen wäre, jene schon vor ihm vielfach versuchte Mechanisirung des Lebens nun in der That endgültig zu vollziehen. An diesem Erfolge zu zweifeln, bleibt dann immer noch übrig, auch wenn das Eigenthümliche des Darwinismus sich bewahrheitet, oder es sind wenigstens zwei sehr verschiedene Fragen, erstens, ob dieses Eigenthümliche Wahrheit habe, und zweitens/ ob wirklich damit eine „mechanische" Erklärung des Lebens unterstützt werde. Es kommt sogar wenig darauf an, wie Darwin selbst sich über diesen Punkt geäußert haben mag. Seine Aufgabe, Gegenstand seiner Forschung und seiner Werke, war nicht, die Tragweite des Begriffs des Mechanischen zu untersuchen. Er ist vielmehr nur dadurch der Urheber einer bestimmten, nach ihm zu nennenden Theorie, daß er durch beobachtete Thatsachen sich dazu getrieben fand, die bisher für fest und ursprünglich angesehenen sogenannten „Gattungen" und „Arten" der Lebewesen für bloße „Varietäten" und für jederzeit noch weiter variable Varietäten zu halten, und in Folge dessen für ihre Entstehung gewisse Ursachen in Anspruch zu nehmen, durch welche man schon immer Varietäten entstehen sah und selbst erzeugte. Sollte sich finden, daß diese Ursachen, auf den ersten Anschein „mechanische", doch nur theilweis oder gar nicht diese Benennung rechtfertigen, so würde kein Steinchen des Aufbaus der darwinistischen Lehre damit verrückt werden. Darwinismus würde Darwinismus bleiben.

Eine auf den angeblich mechanischen Charakter des Darwinismus gerichtete Untersuchung hätte nun vor Allem festzustellen, was „mechanisch" heißen soll. Dieses Wort gehört zu den vielen, welche Jedermann im Munde führt, als entscheidende Schlagwörter benutzt, und über deren Sinnesbegrcnzung doch selten Jemand im Klaren ist. Wir werden kaum irren, wenn wir in allem „mechanischen" Erklären als das eigentlich Erklärende, als das Element, wodurch die davon gerühmte wissenschaftliche Befriedigung zum Bewußtsein kommen soll, die Berechnung ansehen, und demgemäß die arithmetische Denknothwendigkeit ausschließlich als das im Grunde Gemeinte aus dem dunkeln Begriffe des Mechanischen herausheben.*) Allerdings ist noch

*) Aus diesem Gesichtspunkte entwirft auch Dubois-Reuinonds bekannte Rede „Ucber die Grenzen des Naturcrkenncns" in ihrem Eingänge das Ideal der Wissenschaft und findet dessen mustergültige Verwirklichung in der Astronomie,

Etwas als Mittel gefordert, um diesen Factor und seine Wirkungen völlig
< isoliren zu können: man muß zu diesem BeHufe mindestens alle Veränderungen — denn nur auf diese, nicht auf das ruhige Dasein, erstreckt sich das Erklärungsbedürfniß des Mechanisten — für unser Vorstellen in derartige Veränderungen verwandelt haben, welche sich rein arithmetisch ausdrücken lassen, und mnß alles Zwischentreten von Einwirkungen beseitigt haben, durch welche die rein arithmetische Ableitung eines Zustandes aus dem andern unterbrochen werden könnte. Das heißt: man muß Alles, was geschieht, als geschehend an einer Masse todter Tinge auffassen, welche immer bleiben, was sie sind und waren, und welche daher niemals durch qualitative Veränderungen oder inhaltlich bedeutsame Einwirkungen ein Element hereinbringen können, welches arithmetisch, also quantitativ, nicht mehr zu bezeichnen wäre.

Wir können uns hiernach ein deutliches Bild machen von einer wissenschaftlichen Durchführung des mechanischen Erklärungsprincips, von dem mechanistischen Ideale der Wissenschaft. Es ist das Bild einer Welt von unübersehlich vielen, qualitativ mindestens gleichgültigen, am liebsten ganz qualitätlosen, sich ewig gleich bleibenden Stofftheilen, die sich in bestimmten Lagen und Bewegungszuständen befinden, und nur durch die Art der Raumcrfüllung, also durch Größe und Gestalt, und durch die Art der Bewegung, disferente Wirkungen ausüben. Auf eine völlig unbekannte Weise freilich, aber mit gesetzmäßiger, arithmetisch ausdrückbarer Regelmäßigkeit, sind so diese Stofstheile die Ursachen neuer Bewegungszustände und neuer Gruppirungen innerhalb der durch sie zusammengesetzten Masse, und diese neuen Zustände ebenso wieder die Ursache der folgenden.

Aber ist denn nicht die Aufgabe aller Wissenschaft Wahrheit? — d. h. Erkenntniß unserer wirklichen Welt? Bon unserer wirklichen Welt, die uns doch zuerst all die Probleme gestellt hat, zu deren Lösung der Naturforscher seine Hypothesen ersinnt, von ihr ist hier keine Rede mehr. Man bringt uns an Stelle derselben ein völlig erfundenes Weltbild entgegen, das Bild einer Welt, wie sie sein müßte, um möglichst arithmetisch erklärbar zu sein. Unsere Welt hat qualitative Unterschiede, qualitative Veränderungen, diese hat oder verwendet wenigstens nur quantitative; unsere Welt beherbergt Bewußtseinsinhalte und kennt auch innerhalb dieses Bereichs Unterschiede und Veränderungen, die des Mechanisten zeigt nur wechselnde Raumsormen und Ortsverändcrungen. Und noch eine andere Verwunderung steigt in uns auf. Erklärt sollen die Bewegungen des Stoffes sein durch die Erfindung früherer, Bewegungen, aus denen sie sich berechnen lassen ? Sind denn frühere Bewegungen weniger räthselhaft als spätere und gegenwärtige, und ist die Ableitung aus einem Wunder, einem Räthscl, einem Problem, eine Erklärung?

Ernste Naturforscher beschränken sich darauf, die mechanische Erklärung als „Maxime" zu handhaben, durch welche der Naturwissenschaft — neben

andern, ebenso wohlberechtigten Wissenschaften — ihr eigenthümliches Gebiet abgesteckt und ihre eigenthümliche Methode zugewiesen werde. Ter Naturforscher soll versuchen, möglichst Alles aus gesetzlichen Bewegungswirkungen todter und qualitativ außer Betracht fallender Träger exact zu berechnen; er soll sehen, wieweit er damit komme, ohne behaupten zu wollen, daß wirklich Alles so entstehe. Dies klingt sehr vernünftig, hat aber dock seine großen Bedenken, die uns zu dem Urtheile nöthigen dürften, es sei besser, alle Wissenschaft nur aus der einzigen Maxime zu betreiben, für jede Erscheinung die erfahrungs- und sachgemäß wahrscheinlichste und entsprechendste Ursache ausfinden zu wollen.

Ich schaue aus einem sehr hoch gelegenen Fenster auf einen Marktplatz, auf welchem soeben die Sedanfeier stattfindet; der Festredner ist vor einer mächtigen Menschenmenge im Sprechen begriffen; ich sehe seine gesticulirenden Arnie fliegen, bisweilen geräth sein ganzer Körper in eine wahrhaft convulsivische Bewegung, aber der Ferne wegen höre ich nichts. Die Stille weckt den Naturforscher in mir, der wohl nicht so leicht sich regen würde, wenn die gesprochenen Worte mein Ohr träfen und nach anderer Richtung mein Gedankenspiel in Bewegung setzten. So aber taucht in der That jene „Maxime" in mir auf und will ihr Recht fordern. Natürlich können alle Bewegungen des eifrigen Redners mechanisch erklärt werden: sie find ja sämmtlich Bewegungen von Stoffthcilen, wie sie allenthalben entstehen können aus den bekannten physikalischen Bewegungskräften gemäß den Gesetzen dieser. Um jener Maxime treu zu bleiben, habe ich also nur nöthig, da, wo die erfahrungsmäßig indicirten mechanischen Ursachen abreißen, weitere dergleichen zu erfinden. Ich werde diese erfundenen Ursachen aus weiser Vorsicht in Regionen verlegen, in welche mir Niemand folgen kann, um Thatbestande aufzunehmen. Ich lasse also zunächst natürlich die Armknochen durch Armmuskeln heben, die Armmuskeln durch Nerven contra hiren; für Letzteres nehme ich eine nach moderner Physik entworfene mechanische Vorstellung elektrischer Strome zu Hülfe; ich lasse dann im Gehirn die Stofftheile im Momente so gruvpirt sein, daß gerade in diesen Nerven diese Strömungen nach physikalisch-mechanischen Gesetzen entstehen mußten; diese Gruppirung im Gehirn hat natürlich ihre Ursachen gehabt; sie ist etwa entstanden durch Nachbargrupvirungen, diese wieder durch Blutströmungen bestimmter Art, diese durch Verdauungsproccsse, Einathmungen. vielleicht auch durch Erregungen sensibler Nerven von Außen. Diese Erregungen halfen übrigens auch dircct die Stoffgruppirung im Gehirn herbeiführen, ja sogar ohne Vermittelung des Gehirns können sie unter Umständen zu mechanischen Hebeln werden für die motorischen Nerven, um Muskclbewegungen folgen zu sehen. Außer den Armbewegungen waren auch die Juckungen und Nenkungen des übrigen Körpers in dieser Weise — thaisächlich wie Krampfauslösungen — aufzufassen. Gleichzeitig sind bei dem Redner Mundbewegnngen entstanden, durch welche in der Luft physikalisch

„Schallwellen" erzeugt werden, die sodann in den Hörern weitere Folgen
haben. Die Mundbewegungen sind ebenfalls durch die Ursachreihe von
Muskel-, Nerven-, Lungen- und Herzthätigkeiten und durch physikalische Ein-
wirkungen von Außen zu erklären. Man kann auch erbliche Einflüsse hinzu-
nehmen, man muß es vielleicht sogar. Das Gehirn des Redners und dic>
Leitungsbahnen (Reflerbogen) zwischen seinen sensiblen und seinen motorischen
Ncrvenganglien sind erblicher Weise — auch dies in Folge der Ueber-
tragung lediglich mechanisch-physikalischer Borgänge von den Eltern auf die
Kinder — so disponirt, daß jene Armbcwegungen immer mit jenen Mund-
bewegungen und beide immer im Gefolge gewisser Affectivnen durch Luft
und Licht auftreten. Schwinge ich nicht ganz correct auf diese Weise den
Zauberstab der mechanistisch-naturwissenschaftlichen Maxime? Warum doch
hält mich Jedermann — ich glaube, im Stillen der Mechanist selbst —-
für einen Narren, sobald ich daraus Ernst mache?
Darauf ist die Antwort gar nicht leicht. Gerade das Selbstverständ-
lichste ist am schwersten auseinanderzusetzen. Vielleicht ist die richtigste
Antwort die: es wird in einer solchen Erklärung eine überaus große Kunst
der Erfindung an einen weitläufigen und verwickelten Apparat gewendet, um
die gewöhnliche, einfache, Allen als natürlich einleuchtende Auffassung zurück-
zudrängen, und doch werden die Unerklärlichkeitcn, statt aufgehoben, nur ins
Ungemesfene gesteigert. Tie einfache, natürliche Ausfassung, deren auch der
Naturforscher sich stets bedienen wird, wenn er nicht „wissenschaftlich", son-
dern im Alltagsleben „als Mensch zu Menschen" redet, ist in unserem
Falle die: wesentlich Gedanken- und Gefühls! »halt im Geiste des
Redners haben, theils durch seinen bewußten Willen, theils mehr trieb- oder
gewohnheitsmäßig, die Nervcncentrcn in der Weise beeinflußt, daß Arm-,
Körper- und Mundbeweguugen, sowie die sprachlichen Schallwellen, in der
bestimmten Weise folgen mußten; nur beiläufig treten weitere körperliche
Factvren hinzu, welche von allen Seiten her auf die speciclle Gestaltung
der Bewegungen Einfluß üben, das Gewicht der Arme, die Enge des Rocks,
erhitztes Blut, ein fehlender Zahn, überhaupt die Beschaffenheit aller der
bewegten Stofftheile und ihrer Umgebungen. Wir wissen wohl, daß auch
diese Auffassung die größten Räthsel birgt und ungelöst läßt; aber jene
mechanistische Vorstellung erscheint ihr gegenüber namentlich deshalb in so
wunderlichem Nachtheile, weil sie das einzige Licht, das die fraglichen
Vorgänge uns noch einigermaßen erhellen konnte, unbarmherzig auslöscht
und die so hergestellte völlige Nacht für sonnenhellen Tag ausgiebt. Das
einzige Licht, das wir meinen, leuchtet dort in der Beziehung eines Ge-
danken- und Gefühl sinhaltes zu den zu erklärenden Körperbewegungen.
Diese Bewegungen werden durch solche Beleuchtung mit einem Schlage ver
ständlich: wir sehen ein, inwiefern gerade diese Bewegungen erfolgen
mußten, wenn auch freilich dunkel bleibt, wie Geist, Trieb und Wille es

ansingen, sie hervorzurufen. Tie mechanistische Auffassung aber läßt Alles
dunkel: sie leitet die Bewegungen nur aus früheren, ebenso räthselhaftcn
Bewegungen und Stoffgruppirungen ab. die noch dazu nur zu diesem
BeHufe erfunden sind; sie weiß ebenfalls nicht, wie die sogenannten be-
wegenden „Kräfte" es anfingen, die Bewegungen hervorzurufen; und über-
dies fügt sie ein neues Räthsel hinzu, das für sie indessen wohl weit mehr
als ein Räthsel, nämlich ein tödtlicher Widerspruch gegen sich selbst, der
Selbstmord der mechanischen Anficht ist. Sie muß doch zugestehen, daß
jener Redner Gedanken, Gefühle, Triebe, Absichten hat; zugestehen, daß diese
innerlichen, geistigen Phänomene so frappante Beziehungen zeigen zu
seinen Gesten und seinen gesprochenen Worten, daß die Annahme ganz von
selbst sich aufdrängt, Gesten und Worte seien verursacht durch jenen
Geistesinhalt, und seien vom Redner selbst dazu bestimmt worden, diesen
Inhalt zu vcrrathen; zugestehen, daß, während die Hörer durch die auf ihre
Gehörorgane zuströmenden Achallwellen afficirt werden, wieder in ihren
Geistern der gleiche Inhalt sich regt, daß sie, wie man zu sagen Pflegt, des
Redners Worte verstehen und seine Gefühle mitfühlen; zugestehen endlich,
daß der Redner selbst, und wäre er der kühnste Mechanist, doch niemals dem
entgehen kann, in seinem Selbstbewußtsein sich als den wollenden, denkenden
und fühlenden Urheber der Worte und Gesten zu spiegeln, der sogar
genöthigt ist, zuvor darüber nachzudenken, wie er wohl am angemessensten,
richtigsten und wirksamsten sprechen möge, und dem es nicht selten begegnet,
wenn seine Gedanken abirren, das rechte Wort zu verfehlen. Für alle diese
höchst auffalligen, unbestreitbaren Thatsachcn hat die mechanische Ansicht in
ihrem eigenen Umkreise natürlich keinen Platz. Sie greift deshalb in älterer
und jüngster Zeit gern zu dem Auswege, sich zwei parallele Ströme des
Geschehens zu denken, die ohne jed? Verbindung neben einander herlaufen:
die Körper-, Arm- und Mundbewegungen unseres Festredners gehören dem
mechanischen Strome an und kommen zu Stande, wie wir es oben im
Sinne der naturwissenschaftlichen „Maxime" auszumalen suchten; die Gedanken,
Gefühle. Triebe. Absichten des Mannes laufen nebenher, gleichzeitig, durch
eine wunderbare Einrichtung des Universums in die merkwürdigste har-
monische Beziehung zu den Körperbewegungen des andern Stromes gestellt.
In dem Momente z. B.. als der Redner den Gedanken „Einheit Deutsch-
lands" gedacht und den Inhalt dieses Gedankens tief empfunden hat, tönt
auch fein Mund die Worte „Einheit Deutschlands" aus, laut hörbar, in
gutem Deutsch, und werden feine Arme ekstatisch emporgeschleudert, und in
dem Momente, als die hierdurch erregten Schallwellen die Hornerven der
versammelten Menge treffen, entsteht im Geiste jedes Einzelnen wieder
Gedanke und Gefühl der Einheit Deutschlands. Wie wunderbar! Und das
heißt.erklären", sogar .mechanisch" erklären? Da wirft man unablässig den
Theologen ihren .Aberglauben" und ihre „Mythologie" an den Kopf. Wir

können uns schwer versagen, jene Parallelströme noch etwas näher auf ihre einzelnen Trvpfeu zu untersuchen, Tem Redner ging z, B. im Drange seines Feuergcistes einmal bei Erwähnung der deutschen Einheit rasch und im gleichen Moment das Rachegelüst Frankreichs durch den Sinn, — er versprach sich in Folge dessen und sagte „die deutsche Rache" statt „die deutsche Einheit". Hier hatte die wunderbare Parallelgestaltung des Universums von Urzeiten her einerseits die mechanischen Bedingungen auf die Schallwellen für die Worte „deutsche Rache" angelegt, andererseits die geistigen Bedingungen, ganz unabhängig davon, auf das gleichzeitige Erscheinen der Gedanken „deutsche Einheit" und „französische Rache". Scherzhaftes Universum!

Manche Leser werden glauben, ich kämpfe mit Windmühlen. Wäre es so! Doch angenommen, der menschliche Willens- und Geisteseinflufz auf den eigenen und fremde Körper sei allgemein anerkannt, warum soll man nicht das Entsprechende für die Thierwelt gelten lassen? Durch diese Frage zeigt sich, daß wir von unserm Gegenstande uns gar nicht so weit entfenit haben, als es scheinen mochte.

Die Thierwelt, in der großen, bunten Mannigfaltigkeit ihrer Lebensformen, in dem Gewirre ihres eifrigen, gierigen, listigen, sorglichen Thuns und Treibens, in ihrem Aufmerken, Reagiren auf Reize, ihren leidenschaftlichen Ausdrücken für Lust und Wehe, überblicken wir von unserer hohen menschlichen Warte aus ähnlich, wie dort der Naturforscher den Markt voll feftfeiernder Menschenkinder, Sollte die Verwechselung der großen bewegten Thiergemeinde mit einem nur physikalisch angestoßenen, in Schwingungs und Flugbewegungcn versetzten Atomenhaufen berechtigter fein, als die Verwechselung eines menschlichen Volksfestes mit einem ebensolchen Haufen? Am wenigsten haben die Darwinianer Ursache, eine derartige Kluft weiten generellen Unterschieds zwischen den Vorgängen in der Menschenwelt und denen in der Thierwelt zu besestigen. Sie lehren uns den Menschen als den bevorzugtesten Sprößling aus demselben Stamme erkennen, aus welchem auch seine Minderbegabten „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser" — wie Faust sagt — hervorgegangen sind. Sic lehren uns ferner die Stufenleiter „vom Wurme bis zum griech'schen Seher" als eine streng stetige auffassen, in der es keinen Sprung, nur kleinste Fortschritte giebt, die sich erst in Jahrtausenden zu merkbaren Gattungsunterschieden summiren. Wenn aber diese Stetigkeit des Uebergangs in Bezug auf Mensch und Thier correct durchgeführt werden soll, so bleibt nach Obigem nur noch möglich, anstatt den Menschen, wie das Thier, zu mechanisiren, vielmehr das Thier wie den Menschen, durch Willensgedanken seinen Körper lenken zu lassen. Darwin selbst hat niemals verleugnet, daß der Mensch seinen gedachten Zwecken durch Willensanstrengung mit sorgfältiger Uebcrlegung der Mittel Realität giebt, und unterscheidet z. B. sehr geflissentlich zwischen der unwillkürlichen, mechanischen Juchtwahl einerseits, für welche dieser Ausdruck nur

ein bildlicher ist und die Bezeichnung „Neberleben des Passendsten" richtiger wäre*), und andererseits der absichtlichen, künstlichen Auslese des menschlichen Gärtners, Landwirths. Pferdczüchters, der für seine Zwecke mühsam die Mittel erdenkt und zusammenbringt. Darwin selbst hätte also allen Grund gehabt, den fließenden Unterschied zwischen Thier und Mensch unter Anderem auch durch die oft so deutliche Verstandes- und Willens- thatigkeit der Thiere zu belegen. Die Bedeutung dieses psychischen Factors für die Höherentwickelung der Gattungen ist auch ganz im darwinistischen Sinne verwerthbar. Sichtlich verschafft die vom Denken ausgehende Zweck- thätigkeit dem begabtesten, klügsten, energischsten Volke alle die Vortheile, durch die es seine kenntniszlosercn, geistes- und willensschwächeren Mit- bewerber im Kampfe ums Dasein schlagen muß, wie schon im Einzellebcn auf dieselbe Weise z. B. der umsichtigere Kaufmann den minder gewandten Cvn- currenten überwindet. Diese Zweckthätigkeit ist also unter diejenigen Varia- tionen des animalischen Gattungscharakters aufzunehmen, welche durch ihre Anhäufung oder Steigerung nach Darwins Theorie allmählich immer höher geartete, im Daseinskampfe siegreiche Varietäten erzeugen. Und unter allen Abwandlnngen des Wirbelthiertypus ist die Steigerung des Denkens und zweckvollen Wollens zweifellos die weitaus mächtigste geworden; sie ist die Ursache der Erhebung des höheren Menschen über den niederen; sie wird auch die wesentlichste Ursache gewesen sein für die Erhebung des niedersten Menschen über das Thier. Schon der niederste Mensch, der den Affen Vetter nannte, hat sich Werkzeuge gefertigt, durch Reiben Feuer entzündet, mit Uebcrlegung Gefangene gemacht, durch Ueberredung mit Worten, deren Sinn er zuvor denken mußte, Frauen geworben und Männer betrogen; er hat durch die gleiche zweckthätige Klugheit und Energie auch seine nächsten Thierahnen überwältigt und überlistet. Wo bliebe aber die allmähliche Steigerung des siegreichen Organs, wenn nicht mindestens schon der Nasen- affe (senmoiMieeus n««i«,s, dessen frappant menschliches Portrait Höckels „Anthropogenie" in Figur 125 liefert), ganz zweifellos Orang und Schim- panse, auch ihrerseits durch zweckvvlles Wollen die Mittel ihres Daseins ergreifen? Ja, ist nicht nach derselben Lehre am wahrscheinlichsten, daß dies alle Thiere thun, in langsam nur verarmender nnd sich abschwächender Analogie mit dem Menschen, bis hinab zur Amöbe und zu dem gesammten Protistenreiche? Vielleicht auch die Pflanzen, im letzten Verglühen gleichsam des Lichtschimmers, den die Stetigkeitsansicht des Darwinismus nach der Methode absteigender Analogie in das Innere aller lebenden Wesen wirft.**)

*) Ueber die Entstehung der Arten, Deutsch von Bronn und Carus. S. Auf- lage. l«72. Seite 74 ff.

**) Das Material für diese äufzerstc Consequenz liefert uns wieder Darwill selbst in feinem Buche über „die Bewegungen und Lebensweise der kletternden Pflanzen", deutsch von Carus. Stuttgart 1376.

Daß für dic Thierwelt die Consequenzen der mechanischen Ansicht nicht minder horrible werden würden, als für den Markt des menschlichen Lebens, bedarf wahrlich kaum der Belege. Es ist keineswegs nöthig, dazu das Erstaunlichste zusammenzusuchen, was die Naturgeschichten und Specialwerkc über Handlungen und Sitten, Listen, Kämpfe, Gesellschaftseinrichtungen der Thiere melden. Die alltaglichsten, scheinbar einfachsten Verrichtungen und Unternehmungen sind ganz ebenso lehrreich und fast aus denselben Gesichtspunkten. Jeder plötzliche Anfang einer Bewegung eines Thiers, Auffliegen, Davonlaufen, jedes ebenso plötzliche Stehenbleibe», sichSetzen, Niederlegen genügt, um über die „mechanischen" Ursachen hinausgeführt zu werden, welche zunächst im Nerven- und Muskelsystcm walten. Seltnere und complicirtcre Thiergcschichten sind nur dann von besonderem Werth für unsere Fragen, wenn sie uns zeigen, daß man mit altercrbten Anpassungen und regelmäßigen Parallclvorgüngen nicht auskommt, sondern zu einzigartigen Vorgängen auch einzigartige Parallelen von dem wunderbaren Universum angeordnet sind. Es ist noch wenig, wenn mir ein Aesfchen durch sein Gitter eine harte Haselnuß mit bittender Gcberdc zureichte, eifrig mein Thun mit den Blicken verfolgte, als ich sie ihm abnahm, durch Springen und Mundöffnen sie wiederverlangte, nachdem ich sie aufgeschlagen, zuletzt die Pfote verständnißvoll entgegenstreckte, als ich mich wieder annäherte. Unschätzbar aber ist folgendes Erlebnis; des berühmten Zoologen Leuckart. gewiß des unvenverflichstcn Zeugen. Er befestigte um einen von Ameisen besuchten Baum ein mit Tabaksjauchc durchtränttcs Band; dic Ameisen, welche im Herabsteigen begriffen waren, ließen sich über das Band hinweg zu Boden fallen; die von unten hinaufsteigenden standen erst eine Zeit still, endlich sah man sie „nmkehren, wieder hinabsteigen und bald zurückkomme», wobei jede ein Sandkörnchen herbeischleppte: so eonstrnirten sie einen Damm oder einc erhöhte Straße über den Tabakssaft, auf der sie dann in dichten Schaaren hinübergclangten",*) Hierniit sind wir von den uns Menschen anatomisch näher stehenden und zugleich durch Umgang vertrautesten Thiere» durch einen großen Sprung unter die sogenannten „niederen" animalischen Wesen gerathen, und doch haben sich die Analogien menschlicher Gedanken- und WiUensthätigkeit eher gesteigert als abgeschwächt. Auch an dem allcrtiessten Punkte der Seala an der Wurzel unseres von Darwin und Höckel gezeichneten Stammbaums, bleibt die Lebensweise im Princip dieselbe, daher denn auch die Abenteuerlichkeit der mechanischen Auffassung die gleiche. Wenn der unterhaltende Lieblingsfisch der Japanerinnen, wxows ^avulator (Schützenfisch), treffsicher seine Jnscctenbeule durch ausgespritzte Wasscrtropfcn von den Zweigen überhängender Pflanzen herunterschießt, so ist dies im Grunde nicht um ein Haar erstaunlicher und kein größerer Beweis vv» WiUensthätigkeit, als

*) „Grenzboten" IL82, Nr. 32, in einem Artikel „Amciscnlcbcn", der das Buch von JohnLubvock .,'1'Iiv.^»ts, tl,,? Lee5 »ng tl>« ^Vesp,-!" besprich! ljetzt auch dculsch vorhanden), welches voll ist von Milhnlungen solcher An.

wenn die Amöbe „Scheinfüße" ausstreckt, wo sie ein Fressen spürt, und sie
eilig zurückzieht, d. h. in der allgemeinen Stoffmasse ihres Leibes wieder
aufgehen läßt, wo sie auf ein Hindernis; stößt.
Jetzt sind wir an dem Punkte angelangt, an welchem nun rasch und
einfach sich die Anwendungen auf die darwinistischc Lehre von der Ent-
stehung der Arten ergeben müssen. „Entstehung der Arten" heißt soviel
als Entstehung von zweckvoll zusammenstimmenden oder doch charakteristischen
Gliedmaßen an Thierwesen, die sich mehr und minder gleichen, beziehen!
lich Abänderung dieser Gliedmaßen an den folgenden Generationen. Wir
fragen jetzt: wenn die Willensgedanken und Willensanstrengungen im Thicre
überhaupt wirken, zweifellos wirken, wo es gilt, Glieder zu benutzen,
warum sollen diese Factoren ruhen und nur das Zusehen haben, wo es
gilt, Glieder zu bauen? Aber diese Frage ist ja schon überholt und in
unserm Sinne beantwortet durch das, was wir von den ebengenannten
Amöben und von allen jenen Elementarorganismen wissen, welche von den
Darwinisten treffend „Organismen ohne Organe" genannt werden. Bei
diesen fällt zumeist der Gebrauch der Organe mit dem Bauen der Organe
in Eins: dieselbe Lebensthätigkeit, die wir als eine Willensthütigkeit oder
Zieltendenz auffassen mußten, erzeugt hier Organe für den Moment ihres
Gebrauchs, und ihr Gebrauch ist dann selbst nichts Anderes als ihre Er-
zeugung; einen Fuß ausstrecken ist hier ganz dasselbe, wie einen Fuß aus
Stoffmasse hervorbringen, den Mund öffnen ganz dasselbe, wie einen
Mund gestalten. Auf diese unsre fernsten Ahnen müssen wir zurückgehen,
wenn wir als gute Darwinisten von irgend einem Stücke des lebendigen
Daseins nach der ersten Entstehung suchen. Das heißt in Bezug auf Ent-
stehung der Organe: wir sind als gnte Darwinisten zu der Ansicht genöthigt,
daß die Organe ursprünglich durch Willensthütigkeit in der
Tendenz auf Erreichung bestimmter Ziele des lebenden Wesens
entstehen. Die fortgehende Einwirkung des Willens auf die Stofftheile
in den gleichen Richtungen, die Vererbung, die Fortsetzung und Steigerung
derselben Bemühungen durch Generationen hindurch, in natürlicher Ab-
hängigkeit von äußerer Umgebung, namentlich von den vorhandenen Nahrungs-
und Baustoffen, führt dann in den begünstigtcren Individuen jenes primi-
tivsten Reiches und in ihren Cvmpleren feste Organe herbei. Da im Anfange
nur von Wasserthierchen die Rede sein kann, so werden zunächst nur der
Scheinmund und Scheinafter — bloße a,l Iiu<^ entstehende, momentane
Oeffnungen — gleichsam zu bleibenden Formen gerinnen und eine feste Leibes-
höhle begrenzen; später werden sich auch die Scheinfüßc consolidiren, zu
Flossen, zu Flügeln, zu Greif-, Lauf- und Klettcrorganen. So erheben sich
höher geartete Klassen, die nicht so leicht dem Zerfließen und Zerreißen
unterliegen und ihre Glieder jeden Augenblick bereit haben, über den großen
Haufen der im alten Zustande verharrenden Urthicre: der Proccß der Ent-
wicklung, der aufsteigenden Transmutation, ist im Gange,

Alle die bekannten Erklärungsmethoden des Darwinismus sollen hereinfluthen in dieses Bett, das wir hiermit gegraben, und in welchem erst ihre volle Macht zu Jedermanns Ueberzeugung zur Geltung zu kommen vermag. Eine der vorzüglichsten Schriften über die darwinistische Lehre in ihren principiellen Grundlagen ist die von Ed, von Hartmann' „Wahrheit und Jrrthum im Darwinismus" 11875,). Unsere bisherigen Betrachtungen führen uns auf den Inhalt dieses Buches in gerader Linie zu, so daß wir es jetzt nur auszuziehen brauchten, um von dem gewonnenen Standpunkte aus in die Einzelheiten einzutreten. Vor Allem zeigt Hartmann unwiderleglich, wie Darwin selbst in seinen Principien häusig eine geistig teleologische Kausalität verbirgt und verwendet. Ties gilt in erster Reihe von der geschlechtlichen Zuchtwahl, welche durch Reize der Schönheit, Fruchtbarkeit und Kraft, sowie durch die zweckvollen Kampfbewegungen der ihre Nebenbuhler besiegenden Werber, also entweder durch Anregungen und Begünstigungen einer Zieltendenz und der auf sie gerichteten Lust, oder durch directe Willensthaten, zu Stande kommt. Aber auch zwei andere von Darwin erkannte Hebel für die Jutagförderung bedeutsamer und erblicher Abwandlungen der Arten sind ohne diesen innerlichen Factor teleologischer Kraftentfaltung nnversta'ndlichi das Princip der „Correlation", nach welchem eine Abänderung an einem Gliede die Abänderung eines anderen Gliedes nach sich zieht, z. B, die Zahnbildung eine Veränderung der Veidauungsvrgane zum BeHufe des Fleischfressens, oder umgekehrt, und das schon von Lamarck zur Erklärung nützlicher Umgestaltung der Gliedmaßen benutzte Princip des „Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe". Von der Correlation, in Bezug auf welche Darwin die vollkommenste Unkenntnis; der Ursachen eingesteht, weist Hartmann ausführlich und schlagend nach, daß ihrem wcitausgedehnten und herrschenden zweckvollcn Walten gegenüber die von Darwin über das Maß bevorzugte „natürliche Auslese im Kampf um's Dasein" als ein zwar mitwirkendes, aber nur beiläufiges Moment zur Seite tritt. Der „Gebrauch" der Organe aber, was ist er anders als eben jenes, durch alle bisherigen Erörterungen von uns aus der mechanistischen Ver schwemm ung gerettete causale Walten des zweckvollen Willens im Stoffe? „Wille" soll hier natürlich immer eine zunächst unbewußte Zieltendenz heißen, die erst in höheren Thierarten Bewußtseinsformen anzunehmen beginnt. Wenn ein Thier seine Glieder in Anwendung setzt, zur Ernährung, im Kampfe, zur Flucht, zum Bauen, zur Fortpflanzung, so stehen wir in jedem Falle immer von Neuem vor Handlungen der Art, wie wir sie oben besprachen, um uns von der Sonderbarkeit der mechanischen Ansicht zu überzeugen. Denke man sich einen eiweißartigen Schleimtropfen über eine geneigte Fläche nach den Fallgesetzen abwärts gleitend, die von der Fläche dargebotenen Furchen ausfüllend und so sternartig sich auszackend, dann wieder zusammcnrinnend, über Stoffe wegfließend, die theilweisc von ihm aufgesaugt werden, theilweisc unverändert hinter ihm wieder zum Vorschein

kommen- da ist freilich kein Zielstrebcn, aber auch kein Gliedergebrauch; ein solcher Tropfen ist keine Amöbe. Die Amöbe streckt Füße aus, auch wo keine Vertiefungen sind, bewegt sich nicht nur abwärts, vergrößert sich nicht in's Endlose durch Alles, was mit ihr physisch zusammenzufließen vermag, fondern nach Erreichung einer bestimmten Grenze des Wachsthums zerfällt sie in junge Amöben, welche wieder fressen, kriechen, sich ebenso vermehren. Andere Arten kapseln sich ein, zertheilen sich im Schutze der festen Hülle, die von den jugendlichen Nachkommen gesprengt wird und diese, mit Geißelfortsätzen begabt, rudern munter davon. Deutet schon bei diesen einfachsten Lebewesen Alles auf Willensthaten, was einen gliederartigen „Gebrauch" des Stoffes bekundet, um wie viel mehr beim vollendeteren Thier! Verändern, verbessern sich nun im Gefolge solchen Gebrauchs in der Richtung auf dessen Ziele die benutzten Glieder, wachsen die Schwimmhäute, schärfen sich die Krallen, so ist jene Willensthätigkeit jedesfalls die erste Ursache dazu gewesen, wenn auch günstige Mittel und physische Vorgänge noch so sehr unterstützend entgegenkommen mögen. Endlich ist ja auch die Vererbung, wie alle Darwinisten zugestehen, ein noch nicht im Mindesten „mechanisch" faßbarer Vorgang; es spricht vielmehr Alles dafür, daß Gliedmaßen sich ebenso durch zweckvolle Bildungstendenzcn vererben, wie Handlungsweisen, z. B. das Picken der Böget, das Schwimmen der oft von Hennen ausgebrüteten, von keiner Mutter unterwiesenen Entchen, durch einen zweckvollen Trieb. Uebrigens zeigt ein antimechanistischer, teleologischer Charakter in der Lehre Darwins sich keineswegs nnr bei diesen einzelnen Erklärungsmitteln; eines seiner Hauptwerke, das über den „Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren". ist von Ansang bis Ende an die Voraussetzung gebunden und arbeitet mit ihr, daß die Gemüthsbewegungen und darin enthaltenen Triebe, Zieltendenzen, als innerste Ursache für die körperlichen Erscheinungen, welche dort in Rede stehen, zu gelten haben.

Was allein noch von darwinistischen Erklärungsmitteln den Anschein des „Mechanischen" eher zu behaupten vermag, ist die vielberufene „natürliche Auslese" auf Grund der „Variabilität", d, h. die Thatsache, daß alle Individuen einer Art doch irgendwie von einander verschieden aussallen, diejenigen Varietäten aber, welche nicht genügend fähig sind, sich den Umständen „anzupassen" und sich im Andränge schädigender Concurrenz zu erhalten, häufig zu Grunde gehen, che ihnen eine Nachkommenschaft erblühen konnte. Zweifellos entstehen auf diesem Wege höher entwickelte, besser ausgestattete Organismen aus unfähigeren, weniger reich und weniger zweckvoll gegliederten; aber selbstverständlich ist eine solche bessere Ausstattung nur dadurch eine bessere und nur dadurch sür die Forterhaltung aussichtsvoll, daß der Gebrauch der Glieder stattfindet und den Erhaltungskampf trägt, und daß die verbesserten Glieder sich vererben. Sind sonach „Gebrauch" und „Vererbung", die wir als Wirkungen des Zielstrebens im Thier

reclamirt haben, auf keine Weise für Darwins Lehre zu entbehren, und durchdringen und tragen sie auch die „natürliche Auslese," warum soll nicht das darin waltende Zielstreben schon von vornherein herangezogen werden, um in sehr vielen Stücken das Variiren überhaupt, jcdesfalls, um die allmähliche Unbildung verbesserter und neuer nützlicher Gliedmaßen verständlich zu machen? Zumal es doch höchst gewagt bleibt, zu denken, ein kleiner, zufällig hcrvorgewachsener, zunächst noch unnützer Ansatz zu einem neuen Organ, zu einer Flosse, einem Schweife, zu Geschlechtsdrüsen, Augen, Ohren, zu einem Gehirn, habe schon die Erhaltung einer Varietät begünstigt, und so sei endlich durch fortwahrendes Ueberleben und sich Fortpflanzen derjenigen Individuen, welche das immer noch unnütze, aber für den künftigen Gebrauch späterer Generationen sich vorbereitende Organ am weitesten seinem Ziele angenähert an sich trugen, das gegenwärtige System zweckvoll ineinandergreifender Glieder entstanden.

Mit Recht sagt Fechner*): „Der Hahn hat Sporen an den Füßen, eine Federmähne, einen hohen rothen Kamm. Man erklärt die beiden ersten Einrichtungen nach dem Principe des Kampfes um das Dasein dadurch, daß Hähne, an denen dergleichen sich zufällig ausbildete, durch die Sporen ihren Gegnern im Kampfe überlegen und durch die Mähne besser gegen deren Bisse geschützt wurden, also den Platz auf dem Felde des Kampfes behielten. Aber unstreitig hätte man lange auf das Eintreten solcher Zufälligkeiten warten müssen, und wenn man bedenkt, daß bei allen anderen Thieren ahnliche Zufälligkeiten angenommen werden müßten, nm das Zustandekommen ihrer Jweckeinrichtungen zu erklären, so wird der Vorstellung schwindeln. Ich denke vielmehr, als die Organisation noch leichter veränderlich war, vermochte das psychische Streben, dem Gegner im Kampfe tüchtig zuzusetzen, sich vor seinen Angriffen zu schützen, und der Zorn gegen ihn, die noch heute den Sporen in Thätigkeit setzen, die Federmähnen sträuben und den Kamm schwellen machen, diese Theile durch demgemäße Abänderung der Bildungsvrocesse wenn nicht an den fertigen Hähnen hervorzutreiben, aber die Anlage dazu den Keimen und hiermit de» Nachkommen einzupflanzen."

Wir haben nur hinzuzufügen, daß wir auch eine solche, durch Zielstreben eingeleitete und hervorgebrachte Abänderung und EntWickelung als eine allmähliche, allmählich zu Verbesserungen, reicheren Gliederungen, Er» höhungen der Jntelligenzstufe, und zu neuen festen Gattungen führende angesehen wissen wollen. Wir wiederholen ferner, daß wir innerhalb des so aufgefaßten Entwickelungswegs die natürliche Auslese im Kampfe um's Dasein durchaus als einen sehr wirksamen Factor anerkennen, den wir sogar nur bei unserer Auffassung für wirksam halten können, da ihm nach unserer

*) Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgcschichtc der Organismen, Leipzig 187», S. 71 f.

Ueberzeugung ohne jenes Zielstrebcn die verbesserten Glieder meist fehlen würden, die er bewahren und vererben soll. Wir unterlassen auch nicht, ausdrücklich zu betonen, daß wir äußerer, selbst zufälliger Anstöße und zufällig zugewachsener Vortheile oder Ansätze zu veränderten Gliedmaßen durchaus nicht völlig entrathen wollen. Eine am Kopfende eines Wurmleibes durch die vorstoßenden Bewegungen dünn und durchsichtig gewordene Hautstelle, welche dem Lichte zuließ, dem Thiers angenehme Empfindungen zu erregen und von seiner Beute oder den Hindernissen feines Wegs ihm Bilder zu entwerfen, mag immerhin den Willenstricben des Thieres den Anstoß zu der Bemühung gegeben haben, diese Lichtstelle möglichst rein zu erhalten, immer durchsichtiger zu gestalten, alle sich bietenden Gelegenheiten und Mittel zu benutzen, um diese Einrichtung zu fixiren und zu vervollkommnen. Ganz so sehen wir in der Geschichte der menschlichen Erfindungen äußere Anstöße, Erfahrungen von Vorthcil und Nachtheil, auch Zufälle, zu Hebeln des erfinderischen Geistes und der Arbeitsenergie des Willens werden; aber wird Jemand behaupten, das Fernrohr habe sich durch allmähliches Anschießen von Theilen und Forterhaltung derselben von selbst stufenweise aus der Brille entwickelt?

Man bemerke, daß auch das Gesetz der Allmählichkeit ganz ebenso in der Geschichte der Menschencultur waltet, wie das Gesetz der Einwirkung äußerer und zufälliger Anstöße. Ja, selbst die Erscheinung der rudimentären Organe, in verkümmertem Zustande zwecklos fortgeführter, einst zweckvoller Gebilde, woraus der mechanistisch gesinnte Darwinismus so viel Capital schlägt, findet sich ganz ebenso in menschlichen Einrichtungen. Z. B. sind die rothen Lappen am Kvpfgeschirr ländlicher Zugpferde der sorterhaltene Rest einer Vorrichtung, die man einst zur Abwehr von Bezauberungen für nöthig hielt, und der moderne kleine Mützenschirm, namentlich an Schülermützen, ist bei seiner völligen Nutzlosigkeit ein deutliches rudimentäres Organ, der verkümmerte Rest eines Angriffs- und Beschattungsmittels. Endlich zeigen die menschlichen Kunst- und Willensproducte auch allenthalben, und umsomehr, je weiter zurück wir in die Vergangenheit eines Volkes oder je tiefer wir in seine niederen Bildungsschichten greifen, Unzweckmäszigkeiten, Unbeholfenheitcn, ja Albernheiten, Mängel aus Stoffarmuth, geringer Erfahrung, Thorheit und Schwäche, Gewohnheit und Trägheit, oder es kreuzen auch den geschicktesten Willen die unüberwindlichen physikalischen Eigenschaften der verwendeten Stoffe: — so entstehen hier massenhafte Beispiele für jenes besonders von Höckel gepflegte und fiir die mechanistische Lehre ausgebeutete Capitel der „Dysteleologie". Trotz alledem hören wir nicht auf, die menschlichen Erfindungen für Erzeugnisse des Denkens und Wollens, für Ergebnisse des Zweckstrebens und Mittelsuchens zu halten. Warum sollten uns die gleichen Züge bei der Thierwelt dazu veranlassen, diese natürlichste und einfachste Auffassung durch den bis zur Absurdität unwahrscheinlichen, verzwickten Apparat der zufälligen Häufung mechanischer

Ursachen zu ersetzen? Wenn doch, um es zu wiederholen, der Darwinismus selbst uns lehrt, das Menschenleben als stetige Weiterführung des Thierlebens anzusehen, also das letztere als den Beginn des crsteren?

Hatte es, wie wir gezeigt haben, unendlich viel gegen sich und verwickelte es in unabsehliche Schwierigkeiten, das Menschenleben nach Analogie eines Thierlebens aufzufassen, welches mechanisch verläuft, so werden wir, um die stetige Linie der EntWickelung im Sinne des Darwinismus durchzuführen, das Thierleben nach Analogie eines Menschenlebens auffassen, welches geschichtlich verläuft. Im gleichen Sinne sagt Karl Sncll*), ein Naturforscher von Fach, dessen geistestiefe, so oft den Nagel auf den Kopf treffende Grundgedanken leider immer noch der verdienten Verwerthung harren: „Wir wollen die Natur betrachten nach Analogie der Geschichte, und insbesondere die EntWickelung der natürlichen Organismen nach Analogie der Entwickelung der gcschichtlich-socialen Organismen. Und da diese letztere zum großen Theil in die geschichtliche Erinnerung fällt, so erhalten wir für die Entwickelung des Organischen überhaupt erst einen wirklichen Erfa hrungsinhalt."

Aber längst schon hält man gegen uns die Waffe der „Axiome der Naturwissenschaft" bereit, welche ebenso feststehen, wie die Axiome der Mathematik, aus unwandelbaren Gesetzen des menschlichen Verstandes hervorgehend. Sie könne niemals ein Naturforscher ungestraft ignoriren.

Diese Axiome sind von Wundt in einer weit bekannten und benutzten, äußerst scharfsinnigen Abhandlung**) zu folgender fester Formulirung gebracht worden: 1) alle Ursachen in der Natur sind Bewegungsursachen-, 2) jede Bewegungsursache liegt außerhalb des Bewegten ; I) alle Bewegungsursachc» wirken in der Richtung der geraden Verbindnngslinie ihres Ausgangs- und Angriffspunktes; 4) die Wirkung jeder Ursache verharrt; 5) jeder Wirkung entspricht eine ihr gleiche Gegenwirkung; U) jede Wirkung ist äquivalent ihrer Ursache. Dieses letzte Axiom ist identisch mit dem seit einigen Jahrzehnten erst mit vollem Bewußtsein der Naturwissenschaft zu Grunde gelegten Gesetze der Erhaltung der Kraft, welches einst der verstorbene Albert Lange mir gegenüber in einer unbegreiflichen Verkennung der Sachlage gegen die Willens- und Gedankenwirkungen ausspielte. ?) Wir müssen zunächst fragen, ob unter „Natur" dort bei Wundt die ganze Welt mit Allem, was in ihr geschieht, und mithin unter Physik nicht allein Naturwissenschaft

') In der Schrift „Die Schöpfung des Menschen", Leipzig 1863, S, «2 f, in welcher der oben citirle Gedanke eine treffliche Ausführung erhalten hat. — Noch manche Namen von Naturforschern berühmten Klanges, so vor allen den Karl Ernst von Bärs, dessen Begriff „Zielstrebigkeil" allgemein bekannt ist, könnten mir sür uns anführen.

—) Die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Causalprineip, Erlangen 1866.

's) In feiner „Geschichte des Materialismus", 2. Auflage, 2. Buch, Iserlohn 1875,, S, 440 ff.

überhaupt, sondern sogar die Summe aller Wissenschaften verstanden werden
solle. Diese Frage muß verneint werden, und jeder Kenner der Schriften
Mündts wird uns zustimmen, wenn wir versichern, daß dieser wahrhaft
philosophische Naturforscher weit entfernt ist, sie zu bejahen. Dazu gehörte
übrigens heutzutage ein ungewöhnliches Maß von Kurzsichtigkeit, wo es doch
in Jedermanns Munde ist. daß unsere Empfindungen ihrer Qualität
nach. z. B. süß, grün, Schmerz, und unsere Gedanken ihrem Inhalte nach
lediglich Zustände unseres Innern und keine „Bewegungen" sind. Eine
Bewegung hat Richtung, Geschwindigkeit, Dauer, Ausgangs- und Endpunkt,
aber sie ist nicht „grün" oder „süß", und in ihrem eigenen Begriffe liegt
Nichts von Schmerz oder von einem Gedankeninhalte, wie etwa vom Ge-
dankeninhalte „Rachsucht" oder „Einheit Deutschlands" und dergleichen.
Bewegung ist eben nichts Anderes als Ortsveränderung, und so sind eben
nur Ortsveränderungen Bewegungen; jede Bestimmung aber, die über den
Begriff der Ortsveränderung hinaus hinzutritt, kann zwar vielleicht
durch Bewegungen veranlaßt, hervorgelockt, verursacht sein, aber sie ist nicht
selbst eine Bewegung. Es giebt also Ereignisse, die nicht Bewegungen
sind, mithin giebt es auch Ursachen, die nicht Bewegungsursachen sind.
Hieraus folgt, daß in Wundts erstem Axiom: „In der Natur sind alle
Ursachen Bewegungsursachen" und in seiner Überschrift „Physikalische
Axiome" die Worte „Natur" und „physikalisch" von einschränkender Be-
deutung sind. Soweit das Universum „Natur" ist und soweit die Wissen-
schaft „Physik" ist, gelten darin jene sechs Axiome . Wer könnte hiergegen
Etwas einzuwenden haben? Natürlich entziehen sich diese Axiome jeder
Anzweifelung, solange nicht näher bestimmt worden ist, wieweit das Uni-
versum „Natur" heißen dürfe, und wieweit die Wissenschaft „Physik" sei.
Man könnte sogar leicht darauf verfallen, diese Bestimmung selbst wieder
durch jene Axiome zu geben, also zu sagen: „Natur" nennen wir das Uni-
versum nur soweit, als darin diese Axiome gelten,' und eben soweit nennen
wir die Wissenschaften „physikalische". Die Unverfänglichkeit der Axiome
der Physik wäre dann an^ sichtbarste». Jedesfalls dürfen wir verlangen,
daß man der Wissenschaft des Wirklichen, welche nicht frei in der Luft
schweben und nicht nur als subjective Geistesübung betrieben werden soll, das
Recht einräume, die geistigen Thatsachen ebenfalls als wirkende Ursachen,
als Kräfte, zu betrachten, wo uns die Erfahrung so deutlich dazu zwingt,
wie das im Reiche des Lebendigen der Fall ist. Als Wirkungen wird man
die geistigen Erscheinungen doch nicht los; warum sollen sie nicht auch Ur-
sachen sein? Es wäre ein seltsames Ding, welches Dasein hätte und doch
Nichts bewirkte. Man sagt: Körperbewegungen können nicht durch Gedanken,
durch Wollen, erzeugt werden. Woher weiß man das. da doch Aller Er-
fahrung anders redet? Das a prioi-i Aburtheilen, welches man den Philo-
sophen so schwer anzurechnen pflegt, ist für die Naturwissenschaft weit
unverzeihlicher. Weiß man überhaupt, was Körper ist? Wie nun, wenn

auch die Körper sich schließlich ganz und gar in Thätigkeitscentren auflösten
von derselben geistigen Art, wie unser wollendes Ich, nur ohne Bewußtsein,
mit ärinstem, gleichförmigstem Inhalte, in vollkommenster gesetzlicher Gebunden-
heit wirkend ? Aber das Gesetz der Erhaltung der Kraft!
Seien wir concret. Ich stehe vor meinem Hause, habe die Absicht
spazieren zu gehen, verharre einige Minuten zögernd, weil ich nicht weiß,
welche Richtung ich einschlagen soll. Jetzt steigt in mir der Gedanke auf:
„Dort im Dorfe M. giebt es einen neuen Schulbau, den ich noch nicht ge-
sehen und mit dem unseligen verglichen habe." Alsbald geschieht eine
Willensthat im Sinne dieses Gedankens, mein Körper dreht sich nach M. zu.
Ist wohl dem Gesetze der Erhaltung der Kraft irgend ein Leid's geschehen,
wenn ich den Willen hier als die Ursache ansehe, wodurch die motorischen
Nervencentren in Benutzung kommen, welche dann „mechanisch" die nach M.
führenden Bewegungen auslösten? Als diese motorischen Centrcn sich noch
in Ruhe befanden, war ein Spannungszustand vorhanden, der durch meine
Willensthat aufgehoben wurde: aus Spannkräften wurden lebendige
Kräfte. Diesen Unterschied kennt der Physiker gar wohl und wendet ihn
überall an, ja er drückt damit das Gesetz der Erhaltung' der Kraft selbst
aus, wenn er es schärfer, genauer, brauchbarer formuliren will. Das lehrt
uns Niemand deutlicher als Wundt.*) „Die Summe der lebendigen und
Spannkräfte bleibt immer erhalten" — so laulek dann die Formel.
Die Sehne eines Bogens ist gespannt; sie wird losgedrückt; die Spann
kriifte setzen sich um in die lebendige Krast, mit der die Sehne zurückschnellt,
dann in die des fliegenden Pfeils; was von Spannkräften hierbei verloren
geht, wird an lebendiger Kraft eingebracht; die Summe beider im Weltall wird
durch diese Verschiebung der Summanden nicht verändert, denn 5 4-2 ist gerade
soviel als 2 4- 5. Unsere motorischen Nervencentren gleichen solchen angespannten
Bogensehnen. Ehe ich mich für den Weg nach M. entschied, war keiner
der Pfeile abgeschossen. Mein Willensgcdankc drückt und „zielt" —
das ist seine „Zieltendenz", das ist seine ihm cigeiithümlichc Causalität.
Doch dies ist ja natürlich bildlich gesprochen. Sagen wir: unser Wille
setzt auf eine uns unbekannte Weise Spannkräfte in lebendige
Kräfte um, wie es seinen Zwecken entspricht. Dies läßt sich auf alle
die Zielthätigkeiten übertragen, die wir für die lebendige Natur auch außer-
halb und unterhalb des Menschenreichs in Anspruch nahmen. So wider-
spricht solche Zielthätigkeit keineswegs dem Gesetze der Erhaltung der Kraft,
sie bedient sich vielmehr desselben. Aber ist dies noch „Natur"? Der
Name ist gleichgültig; ist es nicht Natur, so ist es Geschichte. Das ganze
Universum ist weit mehr Geschichte, als Natur, wenn man nun einmal
nöthig zu haben glaubt, mit dem schonen lieben Worte „Natur" nur das
Todte zu benennen. Ja, wir kommen auf eine frühere Andeutung zurück:

A. a. O. in der Erläuterung des sechsten Axioms, Z. S7 ff.

es giebt dann wahrscheinlich überhaupt nirgends Natur; denn was Ware
wohl völlig todl? Man wird zuletzt wohl alle „lebendigen Kräfte" und
„Spannkräfte" als dirigirende Zieltendenzen auffassen lernen, welche in geist-
artigcn, stoff- und raumlosen Thätigkeitsmittelpnnkten ihren Sitz haben, und
so das Universum aus einem ersten, ewigen Willen, einem Urwillen zu
begreifen suchen, dessen Zieltendenzen sich auf unsrer Erde freilich nur in
langsam aufsteigender Entwickelung verwirklichen, auf anderen Weltkörpern
vielleicht ganz anders.

Wir haben bereits zugestanden- erklart würde auch so immer noch
sehr wenig, und die Berechenbarkeit vollends gewinnt dabei Nichts. Aber
da, wo die mechanische Ansicht ein völliges Tunkcl ließ und die Unbegreiflich-
keiten in einer Weise häufte, daß die barockesten Wundergeschichten dagegen
wie Berichte aus dem Alltagsleben klingen, da legen wir durch den Begriff
des Zielstrebens oder Wollens ein Zwischenglied ein, das wenigstens den
Hergang erläutert, ihn unter Analogie des Selbsterlebtcn stellt, jene neu
erfundenen Wunder überflüssig macht, und durch seine überwältigende Wahr-
scheinlichkeit von selbst Alles fortreißt, so daß auch der consequcnteste Mechanist
sich seiner wider Willen fortwährend bedienen muß. Gewiß, wir können
nicht sagen, wie der Willcusgedanke auf motorische Nerven wirkt, aber
sollen alle die soeben ausgezählten Vortheile uns nicht bewegen, wenigstens
anzuerkennen, daß er wirkt, zumal wir ja ganz eben so wenig wissen, wie
die Schwere, wie die Elasticität, wie überhaupt die „mechanischen" Kräfte
wirken?

Mit der Sicherung der Willenscansalität in solcher Durchführung sind
alle Bedenken geschwunden, die von sittlicher und religiöser Seite gegen den
Darwinismus mit Recht erhoben werden können. In diesem Sinne ist durch
die von uns angestellten Betrachtungen eine Aussöhnung mit dem Darwi-
nismus möglich, dessen Bewährung, Modifikation, specielle Ausbildung wir
dann eben so ruhig, ja mit Hoffnungen und Sympathien verfolgen dürfen,
wie die jeder anderen lichtgebenden Hypothese.

Ein goldener Faden.

von

Elise GrzeMo.*)

— wilna, —

Hst ein Wetter wie das heutige schön oder häßlich zu nennen? Auf diese Frage wüßte ich selber keine Antwort. Das hängt vom Geschmack und auch von der Gemüthsverfassung ab. Manche Leute lieben die glühende Sonne und das mit glanzenden Lichtfunken besäet« Firmament, andere, die vielleicht ein wenig müde sind — wer nußer ihnen könnte sagen warum? — versenken ihren Blick mit Wonne in ein umwölktes Himmelsgewölbe, in Nebel und Dämmerung.

Heute Nachmittag ging ich am Hof vorbei, den Fahrweg entlang, weit, weit in's Feld hinaus. Es ist zwar noch Sommer, aber das Getreide ist schon geschnitten, die Erde mit stacheligen Stoppeln bedeckt, nnd zwischen diesen zeigen sich hie und da Klee, Wollkraut nnd Felderbsen. Die Birnbäume, welche die öden Felder bewache,,,^ sind noch grün, aber dunkel und ermattet von Hitze und Staub, während die vergelbten Zweige der um den Garten und am Wege wachsenden Birken und Erlen aus der Ferne wie eherne Standbilder glänzen. Aber nirgends ist eine Spur von menschlicher Arbeit sichtbar, von dem Leben und der Bewegung, die sie erzeugt. Selbst das Dorf, dessen Hütten in langer Reihe auf dem Grund des halbrunden Waldes schimmern, giebt kein Lebenszeichen von sich. Nur aus weiter Ferne, von der entgegengesetzten Seite des Weges herüber, dringen die melancholischen Rufe, womit die Pflüger ihre faulen Ochsen antreiben, vom Hofe ertönt das Geräusch der Dreschmaschine, das einem unterirdischen

*) Mit Erlaubnis der Verfasserin aus dem Polnischen übertragen von M. Posner in Warschau.

Dorm« gleicht, hinter dem dunklen Walde erheben sich graue, die Weidr-
stellen bezeichnende Rauchwolken, und von Zeit zu Zeit Hort man die durch-
dringenden Stimmen der Weidenpfeifen, deren Musik in einigen wchmüthigen,
in's Unendliche wiederholten Tönen besteht. Und über Allem ruht ei»
von weißen Wolken bedeckter Himmel, sie erstrecken sich von einem Ende de»
Horizonts bis zum anderen, und nehmen nur hin und wieder eine dunklere
Färbung und bestimmte Umrisse an. In der Mitte dieses Himmels, au
dem Orte, wo die Weißen, die Form eines Fetzens bildenden Wolken ein
wenig auseinanderstehen, erscheint hinter einem Nebel die Sonnenscheibe
ohne Strahlen, einer runden blaßgoldenen Oblate ähnlich. Doch ich täusche
mich. Sie war nicht ganz ohne Strahlen. Als ich nämlich mein Auge
den Schwalben nachschwcifen ließ, die in langer, schwarzer Reihe nach Weste»
zogen, blickte ich auch in die bleiche, traurige Sonne, und ich sah einen Strahl,
einen einzigen, wie einen goldenen Faden, der glänzt und hoch oben abreißt.
Wer kann mir die überirdischen Wege weisen, auf denen die Erinnerungen
zu uns geflogen kommen? Wer kann mir sagen, warum das heutige, so
traurige und stille Wetter eine mir ehemals bekannte Frau und einen Moment
aus ihrem Leben vor meinem Gedächtniß auftauchen ließ? Es war eine so
plötzliche, eine so deutliche Erinnerung, daß in dem Augenblick, da ich de»
Sonnenstrahl sah, zwischen ihm und meinen Augen wie lebend, ja lächelnd
das schöne, und mehr noch interessante als schöne Gesicht von Felicie Olinska
vorüberglitt.

Das erste Mal sah ich sie, als ich, vom Lande nach Ongrod gekomme»
war und das Haus Joseph Olinskis besuchte. Da ich ihn in Geld-
geschäften besuchte, hatte ich schon vorher etwas über ihn zu erfahren
gesucht. Ich wußte also, daß er, ein ehemaliger Gutsbesitzer, sein Gut
verkauft hatte, und halb aus Nothwendigkcit, halb aus freiem Willen in die
Stadt gezogen war, daß er ein Mensch von hoher Ehrenhaftigkeit, ziemlich
wohlhabend, aber durchaus nicht reich sei, daß er in seinem Hause viele, zur
näheren und weiteren Familie gehörende Personen beherberge, und schließlich,
daß er zum zweiten Male geheirathet und drei Kinder aus erster Ehe habe.
Soweit mit den Verhältnissen vertraut, betrat ich einen großen Saal, in
dem sich mehrere Personen verschiedenen Alters und verschiedenen Geschlechts
befanden.

Der Hausherr, ein ungefähr fünfzigjähriger Mann, kam mir vom Karten-
tisch entgegen, von dem er sich erhoben hatte. Sein Aeußeres war etwas
träge und schläfrig, aber äußerst sympathisch. Groß und breitschulterig,
mochte er in der Jugend eine schöne Figur gehabt haben, welche jedoch jetzt
durch übermüßige Corpulenz beeinträchtigt wurde. Das hellblonde, er-
grauende Haar stach sonderbar von dem blühenden Gesicht ab, in dessen
Mitte ein paar blahblaue herzensgute Augen glänzten. Diese Güte, die sich
so deutlich nicht nur im Blick, sondern auch im Ausdrucke des Mundes und

im Lächeln kuud gab, machte ihn eben so sympathisch. Er begrüßte mich, nicht wie eine in Geschäften gekommene Person, sondern wie einen lieben Gast, und führte mich sofort, etwas linkisch zwar, aber sehr freundlich, in den Kreis seiner Familie ein. Das geschah auf folgende Weise: Ich hörte erst meinen eigenen Namen, und dann fünf Minuten hindurch die Namen und Titel der mir vorgestellten Personen.

„Meine Mutter, Franziska Olinska, meine Tante Anna Liniewska, mein Onkel Alois Chvimski, meine Schwester Michaline Olinska, meine Tochter Emilie, mein Sohn Wladislaw, mein kleiner Sohn Mieczys, Frau Susanne Skwierska, Herr Ludwig Okimski, unsere Gäste und Freunde."

Als er fertig war, frug er:

„Wo ist Felicie?"

Diese Frage gab die Anregung zu folgendem kurzen, aber lebhaften Gespräch:

„Sie ist ja in die Stadt gegangen."

..Wozu?"

„Nun, um Kuchen zu kaufen."

„Was für Kuchen?"

„Nun, zum Kaffee, lieber Joseph."

„Warum ist nicht jemand anders gegangen?"

„Aber Papa, es macht Dir's ja doch Niemand so recht."

„Das ist wahr. Sie wird wohl aber bald zurückkommen?"

„Natürlich; ohne sie könnten wir ja nicht einmal ,Wer ist der Schalk?' spielen/

„Warum könnt ihr dos nicht?"

„Weil sie den Schlüssel von der Kommode hat. in der die Karten find,"

„Entschuldigen Sie vielmals," wendete sich Herr Olinski jetzt zu mir. „aber ich wollte Ihnen mich noch meine Frau vorstellen. Wie Sie sehen, bilden wir einen ziemlich zahlreichen Kreis. Aber ein Tag vergeht nach dem andern, und es ist ganz gut so. Ich werde Ihnen sogar eingestehen, obgleich es uns vielleicht nicht gerade zur Ehre gereicht, das wir uns bedeutend behaglicher fühlen, seit wir das Land mit seinen Sorgen und seiner Langeweile hinter uns haben. Hier ist es doch ganz anders; bald kommt der, bald jener zu Besuch, man plaudert ein wenig, spielt ^rölVroncs."

„Die Kirche ist nah," unterbrach ihn die Mutter.

„Der Dvctor und die Apotheke bei der Hand," warf die Tante ein.

„Die Zei—Zei—Zeitungen alle Ta—Ta—Tage," sagte der stark stotternde Onkel.

„Oh! Wäre nicht das leidige Gymnasium, so würde ich auch ein Freund der Stadt sein," lachte ein achtzehnjähriger Knabe in Schüler uniform.

„Stadt! Schäme Dich doch, Wladek, so einem Neste den Namen ,Stadt' zu geben," bemerkte ärgerlich Emilie, die zwanzigjährige Tochter des Hauses.

die geschminkt, mit Locken, Bändern und Pantöfsclchen, aus denen rosa
Strümpfe hervorschauten, in etwas nachlässiger Haltung ans einer Chaise-
longue saß.
„Entschuldigen Sie," wiederholte nochmals der freundliche Wirth,
„aber Sie wünschten geschäftlich mit mir zu conferiren. ich bitte, bitte recht
sehr , . ."
Und mit diesen Worten führte er mich zu einem Kanapee, das sich in
solcher Entfernung von dem belebteren Theil des Salons befand, daß selbst
ein vertrauliches Gespräch in aller Ruhe dort geführt werden konnte.
Nebrigens war mein Geschäft weder gcheimnißvoll, noch sehr wichtig.
Während wir verhandelten, hatte ich Muße, die im Saal versammelten
Personen zu betrachten. Es waren sehr verschiedene Gestalten, aber keine
bot etwas Außergewöhnliches dar.
Tie Mutter war eine recht angenehme Greisin. Tie blüthenweiße
Krause ihrer Haube bildete einen hübschen Rahmen für das zwar runzlige,
aber runde und nicht farblose Gesicht, dessen ziemlich gewöhnliche, wenngleich
nicht unangenehme Züge sich auf frappante Weise in dem Gesicht des SohneS
wiederholten, Sie saß eben am aufgeschlagenen Kartentisch, von dem Herr
Joseph aufgestanden war und den auch die Hausfreunde umgaben. Tie
Unterbrechung ihres liebsten Vergnügens machte sie sichtlich ungeduldig.
Trotzdem unterhielt sie sich fortwährend mit den neben ihr sitzenden Freundinnen,
die ich jedoch, da ich sie gut kannte, zu betrachten nicht für nöthig fand.
Ich hörte nur, daß Frau Skwierska, eine vierzigjährige Beamtenwittwe,
deren Tugend eben so groß war wie ihre Beredtsamkeit, die vorwöchentliche
Predigt des Pfarrers Hajdecki in der Kathedrale fast wörtlich und mit
Gesten und einer Mimik wiederholte, um die sie manch' Einer von den
Rednern der hohen Schtile beneiden könnte.
Der runde, kleine und glattrasirte Ludwig Okimski dagegen, ein Bürger,
in der ganzen Stadt durch seinen Humor und prächtigen Witz bekannt,
bediente sich der unbenutzten Karten, um verschiedene, fast an Zauberei
grenzende Kunststücke zu machen. Er versteckte die Karten, die er in beiden
Händen hielt, auf dem Rücken, legte sie dann auf den Tisch, mischte sie
wieder mit unglaublicher Geschicklichkeit durcheinander und wandte sich dabei
vorzugsweise an Fräulein Michaline Olinska, deren prachtvolles und pracht-
voll frisirtcs Haar ein Gesicht umgab, das wohl recht hübsch mochte gewesen
sein, aber jetzt über dreißig Jahre zeigte, welk war, und die Spuren vieler
Enttäuschungen trug. Trotz dieser Enttäuschungen blickten ihre Augen mit
vielem Interesse in Herrn Ludwigs glatt rasirtcs, volles, heiteres Gesicht.
Die zwei Gymnasiasten, der eine noch ein Kind, der andere
ein heranwachsender Jüngling, empfanden beim Anblick der Kartenkunststücke
kein anderes Gefühl, als die höchste Lust, diese Mysterien zu durchdringen
und sie sich zu eigen zu machen. Zu diesem Zwecke bestürmten sie den
glücklichen Besitzer derselben mit einem so betäubenden Hagel von Bitten

und Fragen, daß selbst Alois Choimski, der magere und kahle Exprofessor, der in seiner mit goldenen Knöpfen versehenen Professorenuniform Zeitung lesend am Fenster saß, vor Aerger zischte, und sein Blatt alle Augenblicke gegen die lärmende Gruppe schwenkte, was wiederum ein entsetzliches knisterndes Geräusch verursachte.

Dieses Geräusch reizte, wie es schien, die Nerven der nicht jungen, blassen und augenscheinlich sehr guten Tante Anna Liniewska, welche in ihre Stickerei, eine netzartige Decke mit bunter Wolle, versunken, von Zeit zu Zeit den Kopf emporhob und Herrn Alois zischend zur Ruhe wies. So oft dies geschah, bückte sich Herr Alois mit einen, fast gerührten GesichtsauS- druck zu ihr nieder, und küßte ihre mit einer langen Nadel versehene Hand, was sie bis zum nächsten Geräusch vollkommen besänftigte.

Eine größere und dauerndere Sorge bereitete ihr die Wahl der Farben zu ihrer Stickarbeit, denn plötzlich hob sie den Kopf, den ein etwas kokettes Häubchen zierte und rief, voller Verzweiflung die Hände zusammenschlagend: „Aber liebe Frau Susanne, so rathen Sie mir doch! Ich weiß wirklich nicht, ob ich hier eine rothe oder eine gelbe Rose hinsetzen soll?"

Einen Augenblick nachdem sie die Frage gethan, war die ganze Gesellschaft mit Ausnahme des Exprofessors in zwei Lager getheilt, in das der rothen und der gelben Rose. Tie Großmama, Okimski, die Gymnasiasten, selbst die hübsche und bisher schweigend ihre rosa Strümpfe betrachtende Emilie ertheilten Nathschläge und tauschten ihre Ansichten aus. Jetzt sprach sogar Emilie am lautesten und eifrigsten. Nicht etwa, daß sie eine besondere Liebhaberin von Handarbriten gewesen wäre, aber hier handelte es sich um den guten Geschmack und auf diesem Felde gebührte ihr die Palme. Der gute Geschmack war ihre Speciolität. Beweis dessen die malerische Draperie ihres Kleides und die rosa Strümpfe.

Inmitten dieses, durch Tante Anna hervorgerufenen Trubels erklang plötzlich wie eine schmerzliche Klage die Stimme der Greisin:

„Warum giebt es keinen Kaffee?"

„Fely ist noch nicht da," antworteten fast alle Stimmen im Chor.

„Aber warum bleibt sie so lange aus?"

„Vielleicht ist sie spazieren gegangen?"

„Das wäre gerade zu gelegener Zeit!"

„Vielleicht hat sie irgendwo eine schöne Aussicht gefunden, sie ist Ho eine Nalurfreundin!"

„Und hat nns und unseren Kaffee vergessen."

„Frau Felicie sieht heute schlecht aus; vielleicht ist sie leidend."

„Und wer ist Schuld daran? Sie liest des Nachts und sieht dann schlecht aus. Sag' ich doch immer, daß alle diese Weisheit für eine Frau —"

‚Do—Do—Don Carlos sch—sch—schlägt sich." rief plötzlich Herr Alois vom Stuhle aufspringend. „Wie—wieder schlägt —"

Plötzlich ging die Thüre auf, und ein junger, mir wohlbekannter
Beamter trat herein. Es war ein hübscher, wohlerzogener Jüngling von nicht
gerade großer Bildung, aber mit einem sehr entzündlichen und nach Liebe
verlangendem Herzen. Was ihn am meisten kennzeichnete, war nämlich, daß
er immer in irgend eine junge Frau oder in ein Fräulein verliebt war.
Zu arm noch, um zu Heirathen, opferte er auf den Altären aller Schönheiten
Ongrods. Außer Frauen und Mädchen liebte er aber auch die Poesie. Er
besaß ein gutes Gedächtnis;, mehr als gewöhnliches Declomationstalent, und
entwickelte im Gespräch einen sehr blumenreichen Stil. Diese Eigenschaften
erwarben ihm einen hohen Grad von Sympathie und Achtung unter den
Damen der Stadt. Auch jetzt, bei seinem Eintreten in den Salon des
Herren Olinski zeigte sich diese allgemeine Sympathie.
Am lebhaftesten machte sie sich bei Fräulein Emilie bemerkbar, was übrigens
ganz in der Ordnung war, denn der erste Blick aus Herrn Thevphils
schwarzen Augen galt ihr, aber auch Fräulein Michaline schien elektrisirt und
rief mit einer Lebhaftigkeit, die ihr welkes Gesicht verjüngte, jetzt, da Herr
Theophil gekommen sei, müsse man zu spielen anfangen, man Wiste ja schon
im Voraus, wer die Haube werde aufsetzen müssen.
Es erwies sich jedoch, daß man ohne Felicie weder Kaffee trinken, noch
das beliebte Gesellschaftsspiel orrangiren konnte. Das ganze Haus, sonst so
bequem und für das Vergnügen eingerichtet, war in ihrer Abwesenheit wie
gelähmt. Wieder ertönten Rufe und Klagen.
„Wo ist Felicie? Warum bleibt sie so lange in der Stadt?"
Mein geschäftliches Gespräch mit dem Hausherrn war beendet, aber
wäre das selbst nicht gewesen, ich hätte gethan als wäre ich fertig, denn
das Nachmittagsschläfchen umschleierte seine sanften Augen wie mit einem
Nebel, und der Ausdruck eines schweren Kampfes mit demselben bedeckte sein
gutes, ehrliches Gesicht. Trotzdem er jedoch furchtbar schläfrig war, beein-
trächtigte dieses seine Freundlichkeit nicht im Geringsten. Er forderte mich
auf zum Kaffee zu bleiben, und Mutter, Tante, Schwester und Tochter
wiederholten die Einladung. Als sie mich jedoch zum Weggehen entschlossen
sahen, nahmen sie mir das Versprechen ab, ihr Haus ein anderes mal und
zwar so bald als möglich auf längere Zeit zu besuchen. Dann begleitete
mich Herr Joseph bis zur Thür des Vorzimmers, und während sein älterer
Sohn mir mit höflicher Eile den Mantel umgab, ertheilte er mir trotz der
Müdigkeit, die ihm selbst die Spache erschwerte, Rathschläge und Ver-
sicherungen betreffs meines Geschäfts, die sowohl von der Ehrenhaftigkeit
seines Charakters, wie von der Güte feines Herzens zeugten.
Die Wohnung der Olinskis befand sich im zweiten Stock eines Hauses
der Stadt. Als ich die Treppe hinunterstieg, sah ich eine an einer Biegung
derselben stehende Frau, deren Stellung mich frappirte und fast befremdete,
Sie war schlank, sehr gut gebaut, trug einen dunklen Mantel und schwarzen
Hut, unter dem ein dicker, glänzender, kastanienbrauner Zopf sichtbar war.

Sie stand ganz unbeweglich, den Ellbogen auf das Geländer der Treppe
gestützt, den Körper nach vorn gebeugt, das Gesicht auf die Hand gelehnt.
Diese Stellung war sehr beredt, sie drückte Ermüdung und Nachdenken aus.
Von ihrem Gesicht konnte ich nur einen Theil der weißen Stirn und große,
dunkelblaue von den halbgesenkten Lidern verdeckte Augen sehen, die traurig,
ach furchtbar traurig zur Erde blickten. Das Uebrige wurde mir durch ihre
Stellung verdeckt. Sie überhörte meine nahenden Schritte und neugierig
betrachtete ich sie einen Augenblick. Ich errieth, wer sie war, denn in der
andern, kraftlos herabgesunkenen Hand hielt sie einen großen, verdeckten Korb,
der sicherlich die Kuchen zum Kaffee enthielt. Darum war sie so lange
nicht zurückgekommen, und so zu ungelegener Zeit weggeblieben? Aber was
mochte es gewesen sein, das sie hier ergriffen und festgehalten? War es
die nach einem Augenblick der Nuhe sich sehnende Ermüdung? Oder ein zu-
dringlicher, nicht zu bannender Gedanke? Oder ein Augenblick der Reue und
des Kampfes, der ihre Kräfte zu übersteigen drohte? Alles dieses war in
ihrer Stellung und im Ausdruck ihrer Augen zu lesen. Endlich hörte sie
meine Schritte, wie aus tiefem Schlaf geweckt raffte sie sich auf, und lief
so rasch die Treppen hinauf, daß das weiße, zarte, kameenartige Profil ihres
Gesichts vor meinen Augen flugs vorüberhuschte.

^aum war ich auf der Straße und einige hundert Schritte von Olinskis
Wohnung entfernt, als ich von ferne Herrn Adam Tarnicki erkannte, der
mir entgegen kam. Es war unmöglich, ihn nicht schon von Weitem z»
erkennen ; die Haltung voller Kraft und Ruhe, die stolze Tenkcrstirn, und
eine gewisse Vornehmheit in Gang und Geberde, welche dos Gepräge des
Aeußeren eines hvchcivilisirten Menschen bilden, unterschieden ihn nicht nur
auf der Straße, sondern überall von der Menge. Würden wir die Natur
nach uns beurtheilen, wir könnten glauben, daß sie Anfälle guter und böser
Laune, Augenblicke gesammelten, energischen und ermüdeten nachlässigen
Schaffens habe. Wäre ich dieses Glaubens, ich wäre überzeugt, sie habe
Adam Tarnicki in einem Moment großer Herzensgüte und schöner Eingebung
geschaffen. Er war unbedingt eines der besten, vollkommensten Organismen,
die man auf der Erde finden kann. Von Beruf Landwirth, war er ein
Verehrer und Kenner der Wissenschaften, und in seiner Brust glühte ein
Funke von Poesie und Enthusiasmus, der den Grund von vielen seiner
Tugenden uud Leiden bildete. Häufig sagte ich ihm neckend, er begehe eine
schwere Sünde, daß er sich so lange keinen eigenen Herd gründe, oder mit
einfachen Worten nicht heirathe, „Sie werden bald vierzig Jahre, wann
werden Sie die Wärme des eigenen Herdes genießen? Wann werden Sic
der Gesellschaft einen Sohn erziehen, der Ihnen ähnlich fein soll? Wann
schließlich werden Sie ein zum unglücklichen Geschlecht gehörendes Wesen
glücklich machen?" Auf diese Fragen pflegte er manchmal scherzend, öfters
jedoch mit ernsten und selbst traurigen Worten zu antworten:

„Ich habe keine gefunden, ich habe keine gesehen, ich kenne keine."

Er hatte nicht gefunden, nicht gesehen, er hatte keine Frau kennen gelernt, die den Bedürfnissen seines Geistes und Herzens entsprochen hätte. Er lebte leider nicht nur mit dem Herzen, wobei man doch am glücklichsten ist ; denn lebt man noch daneben mit dem Kopfe, gleich macht das Herz sonderbare, zahlreiche und sehr große Ansprüche. Seit einiger Zeit jedoch hatte ich bemerkt, daß dieses Gesprächsthema auf Herrn Tarnicki einen peinlichen Eindruck zu machen schien. Ich berührte es daher nicht mehr und nur manchmal fragte ich mich in meiner Einsamkeit: „Sollte er endlich gefunden, gesehen, erkannt haben?"

Wir begrüßten uns wie gewöhnlich, freundschaftlich und herzlich. Ich sagte ihm gleich, ich käme von Olinskis.

„Und ich gehe zu ihnen," erwiderte er.

Ich hatte nie gehört, daß er die Familie kenne. Cr sagte mir, er kenne sie seit einem Jahr, habe sie Anfangs sehr häufig, dann seltener besucht, jedes Mal jedoch, wenn er in der Stadt sei. was alle paar Wochen, manchmal jede Woche geschehe. Plötzlich kam mir der Gedanke, Herr Adam sei in letzter Zeit viel häufiger in Ongrod als früher. Ich äußerte ihn jedoch nicht, erzählte hingegen ziemlich weitläufig, wie ich heute Ielicie Olinska flüchtig erblickt, was ich aus ihrem Auftreten und ihren Augen errathen hatte, wie mädchenhaft mir ihre Figur, wie rein, zart und nur etwas ermüdet die Linien ihres Profils erschienen war.

Herr Adam schwieg. Er ging neben mir her, und als ich zu ihm emporschaute, sah ich, daß sein Gesicht sonderbar umwölkt war. Es ist nicht möglich, die plötzliche Aenderung in seinen Zügen mit anderen Worten zu bezeichnen. Sie erinnerten an die Oberfläche eines tiefen Wassers, das eine muthwillige Hand durch einen Steinwurf getrübt. Es entstehen dann gewaltsame Bewegungen, die Linien vertiefen sich, und Lichter blitzen, welche sonst, wenn der Tag nebelig, und das Wasser nicht blau und nicht durchsichtig ist, trübe und farblos sind.

Ich kam später aus verschiedenen Gründen sehr häufig zu Olinskis,
Bei meinem zweiten Besuche lernte ich Felicie kennen. Ich weiß nicht genau, wie alt sie damals war. Sie konnte nicht mehr so sehr jung sein, da bereits zehn Jahre seit ihrer Hochzeit verflossen waren, und doch hatte ich mich nicht getäuscht, als ich Herrn Adam gesagt hatte, ihre Figur und alle ihre Bewegungen trügen das Gepräge der Mädchenhaftigkcit. Wenn man sie von Weitem sah, wie sie in einem einfachen Kleide und einer Wirthschaftsschürze, das Haar glatt gescheitelt und hinten in einen prächtigen Zopf geflochten, stets thätig, Alle bedienend, lebhaft und leicht durch die Zimmer schritt, man hätte sie für eine ganz junge Tochter des Hauses, ein noch nicht zwanzigjähriges Mädchen halten können. Diese Mädchenhaftigkeit, oder um mich richtiger auszudrücken, diese Jungfräulichkeit ihrer Erscheinung konnte eben so gut auf die große Einfachheit ihres Anzugs und Auftretens, als auf die Zartheit und vollkommene Harmonie ihrer Formen zurück-

geführt werden. Das ovale, rein griechische Profil ihres Gesichts, die in
gerader Linie von der Stirn kommende Nase und die sanfte Wölbung der
rosa Lippen gaben ihr ebenfalls das Aussehen elfter Jugend. Erst, wenn
man ihr voll in's Gesicht schaute, offenbarte sich in ihr nicht das junge
Mädchen, sondern die Frau, und zwar die Frau, deren schöne Stirn nicht
die atlasgleiche Glätte des Lilienblattrs, und deren längliche, große blaue
Augen nicht die ruhige Bläue des Frühlings hatte. Im Gegcntheil, ihr von
Natur sehr weißer Teint war schon müde und verblaßt, und der ernste,
durchdringende Blick, aus dessen Tiefe heiße Strahlen glänzten, verrieth den
glühenden Mittag des Lebens, die Fülle der Gedanken und Empfindungen.
Am schönsten war sie, wenn sie sprach oder lachte, denn ihre Stimme war
metallreich und elastisch, ihr Mienenspiel ein lebhaftes, und in der Erregung
und Heiterkeit sprühten ihre Augen blitzende Funken. .

Sie lachte gerade, als ich den Salon betrat, und noch im Nebenzimmer
hörte ich die perlengleich rollende, kurze Skala dieses Lachens, Der kleine
Mieczys hatte sie um die Taille genommen während sie das Kaffecbrett mit
voll eingeschenkten Gläsern trug und herzte und küßte sie mit großer Gefahr
für die daraus befindlichen Gegenstände. Das war die Ursache ihrer
Heiterkeit.

Die Großmama mußte wohl für ihren Kaffee fürchten, denn mit dem
ihr eigenen, einer schmerzlichen Klage gleichenden Tonfall der Stimme
rief sie:

„Wirklich, Fely, Du hast den Jungen so verzogen, daß man nicht
einen Augenblick Ruhe —"

„Aber Mama Fely erzieht ihn ja nach einer neuen klugen Methode,"
unterbrach sie Fräulein Michaline niit einem blitzenden Seitenblick auf die
Schwägerin.

Felicies Lachen verstummte, wie das Geräusch einer plötzlich gerissenen
Perlenschnur. Sie schob das Kind bei Seite, stellte das Brett auf den
Tisch, und fing an den Kaffee herumzureichen. In diesem Augenblick wurde
mein Eintreten bemerkt, und die frohen, aber lärmenden Ausrufe der
Begrüßung betäubten mich fast. Die Freude in Herrn Olinskis Haus beim
Erscheinen eines Gastes war stets so groß als wäre es wirklich und jedes-
mal, wie das Sprüchwort sagt, die Erscheinung Gottes. Joseph, der den
Kartentisch verlassen hatte, stellte mir seine Frau vor. sie drückte mir warm
und herzlich die Hand, sah mich an mit ihrem ernsten, glänzenden Blick, und
beschäftigte sich weiter mit dem Umherreichcn des Kaffees. Die zwar wohl-
habende, aber nicht reiche Familie hielt, wie es schien, wenig Dienerschaft.

Die geographische und topographische Eintheilung des Salons war in
diesem Augenblick folgende: Im Centrum thronte der Kartentisch, an dem
der Hausherr, seine Mutter und Frau Skwierska saßen. Man spielte hier
«n rrois, denn Ludwig Okimski war an den Nebentisch emigrirt, der sich
Mischen dem Kanapee und den Fauteuils befand, welche die Damen Michaline

und Emilie, die beiden Gymnasiasten und Herr Theophil Sickierski ein-
nahmen. Jede dieser Personen hielt Karten in der Hand und die ganze
Gesellschaft spielte: „Wer ist der Schalk?"
Am Fenster, das Gesicht mit einer Zeitung verdeckt, saß der Onkel,
der Ezprofessor. und ein paar Schritte weiter stickte Tante Liniewski eine
Weiße oder gelbe Rose in ihre netzartige Tecke.
Mein Kommen hatte wieder das gewöhnliche Nachmittagsvergniigen
unterbrochen, und während ich. neben der Greisin sitzend, einen Vortrag
über die vorzügliche Wirkung der Lakritze gegen den Husten, und die Beweis-
führung von Frau Skwierska, daß Haferzucker unstreitig besser sei, anhörte,
zeigte Herr Okimski am langen Tisch vor dem Kanapee Fräulein Michaline
ein Kunststück, aber nicht mit Karten, sondern mit Messern; die über den
Tisch gebückten Gymnasiasten machten laute und eifrige Studien darüber,
und Herr Thcophil declamirte halblaut für Fräulein Emilie das neueste
Gedicht von einem gebrochenen Herzen, das er in einer Zeitung gelesen.
Dabei entwickelte sich ein allgemeines, aber sehr eifriges Kaffeetrinken, oder
eigentlich Essen. Auf jeden der Tische hatte Felicie thurmhoch mit verschiedenem
Backwerk gefüllte Körbe und Töpfchen mit schöner, dicker Sahne gestellt.
Alle Hände bewegten sich um Gläser, Körbe, Töpfchen, alle Kinnladen
bewegten sich ebenfalls, ohne darum die Zungen zur Ruhe zu verdamme».
Man oß hier fast so viel wie man sprach. Am langen Tische lachte man
laut über die Kunststücke Okimskis. und in dieses Lachen mischte sich nur
ein trauriger Ton, der Ton, von dem Herzen das gebrochen. Aber selbst
dieser wurde durch das Essen, das den Mund des singenden Barden füllte,
ein wenig gedämpft.
Nach langem Bitten meinerseits, und energischem allgemeinen Protest
der Gesellschaft, ging dieselbe doch darauf ein, ihr Spiel wieder aufzunehmen.
In diesem Augenblick stand Felicie neben mir und lud mich mit einer Be-
wegung auf ein abseits stehendes Kanapee. Ein Gegenstand der Untcr^
Haltung war bald gefunden, hatten wir doch einen gemeinsamen Bekannten,
Sie setzte sich neben mich hin und begann:
„Ich habe sehr gewünscht. Sie kennen zu lernen, Herr Tarnicki hat
mir viel von Ihnen erzählt. Er ist Ihnen ein wahrer Freund."
, Sie sagte das freundlich, mich mit ihren großen ernsten Augen ruhig
und sicher anblickend. Ich entgegnete, Herr Adam gehöre zu den wenigen
Menschen, deren Freundschaft nicht nur freue, sondern auch ehre.
„Sie werden das sicherlich besser und genauer wissen als ich," erwiderte sie.
Froh, von meinem Freunde reden zu können, fing ich an von den mir
genau bekannten Bemühungen zu erzählen, die Herr Tarnicki mache, um
die Landwirthschaft und die physische und moralische Entwickelung des Land-
volkes zu heben, von der Ausdauer, mit der er seine wissenschaftlichen und
socialen Ueberzeugnngen äußere und verbreite, trotz der Verdrießlichkeiten
und Verluste, die er dafür erdulden müsse; von seinem Hans, welches auf

eine zicnilichc Strecke in der Runde der einzige Mittelpunkt des Lichtes, des Fortschritts, der Anregung sei.

Je länger ich sprach, desto mehr bemerkte ich, wie sich Teint, Haltung und Blick der zuhörenden Frau belebten nnd einen Ausdruck annahmen, der deutlich das Gefühl von Glück und Stolz verrieth. Es war augenscheinlich meine Erzählung, die sie so stolz und glücklich machte. Ihre Wangen bedeckte ein leises Roth, ihre Augen strahlten in ruhigem Glänze. Den Kopf mit einer unwillkürlichen Bewegung erhebend, und in enthusiastischer Freude die schonen nervösen Hände faltend, rief sie aus:

„Oh, welch' Glück, daß es solche Menschen auf der Welt gicbt!"

Rasch jedoch, nnd sichtlich geübt ihre Empfindungen zu»- unterdrücken, beherrschte sie ihren Enthusiasmus und sagte ruhig:

„Ich wußte das Alles schon früher, aber ich kannte es nicht so genau. Ich spreche niit Niemand über Derartiges, Auch ich verdanke Herrn Tarnicki viel. Wir sehen uns selten und sprechen sehr wenig mit einander, und doch haben mir diese Gespräche und die Bücher, die er mir borgt, die Augen über vieles geöffnet, — obgleich — — —"

Sie fchwieg nachdenklich n»d nach einem Augenblick fügte sie, den Blick zur Erde gesenkt, hinzu:

„Obgleich ich nicht weiß, ob es eine Wohlthat ist, Jemandem die Augen zu öffnen."

„Wären Sie eine Anhängerin der heiligen Armuth des Geistes?" fragte ich.

„Nein," antwortete sie rasch, „sicherlich nicht. Ich denke im Gegcnthcil, daß die Reichen im Geiste, diejenigen, die viel wissen, viel denken, viel fühlen, die Blüthe der Menschheit, vielleicht die ganze Menschheit sind, aber "

Sie hob den Kopf und schloß lächelnd:

„Aber es scheint mir doch, daß Säuglinge die glücklichsten Geschöpfe unter der Sonne sind. Keine Pflichten, kein Gewissen, keinen Kampf, die vollkommenste Gleichgültigkeit für Alles, was nicht sie selber betrifft, das vollständigste Nichtwissen. Dabei sind immer Arme bereit, die sie umfassen, wiegen und an sich drücken."

Ihre Stimme zitterte ein wenig, aber zu gleicher Zeit lachte sie fast laut.

.Sie werden sagen, daß ich mir selber widerspreche? das ist wahr. Die menschlichen Wünsche nnd Urtheile sind ja voller Widersprüche. Dieses Mal jedoch wird es mir vielleicht möglich sein, diese scheinbaren Gegensätze zu vereinen. Die Würde des Menschen und sein Glück sind ja zwei verschiedene Sachen. Es scheint mir also, daß die Reichen im Geiste die würdigsten, die Armen jedoch die glücklichsten sind. Nicht wahr?"

Ich wollte antworten, aber vom Preference-Tisch herüber erklang die laute nnd klagende Stimme der Greisin.

„Fcly! Frau Skwierska hat keinen Kaffee."

Sie stand rasch auf und verließ, mich mit einem Neigen des Kopfes um Entschuldigung bittend, das Zimmer. In diesem Augenblick entstand am Nebeulisch vor dem Kanapee ein unbeschreiblicher Lärm,
Das Spiel war beendet, die Karte, welche mit der unter einem Cigarrenkasten versteckten ein Paar bildete, fand sich in Herrn Okimskis voller, fetter Hand, Es wurde ihm eine weiße Haube mit großer, breiter Krause aufgesetzt, Fräulein Michnline schmückte ihn eigenhändig mit diesem Putz, wofür er einen flüchtigen Kuß auf ihre Hand drückte. Dann, um zu beweisen, wie Iieldenhaft er sei» Unglück zu tragen verstehe, faltete er die Hände und sing an. mit entsprechenden Körper- und Kopsbcwegungen nachznmachrn, wie die alten Weiber in der Kirche ihre Gebete plärren. Er machte einer halb betrunkenen Frau nach, und thctt dies so vorzüglich, daß selbst die Preferencespieler ihr Spiel unterbrachen und ihm zuschauten, und Herr Joseph rief sich zu mir wendend, herzlich lachend:
„Was für ein unschätzbarer Komiker der Herr Ludwig doch ist!"
„Un . . . un , . . unschätzbar," rief mich der Exprofcssor, den die vorzügliche Nachahmung der betenden Bettlerin von dem weiten Horizont der europäischen Politik in die Freuden des Familienlebens zurückgeführt natte. Sein Ausruf verursachte neue Freude. Okimski sprang von Stuhle auf.
„Herr Professor, Sie müssen mit uns spielen!"
„Bitte Onkel, bitte, Sie werden gewiß die Haube vom Herrn Ludwig erben!"
„Oh. si . , , si , . . sicherlich! ich bin doch so muth . . . muth . . . muthwillig!"
„Fely spielt heut nicht niit, und da sind wir so wenig Personen!"
Der ganze Haufen übersiel den Professor und zog ihn an den Händen und den Schößen seiner alten Uniform an den Tisch. Als Tante Liniewska die verzweifelte Lage ihres Freundes sah, beschloß sie, sie mit ihm zu theilen. Mit einer energischen Bewegung streifte sie Netze und bunte Wolle von ihren Knien und erhob sich.
„Wartet nur," sagte sie. „Als ich jung war, neckte ich auch gern, vielleicht werde ich noch jetzt die Lente foppen können. Gebt mir einen Stuhl!"
Tie Freude über die Theilnahme der beiden Alten am Spiel war eine allgemeine. Man setzte sie nebeneinander, und gleich hieß es: „Onkel und Tante sehen aus wie der Herr Pastor und die Frau Pastorin!"
„Spielen wir Herr Pastor und Frau Pastorin!' ich habe die Pastoren so gerne!" rief Fräulein Michaline mit einem feurigen Blick auf Okimski. der reformirtcr Confessio» war.
Gesagt, gcthcm. In einem Nu wurde aus: „Wer ist der Schalk?" „Herr Pastor und Frau Pastorin".
Felicie brachte Kasse für Frau Skwierska. hinter ihr erschien das Dienstmädchen niit Körben voll Obst und Stößen von Desserttellern und Messern, die sie auf den verschiedenen Tischen unterzubringen suchte.

„Ach welch' schöne Aepfel!" rief Herr Joseph, ich dachte gar nicht,
daß man um diese Jahreszeit noch so schönes Obst bekommt! Aber was
würde auch meine Fely nicht finden!"
Da sie eine Apfelsine für seine Mutter schälend, neben ihm stand,
küßte er ihr die Hand.
„Das muß man gestehen," sagte darauf Frau Skwierska, „Herr Joseph
ist ein selten guter Mann. Für Alles dankt er seiner Frau so hübsch und
höflich."
„Fely, eine Fußbank!" klagte die Greisin,
Sie brachte der Mutter eine Fußbank, und kehrte zu mir zurück.
Auch ich hatte schon meinen Kaffee getrunken und war beim Obst angelangt.
Vom Obst ging das Gespräch leicht auf das Landleben über, und ich er-
fuhr, daß Felicie auf dem Lande geboren und erzogen worden sei.
„Ich weiß wohl," sagte sie, „daß große Städte nothwendig sind und
daß sie auch sehr heiter sein können, aber wozu die kleinen Städte existiren,
das ist mir unbegreiflich."
„In dem Dorf, wo ich geboren wurde," erzählte sie nach einer Weile,
„erinnere ich mich einer Stelle, die ich vorzugsweise liebte. Es war eine
Wiese, nichts als eine niedrige Wiese mit immer grünem Gras, aus dem
hier und da rosenfarbiger Klee hervorschaute. An einem Orte wuchs dort — "
„Fely! möchtest Du nicht etwas von dem guten Ratcifia bringen? Du
weißt schon! Sie werden auch davon nehmen, er ist ganz leicht!"
Ich weiß nicht warum, aber die Schlüssel in der Tasche ihrer Schürze
klapperten ziemlich laut, als sie aufstand und herausging. Binnen Kurzem
kehrte sie zurück, gefolgt von dem Dienstmädchen, das auf einem Kaffeebrett
Ratafia und kleine Gläser trug. Sie goß ihn ein, und reichte ihn den verschiedenen
Gruppen der Spielenden. Großmama trank keinen Ratafia, und wünschte
ihr Kästchen mit Lakritze. Auch dieses brachte sie. Der Mann küßte ihr
wiederum die Hand. Sie kehrte zu unserem Kanapee zurück, und als hätte
Nichts ihre Erzählung oder wenigstens ihren Gedankengang unterbrochen,
fuhr sie fort.
„Dort wuchs eine Gruppe sehr alter Erlen, unter denen es am heißen
Sommervormittag so still war wie im Himmel. Nur die Goldamseln pfiffen.
Und jetzt noch, wenn ich die Augen schließe, sehe ich die alte, schiefe Erle
vor mir, und mir ist, als höre ich das Pfeifen der Goldamseln. Haben
Sie noch nie solche Hallucinationen gehabt? Ich sehr häufig, und am
häufigsten, wenn ich müde bin. Dann brauche ich nur die Augen zu schließen,
und sofort sehe ich verschiedene Bilder und Gesichter .,., rasch, unglaublich rasch
erscheinen und verschwinden sie. Aber manchmal erscheint ein Gesicht so
deutlich und bleibt so lange vor meinen Augen stehen." — — —
Im Salon wurde es dämmerig und still. Der Hausherr und seine
Mutter waren am Preferencetisch eingeschlafen, oder eigentlich eingeschlummert
auf denselben Sesseln und fast in denselben Stellungen, in welchen sie früher

goldener Fade»,
gespielt hatten. Die Greisin hielt sogar noch die Karten fächerartig in der Hand, welche jedoch nach und nach aus ihren Fingern glitten. Herrn Josephs Karten lagen schon längst halb auf seinen Knieen, halb auf der Erde, und er schnarchte leise. Frau Skwierska und die Gymnasiasten waren verschwunden, und in den Ecken hörte man gedämpftes Flüstern. Tie Tante und der Onkel flüsterten von den guten alten Zeiten. Fräulein Michaline und Herr Okimski davon, ob beim Heirathen eines vierzigjährigen Mannes das Herz, die Leute oder der Teufel die Hauptrolle spiele, Fräulein Emilie und Herr Theophil erörterten die Frage, ob unerwiderte Liebe tödte oder nicht? Auf diese vier Paare, wie auch auf die Tische, welche voll von auseinandergeworfenen Karten, leeren Gläsern, Gläschen, Töpfchen, Kuchenresten, Obstschalen und schmutzigen Messern waren, senkte sich langsam eine graue Wolke, gebildet von Cigarren-'und Cigarrcttendampf und von dem durch die drei großen Fenster hereinbringenden Nebel.
„Haben Sie einmal das Torf gesehen, in dem Herr Tarnicki wohnt?" fragte mich leise die neben mir sitzende Frau,
Ohne meine Antwort abzuwarten, frug sie weiter:
„Haben Sie nicht auch das Gefühl, daß Sie den Ort kennen lernen möchten, wo Menschen wohnen, die Ihnen mehr sind, als die Secunden, die diese Uhr so monoton, so eintönig schlägt?"
Ich antwortete nicht sogleich. Unwillkürlich horchte ich auf das Ticken der in der Ecke des Salons stehenden Uhr. Auch sie hörte hin.
„Werden Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß man im Herzen eine traurige Freude haben kann, welche in der Dämmerstunde, wenn es stiller um uns wird und wir Nichts zu thun haben, sich wie ein goldener Faden durch diese Secunden schlingt?"
Einer unserer Humoristen sagt irgendwo sehr witzig, wer die Achtbarkeit seines Helden nach einem anderen Ort übertragen lassen wolle, müsse zu diesem Zweck einen besonderen Waggon miethen, so groß wäre dieselbe. Ich dachte manchmal, um die Achtbarkeit der Familie Olinski zu übertragen, müsse man einen ganzen und langen Güterzug haben, so viel war ibrer da. Ich täuschte mich nicht, als ich auf den ersten Blick urthcilte, Frau Franziska Olinska sei eine gute und gottcsfürchtige Matrone, Ich erfuhr später, ihr langes Leben sei einem Thautropfen zu vergleichen, auf dem nur ganz wenig Staub des Weges sich angesetzt. Sie war erst Tochter, dann Frau, dann Mutter, dann Großmutter gewesen, hatte jede damit verbundene Thätigkeit regelrecht erfüllt, alle die Ihren genügend geliebt, und war von ihnen genügend wieder geliebt worden, hatte weder moralische, noch materielle Katastrophen durchgemacht, und auch jetzt, bei ihrem Sohne wohnend, lebte sie von ihren eigenen Fonds, die zwar nicht groß, aber immerhin genügend waren.
Und ihr Sohn, Herr Joseph? Er war seiner Mutter ungemein ähnlich. Tieselben gewöhnlichen, aber angenehmen Gesichtszüge, dieselbe

Reinheit des Lebenswandels nnd das Regelrechte der Gefiible. Er hatte niemals
Jemanden gekränkt, und Jedem nach Möglichkeit kleine Gefälligkeiten zu erweisen
gesucht. Jeden Sonnabend verthcilte er einen Rubel, den er erst in einzelne
Groschen umgewechselt halte, unter Arme, und die vollkommenste Zufriedenheit
mit seinem Leben nnd der Loge, die ihm zu Theil geworden, machte ihn
sanft und heiter. Zwar hatte ich mehrere Male gesehen, wie er unter dem
Einfluß einer kleinen Sorge oder Verdrießlichkeit sich voller Ungeduld hin
und her warf, wie ein Gefangener, der an seinen laut klirrenden Ketten
rüttelt. Oder er weinte auch ein wenig. Da ihn aber selbst kleine Aergernisse
selten trafen, war die heitere Güte sein normaler Zustand geblieben.
Nm die Tugenden und Eigenschaften dieser zwei Hauptpersonen gruppirten
sich diejenigen der anderen Mitglieder der Familie. Am meisten rührte mich
immer die Freundschaft und Ehrerbietung, die der Exprofessor Choimski
der sanften und sehr armen Ta^ite LinicwSka bewies. In diesen Freundschafts-
bezeugnngen lag sehr viel Zartheit und Herzensgüte, denn sie entsprangen
hauptsächlich der Rücksicht auf die Anuuth der Tante, und auf ihre Stellung,
welche die schwierigste im Hause war. Sie war ihm herzlich dankbar dafür,
was auch etwas ans dieser Welt bedeutet, und es schien mir sogar, als ob
das zwischen diesem Paar herrschende Gefühl wärmer wäre als es bloße
Freundschaft zu sein pflegt. Ich konnte anch nie den Gedanken abwehren,
daß die Zeitungsmanie des Herrn Alois einer Wißbegierde entspringe,
welche die Geschicke der Welt in ihm weckten, nnd die Manie zu Handarbeiten
der Tante Liniewska schrieb ich ihrem guten Willen zu, dem Hause, in dem
sie ein Unterkommen gefunden, ihre Dankbarkeit zu beweisen. Die jungen
Damen dagegen, Michäline, nnd Emilie fühlten zwar nicht im Geringsten
das Bedürfnis?, irgend Jemand einen Gefallen zn erweisen, sie wollten
aber auch Niemandem schaden, und sür viele Leute muß das nnch genug
sein. Sie hatten nur den Wunsck, zu gefallen und zn heirathcn, und bis
dahin wollten sie, je nach der momentanen Stellung, die sie einnahmen, un-
gestört und bequem auf Kanapees, Ehaiselongues und Jauteuils sitzen können.
Es ist auch nicht zu leugnen, daß die täglichen Zerstreuungen und Ver-
gnügungen der Familie vollkommen harmloser Art waren, nnd nur ausge-
sprochen schlechter Wille konnte in ihnen etwas Unrechtes, oder auch nur
Schädliches sehen.
Oder kann es etwa Unrecht sein, wenn man seine Zeit bis Mittag
zwischen Schlafen, Essen und Trinken cintheilt? den Nachmittag mit Preference.
Gesellschaftsspielen, Kunststücken mit Karten und Messern, Hersagen von
Gedichten vom gebrochenen Herzen, uud Streitigkeiten über die rothe oder
gelbe Rose einer Stickerei verbringt? den Abend wiederum mit Trinke»,
Essen und gemüthlichem Plaudern? Die Hansfrcnnde stimmten zu dem
Tone des Hauses. Es war unter ihnen Allen keine einzige mit einer
Todsünde belastete Seele. Selbst Klatschen brachten sie nicht mit, und
niemals hörte man dort ein Verdammungsurtheil, mochte der Grund davon

auch darin zu suchen sein, daß sie überhaupt nie ein Urtheil über irgend
etwas fällte», das sich außerhalb ihrer vier Wände befand.
Und doch kannten diese ruhigen und achtbaren Leute, die über Nichts
und Niemand ein Urtheil fällten, es nicht verhindern, daß man verschiedene
Ansichten über sie aussprach. Eines Tages, als mir der junge Theophil
Siekierski begegnete, frug er mich:
„Haben Sie bemerkt, wie wenig Seele bei Olinskis im Hause zu
finden ist?"
Tie Bemerkung war ziemlich treffend und originell. Um jedoch die
Summe der Seele in Herrn Theophil selber auf die Probe zu stellen
fragte ich:
„Und Fräulein Emilie?"
„Oh gnädige Frau," rief er aus, „das ist die einzige Person unter
ihnen mit höherer geistiger Flngkraft!"
„Wie," sagte ich, „und Frau Felicie. Tie ist doch sehr hübsch!"
„Nicht so hübsch und nicht so jung wie Fräuleiu Emilie," erwiderte
der nach Seele Forschende, und der Bewunderer höherer, geistiger Flugkraft.
Etwas anders schilderte sie Adam Tarnicki, als wir einst zusammen die
Wohnung von Olinskis verließen.
„Wenn Sie diese Menschen ansehen," sagte er, „errathen Sil'
manchen der Hauptgründe des traurigen ökonomischen Zustcmdcs, in dem unser
Land sich befindet?"
„Es wird mir geniigen," erwiderte ich, „wenn ich das ökonomische Ge-
heimnis? dieses einen Hauses erralhe. Das Unvcrhältnißmiißige der Produktion
und Consumtion ist mir unbegreiflich."
„Leider!" seufzte Herr Adam, „ich hab's verstanden, eine der
traurigsten. Erscheinungen der Erde hat's mir erklärt."
„Darf man fragen, welche?"
„Die Intelligenz im Dienste bei ... *
Er blieb plötzlich stehen, vnd reichte mir die Hand zum Abschied
Mir war als führe ein zorniger Blitz aus seinen Augen.
„Das ist wahr!" rief ich aus. „Frau Felicie ist die Intelligenz,
welche ..."
„Sprechen Sie nicht weiter, „unterbrach er mich fast heftig, „und
sprechen wir nie über diesen Gegenstand. Es giebt Gefühle und Gedanken,
denen man mit Worten nicht nahe kommen darf, sie könnten sonst wie die
Saite eines Instruments zu singen und klingen anfangen, und vergesftn,
daß sie zu ewigem Schweigen verdammt sind."
„Aber das Schweige« ist schwer," sagte ich.
„Trauern Sie nicht darüber; ergreifen Sie lieber die Gelegenheit und
lernen Sie, wie man ein schweres Leben erträgt."
In der That, es war ein schweres Leben; schwer in jeder Secunde,
deren Verstreichen die Uhr in der Ecke monoton tickend ankündigte.

Zu Anfang, wenn ich beobachtete, wie sie vom Morgen bis zur Nacht
rechnete, kaufte, räumte, sparte, kam wenn sie gerufen wurde, reichte was
man wünschte, Gesellschaftsspiele und Preference spielte, den Kunststücken
zusah, die Gedichte anhörte, die beiden Knaben unterrichtete und erzog —
fruchtlos, denn die Atmosphäre des Hauses verdarb ja immer wieder
ihre Arbeit — fragte ich mich mit Staunen: wie kann ein menschliches
Wesen seinem eigenen Willen so ganz, so absolut entsage». Tann jedoch
als ich sie näher kennen, und an den Bewegungen der Züge und dem
Aufblitzen der Augen ihre Gedanken errathen lernte, dachte ich häufig, sie
besitze einen ungewöhnlich festen Willen, Einmal, als wir schon intime
Freundschaft geschlossen hatten, sagte sie mir:
„Ich war allein auf der Welt, hatte nichts und Niemand, Das ist
meine Familie, ihr verdanke ich Alles."
Manchmal verrieth ein Zucken der Brauen oder ein krampfhaftes Zu-
sammenziehen des Mundes die innere Unruhe. Aber einmal nur sagte sie
halblaut, sich in einem solchen Augenblick zu mir setzend:
„Wenn ich an ein Paradies glaubte, dann wäre es mir ein solches,
wo man nicht ißt, nicht trinkt und keine Gesellschaftsspiele spielt."
„Aber was thut man sonst dort?" fragte ich scherzend.
Sie wurde nachdenklich, dann aber antwortete sie rasch und mit einem
kurzen Lachen:
„Weiß ich? Mögen doch diejenigen vom Paradies erzählen, die es
kennen, und vielleicht einmal dort waren."
Welches Vergnügen hatte sie nun aber für sich? Sie las nicht viel,
manchmal früh zwischen den Vorbereitungen zum Mittag und dem Auf-
tragen des Thees. manchmal Abends zwischen Kaffee, Nachmittagsvergnllgungen
und Abendbrot, am häufigsten des Nachts,
„Joseph sieht's nicht gern, wenn ich lese." erzählte sie mir, „und um
Nichts in der Welt möchte ich mit ihm streiten oder ihn betrüben. Zum
Glück schläft er so fest und tief, daß er selbst dann nicht aufwachen würde,
wenn ich in einem Anfall von herzlichem Lachen neben ihm stürbe."
Eines Tages als ich das Haus betrat, fand ich es ausnahmsweise
leer, und Felicie am Clavier. Als sie mich erblickte, rief sie mir zu:
„Sie sind Alle zum Nachmittagsgottesdienst gegangen, Joseph mit
seiner Mutter, der Onkel mit der Tante, Herr Okimski mit Michaline und
Herr Theophil mit Emilie. Frau Skivicrska wünschte zwar, daß ich sie
begleite, da ich aber entschieden ablehnte, ?ging jsie allein und so kann ich
ruhig Clavier spielen."
Sie hatte keine sehr große Fertigkeit im Spiel, da es ihr immer sowohl
an Zeit wie an Mitteln gefehlt hatte, dieselbe zu erwerben, aber'ihr Spiel
trug das Gepräge der Begeisterung und eines nicht gewöhnlichen Talents.
Sie war fast Künstlerin,

Während der letzten Monate hatte ich Adam Tarnicki nnr einige Male
bei Olinskis gesehen. Seine Be,suche waren selten und kurz; kaum daß sie
sich über eine Stunde ausdehnten; aber er brachte immer einen frischen
Lufthauch mit, einen Widerschein neuerer, weit, weit von diesem Hause ent-
fernter Welten. Selbstverständlich sprach er hier nur von gewöhnlichen,
alltäglichen Dingen, aber ich hatte schon häusig Gelegenheit, zu bemerken,
daß das Gespräch eines gebildeten intelligenten Menschen über Wind und
Wetter mehr unterhält und den Geist erfrischt, als die Auseinandersetzung
eines Dummkopfes über Philosophie. Nun ist es ja allbekannt, daß es
Lagen giebt, in denen der Gebildete und Intelligente von Wind und Wetter
sprechen muß und eine gewisse Art von Dummköpfen gerade über Philo-
sophie discutirt.
So oft er den Saal betrat, blieb Felicie mehrere Secunden hindurch
wie eingewurzelt an dem Orte stehen, wo sie sein Eintreten gefunden. Dann
jedoch ging sie rasch auf ihn zu. und wenn sie ihm mit einer herzlichen
Geberde der Begrüßung beide Hände entgegenhielt, glänzten ihre Augen,
die sie zu seinem Geficht emporhob, voller Glück. Er schien hier auch
heiterer zu sein, als irgendwo anders. Jedoch nicht lange. Alle fühlten sich
verpflichtet, einen Gast wie Herrn Adam zu unterhalten — und sie unter-
hielten ihn auch. Felicies Stimme vernahm man am seltensten in diesem
Chor, am lautesten die stotternde Sprache Choimskis, der Herrn Adam
seine politischen Hypothesen auseinandersetzte und ihn dabei im Eifer des
Gesprächs den Fenstern des Saales immer näher brachte.
Manchmal verfloß eine ganze Stunde in dieser Weise, und Gast und
Hausfrau, getrennt durch den ganzen Raum des Zimmers, versuchten nicht
sich einander zu nähern; sie schienen es auch gar nichts« wünschen. Nur nach und
nach schwand aus ihren Zügen das Glück, und aus seinen die Heiterkeit.
Tann, unmittelbar vor dem Weggehen, unterhielt er sich mit ihr fünf oder
zehn Minuten laut in Gegenwart Aller von einem Buch, einem Musikstück
oder irgend einer Angelegenheit draußen in Gottes schöner Welt. An diesem
Gespräch nahmen die Andern aber niemals Theil, sie merkten auch nicht,
wie zwei Paar Augen sich fest und tief in's Gesicht sahen, und
wie es über sie kam. wie ein plötzliches Erwachen. Felicie wandte sich
um und begann schnell wieder zu sprechen und zu lachen, Herr Adam
griff nach seinem Hui und empfahl sich. Nach vielen Wochen kam er wieder
einmal.
Bei einem dieser Besuche, als er mit einem witzigen Einfall das
Gespräch mit Fräulein Emilie, die ihn fragte, ob er schwarze oder blaue
Augen vorziehe, abgebrochen hatte, bat er Felicie, ihm etwas vorznspielen.
Ich glaubte, dieses Ersuchen entspringe der Sehnsucht, einmal wenigstens
bei den Klängen der Musik mit ihr ollein sprechen zu können. Ich weiß
nicht, ob derselbe Gedanke nicht auch Felicie durch den Kopf fuhr, denn sie
sah ganz verwirrt aus und blieb sitzen.

Nach kurzer Zeit jedoch stand sie auf und ruhig, ein Lächeln auf den
Lippen, aber Flammen in den Augen, trat sie an's Clavier. Herr
Joseph, der auf Herrn Tarnickis Bitte die Partie zu Ende spielte,
lächelte zufrieden und drehte seinen mächtigen Schnurrbart. Es schmeichelte
ihm sichtlich, daß seine Frau im Stande war, einen so geistvollen Gast zu
amüsiren.
Sie setzte sich an's Clavier und spielte. Er blieb in ihrer Nähe und
sein Blick hing an ihrem Kopfe, dessen Haar in den Sonnenstrahlen goldig
erglänzte. Sie spielte lange und kein Wort fiel zwischen den Beiden. Aber
Felicirs Spiel wurde immer langsamer, singender, schwächer, bis es schließlich
ganz verstummte. Ihre Hände glitten vom Clavier herab und rasch, mit
gesenktem Haupt, verließ sie das Zimmer. Als sie nach einigen Minuten
zurückkehrte, war Herr Adam schon fort. Da er Eile hatte, noch heute
auf's Land zurückzukehren, hatte er mit Lächeln und allseitigen Verbeugungen
Abschied genommen, nachdem er noch Fräulein Michaline sehr höflich ersucht
hatte, ihn bei ihrer Schwägerin zu entschuldigen. —
Und die Uhr steht inimer »och in der Ecke und tickt eintönig und
monoton ihre Secunden; und dieser Klang ist vielleicht einer von den
unsichtbaren Wegen, auf welchen die Erinnerungen zu uns geflogen
kommen!
Als ich eines Tages zn Olinskis kam, schien mir Felicie sehr ver-
ändert. Ihr Gesicht verrieth eine geheime Erregung, die Augen blickten
tiefer und glänzten heißer als sonst.
Bei meinem Eintreten rief Herr Joseph:
„Eine merkwürdige Sympathie besteht doch zwischen Ihnen und Herrn
Tarnicki. Michaline hat heute Einkäufe in der Stadt besorgt und da ist
sie ihm begegnet. Er sagte, er würde Nachmittag bei uns sein."
„Es ist das erste Mal, daß er sich anmeldet," bemerkte Michaline,
„sonst kommt er immer ganz unerwartet."
„Er ist ein ehrenhafter und vernünftiger Mensch," rief Herr Joseph,
„o sehr vernünftig!"
„Ein vermögender und achtbarer Bürger," fügte seine Mutter hinzu,
„Und sehr hübsch", ergänzte Fräulcin Emilie, „obgleich er blond ist,
und ich im Allgemeinen," fügte sie mit einem Seitenblick auf Herrn Theophil
hinzu, der brünett war, „blonde Männer nicht gern habe."
Felicie fetzte sich mit einer Handarbeit an den größeren Tisch, aber
die Arbeit entfiel bald ihrer Hand und blieb ans ihren Knieen liegen,
„Ach, was für Kopfschmerzen habe ich heute!" flüsterte sie Fräulein
Emilie leise zu, so leise, als schäme sie sich ihrer Klage.
„Ich werde sie auch bald haben, ich fühle schon einen Druck
in den Schläfen." erwiderte das junge, rvthwangige und gesund gebaute
Fräulein.

Es war dic Zeit des allgemeinen Kaffeetrinkens. Es wünschte wieder
Jemand etwas Besonderes. Mit einer etwas mißmuthigcn Bewegung
hob Felicie den Kopf und wandte sich an ihre Schwägerini
„Ich bitte Tich, Michaline, vertritt mich heute."
Das Fräulein, das neben ihrem Freier oder auch nur Anbeter saß.
erhob sich vom Kanapee, aber so träge und unlustig, daß Felicie sie niit
einer leisen Berührung ihrer Hand und einer Bewegung des Kopses zurück
hielt und selber hinauseilte,
„Frau Felicie ist wirklich unermüdlich," sagte ich zur alten Frau, mich
neben sie sehend.
„Sie ist eine recht brave Frau," erwiderte sie zerstreut, die Kartell zum
Prefercuce-Spiel weiter mischend, „recht gut!"
Herr Joseph protcstirte lebhaft.
„Wie, Mama, recht brav? Das ist ein Engel, aber keine Frau, Man
muß wirklich solches Glück in Allem haben wie ich, um es zweimal
so gut zu treffen. Meine erste Frau war auch ein Engel. Ich verlor
sie. Das Haus blieb ohne Hausfrau, kleine Kinder ohne Mutter. . . .
Und jetzt habe ich wieder so eine gute, ehrenhafte, arbeitsame Frau -
nun. Gott sei Dank!"
Unwillkürlich fiel mir Fcliciens Bemerkung über die Säuglinge ein,
die immer zum Schutz bereite Arme in ihrer Nähe finden.
Nach einer Weile fragte ich sie: „Was fehlt Dir heut?"
„Ich weiß nicht," erwiderte sie, „ich habe manchmal Tage, an denen
ich matt bin, wie ein Kind, das sich müde geweint hat!" und lächelnd fügte
sie hinzu: „Aber das geht vorüber!"
Es war das erste Mal, daß ich es wagte, ihre persönlichen Angelegen-
heiten und Gefühle zn berühren.
„Fühlst Tu Tich nicht manchmal erbittert und gekränkt?" fragte ich
zögernd.
Sie schaute mich verwundert an.
„Erbittert?" fragte sie, „warum? Hat mir denn Jemand was zu Leide
gcthan? Sind denn die Menschen schuld daran, daß ich gerade so bin und nicht
anders? Wäre ich ihrer Hände Werk, sie hätten sich vielleicht erbarmt und
mich nicht mit Tingen gequält, die für mein Leben ganz unnütz find. Aber
sie haben mich nicht geschaffen.
Man rief sie zum Gesellschaftsspiel. Sie stand auf. ich hielt sie jedoch
zurück.
„Wozu legst Tu Dir diesen Zwang auf, der doch so ganz zwecklos ist?"
„Es ist ganz gleich," erwiderte sie rasch und ihre Augenbrauen zuckten.
„Ganz gleich!"
Kaum hatte das Spiel begonnen, als Herr Adam eintrat. Ich be-
merkte, daß auch er heute nicht ganz so aussah, wie sonst. Es gicbt schon

solche Tage, o» denen den Menschen alles schwerer fällt und sich schmerz-
licher, stürmischer gestaltet.
Felicie und er begrüßten sich sonderbar kühl und ungewöhnlich förmlich.
Wenn die Flamme auflodert und um sich greift, dachte ich. suchen wir Boll-
werke zwischen sie und uns zu schieben.
Nach kurzem Gesprach mit Herrn Joseph und seiner Mutter bot
Tarnicki, sie möchten doch die mit Frau Skwierska begonnene Partie fort-
setzen, und geschickt zwischen dem Exprofcssor, der ihn mit seiner Politik angeln
und Fräulein Emilie, die ihn in das Netz ihrer Blicke und scherzenden Fragen
locken wollte, lavirend, gelangte er hinter Feliciens Stuhl. Sie hielt die
Karten fächerartig in der Hand und suchte sorgfältig die Paare zusammen.
„Ein interessantes Spiel!" sagte Tarnicki mit großem Ernst.
„Sehr interessant!" erwiderte Felicie lächelnd und in ihren Augen er-
glänzten Thränen.
„Wir bitten mitzuhalten!" erklang's im Chor.
Er verneigte sich höflich.
Ich bitte um Entschuldigung, aber ich habe eben ein Buch mitgebracht,
das Frau Felicie gewünscht hat, und wollte vorschlagen, daß wir die Jllu
strationen zusammen durchsehe». Der reinste und großartigste Dorö,"
Ich sah, daß sie zitterte.
„Sogleich!" rief sie mit ihrer Silberstimme. „Jetzt kann ich aber nicht
weggehen, ohne das Spiel zu verderben. Ich werde nur die Partie zu
Ende bringen."
Er krenzte die Arme über der Brust, und hinter ihrem Stuhl stehen
bleibend, prophezeite er Fräulein Emilie, diesmal werde sie der Schalk fein,
und ihren Kopf mit einem Männerhut zieren müsse». Es kam in der
That so, und um den Tisch entstand Lärm und Gelächter. Die Karte ohne
Partner blieb in Emiliens Hand und auf ihrem Kopf befand sich der Hut
von Herrn Theophil, der ihr sehr gut zu Gesicht stand.
Felicie stand auf, Tarnicki nahm das Buch, das er mitgebracht hatte,
vom Tisch.
Von meinem Sitze aus konnte ich beobachten, wie sie sich im Neben-
zimmer, dem sogenannten Cabinet, an's Fenster stellten und wie Felicie, das
große und schöne Buch in der Hand haltend, langsam die Blätter umwendete.
Diesmal unierhielten sie sich mit einander. Bruchstücke des Gesprächs
drangen sogar bis zu mir. Sie sprachen von der „Göttlichen Komödie",
von Dante und von dem genialen Zeichner, dessen Werke voll düsterer
Phantasie sie mit gesenkten Blicken betrachteten, bald erklärte oder erzählte
er ihr etwas, nnd schwieg plötzlich; sie antwortete, fragte, las eine oder die
andere Strophe des Gedichtes laut vor und in der Mitte des Satzes, der Strophe,
schwieg sie ebenfalls. Ein Strahl der untergehenden Sonne fiel auf sie und so
stand sie da, in dieser warmen, goldigen Beleuchtung, Er etwas im Schatten.

die Stirnc bleich, die Brauen zusammengezogen, die Augen nicht mehr auf das
Buch, sondern auf ihr Gesicht geheftet, das vom blendenden Sonnenlicht
übergössen, aber unbeweglich wie Marmor war. In diesem Augenblick
reichten sie sich die Hönde zum Abschied. Lächelnd wechselten sie noch einige Worte
mit einander, ich glaube sogar, sie lachten bei Erwähnung eines gemeinsamen
Bekannten. Dann verabschiedete sich Tarnicki höflich, ja sogar freundlich
von der im Salon versammelten Gesellschaft und einmal warf er, schon auf
der Schwelle, noch einen Blick in das Cabinet hinein, in dem er vor einem
Augenblick mit Felicie gesprochen hatte. Mit dem Hut in der Hand blieb
er stehen, als erwarte er etwas. Ich beobachtete ihn aufmerksam. Die
Saite, von der er einst gesprochen, mußte an diesem Tage sonderbare wirre
Lieder in ihm tönen. Aber außer ihm hörte sie Niemand.

Eine halbe Stunde später schlummerten, oder richtiger schliefen Herr
Joseph und seine Mutter am Preferencetisch. Seine Karten lagen schon
auf der Erde, die ihren entfielen ihrer Hand langsam und allmählich. An
dem einen Fenster hielten Frau Skwierska und Tante Liniewska ein
Deckchen an ihren vier Ecken in der Hand und stritten halblaut aber sehr
eifrig über Form und Farbe der Rosen oder Arabesken. Am andern Fenster
lachten und kicherten die beiden Gymnasiasten. Zu beiden Seiten des
größeren Tisches flüsterten die beiden Paare, das junge und das nicht junge.
Und auf Tischen und Fenstern standen Gläser, Gläschen, Töpfchen, lagen
Ueberreste von Kuchen und ganze Berge von Obstschalen,

Ich ging hinaus, um Felicie aufzusuchen.

Sie saß in Thränen aufgelöst, mit glühendem Gesicht im Hintergrund
des Cabinets. Es war das erste und letzte Mal, daß ich sie weinen sah.
Es war ein leises, trauriges, trostloses Weinen. Ich wollte mich entfernen,
aber sie bemerkte mich und winkte mir näher zu treten. Sie ergriff meine
Hand, lehnte sich an nuine Schulter, und mit fieberndem Gesicht und er-
regter Stimme begann sie zu sprechen:

„Ich weiß nicht, wirst Du es ein Unrecht oder ein Unglück nennen,
aber ich kann es nicht aus meinem Herzen reißen. Ich weiß anch nicht,
ob es Wahnsinn oder Vernunft ist, aber wir werden nie mit einander
darüber sprechen, nie, nie nie — niemals auch nur mit einem Worte es er-
wähnen." Sie drückte beide Hände auf das klopfende Herz, um ihr Schluchzen
zu unterdrücken, und mit einer hastigen Bewegung trocknete sie die Thränen,
die ihr Gesicht von Neuem überströmten. Immer rascher und immer leiser
sprach sie:

„Ich will nicht, daß ein Wort von ihm oder von mir unsere reinen
Erinnerungen trübe, so rein sind sie und stehen doch wie ewig fest-
gebannt vor meinen Augen. Augenblicke wie Blitze und wie sehnsüchtig,
ach, wie sehnsüchtig erwarte ich sie! In acht, in vierzehn Tagen — über
morgen — morgen. Und sie entfliehen ohne Klang und dann kommen sie
wieder, und wieder, und so wird es immer — so muß es ewig bleiben!"

Sie fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht, Stach und nach
gelang es ihr, sich zn beherrschen, und man sah, daß sie über Etwas nach
dachte. Dann faßte sie wieder meine Hand und sprach, diesmal jedoch lang
sam und mit Ueberlegung:
„Höre! es giebt ja nicht viele Menschen in der Welt, denen es ver-
gönnt wäre, sich ihr Loos selber zu wählen. Fast Allen druckt ein gewisses
Etwas, das nicht unser Wille und unsere eigene Wahl ist. Spindel und
Knäuel in die Hand, und wir müssen dann den langen Jaden des Lebens
fortspinncn. Tie Faden aber sind gar verschiedenfarbig. Grau ist die Farbe
des meinigen. Nicht ein rosiges Streifchen ist darin zu finden, aschgrau sind
alle Schattirnngen."
Sie lächelte mit zitternden Lippen, und mit einer energischen Bewegung
richtete sie sich auf.
„Aber das thut nichts! Ich werde schweige», und mit reinem Herzen
und reiner Stirnc Weiler spinnen — bis an's Ende!"
„Und der goldene Faden, von dem Tn mir einst gesprochen?"
Fest, sehr fest drückte sie meine Hand und erwiderte:
„Tiefer goldene Faden blitzte einmal, unerwartet, ungerufcn vor meinen
Augen auf. Er erglänzte hoch über meinem grauen Gewebe und wird
immer dort bleiben. Er leuchtet von oben — wie ein Sonnenstrahl. Und
wenn ich sehr müde bin und sehr traurig, dann hebe ich die Augen zu
ihm empor, und das giebt mir wieder etwas Kraft und Ruhe."
Während sie so sprach, blickte sie in die Höhe, und erhob die gefalteten
Hände wie zum Gebet. Und zwei stille lautlose Thränen flössen ihre Wangen
herab. Nach einer Weile jedoch, die Augen mit beiden Händen bedeckend,
begann sie wieder ganz leise:
„Denn das Bewußtsein, daß ein guter, schöner, großer Mensch manch-
mal herzlich und mit Sehnsucht an uns denkt — und manchmal von einem
unermeßlichen aber unmöglichen Glück träumen — ist das nicht eine große
uud doch traurige Freude?"
Nach einem Augenblicke fügte sie hinzu: „Das ist meine einzige Freude
auf dieser Welt!"
Ich streckte die Arme aus, um sie zu umfassen und an mein Herz zu
drücken, ich wollte ihr Vieles, Vieles sagen — aber aus der Schwelle des
Cabinels erschien der Exprvfessor; die Zeitung mit beiden Händen haltend,
näherte er sich uns lebhaften Schrittes, sehte sich neben nns und begann,
„Eine wich—wich—wichtige Nachricht! Ans dein Ver—Ber—Verlauf
der cn—cu—europäischen Verhandlungen kann man sch—sch—schließen,
daß die Gc—Gesandten in Kon— —Konstantinvpcl von der Pforte
Nach—Nach —Nachgiebigkeit zu Gun—Gun—Gunsten Griechenlands er-
warten,"

Aurze Zeit darauf führten mich verschiedene von mir unabhängige
Verhältnisse in eine andere Gegc.id. Olinskis nnd Tarnicki verschwanden
aus meinem Gesichtskreis, und lange wußte ich nicht, wie es ihnen erging.
Erst einige Jahre nach meiner Entfernung ans Ongrvd erhielt ich von
Herrn Adam einen Brief, worin mich derselbe benachrichtigte, er thne endlich
das, wozu ich ihm sv eifrig gcrathen, er heirathe, Tie Frau seiner Wahl
war mir ganz unbekannt.
Nachdenklich hielt ich den Brief in der Hand. War er ein Zeugniß,
daß Herr Adam endlich gesehen, gefunden, erkannt hatte? Ich glaube kaum
Man kann nie mit Sicherheit behaupten, daß eine Thatsache das beweist,
was sie zu beweisen scheint. Es war zufällig eine Zeit, ein Augenblick,
eine Gelegenheit gekommen. Alltäglich und natürlich.
Und wieder verfloß eine geraume Zeit — zwei oder drei Jahre —
als mich der Zufall mit Herrn Theophil Siekierski, dem einst täglichen Gaste
von Olinskis zusammenführte. Hastig erkundigte ich mich vor Allem nach
Frau Felicie, und unwillkürlich an das von Herrn Thcophil vorgetragene
Gedicht „vom gebrochenen Herzen" denkend, faßte ich meine Frage in"zwei
Worte zusammen:
„Lebt sie?"
„Natürlich, sie lebt so wie früher," antwortete Herr Thcophil,
„Sehr natürlich."

Goethe und Wetzlar.

von

Adolf Linomuorn.

— Wetzlar. —

s war am 2. Oktober dcs vorigen JahreS, als die in dem bcnachbarlcn
Gießen tagende 38. Philologenvcrsammlung iv corpors das alte Wetzlar
aufsuchte. Diese altberühmtc Stadt trägt heute einen gegen früher
wesentlich verschiedenen Charakter: sie zehrt zum großen Thcil von einer
ruhmreichen Vergangenheit, Dic Zeiten dcs weiland Rcichskammcrgcrichts sind vor-
über: bei der vor einigen Jahren stattgehabten Neuvcrthcilung der Gerichte ist bezüg-
lich des Ortes für ein Landgericht der nassauischen Stadt Limburg der Vorzug vor
Wetzlar eingeräumt worden; das RheinischeJSgcrbataillon Nr. 8, welches lange Zeit in
der Stadt garnisonirt hatte, wurde nach den Kriegsjahrcn 187Ü/7l weiter nach Westen
in das Elsaß vorgeschoben. So ist denn der Stadt nur das Gymnasium geblieben,
die vielen mit Rothciscnstein befrachteten Wagen, welche dic Stadt täglich passiren,
geWöhren ein lebendiges Bild modernster Industrie.

So war es denn naturgemäß, daß der Philologentag bei seinem Abstecher, den
er nach Wetzlar unternahm, ganz vorwiegend den Goethe-Stätten seine Aufmerksamkeit
zuwandte und in den Spuren des Altmeisters wandelte. Was die Stadt an der Lahn
nach dieser Seite hin bietet, darüber soll hier Bericht erstattet werden von einem Re-
ferenten, der Wetzlar nicht erst von gestern her kennt, und der es sich zur Aufgabe
machen wird, auf Grund seiner Kcnntniß der Verhältnisse nach Kräften genaue Daten
hier niitzuthcilcn. Die Kenner der Goetbe-Literatur wissen, daß zwei Bücher vor
Allem Aufschluß über dic Anwesenheit Goethes in der in Rede stehenden Stadt und
über die Entstehung von und die Thatsachcn in Wcrthcrs Leiden darbieten, nämlich aus
srüljerer Zeit die Schrift von A. Kcstner: Goclhc und Wcrther, 2. Auflage, 1855, und
aus neuester Zeit das Buch von Wilhelm Herbst, zuletzt Professor in Halle: lieber
Goethe und Wetzlar. 1882. Herbsts Vater mar Guinnasicil-Obcrlehrcr in der Lahn«
stadt? dieZusiände und Verhältnisse daselbst waren deshalb dem auch sonst um dic Geschichte
der deutschen Literatur hochverdienten Manne von Jugend auf vertraut. Man kann
unbesorgt sich auch hier seiner bewährten Führung überlassen.

In dem Archiv des Reichhkammcrgcrichts, zu welchem in entgegenkommender Freundlichkeit Archivar Dr. Göcke den Zutritt gewährt, findet sich, soweit bekannt geworden, nur eine einzige Zeile von Goethes Hand: am 25. Mai 1772 trug er seinen Namen in das Register der Praktikanten ein. Von wie vielen Goethe-Forschern und -Verehrern mag diese eine Zeile schon in genauen Augenschein genommen worden sein! Der Dichter schreibt seinen Namen so, wie er heutzutage stets geschrieben wird: Goethe. Seine Vorfahren in Frankfurt zeichneten sich Göthc, wie wir noch ganz vor Kurzem in einer Klageschrift (sie ist im Besitz des durch seine orchioalisch-geschichtlichcn Kenntnisse bekannten, sehr unterrichteten Pfarrers Allmenrod« zu Oberbiel bei Wetzlar) eines Ahnen des Dichters gegen das Frankfurter Haus Trztor selber gelesen haben. Daraus geht hervor, daß dieselben Familien, welche sich später im Lauf der Geschichte verwandtschaftlich nahe treten sollten, feiner Zeit mit einander in gerichtlicher Fehde lagen.

Die Stadt Wetzlar hat vor einigen Jahren an den aus Goethes Leben und Aufenthalt im Sommer 1772 bekannt gewordenen Wohnungen Tafeln mit den nöthigen Inschriften anbringen lassen, so daß es dem Goethcfreund leicht gemacht ist, diese Stätten resp. Häuser aufzusuchen. Die Wohnungen von Goethe, Jerusalem, Lotle Buff u. s. w. haben jedenfalls im Laufe der Zeit verschiedene Acndcrungen erfahren, und es dürfte genügen, von außen sich die betreffenden Wohnungen anzusehen, wenn nicht etwa in ihnen einzelne Erinnerungszeichen an die vergangene Zeit aufbewahrt oder gesammelt sind.

Die alten Gassen und Kätzchen der freien Reichsstadt sind enge und bescheiden genug gewesen: die Häuser zeugen auch ihrerseits nicht von grotzcr Pracht und Herrlichkeit. In der Gewandtsgasse, unweit vom Dom und dem an ihn angrenzenden Bultcrmarkt, liegt Goethes Wohnung, der kleinen sogenannten reformirten Kirche gegenüber die mit einem kleinen Erker ausgestaltete Wohnung von Karl Wilhelm Jerusalem, der hier am 30. Oktober des Jahres 1772 ein frühes plötzliches Ende fand. In unserer Hand befinden sich seine philosophischen Aussätze: l. datz die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgctheilt sein kann: 2. über die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstracten Begriffe: !!. über die Freiheit! 4. übrr die Mcndelssohn'sche Theorie vom sinnlichen Vergnügen: 5. über die vermischten Empfindungen: herausgegeben vvn Gotthold Ephraim Lesung (177li. Braunschwcia. Buchhandlung des Fürstlichen Waisenhauses). Tie Schrift zählt 1V2 Seiten klein «": Leisings Einleitung 12 Seiten, sein Nachwort oder „Zusätze des Herausgebers" ebenfalls 12 Seiten, Von hohem Interesse ist Lessings Urthcil über Jerusalem, in gleicher Weise bedeutungsvoll wegen des Lobspendcrs wie wegen des Gelobten, Seine Laufbahn, so lauten Lessings einleitende Worte, war kurz, sein Lauf schnell. Doch lange leben ist nicht viel leben, lind wenn viel denken allein viel Leben ist: so war seiner Jahre nur für uns zu wenig. ,. , Ich genosz seine Freundschaft nicht viel über Jahr und Tag: abcr gleichwohl wütztc ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. ... Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis,, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolge». Es war der Geist der kalten Betrachtung, Abcr ein warmer Geist, und so viel schätzbarer. Der sich nicht abschrecken lictz, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mitlheilbarkcit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte, ... Wie empfindbar, wie warm, wie thälig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen mar: das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. Ich glaube ihnen Alles, was sie davon sagen. .. , Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? Dnfz dieser feurige Geist nicht immer sprühte und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung nn sich zog: das; dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachlhcil seiner höhcrn Kräfte beschäftigt war,

und das; diesen Koxf eben so wenig Licht ohne Wärme als Wärme ohne Licht be-
friedigten? ^
Wenn ich auch mit Bekanntmachung dieser Ncberblnbscl feines hellen Verstandes
weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu
runden: wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über
das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen
zu dürfen?
Co Lrssing über den Freund. In Wetzlar erinnert an ihn lediglich das Erkcr-
siübchen, einige Schritte von der nformirttn Kirche gelegen; seine Grabstätte ist un-
bekannt, wenn auch die Spekulation sie in Wetzlar oder Garbenhcim (Wnhlhcim) gerne
aufzeigen möchte. Die gewissenhafte Kritik hat die Aufgabe, dergleichen Vorspiegelungen
und Illusionen zu beseitigen.
Diese letztere Thätigkcit mag immerhin auch an einzelne Ausstattungsstücke de5
Lotte-Zimmers innerhalb des Hofes dcs „Deutschen Hauses" gewendet werden. Hier
hat man in sehr bescheidenem Räume, der nn längst vergangene Zeiten erinnert, aller-
hand zusammengestellt: Handarbeiten, Schriststückc, cilterthiimliches Meublcment: das
Alles mag an die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gemahnen. Sonderlichen
Werth werden die Goethcfreunde den wenigen Reminiszenzen nicht beimessen; indes;
zur Anschauung können sie immerhin bringen, wie schlicht, einfach und bescheiden man
zu den Lebzeiten des grogen Dichlerpanres im Kreise ihrer näheren Freunde sich ein-
zurichten und zu leben pflegte. Wer einzelne Schriststückc von Lottes Hand, Briefe
wie Gedichte näher einsehen will, der wird freundliche und gemüthvollc Aufnahme im
Hause des Besitzers, Pfarrer Brieglcb zu Hcuchclheim bei Giefzen, allezeit finden.
Im deutschen Hause wohnte Lotte mit Vater und Geschwistern: in diesem
unscrm Jahrhundert war dasselbe Gebäude eine Stätte für Schulen und späterhin
Kaserne. In guter Jahreszeit erging sich die Buff'schc Familie wohl auch auf einem
jetzt dem Fürstlich Solms'schen Hause zugehörigen Hofe, >/^> bis 2/4 Stunde auszcrhalb
von Wetzlar gelegen.
In einem a» der Gecksburg liegenden, im vorigen Jahrhundert von dem Major
Bufs, dem Bruder dcs Amtmann Buff, bewohnten Hause (jetzt im Besitze der Familie
Neubauer) findet sich noch heute eine Fenster-Inschrift, wie man behauptet: von
Goethes eigener Hand. Der Dichter traf in diesem Hause zum öftcrn mit der von
ihm angebeteten Lotte zusammen. Die Worte, welche eine der Fensterscheiben trägt:
„Dein Mund geschaffen nur zum Küssen!" sollen an diese Stunden erinnern.
Was im Uebrigen die Beziehungen dcs Dichtcrs zu Kcstner und zur Familie
Buff betrifft, so mag auch hier, da wir vor Allem die localen Erinnerungen und
Hinweise in den Vordergrund zu stellen beflissen sind, aus die beiden oben genannten
Schriften von A. «estner und Wilhelm Herbst verwicscn werden.
Gehen wir nun weiter auf Goethes Spuren in Wetzlar und lenken wir unsere
Schritte nach auszcrhalb der Stadt, so finden wir nordöstlich wenige Minuten vor
dem Wöllbachcr Thore auch ohne besonderen Cicerone den Goethe-Brunnen, an den der
Dichter gebannt war „wie Melusine mit ihren Schwestern" (Werlhers Leiden, Brief
vom 12. Mai).
Goethe selbst ist auch für die heutige Zeit der beste Wegweiser: seine den Brunnen
und seine Hingebung vor das Auge dcs Lesers malenden Worte zcichnen durchaus aucd
die Situation von heute: „Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich
vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarste
Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung
macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle dcs Orts:
das hat Alles so was Anzügliches, was Schauerliches. O der muß nie nach einer
schweren Sommcitagswaiidcrung sich an dcs Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht
mitempfinden kann!"

Da noch brüte nur wrnigc Schritte aus dem Lärm und Verkehr dcr Stadt
mitten in die ländliche Stille und Idylle an diesem Brunnen führen, so vergegen-
wärtigen wir uns leicht, wie der Dichter seinen Empfindungen Ausdruck verleihen
kann: „Es lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Alt-
väter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen
und Quellen wohlthätige Meister schweben,"
Von dem Brunnen wenden wir uns in gleicher Richtung nach„Wahlhcim". In
einer kleinen halben Stunde (Goethe im Priese vom 2<>. Mai sagt: Ungefähr eine
Stunde von der Stadt liegt ein Ort :c.) gelangt man von Wetzlar aus lahncmfwärtS
auf der linken Seite des Flusses noch Gcnbcnhcim. Es ist genau so wie der Dichter
die Loge des Dorfes schildert: „Tie Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und
wenn mau oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, übersieht man auf einmal
das ganze Thal.
Ilm die hcrilichc Gegend zu genießen und um sich im Geiste in die Sommertage
des Jahres 1772 zurück zu versetzen, nicht um besonderer greifbarer Rcminisccnzen
an jene Zeiten habhaft zu werden, mag der Goethcfreund den Weg nach Garbenhcim
einschlagen. Ein gewaltiger Brand, der im Jalne l866 gleich nach Beendigung des
damaligen Kricges im genannten Dcrfe ausbrach, verzehrte einen großen Theil des-
selben mit Kirche, Schul- und Pfarrhaus und vernichtete auch einzelne altchrwürdigc
Bäume inmitten des Dorfes, sodaß nun des Dichters Schilderung nicht mehr zu-
treffend sein kann: „Was über Alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausge-
streckten Arsten den Ilcincu Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauer-
Höfen, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich Hab' ich
nicht leicht ein Plätzchen gefunden."
Auch Wetzlars Umgebung kennt einzelne industrielle Seelen, die auf den Gcld-
beutcl dcr Gorthc-Entbusiastcn und -Sammler speculircn: mir warnen nachdrücklich vor
ihnen. In Goethes Wahlhcim ist ebensowenig etwas von Gegenständen und Reliquien
zu finden, die an Goethe unmittelbar erinnern, als etwa auf der Wartburg das ge-
waltige Loch in der Wand neben Luchers Schreibtisch an den Wurf mit dem Tinten-
faß gemahnen kann, mit welchem der Reformator den Satanas zu verscheuchen
gedachte.
Auf einer Ausgabe von den Leiden des jungen Werther, die wir im Goethe-
Hause zu Frankfurt ausgrlegt sahen, ist „WaKlhcim" die Ehre des Druck- und Verlags-
ortcs auf dem Titelblatt zugedachte ob dcr Druck (Nachdruck?) in Wetzlar selber oder sonstwo
stattgefunden hat, vermögen uir nicht zu sogen. Im Lotte-Zimmer oder sonstwo in
Wetzlar ist uns diese Ausgabe des Büchleins mit dem Verlagsort: Wahlhcim nicht
zu Gesicht gekommen.
Wir führen nun endlich noch den Gocthcleser durch das „Obcrthor" in südlicher
Richtung von der Stadt nach dem Dorfe Volpertshausen, etwa N/4 Stunde von
Wetzlar entfernt und an einer Abdachung des Stoppclbcrges gelegen.
Das Forsihaus, welches rechter Hand von dem Wanderer im Walde liegt, hat
mit Goethe und Lotte Busf nichts zu ihun. An dasselbe knüpfen sich, soweit wir in
Erfahrung bringen konnten, keinerlei Erinnerungen, welche in Wcrthers Lciren etwa
niedergelegt oder leise berührt wären.
Es ist des Dichters freie Phantasie, wenn er (im Briefe vom 2l, Junius) in
die Worte ausbricht:
Wie oft habe ich das Jagdhaus, dos nun alle mcirc Wünsche einschließt,
auf meinen wcitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebene über
den Fluß gesehen!"
Einer dcr herrlichsten Briefe und eine dcr glanzvollsten Schilderungen, aus der
dem Freunde des Dichters selber „erquickendster Wohlgcruch aufsteigt", enthält die
Darstellung des Balles und der Gewitlernacht zu Vrlvrrtshauscn. Die Gesellschaft

brachte diese Nacht in einem geräumigen Hause am Eingang des Dorfes zu, welches damals Forsthaus (Jagdhaus), heute u nd zwar seit geraumer Zeit bereits Schulhaus ist Goethe selber nennt uns des Dorfes Namen — nur daß er aus dem Anfangslaut V ein W gestaltet, in dem Briefe an Kcstner: Frankfurt, am 25, September 1772 (Freitag den 1l. September hatte er Wetzlar mit den letzten Worten an Lotte verlassen: Gepackt ist's, Lotte, und der Tag bricht an,>noch eine Viertelstunde, so bin ich weg): „Vei Gott, ich bin ein Narr, wenn ich am geschcutsten bin und mein Genius ein böser Genius, der mich nach Volpertshausen kutschirte und doch ein guter Genius. Meine Tage in W. wollte ich nicht besser zugebracht haben." Auf diese Landpartie nach Volpertshausen beziehen sich Kcstncrs Worte: Dienstag, den !>. Juni 1772 fügte es sich (mithin gerade 14 Tage nachdem Goethe seinen Namen in das Verzeichnis; der Praktikanten eingetragen hatte), daß Goethe mit bei einem Ball auf dem Lande war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Der 1>r Goethe war mit im Wagen und lernte Lotlchcn hier zuerst kennen, Sic zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Er war den Tag ausgelassen lustig, Lottchen eroberte ihn ganz. Andern Tages konnte es nicht fehlen, daß Goeihe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte," Damit stimmt übcrein der Brief vom 19, Junius (Werthers Leiden): Da verließ ich sie mit der Bitte, sie selbigen Tages noch sehen z» dürfen. Sie gestand mir'S zu, und ich bin gekommen; und feit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirtschaft treiben :c. Auch in Volperts Hausen haben mir genau nachgeforscht, um irgendwo eine Reminiecciiz an den Sommer 1772 zu entdecken; wir haben keinerlei geschichtliche Notiz, die an diese Zeit erinnerte, gefunden. Daß der Ball in dem jetzigen Schulhausc stattgefunden, daran kann kein Zweifel fein.

So möchten wir denn schließlich den Gocthefrcund einladen, selber einmal ,,m diese paradiesische Gegend voll unaussprechlicher Schönheit der Natur" zu kommen, wo jeder Baum, jede Hecke ein Strauß von Bluthcn ist, wie der Dichter am 4. Mai schreibt, und gleich ihm „zum Maikascr zu werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen hcrumschwcben und alle seine Nahrung darin finden zu können".

^ Studium der einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten war dem Laien
erschwert, ja gröyientheils unmöglich. Denn abgesehen von der Zeil,
I^^^ö^ö! ^k^^ku und VergehkN. Eine Entwickelungsgcschichte des Natur-
ganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne,
Tritte, verbesserte und vermehrte Auslage, Berlin, Gebr. Born-
träger.
^ ^< Die Untersuchungen eines Darwin, Huzley, Höckel u, A, haben
^Ä^^^ '.- das Interesse für die Entwickclungsgeschichle der Erde und ihrer
" "^^^ Grenzen der Fachmänner hinausgetragen
s und in den weitesten Kreisen großes Aufsehen erregt, Aber das
die man bcnvthigi, um z, B, die Arbeiten eines Charles Darwin
zu lesen, iehll cS den meisten an einer genügenden naturwissenschastlichen Vorbildung,
um dieselben zu studiren, lim daher das Verständnis; der Entwickelungsgeschichte zu
ermöglichen rcsp. zu erleichtern, war es nöthig, mit geschickter Hand aus der großen
Fülle des Stoffes zu wählen und das Ausgesuchte in „gemeinverständlicher Fassung"
vorzutragen. Zu den ersten, die ein solches Unternehmen mit unstreitig glücklichem
Erfolge durchführten, gehört Cnrus Sterne.

Das Buch von Carus Sterne: „Werden und Vergehen" liegt in dritter
Auslage vor uns als ein voluminöser Band von MO Seiten, Er beginnt mit
der Bildung unseres Planeten, Nach der Hypothese von Knnr-Laplace zcrsiclcii
die Weltnebcl in kleinere Goslinscn, die je einem Gcsiirnsysteme das Dasein gaben.
Unser Sonnensystem ist aus einer eben solchen Gnslinse entstanden, deren Ausdehnung
bis zum äußersten Planeten unseres Systems reichte. Durch Zusnmmcnzichung des
Sonncnnebcls entstand Wärme und Rotationsbewegung und diese lefttcrc war so stark, das;
die Centrifugnlkrast die Anziehung übertraf und sich demnach die äußeren Nebelmassen
voni Centn,lkörper loslösten. Auf diese Weise wurden die Planelen unseres Sonnen-
systems in das Weltall hinausgeschlcudcrt und indem sich bei ihnen derselbe Proceß
erneuerte, bildeten sie ihre Monde und Ringe.

Im kalten Wcltenrnume verdichtete sich der Erdncbel und erhielt nach und nach
eine feste Schale: die Wasscrmnssen, die in Folge der hohen Temperatur die Erde in
Gasform umgaben, schlugen sich allmählich nieder. So wurde langsam die Möglichkeit
für die Existenz lebender Wesen vorbereitet. In welcher Weise der erste Organismus
auf der Erde geschaffen, oder durch mechanische Kräfte entstanden, ist vorlänsig sür
die Wissenschaft noch eine offene Frage.

iiSitchen ,„r Auisucl>„„g deü A„!ii »„,eds > Nebels,
Nu«: <5arus «lerne Werden und Brigrl,cn, Berli,,. ffrbr, Borntrager,
Aus dcn niedrigsten organische»
Wesen lasse» sich in stetiger Jolge die
höchsten Bildungen des Pflanzen- und
Tbicrreichs ableiten. Zwar finden wir
bei dcn jeyt lebenden Arten osi Sprünge,
bei denen dle Bindeglieder fehlen, die
geeignet wäre», die Verbindung herzu
stellen; aber hier stehen uns die Berste!
Nellingen der übereinander gelagerten
Nbscchblldnngcn als sichere Führer zur
Seite n»d machen uns bekannt mit
den !>>evicilen>nnlcn ietzt ansgestvrbcner
Arten,
Bis zum Beginn unseres Jahr-
lnindcrts waren die meisten Natur
forscher der Ansicht, das; die Arien
und Gattungen streng von einander
geschieden seien, Roch Linns sagte:
,.>!r,ettiez tc,t Klint <1ivvrs!lr>. >>»>>t
v:>ria>? ab initio rrenvit in!l„it„lii
e»!<," Erasmus Darwin, der Grost
Vater des berühniien Eharles Tarlv,,,,
und Laninlck legten den Grund zur
Descciidciiztbeorie, Bon den untersten
Organismen ausgehend ist die Ent-
ivickelung bis zu den Säugethicrcn in
großen Umrissen etwa folgende: Pro-
tisten, Polhpcn. Korallen, Würmer,
Slachellhicre, Wcichthicre, Glieder
füsilcr, Schadcllose, Fische, Amphibien,
Reptile, Bogel, Söugethicre.
Die obersten Stufen der Sänge
tliicre bilden: Äste — Mensch. Man
Hai Darwin ruhig sein« Wegeo ziehen
lasten, so lange er den Menschen
ausjerbalb des Kreises seiner Be>

ik,ttwictcillngo5,ilMnde drr Haie,
Beilin «il>r Bo,„lr,,gcr,

trachrungen lieg: denn stets hatte nian sich bemüht, tiefgreifende Unterschiede iin
Bau der Menschen und Affen aufzufinden. Aber alle Bemühungen in dieser Be
V'ehung ivaren vergebens. Trotzdem haben Darwin und seine Anhänger nie behauptet,
das; der Mensch vom Assen abstamme, und diese leider noch sehr verbreitete Ansicht
ist nur ciirc falsche Unterstellung der Gegner, Die Urheber der sogenannten „Affcn-

lhcorie' haben nie ctwaS Anderes geglaubt, als dnfz die heute lebenden Affen als
mehr oder weniger entfernte Wettern des Menschen betrachtet werden müssen und
das; zwischen beiden Mittelformen cristirt haben.
Die ersten Menschen, deren Vorhandensein wir vielleicht schon in die Tcrtiärzeit
zurückverlcgcn müssen, ähnelten in ilner Lebensweise noch sehr ihren thierischen Vor-

fahren, Vlber bald gewann der Mensch durch die Ausbildung der Sprache und durch seine überragenden geistigen Fähigkeiten die Obergewalt über seine Umgebung. Er verfertigte Waffen von Stein und Bronce, mit denen er seine Feinde erlegte, deren Fleisch ihm als Nahrung und deren Bekleidung ihm zum Schutze gegen äußere Wcttcrvcihiillniisc diente. Der Mensch machte sich auf diese Weise zum Herrn der Erde.

Als die Principien der Desccndenzlheoric von Lamarck gelehrt waren, fragte man sich, welches die Kräfte gewesen sein, die solche Veränderungen hervorgebracht hätten, und ob dieselben heute noch wirkten. Charles Darwin gebührt das ungeschmälerte

Verdienst, hier bahnbrechend gearbeitet zu baben. Die „natürliche Züchtung" wird bedingt durch den Kampf um'S Tasein. Diejenigen Wesen, die sich den gegebenen Verhältnissen am besten anpassen, bleiben Sicglr, die anderen müssen untergehen oder verkümmern. Dieses Princip genügt, um das weitere Entwickeln und Degenerircn der Arten zu erklären, Ter Zweckbegriis, der alte Zankapfel der Philosophen, ist mit dieser Erklärung deS Entstehens und Vergehens aus der Welt geschafft.

Nachdem uns Sterne auf diese Weise eine Entwickclung der Erde von ihrrni Entstehen bis auf unsere Zeil gcgrbin, schlief;! er sein Buch mit einem kleinen Ausblick auf die Zukunft unseres Planeten.

Dem Texte des Buches ist eine große Anzahl von Zeichnungen und Figuren-
tafeln beigefügt, die das Verständnis; der besprochenen Materie veranschaulichen und
erleichtern. Die meisten Kapitel des Buches sind derartig in sich abgeschlossen, das,
sie leicht ohne Kenntnis; der vorhergegangenen Ausführungen verstanden werden
können.
Ein kleiner Fehler von Sternes Werke scheint mir die detaillirte Ausführung
der Kapitel IV—XV, in welchen die Entwickclungsgeschichte des Pflanzen- und Thier-
reichs gegeben wird. Für den Laien sind die Entwickelungcn zu speciell und zu
gelehrt. Es könnte dieser Theil des Buches mit Vortheil für den Leser verkürzt
werden. öl. >l.

Französische Biicher.

Aus dem Verlage von A, Quantin, Paris,

Wer früher von einem Ausflüge nach Paris in seine Heimat zurückkehrte, der
wußte nicht genug zu erzählen von den großartigen Genüssen aller Art, die die
wunderschöne Stadt an der Seine allen Fremden bot,
O ?sri«, ,> ?nri8! l»Iiä,'Ie inulti'vsss!
i^i'on ve»t tnttj«m'5 ,j,,ittor, et r>tt'm, ropr^u^l t,^,ju„r»!
In jeder, aber auch in feder einzelnen Beziehung stand Paris unvergleichlich hoch
iiber allen andern Städten: nirgends war man so gut aufgehoben, so gut verpflegt,
so höflich behandelt- nirgends war es unterhaltender und interessanter, nirgends waren
die herrlichen Kunstschiitzc zugänglicher als dort. Erfrischt und entzückt, mit einem
gewissen wehmüthigen Bedauern und zugleich mit dem festen Borsatze, sobald wie
möglich wiederzukommen, nahm man von der gastlichen Hauptstadt Abschied.
Das hat sich feit einigen Jahren geändert. Jetzt hört man von den Besuchern
der französischen Hauptstadt vielfache Klagen darüber, das; Paris erheblich zurückgehe
und da« die leidige Politik auf die städtische Bevölkerung sowohl, als auch auf dm
früher so angenehmen Verkehr der Fremden unfreundlich eingewirkt habe: die ange-
nehme Lustigkeit und Leichtlebigkcit habe einer verdrießlichen Stimmung Platz gemacht;
von dem einst so ungemein gefälligen und bestechenden Tone der vollkommenen Höflich-
keit, der den öffentlichen Verkehr daselbst so vortheilhaft vor allen übrigen auszeichnete,
sei jetzt nur noch wenig zu verspüren. Genauere Kenner der Verhältnisse, die mit dem
Leben in den Pariser Salons wohl vertraut sind, beschweren sich darüber, das; sich
>iuch da der Ton des Umgangs bedeutend verschlimmert habe. Kurz und gut, Paris
ivird nicht mehr kritiklos bewundert, der Fremde krilisirt vielmehr jetzt ziemlich stark,
cr vergleicht die einst unvergleichliche Stadt mit anderen und fällt bisweilen ein Unheil,
das keineswegs schmeichelhaft für Paris lautet.
Man könnte leicht glauben, daß diese verminderte Werthschätzung bei uns Deutschen
auf eine gewisse Voreingenommenheit zurückzuführen sei, und wenn eine solche bei unfern
Landslcutcn bestände, so wäre sie in >xr Thal nicht erstaunlich. Man wird es uns
füglich nicht verargen können, dag wir einer Stadt nicht mehr mit der vollen S>)mpalhie
cnigcgenkommen, welche Herrn DsrouUde, der uns als eine Räuber- und Mörder»
ban?e hinzustellen für seine Lebensaufgabe erkennt, hunderttausend Stimmen bei der
Wahl giebt. Wir sind also wirklich zu stark betheiligt, um in dieser Angelegenheit
selbst Richter zu fein. Aber die .«läge über den Rückgang von Paris wird auch von
einer Seite erhoben, die über jeden Verdacht einer parteiischen und unlicbsamcn
Stimmung gegen den Mittelpunkt Frankreichs erhaben ist: gelegentlich der Vor-
bereitungen zur nächsten Weltausstellung bat ein officieller Vertreter der französischen
Regierung die Verwirklichung dieses Vorhabens auch hauptsächlich mit der Noth-
rvendigkcil begründet, den Fremden, „die den Weg nach Paiis vergesse» zu haben
scheinen", diesen Weg wieder zn erschließen.
Wir können es nicht sin ein Unglück hallen, das; man in Deutschland von der
abgöttischen Verehrung der Pariser Herrlichkeiten einigermaßen abgekommen ist: aber
wenn wir auch Grund zur Verstimmung haben und es sogar in gewissem Sinne ent-

schuldbar finden würden, daß dieselbe bei uns zu einer unberechtigten UnterschLtzung
sichren könnte, so wollen wir doch gern zugeben, das, in vielen Beziehungen Paris
noch immer auf einer der obersten Stufen steht. In vielen Punkten wollen wir es
noch gern als Muster gelten lassen. Der Sinn für schone Bücher z, B,, der in
Deutschland erst in jüngster Zeit geweckt ist, ist bei uns noch viel weniger verbreitet
und viel weniger entwickelt als in Paris.

Unter denjenigen Buchhandlungen, die es sich vor allen angelegen fein lassen,
ihre Werke in einer künstlerisch wahrhaft schönen Weise auszustatten, die olle Einzel-
heiten mit derselben Sorgfalt und dcinselbcn fein entwickelten Geschmacke Pflegen, die
auf schön geformte Schrift, saubersten Druck, gutes Papier und vornehmsten Aus-
schmuck in Kopfleisten, Schlußstücken und Kunstbeilagcn den größten Werth lege»,
nimmt das Haus von A. Quantin. aus das wir als dic Verlagshandlung dcr schönst
ausgestatteten Zeitschrift .,t> I.ivr« ' an dieser Delle schon mehrfach rühmend hin-
gewiesen haben, unstreitig eine erste Stelle ein. Wir wollen heute eine Reihe von
Werken, die in diesem Berlage erschienen sind, hier kurz ansührcn.

Zu den wcrthvollsten Veröffentlichungen rechnen wir die Sammlung der
Meisterwerke zeitgenössischer Romane, von denen bisher drei erschienen sind:
(Fustsve t'Isubsrt: „Kls>I»ms Lovur?", Oetsvs l'euillet: ,,Z>1ollsis»i cls C^irwrs",
und H. 6s ,,I,s r>ör« (Zoriot".

Diese Ausgabe in Groß-Octcw, Iiipographisch auf das Bollkommenste hergestellt,
enthält zu jedem Roman etwa zehn bis zwölf meisterliche Radirungen nach Zeichnungen
des ersten lebenden Künstler Frankreichs. Nicht ohne ein gewisses Gefühl des Neides
durchblättern wir diese herrlichen Bände, nicht ohne den Nebengedanken: weshalb haben
wir noch kein Publikum siir Prachtausgaben dieser Art? Wären Auerbach, Keller.
Hehse, Spiclhagen nicht würdig, in einem ebenso kostbaren und geschmackvollen Gewände
vor unscrm Publikum zu erscheinen? Und welche Entfernung besteht zwischen jenen
Ausgaben, die wir als „Prachtmerkc" bezeichnen, und diesen ruhigen, stillen, vornehmen
Kunstmerken! Und wenn wir eine Gcsammtausgabe machen, — wie dürftig sehen
unsere, selbst die bcstausgcstatlctcn, neben jenen glänzenden Werken aus, welche die
Franzosen veranstalten!

Vor uns liegen sieben Bände der Gcsammtausg abe von Gustave Flaubert,
die vollständig in acht Bändeil erschienen sein werden — stattliche Bände in großer
breiter Schrift, ohne Rcmmknauscrei, mit schönem, starkem, festem Papier, in würdigem
Format. Es ist ein Vergnügen, in dieser Ausstattung die Werke Flaubcrts, der unter
den französischen Dichtern dieses Jahrhunderts unzweifelhaft eine der ersten Stellen
einnimmt, noch einmal zu lesen.

Und wiederum müssen wir unwillkürlich einen Seitenblick werfen auf die Aus«
gaben unserer großen Dichter und mit Bedauern daran denken, wie sehr uns das Lesen
der werthvollen historisch-kritischen Schiller-Ausgabe durch die beigefügten Tcztvarianten.
und wie das Auffinden durch den Mangel eines Registers erschwert wird; wie sich
in die neueste große Goethe-Ausgabe von Cotta (188L) ein so entsetzlich sinnentstellender
Druckfehler wie der folgende:

„Lose, faßliche Geberdcn
Können nicht vcrsührcn"

anstatt:

„Können mich verführen"

hat einschleichen dürfen, wie, seitdem die große Lcssing-Ausgabe von Lachmann und
Malpahn vom Biicherinarkte verschwunden ist, auch nicht eine einzige Ausgabe in
Deutschland aufzutreiben ist, dic die unsterblichen Meistermerke des Begründers unserer
klassischen Literatur in einer nur halbwegs anständigen Ausstattung (ohne Illustrationen)
bringt*)! wie von Heinrich von Kleist noch keine vollständige, dem Werthc seiner Dichtung
äußerlich irgendwie entsprechende Ausgabe vorhanden ist.

Diese Zeilen waren geschrieben, als uns der eiste Band der neuen großen
Lcssing-Ausgabc zuging — wiederum mit den zahlreichen Tcztvariantcn in Fußnoten,
deren philologischer und bibliographischer Werth nicht bestritten werden soll! die
aber dic Annehmlichkeit des Lesens, namentlich der freien Dichtungen, keineswegs
erhöhen.

Ein Prachtwerk ganz anderer Art ist i-'i^u^isg ^" siecilc, mocurs-moäeg-
ussgss" von Octave Uzanne. An der überaus anmuthigen Wirkung dieses reizenden
Bandes haben der Schriftsteller, der es geschrieben, und die Künstler, die es geschmückt,
gleichen Antheil. Ilzannc, der schon sehr liebenswürdige und ebenso schön ausgestaltete
Monographien geschrieben hat über den „Fächer", „Schirm, Handschuh und Muff"
und „Seine Hoheit das Weib", schildert in diesem Bande die Französin vom Beginn
des Jahrhunderts bis auf unsere Tage, von den „Ni,mphcn" und „Mcrvcilleusen"
und den Göttinnen des Jahres VIII bis zu den Koketten des Ersten Kaiserreichs und
den Schönen der Restauration, von den eleganten Damen aus der Zeit des Romantismus,
den „Lionncs" und „Fashionables" bis zur Pariserin des Zweiten Kaiserreichs und
zu unseren Zeitgenossinnen der Zweiten Republik, Er schildert in anmuthig plauderndem
Stile die berühmtesten typischen Damen, die Lebensgewohnheiten, die Liebhabereien
und vor Allem die Moden mit ihren seltsamen Launen, Zu dem unterhaltenden und
graziösen Texte kommen durchaus entsprechende zierliche Kunslbcilagcn von geradezu
vollendeter technischer Ausführung,

Wir kehren zu den „farbigen Kupfern" unserer Väter wieder zurück. Aber welche
Fortschritte bat die moderne Technik gemacht! Auch hier sind die einzelnen Bilder
durch Kupferstich hergestellt und mit farbigen Platten gedruckt, nach Aquarellen von
Lynch. Von der Sorgfalt, mit der diese Blätter hergestellt und, wird schon die ein-
fache Mittheilung, daß zum Druck eines einzigen solchen BlattcS fünfzig verschiedene
farbige Platten verwendet werden mujzlcn, einen Begriff geben können. Die Wirkung ist
aber auch eine vollkommene. Mit der Lupe in der Hand vermag man nicht die leiseste
Unebenheit und Unrichtigkeit wahrzunehmen; man möchte glauben, dag jedes Blatt
von einem wahren Künstler mit der Hand colorirt worden ist. Außer den zehn großen
Kunstblättern haben alle Kapitel an Stelle der Kopfleiste und der Initiale noch kleinere,
ebenfalls durch Kupferstich und farbigen Druck hergestellte Composilionen, sowie eine
Anzahl von Holzschnitten als Schlußstücke und auf den Schmuptileln, von denen jeder
einzelne eine besondere Besprechung verdienen würde, so allerliebst sind sie. Wir
haben seit langer Zeit kaum ein gefälliger und schöner ausgestattetes Buch in Händen
gehabt.

Sehr stattlich nimmt sich die Schilderung Englands, Schottlands und Irlands
aus („l/^nfflstsrrs. l'?'e«s«s et I'Irlä'icl«") von P. Billars, die auf das Verschwen-
derischste mit Holzschnitt«! geschmückt ist; das etwa 7>«) Seilen Mlendc Weil enthalt
deren nicht weniger als 6<X>.

Der Band „Französische Sagen" (..I^es I^s«ernle« cis i>im<'<,"), ebenfalls mit
schönen Illustrationen, führt uns zu den Äinderschriftm. Dieser Band ist für die
„reifere Jugend" berechnet, aber auch der Erwachsene wird die schönen und sinnigen
Sagen gern lesen. Für kleinere Kinder hat dieselbe Berlageansialt verschiedene Serien
veranstaltet der allcrverschiedcnstcn Art, mit belehrender und unterhaltender Tendenz
und siir Kinder jeden Alters, Schriften zu jedem Preise. Einige sind spottwohlfeil.
Da sind z.'B. die „Albums", die von 1b Centimes bis 1 Franc !Zd Centimes, je
nach dem Formale und dem Umfange, kosten, Sic enlhnlten die bekannten Kinder-
geschichten, wie „Don Quixote", „Robinson Crusoe", „Münchhausen", „Der gestiefelte
Kater", oder hübsch ersundene Märchen über die Hausthicre, über die Blumen, oder
auch bekannte Volkslieder wie „Malb'rough", „Mutter Michel" u. s. w. Selbst
bei den allcrbilligstcn ist die Ausstattung geradezu mustergültig: schönes starkes
Papier, grosie deutliche Schrift und Illustrationen, die von den ersten Künstlern
componirt und so recht für das Kinderauge bestimmt sind, natürlich in Buntdruck.
Die Sachen wären zu diesen unbegreiflich niedrigen Preisen gar nicht herzustellen,
wenn nicht von vornherein auf einen überaus starken Absatz mit Sicherheit gerechnet
merdm könnte.

In einigen mit größerem Luxus hergestellten Kinderbüchern, wie »Ii» ^ouruss
ils debs", ist der Einfluß der Kate Grcenawaii unverkennbar; aber mit welchem
Talente hat sich der Illustrator Bouisset in die Art der Kate Grccnamah hineingelebl!
Er ist kein Plagiator, er ist ein gelehriger Schüler und Fortsetzer; es ist dieselbe drollige
gezierte Naivetät, derselbe reizende Unsinn in der Anordnung und auch dieselbe Kunst-
fertigkeit, Die Sachen sind köstlich gezeichnet.

Wenn wir an die A-B-C-Fibeln unserer Kindheit denken, an die ersten Ausgaben
des „Struwclpelcr", und sehen jetzt diese Kindcrschrislcn an, die in ihrem Äeschmacke,

in dcr Sauberkeit der Herstellung, und zwar unter voller Berücksichtigung der Wirkung auf das Kindcrgemüth, als unübertreffliche bezeichnet werden müssen, dann dürfen wir wirklich sagen, das; wenigstens in Beziehung auf die Jugcndschristen die Klage um die gute alte Zeit nicht berechtigt ist. ?. I..

Bibliograph!

Die russischen Erzähler erfreuen sich mit Recht bei uns in jüngerer Zeit lebhafter Beachtung. Neben Turgenjew ist es in erster Linie Tolstoi, dcr als Repräsentant des kräftigen, gesunden Realismus aufgcfaszt zu werden verdient, welcher die russische Schule vor der französischen auszeichnet. Zwei Werke Tolstois liegen uns vor: Die prachtige Novelle „Tie Kosaken", aus dem Russischen von G. Kcumel (Berlin. A, Deubncr), versetzt uns in die Gebirgswelt des Kaukasus, eine Welt, die dem deutschen Leser, dcr sich nicht mit Puschkin und Lermontow beschäftigt hat, neu ist. Mitten in die ursprünglichen Verhältnisse eines kaukasischen Dorfes stellt er einen jungen Mann aus Moskau, dcr das Leben genossen hat und nun, deS Genusses müde, sich zurückzieht, um in den natürlichen Verhältnissen und Lebcnsbcdingungcn sich sozusagen wieder gesund zu baden. Das Liebesverhältnis;, das sich hier zwischen ihm und einem Dorf- ! mädchen entwickelt, ist in allen Einzelnhciten j auf's Feinste durchgeführt. Aber es gicbt keine Versöhnung der übertünchten Cultur und der natürlichen Einfachheit — das ist der Grundgedanke der Novelle — und dcr Moskauer Jüngling Oleum kehrt unbefriedigt in seine Heimat zurück.

Gleichzeitig veröffentlicht Paul Willielm Grast eine UcberseMng von Anna «nrenina, Roinan in sechs Büchern von Graf L, N. Tolstoi (Berlin. Richard Wilhelmi), drei Bände. Emc gros; angelegte Ehebruchs-Gcschichtc, die sich jedoch weit entfernt hält von den Tendenzen französischer Romane ahnlichciGattung, dcr vielmehr cin ethischer Gedanke zu Grunde liegt und cin sittlich befriedigender Abschluß gegeben ist.

Eine dritte UeverseiMig nus dem Russischen ist Lblamow, Roman von I, ?l. Gon- t s ch a r o w. Aus dem Russischen von Gustav Keuche! (Berlin, A,Teubncr), Gontscharow wird in Rußland bedingungslos ncben Turgenjew gestellt. Seine Art zu schaffen ist allerdings eine

che Notizen.

ganz andere. Wenn wir unscren Maßstab, das heiszt den Maßstab eines deutschen Lesers anlegen, werdcn wir dem russischen Publikum nur zum Theil beistimmen. Für uns ist Gontscharow, da uns dcr Gegenstand seiner Schilderung nicht in gleicher Weise intcrcssirt, wie die Russen, etwas zu wcitschmeisig, Turgenjews Charakteristik geht trotz der bisweilen sehr feinen Ausmalung unbedeutender Einzelzüge doch stets in's Große. Gontscharow führt jeden kleinsten Strich auf's Zarteste aus; ihm ist nicht die Fabel die Hauptsache, sondern der Mensch, und dieser Mensch ist in diesem Falle der Held seiner Erzählung, Oblomow, Oblomow ist ein furchtbar gelungenes Abbild eines russischen Jünglings, wie er Jahrzehnte lang war: kühn in seinen Anläufen, phantasievoll in dcr Ersinnung von Plänen ^ träge in dcr Ausführung: und an dcr Trägheit geht er zu Grunde. Nirgends ist die Energielosigkeit, die nicht blos dem Russen, sondern im Allgemeinen dem flnvischen Stamme eigen ist, so erschreckend treu gezeichnet wie in Oblomow. —

Die ermähnten drei llcberschungen sind allerdings schwach. Schon in ganz geringen Aeußcrlichkciten zeigt sich die Flüchtigkeit dcr Arbeit. Während in dcr Vorrede von Eugen Zabel immer richtig „Karcnin" gesagt wird, heißt es aus dem Titel „Anna Karenina". Aber nicht diese kleine Acußcrlichkcit ist es, um derent-

willen wir die llebcrsctzung als schwach be-
zeichnen. Es ließe sich aus den erwähnten
drei Romanen ein ganz großes Sünden-
register aufstellen. Hier ist jedoch nicht
dcr Ort dazu.

Die Romane selbst verdienen im höch.
stcn Grade die Beachtung dcö deutschen
Publikums, und wir mögen ihm den Genuß
bei Leibe nicht verkümmern. rl.

Guttarrenkliinge, Volks- und volks-
thiimlichc Lieder Spanien«, Uebcrsetzun-
gcn nebst Anhang eigener Gedichte von
Günther Wölling (Leipzig, Wilhelm
Friedlich).

Eine Sammlung von spanischen Volks-
liedern undNcversetzungen spanischerKunst-

dichter. Zum Schlüsse fügt Wölling eigene
Dichtungen „Bilder und Sagen" an. Dic
kleinen spanischen Lieder rönnen uus, rein
ästhetisch betrachtet, nicht alle Geschmack
abgewinnen: es ist manches darin, für
welches wir nicht volles Vcrstiindniß oder,
richtiger gesagt, das volle Nachempfinden
haben. Das wird uns besonders klar,
wenn mir Wallings eigene Gedichte lesen,
die sich dem Tone der übersetzten an-
schließen. Walking erweist sich in ihnen
als ein sehr begabter Dichter, und die
ganze Sammlung ist trotz der ausgesproche-
nen Bemängelung eine sehr beachtens-
werthe Gabc für jeden Lilcraturfreund,
da sie uns gewisse spanische Liedformen
und Kunstdichter zum ersten Male vor-
führt. Die Anmerkungen und die musika-
lischen Beigaben erleichtern das Verständ-
nis! des Fremden, »v.

.Bildcrsaal der Weltliteratur von
Dr. Johannes Schcrr (dritte neu be-
arbeitete und stark vermehrte Auflage
in drei Bänden. Stultgart,Gcbr,Kröner),
eine Blüthenlese von Dichtungen zur
Begleitung der Geschichte der Universal-
Litcratur,

Mit dcrgO.Liefcrung liegt diesco längst
bekannte und von Allen geschätzte Werk in
drei Bänden abgeschlossen vor, ÄZer Bilder-
faal umfaßte früher nur zwei Bände, Er
ist also um einen groszen Band gewachsen,
2 ie Vermehrung kam besonder« der deutschen
Literatur zu gute, die nun einen ganzen
— den zweiten — Band ausfüllt und
somit zu einem selbständigen Buche ge-
worden ist. Ganz besonders sind die
modernen Dichter reich vertreten, und
Scherr wählt mit feinem Verständnis; nicht
blos unter den berühmtesten Namen und
unter den besten Productcn der Neuzeit,
er versteht eS auch, durch charakteristische,
wenu auch, ästhetisch betrachtet, minder-
werthigc Proben dic Bestrebungen der jüng-
sten Decennicn nach allen Seiten zu
charaktcrisircn. Aber auch der erste Band
ist reichlich vermehrt aus dem großen
Schaß vorzüglicher deutscher Ucbertragun-
gen. Denn es ist bekanntlich einer der
großen Vorzüge des Biloersaals, daß er
in den Proben fremder Dichtung zugleich
bemüht ist, möglichst viel Uebcrsepcr vor-
zuführen und auf diese Weise zu bekunden,
wie vielseitig sich die Uebersctzungskunst
in Deutschland entwickelt hat, Scherrs
Bildersaal ist ein Buch sür Gelehrte wie
für Nichtgelchrte. Den Crstercn gicbt es
eine bequeme historische Chrestomathie zur
litcrar-historischcn Forschung an die Hand,
dem größeren Publikum bietet es eine
Auswahl hervorragender Dichtungen aller
Länder und Zeiten, wie sie in keiner
Literatur wieder vorhanden ist. rl.

„LebenS-Vhrsnik", Verlag des Berliner
Lith. Institut (J„l, Moser), Berlin.

Die Lebens-Chronik soll die Mög-
lichkeit gewähren, die bedeutungsvollen
Momente im Leben des Kindes, des
Jünglings und der Jungfrau, des Mannes
und der Ehefrau, mithin jedes Einzelnen
von der Wiege bis in das reife Alter in
Erinnerungszeichen, Abbildungen, Auf-
zeichnungen und Gcdenkblättcrn vcr-
schiedensicr Art festzuhalten und als
bleibenden Besitz in unserem Gedüchtmß
pietätvoll aufzubewahren. Sie ist so
eingerichtet, daß allen Vorkommnissen
des Lebens der geeignete Platz gesichert
ist und der Besitzer des Albums über
die Ausnutzung des Raumes keinen
Augenblick zweifelhaft fein wird. Es ist
ein Gcschcnkbuch, das gefühlvollen Ge
müthcrn Freude machen wird,

IZvi >Isr Us^ictiuu von ,,K»I'I> Ulli Süll
S,d>I«tt>o>c tlir n,»,«rn» Völllirllui»!».
29—Z«. r^ipaiF, Veilaz r/mn?
Srsimlng, tlmil, UoscilicKtv äer äeul!>o>>«n I,iK>-
rntur, »., I>. nnck >V. !.!?!;, I^>,r. Vorlag
Sr«»oK, Kloril?, Oliver Oomvoll unä Si« pnri-

KlviRiK« Lovolution. ?i!>vllk»rt a. ll,,
va> Vl»sn ösr öso»i,«»r«, DovtscK» I. »ivsrsal-
liidliotlieic kür «sdUckste. Iii,,»! XI.IV,
°VVirdsIrKisrv,' 11t in >Isn ?ont go-
im Isxt un>> >g V«>Il,,I>Iorn, S-».
Illdwgon. Vorlag cksr II, l^»ui>>> sclion lZucu-